Globus.

XVI. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Sechszehnter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1869.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Indischer Archipelagus. Australien. Südsee.

Zum Weltverkehr.

Zur Völkerkunde.

Vermischte Mittheilungen.

Personalnotizen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Amerika.

Australien.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Ausrottung der Indianer in Nordamerika. Ein Blick auf das Volk der Mandanen.

I.

Die Kriege der Nordamerikaner gegen die braunen Leute. — Die Mandanen. — Ihre religiösen Vorstellungen. — Die Sage von einer großen Fluth und die auf letztere bezüglichen Feierlichkeiten. — Der große Kahn und der Tempelwigwam. — Das religiöse Fest des O kie pa. — Die große Pfeife und der oberste Zauberer. — Die Waffenwacht und die Rückkehr der Gewässer in ihr Bett. — Der Tanz zur Herbeischaffung der Büffel. — Die Verjagung des bösen Geistes.

Es gewährt ein peinliches Interesse, zu beobachten, wie gerade in unseren Tagen ein Völkerstamm in Nordamerika nach dem andern von der Erde verschwindet. Eben jetzt, im Laufe des Jahres 1869, nimmt die Ausrottung einen raschern Fortgang als je zuvor. Der braune Mann hat auf der weiten Strecke von Arizona in der Nähe des californischen Meerbusens bis zum obern Missouri den Kriegspfad beschritten; er ist von einer man könnte sagen wahnwitzigen Verzweiflung gepackt worden, und hat den weißen Leuten Krieg auf Tod und Leben angesagt. Er scheint instinctmäßig zu fühlen, daß die Tage seiner Existenz gezählt seien, und nun will er sie so theuer als möglich verkaufen.

Die Barbareien, welche auf beiden Seiten verübt werden, sind grauenhaft. Wir nehmen seit vielen Monaten keine amerikanische Zeitung zur Hand, ohne von haarsträubenden Greuelthaten zu lesen. Weite Strecken sind für die Weißen unbewohnbar geworden; die „Wilden", und sie verdienen in der That diese Bezeichnung, sind beritten; sie sind überall und nirgends; sie skalpiren und martern ohne Unterschied Männer, Weiber und Kinder, äschern die Häuser ein, stecken die Ernten in Brand und sind zu einer unerträglichen Landplage geworden. Den Nordamerikanern bleibt in der That nichts weiter übrig, als derselben auf irgend eine Weise ein Ende zu machen.

Die Indianer der Prairien sind unbändig; sie sind platterdings nicht zu „civilisiren"; dem widerstrebt ihre innerste Naturanlage. Sie können nur Büffeljäger sein; sobald man ihnen den Bison verscheucht, ihnen die alten Jagdgebiete nimmt oder einengt, sind sie verloren. Jeder Anthropolog weiß, daß es rein unmöglich ist, sie in Ackerbauer umzuwandeln; sie verstehen gar nicht, was es heißt, ansässig auf einer und derselben Stelle zu sein und ein Feld zu bebauen. Der Begriff des Arbeitens ist ihnen durchaus fremd. Man hat den Vorschlag gemacht, alle diese Prairie-Indianer einzufangen und über das weite Gebiet der Union einzeln zu vertheilen; doch ist derselbe durchaus unpraktisch oder auch er, der angeblich philanthropisch ist, geht gleichfalls auf eine Vernichtung der braunen Leute hinaus.

Wir haben im „Globus" mehrfach erörtert, welche Umstände zu diesen blutigen Kämpfen Anlaß gegeben haben. Die Schuld fällt zumeist auf die Weißen, und der Indianer nimmt Rache. Es handelt sich um einen Racenkrieg, der nie wieder aufhören wird. Die sogenannten Angelsachsen in Amerika vernichten andere Racen, mit denen sie in Berührung kommen; im ganzen Gebiete der Union wird heute die Anzahl der braunen Leute nicht viel über zweimalhunderttausend Köpfe betragen.

Im Jahre 1868 hat der General Sheridan, von Geburt ein Irländer, die Indianer mit rücksichtsloser Barbarei verfolgt. Sie benutzten die Wintermonate, um sich zu neuen

Kämpfen vorzubereiten. Sheridan's im Yankeestil prahlerisch abgefaßte Berichte, denen zufolge er die Wilden dauernd gebändigt habe, waren Aufschneidereien, und jetzt sind die Amerikaner ungewiß, welches System sie befolgen sollen. Alles, was bisher versucht worden ist, erreichte den Zweck nicht.

Wir lesen nun (Neuyorker Berichte vom 10. Juli), daß General Sherman, welcher jetzt die Indianerangelegenheiten zu einem Austrage bringen soll, den Frieden auf folgende Weise herzustellen und zu sichern glaubt. Die braunen Leute sollen in vier große „Reservationen“ eingegrenzt werden; wer von ihnen die Grenzen derselben überschreitet, soll ohne Weiteres als ein Feind und als ein vogelfreier Geächteter betrachtet werden. Wer einen solchen tödtet, begeht keinen Mord; er darf schon den Indianer in dessen „glückliche Jagdgründe“ befördern, ohne eine Feindseligkeit von demselben erfahren zu haben.

Aber in solchen engen Reservationen weiß der Indianer nichts mit sich anzufangen; er hat einmal den Drang in die Weite, und er wird und muß ausbrechen. Auch zeigt die Erfahrung, daß die Reservationen, welche man den Indianern für das ihnen abgeraubte Land zugebilligt hat, gar nicht sicher sind vor den Uebergriffen der Weißen. Man bedenke nur, wie es den Tschirokis und anderen südlichen Stämmen in dem ihnen vorbehaltenen Indian Territory ergangen ist. Die Weißen nehmen Alles, ohne sich um Recht und Gesetz zu bekümmern; sie treten dem Indianer mit Gewalt gegenüber oder chikaniren ihn aus seinem Besitz hinweg. Daraus

Ein Dorf der Mandanen am Missouri.

entstehen die unaufhörlichen Fehden und Grausamkeiten. Der Irländer Sheridan wollte mit Pulver und Blei „civilisiren“, und er erreichte nichts; neuerdings hat man die Quäker mit der Bibel zu den braunen Leuten geschickt, und sie wollen Frieden predigen, während das Gemetzel über eine Strecke von mehr als dreihundert deutschen Meilen seinen lustigen Fortgang nimmt.

Diese Scheyennes, Sioux, Apatsches, Komantsches, Pahnis und wie sie weiter heißen, werden nach und nach ausgerottet werden; sie werden untergehen in tragischer Weise, und einem Geschick erliegen, das unabwendbar ist. Man weiß, daß seit 1620 alle Stämme, bis auf einige kümmerlich dahinlebende Trümmer der Irokesen und Mikmaks, im Osten des Mississippi verschwunden sind. Seit etwa vierzig Jahren dauert nun der Kampf gegen die Völker im Westen des großen Stromes und jenseit der Felsengebirge bis zu den Gestaden des Großen Weltmeeres. Das erste Volk in den Prairien, welches dem herben Geschick unterlag, waren die Mandanen am mittlern Missouri. Sie hatten religiöse Feste und Ceremonien, welche von denen aller anderen Stämme abwichen. Wir wollen bei der Schilderung dieser Feierlichkeiten den Berichten Catlin's folgen, der Augenzeuge war; wir wollen auch zeigen, in welcher Art und Weise dieses Volk seinen Untergang fand.

* * *

Die Mandanen hatten, gleich anderen Indianern, einen guten und einen bösen Geist und, gleich den meisten übrigen Völkern, die Sage von einer großen Fluth, aus welcher nur ein einziges Menschenpaar sich rettete. Von einem Zusam-

menhange mit der Sage von der noachischen Sintfluth kann auch nicht entfernt die Rede sein, und es läuft auf reine Phantasterei hinaus, einen solchen anzunehmen. Bei den Mandanen beziehen sich mancherlei Gebräuche und allerlei Bußübungen auf die große Fluth, deren Rückkehr abgewandt werden sollte, und die großen Feierlichkeiten waren zugleich ein Erinnerungsfest.

Der bekannte Maler Catlin hatte im Jahre 1832 Gelegenheit, diese Festlichkeiten und Bußübungen in allen ihren Einzelnheiten beobachten zu können, und sein Bericht ist um so werthvoller, weil es sich um feierliche Gebräuche bei einem Volke handelt, das nun seit einem Menschenalter von der Erde verschwunden ist. Auf Catlin's Urtheile und Hypothesen ist nicht der mindeste Werth zu legen, aber seine Zeichnungen sind, weil durchaus treu und typisch, von großem Werthe, und dem, was er als Augenzeuge Thatsächliches erzählt, darf man Glauben schenken. Das gilt auch von seiner Schilderung des O kie pa, der großen religiösen Bußceremonie der Mandanen. Diese letztere ist offenbar selbständig-urindianisch, aus dem Volke selbst erwachsen und nicht etwa entlehnt. Es giebt kein Nebenstück zu diesen grauenhaften Ceremonien.

Als Catlin 1832 die Mandanen besuchte, lebten in ihrem Dorfe am linken Ufer des Missouri, etwa 300 deutsche Meilen oberhalb der Mündung desselben, etwas mehr als 2000 dieser Indianer. Sie unterschieden sich in einigen Bräuchen von den übrigen Stämmen; die Behauptung jedoch, daß es viele mit blauen Augen und weißer Gesichtsfarbe

Die Waffenwacht.

unter ihnen gegeben habe, ist nicht erwiesen. Es gab übrigens eine Zeit, da man diese urwüchsigen Mandanen von einer fabelhaften Colonie herleiten wollte, welche in der ersten Hälfte des Mittelalters aus dem britischen Fürstenthum Wales bis an den obern Missouri gekommen sei! Diese Annahme war eine geradezu blödsinnige Hypothese.

Die Männer bei den Mandanen flochten ihr langes Haar in zollbreite Stränge, welche sie auf die Schultern herabhängen ließen; der Raum zwischen dem einzelnen Strange wurde mit Leim und rothem oder gelbem Oker ausgefüllt.

Diese Numa ka kie, d. h. Fasanen, oder wohl richtiger Prairiehühner, lebten mit den Weißen in friedlichem Einvernehmen und rühmten sich, niemals einen weißen Mann getödtet zu haben. Auch Catlin wurde von den Häuptlingen und dem Volke überhaupt freundlich aufgenommen, und er konnte nach Belieben zeichnen und porträtiren. Ein Deutscher, Herr Kipp, welcher als Dolmetscher und Agent der Missouri-Pelzcompagnie bei den Mandanen lebte und deren Vertrauen genoß, ging ihm freundlich an die Hand und gab ihm manche wichtige Erläuterungen und Fingerzeige. Er war zu dergleichen um so mehr befähigt, da er seit etwa zwanzig Jahren unter diesen Indianern wohnte und sie gründlich kannte. Auch über das große Fest O kie pa erfuhr Catlin Vieles von ihm, und der Maler beschloß, sich dasselbe mit anzusehen. Der Häuptling, dessen Porträt er gezeichnet hatte, sagte ihm, das Fest werde stattfinden, wenn die Weidenblätter bald abfallen würden. Auf die Frage, was die Weidenblätter mit dem Feste zu schaffen hätten, wurde entgegnet, daß der Vogel in den großen Kahn einen Weidenzweig gebracht habe, dessen Blätter dem Abfallen nahe ge-

wesen wären. Auf die Frage: wie es sich mit dem Vogel verhalte, gab der Indianer keine Antwort, sondern nahm den weißen Mann beim Arme und führte ihn im Dorfe herum, bis er ein paar Tauben auf einem Wigwam sitzen sah. „Das ist der Vogel, und er ist eine große Medicin." Die Tauben waren bei den Mandanen sehr zahlreich und wurden geschont. Catlin, der bei jeder Gelegenheit wunderliche, luftige Hypothesen zum Besten giebt, zieht nun folgenden komischen Schluß: „Da diese Legende von der Botentaube in den Fluthsagen anderer amerikanischen Stämme nicht vorkommt, so muß man annehmen, daß die Mandanen sie in einer unbekannten Zeit auf dem Wege über die Atlantis erhalten haben!"

Das Volk der Mandanen hatte 1832 noch ein Dorf, und von der Bauart desselben giebt unsere Illustration eine gute Vorstellung. Die Wigwams hatten alle einerlei Form; das Gerüst war mit Weidenzweigen dicht durchflochten und mit Lehm und Kies beworfen. Die Dächer waren so stark und haltbar, daß die ganze Hausgenossenschaft, Hunde mit eingeschlossen, auf denselben Platz nehmen konnte. Solch ein Mandanenwigwam, der sich wesentlich von den Zelthütten anderer Indianer unterschied, hatte 30 bis 60 Fuß Durchmesser, war kreisrund und faßte 20 bis 30 Personen. Die Vorderseite des Dorfes war durch das steil zum Missouri abfallende Ufer wohl geschützt, das übrige war mit einem Pfahlwerk umgeben, hinter welchem man einen Graben gezogen hatte. Die Medicinhütte war geräumiger als alle übrigen Wigwams, und hatte nicht weniger als 65 Fuß Durchmesser. Vor ihr hingen auf hohen Stangen vier symbolische Zeichen; sie bestanden aus allerlei buntfarbigem Zeug und verschiedenem Zierrath. Diese große Medicinhütte bildete den heiligen Tempel, welcher das ganze Jahr hindurch unzugänglich war, und nur an den vier hohen Festtagen geöffnet wurde.

Tag und Nacht.

Etwa in der Mitte des Dorfes stand auf einem freien Platze der „Große Kahn" (— welchen Catlin natürlich als „Arche" bezeichnet, denn von der Sage in den jüdischen Büchern kann er sich nicht losmachen —); vor diesem wurden allerlei Ceremonien vorgenommen. Die „Arche" war aus Brettern und Gerüsten plump zusammengesetzt, etwa zehn Fuß hoch und enthielt allerlei geheimnißvolle Gegenstände, welche nur von Medicinmännern gesehen werden durften; sie stand in großer Verehrung. Außerhalb des Pfahlwerks befand sich der Bestattungsplatz. Die Todten wurden leicht einbalsamirt, in weichgemachte Büffelfelle gewickelt und dann auf hohe Gerüste gestellt, damit kein Thier sie beschädigen konnte.

Das O kie pa muß als ein religiöses Fest betrachtet werden, so profan auch uns Europäern die Art und Weise erscheint, in welcher es begangen wurde. Es handelte sich dabei vorzugsweise um ein Andenken an die große Fluth, welche von den Mandanen als Mic-ni-ro-ka-ha-scha, d. h. die Wasser, welche zurückkehren, bezeichnet wurde. Im Zusammenhange mit dem Feste stand erstens der Büffeltanz, der für sie von großer Wichtigkeit war, denn er war von Einfluß auf den Zug der Büffel, welcher den Mandanen die Hauptnahrung lieferte, sodann auch die Kriegerweihe der jungen Leute, welche im abgelaufenen Jahre mannbar geworden waren.

Die Einzuweihenden mußten sich langem Fasten und schmerzhaften Qualen unterwerfen, durch welche man ihren Muth und ihre Ausdauer erproben wollte, und die Probe nahm folgenden Verlauf. Der große Medicinmann oder Zauberer des Dorfes stellte sich bei Sonnenaufgang eines anberaumten Tages auf das Dach eines Wigwams und rief dem Volke zu, er sehe, daß sich von der Seite des Sonnenunterganges her etwas Auffallendes bewege. Bald nachher kam dann ein großer Mann mit weißbemaltem Gesichte ins Dorf und öffnete die große Medicinhütte. Nun stiegen Männer, Frauen und Kinder auf die Dächer, andere gingen im Dorfe umher und zogen vor den Tempel. Alle erhoben erst ein gellendes Geschrei, welchem ein langgezogenes Seufzen und Heulen folgte. Die Hunde bellten, Alles war in größter Aufregung und wie von einem gewaltigen Schreck ergriffen. Man holte Waffen und Pferde, geberdete sich als ob ein Feind herannahe, den man abwehren müsse, und richtete den Blick nach der Prairie. Auf dieser ging ein Mann; er kam allein geraden Weges auf das Dorf zu und hielt bei der Pfahlumzäunung an, wo die mit ihren Lanzen und Schilden bewaffneten Krieger sich aufgestellt hatten. Der Obmann derselben fragte den Fremden, woher er komme und was seine Absicht sei, und die Antwort lautete: „Ich komme aus meiner Wohnung in den hohen Gebirgen, die gen Niedergang liegen. Verweigert mir den Eingang in die Medicinhütte nicht; falls Ihr es thätet, würde Euer ganzer Stamm untergehen."

Jetzt wurden die Häuptlinge, welche bisher in der Berathungshütte beisammen gewesen waren, herbeigerufen. Sie hatten sich das Gesicht schwarz bemalt und begrüßten den Mann als einen alten Bekannten; Alle drückten ihm, der ja Nu mohk muck a nah, d. h. der einzige, erste Mensch war, die Hand, und luden ihn ein, ins Dorf zu kommen. Dann hielt er eine Ansprache, in welcher er hervorhob, daß

er der Einzige sei, welcher sich aus der großen Fluth herausgerettet habe. Es sei ihm möglich gewesen, seinen Kahn auf einen hohen Berg hinabzulassen und in diesem wohne er jetzt noch. Die Medicinhütte werde nun geöffnet, damit die Mandanen ein Fest veranstalten könnten, weil das Ende der Fluth gekommen sei. Auch sollten sie Opfer bringen, um eine Wiederkehr derselben abzuwenden.

Als er, von den Häuptlingen geleitet, das Dorf betreten hatte, war alles Geheul und Geschrei verstummt und jeder Schrecken verschwunden. Frauen und Kinder mußten in die Hütten gehen, die Hunde festbinden und durften sich den ganzen Tag über nicht wieder sehen lassen, denn der Tag gehörte dem Großen Geiste. —

Catlin war mit Herrn Kipp bei alle dem zugegen und berichtet auch über das Folgende als Augenzeuge. Der fremde Mann schien bejahrt zu sein und trug einen aus vier weißlichen Wolfsfellen verfertigten Ueberwurf; Leib, Gesicht und Haar waren mit weißem Thon beschmiert; in der linken Hand trug er eine große Tabackspfeife, als geheiligten Gegenstand, welchem das Volk große Ehrfurcht zollte. Die Männer folgten ihm bis zur großen Medicinhütte, welche seit dem vorigen Jahresfeste nicht geöffnet worden war, und die Häuptlinge kehrten nach dem Berathungswigwam zurück. Eine Weile nachher fand sich hier der fremde Mann ein und erbat sich als Gehülfen für seine Tagesarbeit vier Männer der Mitternacht und des Mittags, des Aufganges und des Niederganges, Leute mit reinen Händen und Füßen, auf daß der Tempel nicht beschmutzt werde. Sofort erschienen vier Männer und gingen ans Werk, um Alles für die Ceremonien des nächsten Tages vorzubereiten. Die Wände wurden mit Weidenzweigen geschmückt und duftige Kräuter aus der Prairie geholt. — Nun gingen alle Mandanen in ihre Hütten, welche auch die Männer an jenem Tage nicht mehr verlassen durften. Der „erste Mensch“ besuchte nämlich jeden einzelnen Wigwam, ließ den Besitzer vor den Eingang kommen und erzählte, wie die Menschen während der großen Fluth umgekommen seien, wie er allein sich gerettet und seine Wohnung gen Aufgang habe. Er verlange von jeder Hütte ein zugespitztes Werkzeug, welches er dem Wasser als Opfer darbringen werde, denn mit solchen Werkzeugen sei der große Kahn gebaut worden. Er bekam, was er verlangte, denn man weiß ja im Voraus, was er fordert. Abends brachte er Alles in den Tempel, und dort blieb es bis zum Abend des vierten Tages liegen. Nu mohk muck a nah schlief in jener Nacht allein in der Medicinhütte.

Am andern Morgen trat er aus derselben heraus und gebot sämmtlichen jungen Leuten, welche Krieger werden wollten, ihre Hütten zu verlassen; alle übrigen Bewohner mußten noch daheim bleiben. Bald war etwa ein halbes Hundert junger Männer, welche das angemessene Alter erreicht hatten, vor dem Tempel versammelt. Catlin, der sie sah, betont, daß sie eine prächtige Menschengruppe bildeten. Der Körper war unbekleidet, aber vom Kopfe bis zum Fuße mit Thon von allerlei Farben bemalt: weiß, roth, gelb, blau und auch grün. Jeder trug am Arm einen Schild aus Büffelfell, und in der linken Hand den Bogen, in der rechten einen Medicinbeutel. Sie gingen einer hinter dem andern im Gefolge Nu mohk muck a nah's in den Tempel, hingen Bogen und Pfeil auf und setzten sich dann auf den Boden nieder.

Biber und Schlange.

Der erste Mensch ließ nun den obersten Zauberer holen und übertrug ihm das Amt eines Leiters der Feierlichkeiten, wir wollen sagen eines Ceremonienmeisters, indem er ihm die große Pfeife übergab. Diese, sagte er, sei von ihm aus der großen Fluth gerettet worden, und sie schien bei den Mysterien von großer Wichtigkeit zu sein.

Der erste Mann ergriff dann die Hand des obersten Zauberers, trat aus dem großen Wigwam heraus, erklärte, man werde ihn erst im folgenden Jahre wiedersehen, schritt durch das Dorf, berührte die Hand einiger Männer, welche ihm begegneten, und war bald nachher in der Prairie verschwunden.

Catlin erzählt, wie es ihm möglich geworden sei, den Tempelwigwam zu betreten, was noch nie einem Weißen, auch nicht einmal Herrn Kipp, erlaubt worden war. Der Maler hatte ein Porträt des ersten Zauberers entworfen und dieser, welcher ja auch Ceremonienmeister war, fühlte sich dadurch sehr geehrt. Nun glaubte er ohne Widerrede der erste und angesehenste Mann im Stamme zu sein; der fremde Mann aber sei die „größte Medicin“ unter allen Weißen, ein großer Häuptling, weil er ein Gleichbild habe machen können, das selbst Frauen und Kinder zum Lachen bewege. Er nahm den Weißen am Arme und führte nicht nur ihn, sondern auch dessen Begleiter ins Heiligthum. So waren Alle im Stande, die Feierlichkeiten zu beobachten, welche wir nun schildern wollen.

* * *

Der Ceremonienmeister legte sich am Feuer nieder, das in der Mitte des Tempels brannte, und hielt die Medicinpfeife in seiner Hand. Dann fing er an zu seufzen und den Großen Geist anzurufen; dabei warf er dann und wann einen Blick auf die jungen Männer, welche von nun an vier Tage und vier Nächte lang weder essen, noch trinken oder

schlafen durften. Diese Entbehrungen sollen eine Unempfindlichkeit hervorbringen, den Körper abmagern und ihn zum Ertragen der Marter fähig machen. Solch eine Waffenwacht wurde von den Mandanen als „Rückkehr der Gewässer in ihr Bett" bezeichnet.

Das Innere des Tempelwigwams bot einen merkwürdigen Anblick dar. Unsere Illustration (S. 3) giebt die Zeichnung wieder, welche Catlin an Ort und Stelle entwarf. Die Wände waren, wie schon oben bemerkt wurde, mit Weidenzweigen und aromatischen Kräutern geschmückt; am Boden lagen symmetrisch Büffelköpfe und Menschenschädel, und in der Nähe des Zauberers vier Schläuche, die sehr sorgfältig gearbeitet waren und mit großer Ehrfurcht betrachtet wurden. Jeder war mit Wasser gefüllt und glich so viel als möglich einer auf den Rücken gelegten Schildkröte; an dem einen Ende bildeten Rabenfedern einen kleinen Schwanz, an welchem auch ein Stab angebracht war; dieser diente beim heiligen Tanze zum Taktschlagen. Erwähnen müssen wir auch der Ih-ti-ka oder Trommeln und der Klappern, welche beide eine wichtige Rolle bei den Ceremonien spielen. Die Schläuche waren offenbar schon alt, und die Mandanen versicherten, daß das in ihnen befindliche Wasser von der großen Fluth herrühre. Catlin bot bis zum Werthe von einhundert Dollars für einen solchen Schlauch, aber man wollte sich um keinen Preis von einer so wichtigen „Medicin" trennen.

Der böse Geist.

Während es solchergestalt in der Tempelhütte bis zum vierten Tage aussah, feierte das Volk draußen um den großen Kahn herum eine Menge auffallender und grotesker Ceremonien, namentlich auch den Bel lokh na pick, einen Tanz, der dazu beiträgt, daß im ganzen Jahre kein Mangel an Büffeln ist. Derselbe wurde am ersten Tage viermal getanzt, am zweiten Tage achtmal, am dritten zwölfmal und am vierten nicht weniger als sechszehnmal, aber stets vor dem großen Kahne. Dieser Tanz hatte etwas ungemein Befremdliches und Wildes; acht Mandanen waren mit Büffelhäuten bekleidet, an denen man Hörner und Schwänze gelassen hatte. Die Tänzer hielten sich so viel als möglich in horizontalen Stellungen und suchten die Bewegungen der Büffel nachzuahmen; die Kopfhaut diente als Maske, und für die Augen war eine Oeffnung gemacht worden. Die acht Männer hatten sich alle gleichförmig schwarz, roth und weiß bemalt; die Gelenke, selbst an den Kinnbacken und Fingern, waren durch Kreise angedeutet, und auf den Unterleib hatte man ein Kindsgesicht gemalt, in welchem der Nabel als Mund figurirte. An den Knöcheln war ein Bündel von Büffelhaaren als Schmuck angebracht, in der rechten Hand hielt beim Tanze jeder Mann eine Klapper, in der linken einen etwa sechs Fuß langen Stab; auf dem Rücken war ein dickes Bündel von Weidenzweigen befestigt.

Diese Tänzer bildeten Quadrillen und stellten sich zu beiden Seiten des großen Kahnes nach den vier Himmelsgegenden auf. Zwischen jedem Paare erschienen andere Tänzer mit Stab und Klapper; sie wandten der Arche den Rücken zu. Vier von diesen Tänzern trugen eine Art von Rock aus Hermelin, der mit Adlerfedern geschmückt war, und eine Kopfbedeckung von demselben Stoffe. Zwei andere stellten Tag und Nacht vor. Die letztere war schwarz bemalt und weiße Punkte stellten die Sterne vor; der Tag war roth angestrichen und hatte weiße Längsstreifen, welche die Strahlen der Morgensonne andeuten sollten. Der Tanz wurde allemal in derselben gleichförmigen Weise wiederholt, und es kam dabei keinerlei Veränderung vor. Andere Mandanen stellten verschiedene Thiere dar. — Die Leitung des Ganzen war dem O kie pa ka sie ka, dem Oberceremonienmeister, anvertraut, der weiter keine Bekleidung hatte, als einen Ueberzug von gelbem Thon, mit welchem selbst sein Kopfhaar bedeckt war. Bei jedem Tanz hatte er die heilige Pfeife in der Hand; er kam aus der Tempelhütte, begleitet von Männern mit Klappern und vier rothbemalten alten Leuten, deren Kopf mit Adlerfedern geschmückt war; sie trugen Trommeln, welchen man die Gestalt einer Schildkröte gegeben hatte. Sie nahmen beim großen Kahne Platz und sangen zu der Musik ihrer Instrumente, während der Ceremonienmeister sich an die Arche lehnte und mit lauter Stimme den Großen Geist anrief. Auf der andern Seite hockten zwei gelbbemalte Leute am Boden; sie waren mit grauem Bärenfell bekleidet, hatten unter denselben ihr Gesicht verhüllt, brummten unablässig und stellten sich bald als ob sie Jeden, der ihnen nahe komme, zerreißen, bald als ob sie sich mitten unter die Tänzer stürzen wollten. Um sie zu besänftigen, wurde ihnen von den Frauen auf allerlei Schüsseln Fleisch dargeboten; aber sofort erschienen die „kahlköpfigen Adler", nämlich zwei Männer, die mit Ausnahme des Hauptes, der Füße und Hände, die man weiß angestrichen hatte, ganz schwarz bemalt waren. Sie liefen mit dem Fleisch in die Prairie.

Diese Adler wurden von einer Anzahl Antilopen verfolgt, kleinen Knaben, die am Leibe gelb bemalt waren, während der Kopf weiß angestrichen war. Auch zwei Schwäne traten vor; sie waren weiß, aber Nase und Füße schwarz. Zwei Klapperschlangen waren sehr sorgfältig angepinselt, damit sie dem Thiere, welches sie vorstellten, möglichst genau glichen; sie hatten in der einen Hand eine Klapper, in der andern einen Büschel von Weidenzweigen. Auch zwei Biber traten auf; man hatte ihnen eine Art Polster auf den Rücken gebunden, welches den Biberschwanz vorstellen sollte. Zwei

Geier hatten braunen Leib; Kopf und Schultern waren blau, die Nase roth. Zwei Wölfe verfolgten die Antilopen, sobald sie aber einen Knaben gepackt hatten, liefen die grauen Bären herbei und machten Miene, die Wölfe zu verschlingen.

Alle diese Indianer stellten das Wesen der Thiere oft sehr anschaulich dar; jedes hatte einen besondern Gesang, der während des Tanzes in einem fort wiederholt wurde, welchen aber der Tänzer nicht verstand. Denn es handelte sich hier um „Medicin-Gesänge“, deren Sinn und Bedeutung dem Volke verborgen wird; nur wer von Jugend auf in die Mysterien eingeweiht ist, weiß was sie besagen wollen.

Nach beendigtem Tanze fingen die verschiedenen Darsteller zu brüllen und zu schreien an, jeder wie es für das von ihm dargestellte Thier angemessen war. Dieser Lärm bildete einen geradezu betäubenden Chor; einige tanzten, andere sprangen, noch andere thaten, als ob sie in die Luft emporsteigen wollten. Die Biber bewegten den Schwanz, die Bären fuhren mit ihren Tatzen umher, die Schlangen rasselten mit ihrer Klapper, die Wölfe heulten, die Büffel wälzten sich am Boden oder hoben sich auf den Hinterfüßen empor, und zuletzt stürmten sie alle zusammen in wildem Tanze nach einer Hütte hin, vor welcher sie, malerisch gruppirt, Platz nahmen. Dann erschien der Ceremonienmeister, stützte sich auf die Arche und rief alle Tänzer, Musiker und Thiere herbei.

Jene Hütte war an den vier Festtagen eine Garderobe aller dieser Darsteller, aber sie war auch eine Medicinhütte, und deshalb durfte Niemand sie betreten, der dort nichts zu thun hatte. Catlin erhielt vom Ceremonienmeister einen Zauberer, der ihn einführte, und hatte nun Gelegenheit, mit Muße zu beobachten, wie die Mandanen ihre Toilette machten. Kein Darsteller legte dabei Hand an; er lag oder stand, während ein geübter Künstler ihn bemalte und anderweitig schmückte. Jeder Maler ist Meister in einer gewissen Specialität und wetteifert mit seinen Collegen. Das Ganze machte auf Catlin einen bewältigenden Eindruck; wer diese Scenen, sagt er, nicht selber gesehen habe, könne sich keine Vorstellung davon machen.

Etwa vierzig Männer nahmen am Tanze Theil und stellten die vierfüßigen Thiere, Vögel und Schlangen dar; dazu kamen die vierzig Antilopenknaben, so daß die Zahl der nackten, wunderlich bemalten Individuen sich auf achtzig belief. Da waren auch die funfzig Jünglinge, welche im Tempelwigwam sich auf die Probe vorbereiteten; sie ihrerseits waren über und über mit gelbem und rothem, grünem und blauem Thon bemalt. Im Ganzen sah man etwa einhundertunddreißig Menschenkinder, an denen auch nicht ein Quadratzoll natürlicher Hautfarbe zu bemerken war!

Während eines jeden Tanzes schlugen die vier, schon weiter oben erwähnten alten Männer auf ihre Schlauchtrommeln und riefen den Großen Geist an, damit er Ueberfluß an Büffeln sende. Nachher begaben sie sich in den Tempelwigwam, um für die jungen Männer Muth und Standhaftigkeit zu erflehen. „Der Große Geist hat unserer Stimme sein Ohr geliehen; die Luft ist voll von Frieden und Glück; Frauen und Kinder können dem grauen Bär den Rachen verschließen und seine Tatzen anfassen.“ Seit Anbeginn des Festes hatte man den Bösen Geist herbeigerufen, aber der hatte es immer noch nicht gewagt, eine Antwort zu geben.

Aber am vierten Tage, als eben der letzte Tanz aufgeführt wurde, entstand unter den verschiedenen Gruppen eine lebhafte Bewegung; man sah, daß von Abend her eine geheimnißvolle Gestalt herkam. Nun schrien die Weiber, die Hunde heulten und Alle richteten ihre Blicke nach der Prairie hin. Dort gewahrte man einen schwarzen Mann, der im Zickzack lief und dann ins Dorf kam, wo Frauen und Kinder erschreckt davon liefen.

O ke hee di, der Uhu oder Böse Geist, rannte nach dem Platze, auf welchem die Büffel noch tanzten; Jeder wich ihm scheu aus dem Wege. Unsere Illustration zeigt genau, wie er aussah. Auf dem schwarz bemalten Körper waren weiße Flecke angebracht, in den Händen hielt er eine etwa acht Fuß lange Stange mit einem rothen, kugelartigen Balle, mit welchem er die Erde streifte. Nachdem er sich durch die Menge, welche den Tänzern zusah, Bahn gebrochen, lief er hinter den flüchtigen Frauen her, von denen manche sich zu Boden warfen und um Hülfe riefen. Nun kam der O kie pa ka sie ka, der Ceremonienmeister, vom großen Kahn her, an welchem er bis jetzt gestanden und Seufzer ausgestoßen hatte. Er hielt die heilige Pfeife in der Hand, blickte den Bösen Geist starr an, hob die Pfeife, die ein geheimnißvoller Talisman ist, empor und verharrte in dieser Stellung, bis Frauen und Kinder in Sicherheit waren. Der Böse Geist versuchte noch einige Mal, die letzteren zu erschrecken, aber er mußte stets vor der Pfeife zurückweichen.

Diese Auftritte wiederholten sich, bis der schwarze Mann, nun verwirrt und ermüdet, sich neben den Tänzern hinstellte. Jetzt waren auch Frauen und Kinder beruhigt; sie folgten ihm und stellten sich in seiner Nähe auf. Dann schlich eine alte Frau heran; sie hatte in jeder Hand gelben Schlamm, welchen sie plötzlich dem Schwarzen so kräftig ins Gesicht schleuderte, daß auch seine Brust und seine Schultern davon beschmutzt wurden. Und nun wurde er von allen Seiten her mit Schlamm beworfen, ein muthiges Mädchen entriß ihm den Stab und zerbrach denselben über dem Knie; andere Mädchen zerbrachen die Stücke in kleinere Theile und bewarfen damit den Schwarzen, der nun seine Farbe mit Schlamm überzogen sah und auch seine Gewalt eingebüßt hatte. Er fing an ganz jämmerlich zu heulen und zu wehklagen und flüchtete sich in die Prairie hinaus. Aber dort wurde er schon von einer andern Weiberschaar erwartet; sie verhöhnten und schalten ihn; er wurde mit Stöcken geschlagen, mit Schlamm beworfen, und konnte sich nur mit Mühe und Noth ins Weite retten.

Unter Jubelgeschrei zogen die Frauen ins Dorf zurück. Vier ältere Frauen geleiteten das Mädchen, welches dem Schwarzen seinen Stab entrissen hatte, zur Tempelhütte und hoben sie auf das Dach derselben. Von dort herab hielt sie eine Ansprache an die versammelte Menge; ihr, sagte sie, gehöre die schaffende Macht, sie habe nun Gewalt über Aller Tod oder Leben; sie sei die Mutter der Büffel und könne nach ihrem Belieben dieselben herbeiführen oder verjagen. Sie befahl den Tänzern, aufzuhören, und den Spielleuten, die Trommeln in den Tempel zu tragen. Alle anderen Darsteller wurden von ihr ins Garderobezelt verwiesen; die Büffelköpfe und Menschenschädel, welche im Tempel lagen, mußten an vier Stangen befestigt werden. Dann forderte sie die Häuptlinge auf, in den Tempel einzutreten und dort Zeuge der Martern zu sein. Dem Ceremonienmeister befahl sie, am Feuer Platz zu nehmen und die Medicinpfeife zu rauchen, während die Operateure mit ihren Messern und Holzstiften an die Arbeit gingen. Zuletzt verlangte sie für sich das beste und schönste Kleid als Belohnung dafür, daß sie den Bösen Geist bezwungen und die Macht erlangt habe, das ganze Jahr hindurch die Büffel herbeirufen zu können. Das forderte sie in sehr gebieterischem Tone, und der Ceremonienmeister brachte das Kleid herbei. Damit war festgestellt, daß sie am Abend beim Büffeltanz als Führerin den Vortritt haben werde

Das waren die Feierlichkeiten, welche am Morgen des vierten Festtages stattfanden. Der Böse Geist war gekommen, um die religiösen Feierlichkeiten zu stören, aber alle seine Anschläge wurden durch die Zaubermacht der heiligen Pfeife zunichte gemacht, und selbst die, welche er einschüchtern wollte, trieben ihn mit Schimpf und Schande aus dem Dorfe.

Schilderungen aus Tunesien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

Seit länger als funfzehn Jahren hat sich Baron von Maltzan in Nordafrika aufgehalten und seine ausgedehnten Reisen haben nur dann und wann Unterbrechungen erfahren. Er kehrte zeitweilig nach Deutschland zurück, um seine Werke zu veröffentlichen, die so allgemeinen Beifall gewonnen haben. Mit einer tüchtigen Vorbildung auch in Bezug auf die alten Classiker und die Geographie ausgerüstet, finden wir ihn schon 1853 in Aegypten, später in Marokko und Algerien, dann in Tunis, auf Sardinien und zuletzt in Tripolis in unablässiger Thätigkeit. Er ist ein eben so feiner als scharfer Beobachter; er hat in der weiten nordafrikanischen Domäne, welche er vollkommen beherrscht, die gründlichste Kunde gewonnen über die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse; er kennt die arabischen Dialekte jener Gegenden und schildert in anziehender Weise Leben, Treiben und Sitten der verschiedenen Völkerstämme, welche er vortrefflich zu individualisiren weiß. Sein Stil ist gut, die Darstellung ist immer anziehend, oft fesselnd, nie schwerfällig oder gesucht und die strenge Wahrheitsliebe des Reisenden unterliegt auch nicht dem mindesten Zweifel.

Seine Forschungen erstrecken sich auf Regionen, die gleichsam vor der Thür von Südeuropa liegen und deren Küsten von unserm Erdtheile kaum ein paar Tagereisen entfernt sind. Dieses Nordafrika erfährt mit jedem Jahre mehr europäische Einflüsse und ist dadurch in eigenthümliche Uebergangszustände hineingedrängt worden. Das alte urwüchsige, so lange ungestörte Araberthum und das berberische Element können sich in unseren Tagen nicht mehr selber bestimmen, sie werden gedrängt und geschoben. Die abendländische Civilisation bricht herein, aber der Nordafrikaner wehrt sich, so viel er kann, gegen dieses Fremdartige, verhält sich demselben gegenüber ablehnend und zähe oder auch stumpf. Wo er sich mehr oder weniger von demselben aneignet, wird er zu einer Art von wunderlichem Zerrbilde, und es stellen sich die seltsamsten Gegensätze heraus. In der Kennzeichnung solcher Verhältnisse ist Baron von Maltzan besonders glücklich; er schildert dieselben mit einer Anschaulichkeit, welche uns einen tiefen Einblick gewährt. Nur ein so gründlich vorbereiteter, mit allen Einzelnheiten und feinen Zügen des arabischen Lebens vertrauter Mann konnte es, gleich Richard Burton, dreist wagen, als mohammedanischer Pilger nach Mekka zu gehen; seit dem Jahre 1508 kennen wir nur zwölf europäische Reisende, welchen es gelungen ist, vor ihm die heiligste Stätte des Islam zu besuchen.

Wir deuteten schon an, daß Herr von Maltzan während der letztverflossenen Jahre (abgesehen von der Reise in Sardinien, über welche wir im „Globus" ausführlich gesprochen haben) speciell Tunis und Tripolis erforschte. Er ist aus der letztern Stadt im Juni nach Deutschland zurückgekommen und bereitet in Dresden seine „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis", 3 Bände, zum Drucke vor. Wir sind durch die Güte des Herrn von Maltzan in der Lage, die nachfolgende Mittheilung über einen Gegenstand zu veröffentlichen, welcher seit längerer Zeit an den europäischen Börsen peinliche Eindrücke erregt hat, der aber auch für das Publicum im Allgemeinen von Interesse ist. Wir meinen das Finanzwesen in Tunis und was daran hängt. Wir erhalten hier eine klare Vorstellung von den „Civilisationsbestrebungen", über welche die sanguinischen Franzosen nicht Rühmens genug zu machen wußten, als vor nun etwa acht Jahren der Bey eine Constitution gab, in welcher die Gleichstellung aller Völker und Confessionen ausgesprochen worden war. Man begreift diese Lobpreisungen, denn die Verfassung war „völlig nach französischem Muster". Wir wissen nun, was dabei herausgekommen ist; im „Globus" wurde seiner Zeit gesagt, was eintreten müsse. Doch wir geben nun Herrn von Maltzan das Wort.

* * *

Die Finanzbedrängnisse des Bey von Tunis bilden noch immer beinahe das einzige Thema, welches die Aufmerksamkeit Europas auf dieses unglückliche Land zieht. Diese Finanzbedrängnisse sind in der That so groß, daß es unmöglich ist, abzusehen, wie der Bey ohne einen offenen Bankerott aus denselben herauskommen kann. Dieser Bankerott bildete denn auch den einzigen Rettungsanker, an welchem sich der erste Minister, der Chasnadar Mustapha, der allmächtige Lenker der Geschicke dieser Regentschaft (denn der Bey selber ist eine reine Null), anklammern wollte. Der Chasnadar wußte, daß fast alle europäischen Staaten einmal bankerott gemacht hatten, und da er in so vielen anderen Dingen sich Europa zum Muster genommen und wegen dieser Nachäfferei, die sich im Grunde genommen nur auf die oberflächlichsten Aeußerlichkeiten beschränkte, von den europäischen Regierungen beglückwünscht und von europäischen Zeitungen belobhudelt worden war, so bildete er sich ein, man könne es ihm nicht übel nehmen, wenn er dem vom aufgeklärten Europa ihm gegebenen Beispiel auch in diesem Punkte folgen würde. Aber das schien den europäischen Regierungen nicht Recht. Bankerott zu machen, das wollten sie der tunesischen Regierung nicht erlauben, und der Chasnadar erfuhr zu seiner unangenehmen Ueberraschung, daß es im Staats- und Völkerrecht Europas einen doppelten Maßstab gebe, wonach man den großen und mächtigen Staaten Vieles gestattet, was man den kleinen und schwachen verbietet.

So wurde denn der offene Bankerott verschoben, und an seine Stelle trat, was freilich zu denselben Resultaten führte, eine einstweilige Zahlungseinstellung. Mit dieser waren freilich die europäischen Regierungen, deren Unterthanen die Hauptgläubiger Tunesiens bilden (denn was des Beys eigene Unterthanen geliehen haben, muß als Geschenk oder vielmehr als geraubtes Gut angesehen werden), auch nicht zufrieden, aber bei der chronischen Leere aller Cassen, namentlich aber der Casse des Finanzministers, blieb ihnen nur das Zusehen und das Warten auf bessere Zustände, auf welche sie ihre im Reclamiren nicht müde werdenden Unterthanen vertrösteten. Dieses Amt des Finanzministers von Tunesien wurde von dem Chasnadar, der im Grunde genommen der thatsächliche Einnehmer aller Einkünfte des Landes ist, nur als Blitzableiter für die sonst ihn treffenden Reclamationen europäischer Gläubiger der tunesischen Regierung geschaffen. Früher mußte er selbst diesen Reclamationen Rede stehen, jetzt aber, seit er eine seiner Creaturen, einen gewissen El Asys, übrigens einen sehr harmlosen und, wie man sagt, sogar ehrlichen Menschen, der sonst ein unbedeutendes Schreiberamt bei seinem Herrn verwaltete, mit dem Titel eines Finanzministers ausgestattet hat, kann er alle Gläubiger an diesen verweisen und auch in diesem Punkte die europäischen

Regierungen nachahmen, welche ihre eigenen Finanzminister haben.

Er hat es also jetzt sehr bequem, wenn er Reclamationen wegen unbezahlter laufender Staatsschulden (und alle sind unbezahlt) oder Coupons (die seit drei Jahren nicht mehr bezahlt werden) beantworten soll. Er braucht nur einem europäischen Ministerpräsidenten nachzuahmen und zu sagen: „Mein Departement bilden nur die Präsidenz und die äußeren Angelegenheiten, die Finanzen gehen mich nichts an. Wenden Sie sich an unsern Finanzminister!“ Auf diesen Zopf (man verzeihe mir den volksthümlichen Ausdruck) beißen freilich nur noch die Allerunerfahrensten unter den Staatsgläubigern an. Die meisten wissen, daß der Finanzminister eine reine Null, daß seine Casse im permanenten Zustande der Leere ist, und daß sie von ihm nie eine Antwort bekommen als die, daß kein Geld vorhanden sei, daß man aber nächstens (rhodna inschalla, morgen, wenn es Allah gefällt! ist die stereotype Redefloskel) eingehende Gelder erwarte, und dann solle Allen Genüge geleistet werden u. s. w. Dieses „Dann“ tritt aber nie ein, das „Morgen“ wird auch am folgenden Tage zum „Morgen“, und der Staatsgläubiger kann sich noch glücklich schätzen, wenn er nur ein sogenanntes Teskereh (einen Schatzbon oder eine Geldanweisung) bekommt. Diese Schatzbons sind freilich zu werthlosen Papierfetzen geworden. Man bietet deren jetzt auf der Börse von Tunis zu $^3/_4$ Procent, d. h. 75 Centimes für 100 Franken ihres Nominalwerthes, aus, und so ein Papier trägt noch nominell 12 Procent Zinsen vom Tage der Ausstellung bis zu dem der Einlösung, der freilich nie eintreten wird, ja niemals eintreten kann.

Denn das ist ein hartes, aber leider nur zu wahres Wort, welches man den tunesischen Staatsgläubigern sagen muß, daß der Bey, selbst wenn alle Einkünfte, die per fas und nefas eingetrieben werden, wirklich in die Casse seines Finanzministers flössen (es gelangt aber kaum der vierzigste Theil in dieselbe), dies Alles nicht genügen würde, um die Coupons der Anleihen und die Interessen der Schatzbons zu bezahlen.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, etwas Gewisses über die wirklichen Einkünfte der Regentschaft Tunis zu erfahren, und bin zu dem Resultate gelangt, daß selbst in den besten Jahren und nach den günstigsten Berichten diese Einkünfte nie 20 Millionen Franken oder etwa 30 Millionen Piaster (der tunesische Piaster gilt etwa $5^1/_2$ Silbergroschen) überstiegen haben. Viel leichter wurde mir die Aufgabe, die jährlichen Zahlungsverpflichtungen der tunesischen Regierung zusammenzustellen, wovon Folgendes ein Resumé bildet:

Bis zum Jahre 1863 besaß die Regentschaft keine auswärtigen Schulden. Das Deficit im Staatsbudget, welches durch die Raubsucht der Mamluken (fast alle Großen sind frühere Sklaven) bei weitem mehr, als durch die allerdings nicht geringe Verschwendung des regierenden Beys, sowie schon vor ihm durch die kostspieligen Haremsfreuden seines Vorgängers von Jahr zu Jahr bedeutend gewachsen war, wurde durch die Ausstellung von Schatzscheinen (Teskerehs) gedeckt, was nach dem hier herrschenden Wuchersysteme nur zu sehr hohen Zinsen geschehen konnte. Die Regierung sah sich deshalb genöthigt, ihre innere Schuld in eine äußere zu verwandeln, und ein Anlehen aufzunehmen, welches unter höchst günstigen Bedingungen mit einem Pariser Hause abgeschlossen wurde. Der Chasnadar hätte jedoch nicht seinen Vortheil dabei gefunden, wäre das Anlehen nur für den Belauf der an die Teskerehbesitzer zu zahlenden, durchaus nothwendigen Summe gemacht worden; was wäre ihm da übrig geblieben, um seine Habsucht zu befriedigen, welche alle Anleihen nur als Bereicherungsmittel seines Privatvermögens ansieht, und auch von diesem einige 5 bis 6 Millionen (nach Einigen sogar 10) in Gestalt einer Commissionsgebühr für seine Mühewaltung beim Zustandekommen des Geschäfts beansprucht? Deshalb wurden statt der 20 Millionen Franken, welche man eigentlich nur nöthig hatte, 40 aufgenommen, deren Verzinsung und Amortisation eine jährliche Summe von 4 Millionen erheischte, und als Garantie für die Zinszahlung die Kopfsteuer, welche alle arbeitsfähigen Männer der Regentschaft, mit Ausnahme der Städtebewohner, zahlen, verpfändet. Die Kopfsteuer war damals auf 72 Piaster (etwa 44 Franken) auf den Mann erhöht worden und wurde so drückend gefunden, daß die Revolution von 1864 hauptsächlich ihretwegen ausbrach und die lächerliche sogenannte Constitution des Bey nur den Vorwand dazu bildete. Als in Folge dieser Revolution die Kopfsteuer auf den frühern Betrag von 36 Piaster wieder herabgesetzt wurde, fügte die Regierung als Supplementgarantie für die Couponszahlung obiger Anleihe noch die in Natur zahlbaren Zehnten hinzu.

Die Revolution hatte die Staatscassen völlig geleert, obgleich sie für die tunesischen Großen die ergiebigste Quelle der Bereicherung bildete, denn alle mit der Bekämpfung derselben betrauten Generäle, Offiziere und Beamte benutzten diesen Vorwand, um von den armen Unterthanen, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, große Summen zu erpressen. Ganze Stämme wurden ausgeplündert, in vielen sogar die Frauen aller ihrer Schmucksachen (die als Familiengut sich oft von Generation zu Generation bedeutend anhäufen) beraubt und die Oberhäupter so lange in Gewahrsam gehalten, bis sie sich durch ungeheure Lösegelder loskauften. Namentlich der Kriegsminister, General Seruk (gleichfalls ein Mamluk), bereicherte sich hierbei außerordentlich, und der erste Minister erhielt natürlich von all den erpreßten Geldern den Löwenantheil in Gestalt einer großartigen Bestechungssumme, welche ihn bestimmte, seine Untergebenen nach Belieben schalten und walten zu lassen; aber in die Staatscassen floß von diesen erpreßten Geldern auch nicht ein Kupferstück. Um diese Cassen wieder zu füllen, wurde die zweite Anleihe, diejenige vom Jahre 1865, abgeschlossen, und zwar für eine Summe von 36 Millionen, welche gleichfalls wieder das Budget mit einer jährlichen Zahlung (für Zinsen und Amortisation) von nahezu 4 Millionen belastete. Als Garantie für die Zinszahlung wurden die Steuern auf die Olivenernte sowie auf die Einfuhr (Duane) gegeben.

Zustände unter den Mormonen am Großen Salzsee.

Die Heiligen des jüngsten Tages haben im laufenden Jahre schon mehr als 4000 neue Zukömmlinge aus Europa, zumeist aus England und Skandinavien, erhalten; die Gemeinde des Herrn, welche allein den wahren Glauben hat, und welcher allein das Reich des Himmels gehört, wächst also an. Auch in der Südsee hat sie ihre Bekenner eben sowohl, wie in den östlichen Staaten Nordamerikas. Der Mormonismus, dieser wunderliche Schößling, welchen der

neuengländische Puritanismus getrieben, tritt sehr stolz und selbstbewußt auf, er sieht vornehm auf die Heiden herab und kann sich allerdings eines wirthschaftlichen Gedeihens rühmen, zu welchem die Geschichte kein Nebenstück kennt.

Er bildet aber unter den vielen tollen Abspurigkeiten, welche in Nordamerika zu Tage kommen, nur eine Spielart. Seine religiösen Meinungen und Glaubenssätze sind nicht eben viel verrückter, als jene mancher anderer Secten, und für die Berechtigung der Vielweiberei beruft er sich auf die „heilige Schrift“. In der Bibel ist dieselbe nicht verboten; viele Lieblinge Jehovas hatten einen Harem, wie König David, der doch „ein Mann Gottes“ war. Salomo hatte mindestens 1000 Weiber und wird doch als „der Weise“ hochgepriesen. Man läßt die Shakers, welche eine Fortpflanzung des Menschengeschlechts verwerfen, in Nordamerika ganz unbehelligt, und die Yankees haben eben so wenig ein Recht, die Mormonen wegen der Polygamie zu verfolgen, oder ihnen diese eigenthümliche Einrichtung zu verbieten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselbe bei jenen wunderlichen Heiligen wesentlich für ein religiöses Institut gilt, und daß sie es mit der Sache ernst meinen. Jene Prostitution, welche in anderen christlichen Staaten, geduldet oder ausdrücklich erlaubt, einen Krebsschaden bildet, kennen die Mormonen nicht; ihr Wahn gebietet ihnen, dem Manne so viele Frauen als eben angemessen erscheint „anzusiegeln“, damit auch sie ins Himmelreich kommen, was anderntheils nicht der Fall wäre. Und „selig“ sollen sie doch werden! Indianer können in den „Himmel“, über dessen geographische oder uranographische Lage allerdings keine zuverlässigen Angaben vorliegen, auch gelangen; Neger dagegen haben sich mit einer Art von Vorhimmel zu begnügen.

In den Vereinigten Staaten darf sich die öffentliche Gewalt, falls die Verfassung überhaupt noch irgend etwas gilt, nicht in die religiösen Angelegenheiten einmischen; schreitet sie also mit Gewalt gegen die Mormonen ein, so macht sie sich einer Usurpation schuldig und untergräbt ein Hauptfundament. Sie kann, verfassungsmäßig, eben so wenig einem Mohammedaner oder Chinesen die Polygamie verbieten oder verwehren. Sie duldet auch die verrücktesten Tollheiten methodistischer Fanatiker. Seit nun fast 20 Jahren ist unablässig gegen die Mormonen gehetzt worden, aber bisher scheute man sich, das heiße Eisen anzugreifen; man weiß, daß man gesetzlich dazu nicht berechtigt ist.

Der Tag aber, an welchem die Mormonen von ihrem Schicksal ereilt werden, kommt ganz von selber. Ihr seltsames theokratisches Gemeinwesen bildet einen völligen Anachronismus und erscheint als eine völlige Anomalie in dem ganzen Lebenszuge der abendländischen Völker. Es schlägt dem ganzen Gange der Entwickelung unserer Race förmlich ins Gesicht. Wir unsererseits haben keine hohe Meinung von dem sittlichen Werthe der Civilisation in dieser Epoche der Kattun- und Hinterladerherrschaft, und mit der Ausübung des praktischen Christenthums ist es bekanntlich aller Orten gar nicht weit her. Auch ist, wie schon angedeutet, religiöser Wahnwitz keineswegs allein auf die Mormonen beschränkt. Aber bei diesen ist er derart in ein System gebracht, daß er die Unterlage des Staatswesens bildet. Eine jüdelnde Theokratie nach den Vorschriften des Moses läßt sich in unserer heutigen Gesellschaft nicht durchführen; sie ist allen unseren Begriffen und Vorstellungen fremd und gegenüber der Außenwelt auf die Dauer unhaltbar.

Die Mormonen werden das bald genug erfahren. Der Kampf gegen sie braucht nicht mit Schießwaffen oder Säbeln geführt zu werden; es sind die neuen Verkehrsmittel, welche denselben führen; sie werden, wie anderwärts, so auch am Großen Salzsee das Werk der Vernichtung thun. Die große atlantisch-pacifische Eisenbahn durch Nordamerika durchschneidet das große Binnenbecken und läuft nur wenige Meilen von dem Tabernakel in Zion vorüber. Die Mormonen selber legen Schienen von ihrer Hauptstadt bis zur Bahn. Wir glauben nicht, daß dieser Eisenweg alle die hochfahrenden und übertriebenen Hoffnungen erfüllt, welche von Manchem gehegt werden, aber so viel ist sicher: er wird eine belebte Fahrbahn zwischen dem Osten und Westen sein und wesentlich dazu beitragen, daß die Staaten und Gebiete jenseit der Felsengebirge rasch eine beträchtliche Menge von Ansiedlern erhalten. Bisher war das Land der Mormonen, Utah, oder wie sie selber es nennen Deseret, nur eine Durchzugsgegend, eine Passageregion für die „Heiden“, welche sich dort unterwegs erholten, mit dem nöthigen Bedarf versorgten und dann weiter wanderten. So blieb den Mormonen fast ausschließlich das Feld. Dem wird fortan nicht mehr so sein; die westlichen Gebiete werden sich füllen und die Heiligen müssen dadurch nach und nach ins Gedränge kommen. Sie bilden eine verschwindend geringe Minderheit und werden, das läßt sich mit Bestimmtheit voraussehen, auf die eine oder andere Art, blutig oder unblutig, das Feld räumen müssen. Lag es doch schon einmal, vor etwa sechs Jahren, in ihrem Plane, nach irgend einer Eilandgruppe in der Südsee auszuwandern!

Nach unseren europäischen Vorstellungen sind die Dinge in Utah höchst unerbaulich. Vor mir liegt (im „Newyorker Day Book“ vom 22. Mai) ein Bericht, welcher dem zu Cincinnati erscheinenden Blatte „Commercial“ von einem „zuverlässigen“ Correspondenten eingeschickt worden ist. Nun haben allerdings die Yankees auf Unkosten der Mormonen eine Unzahl von planmäßig erlogenen Geschichten in die Welt geschickt; jenem Bericht aber scheinen thatsächliche Wahrheiten zu Grunde zu liegen.

Ich kann, so heißt es, Fälle anführen, daß ein Mann Mutter und Tochter geheirathet hat. Fälle, daß einer drei Schwestern zumal heirathet, sind keineswegs selten. So hatte der Kaufman Robert Sharkey hier (in Great Salt Lake City) drei Schwestern zu Frauen; eine derselben wurde vorher von ihrem bisherigen Manne geschieden. Alle drei wohnten in demselben Hause und lebten jahrelang in bester Eintracht; dann aber kamen sie zu der Ueberzeugung, daß Vielweiberei nichts tauge. Die eine brannte durch, ging in die östlichen Staaten, kam aber wieder, um die beiden anderen nachzuholen. Darüber wurde Sharkey verrückt; er schoß sich im vorigen Sommer eine Kugel durch den Kopf. Zwei von Brigham Young's jüngeren Favoritfrauen, Clara Decker und Lucy Decker Seeley, sind Schwestern; die letztere war früher an Dr. Isaac Seeley in Nauvoo, Illinois, verheirathet.

Die Vorsteher rathen jedem Manne, wo möglich einige Schwestern zu heirathen, weil solche sich in der Regel gut mit einander vertragen. Eine mir bekannte Familie besteht aus zwei Männern und vier Frauen. Die ersten Frauen der Männer waren Schwestern und jede ihrer zweiten Frauen war eine Schwester des andern Mannes; sie alle wohnen in demselben Hause. Also heiratheten A und B zuerst Schwestern, dann heirathet A B's Schwester und B A's Schwester. In welchem Verwandtschaftsgrade stehen nun die respectiven Kinder? Wenn die Vielweiberei fortdauert, so sind solche Mixturen wie diese hier noch gar nichts gegen solche, die sich künftighin ergeben müssen. Schon jetzt ist wenigstens ein Drittel aller Kinder in der Stadt auf die eine oder andere Art verwandt mit den Kimball's, Pratt's oder Young's und manche sind mit allen dreien verwandt. Ich bin mit einer Frau von mittleren Jahren bekannt, welche am andern Ufer des Jordans wohnt; sie ist die Wittwe eines Apostaten, der in Californien starb, ist aber jetzt die

dritte Frau eines Mormonen. Der Bruder ihres ersten Mannes ist auch ein Apostat; er lebt hier und ist mir persönlich befreundet. Die Frau hat von ihrem ersten Mann eine Tochter; sie ist jetzt ein sehr hübsches Mädchen von 17 Jahren. Kürzlich hat nun der Mann der Frau dem jungen Mädchen eröffnet, daß er sie zu heirathen gedenke. Wie sehr das namentlich dem Muttergefühle peinlich fallen muß, leuchtet ein; die Frau ist aber eine so eifrige und strenge Mormonin, daß sie ihre Einwilligung gegeben hat, „falls Bruder Brigham sagt, daß es des Herrn Wille sei." Das Mädchen aber sagt von ihrem Oheim: „ich will lieber sterben als ihn oder überhaupt einen Mormonen heirathen." Der Ruhe und des Friedens wegen schweigt sie zu Hause, sobald aber Ernst gemacht werden soll, will sie auf jeden Fall entrinnen. Die Mutter ihrerseits sagt, sie wolle ihr Kind lieber als Leiche, denn als Frau eines Nichtmormonen („Gentile") sehen, denn das wäre ihr Verderben für diese und für jene Welt.

Uebrigens sind nicht alle Mormonenfrauen so fest in ihrem Glauben; manche meinen, die Vielweiberei möge doch vielleicht kein Gebot Gottes sein, und wäre auch wohl nicht der wahre und echte Mormonismus. Sie betrachten die Polygamie als „das schwere Kreuz, welches ihnen auferlegt worden sei in dieser Welt, damit sie in der andern Welt erhöht würden."

Ich hörte von mehreren Leuten, die mich versicherten, Brigham Young habe in einer Predigt gesagt: „Der Tag wird kommen, da Brüder ihre Schwestern heirathen, auf daß eine reine Priesterschaft emporwachse." Ein Mann, der freilich ein Apostat ist, hat sich erboten, die Sache eidlich zu erhärten.

Es bleibt eine bedauerliche Wahrheit, daß in vielen Fällen diejenige Frau, welche zuerst geheirathet worden ist, vernachlässigt wird. Die Mormonen behaupten allerdings, daß sie allen ihren Frauen gleich große Liebe zuwenden, und daß diese damit vollkommen zufrieden seien. Wer das Weiberherz kennt, wird sich sagen, daß dem nicht so sein könne.

Schon jetzt treten in der Stadt am Salzsee allerlei bedenkliche Erscheinungen zu Tage. Dieselbe liegt etwa 4400 Fuß über der Meeresfläche in einer trocknen Gegend, ist frei von Extremen der Hitze wie der Kälte und man sollte meinen, daß sie eine der gesundesten Städte in der Welt sein müsse. Aber das Gegentheil ist der Fall. Die Zahl der Sterbefälle in allen Altersstufen ist nahezu doppelt so beträchtlich, wie im Staate Oregon, und größer als in Neuyork und Neuorleans. Bei den Kindern namentlich ist die Sterblichkeit sehr arg; es wird statistisch nachgewiesen, daß sie größer ist als in irgend einer andern Stadt Nordamerikas, Neuorleans allein ausgenommen, und daß die Sterblichkeitsscala in Utah nur allein hinter der von Louisiana zurücksteht. Die Mormonen haben die Einwohnerzahl dieser Stadt viel zu hoch angegeben, denn sie wird nicht viel über 18,000 Seelen betragen. Nun ergaben die Todtenlisten im vergangenen October, welcher der gesündeste Monat im Jahr ist, 60 Sterbefälle, von welchen 44 auf Kinder entfallen. Das Jahr 1868 war ein ungewöhnlich gesundes, und trotzdem die Sterblichkeit größer als in irgend einem andern Staate im Westen des Mississippi. Die Mormonen können die Thatsache selber nicht in Abrede stellen und suchen sie daraus zu erklären, daß ihre Leute im Allgemeinen arm seien und sehr schwer arbeiten müßten und dergleichen.

Beklagenswerth ist ferner der Umstand, daß sie bei Krankheiten nur selten ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen und sich mit allerlei Quacksalbereien abgeben. Der religiöse Wahn spielt auch hier eine Rolle, denn für am meisten wirksam gilt das Handauflegen und das Gebet eines Gläubigen. Sie quacksalbern mit „Thomsonianismus", mit „Dampfdoctoriren", mit „Yarb-Medicin" und derartigen Schnurrpfeifereien. Vor wenigen Tagen erkrankten in meinem Stadtviertel drei Kinder am Scharlachfieber. Ein Arzt wurde nicht geholt, wohl aber ein Bischof, welcher die mit heiligem Oele gesalbte Hand auf die Kleinen legte, denen zum Ueberfluß eine alte Frau eine Arznei eingab. Sie starben alle drei, natürlich, das war „Gottes Wille". Wenn einer gesund wird, dann „hat der Herr ein Wunder gethan".

Zwei Drittel dieser Polygamisten sind gar nicht in der Lage, die nöthige Sorgfalt auf ihre Kinder zu verwenden. Der im vorigen Jahre verstorbene Heilige Heber C. Kimball hatte dreiundsechszig Söhne, von denen heute noch achtundvierzig am Leben sind. Der Bischof meines Stadtviertels hat dreißig lebendige Kinder; anderthalb Dutzend hat er begraben. Joseph Smith hatte sechs Seelenbräute, aber es leben nur zwei seiner Kinder, Söhne, welche er von seiner ersten Frau hatte. Hier in der Stadt leben fünf Männer, welche zusammen siebenzig Frauen haben und nahezu anderthalbhundert Kinder.

Man kann nichts Melancholischeres sehen als einen Friedhof der Mormonen. Da finde ich, daß in einer Reihe 17 Kinder eines Bischofs neben einander begraben liegen, und keines dieser Gräber ist über vier Fuß breit. Brigham Young's zahlreiche Kinder sind im Allgemeinen gesund, nur haben die meisten seiner Töchter schwache Augen und zwei sind nahezu blind. Ich könnte ein Dutzend Männer namhaft machen, deren Häuser voll von angesiegelten Frauen steckt, aber die Kinder, — sie liegen alle auf dem Kirchhofe!

Die Zustände im Königreich Hellas.

Unlängst — Bd. XV, 7 — haben wir die Eindrücke mitgetheilt, welche ein mit Land und Leuten genau vertrauter englischer Tourist von Wesen und Civilisation der Neuhellenen empfangen. Unsere Leser werden sich noch entsinnen, daß seine Wahrnehmungen diesem sogenannten Culturvolke ein keineswegs günstiges Zeugniß ausstellten, vielmehr nur die Ansichten vieler abendländischer Beobachter von Griechen und Griechenland bestätigten, mit denen der „Globus" seine Leser früher schon zum Theil bekannt gemacht hat.

Eine neue Bekräftigung dieses Urtheils über die Lebensfähigkeit des durch eine merkwürdige Gefühlspolitik geschaffenen Staates und seine Mischbevölkerung enthält ein Aufsatz in einem der jüngsten Hefte der „Revue des deux Mondes" aus der Feder eines notorischen Griechenfreundes, Herrn Emil Burnouf. Der Verfasser verleugnet seine Sympathien für Volk und Land nicht und erblickt deren Zukunft in rosigem Lichte, trotzdem aber zwingt ihn die Macht der Thatsachen, wider Willen und im directen Widerspruche mit anderen Auslassungen in derselben Skizze, an denen französische Ueberschwänglichkeit und schönmalende Phrasen-

seligkeit ihren Antheil haben, gewissermaßen die Quintessenz seiner neuhelleuischen Beobachtungen und Studien in die nachstehenden Schlagworte zusammenzudrängen, welche jedenfalls an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen:

„Ein leerer und verschuldeter Staatsschatz, eine verarmte und vom Räuberwesen gequälte Gesellschaft, eine corrumpirte und von der öffentlichen Meinung gerichtete Verwaltung, — damit ist der Zustand des heutigen Griechenlands bezeichnet." Natürlich hat dieser Ausspruch aus dem Munde eines Philhellenen für uns doppelten Werth; folgen wir daher seiner Darlegung mindestens in einige ihrer thatsächlichen Einzelheiten.

Zunächst will Burnouf, wohl nicht ganz mit Unrecht, die sittliche Verkommenheit der Griechen wesentlich mit auf Rechnung der orthodoxen Kirche schreiben. Die Priester, sagt er, copuliren mit unglaublicher Bereitwilligkeit und Leichtfertigkeit; eben so leicht aber ist man auch mit Ehescheidungen bei der Hand; erstere Motive sind dabei ganz und gar nicht von Nöthen; die Frauen kommen über den Austausch ihrer Gatten, die Männer über den gegenseitigen Wechsel ihrer Weiber überein, selbstverständlich zum größten Nachtheil für die Kinder und für die Moral, nicht minder auch zum Schaden der materiellen Verhältnisse. Da man beim Eingehen eines Ehebündnisses immer schon die Möglichkeit einer Scheidung ins Auge faßt, so ist das Dotalsystem fast ausschließlich in Praxis: die Frau behält die freie Verwendung ihres Vermögens, und der Mann kann sie nicht verhindern, es ganz nach Belieben zu genießen, ja selbst durchzubringen, wenn sie will. Und so hat der von Europa gekommene Luxus trotz aller Ermahnungen vernünftiger Familienväter die griechische Gesellschaft mit einer außerordentlichen Rapidität in Beschlag genommen.

Dem öffentlichen Unterrichtswesen Griechenlands hingegen spendet unser Autor großes Lob; nach seiner Meinung ist darin seit 1830 ein sehr erheblicher Fortschritt zu constatiren; durch ganz Griechenland hat man jetzt Elementarschulen, in allen bedeutenderen Städten des Landes Lyceen für den Secundärunterricht, und die Universität von Athen verbreitet ihr Licht nach allen Seiten hin. Gleichwohl muß er zugeben, daß bis heutigen Tages der Staat selbst blutwenig in der Sache gethan habe, diese sei vielmehr zumeist durch Privatvereine, durch die sogenannten Hetärien, gefördert worden, die sie noch in der Hand haben. Auch charakterisirt er den Unterricht als von rein theoretischer Natur; von einer Anwendung des gewonnenen Wissens auf das praktische Leben sei noch nicht viel zu verspüren. So fehle, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, Griechenland jedwede Gewerbthätigkeit. Der Landbau habe sich zwar quantitativ gehoben, insofern als der cultivirte Grund und Boden an Umfang gewonnen, nicht aber qualitativ; noch heute sei die Bodenwirthschaft fast ganz so primitiv und irrationell, wie vor dreißig Jahren.

Nur wenige Länder sind dem Gedeihen von Rebe und Oelbaum in so hohem Grade günstig, wie Griechenland, wo das Mißrathen einer Ernte etwas Unerhörtes ist, allein noch heute steht die Oelbereitung auf der niedrigsten Stufe. Das Fabrikat ist ein so überaus schlechtes, daß man auf vortheilhaften Absatz ins Ausland völlig verzichten muß, und der Wein aus den prachtvollen Trauben, welche das Klima zeitigt, bleibt nach wie vor das mit Harz versetzte, firnißähnliche Gebräu, an welches sich die nichthellenische Zunge nimmermehr gewöhnt.

Nicht genug aber, daß die Indolenz des Volkes kein Aufraffen aus dem alten Schlendrian zuläßt, nein, auch böser Wille scheint jeder Verbesserung des Landbaues von vornherein in den Weg zu treten. In der Ebene von Argos z. B. bestand eine — wie der Franzose Burnouf hinzuzusetzen vergißt, von den Bayern ins Leben gerufene — Ackerbauschule vom segensreichsten Einfluß auf das Land. Jetzt ist sie in Verfall gerathen, weil die Regierung ihr die Mittel der Unterhaltung entzogen hat; desgleichen ist eine von der Königin Amalie in der Nähe von Athen errichtete Musterwirthschaft heute zur elenden Ruine herabgesunken.

Wie in den entlegensten Provinzen des Orients sind bis zur Stunde auch in Griechenland Esel und Maulthiere das langsame und theuere Vehikel des Gütertransportes, weil es, von Eisenbahnen ganz abstrahirt, an den nöthigen Fahrstraßen gebricht, und die von der letzten Regierung in Angriff genommenen nicht fortgebaut worden sind. Zwar ist durch ein vor einiger Zeit erlassenes Gesetz behufs des Straßenbaues eine gewisse Steuer ausgeschrieben und diese auch erhoben worden, die Straßen aber, für welche das Volk sein Geld hat hergeben müssen, wirklich zu bauen, davon ist bis jetzt nicht die Rede gewesen. Im Peloponnes hat man bei der letzten Lese in vielen Weinbergen gar nicht geherbstet, weil der niedrige Preis des Weines die Erntekosten nicht lohnte; wären jedoch, natürlich neben zeitgemäßer Reform des Weinbaues, ordentliche Straßen vorhanden gewesen, um das Product nach den Seehäfen zu schaffen, so hätte man den jetzt ungenützt verfaulenden Segen ausführen und dem armen Peloponnes mit einem guten Stück Geld aufhelfen können.

Mit der Industrie ist es wo möglich noch übler bestellt, als mit dem Landbau. Griechenland ist reich an Rohstoffen; es producirt Baumwolle, Wolle und Seide genug, um die gesammte Bevölkerung damit zu kleiden, hat überdies Färbestoffe verschiedenster Art, Fabriken aber zur Verarbeitung dieses Rohmaterials sind nirgends zu finden oder, was davon existirt, verdient wenigstens einen solchen Namen nicht. Man verkauft also seine Rohstoffe billig ins Ausland, um sie in Gestalt von Kattun, Tuch und Seidenstoffen aus England, Deutschland, Frankreich und der Schweiz theuer wieder einzukaufen. Auch alle andere Gewerbthätigkeit ist gleich null. In Athen, der Hauptstadt des Königreiches, mit seinen etwa 50,000 Einwohnern kann man sich nicht einmal eine Lampe oder eine Uhr repariren und selbst den einfachsten Apparat nicht anfertigen lassen, sobald dessen Herstellung nur einige technische Geschicklichkeit und Accuratesse erheischt! Zur Großindustrie besäße Griechenland mehr Mittel als manche andere Länder: in seinen Bergen hat es einen unbeschreiblichen Reichthum von ausdauernder Wasserkraft, es umschließt von der Natur geschaffene große Reservoirs, welche eine Menge von Werken in Bewegung setzen könnten, unter anderen den See von Phäneos in Arkadien, der an 2400 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Aber kein Mensch denkt daran, sich diese Fülle nutzbar zu machen. Livadien züchtet jährlich mehr als 1000 treffliche Arbeitspferde, — Niemand gebraucht sie zu Industrie- und Verkehrszwecken.

Die Natur läßt mithin den Menschen nicht im Stiche; doch wie hat dieser sie benutzt? Entweder gar nicht oder er hat sie mißhandelt. Die Wüste, die er hätte wieder bevölkern sollen, ist heute noch größer und steriler als zuvor! Trotzdem würde man fehlgreifen, wenn man dem Griechen Intelligenz absprechen wollte, im Gegentheil, er ist ein geistig begabter Mensch, aber es fehlt ihm an Lust und Ausdauer zu ernster, anstrengender Arbeit, oder besser gesagt, an moralischer Kraft. In dieser Beziehung ist er wirklich der Abkömmling der alten Hellenen, als der er sich so gern brüstet; was sie vor 2000 Jahren gewesen sind, geistreiche Bummler, gewandte Redner und politische Intriganten, das ist er noch heute. Darum finden wir in den Städten und im Lande überhaupt weder Ingenieure noch Werkführer und

Arbeiter, wohl aber rabulistische Advocaten, unnütze Offiziere, eitle Politiker, welche in Umsturz von Ministerien, in öffentlichen Wirren und Rebellionen „machen", in Hülle und Fülle.

Man sollte nun meinen, bei einem derartigen Mangel an eigener Gewerbthätigkeit und den Vorbedingungen dazu hätte Griechenland allen Grund gehabt, fremdländischen Industriellen, die ihre Thätigkeit und Capitalien dem Lande zuwenden, jede nur mögliche Förderung und Ermunterung angedeihen zu lassen. Auch das ist nicht der Fall gewesen, vielmehr haben alle ausländischen Industriellen nichts als Hemmniß, Ungemach und Kränkungen erfahren, wie erst ganz vor Kurzem wieder das Beispiel der englischen Gesellschaft lehrt, welche die Eisenbahn von Athen nach dem Piräeus gebaut hat, und die man selbst jetzt, wo die Bahn vollendet ist und übrigens glänzend prosperirt, noch nicht in Ruhe läßt.

Marine und Bankgeschäft sind neben der Korinthenproduction seither die einzigen Nahrungsquellen des Landes gewesen. Daß die Griechen tüchtige Seeleute, die besten des ganzen Mittelmeeres sind und mit ihren zahlreichen Fahrzeugen einen ansehnlichen Theil des levantinischen Küstenhandels und Küstenverkehrs in den Händen haben, wird kein Mensch bestreiten. Eben so ist der Grieche für Geldwechsel und Geldgeschäft vorzugsweise geschickt; seine Beweglichkeit, seine geriebene Verschlagenheit, seine Habgier, sein Hang zu Gaunerei und Betrug — auch ein Erbtheil von den alten Hellenen — stellen ihn als Bankier und Geldvermittler so recht auf den ihm gemäßen Platz. Es giebt denn in Griechenland auch Bankiers in Masse; fast jeder sich über den Krämer erhebende Kaufmann treibt den Geldhandel in kleinerm oder größerm Stile als Nebengeschäft. Wenn aber einmal Marine und Bank fehlschlagen, wenn irgend ein Staat am Mittelmeere, die Türkei oder sonst Jemand, Griechenland diesen Hauptnahrungsquell verstopfen sollte — und das ist möglich, wie die von der Pforte vor dem Zusammentritt der neulichen Conferenz getroffenen Maßnahmen darthun —, alsdann müßte das Land mit allen seinen Schiffern, Bankiers, Advocaten und Politikern verhungern, denn diese sammt und sonders sind nicht im Stande, für seine ersten Lebensbedürfnisse zu sorgen.

Griechenlands geographische Lage könnte kaum günstiger gedacht werden für die Entwickelung von Volk und Staat. Athen mit seinem geräumigen dreifachen Hafen wird von einer der frequentesten Handelsstraßen berührt; die gerade Linie vom Mont-Cenis nach Suez durchschneidet Epirus, Akarnanien, Aetolien und läuft längs der peloponnesischen Küste hin bis zum Isthmus von Korinth und bis zum Piräeus. Man beschäftigt sich darum augenblicklich in Konstantinopel wie in Athen auch sehr viel mit einem großen Schienenwege vom Piräeus bis zum Hafen von Avlona in Albanien, von wo aus in fünf Stunden der Dampfer über das Adriatische Meer ins Abendland fahren würde, so daß man in drei Tagen von Paris nach Athen gelangen könnte; auch von einer Durchstechung des Isthmus von Korinth ist lebhaft die Rede, wodurch der Schifffahrt die gefährlichen Vorgebirge des Peloponnes erspart blieben, und die Reise von Marseille und Neapel nach Konstantinopel um 14, von Triest und Venedig um 24 Stunden abgekürzt wäre. Ausführbarkeit und Rentabilität dieser Projecte lassen kaum einen Zweifel übrig, allein wir fürchten, es wird eben bei dem Reden sein Bewenden haben. Viel Reden und wenig handeln — handeln im nichtkaufmännischen Sinne — sind ja Griechenlands Devise von jeher gewesen, und so lange es an diesem Nationale festhält, so lange man das Mischlingsvolk der Neuhellenen nicht zu ausdauernder Schaffenslust, nicht zu sittlicher Tüchtigkeit, zu Wahrheit und Ehrenhaftigkeit im Denken und Thun erziehen kann, Eigenschaften, welche ihm die Natur versagt zu haben scheint, und die doch bei Nationen wie bei Individuen die alleinigen Garantien wahren Gedeihens bilden, — so lange möge man uns erlauben, trotz aller geistiger Begabung des Volkes bei unserm schon öfters ausgesprochenen Urtheile über dasselbe und unserer Ansicht von der Zukunft des neugriechischen Staates zu beharren.

Aus allen Erdtheilen.

Von der russischen Expedition nach der Behringsstraße.

Wir haben derselben schon erwähnt („Globus" XV, 123), jetzt sind uns wieder Nachrichten zugegangen, die wir aus einem Privatbriefe, d. d. Werchojansk, 26. Novbr./10. Decbr. 1868, auszüglich mittheilen. Dr. Neumann schreibt:

„Bis jetzt geht unsere Reise glücklich von statten, wenigstens sind wir Alle gesund, auch die Pferde; seit fast 14 Tagen befinden wir uns ohne Sonne, in ewiger Nacht, und dieses Vergnügen wird noch bis Weihnachten dauern; dann hoffen wir an der Umgonka zu sein. Hier trennen wir uns für einige Zeit. Maydel reist voraus, um den Erzbischof von Jakutsk, einen vortrefflichen Mann, der im Augenblicke auch hier ist, an seiner Grenze zu empfangen; ich reise inzwischen mit einem Kaufmanne bis zur Umgonka und zwar diesmal mit Rennthieren, was im Verhältniß zum Reiten auf Pferden als eine sehr bequeme Fortbewegungsweise anzusehen ist. Dann vereinigen wir uns wieder und treffen wohl Mitte Januar in Kolymsk ein, um bis zum März daselbst zu verweilen.

Wir erhielten hier eine sehr interessante Nachricht von einem eingefrorenen Mammuth, das ganz wohlerhalten sein soll. Möge die Nachricht sich bestätigen und namentlich der Magen noch in gutem Zustande sich vorfinden. Wir müssen übrigens 700 Werst (100 deutsche Meilen) Umweg nehmen, um an den gegenwärtigen Aufenthalt dieses vorsündfluthlichen Riesen zu gelangen; doch was sind 700 Werst in Sibirien, zumal auf Rennthieren? Eine Spazierfahrt, weiter nichts!

Die größte Kälte, welche wir bis jetzt durchgemacht, betrug 46 bis 48° R.; das ist zu Pferde ein ziemlich unerquickliches Vergnügen und um so fataler, als es durch das leichte Anfrieren der Nase und der Finger (was mir auch schon ein paar Mal passirt ist) beinahe unmöglich wird, Beobachtungen zu machen. Die Luft ist in diesen hohen Breiten von einer merkwürdigen Klarheit, die Farbe des Himmels ein blaues Violett, wie beim Gewande der sixtinischen Madonna; dabei pflanzt sich der Schall ganz ausgezeichnet fort, so daß man einen Hund oft 20 Werst (gegen 3 Meilen) bellen, das durchs Zusammenschlagen der Rennthierhörner beim Fahren entstehende Geräusch, sowie das Knistern des Schnees unter den langen Schlitten oft noch weiter hört. Wir machen täglich circa 50 Werst (7 Meilen), mehr halten Mensch und Vieh nicht aus, so gut auch die Ernährung ist. Von dem Fischreichthum kann man sich schwer eine Idee machen; wir leben, sechs Mann, fast ausschließlich von Fisch, und zwar von den schönsten Lachsen und Sterlets, doch

haben wir bis jetzt auch an frischem Fleische keinen Mangel, auch Wild, namentlich Hasen und verschiedene Hühnerarten, genug selbst geschossen. Dabei kommt uns der Tag kaum auf 15 Kopeken (gegen 5 Sgr.) zu stehen, während das Pud weißen Mehles 17 Rubel (1 Pfund 14 Sgr.) kostet!

Die Landschaft ist stellenweise sehr schön, und im Werchojanskischen Gebirge wird man nicht selten an die herrlichsten Partien der Schweiz, an das Mer de glace und den Gorner Grat erinnert, indeß bringt die eisige Temperatur und der Mangel an reisenden Engländern uns bald von jeder Illusion zurück. Zu den schönsten Gegenden, die ich bisher gesehen, gehört unstreitig der hohe Altai oder Alatau mit seinem den Vierwaldstätter an Großartigkeit wohl noch überbietenden Teletzkischen See. Der Altai, dessen Gipfel, wenn man den Thian-schian hinzurechnen will, bis auf 17,000 Fuß, mithin weit höher reichen als die des Montblanc, ist außer dem Sajanischen das einzige Gebirge in Sibirien, welches echte Gletscher aufzuweisen hat.

Wir haben bis jetzt drei Völker kennen gelernt, Jakuten, Tungusen und Lamuten, die alle verschiedene Sprachen sprechen, so daß ich zuweilen nur durch dreimalige Uebersetzung, tungusisch-jakutisch-russisch, Auskunft erhalten konnte, nachdem unser Hauptdolmetscher so dumm gewesen, sich den Hals abzuschneiden, und zwar lediglich aus Ehrgeiz, weil er glaubte, schlecht über unser Gepäck verfügt zu haben! Bei den Tschuktschen, welche, wie Sprache und Sitten (z. B. das Tättowiren, Tödten der alten und schwachen Leute, absoluter Mangel an Eifersucht) beweisen, jedenfalls amerikanische Verwandtschaft zeigen, könnte es wohl auf vier Dolmetscher herauskommen, es sei denn, daß wir selbst ein wenig von der Sprache erlernen, was mir in Bezug auf das Burjätische nicht schwer geworden ist. — Soll ich noch von den sibirischen Damen berichten? Sie sind eben wie alle Töchter Evas auf unserm Planeten, etwas ungebildeter, vielleicht etwas putzsüchtiger, jedenfalls viel gefallsüchtiger als unsere deutschen, übrigens ein ganz gemüthliches Völkchen, das von Zimperlichkeit und Hysterie nicht die entfernteste Ahnung und vortrefflich mit sich leben läßt.

Meinen nächsten Brief entsende ich aus Kolymsk, doch dürfte er wohl sehr alt werden, ehe er an seine Adresse gelangt."

Goyder's Expedition nach dem australischen Nordterritorium zur Darwin-Bai.

Von Südaustralien aus sind bekanntlich im Verlaufe der letztverflossenen Jahre eine Anzahl von Expeditionen unternommen worden, theils um das „Alexandra-Land" näher zu erforschen, theils um Ansiedelungen zu gründen. Man hatte, wie das in Australien einmal herkömmlich ist, von den neuen Gegenden überaus günstige Schilderungen entworfen, und diesen wurde geglaubt, so oft auch schon empfindliche Täuschungen stattgefunden haben. Schafzüchter zogen mit ihren Herden in die vielgepriesenen Gegenden, in welchen es angeblich nie an Feuchtigkeit fehlen sollte, und das Vieh kam bei lang anhaltender Dürre aus Mangel an Futter elendiglich um.

Man will indeß um jeden Preis einen Hafen in Nordaustralien haben und dort eine Niederlassung gründen, also das Experiment wiederholen, welches vor länger als dreißig Jahren am Port Essington gemacht wurde. Die Südaustralier haben zu diesem Zwecke die Westküste des Arnhem-Landes ins Auge gefaßt; dasselbe wird von der Timorsee bespült, diesem westlichen Theile der größern Harafurasee, welche bis zur Torresstraße geht. Dorthin war die Expedition bestimmt, welche im December 1868 unter Goyder's Führung auf dem Schiffe „Moonta" von Adelaide abfuhr. Sie besuchte die Inseln Rotti und Timor und erreichte nach einer Fahrt von 40 Tagen Port Darwin. Gegen Ende des April gelangten dann Nachrichten über den bisherigen Verlauf nach Adelaide. Wir finden einen Bericht eines ungenannten deutschen Naturforschers vom 28. Februar in der deutschen „Tanunda-Zeitung", 30. April, und geben aus demselben einige Mittheilungen. Zuerst wird geschildert, welche Arbeiten man vorgenommen habe, um Wege zu den Wasserplätzen zu bahnen, ein Magazin zu errichten 2c. Dann schildert der Naturforscher die eigenthümliche Vegetation jener Gegend.

„Port Darwin sollte richtiger Darwin-Bai heißen. Es ist ein von üppigem tropischen Pflanzenwuchs eingefaßtes Becken, das von seiner Mündung in das Timor-Meer bei Point Emerald bis zur Aufnahme seines „West-Arms" vielleicht 5 bis 6 englische Meilen Länge bei einer Breite von 3 bis 4 Meilen haben möchte, und das bei einer durchschnittlichen Tiefe von 8 bis 14 Faden Wasser den größten Schiffen eine Annäherung von 1/4 bis 3/4 Meilen Entfernung zum Lande und sichern Ankergrund gestattet. Wenngleich die Vegetation, selbst hart an der Küste, wo sie am üppigsten herniedersteigt, in ihren Formen nicht den großartigen Charakter trägt, wie er noch feuchteren, mit tiefen Humuslagen bedeckten Erdstrichen, z. B. in Brasilien, den beiden Indien und besonders vielen Inseln der Tropenzone eigen ist, so erfreut doch das Auge hier die Mannichfaltigkeit, in der sich einzelne Pflanzenfamilien, ja selbst einzelne Geschlechter besonders hervorheben und so das Typische der nordaustralischen Flora bilden. Wie in Südaustralien in unserer „Waldung" der Holzwuchs ein lichter zu nennen ist, so behält auch hier, treu dem Grundtypus des Continents, derselbe diesen Charakterzug im Allgemeinen bei, und bildet nur in der größern Mannichfaltigkeit seines Bestandes, was Habitus, Blätter- und Blüthenschmuck anbetrifft, eine schöne Abweichung. So bleibt der vorherrschende Baum — mit Ausnahme der reichen Thäler und Schluchten, wo ihn der üppige Urwaldwuchs verdrängt — überall der Eucalyptus, während Sterculien, Coccoloben, Ficus, Simaruben, Meliaceen und andere, wie dazwischengepflanzt, je nach dem Erforderniß der Pflanze und dem davon abhängigen Standorte, einige Abwechselung bieten.

Aber ein wesentliches Moment, das z. B. Südaustralien fast gänzlich abgeht und ohne dessen Anwesenheit wir eine Waldlandschaft eigentlich nicht schön nennen können — das Unterholz —, tritt in den Gattungen Grevillea, Hakea, niederm Cycas (echte Palmen fehlen hier) und den meist mit wohlriechenden großen Blättern geschmückten Hibiscus und anderen Malvenformen als Charaktermerkmal auf. Dazu kommen aufrankende Convolvulaceen, Leguminosen und 8 bis 10 Fuß hohe Gräser. Hier oben, wo die schweren Regengüsse für immer das Ansammeln einer kräftigen Humusschicht verbieten, wo aber der urwüchsige Bambus, ob in fingerdicken oder handumspannenden Schößlingen, noch reichliche Nahrung, und weißblühende Thunbergien, Asclepias und Clematisarten in seinem zähen Stamme ganz geeignete Kletterstangen finden und oben ein leicht schattendes Dach bilden, hört der vorhin beschriebene Pflanzenwuchs der Hochebene plötzlich auf. Bäume mit dichter belaubten, häufig großen fiederspaltigen Blättern, wie sie den Gattungen Simaruba Juglans, vielleicht auch einem Rhus angehören (sämmtlich jetzt ohne Blüthen), nehmen ihre Stelle ein; riesige, holzige Schlingpflanzen, die, weil ihr erstes Stützholz von ihren Umwindungen längst erstickt und dahingefallen ist, wie kräftige Taue in einander gewunden oft kerzengerade 30 bis 40 Fuß aufsteigen, und sich gleichsam für ihre Mühe dann in irgend einer mächtigen Krone gemächlich ausbreiten, bilden hier ein Dickicht, das ohne Axt oder Tomahawk zu durchdringen jedes Versuches spottet.

Hier treten nun auch die das ewige Schattendach liebenden Dioscoreen, einige Smilaxarten, zarte rankende Farren, die nach der Stellung ihrer „sori" zu den Adianthen gezogen werden mußten, Bletienarten aus den Erdorchideen, schmarotzende Farren — eine in prachtvolles Grün gekleidete Osmundacee mit fast drei Fuß langen Fruchtständern — wie schmarotzende Orchideen in der Gattung Epidendrum auf, und die erstgenannten (Dioscoreen) erfüllen mit ihrem süßen Vanilleduft die hier gleichsam von dem dichten Laubdach zusammengehaltene Luft und lassen den in dies heimliche Dunkel Eintretenden sofort ohne Zweifel, daß er von tropischer Ueppigkeit und Fülle umgeben ist. Hier ist es auch, wohin Schlangen und Eidechsen sich

vor der glühenden Mittagssonne zurückziehen, während das unzählige Heer alles summenden Geflügels, Mücken und Sandfliegen, Libellen und Ichnenmoniden ihrem angestammten Triebe Folge leisten."

Für das Gedeihen der Ansiedelung am Port Darwin wird Alles davon abhängen, ob die klimatischen Verhältnisse günstig sind. Die Expedition litt viel durch die tropischen Regen. In einem zweiten, gleichfalls von einem Deutschen entworfenen Berichte finden wir einige bedenkliche Stellen. Er lobt die Trefflichkeit des Hafens, schildert den Leiter der Expedition, Goyder, als tüchtig und bemerkt auch seinerseits, daß in botanischer Hinsicht die Gegend eine reiche Mannichfaltigkeit darbiete, wenn auch die Pflanzenfülle keineswegs großartig-überwältigend sei. Die klimatischen Verhältnisse seien „ungewöhnlich".

„Seit wir landeten sind sehr wenige Tage ohne Regen gewesen, und was für Regen! Sobald nach fast immer starken Thaunächten die Sonne den Horizont übersteigt, macht sie sich sofort, weil sie durch vollgesättigte Luft scheint, durch das Brennende ihrer Strahlen bemerklich, das sich gegen Mittag für den Ungewohnten bis zur Unerträglichkeit steigert, und leider haben mehrere unserer Leute bis zum Tode ermattet von ihrem Arbeitsplatze getragen werden müssen. Sobald der Mittag vorüber ist, webt sich der Himmel aus den immer stärker sich ballenden, immer tiefer sich färbenden Gewitterwolken zu einer dichten Decke, und noch während dieses Actes giebt sich auch schon durch einen tief hinrollenden Donner seine Bedeutung zu erkennen. Eine halbe bis eine Stunde später und das Wehe ist da, das die Hitze des Tages erzeugt hat! Schwer und schwül liegt die glühend heiße Luft auf Allem, was nach ihrer Frische gerade schmachtet, nur das Pflanzenleben, durch den schweren Regen des vergangenen Tages fortwährend von unten belebt, steht stolz und kräftig der Sonne zugerichtet. Noch weht kein Lüftchen! Kräftiger in seinem Grollen macht sich der Donner bemerkbar, den Osthorizont bedeckt eine schwarze Wand, hin und wieder ein leichter Windzug von dorther. Wenige Minuten später — und das leicht bewegte Meer krönt seine Wellen mit weißen Kämmen. Mit furchtbaren Stößen fährt er zunächst in den Blätterschmuck der Küsten und jagt, wo er ein freies Plätzchen findet, seinen Raub vor sich her; es fallen die ersten Tropfen, einige schwere Schläge nach blendendem Leuchten und — der Himmel schüttet nicht Regen, sondern Ströme Regens herunter. So hatten wir vorgestern in circa $1\frac{1}{2}$ Stunden wohl nahe $2\frac{1}{2}$ Zoll, gestern (genau gemessen) in 40 Minuten 1,2 Zoll Regen. Doch beinahe wie abgeschnitten ist auch Alles vorüber. Die Sonne sendet versinkend neue verheißende Strahlen und ihre Stelle vertritt der bereits heraufkommende freundliche Vollmond."

Die australischen Eingeborenen am Coopers Creek.

Wir finden die nachstehende Mittheilung in der zu Tanunda in Südaustralien erscheinenden, sehr gut redigirten „Deutschen Zeitung", für deren regelmäßige Uebersendung wir unsern freundlichen Dank abstatten.

Einer der lutherischen Missionäre schickt uns („Register") von Hermannsburg aus, das am Coopers Creek über 600 Meilen nördlich von Adelaide liegt, unterm 13. März folgende Beschreibung der Gewohnheiten, der äußern Erscheinung, der Nahrungsmittel und Sprache der Eingeborenen, unter denen die dortigen deutschen Missionäre sich abmühen: „Dieses Land könnte wegen Mangels an Nahrungsmitteln und besonders Wasser keine dichte Bevölkerung ertragen. Die Eingeborenen sind hier nicht sehr zahlreich, haben aber meistens ein gutes Aussehen. Sie sind größer und besser gebaut, als die Eingeborenen in den südlichen Districten und viele sind vollkommen sechs Fuß hoch. Sie gehen vollständig nackt und tragen nicht einmal Kängeruhfelle, oder Decken von Opossum- oder Wallabyfellen, indem es diese oder derartige andere Thiere, deren Felle sie benutzen könnten, hier nicht giebt. Die Männer tragen einen Gürtel um die Brust, der gewöhnlich aus menschlichen Haaren, zuweilen aber auch aus den Haaren von Ratten oder Mäusen, von denen es hier nicht weniger als 20 verschiedene Arten giebt, gemacht sind. Sie gebrauchen ähnliche Farben, wie die Stämme in den südlichen Districten, aber ihre Waffen sind sehr untergeordnet. Es giebt hier kein Holz, aus dem sie Speere machen könnten, und sie holen diese aus sehr entfernten Districten. Sie werfen ihre Speere nicht so, wie die anderen Schwarzen. Ihre gefährlichsten Waffen sind ihre Bumerangs oder Waddies, die sie zum Tödten von Emus, wilden Hunden und anderen Thieren (Schafe und Ochsen nicht ausgenommen) gebrauchen. Als Nahrung benutzen sie eine Menge verschiedener Pflanzen, Beeren, Wurzeln u. s. w. Einige der hiesigen Pflanzen, die im Süden unbekannt sind, liefern guten Ersatz für unsere Gemüse und werden auch von den Weißen sehr gern gegessen. Die zahlreichen Arten von Ratten und Mäusen liefern hauptsächlich die Fleischkost der Eingeborenen. Ferner giebt es hier etwa 70 verschiedene Arten Vögel, wovon etwa 30 Arten Wasservögel sind; 7 Arten von eßbaren Schlangen; 6 Arten Eidechsen, zum Theil ziemlich groß; die zahlreichen kleinen Arten schmecken den Kindern sehr gut. Zudem fangen sie 4 Arten Fische und essen eine große Anzahl von Würmern, die als eine große Delicatesse angesehen werden. Cannibalismus (Menschenfresserei) ist hier eine Thatsache, und eine Mutter verzehrt mit lächelnder Miene ihr eigenes Kind. Die Schwarzen essen Theile von jeder Leiche, wenn etwas Eßbares daran ist.

Vor einiger Zeit starb der Aelteste des Stammes. Als ich fragte, ob sie diese Leiche auch essen würden, antwortete mir einer der Schwarzen: „Nein; der Kerl ist zu mager, hat kein Fett." Es ist ein Glück, daß sie noch nicht wissen, daß Pferdefleisch eßbar ist, sonst würden sie sicher ihre Waffen auch an den Pferden versuchen, wie sie es bei den Schafen und Ochsen thun. Ihre Gebräuche und Ceremonien unterscheiden sich wenig von denen der südlichen Stämme, und mit dem Bau ihrer Sprache ist es ebenso. Ueber diesen Gegenstand kann ich jedoch nicht viel sagen, weil ich die Dialekte anderer Stämme zu wenig kenne; so viel ich weiß, kommen in dem hiesigen Dialekte, wie in den meisten der bekannten australischen Sprachen, folgende Eigenthümlichkeiten vor. Es giebt darin weder einen bestimmten noch einen unbestimmten Artikel, aber sie haben außer der Einheit und Mehrheit eine Form für die Zweizahl (Dual). Sie haben einen Casus mehr, als die englische Sprache; diese hat bekanntlich nur drei Biegungsfälle. Außer dem Nominativ giebt es einen Activ, welcher bei allen transitiven Verben gebraucht wird, während der Nominativ bei allen intransitiven Verben steht. Relative Fürwörter und Präpositionen giebt es nicht und die Zeitwörter haben keine Leideform. Eine fernere Aehnlichkeit zwischen diesem und anderen einheimischen Dialekten ist die Abwesenheit aller Zahlwörter über drei hinaus. Das Geschlecht wird unterschieden und dies ist eine Abweichung von den Sprachen der südlichen Stämme.

Es sind dies einige wenige Bemerkungen über die Eingeborenen, unter denen wir unser Missionswerk begonnen haben. Die Zeit, die wir hier gewesen, ist zu kurz, um von Resultaten sprechen zu können, indem das Studium der Sprache noch viel Zeit in Anspruch nimmt; ich bin jedoch überzeugt, daß die Zukunft es zeigen wird, daß das Evangelium Gläubige findet. (— Immer dieselben Hoffnungsphantasien, die allemal in Nichts zerrinnen! —) Die geistigen Fähigkeiten der Eingeborenen sind durchaus nicht so schlecht, wie man gewöhnlich glaubt. Die Kinder in der Schule lernen weit besser, als ich erwartet hatte. Ihre richtigen Antworten überraschten uns zuweilen wirklich, und ich wage zu behaupten, daß wenn wir im Stande wären (was wir noch nicht sind), unseren Schülern gedruckte Fibeln in ihrer eigenen Sprache in die Hand zu geben, sie eben so rasch lesen lernen würden wie weiße Kinder."

Die Russen zu Taschkend in Turkestan geben sich große Mühe, dem Handel der Engländer aus Ostindien nach Centralasien alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, und ihrer-

seits einen directen Verkehr zwischen ihren neuen Besitzungen und China in Schwung zu bringen. Folgende Mittheilung der „Moskauer Zeitung" ist in dieser Hinsicht bezeichnend: „Einige Kaufleute in Taschkend würden es für sehr vortheilhaft halten, wenn man einen directen Handelsweg von den Theeplantagen am Yang-tse-kiang anlegte, welcher über Jarkend, Kaschgar und Chokand führte, oder vielmehr, wenn man den früher bereits benutzten Weg wiederherstellte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß vor den letzten Unruhen in den westlichen Provinzen Chinas alle mittelasiatischen Staaten den Thee theilweise auf diesem Wege, theilweise aber auch auf demjenigen bezogen, der durch das östliche Turkestan, dann über Kuldscha und Tschugutschak nach Ssemipalatinsk führte. Wenn der Handel diese Wege verließ, geschah dies nur, weil sie keine Sicherheit mehr darboten, und viele kleine asiatische Staaten zu passiren waren, die sich in beständiger Anarchie befanden. Jetzt haben sich die Umstände wesentlich geändert. Der größere Theil der durch Centralasien führenden Wege ist jetzt in unseren Händen, und mit der Einnahme des noch übrigen kleinen Theils der chokandischen Städte oder mit der Herbeiführung einer Lage, welche uns volle Sicherheit des Verkehrs gewährt, stoßen wir mit allen Straßen, auf welchen sich der Theehandel bewegt, an China, so daß wir bei etwaigen Schwierigkeiten nur mit diesem zu thun hätten. Es hindert jetzt nichts, Expeditionen zur Erforschung dieser beiden Wege zu entsenden, da sich nicht nur die Taschkender, sondern auch die Chinesen, welche vor den Dunganen (d. h. Mohammedanern) geflohen sind und sich bei uns niedergelassen haben, an derselben betheiligen würden."

Verbot des Anbaues der Mohnpflanze in China.

Dasselbe ist unterm 22. Januar 1869 von der Regierung zu Peking erlassen worden. Sie hat zwar schon früher Verbote zu gleichem Zwecke erlassen, doch sahen die Mandarinen durch die Finger. Diesmal soll die Sache ernsthafter genommen werden. Was aber gab neuerdings Veranlassung zu der erwähnten Maßregel? Wir glauben in der vor uns liegenden Nummer der zu Hongkong erscheinenden „Overland Mail" (vom 23. Februar) die Antwort zu finden.

„In Peking erzählt man, daß der junge Kaiser einen seiner Eunuchen beim Opiumrauchen überraschte. Seine Majestät bekam Lust, auch einmal eine Pfeife zu rauchen; er that es und natürlich stellten sich die gewöhnlichen Folgen ein. Von nun an rauchte er übermäßig, ihm wurde unwohl und die Kaiserin-Mutter kam hinter die Sache. Dem Eunuchen bekam die Sache schlecht, denn ohne Weiteres wurde ihm der Kopf vor die Füße gelegt; gleich nachher kam das Verbot zur Veröffentlichung."

Dieses lautet folgendermaßen: „Eine Denkschrift ist von dem Censor Yu Pehtschuan vorgelegt worden, welche zu Gunsten der Erzeugung von Nahrungsstoffen für das Volk uns bittet ein strenges Verbot gegen den Mohnbau zu erlassen. Der nachtheilige Brauch, die Mohnpflanze zu cultiviren, welcher die Erzeugung der Nahrungsmittel für das Volk beeinträchtigt, hat in der Provinz Kansu begonnen und sich nach Schensi und Schansi verbreitet, zuletzt auch in die Provinzen Kiangsu, Honan, Schantung und andere. Ohne die üblen Folgen ihrer Habgier in Anschlag zu bringen, denken die niederen Classen der Bevölkerung nur an den gegenwärtigen Augenblick, und unfehlbar ergiebt sich daraus, daß reiche Getreideländer zum Anbau eines werthlosen Erzeugnisses verwandt werden. Das Wohl des Volks wird dadurch ernstlich geschädigt. Schon früher ist ein Verbot hiergegen erlassen worden, und jetzt legen wir es den Vicekönigen und Gouverneuren aller bezüglichen Provinzen dringend ans Herz, ihren Unterbeamten sofort die nöthigen Befehle zu ertheilen, warnende Bekanntmachungen zu veröffentlichen und der Unsitte ganz und gar ein Ende zu machen. Wenn irgend welche Gesetzesverächter solchen Befehlen Widerstand leisten, so müssen sie bestraft werden; und zeigen sich die Ortsbehörden saumselig in der Erfüllung ihrer Pflichten, oder lassen sie ihre Beamten Unterschleif und Täuschung betreiben, so haben die oberen Behörden scharf aufzupassen und die Nachlässigen zur Rechenschaft zu ziehen. Dies ist allen Provinzialregierungen bekannt zu machen."

* * *

— In den südlichen Vereinsstaaten Nordamerikas ist eine Convention abgehalten worden, um über das Heranziehen einiger 100,000 Chinesen zu berathen. Diese fleißigen Asiaten sollen die Stelle der politisirenden Freineger ersetzen.

— Im Juni wurde an der „vollendeten" und der ganzen Länge nach dem Betrieb übergebenen Pacificbahn unablässig gearbeitet, um „die vielen schwachen Stellen zu verstärken". — In einem Briefe aus Chicago vom 25. Juni heißt es: Commissionär J. W. Morris, welcher den noch nicht angenommenen Theil der Union-Pacific-Eisenbahn inspicirte, hat in seinem Berichte erklärt, daß die Bahn keine Bahn erster Classe sei, wie das Gesetz es verlangt, und daß sie nicht mit den nöthigen Gebäulichkeiten versehen sei; ferner, daß die Brücken der Bahn nicht fest und solide und daß die Tunnels nicht breit genug seien, um zwei Geleise darin legen zu können; daß die Bahn nicht gleichmäßig breit und nicht gehörig nivellirt sei; daß die Schwellen gesunken und an vielen Stellen die Erde unter denselben weggeschwemmt worden sei. Der Bericht bemerkt schließlich, daß die Central-Eisenbahn besser als die Union-Pacific-Eisenbahn gebaut sei.

Der neue Fahrplan ist folgendermaßen festgestellt worden und soll befolgt werden, falls nicht etwa „Hindernisse" eintreten. Von Sacramento nach Promontory — 690 Meilen — 1 Tag und $15\frac{1}{2}$ Stunden; nach Omaha — 1774 Meilen — 4 Tage und 3 Stunden; nach Chicago — 2268 Meilen — 5 Tage und 7 Stunden; nach St. Louis — 2214 Meilen — 5 Tage und 5 Stunden; nach Neuyork — 3167 Meilen — gerade 7 Tage.

— Auf Jamaica sind im Mai wieder mehr als 1000 Arbeiter aus Ostindien angekommen. Man ist mit diesen fleißigen Kulis dort sehr zufrieden, und seitdem sie an die Stelle der faulen Freineger treten, hebt sich die Insel wieder; sie liefert allmälig größern Vertrag zur Ausfuhr und hat 1869 zum ersten Male seit langen Jahren in ihren Finanzen kein Deficit. — Der Gouverneur geht mit dem Plan um, in den gesunden gebirgigen Gegenden europäische Niederlassungen zu gründen; sie sollen Land umsonst und manche Begünstigungen haben, müssen aber nöthigenfalls unter die Waffen treten, um meuterische Neger im Zaume zu halten. Deshalb wird ausgedienten englischen Soldaten der Vorzug gegeben. Seit der letzten Mordrebellion der Schwarzen wird Jamaica autokratisch regiert; die Weißen haben verständiger Weise auf ihr Stimmrecht verzichtet, das man auch den Negern genommen hat, weil diese nichts weiter damit anzufangen wußten, als Unheil anzustiften.

— Die Verpflanzung des Lachses nach Tasmanien ist vollständig gelungen. Den neuesten Berichten zufolge sind viele dieser Fische im Flusse bei Hobarttown beobachtet worden. — Westaustralien liefert jetzt eine nicht unbeträchtliche Menge von Perlenmuscheln in den Handel.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Ausrottung der Indianer in Nordamerika. Ein Blick auf das Volk der Mandanen.

II.

Die große Marterprobe der jungen Krieger. — Festmahl der Büffel. — Ein Weib als Häuptling. — Ein Blick auf die Geschichte und den Untergang der Mandanen.

Alle zum Martern bestimmten jungen Männer waren durch vierthalbtägiges Fasten und die lange Schlaflosigkeit matt geworden und lagen abgemagert an den Wänden der Medicinhütte umher. In der Mitte des Tempels standen zwei Männer; der eine trug ein großes, zugespitztes Messer mit ausgezackter Klinge, so daß jeder Einschnitt ins Fleisch den größtmöglichen Schmerz verursachen mußte. Der andere hatte zugespitzte Holzpflöcke von der Dicke eines Fingers, welche sofort in die durch das Messer verursachten Einschnitte geschoben wurden.

Die beiden Operateure, wahrscheinlich Zauberer, hatte man am ganzen Leibe mit rothem Oker bestrichen; dagegen waren Kopf und Füße schwarz. Der Messerträger hatte eine Maske vor dem Gesichte, denn er sollte für immer unbekannt bleiben. Der Körper beider Zauberer war über und über mit Narben bedeckt, welche heute durch scheinende Farben, mit denen man sie bemalt hatte, scharf hervorstachen. Alle sollten sich überzeugen, daß Beide alle Martern auch ihrerseits durchgemacht und überstanden hätten.

Jetzt erhob sich ein junger Mann und schleppte sich mühsam zu den Beiden hin. Der Messermann befühlte ihm mit Daumen und Zeigefinger Haut und Fleisch des Vorder- und Oberarmes, der Schenkel, die Kniegegend und die Waden, in welche alle er Einschnitte machte; zuletzt kamen die Brust und die Schultern an die Reihe. Mehrere junge Leute bedeuteten Herrn Catlin, daß er sie betasten und genau untersuchen möge, bevor der Messermann seine Operationen an ihnen beginne. Sie ließen dieselben an sich vornehmen, ohne daß an ihnen auch nur ein Muskel gezuckt hätte. Dabei lächelten sie dem weißen Manne zu, der seinerseits zusammenschauderte, wenn er sah, wie das Messer ins Fleisch fuhr und das Blut hervorspritzte.

Als die Einschnitte gemacht und mit den Holzpflöcken man kann wohl sagen gespickt waren, wurde von oben ein Lederstrick herabgelassen und an den Holzpflöcken der Brust oder auch der Schulterblätter befestigt. Unsere Illustration, nach einer von Catlin an Ort und Stelle entworfenen Zeichnung, stellt den schauderhaften Auftritt genau dar. Jeder Gemarterte hielt in der linken Hand einen Medicinbeutel, sein Schild wurde ihm an die Pflöcke des rechten Armes gehängt; an jene des Vorderarmes und der Beine wurden Büffelschädel befestigt, welche an Stricken herabhingen. Dann wurde auf das Seil geschlagen, zum Zeichen, daß die auf dem Dache stehenden Männer den Gemarterten drei bis vier Fuß in die Höhe ziehen sollten; das mußte geschehen, damit die Büffelköpfe in freier Luft hin und her baumeln konnten. Dann erschien ein Mann, der am Leibe roth, an Händen und Füßen schwarz bemalt war, und drehte den Gemarterten dergestalt, daß er um sich selber herumwirbelte. Diese Bewegung im Kreise war anfangs langsam, wurde jedoch immer schneller und zuletzt so rasch, daß der hängende und gewirbelte Jüngling jedes Bewußtsein verlor. Alle Qualen,

Die große Probe bei der Kriegerweihe.

Der Martertanz nach der Kriegerweihe.

die geradezu gräßlich waren, entlockten keinem Einzigen auch nur einen Seufzer oder gar einen Schmerzensschrei; als aber das Wirbeln begann, riefen sie zum Großen Geiste, daß er ihnen Kraft verleihen möge, Alles zu ertragen. Catlin betont, daß diese Bitten und Klagetöne ihm das Herz durchschnitten und daß ihm fast die Kräfte versagten. Den Wortlaut jener Anrufungen hat er nicht erfahren, er meint wohl mit Recht, daß sie zum vorgeschriebenen Rituale gehört haben.

Da baumelten nun die Gemarterten, regungslos, mit dem Kopfe nach vornüber; die Zunge hing weit aus dem Munde hervor. Sie sahen aus wie Leichen. Als die Umstehenden mehrmals das Wort „Todt" wiederholten, wurde das Seil niedergelassen. Diese Marter in der Luft hatte funfzehn bis zwanzig Minuten gedauert. Und jeder Krieger unter den Mandanen hat dieselbe erlitten und überstanden. Sie wurde je an zweien oder dreien zumal vorgenommen. Wenn dann die bluttriefenden Körper regungslos am Boden lagen, kam ein Mann und zog die Pflöcke, an welchen die Seile befestigt waren, heraus, aber die übrigen ließ er im Fleische. Es war streng verboten, irgend welche Hülfe zu leisten, denn die Gemarterten erfreueten sich ja in diesem Augenblicke der unschätzbaren Gunst, ihr Leben der Obhut des Großen Geistes anvertraut zu haben. Nur allein der Große Geist durfte ihnen die Kraft zum Aufstehen und zum Gehen wiedergeben.

Nach Verlauf einiger Zeit erhob sich wirklich solch ein Leichnam und schleppte sich wankend nach einem andern Theile der Hütte, wo ein rothbemalter, maskirter Mann mit einem Beile vor einem Büffelkopfe saß. Der Gemarterte hob den kleinen Finger der linken Hand auf und bot ihn dem Großen Geiste dar, welchem er dabei laut dankte, daß derselbe während der schweren Prüfung seine Bitten erhört und ihm das Leben bewahrt habe. Dann legte er den Finger auf einen Klotz und sofort wurde er abgehauen. Catlin bemerkt, er habe gesehen, daß mehrere junge Männer unmittelbar nachher auch den Ringfinger auf den Klotz gelegt hätten; zum Bogenhalten reicht man ja mit den drei ersten Fingern aus und opfert deshalb gern die beiden anderen dem Großen Geiste! Man zeigte ihm auch Häuptlinge und Krieger, welche sich sogar den kleinen Finger der rechten Hand hatten abhacken lassen, und einige, welche allen den oben beschriebenen Martern sich zweimal unterzogen hatten, — Alles zu Ehren des Großen Geistes!

Das Abhacken der Finger schien den Leuten keine besondere Qual zu bereiten, und hatte weder viel Blutverlust noch Entzündung im Gefolge.

Als solchergestalt acht junge Männer die Probe bestanden hatten, wurden sie zur Hütte hinausgeführt, ohne daß man ihnen die an den Pflöcken befestigten Büffelköpfe abgenommen hätte; diese schleppten sie mit sich. Noch standen ihnen Qualen bevor, die viel ärger waren als die, welche sie bereits erlitten. Jene erduldeten sie im Beisein der Häuptlinge, welche auf Alles wohl merkten; bei der zweiten Probe, dem Je ki nah ka Na pick, d. h. dem letzten Laufe, war alles Volk zugegen.

Die Büffel hatten jetzt ihre Masken abgelegt, gleich den übrigen Tänzern den Kopf mit Federn geschmückt, und alle bildeten einen Kreis. Sie trugen Weidenzweige in den Händen, fingen hell zu schreien an und tanzten mit unglaublicher Geschwindigkeit um den Großen Kahn herum. Die Geprüften, immer noch mit Blut bedeckt, wurden in den Kreis hineingebracht und in gewissen Entfernungen gleich weit von einander gelegt. Als das geschehen war, traten zwei starke, blau und roth bemalte Männer auf; jeder hatte ein Büschel Weidenzweige in der linken Hand und packte mit der rechten einen Gemarterten, den er so wild als er nur vermochte um die Arche herumschleppte, so daß die Büffelköpfe, der Schild und alles andere an den Pflöcken Befestigte auf- und niedersprang. Dabei jauchzte die Menge hell auf und die Tänzer schrien so viel sie nur konnten, um das Klagegeheul der Gemarterten zu übertäuben. Bei den letzteren kam es darauf an, so lange als möglich umhergeschleift zu werden und die Ohnmacht so rasch als irgend thunlich war zu überstehen. Sie waren aber nun so entsetzlich matt und mitgenommen, daß sie alles Bewußtsein verloren, ehe sie auch nur den halben Kreis durchgemacht hatten. Einige lagen platt auf dem Bauche, mit dem Gesicht im Schmutze, wurden aber trotzdem noch weitergeschleift und dann riß man ihnen Alles, was an den Pflöcken befestigt war, mit Gewalt ab. — Diese letztere Qual gilt für unbedingt nothwendig, denn ohne sie würden die ehrenvollen Narben, auf welche so großer Werth gelegt wird, nicht deutlich hervortreten; wenn man die Pflöcke langsam aus dem Fleische entfernte, würde ja kein Riß entstehen, und ein solcher muß doch wenigstens halbfingerlang sein! Je mehr zerfetzt die Wunde war, um so besser.

Nun war der Gemarterte endlich von allen Pflöcken und Anhängseln frei, er lag am Boden wie ein zerrissener Cadaver; seine zwei Peiniger warfen in aller Eile Weidenbüschel über ihn und liefen in die weite Prairie hinaus. Jenen durfte Niemand helfen, denn sie befanden sich zum zweiten Mal unter der Obhut des Großen Geistes, der allein ihnen die Kraft zum Aufstehen verleihen mußte. Nach einiger Zeit erhoben sie sich und gingen so gut sie konnten nach

Ein für den Büffeltanz bemalter Mandane.

ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband. Dort endlich konnten sie ausruhen, bekamen etwas zu essen und zu trinken und verfielen dann in einen langen Schlaf.

Die Häuptlinge beobachteten Alles aufmerksam, was auch bei dieser letzten Probe vorging, um über Muth und Ausdauer jedes Einzelnen sich ein Urtheil zu bilden.

Catlin war Augenzeuge von funfzig Marterproben an jenem Tage. Die Zahl der Schnitte, Holzpflöcke und Anhängsel war bei Jedem genau dieselbe. Bei der ersten Probe stand es übrigens in der Wahl des Menschen, sich an der Brust oder an den Schultern emporziehen zu lassen. Bei der zweiten war es ihm freigestellt, sich schleifen zu lassen oder statt dessen selber in der Prairie herumzulaufen und ohne Nahrung dort so lange zu bleiben, bis durch Eiterung die Holzpflöcke entfernt wurden. So unempfindlich ist das Körpersystem des Indianers oder so stark sind seine Nerven, daß man seit Menschengedenken sich nur eines einzigen tödtlichen Ausganges zu erinnern wußte. Damals ließ man den Leichnam drei Tage und drei Nächte liegen, weil man immer noch hoffte, daß der Große Geist ihn wieder zum Leben erwecken werde. Als das nicht geschah, pries man den Todten glücklich, weil ja der Große Geist ihm Gunst erwiesen habe.

Als alle Gemarterten den Tempel-Wigwam verlassen hatten, ging der oberste Zauberer in denselben hinein, sammelte die schneidenden Werkzeuge, welche dort umherlagen, und ging dann, von den Dorfbewohnern begleitet, an das Ufer des Missouri. Nachdem er dort mancherlei Ceremonien vorgenommen, warf er alle diese Werkzeuge als Opfergabe in den Strom, auf dessen Grunde sie für ewige Zeiten liegen bleiben sollten. Als er zuletzt noch einmal den Großen Geist angerufen hatte, begaben sich Alle nach dem Dorfe zurück und das O kie pa war zu Ende. — Es findet indeß eine Art von Nachfeierlichkeit statt, das sogenannte Festmahl der Büffel, und mit dieser verhält es sich in folgender Weise.

Beim Einbrechen der Dunkelheit ziehen einige alte Männer mit Klappern durch die Straßen und verkünden, daß die Häuptlingsschaft über den Stamm auf ein Weib übergegangen sei, an das Mädchen, welches den schwarzen bösen Geist besiegt und deshalb nun die Macht habe, das ganze Jahr über Büffel herbeizuziehen. Heute Nacht seien die Häuptlinge weiter nichts als alte Weiber, und hätten gar kein Recht, ein Wort mitzureden. Jeder Mandane solle sich nun in sein Wigwam verfügen und dürfe sich draußen nicht sehen lassen. Ausgenommen seien nur die, welche von Nah la kopuck tschie, d. h. dem Frauenhäuptling, zum Festmahle der Büffel eingeladen würden. — Die Eingeladenen versammelten sich bei dem Großen Kahne und setzten sich dann, einen Kreis bildend. Zugegen waren die Haupttänzer und die acht Büffel, welche sich nun ihres bunten Anstriches entledigt hatten. Das Fest wurde vorzugsweise zu ihrer Ehre veranstaltet; man darf dasselbe nicht mit einem andern Büffelfeste verwechseln, das gegen Ende des Jahres gefeiert wird und mit dem O kie pa nichts zu schaffen hat.

Nach den acht Büffeln erschien der große Medicinmann, der oberste Zauberer, nebst einigen alten Häuptlingen und fünf Musikanten; vier hatten Trommeln und der fünfte hielt eine Klapper in der Hand. Der weibliche Häuptling hatte etwa zehn bis zwölf verheirathete Frauen neben sich, welche den Büffeljägern aufwarteten. Dann fing das Mahl an; in Zwischenräumen wurden nun mächtig große Tabackspfeifen herumgereicht, und hinterher folgten Tänze, die immer wilder und unzüchtiger wurden und späterhin in der Nacht in eine unbeschreibliche Orgie ausarteten.

Büffeltänzer in vollem Ornate.

Ueber den Ursprung des O kie pa wissen wir nichts, und heute gehören alle diese seltsamen und grausenvollen Feierlichkeiten nur noch der Erinnerung an. Denn der Stamm der Mandanen ist von der Erde verschwunden; er gehört, gleich hundert anderen Völkern, welche im Verlaufe von drittehalb Jahrhunderten in Nordamerika durch die Berührung mit der Civilisation zu Grunde gerichtet worden sind, nur noch der Vergangenheit an.

* * *

Alle Stämme im weiten Westen haben schwere Heimsuchungen erfahren, aber kein anderes Volk ist so rasch zu Grunde gegangen als eben die Mandanen. Vor etwa einem Jahrhundert hatten sie an beiden Ufern des Missouri neun große Dörfer; zwei lagen östlich, die sieben anderen westlich vom Flusse. Alle waren mit kreisrunden Wällen von gestampfter Erde umzogen, und die Gesammtzahl des Stammes hat gewiß nicht unter 15,000 Seelen betragen.

Die ersten weißen Männer oder Bleichgesichter erschienen bei den Mandanen im Jahre 1738. Es waren canadische Pelzjäger unter Führung der Gebrüder Verendrie. Diese Männer waren die ersten, welche den Missouri hinauffuhren, und sie haben auch die Ebenen des Saskatschewan erforscht. Im Jahre 1773 fand Mac Intosh, Agent der Montrealer Pelzcompagnie, die neun Dörfer der Mandanen an derselben Stelle. Er schildert den Stamm als sehr kriegerisch; dieser lebte mit seinen Nachbarn in Fehde. Letztere schlossen einen Bund, welchem die Mandanen nicht gewachsen waren; derselbe bestand aus Sioux, Scheyennes, Assiniboins, Krähen-

indianern und anderen Prairiestämmen, und er setzte den Kampf drei Jahre hintereinander mit solcher Erbitterung fort, daß die Mandanen eines ihrer Dörfer nach dem andern verlassen mußten. Nachdem viele ihrer besten Krieger getödtet waren, zerstreueten sich die übrigen und bildeten eine Zeit lang vereinzelte Banden, welche im weiten Prairielande umherzogen. Zuletzt gelang es ihnen, sich wieder zu vereinigen und eine Heimath zu schaffen. Sie setzten sich am Missouri fest, an der Stelle, wo der Fluß im Süden des Grand Coteau du Prairie eine weite Biegung nach Norden hin macht. Dort baueten sie, um das Jahr 1776, an jedem Ufer ein befestigtes Dorf, 1670 Miles oberhalb der Mündung in den Mississippi (im nördlichen Theile des heutigen Dakotah). Etwa 28 Jahre später kamen Lewis und Clarke, die Entdecker des Columbiastromes, zu diesen Mandanen und überwinterten in der Nähe ihrer Dörfer. Nachdem sie ihr Lager verschanzt hatten, eröffneten sie einen Handel und blieben mit den Indianern im besten Einvernehmen; Capitän Clarke unternahm sogar mit ihnen einen Kriegszug gegen die Sioux, welche die beiden Dörfer überfallen wollten. Der weiße Mann gewann so großen Einfluß, daß die Häuptlinge versprachen, fortan so viel irgend möglich mit anderen Stämmen in Frieden zu leben, aber trotzdem dauerten die Fehden mit nur geringen Zwischenräumen fort.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts sollen die Mandanen, über welche wir auch durch den Prinzen Maximilian von Neuwied mancherlei Nachrichten haben, noch etwa 3200 Köpfe stark gewesen sein; eine Zählung im Jahre 1837 ergab nur noch 1600.

Catlin verließ die Mandanen mit großer Befriedigung; er hatte ja bei ihnen so vieles Neue und Ueberraschende gesehen. Vier Jahre später kam ein Dampfer der Missouri-Pelzcompagnie von St. Louis herauf und legte bei den Dörfern an. Er hatte Branntwein und allerlei Waaren und Stückgüter geladen, und die Mandanen wurden eingeladen, sich dieselben an Bord zu betrachten. Sie kamen auf das Schiff, auf welchem ein Theil der Bemannung an den Blattern erkrankt war. Was lag den habgierigen Yankees daran, ob die braunen Leute, dieses „Ungeziefer“, von der Seuche ergriffen wurden? Die Mandanen wurden angesteckt und bald wüthete die Seuche unter ihnen wie ein Würgengel. Täglich wurden Dutzende von derselben hinweggerafft, viele gaben sich selber den Tod, und als kaum drei Monate vergangen waren, zählte das Dorf nur noch zweiunddreißig lebendige Menschen. Dazu kamen dann noch die wenigen, welche damals bei dem befreundeten und stammverwandten Volke der Mönnetaris sich aufhielten.

Damit waren die Prüfungen noch nicht zu Ende. Als die Seuche aufgehört hatte, kamen die Arickaras oder Rikkaris, welche weiter abwärts am Missouri ihre Jagdgründe hatten und noch vor einiger Zeit mit den Mandanen in Fehde lebten, und nahmen das Mandanendorf ohne Weiteres in Besitz; denn es war besser gebaut als ihre Dörfer und lag bequemer für den Handelsverkehr. Die noch übrigen Mandanen wurden von ihnen zu Sklaven gemacht. Die Rikkaris sollten sich jedoch dieses Besitzes nicht in Ruhe erfreuen, denn sie wurden von Sioux angegriffen. Zur Vertheidigung des Dorfes mußten auch die Mandanen die Waffen ergreifen; aber sie waren der Sklaverei müde und fühlten, daß es mit ihrem Stamme zu Ende gehe. Es war eine dumpfe Verzweiflung über sie gekommen, und sie waren entschlossen, mit ihrem Dasein abzuschließen.

Auf das Zeichen, welches einer ihrer Krieger gab, stürmten sie aus der Pfahlverschanzung in die Prairie hinaus und rannten, Männer, Weiber und Kinder, mitten unter die Sioux, von denen sie niedergemacht und durch die Hufe der Rosse zerstampft wurden. Das geschah im Jahre 1837.

So blieben nur jene übrig, welche bei den Mönnetaris (den „Dickbäuchen“, diesen „Grosventres des Prairies“) Aufnahme gefunden hatten. Diese Ueberbleibsel zogen späterhin in die Nähe ihrer alten Wohnsitze und baueten dort ein neues Dorf, lebten friedlich und versuchten es sogar, einigen Ackerbau zu treiben. Im Jahre 1853 soll ihre Zahl zwischen 300 und 400 Köpfe betragen haben.

Aber auch diese nun friedlichen Mandanen haben nur noch eine Galgenfrist auf Erden; sie werden dem Verhängnisse nicht entgehen, welches dem braunen Menschen beschieden ist und das er nicht abwenden kann.

Bab und die Babis.

Von **Julius Braun***).

Wir möchten einer großartigen religionsgeschichtlichen Bewegung gedenken, die zu unseren Lebzeiten vor sich ging, im Abendlande aber noch sehr wenig beachtet wurde. Es ist allerdings weit hinten in Persien, wo sie stattgefunden. Aber ein Prophet, welcher ausnahmsweise von Anfang an in seiner Vaterstadt etwas galt, mit 28 Jahren den Tod erlitt, und doch schon seine Lehre über ganz Persien bis nach Bagdad herunter und bis nach Indien hinein verbreitet sah — eine neue Religion mit Hunderttausenden von Anhängern und Tausenden von Märtyrern —, ein solcher Prophet ist an sich schon aller menschlichen Theilnahme werth. Zudem ist durch die blutigen, bis in neueste Zeit fortgesetzten Maßnahmen der persischen Regierung die neue Religion nichts weniger als beseitigt, sondern dürfte eine bedeutende Zukunft haben und möglicherweise einmal das Morgenland umgestalten. Daß man früher so wenig Rücksicht darauf nahm, mag von der Mangelhaftigkeit der Nachrichten kommen. Aber jetzt liegen reiche Mittel vor: das geist- und inhaltreiche Werk des Grafen Gobineau, frühern Gesandten in Persien (Les Réligions et Philosophies dans l'Asie centrale, 1865), und die Mittheilungen von Mirza Kazem Beg (Professor zu Petersburg) im „Journal asiatique“ 1866. So weit auch die beiderseits benutzten Quellenschriften und Erkundigungen oft aus einander gehen, so reichen sie doch aus, die Umrisse des Ganzen und klare moralische Eindrücke zu gewinnen.

Der Prophet der Babis, Mirza Ali Mohammed aus Schiras, hatte schon als Handlungsgehülfe in der Hafenstadt Abuschär am persischen Golf sich religiösem Sinnen (auch dem Lesen der Evangelien in der Uebersetzung der protestantischen Missionäre) hingegeben. Später strebte er, seinem

*) Als dieser Aufsatz sich in der Druckerei befand, erhielten wir die Nachricht von dem Ableben des Verfassers. Diese Arbeit ist seine letzte gewesen. Wir werden nicht unterlassen, Julius Braun's Verdienste um die Wissenschaft zu würdigen. Red.

innigsten Andachtsbedürfniß bei dem Heiligengrabe zu Kerbela*) zu genügen, besuchte aber nebenbei die dortige Schule der Scheichiten. Unvorbereitet tritt natürlich nichts in die Welt, und Bab's (Ali Mohammed's) Lehre hätte so schnellen Fortschritt nicht machen können, wäre nicht das dogmatische Gerüst des Islam fast bei allen Gebildeten durch die pantheistische Weltanschauung des seit Jahrhunderten wuchernden Sufismus bereits beseitigt gewesen. Jüngste Formation des Sufismus waren eben die Scheichiten, die (unter dem Schutz von Husein's Grab vor Verfolgung sicher), Dank der Sittenstrenge und Frömmigkeit ihres Gründers und der allgemeinen Mißbefriedigung durch die Staatskirche, großartigen Anhang im schiitischen Osten gefunden hatten**). Schon dort in Kerbela erregte der schöne junge, sittenreine, oft seltsam menschenscheue Studirende der Theosophie, Ali Mohammed aus Schiras, das größte Aufsehen. Einmal, nach vierzigtägigem Beten in der Moscheeruine der benachbarten einstigen Stadt Kufa, soll er die Nachfolger, die er damals bereits hatte, versichert haben: „Wer den Weg wissen will, der zu Gott führt, kann es nur durch mich." Daher der Name „Bab" (Pforte), der von nun an ihm und seinem Anhang verblieb.

Die weitverstreuten Gemeinden der Scheichiten im Zusammenhang mit Kerbela bildeten bereits eine Macht, als der nach Schiras zurückgekehrte „Bab" von ihnen an die Stelle des verstorbenen Morschid oder Führers (Seïd Kazem) erwählt wurde. Dort zu Schiras, wohin von Kerbela die Wundersage von dem gotterleuchteten Jüngling schon vorausgeeilt war, wuchs vollends sein Nimbus durch den heiligen Eifer, mit dem er die schlechten Sitten (zumal bei der grundverdorbenen Geistlichkeit) rügte; durch sein eigenes Leben, das im Einklange mit seiner Rede stand, und durch die geistige Ueberlegenheit, die er im Disput mit den Mollahs zeigte. Bald war er zauberhaft beredt, bald wieder orakelhaft oder völlig schweigsam; er suchte immer wieder die Einsamkeit und wandelte wie ein Träumender oder Weltentrückter. Aber obgleich umgeben von Huldigungen und bei jedem Ausgang begleitet von glaubensdurstigen Mollahs, Handwerkern, Bauern (hätte der Prophet von Mekka es nur halb so leicht gehabt als der Prophet von Schiras!), machte er doch vorerst von seiner scheichitischen Führerschaft keinen Gebrauch zur Ankündigung einer neuen Religion. Nicht gegen den Islam, sondern gegen die Laster der Geistlichkeit war seine Rede gerichtet. Darum verklagten ihn Gouverneur und Geistlichkeit als staatsgefährlich in Teheran***). Aber auch Bab (von den Seinen „Hezret-e-Ala", „die erhabenste Hoheit", genannt) schrieb an den Schah (Mohammed), bewies seinen Prophetenberuf aus seinem Erfolg, und bat um Erlaubniß, in der Hauptstadt selber mit allen Mollahs des Reichs disputiren zu dürfen. Werde er besiegt, so unterwerfe er sich jedem Urtheil des Königs &c. In der That war Hadji Mirza Aghassy (Mohammed Schah's Minister und selbst ein wunderlicher Heiliger) nicht abgeneigt, bis man ihn auf die unabsehbaren Gefahren aufmerksam machte, die aus einem Religionskriege, Umsturz des Islam und den noch unbekannten letzten Absichten der Babis für den morschen Staat erwachsen könnten. Nun verfügte der Minister: „Ali Mohammed (Bab) habe bis auf Weiteres sein Haus in Schiras nicht zu verlassen." Auch dies war ein Triumph für die Babis. Die Schwäche des Islam hatte man eingestanden, und dem Verkehr des im Hausarrest befindlichen Propheten mit den Seinigen stand nichts im Wege.

Inzwischen scheint auch Bab's dogmatisches System gereift zu sein*). Wir finden da wieder eine grenzenlose Urgottheit, aus welcher ein begrenzter Schöpfergeist (Logos) hervorgeht. Dieser ist nicht Gott, weil er nicht dessen Eigenschaften alle mitbekommen, aber auch nicht getrennt von Gott. Ueberhaupt Alles, was besteht, Gestalt und Namen hat, ist in Gott, ist aus ihm hervorgegangen, aber geringer, unvollständiger als er. Am Tage des jüngsten Gerichts wird die Vereinigung mit Gott wieder vollzogen und volles Erkennen Gottes ist dann erst möglich. Unterdessen strebt aber die unwissende Natur bereits nach Erkenntniß, und Gott ertheilt solche mit der Vorsicht, wie die irdische Schwäche sie erfordert, durch die Offenbarungen der Propheten. Propheten unterscheiden sich von der übrigen gottentstammten Welt dadurch, daß sie nicht so weit entfernt von Gott, und in beständigem Zusammenhang mit ihm sind. Auf die immer vollständigeren Offenbarungen durch Moses, Jesus, Mohammed folgte Bab als der Prophet des Jahrhunderts. Aber auch er ist der letzte nicht und stellt z. B. keine Kibla (Gebetrichtung) auf, weil dies erst der größere Offenbarer thun wird. Dann aber ist die Zeit nahe, da die Welt in den Busen der Gottheit zurückkehrt.

Noch wichtiger als eine Glaubenslehre, wie sie ähnlich im Gewoge der sufischen Systeme (und zwar aus altheidnischer Erinnerung) schon öfter aufgetaucht, sind Bab's praktische Reformen. Was in Persien am meisten fehlt, sollte jetzt endlich gegründet werden, die **Familie**. Bab verbot die Ehescheidung (die in mohammedanischen Ländern jährlich und täglich ein so ungeheures Contingent ins Lager des Verderbens liefert) und verbot das Halten von „Frauen auf Zeit"**). Eine zweite Frau zur ersten zu nehmen, war zwar nicht untersagt, wurde aber nur ungern gesehen. In Folge der moralischen Hebung und socialen Gleichstellung des weiblichen Geschlechts braucht es dann keinen Schleier mehr. Die heuchlerischen äußeren Andachtsformen, die Waschungen, die doch nur Schein und von den Geistlichen oft mitten in den liederlichsten Gelagen halbtrunken ausgeführt (vergleiche Vambery, „Wanderungen in Persien"), überhaupt der ganze

*) Grab von Mohammed's Enkel Husein (der dort gefallen), Hauptwallfahrtsort der Perser, nordwestlich von der Stätte Babylons.

**) Gründer dieser Schule war Ahsay (Scheich Ahmed aus Ahsa in Bahrein) zu Anfang dieses Jahrhunderts. Nach seiner Lehre durchdringt Gott das Weltall, das von ihm ausströmt; alle Erwählten Gottes, alle Imame, alle Gerechten sind Verkörperungen göttlicher Attribute &c. Ahsay's Schüler und Nachfolger auf dem Lehrstuhl war Seïd Kazem, dessen Vorträge der junge Schiraser zwar unregelmäßig, aber immerhin zum größten Stolz des Lehrers besuchte (Mirza Kazem Beg a. a. O.).

***) Ueber Bab's Thun und Leiden in jener ersten Zeit bleibt noch Vieles unklar. Nach Gobineau hätte er sehr früh eine Pilgerfahrt nach Mekka ausgeführt, und wäre erst auf dem Rückwege nach Kerbela gekommen. Seine beiden ersten (und auf lange hinaus einzigen) Schriften sind ein Journal der Mekkareise und ein mystischer Commentar zur Sure „Joseph", beide arabisch geschrieben und von seinen Anhängern (nach Gobineau unverdient) über den Koran gestellt. Nach den Quellen Mirza Kazem's hätte Bab die Pilgerfahrt erst von Schiras aus unternommen, und wurde während seiner Abwesenheit von Mollah Hussein Buschrewieh, einem der eifrigsten Scheichiten, für den „Sahib az Zeman" (den „Herrn der Zeit", vergl. „Globus" 1868, „die Ismaelier"), den längst erwarteten Erlöser und Führer (Mahdi) erklärt. Darauf hin habe man den auf der Rückkehr von Mekka zu Abuschär gelandeten „Mahdi" verhaftet (1844), nach Schiras und Ispahan geschleppt, auch mißhandelt &c. Ohne Zweifel wären auch die Widersprüche in unseren evangelischen Schriften größer, hätte man eine umfassendere Sammlung zugelassen.

*) Ausgearbeitet hat er die Artikel des neuen Glaubens erst während seiner letzten Gefangenschaft im Fort Tjehrig (in Ghilan, am Südwestufer des Kaspischen Meeres), als der Tod ihm schon gewiß war (1848), unter dem Titel „Auseinandersetzung" (Biyyan). Bei Gobineau ist eines dieser Bücher mitgetheilt; wer aber den geheimen, von den Babis angenommenen Sinn der Worte nicht versteht, wird wenig daraus gewinnen.

**) Einer der scheußlichsten Mißbräuche geistlicher Würde ist die in Persien übliche Betheiligung der Mollahs an der sogenannten „Zeitehe", die nur eine Viertelstunde zu dauern braucht und für wenige Kupferstücke eingesegnet wird. Zu diesem Zweck sitzen Mollahs vor den öffentlichen Häusern.

Begriff religionsgesetzlicher Reinheit (der sich so gut mit allem physischen Schmutz verträgt) wird abgeschafft. Von feindlicher Seite sagte man den Babis allerdings nach, sie hätten auch Gemeinschaft der Güter, selbst der Frauen, verlangt. Das wäre nicht in Bab's Geist, obgleich er nicht gezögert hat, während seiner Gefangenschaft im Fort Tjehrig (nachdem seine Anhänger denn doch einmal losgeschlagen) zu verfügen: „Dem Ungläubigen werdet Ihr sein Besitzthum nehmen; wird er gläubig, dann gebt es zurück.“ In Persiens Provinzen darf der Unglauben nicht geduldet werden.

Noch einmal ward der Versuch gemacht, den Hof von Teheran zu gewinnen. Mollah Hussein Buschrewieh, einer von Bab's achtzehn Aposteln, erschien vor Mohammed Schah, zwar mit Betheuerungen der Unterwürfigkeit, aber doch nicht ohne Hinweis, daß es besser sei, einen Meister von solchem Erfolg zum Freund als zum Feind zu haben. Auch andere große Fürsten, Schah Akbar zu Delhi, Schah Ismael und Nadir seien schon im Begriff gewesen, Religionen über die Grenzen des Islam hinaus zu gründen. Eine solche, die der bisherigen Absonderung von Europa (Verabscheuung der Frengis als unrein, Vielweiberei ꝛc.) ein Ende mache, sei gerade jetzt an der Zeit; Schah Mohammed, wenn er darauf eingehe, könne sich ewigen Ruhm erwerben ꝛc. Aber Schah Mohammed, schwach, trübsinnig und von Gicht geplagt, war nicht begierig nach den Mühen und Sorgen eines solchen Ruhmes, so gleichgültig ihm auch der Islam war. Der Apostel wurde aus Teheran verwiesen.

Um so größer war der Erfolg in der Provinz, zumal den Nordprovinzen, deren Bevölkerung nicht zu der feigen iranischen Race gehört, sondern turanischer Herkunft ist. Der unerhörteste aller Apostel aber war eine junge Frau von bezaubernder Schönheit, Tochter eines Rechtsgelehrten zu Kazwin (in Adserbeidschan), hochgebildet und unbescholten. Kein Flehen ihrer Familie vermochte sie abzuhalten, öffentlich und ohne Schleier predigend aufzutreten. Gewöhnlich heißt sie „Gurret ul Aïn“ (Augenwonne); die Babis nennen sie: „Ihre Hoheit, die Reine“. Gurret ul Aïn's Reden über das neue Licht und Gesetz, über die Pflichten und die bessere Zukunft der Frauen ꝛc. waren nicht blumig, wie der derzeitige so äußerst abgeschmackte Redestil der Perser, sondern einfach und tief erschütternd. Sie hat ganze Bevölkerungen mitgerissen, — ohne übrigens selber jemals den Bab gesehen zu haben, mit dem sie nur in brieflichem Verkehr stand.

In Chorassan (der Ostprovinz) kam es in Folge von Mollah Hussein Buschrewieh's Feuereifer zuerst zu blutigen Zusammenstößen. Dort reichten die Kräfte noch nicht aus; aber in Masenderan (dem Küstenstrich am Kaspischen Meere) befestigte der Mollah, jetzt an der Spitze von 2000 Mann, den Wallfahrtsort Scheich Tebersi mit einem Walle von Baumstämmen und Steinen, um von hier aus seine Mission zu betreiben, d. h. Masenderan zu beherrschen. „Es sei die höchste Zeit zum Uebertritt,“ versicherte man, „später gehöre Alles den Babis.“ Inzwischen aber hatte Nasireddin Schah nach Mohammed Schahs Tod und der landesüblichen Anarchie, wie sie den Tod eines Schahs zu begleiten pflegt, den persischen Thron eingenommen; sein Minister Mirza Taghy Khan war entschlossen, der Unordnung ein Ende zu machen. So leicht ging das allerdings nicht. Die Aufgebote der Provinz, die Truppen des Schah, die königlichen Prinzen, die gegen Scheich Tebersi zogen, erlitten durch die nächtlichen Ausfälle Mollah Hussein's eine Niederlage um die andere. Aber von einem seiner Siege kehrte der abgöttisch verehrte Apostel mit zwei Todeswunden in der Brust zurück; der Rest seiner von Hunger und Krankheit geschwächten Tapfern, die auch im Kanonenfeuer todesmuthig ausgehalten, erhielt freien Abzug zugesichert und wurde verrätherisch niedergemetzelt. Ein letzter nicht minder mörderischer Kampf geschah um die Stadt Zendschan (in Adserbeidschan). Auch dort thaten die früher friedlichen Bürger Wunder von Tapferkeit; ihr Anführer, der Mollah Mohammed Ali Zendschani, ertheilte, tödtlich verwundet durch eine Kugel und den Einsturz seines Hauses, seine letzten Weisungen, versicherte, er werde in vierzig Tagen wieder auferstehen, und starb lächelnd. Die endlich zur Uebergabe gezwungenen Bürger wurden, wie anderwärts, trotz des versprochenen Pardons, aufs Grausamste umgebracht *).

Nach all dem konnte auch Bab's eigenes Schicksal nicht zweifelhaft sein. Zwar hatte er niemals zum Aufstand aufgefordert, trug aber ohne Murren die Folgen des Vorgehens seiner Schüler. Zum Schein stellte man ihn noch einmal vor ein Gericht (zu Tebris); dort haben die Mollahs (welche erklärten, es sei jetzt keine Zeit mehr zum Disputiren) und der vorsitzende Prinz keine bessere Rolle gespielt, als einst die Richter Christi. Bab mußte sterben, schon um der Secte zu zeigen, daß er sterblich sei. Man schleppte ihn in Ketten mit zwei zugleich verurtheilten Schülern unter dem Hohn und den Mißhandlungen des moslimschen Pöbels erst endlos lange durch Stadt und Bazar. Auf diesem Gange erlebte Bab noch den Schmerz, daß der mitverurtheilte Seïd Hussein, um sich zu retten, ihm fluchte und ins Gesicht spie. Man gab den Abtrünnigen frei; aber der andere Schüler, der mit Bab sterben sollte, Mollah Mohammed Ali, jung, reich, und auch durch seine junge Frau, die man kommen ließ, und seine Kinder nicht zu erschüttern, küßte innigst die Hände seines Meisters und rief: „Dieser ist die Pforte der Wahrheit, der Imam des Islam.“ Beinahe wäre sogar der Nachweis von Bab's Sterblichkeit mißlungen. Die Kugeln, die ihn treffen sollten, zerrissen nur die Stricke, in denen er an der Festungsmauer aufgehangen war, so daß Bab frei auf die Füße zu stehen kam. Hätte er nun die Geistesgegenwart besessen, dies als Wunder geltend zu machen, dann wäre, bei der Stimmung des zuschauenden Volkes, noch ein unberechenbarer Erfolg möglich gewesen. Aber der Prophet, von den Qualen betäubt, machte einen kopflosen Fluchtversuch, wurde von den Soldaten (man hatte aus Vorsicht eine christliche Compagnie gewählt) eingeholt und niedergemacht (19. Juli 1849).

Alles schien beruhigt, als im Jahre 1852 der Schah Nasireddin bei einem Spazierritte von drei Männern (Babis) angegriffen wurde. Sie feuerten ihre Pistolen auf ihn ab und wollten ihn vom Pferde reißen, als des Schahs zaghaftes Gefolge endlich zu Hülfe kam. Einer der Babis wurde niedergehauen; die anderen bekannten nichts, als daß ihre Chefs, die außerhalb Persiens seien, ihnen befohlen hätten, dem Schah den Kopf abzuschneiden. „Was unsere Chefs wollen, ist gerecht, weil sie es wollen; wir selber sind nicht verantwortlich“ **). Nun war die Sorge groß; man wußte nicht, wie weit die Secte durch alle Stände, vielleicht bis in die Nähe des Schahs sich erstrecke. Haussuchungen wurden gehalten, alles irgend Verdächtige aufgegriffen, und um nun diejenigen Babis, die in dieser oder jener Abtheilung von Civil- oder Militärdienst etwa verborgen seien, bei der Secte selbst zu verdächtigen, wurde verordnet, daß jede dieser Abtheilungen an der Hinrichtung von wenigstens einem Babi

*) Drei Gefangene ließ der damals allmächtige Staatslenker Mirza Taghy Khan nach Teheran bringen und ihnen dort die Adern öffnen. Sie sollen ihm dasselbe Schicksal prophezeiet haben (Gobineau a. a. O.). So viel ist sicher, daß es ihn traf.

**) Nach Bab's Tod hatten die in Teheran versammelten Häupter der Secte den sechzehnjährigen Mirza Jahya (wegen gewisser äußerer Abzeichen und moralischer Eigenschaften) zum Nachfolger Bab's erwählt. Er führt den Titel „Ewige Hoheit“ und residirt in Bagdad.

Theil zu nehmen habe*). Nun suchten zumal die Unterbeamten, um ihre Loyalität zu beweisen, sich in Grausamkeiten zu überbieten**). Unvergeßlich ist selbst in Teheran der Tag, da man Frauen und Kinder zwischen ihren Henkern durch die Straßen ziehen sah, mit brennenden Dochten in ihren offenen Wunden, unter dem Gesang: „Wir kommen von Gott und kehren zu ihm zurück." Keine leibliche und moralische Qual hat zum Abschwören gebracht. Auch Seïd Hussein, der den Meister auf dessen Todesgange verleugnet hatte, aber der bittersten Reue verfallen war, ging jetzt mit Jubel in den Tod.

Ein solcher Tag, heißt es, schuf mehr heimliche Anhänger, als alle Predigt im Stande wäre. Durch Qual und Hinrichtung rottet man überhaupt niemals eine in religiöse Schwärmerei getauchte Ueberzeugung aus*). Nur um so sicherer wird das reine und edle Bild des Propheten Bab (der für alle Nachethaten seiner Secte so wenig verantwortlich ist, als Jesus für die Greuelthaten der christlichen Kirche), nur um so sicherer wird dieses Bild in Zukunft noch seine Wunder wirken. Aber eben die todesmuthige Aufopferungsfähigkeit der Babis ist der beste Beweis, daß auch im heutigen Persien die Völker noch moralische Kraft und eine Zukunft haben.

*) Nach Polak (Persien, I, 153) mußte der Kriegsminister mit seinen Adjutanten das Todesurtheil an Gurret ul Aïn vollziehen, die man im Hause des Suleiman Khan, eines reichen Babi, gefunden. Nach Anderen (Petermann, Reisen ꝛc. II, 282) wäre sie von Bagdad, wohin sie entkommen war, und wo sie von den Ihrigen abgöttisch verehrt wurde, durch einen Pascha ausgeliefert worden, und Hunderte von Bekennern seien freiwillig nachgefolgt. Jedenfalls schreitet die Mythenbildung rasch. Gurret ul Aïn wurde im Hause des Kalenters (Polizeiministers) verwahrt, und dieser, selber bezaubert, verkündete ihr eines Tages vergnügt: „Sie brauche morgen vor Gericht auf die Frage, ob sie Babi sei, nur einfach zu antworten: Nein. Dann werde man sich zwar wundern, sie aber freilassen." Sehr verwundert aber war er selber, zu hören, daß Gurret ul Aïn nicht vorhabe, nein zu sagen. Sie soll nicht nur ihren eigenen Tod (lebendig verbrannt werden am nächsten Mittag), sondern auch dem Kalenter den seinigen, gleichfalls gewaltsamen, vorausgesagt haben (Gobineau a. a. O.). Der letztere erfolgte auf Befehl des Schahs im Jahre 1861 bei Gelegenheit von Hungersnothunruhen in Teheran (Näheres in Brugsch's Reise nach Persien).

**) Dem Suleiman Khan nagelte man nach anderen Qualen glühende Hufeisen an die nackten Füße, zwang ihn durch Peitschenhiebe zum Tanz, und trieb ihm endlich die ausgerissenen Zähne halbmondförmig in den Schädel (Vambery, Wanderungen in Persien), — Alles zur höhern Ehre des Koran und Nasireddin Schahs, „des Punktes, zu welchem die Welt sich neigt."

*) Auch aus neuerer Zeit (Sommer 1867) meldet man aus Persien, daß die Verfolgung der Babis immer noch fortdauere. Sie sollten ihrem Propheten fluchen, ließen sich aber lieber zu Tode martern und starben mit der Versicherung, sie würden in dreimal vierzig Tagen wieder aufleben.

Preußisch Littauen und die Littauer.

Eine Skizze von **Gustav Müller.**

I.

Der nordöstlichste Theil der Provinz Preußen, von Pregel, Deine, Angerapp und Goldappfluß begrenzt, ist Littauen. In alter Zeit nannte man, um mit den Worten eines alten Beschreibers dieses Landes zu reden: „die Aempter Ragnit, Tilsit, Mämmel, Insterburg, Labjau und zum Theil auch Schaken und Tapiau, sowie auch die Kammer-Aempter Georgenburg, Salau, Taplauken — Littauen."

Den Hauptsitz der Littauer bilden in unserer Zeit der nordöstliche Theil des Kreises Labiau, die Kreise Niederung, Heydekrug, die Umgegend von Memel, Tilsit, Ragnit und Pillkallen.

Littauen ist ein Ländchen mit üppigen, lachenden Fluren, Wiesen und holzreichen Wäldern. Aber Berge, wechselnde Thäler, laut rieselnde Bäche, fischreiche Seen, Tannen und dunkle Fichtenwälder, wie Masuren dergleichen in Fülle zeigt, hat Littauen nicht.

Im Großen und Ganzen betrachtet ist Littauen ein blühendes Land mit Städten, Dörfern und Gütern bedeckt. Wo der Bewohner seinen Fleiß bei dem Bebauen des Landes anwendet, lohnt der Erfolg seine Arbeit reichlich. Das Beispiel der zahlreich angesiedelten Deutschen hat theilweise auf den Littauer, der sehr am Alten hängt, wohlthuend eingewirkt. In der neuesten Zeit erst ist das Ländchen durch den Bau mehrerer Kunststraßen in lebhaftern Verkehr mit den anderen Theilen des größern Vaterlandes getreten. Viele sprechen von ihm, Wenige kennen es!

Schon der oben erwähnte alte Kenner Littauens*) sagt: „Es giebt unter unseren Littauern große, starke, dicke, mittelmäßige und kleine Leute, ja auch wohl Zwerge." Unsere Cantoncommissionen wissen sehr wohl, daß Littauen ganz besonders eine bedeutende Zahl Gardisten stellt. Die Littauer sind meistens kräftigen Körperbaues und im Stande, die größten Strapazen zu ertragen. Gegen die Einflüsse der Witterung werden sie schon von früher Jugend an abgehärtet. Ihre Gesichtsfarbe ist frisch und blühend; die Körperkraft hält lange vor; rüstige Greise und Greisinnen von 70 und 80 Jahren sind keine Seltenheit.

„Die meisten Littauer haben kastanienbraune Haare. Einige haben lange Bärte, welche über beide Lefzen (Lippen) hängen, darin sie beim Trinken ein ziemliches Bier einnehmen und wegtragen können; einige kurze; jener Art (Bärte) tragen die alten, dieser die jungen Männer. Einige lassen ihnen die Bärte mit einem gemeinen Brodmesser, welches vor anderen eine scharfe Schneide hat, abscheeren, welches ihnen einen ziemlichen Kitzel verursachen muß. Allein jetzt gebrauchen sie die Scheermesser. — Die Weiber und Mägde flechten ihre Haare an einem schlichten Schnur zusammen. Fischer, welche mit Thran, Stint ꝛc. handeln, bürsten und kämmen sich nicht allzuoft, einige gehen lang genug zottigt und befedert. Die Nägel schneiden sie selten ab, damit sie hübsch lang wachsen und damit Etwas zu sich ziehen können. Sie waschen sich auch nicht allzuoft, und wenn sie es thun, so geschieht es mit ziemlich starkem Andrücken. Doch findet man viele, die sich in solchen Sachen wissen reinlich zu erweisen."

Offenheit, zutrauliches Wesen, Gutmüthigkeit, Frohsinn,

*) Theodor Leppner, Pfarrer zu Budwethen.

Wohlthätigkeitssinn und Gastfreundschaft sind bei ihnen hervorstechende Eigenschaften. Ein edles Selbstgefühl, dem aber nie die Bescheidenheit fehlt, unterscheidet sie vortheilhaft von dem sklavisch unterwürfigen Samaiten und Polen.

So hieß es vor zwei Jahrhunderten von ihnen, jetzt ist das eben Angeführte nicht immer zutreffend: „Im Reden weiß der Littauer die ihm Vorgesetzten wie auch andere im Ehrenstande lebenden mit angenehmen Worten zu beehren, er sagt: Jusu Meile, Eure Liebe; Jusu Malonè, Euer Gnaden; Jusu Schweikata, Eure Gesundheit, welches letztere bei ihnen sehr im Brauche ist.“

Am Neujahrstage (oder sonst an großen Festtagen) wünschen sie einander Glück mit diesen Worten: „Sweiks nanja Meta (szwentas Kalledas) sulaukès, Diews te doda sweikam perleisti ir kitta sulaukti;“ ich wünsche Dir Gesundheit zum neuen Jahr (Weihnacht), Gott gebe, daß Du es gesund zu Ende bringst, und das neue erwartest. Des Morgens, Mittags und Abends und gegen die Nacht sprechen sie: „Laba Ryta, laba Diena, laba Wakara, laba Nakti“: Guten Morgen, guten Tag, guten Abend, gute Nacht! Finden sie Einen am Tage arbeiten, so sagen sie: „Padek Diewe!“ Gott lasse wohlgelingen! Es scheint, daß sie von Alters steif gehalten, was sie zugesagt, denn sie sagen im Sprüchworte: „Kas zaddeta, tur but ir attesseta!“ (was zugesagt ist, muß auch gehalten werden).

„Wer den Littauer für dumm kaufen wollte, giebt sein Geld umsonst hin,“ so urtheilt man in jetziger Zeit. Sonst: „Es sind die littauischen Bauern nicht so einfältig als sie einem vorkommen. Sie seyend einfältig von Außen, neunfältig von Innen. Sie sind solche Leute, welche den Schalk brettsdick hinter den Ohren und klaftertief im Herzen haben. Wer die Bauern für einfältig hält, ist selbst einfältig.“ Halten sich auch selbst für sehr kluge Leute, darum sagen sie: „Die Deutschen werden bald so klug sein wie wir.“ Jetzt urtheilen die Leutchen jedenfalls bescheidener so: „Der Littauer ist ein Ochse, der Jude ist ein Strick zum Anbinden des Rindviehs, der Samaite ist ein Pfahl, der Pole ist grünes Gras, der Deutsche ist eine Rose.“

Die geistigen Anlagen der Littauer sind gut; geweckten Geistes begreifen sie leicht, befreunden sich jedoch selbst mit dem „guten Neuen“ sehr langsam. Eine gewisse Einseitigkeit ist ihnen allerdings eigen; dieselbe hat wohl darin ihren Grund, daß sie durch ihre Sprache und Lebensweise abgeschlossen sind und ihr Verkehr mit den anderen Bewohnern des Staates ein sehr beschränkter ist. Das Fest- und Werthhalten des Alten hindern den Fortschritt allgemein. Die Schule leistet den Littauern manchmal zu viel, wenn sie außer dem Unterrichte in der Religion, dem Lesen, Schreiben und Rechnen noch Geographie, Geschichte und Naturkunde treibt, denn man fürchtet dadurch den Eigendünkel und die Selbstüberhebung gefördert zu sehen!

Selten sind zwei oder mehrere Littauer beisammen, ohne sich lebhaft zu unterhalten; erzählen mögen sie gern, wenn sie nur einen geduldigen Hörer finden.

Die Littauer sind sehr religiös. Kein schlechtes Wetter, kein noch so langer Weg kann sie von dem Besuche des Gotteshauses zurückhalten. Die Betheiligung an dem Kirchengesange könnte vielen deutschen Gemeinden mustergültig sein. Es ist Sitte, daß, sobald einige Personen in der Kirche versammelt sind, der Würdigste ein Lied zu singen beginnt, in welches die Versammelten einstimmen. Das dauert so lange, bis der Cantor das vom Prediger bestimmte Lied von dem Orgelchor herab ankündigt. Die Geistlichen werden in hohen Ehren gehalten. Im Unglück und Leiden trösten sie sich mit dem Glauben an die Vorherbestimmung. Doch auch die Kehrseite wollen wir nicht unbeachtet lassen. Mit der Wahrheit im gewöhnlichen Leben, im Handel und Wandel sollen sie es nicht immer genau nehmen: „Was handgreiflich ist, wissen sie meisterlich zu verdrehen und zu leugnen. Ein deutscher Bauer kann viel leichter überführt werden, als ein littauischer.“

So klagte man schon früher. Vor wenigen Jahren urtheilte ein würdiger Littauer aus dem Kirchspiele Prökuls so: „Als ich noch jung war, bedurfte hier Niemand eines Schlosses; unser Ackergeräth und übriges Eigenthum konnten wir selbst während der Nacht auf dem Felde liegen lassen und waren sicher, es den andern Morgen daselbst wieder zu finden. Jetzt bestehlen sich sogar die Hausgenossen unter einander. Wirthe und Wirthinnen, Kinder und Gesinde tragen Kleider, Getreide und Flachs heimlich aus dem Hause in die Krüge. Früher war es uns sehr auffallend, wenn wir von Verbrechen in anderen Gegenden hörten, und daß wir so häufig zum Transporte auswärtiger Verbrecher nach Memel in Anspruch genommen wurden; jetzt aber sind auch unter uns Betrug, Diebstahl und andere Laster an der Tagesordnung. In der Nähe der russischen Grenze genügt es nicht mehr, die Pferdeställe mit starken Schlössern zu versehen, sondern die Pferde werden auch mit starken Ketten angeschlossen, und dennoch werden auch diese Vorsichtsmaßregeln von den Dieben häufig verlacht.“

Leider hat das Laster der Trunksucht mit seinen bösen Folgen große Verbreitung gefunden. Wochenlang lebt der Littauer ohne Branntwein, dann aber treibt ihn die erwachende Begierde in die Schenken, denn nur in Gesellschaft schmeckt es. Er ist ein Gelegenheitstrinker, der die Gelegenheit aber gern aufsucht und alsdann im Uebermaß genießt. Bei seinen sonst ganz geringen Ansprüchen ans Leben und seiner großen Genügsamkeit könnten Wohlstand und Behagen überall zu finden sein, doch sind Trunksucht und das Zerkleinern des Landbesitzes die größten Feinde desselben. Die erste Sorge des Littauers war früher, erst seinen „Abgaben gerecht zu werden“; in Abzahlung derselben war er sehr pünktlich.

Die meisten Haushaltungen waren so eingerichtet, daß die Leute in der Regel nur vorjähriges Brot aßen, bei Mißwachs also außer Sorge waren. Dies hat schon seit lange aufgehört. Nach der Ernte wird alles verkauft, oft um nur die Branntweinschulden zu bezahlen. Dann kommt die Noth hinterher. Ehemals wohlhabende Dörfer sind so verarmt; gewissenlose Besitzer von Schenklocalen haben alsdann Grundstück nach Grundstück gekauft und sich bereichert.

Fast sprüchwörtlich ist des Littauers Phlegma. Ist der Mann einige 40 oder 50 Jahre alt geworden, so fällt es ihm plötzlich ein, Altsitzer zu werden und das Ausgedinge zu nehmen. Seinen Besitz tritt er gegen freie Wohnung und bestimmte Lieferungen von Getreide, Kartoffeln, Holz, Salz und Gewürz seinem Sohne oder Schwiegersohne ab, — er ruht aus. Es soll Gütchen geben, die zwei bis drei solcher Ausgedinger haben. Daß Streitigkeiten und Häkeleien aller Art daraus hervorgehen, liegt auf der Hand. Dann kommt das ewige Processiren und Klagen; haben beide Theile ein solches Leben satt, so wechseln nach freundschaftlichem Uebereinkommen die Parteien ihre Rollen.

Die Kleidung wechselt in den verschiedenen Gegenden nach Schnitt und Farbe, und es ist deshalb schwierig, von den Kleidern mit Genauigkeit auf die Heimath der Leute zu schließen. Im Allgemeinen gilt: Je höher nach Norden, um so dunkler wird sie. Die deutsche Tracht gewinnt aber mit jedem Jahre immer mehr Freunde, namentlich unter dem jungen Volke. In der littauischen Niederung, in der sogenannten Fischergegend, tragen die Männer weite Beinkleider, die oben mit breiten Falten versehen sind. Die

meistens rothbunten Jacken haben hinten kleine Schöße und vorn zwei Taschen. Das rothbunte Halstuch ist mit Franzen versehen und wird lose um den Hals geschlungen. Die viel nachgeahmte Kopfbedeckung ist die sehr praktisch eingerichtete Kapuze, mit der leider nun auch schon in den Städten viele Kinder verweichlicht werden. Die Weste wird von großen Messingknöpfen zusammengehalten. Die Littauer in dem sogenannten Samaiten, das ist die Gegend einige Meilen östlich von Tilsit und nördlich von Memel, tragen lange graue Wandröcke, die an den Hüften eine große Zahl Krausen haben. Zwei Reihen großer Messingknöpfe sind eine besonders beliebte Zierde. Nach ihren Röcken werden die Leute Zillsparnei, d. h. Grauflügler, genannt. In der Memler Gegend tragen die Männer im Sommer weiße Beinkleider und kurze blaue Jacken (meist von Tuch), im Winter dagegen braune wollene Beinkleider und ebenso gefärbte faltenreiche Röcke, die fast bis auf die Füße reichen, oder graue Mäntel von selbstgewebtem grauen Tuch („Wand"). Statt durch Knöpfe werden sie von Haken und Oesen zusammengehalten. Ihrer braunen Röcke wegen (Czarkas genannt) werden die Leute Rudsparnei (Braunflügler) genannt. Knaben und junge Mädchen tragen zu allen Jahrszeiten Kleider von braunem wollenen Zeuge.

Die Kleidung des weiblichen Geschlechts hat in den vorhin genannten Gegenden viel Uebereinstimmendes. Beliebt sind kurze, roth und schwarz gestreifte oder groß gewürfelte Röcke, die mit einer Unzahl von Falten versehen sind. Eine eng anschließende Jacke, welche man jedoch nur im Regen- und Frostwetter anzieht, bedeckt den Oberkörper, sie wird von silbernen oder stählernen Knöpfen zusammengehalten. Sonst vertritt die Stelle der Jacke ein zierliches Mieder, das stets so gearbeitet ist, daß der schönste Schmuck einer Littauerin, das zarte, schneeweiße Hemde, recht hervortreten kann. Achselstücke, Säume und Päßchen daran sind mit farbiger Seide gar künstlich ausgenäht, und kein geringer Schmuck sind die auf weißem Grunde gestickten Blumen und Arabesken. Die langen Aermel des schmucken Hemdes sind bauschig.

Den Kopf deckt unschön ein großes, grünes, rothbuntes oder blaues Tuch, das turbanartig darum gewunden ist. Die Art und Weise, die Zipfel dieses Tuches zu tragen, ist auch sehr verschieden, doch lassen die Mädchen den obern Theil des Kopfes frei, die Zöpfe müssen sichtbar sein. Die Eitelkeit bestimmt die Frauen wohl auch, fremdes Haar zu tragen, wenn das eigene nicht ausreicht.

Das Tragen von Strümpfen hat man, wo es geschieht, von den Deutschen angenommen. Die nach alter Weise lebenden Frauen umwickeln die Beine vom Fußgelenk bis zum Knie mit einem etwa handbreiten Bande, Auklis, das aus blauer oder brauner Wolle hergestellt ist, im Winter zieht man wohl noch Strümpfe darüber.

Wohlhabende Leute benutzen im Winter noch lange Pelze, die sie im Sommer, um die Motten davon abzuhalten, auch einige Tage tragen. Zur Fußbekleidung dienten früher fast durchweg die „Parensken" oder Bastschuhe. Jeder littauische Knabe kann sie fertigen.

Den Bast von den Linden wissen sie artig wie die Körbe zusammen zu flechten, auch mit schmalen Strängen oder Riemen auf ihre mit Tüchern dicht bewundenen Füße zu befestigen, daß sie gar wohl halten, bequem zu gehen sind, auch vor dem Frost und Koth wohl zu bewahren. Wenn diese ihre selbstgemachten Schuhe von dem Gewässer und Unflath naß geworden sind, trocknen sie selbige am Feuer und sitzen dabei, um den schönen Geruch an sich zu ziehen, welchen sie für keinen Gestank halten. Aber man läßt ihnen gern ihren Balsam und entfernt sich von demselben. Da mit Ausnahme der Weiber Alle sich diese Schuhe selbst flechten, so sagt man recht: „daß Sr. Churfürstlich Durchlaucht zu Brandenburg ein Ländchen beherrsche, darinnen lauter Schuster wohnen." Arme Leute tragen Sommer und Winter Holzschuhe, „Klumpen" genannt, die der Volkswitz auch „pommersche Gänserümpfe" nennt, eine zwar warme, aber höchst unbequeme Fußbekleidung.

Sträuße von Raute, Krauseminze und Marienblättern tragen an Sommertagen die Frauen und Mädchen gern in der Hand, die Männer am Hut.

Die Wohnungen sind je nach deren Alter sehr verschieden. Die alte Schilderung solcher Wohnungen trifft im Großen und Ganzen noch zu. „Die Littauer haben niedrige schmale Häuser mit drei Zimmern, welche sie selbst aus rundem Holze bauen, darin haben sie ein Paar kleine Fenster, gar selten findet man einen Schornstein darinnen. Der Ofen ist von hohlen ungegläseten Kacheln, bei einigen wenigen Wohlhabenden sieht man auch gegläsete grüne Kachelöfen. Inwendig haben sie gemeinlich kleine von Leim oder Holz zusammengeklebte Kacheln, darin ihnen des Abends das Feuer leuchten muß. Einige haben ein rundes von Holz und Leim fest zusammengeklebtes Wesen, welches sie Zibbintas, eine Leuchte nennen, unten ist es breit und rund, mitten drin hängt ein Eisen, gleich einem Rost, darauf der Span oder klein gehauenes Holz brennt und ihnen Licht im Finstern giebt, es geht etwas zugespitzt durch die Bretter und den Estrich auf die Lucht, dahin sich der Rauch zieht, welchen sie gar wohl vertragen können. Darum bedürfen sie gar keine oder gar wenige Talglichter, welche doch bei den Wohlstehenden sparsam, nebst einem Lichtputzen zu finden, wie wohl sich viele an dessen Statt ihrer Finger bedienen. Im Hause ist ein Herd gar platt auf der Erde. Ihre Kammer haben sie gar selten bei der Stube oder in den Wohnhäusern, sondern absonderlich, sie werden „Klete" genannt, in etlichen von diesen schlafen sie, in etlichen halten sie ihr Getreide. Auch halten sie Rauchhäuser, welche sie Namas heißen, das andere Wohnhaus heißt nur Stubba, die Stube, in welcher sie nur des Winters wohnen. In solchem Rauchhause halten sie allzeit Feuer, um welches sie sitzen, sich wärmen und die Kleider, wenn sie vom „Schlagg" (wässerige Schneeflocken) und Regen naß sein, trocknen. Des Sommers essen sie auch darin und trocknen das Fleisch gar wohl darinnen. Noch haben sie ein absonderliches Gebäudchen zur Mahlkammer, „Maltuwe", darinnen sie eine oder mehrere Handmühlen, „Girnas", halten. Ihr Getreide dreschen sie in den Bade- oder Brachstuben, „Jaujen". Diese haben rund umher Stangen, darauf das Getreide gelegt und getrocknet wird. Auf der Tenne, wo sie dreschen, haben sie ein kleines, von Leim und Steinen zusammengeklebtes Oefchen, darin brennen sie klein gehauenes Holz, wenn sie dreschen, welches im Herbst und Winter sehr frühe im andern Hahnengeschreie geschieht. Dieses Dreschen ist sehr gefährlich und verursacht öfters Feuersnoth. Darum haben Sr. Churfürstlich Durchlaucht amtlich befohlen, selbige einzuschlagen; allein es ist nicht allenthalben ins Werk gerichtet, es wollen auch die Littauer übel daran, mit Vorwenden, als blieben sonsten viel Körner im Stroh. Wenn sie nur stark, wie die deutschen Bauern, im Dreschen draufschlügen, würden sie das Getreide rein genug ausdreschen können. Man sollte ihrer Faulheit und Verwegenheit nicht so nachsehen. „Eine jede Verrichtung soll von Nachlässigkeit und Vermessenheit frei sein." Daneben haben sie noch eine Scheune, darin das übrige Getreide geführt ist, welches nochmals in die Jaujе getragen und ausgedroschen wird, und dann sind noch einige Ställe für das Vieh. Durch solch nahes Zusammenwohnen gerathen sie oft in Feuersgefahr und kommen um

all das Ihrige. Insonderheit da sie den Brand nicht gern gebührlich löschen, aus dem Argwohn, es werde das Feuer nur dadurch erzürnt, welches ohne Zweifel daher kommt, weil sie es im Heidenthum für einen Gott gehalten und angebetet haben."

Viele Wohnungen sind noch heutzutage schlecht, ungesund, enge, feucht und schmutzig. An der Memel-Libauer Straße sieht man Häuser, die den Deutschen als Schweineställe zu schlecht wären. Ein bemooster unförmlich schwarzer Grasklumpen hat eine Oeffnung zum Hineinkriechen. Ein Paar blinde Glasscheiben, gleichsam in die Mauer gedrückt, stellen die Fenster vor. Die Wände sind hölzern, oft aber nur Rasenstücke, welche man gegen in die Erde getriebene Pfähle gelehnt hat. Der Rauch muß sehen wo er hindurch kommt. Selbst bessere Wohnungen haben meistens nur eine gute Stube, die die ganze Hälfte des sehr kleinen Hauses einnimmt; sehr vorgeschrittene Leute haben neben den zwei Stuben noch eine Schlafkammer. Die Wände der Stube sind ohne Kalküberwurf; die Fugen im Holz verdichtet man mit Moos; alles Holzwerk wird immer sauber gescheuert. Mit Strenge hält die Polizei darauf, daß bei Neubauten auch Schornsteine hergestellt werden. Da der Feuerherd meistens fehlt, so hat man die Feuerstelle vorn im Hausflur; bei geöffneter Thür sieht man die Flammen spielen. Neben der Feuerstätte hängt an eiserner Kette ein Kessel oder Topf. In der Nähe des Fensters befindet sich ein großer Tisch mit zwei Schiebladen, dem gegenüber ein Bett. An der Thür oder hinter dem Ofen, oft auf ihm, stehen andere für die Kinder und das Gesinde. Bis zu Betten hat es der Wirth selten gebracht. Stroh bildet das Unterbett, ein Zudeck ist schon häufiger anzutreffen, dessen obere Seite gewöhnlich nur mit einem festgenähten Bezuge versehen ist, der dann selten oder nie die Wäsche erlebt, sondern so lange gebraucht wird, bis er in Fetzen abfällt. Daß es an Wärme in einer solchen Stube, in der manchmal 8 bis 12 Menschen wohnen, essen und schlafen, nicht fehlt, kann man sich denken, doch der Littauer tröstet sich mit dem Sprüchwort: „Szillumà Káulûsne lauz." — „Wärme bricht die Knochen nicht." Für das Gesinde giebt es noch seltener Betten, es schläft auf Stroh und bedeckt sich mit seinen Kleidern, Pelzen oder mit einer Decke, welche sie „Dwikarte" nennen. Im Winter werden die Fenster nie, im Sommer höchst selten geöffnet, so daß die Luft in den Wohnräumen verdorben und ungesund ist, wozu noch oft der Qualm einer Lampe kommt, die mit ungereinigtem Oel oder mit Thran gefüllt ist. „Ihre kleinen Kinder und Säuglinge liegen in einer sonderlichen Wiege, Lopze, welche von vier kurzen zusammengenagelten und mit Leinwand ausgeschlagenen Brettchen besteht, die mit Strängen an die Balken gebunden werden; darin liegen die Kinder sanft und werden gemächlich mit Hülfe eines elastischen Stabes, der darum befestigt ist und zur Erde herabreicht, gewiegt."

Schilderungen aus Tunesien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Die Regierung hatte sich also nun zu einer jährlichen Zahlung von 8 Millionen Franken verpflichtet und die wichtigsten Quellen ihrer Einkünfte verpfändet (übrigens eine illusorische Verpfändung, da man des Pfandobjects nicht habhaft werden konnte, dessen Verwaltung in Händen einheimischer, also betrügerischer Finanzmänner blieb). Dennoch wäre vielleicht der Zustand kein verzweifelter gewesen, denn sicheren Quellen zufolge betrugen die Staatseinkünfte am 1. Januar 1866 noch 16 Millionen Franken, hätte nur der erste Minister auf der gefährlichen Bahn, die er betreten, innegehalten. Aber, wie es scheint, war die Verlockung zu groß, sich selbst durch weiteres Verschulden des Staates zu bereichern, und so wurden nun neue Schatzscheine in Masse ausgegeben, welche binnen einem Jahre die Summe von 20 Millionen erreichten. Diese schwebende Schuld zu consolidiren, sollte im Jahre 1867 eine dritte Anleihe mit mehreren Frankfurter Häusern, repräsentirt durch ein Pariser Haus, contrahirt werden, welche aber wegen der Creditlosigkeit der Regierung nicht zu Stande kam. Auf diese dritte Anleihe hatte die Regierung jedoch bereits einen Vorschuß von 4 Millionen erhalten und als Garantie für Zinszahlung sämmtliche Stadtzölle (Octrois), das Product sämmtlicher in Pacht gegebenen Steuern, die Zehnten auf die Cerealien und sämmtliche Ausgangszölle verpfändet.

Inzwischen wurde die finanzielle Lage des Staates durch Cholera, Mißernte, Hungertyphus sowie durch die im Herbst 1867 ausgebrochene neue Revolution, an deren Spitze der Prinz Sidi el Adel Bey stand, dermaßen verschlimmert, daß nun selbst die bisherigen schwachen Einkünfte nicht mehr bezogen werden konnten. Zugleich schlug der Chasnadar eine andere Politik ein. Die Schwäche des französischen Agenten zu jener Zeit verdoppelte den Muth des englischen und des italienischen Consuls, und es wurde denselben ein Leichtes, die auswärtigen Anleihen, welche alle bis jetzt unter französischem Schutz standen, von der Regierung gänzlich ignoriren zu machen, und alle etwa noch vorhandenen Mittel den Gläubigern der sogenannten innern Schuld, d. h. den Besitzern der Schatzscheine, insofern dieselben Europäer waren (denn Einheimische werden natürlich nicht berücksichtigt), zuzuwenden. Diese Platzschulden waren inzwischen durch Agio, Zinsen u. s. w. auf 40 bis 50 Millionen angewachsen. Der erste Versuch zur Befriedigung dieser Gläubiger wurde dadurch gemacht, daß man 12 Millionen Teskerehs in neue Obligationen convertirte, welche gleich den früheren Anleihen mit Coupons (à 12 Procent) versehen waren und durch Verlosung rückzahlbar sein sollten. Man nannte dies die erste Conversion. Dreimal wurde später ein ähnliches Experiment wiederholt, und so kam eine zweite Conversion, erster und zweiter Abtheilung, und schließlich noch eine dritte Conversion zu Stande. Allen diesen drei oder eigentlich vier Conversionen wurden wieder Staatseinkünfte, theils reelle, indem man die früher schon verpfändeten Steuern nominell abschaffte, und neue, die nur sich im Namen von ihnen unterschieden, einführte, theils völlig illusorische verpfändet. Nach allen diesen Verpfändungen könnte die Regierung jetzt eigentlich keinen Pfennig des Staatseinkommens mehr als verfüg-

bar ansehen; aber, wie gesagt, die Verpfändung ist rein illusorisch, nur auf dem Papier vorhanden und den Gläubigern steht über sie keinerlei Controle zu. Alle diese Conversionen luden dem Staat eine Zahlungspflicht von 8 Millionen jährlich auf.

Die letzte Conversion fand zu Anfang des Jahres 1868 statt, und seitdem hat die tunesische Frage auch keinen Schritt weiter gethan, vielmehr ist sie so verwickelt und die Finanzbedrängnisse sind so hinderlich geworden, daß der Chasnadar ernstlich daran dachte, den gordischen Knoten durch den Alexanderhieb des Bankerotts zu durchhauen. Aber, wie gesagt, hieran hinderten ihn die europäischen Regierungen. Er griff nun zu einem Mittel, welches im Grunde genommen dasselbe ist, d. h. er stellte alle Zahlungen ein und, da der Bey für seinen Hof von Mignons und Pagen doch Geld brauchte, und er selbst auch sehr Vieles zur Vergrößerung seines Privatvermögens nothwendig zu haben glaubte, so ergab er sich in der schreckenerregendsten Weise einem früher noch mit einem gewissen Maß ausgebeuteten Finanzmanöver. Er stellte nämlich Teskerehs über Teskerehs aus. Ein sehr zuverlässiger Bankier in Tunis versicherte mir, daß der Bey im Jahre 1868 allein für 160, sage einhundertundsechzig Millionen Franken Teskerehs gestempelt habe. Er muß sie nämlich alle persönlich stempeln, und dies ist jetzt die einzige Regierungssorge und Beschäftigung geworden, welcher der Fürst noch obliegt. Ein mir bekannter Consul mußte einmal zwei volle Nachmittage im Vorzimmer des Bey warten und wurde erst am dritten empfangen, weil seine Hoheit beständig mit dem Stempeln von Teskerehs beschäftigt waren. Was sind aber diese Teskerehs werth? An der Börse haben sie den oben erwähnten Curs von einigen Dreiviertel Procenten, und was sie im Kleinhandel gelten, dazu möge Folgendes einen Beleg liefern.

Alle Tage im heiligen Monat Ramadan läßt der Bey für eine namhafte Summe (man spricht von 3000 bis 4000 Thalern) Kleinigkeiten, Spielzeug, Puppen von Wachs, Kautschuk, Papiermaché, Springteufel, Musikbüchsen und dergleichen kaufen, um seine Pagen zu amüsiren. Da dieses aber nicht in Geld, sondern in Teskerehs bezahlt wird, so wäre ein allgemeiner Ruin des Kleinhandels die unausbleibliche Folge, wenn sich nicht die Händler (meist Juden) durch ein sehr geschicktes Manöver sicherzustellen wüßten. Sie verlangen nämlich für einen Gegenstand, welcher einen Piaster werth ist, gleich 20 oder 30, bitten aber unterthänigst, daß man ihnen doch 5 Procent in Silber auszahlen möchte. Dies geschieht nun gewöhnlich; das Uebrige erhalten sie dann in Teskerehs, die Manche sich schmeicheln, noch einmal steigen zu sehen; aber durch die kleine Zahlung in Silber sind sie doch sichergestellt. Ich selbst sah einen kleinen Teufel von Papiermaché, der höchstens 15 Groschen werth war und für 40 Franken verkauft wurde.

Auch Folgendes möge den wahren Werth der Teskerehs ins Licht setzen. Vor dem Ramadan in diesem Jahre (1869) empfand der Bey plötzlich das Bedürfniß, seine Armee, die bisher beinahe barfuß gegangen war, beschuhen zu lassen. Zu dem Ende schloß er mit einem jüdischen Lieferanten einen Contract ab, wonach dieser $7\frac{1}{2}$ Millionen in Teskerehs erhalten und dafür etwa 10,000 Paar Schuhe liefern sollte, die höchstens 50,000 Franken werth sein konnten. Die Lieferung kam aber nicht zu Stande, weil der Bey bei demselben Lieferanten für seine eigene Person einen Festanzug, ganz mit Gold gestickt, bestellt hatte, und der schlaue Jude behauptete, die Kosten für diesen Anzug hätten die ganze Summe verschlungen. So kam der Bey zu einem Rock, der $7\frac{1}{2}$ Millionen kostete!

Noch ein Beispiel! Wenn der Chasnadar gar nicht mehr weiß, wo er für die aus dem Pandorahorn der allerhöchsten Stempelfabrik hervorgegangenen Teskerehs, deren ungeheure Menge ihm zu Zeiten über den Kopf wächst, Absatz finden soll, so fällt er auf den Gedanken, irgend Jemand damit nach Europa zu schicken, um sie den Geschäftsmännern, Bankiers oder sonstigen Meistbietenden feilzugeben, und zwar um jeden Preis, wenn er sie nur los wird. Zu seinem Zweck, d. h. zu einem anständigen Baarerlös, kommt er jedoch hierbei selten. Ich selbst kannte einen Fall, daß ein Individuum, ein Renegat, den der erste Minister mit 8 Millionen Teskerehs nach Europa geschickt hatte, nur 10,000 Franken in baarem Gelde zurückbrachte. Das Uebrige, behauptete er, sei durch seine Gasthofrechnungen aufgegangen. In einem einzigen Hotel hatte er eine Million in Teskerehs verzehrt.

Da mit all diesen Teskerehs ein Interesse von 12 Procent verbunden ist, so wurde im Jahre 1868 dem Staate eine neue Zahlungsverpflichtung von 19 Millionen auferlegt, was zu den 8 Millionen der zwei ersten Anleihen, den 8 Millionen der drei Conversionen, und schließlich der Million für den vorausbezahlten Theil der dritten Anleihe eine Summe von 36, sage sechsunddreißig Millionen jährlich zu zahlender Zinsen ergiebt. Da nun die Einkünfte nie mehr als 20 Millionen betragen haben, so sind von vornherein 16 Millionen Deficit, und dabei ist noch gar nichts für Hofstaat, Minister, Beamte, Armee, öffentliche Werke angesetzt. Nebenbei sind auch die im Jahre 1869 ausgestellten Teskerehs noch gar nicht in Anschlag gebracht, und ihre Zahl ist Legion.

Wie wird nun unterdessen in den Provinzen regiert? Ich nehme fast Anstand, die Wahrheit zu sagen, da man mich der Uebertreibung zeihen könnte. Das Volk ist verarmt, sein letzter Pfennig wird ihm von den Blutsaugern ausgesogen, und wenn der arme Landbesitzer nichts mehr hat, um die Steuereinnehmer zu befriedigen, so stellt ihn der Gaïa (Provinzialgouverneur) einem jüdischen Wucherer vor, deren er stets einige in seinem Gefolge führt, der dem armen Schlucker für einen Spottpreis seine kommende Ernte abkauft, oft für mehrere Jahre im Voraus. Die Gefängnisse sind voll und zwar fast nur von Schuldgefangenen, da alle Wucherer, worunter leider auch viele Europäer, Christen wie Juden, mit den Gouverneuren durch Bestechung im Bunde stehen und von diesen leicht die Inhaftirung ihrer Schuldner erlangen. In den tunesischen Gefängnissen wird aber keine Kost verabreicht, und wer nicht Verwandte oder Freunde in der Stadt hat, der kann Hungers sterben, so daß das Gefängniß höchst wirksam die abgeschaffte Tortur ersetzt.

Die Steuern selbst sind zwar drückend genug, aber ihre Bezahlung bildet nur einen verschwindend kleinen Theil von dem, was den unglücklichen Unterthanen des Bey erpreßt wird. „Alles gehört dem Bey, unser Blut und Gut,“ so hörte ich einmal einen unglücklichen Hauseigenthümer sagen, der soeben die fürchterlichste Einquartierung bekommen hatte, die einen Tuneser nur heimsuchen kann, und der sich dem Wahn hingab, durch solche Unterwürfigkeit seine Peiniger milde zu stimmen. Die Einquartierung bestand in einigen Soldaten der unregelmäßigen Reiterei, Hamba genannt, welche im Ruf stehen und auch diesen Ruf vollauf verdienen, die wirksamsten Blutigel des Volkes zu sein. Wenn ein Beamter Steuern oder persönliche Bereicherungssummen erpressen will und es ihm auf dem friedlichen Wege nicht schnell genug gelingt, so schickt er einige solche Hamba ab. Diese fallen wie eine Räuberbande über das Haus her, plündern zuerst Alles aus und fassen dann den Eigenthümer, den sie halb todt prügeln, bis er die verlangte Summe gezahlt hat. Ich kenne sogar Fälle, in welchen die Hamba noch viel ener-

gischere Mittel anwandten, z. B. den Unglücklichen an einen Baum banden, darunter Feuer anlegen ließen, bis der Halberstickte endlich sich zur Zahlung einer Summe verstand, die er gar nicht besaß, sondern erst borgen mußte. In den meisten Fällen haben auch die Hamba freie Hand in der Bezeichnung der Summe. Es wird ihnen nur empfohlen, „möglichst viel" zu erpressen, und das lassen sie sich nicht zweimal sagen. Sie bekommen nämlich ihre Procente von den erpreßten Summen; außerdem machen sie auch noch ihr Privatgeschäft dabei und zwar durch folgendes Mittel. Werden sie in einen Ort geschickt, der von einem kleinern Würdenträger verwaltet wird, so besteht die Sitte (es soll sogar Vorschrift sein, aber die Großen befolgen sie nicht), daß die Hamba im Hause des Ortsvorstandes wohnen und beköstigt werden. Mit dieser Wohnung und Kost zeigen sie sich aber stets im höchsten Grade unzufrieden, selbst wenn man ihnen das Beste giebt, ihr Interesse will es so, denn nun machen sie dem Ortsvorstande die Hölle heiß (nicht selten prügeln sie ihn auch) und fordern zur Entschädigung für die schlechte Bewirthung eine verhältnißmäßig sehr große Summe, welche ihr unglückliches Opfer ihnen gewöhnlich geben muß, da sie ihn sonst bei einem Districtsgouverneur anklagen würden, bei dem ein Hamba mehr gilt, als ein Scheich (Ortsvorstand).

Aus allen Erdtheilen.

Die Seeproducte auf dem Pariser Markte.

Professor Schmarda in Wien, einer der gründlichsten Kenner der Geographie des Thierreichs, hat sich bekanntlich große Verdienste um den rationellen Betrieb der Fischerei im Adriatischen Meere erworben. Er versteht sich als Meister auf die Zucht der Wasserthiere und sagt als sacherfahrener Gewährsmann: „Dieselbe falsche Vorstellung von der Unerschöpflichkeit des thierischen Lebens, welche die Entvölkerung der süßen Gewässer herbeigeführt hat, — derselbe kurzsichtige Egoismus, welcher den augenblicklichen Gewinn dem nachhaltigen Ertrage vorzieht, bedroht auch die Gestade des Meeres. Der Ruin zahlreicher Austernbänke an der französischen Küste hat bereits vor 30 Jahren begonnen und schreitet unaufhaltsam weiter."

Im vorigen Herbst unternahm Herr Schmarda eine Berufsreise nach Frankreich, wo er an den verschiedenen Stellen der Austernproduction Beobachtungen anstellte. Das Ergebniß derselben hat er soeben in einer kleinen Schrift: „Die Cultur des Meeres in Frankreich" veröffentlicht. Sie enthält für Alle, welche sich für den Gegenstand, insbesondere für die Austernzucht, interessiren, viel Belehrendes. Wir wollen herausheben, was Herr Schmarda über die Seeproducte auf dem Pariser Markte sagt.

Die Austern, welche auf dem Pariser Marktplatze erscheinen, kommen meist aus den Veredlungsparken der nördlichen Küsten und nur in geringer Zahl von Marennes. Die Depotplätze für die Pariser Markthallen sind: la Courselles, Dieppe, St. Vaast, le Havre, Dünkirchen, Quistreham, St. Valery, Bayeux, Brest, l'Orient, Belon, Carnac. Kleine Mengen werden südlich von der Loiremündung über Napoleon-Vendée bezogen. Die übrige Westküste liefert keine weißen Austern nach Paris, und auch in früherer Zeit ist die Arcachonauster nie nach Paris gesendet worden. Marennes liefert eine beschränkte Zahl von grünen Austern. Der Verbrauch derselben hat in den letzten Jahren bedeutend abgenommen. Das consumirende Publicum wurde beunruhigt durch eine schlechte Waare, denn an vielen Orten werden Austern verkauft, welche im Herbst oft nur durch wenige Wochen in die grün färbenden Claires gelegt werden, und dadurch wohl eine Färbung annehmen, ohne jedoch an Masse, Zartheit und Feinheit des Geschmacks zuzunehmen. Andererseits verbreiteten sich Gerüchte, daß die Austern durch schädliche Substanzen, namentlich durch Kupfersalze, grün gefärbt würden. Man hatte 1863 in Rochefort Erkrankungen beobachtet, die man grünen Austern zuschrieb, die von Falmouth importirt und nur zwei bis drei Wochen lang in Claires parkirt worden waren. Die Amareilleurs suchten nachzuweisen, daß diese Austern von einer Bank herrührten, welche in der Nähe eines Kupferwerkes liegt. Der Beweis dürfte schwer zu führen sein, da Minimalquantitäten von Kupfer im Blute mancher Crustaceen und Mollusken vorkommen. Endlich bricht sich die Idee Bahn, daß die Viridiscenz ein pathologischer Zustand sei.

Von den französischen Mittelmeerküsten kommen keine Austern nach Paris, im Gegentheile werden die großen Städte Südfrankreichs mit Seeproducten aus dem Norden und Westen zum größten Theil versehen. Die Austern, welche die Veredlungsparke der Manche nach Paris senden, stammen nicht der Mehrzahl nach von der französischen, sondern der englischen, schottischen und irischen Küste, von den Canalinseln und den neutralen Bänken und werden durch die englischen Fischer zugeführt. Mehrere derselben haben sich in Valogne niedergelassen und bilden dort eine Art englischer Fischercolonie. Es waren 1867 von englischen Austernbooten 25,195,000 Stück Austern in die Parke von St. Vaast gebracht worden. Herr Schmarda brachte später an der Nordküste in Erfahrung, daß (bis Ende October) 1868 schon 27,000,000 nach denselben Parken gebracht worden waren.

Die gesammte Austernproduction der französischen Bänke ist nicht hinreichend, den Bedarf von Paris allein zu decken, trotzdem daß mit der zunehmenden Bevölkerung und dem wachsenden Luxus der Austernconsum nicht gleichen Schritt gehalten hat, da die Preise in fortwährender Zunahme begriffen sind. 1836 waren 63,000,000 Stück Austern verzehrt worden, 1863 waren für 2,652,652 Francs verkauft worden, der Stückzahl nach beiläufig 78,000,000. 1864 für 2,409,910 Frs., 1865 für 1,846,184 Frs., 1867 für 1,887,799 Frs. Der Gesammtertrag der Austernproduction an den französischen Küsten betrug 1866 nach den Daten des Marineministeriums 1,676,000 Frs., also um nahezu eine Million Francs weniger als Paris 1863 verzehrt hat.

Die Miesmuscheln des Pariser Marktes kommen aus der Gegend von Antwerpen und Philippeville, sie sind größer als die an den französischen Küsten gezüchteten, die von Aiguillon nicht ausgenommen. Letztere ist gegenwärtig in Paris unbekannt, und wenn sie früher einen Platz in der Approvisionirung eingenommen hat, so ist der Grund nur in dem bessern Artikel, den Belgien liefert, zu suchen.

Seit drei Jahren ungefähr werden auch weniger belgische Miesmuscheln verzehrt, da das Publicum durch wiederholte Erkrankungsfälle erschreckt wurde. Es waren gastrische Beschwerden, Diarrhöen, Nesselausschlag. Solche Fälle und andere, die unter der Form acuter Vergiftungen aufgetreten, sind schon aus früheren Zeiten bekannt. Man beschuldigte schlechtes, mit faulenden Substanzen überladenes Wasser, schlammigen Grund, gekupferte Schiffe als Standort, selbst den die Mytilus bewohnenden Pinnotheres und den Byssus oder die Idiosynkrasie. Das Gesammterträgniß der Miesmuscheln ist 1866 1,615,000 Francs gewesen.

Von den Venusarten kommt nur Tapes (Venus) de-

cussata, die in Paris Clauvisse heißt, in beschränkter Zahl auf den Markt. Der Sardon oder Bucarde (Cardium edule) und die Lavagnon, von der die Züchter sich große Vortheile für die Zukunft versprechen, kommen in den Markthallen nicht vor.

Von Crustaceen spielen nur die Hummern und die Garneelen (Crevette, Chevrette, Salicoque) eine Rolle. Obwohl die Hummerfischerei an vielen Orten der Normandie in bedeutender Abnahme begriffen, so liefert die Bretagne noch immer so viele, um Paris zu decken und selbst einen Ueberschuß an die Reservoirs in Belgien abzugeben. Diese Ausfuhr ist jedoch in Abnahme, seit die Belgier die Hummern in den norwegischen Handelsplätzen und Depots mit eigenen Fahrzeugen abholen. Die Hummerpreise sind unter allen in den letzten Jahren am constantesten geblieben. Die in der Bretagne angelegten Depots tragen mit zur Preisstabilität bei. In diesen Reservoirs werden die Tarsalmuskeln durch einen Einschnitt gelähmt, um den Gebrauch der Scheeren und dadurch gegenseitige Verletzungen der unverträglichen und angriffslustigen Thiere zu verhindern. Das englische Verfahren, bei dem die Scheeren durch Leinwandstreifen oder Bindfaden festgebunden werden, verdient offenbar vor dem operativen Eingriff den Vorzug.

Die besten Garneelen werden von der Nordspitze der Normandie bezogen (Crevettes de Cherbourg). Alle Versuche, den Bouquet oder Chevrette grise (eine Crangonart) in die Markthalle zu bringen, sind gescheitert.

Süßwasserkrebse kommen derzeit in Frankreich in so geringer Menge vor, daß sie die Nachfrage nicht decken. Es werden daher viele aus Deutschland eingeführt. Die Hauptzufuhr findet über Köln statt. Aus Steiermark sendet Baron Washington Mastkrebse nach Paris.

Die Seefische kommen von den Küsten der Manche und der Bretagne; vom Mittelmeer kommt nur etwas frischer Thun nach Paris.

Der Lachs wird hauptsächlich aus England eingeführt, während der Saison oft 60,000 Kilogramm per Monat. Die französische Lachsfischerei (Rouen, St. Jean de Luz) betrug nach officieller Angabe 1866 nur 12,000 Francs.

In Frankreich und namentlich in Paris zieht man die Seefische den Süßwasserfischen vor. Forcade de la Roquette giebt das jährliche Durchschnittsgewicht per Kopf in Paris an Meerfischen 12,112 Kilogramm, an Fischen des süßen Wassers 0,655 Kilogramm. 1863 sind in Paris für 11,880,672 Frs. Seefische verkauft worden, 1864 für 13,291,251 Frs., 1865 für 13,385,702 Frs., 1867 für 16,427,826 Frs. An Süßwasserfischen dagegen 1863 für 1,489,909 Frs., 1864 für 1,439,866 Frs., 1865 für 1,645,061 Frs., 1867 für 1,925,906 Frs. Französische Statistiker berechnen das Erträgniß der Süßwasserfischerei zu 20,000,000 Frs. und behaupten, daß jeder Hectar Wasserfläche 75 Frs. Rente gebe.

1851 behaupteten die Herren Detzen und Berthot, welche das Etablissement für künstliche Fischzucht in Hüningen leiteten, daß das Erträgniß der Süßwasser, das sie mit 6,000,000 Frs. annehmen, durch ihr Verfahren leicht auf 900,000,000 Frs. jährlich gebracht werden könnte. Seit 1857 sind viele andere Fischzuchtanstalten in verschiedenen Departements errichtet worden, und trotz des äußerst bescheidenen Genusses von ungefähr 36 Loth per Kopf jährlich ist Frankreich nicht im Stande, den Fischbedarf seiner Hauptstadt zu decken, und führt Hechte und Karpfen in nicht unbeträchtlicher Zahl aus Deutschland und Holland ein. — Das Approvisionirungsamt schlägt die durchschnittliche Menge der jährlich in Paris verbrauchten Fische und Crustaceen des süßen und salzigen Wassers zu 20,000,000 Frs. und eben so viele Kilogramme an.

Nach dem oben Mitgetheilten ergiebt sich eine Abnahme des Geldbetrages bei den Austern trotz der steigenden Preise, eine kleine Zunahme bei den Süßwasserfischen und eine größere bei den Seefischen. Aber auch hier ist es keine Zunahme der Massen, sondern der Geldwerthe, die auf Rechnung der Preiserhöhung zu setzen ist, während bei anderen thierischen Producten: Eiern, Butter, Geflügel, Wild, Speck, Schlacht- und Stechvieh, Fleischwaaren aller Art eine constante Vermehrung der Masse stattgefunden, die sowohl auf Rechnung des zunehmenden Wohlstandes als des Anwachses der Bevölkerung zu setzen ist.

Der Naturforscher Gustav Wallis bereitet sich, wie er uns schreibt, zu einer neuen wissenschaftlichen Reise vor, und zwar nach dem Malayischen Archipelagus. Wir haben jüngst aus seiner Feder eine Uebersicht der Wanderungen gegeben, welche dieser unermüdliche Forscher unternommen hat. Jetzt finden wir in der zu Joinville, Südbrasilien, erscheinenden deutschen „Colonialzeitung" folgende Notizen:

Den Gustav Wallis von heute, d. h. den weltbekannten Forscher und Reisenden, den Mann, der ein umfangreiches Reisewerk herausgiebt, vor den ersten wissenschaftlichen Größen Deutschlands Vorträge hält und Ehrenmitglied der renommirtesten wissenschaftlichen Vereine ist, kennt heute Jedermann; was aber dem größten Theile unserer Leser neu sein wird, wie es uns selbst neu war, ist, daß Gustav Wallis, gebürtig aus Lippe-Detmold, noch vor 15 Jahren ehrsamer Colonist in Dona Francisca war, ein einfacher, bescheidener Mann, der dort eine Ziegelei und nebenbei Uhrmacherei betrieb. — Nach seiner Abreise von Joinville vor etwa 15 Jahren hat er mit unsäglichen Anstrengungen ganz Brasilien, die La-Plata-Staaten, Chile, Bolivia, Peru und Columbia bereist, verschiedene Male die Cordillere überschritten und mit mehr als 500 Indianerstämmen persönlich Bekanntschaft gemacht. Er besaß von Haus aus gute botanische Kenntnisse und hat von seinen Reisen für die Pflanzenkunde viel neues, unschätzbares Material geliefert. Die königlichen Gärten in London, Paris und Brüssel, in Wien und Berlin enthalten eine Menge werthvoller Pflanzen von ihm, darunter eine neue Palmenart, die den Namen Wallisia trägt. Von der Pariser Weltausstellung wurde er für seine Leistungen auf dem Gebiete der Pflanzenkunde mit der großen goldenen Medaille und von der belgischen Regierung mit dem ersten Preise beehrt. Jüngst ist er nach Deutschland zurückgekehrt, um sich zunächst der Kunst des berühmten Augenarztes Gräfe anzuvertrauen, da leider sein Augenlicht in Folge der furchtbaren Anstrengungen seiner vierzehnjährigen Reise äußerst geschwächt ist. — So ist aus dem einfachen Manne ein berühmter Reisender und großer Naturforscher geworden, weil er mit dem festen Willen und der unermüdlichen, zähen Ausdauer, die unserm Volke eigen ist, sich seinen Forschungen widmete.

Die „Colonie-Zeitung" fügt den Notizen über Wallis noch folgende Zeilen hinzu: Wer den einfachen Mann, der noch dazu sehr schwerhörig war, hier gekannt hat, sollte das Alles kaum für möglich halten. Es fällt uns dabei ein Geschichtchen ein, das später noch oft Stoff zum Lachen gegeben hat. Wallis speiste nämlich mit mehreren anderen Junggesellen im Gasthause „Keiling" zu Mittag. Da stellte einmal sein Tischnachbar, von dem er eine Taschenuhr zur Reparatur erhalten hatte, ihm mit lauter Stimme ins Ohr schreiend, die Frage: „Herr Wallis, ist meine Uhr fertig?" „Ja, die ist fertig," lautete die Antwort. „Was kostet sie denn?" fragte der Erste wieder. „Zwei Milreis," antwortete Wallis, ohne sich im Essen stören zu lassen. „Geht sie denn nun auch ordentlich?" fuhr der Nachbar fragend fort. „Nein, gehen thut sie nicht," erwiederte der Gefragte trocken. „Aber zum Henker, was ist's denn da mit meiner Uhr!" rief der Nachbar gereizt, und Wallis antwortete mit größter Seelenruhe: „Sie hat keine Spiralfeder; diese war zerbrochen und eine neue konnte ich nicht einsetzen, weil ich keine hatte; ich habe nun aber welche aus Deutschland verschrieben."

Die Grönlandsfahrt des Dr. J. J. Hayes. Der unermüdliche Reisende ist am 22. Juni von St. Johns in Neufundland in dem Barkschiffe „Panther" in See gegangen, um einen „kleinen Sommerausflug" nach der Küste von Grönland zu machen. Dergleichen Reisen sind bekanntlich etwas Gewöhnliches. Das Schiff hat 300 Tonnen Gehalt, führt eine Hülsschraube an Bord und hat einen Kohlenvorrath an Bord, der für 50 Tage ausreicht. „Ich will," sagt Hayes, „an der Küste

von Grönland landen, wo immer ich kann. Ich habe es vorzüglich auf den südlichen Theil abgesehen, der mir noch unbekannt ist und wo die Ruinen der normannischen Ansiedler aus der vorcolumbischen Zeit liegen. Gern sähe ich namentlich die Ruinen von Kakortok in der Nähe von Julianenhaab, von welchen schon Graah und Rink Abbildungen gegeben haben; dann auch die in Trümmern liegende Kirche von Gardar, in welcher nicht weniger als 17 Bischöfe nach einander Gottesdienst gehalten haben. Diese Bischöfe waren Vorsteher der Sprengel in den Bygden (— Buchten —), den ehemals im Westen wie im Osten Grönlands bewohnten Stellen; jenseits derselben lagen die Utbygden (— Außenbuchten —), die damals noch unbewohnt waren, wo aber jetzt Upernawik liegt, das 1860 mein Ausgangspunkt für die Fahrt nach Norden war. Dort hoffe ich im nächsten Jahre für meine künftige Polarcampagne Hunde und Jäger zu bekommen. Uebrigens ist die diesmalige Fahrt nur eine Erholungsreise." —

Wir wollen hier bemerken, daß von dem Werke, welches Dr. Hayes über die Expedition im Jahre 1860 veröffentlicht hat, eine gute deutsche Uebersetzung von J. E. A. Martin erschienen ist (Jena, bei Hermann Costenoble). Sie führt den sehr ungeeigneten Titel, welchen freilich Hayes selber seinem Buche gegeben hat: „Das offene Polarmeer." Dieses ist bekanntlich ein im höchsten Grade problematisches Ding, und Hayes hat von demselben gar nichts gesehen. Als Zusatz steht auf dem deutschen Titel noch: „Eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol." Diesen Pol hat bekanntlich Hayes eben so wenig erreicht, wie das offene Polarmeer, und so ist der Titel in jeder Hinsicht unpassend; richtig gegeben hätte er lauten müssen: Eine Fahrt im nördlichen Eismeere; er hätte alsdann dem Inhalt entsprochen. Es liegt in der Beschaffenheit des Gegenstandes, daß alle Beschreibungen von Reisen und Fahrten in und auf dem Eismeer etwas Einförmiges haben, indeß schildert Hayes, wie die Leser des „Globus" wissen (Band XV, S. 225, 257), im Allgemeinen recht lebendig und anschaulich.

Seeverluste der Handelsmarine in den Vereinigten Staaten. Die zu Neuyork erscheinende Versicherungszeitung („Insurance Gazette") giebt, nach sorgfältigen Ermittelungen, die „Statistik der Wracke" für die letztverflossenen sieben Jahre. Es gingen verloren:

Jahr.	Zahl.	Geldwerth.
1858	355 Schiffe	8,897,565 Dollars
1859 (in 9 Monaten)	300 "	8,389,271 "
1860 (in 11 Monaten)	405 "	12,011,030 "
1861	558 "	17,367,100 "
1862	452 "	12,765,060 "
1863	452 "	20,551,800 "
1864	495 "	20,449,850 "
1865	502 "	33,894,300 "
1866	571 "	31,056,100 "
1867	536 "	21,742,200 "
1868 (in 9 Monaten)	257 "	11,698,500 "
Total in 10 Jahren und 5 Monaten . . .	4884 Schiffe	198,702,876 Dollars.

„Diese Ziffern sind enorm, und wenn wir nun gar erst wüßten, wie viele Menschenleben zu beklagen sind! Durchschnittlich sind in jedem Monate mehr als 35 Schiffe auf See verloren gegangen; der Geldverlust stellt sich auf etwa anderthalb Millionen Dollars für den Monat oder 50,000 Dollars für jeden Tag."

Der Katholicismus in China. Ueber die Stellung desselben finden wir in einem Berichte des englischen Viceconsuls Alabaster zu Tschifu in Nordchina folgende bemerkenswerthe Angaben:

Die römische Kirche macht die größten Anstrengungen, um an Ausdehnung und Macht zu gewinnen. Die chinesische Regierung hat den Jesuiten einen beträchtlichen Theil der Güter zurückgegeben, welche diesem Orden im vorigen Jahrhundert confiscirt wurden.

Das gesammte Reichsgebiet ist nun in 24 katholische Missionssprengel eingetheilt worden; dieselben stehen unter 19 Bischöfen und 5 apostolischen Präfecten von italienischer, französischer, spanischer und belgischer Nationalität. Jeder Bischof hat mindestens 4 europäische Missionäre unter sich, manche haben deren bis zu 20. Jede Mission zerfällt in Unterbezirke, deren jedem ein europäischer Missionär zugetheilt ist; die Zahl der eingeborenen Christen in jeder Mission ist verschieden, von 2000 bis zu 20,000.

Die Zahl der Lehranstalten, in denen die Chinesen im Lateinischen, in Philosophie und Theologie unterrichtet werden, betrug 1868 nicht weniger als 24; dazu kommen noch viele Elementarschulen und Waisenhäuser. Die wichtigste höhere Lehranstalt befindet sich bei Schanghai; sie wird von Deutschen und Italienern geleitet und hat mehr als 300 Schüler, die auch in allerlei Handwerken, im Zeichnen, Malen und chinesischer Literatur unterrichtet werden; einige derselben sind dort so weit ausgebildet worden, daß sie in Peking die höheren Prüfungen bestehen konnten. Aus den Druckereien, welche unter Leitung der Missionäre stehen, sind auch mathematische und theologische Werke hervorgegangen, sodann einige ins Chinesische übersetzte Abschnitte der Bibel mit erklärenden Anmerkungen; ferner ein lateinisches Wörterbuch mit Erklärung in der Mandarinensprache. — An den wichtigsten bischöflichen Sitzen wirken auch barmherzige Schwestern, und in Canton wird der Bau einer prachtvollen Kathedrale bald beendigt sein.

* * *

— Mit dem „Imperialismus" macht man sich, wie es scheint, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mehr und mehr vertraut, wenn es auch mit der Einführung desselben für jetzt wenigstens noch gute Wege haben mag. Neuerdings schreibt man aus Chicago in Illinois Folgendes: „Ein hiesiges Abendblatt spricht von einer geheimen Gesellschaft, deren Mitglieder in allen größeren Städten der Union vertheilt sind. Zweck derselben soll „das Kaiserreich" sein, unter dem Titel „Freies Kaiserreich". Es ist vorgeschlagen, eine Aristokratie mit executiver Gewalt zu bilden, mit einem Conseil, der dieselbe vertritt, und an dessen Spitze ein Mann steht, der auf Lebenszeit gewählt werden soll und den Titel „Consul des freien Kaiserreichs der Vereinigten Staaten" führt. Der Titel Consul soll in den eines „Kaisers" verwandelt werden, sobald er dem Gefühl des Volkes nicht mehr anstößig ist. Der Mann für diese Stellung soll von den Führern der Partei bereits erwählt sein."

— Die Zahl der Deutschen in Japan wächst immer mehr an. Sie haben im Juni zu Yokohama den „Germaniaclub" eingeweiht, für welchen sie ein stattliches Gebäude haben aufführen lassen. Es versteht sich von selber, daß die dortigen Deutschen auch einen Musik- und Gesangverein gebildet haben; denn ein solcher fehlt in überseeischen Gegenden nirgends, wo auch nur ein Viertelhundert unserer Landsleute beisammenwohnt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Unter den Tataren in Transkaukasien.

I.

Der russische Maler Wereschtschagin und seine Völkertypen. — Seine Wanderung von Tiflis nach Schuscha. — Dörfer der Tataren und Armenier in der Ebene. — Der Zug ins Gebirge. — Die Edelleute auf der Wanderung. — Eine Jagd auf Straßenräuber. — In Elisabetpol. — Die Stadt Schuscha in Karabagh. — Ein religiöses Fest bei Nacht. — Die Häuser und deren innere Einrichtung. — Gegensatz von Tataren und Armeniern. — Die Bazare und die Bäder.

Vor Kurzem ist der russische Maler Basil Wereschtschagin aus Turkestan nach St. Petersburg zurückgekommen. Er hat aus Taschkend, Samarkand, Buchara und aus der ganzen Gegend am Jaxartes eine Menge von Zeichnungen mitgebracht, die von Kennern ungemein gelobt werden. Er habe, so schreibt man uns, namentlich die Typen der Völkerschaften und deren Eigenthümlichkeiten vortrefflich wiedergegeben, und wir glauben das gern, denn gerade in der Charakteristik der Typen ist Wereschtschagin ein Meister, und er wird darin schwerlich von irgend Jemand übertroffen. Unsere Leser erinnern sich der Skizzen aus dem Kaukasus, welche wir vor einiger Zeit mitgetheilt haben („Globus" XIV, S. 97, 121 ff.). Von Tiflis in Georgien reiste Wereschtschagin im Jahre 1865 jen Südosten über Elisabetpol nach Schuscha, der Hauptstadt der transkaukasischen Provinz Karabagh, welche durch den Araxes von der Provinz Moghan und durch den Kur von Schirwan getrennt wird. Es war Hauptzweck seiner Wanderung, sich näher mit den Eigenthümlichkeiten der Tataren bekannt zu machen, und er hat denselben erreicht. Die von ihm entworfenen Illustrationen schildern mit überraschender Treue; sie sind durchaus kennzeichnend. Wereschtschagin hatte auch Gelegenheit, den Festen und Aufzügen der schiitischen Mohammedaner beizuwohnen, und durch ihn erhalten wir zum ersten Male naturgetreue Zeichnungen, welche uns das fanatische Treiben bei den Ceremonien im Moharrem veranschaulichen. Außerdem verkehrte er viel mit russischen Sectirern, sowohl Duchoborzen wie Malakanen, welche dort in Transkaukasien, in der Nähe des Kaspischen Meeres eine Zuflucht gefunden haben. Wir werden in angemessenen Zwischenräumen diese Gegenstände darstellen und sie durch die trefflichen Illustrationen Wereschtschagin's illustriren. Heute folgen wir dem Reisenden auf seinem Zuge von Tiflis nach Schuscha.

* * *

Aus der Hauptstadt Georgiens zieht der Weg auf einer weiten Strecke dem Flusse Kur entlang; im Norden bleibt das Hochgebirge des Kaukasus fast immer in Sicht. In den Sommermonaten liegen manche Gegenden wie verbrannt da, sie sind von der Sonnenhitze völlig ausgedörrt; man sieht nur selten grüne Stellen; dann und wann begegnet man einer Kameelkarawane, welche von Tataren getrieben wird. Diese bilden die Mehrzahl der Bewohner auch in den Dörfern, doch wohnen zwischen und neben ihnen auch Armenier. Beide Völker sind an Abstammung und Religion verschieden, vermischen sich nicht und unterhalten nur geringen Verkehr mit einander; selbst in den Städten, wo sie doch die gegenseitigen Berührungen nicht vermeiden können, bleiben sie sich fremd; es mangelt ihnen jede Wahlverwandtschaft.

Die Wohnungen in den Dörfern sind theilweise ganz armselige Hütten, eine Art von Troglodytenwohnungen, große Erdlöcher, deren Balken oder Pfähle nur wenig über den

Boden hervorragen. Unsere Illustration zeigt, wie es sich mit diesen Häusern verhält. Der Seiteneingang führt zu einigen kleinen Nebengemächern; das Hauptzimmer hat ein von Balken gestütztes Dach, welches zugleich die Decke bildet; eine Oeffnung in dieser dient als Fenster und als Abzug für den Rauch des Herdes. Bei nassem Wetter strömt der Regen von oben durch diese Oeffnung und unten durch die Thür ein.

Man wird fragen, weshalb keine bessere Wohnungen gebaut werden? Die Antwort ist leicht gegeben. Tataren wie Armenier wechseln jährlich ihre Wohnstätte, weil in den nicht hochgelegenen Landstrichen die Hitze während der Sommermonate geradezu unerträglich ist und obendrein gefährliche Fieber auftreten. Freilich unterliegt es keinem Zweifel, daß man durch Bewässerung den Boden fruchtbar machen, daß man Gärten anlegen und Bäume pflanzen könnte, und daß man alsdann auch Schatten haben würde, aber säen, pflanzen und bewässern erfordern Fleiß und Arbeit, und das sind Dinge, welche den Eingeborenen nicht zusagen. Sie hocken und lungern den Winter über in ihren armseligen Hütten, und wenn der Frühling kommt, gehen sie hinauf ins Gebirge, wo sie acht Monate hindurch von einer Stelle zur andern ziehen. Die Winterhütte steht dann völlig leer da, weil man Alles, was beweglich ist, mit sich nimmt und nehmen muß, sonst würde es von dem ersten besten Landsmanne gestohlen. Aus demselben Grunde erklärt sich auch das armselige Material der Hütten; dasselbe muß so schlecht sein, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, die Hand daran zu legen. Andere Häuser würde man nur bauen können, wenn das Volk andere Sitten hätte, und dazu ist keine Aussicht bei Menschen, die ohnehin durch und durch träg und faul sind.

Armenische Bauernhütte im Gebirge.

Haus in einem armenischen Dorfe in Transkaukasien.

Der Eintritt des Frühjahrs wird mit Sehnsucht und Ungeduld erwartet, und sobald das Wetter warm zu werden

anfängt, zeigt sich eine gewisse Thätigkeit; die Leute werden beweglich und beinahe flink. Alles Mögliche wird zusammengeschleppt und zusammengepackt, um auf Kameele geladen zu werden; auch Pferde und Esel, Ochsen und Kühe erhalten ihre Bürde, und unter lautem Geräusch zieht der ganze Schwarm in langer Reihe nach den Wiesen, welche am Fuße der Hügel sich ausdehnen. In der Nähe von Elisabetpol begegnete der Reisende einem solchen Tatarenzuge, der ungemein lang war, weil Menschen und Vieh aus mehreren Dörfern zumal eine große Karawane bildeten, um nöthigenfalls sich besser vertheidigen zu können. Auch jetzt noch wird das Karabagh durch Räuber unsicher gemacht.

Sattel der kaukasischen Tataren.

Bemerkenswerth erscheint, daß die Tataren beim Auszug ins Gebirge ihre besten Kleider und Habseligkeiten anlegen; es scheint, als ob sie denselben als eine Art von Fest betrachten, zu welchem sie sich schmücken. Auch sind sie Alle auf der Wanderung lustig und guter Dinge. Voran gehen die Pferde, unter denen sich manche recht stattliche Thiere befinden. Man kann daraus abnehmen, daß sich einige Beke (Bege), Edelleute, bei der Karawane befinden. Diese mischen sich nicht unter die übrigen Tataren, sondern reiten mit ihrem ältesten Sohne voran und sprechen unterwegs bei Verwandten und Freunden vor. Ihre Frauen, Töchter und jüngeren Söhne reiten neben und mit dem übrigen Volke. Die Reiterinnen tragen dichte Schleier; sie sitzen rittlings wie die Männer, aber die Steigbügel sind hoch hinaufgeschnallt. Gewöhnlich ist der Sattel mit Seide gestickt, Zaum und anderes Lederwerk mit Gold oder Silber verziert. Manche Beke scheinen sehr wohlhabend zu sein; man kann das schon aus dem Luxus abnehmen, welchen sie mit ihrem Pferdegeschirr treiben, und auch aus den aus kostbaren Stoffen gearbeiteten Schleiern, welche am Turbane der Frauen mit hübschen Nadeln befestigt werden.

Tatarisches Pistol.

Das übrige Volk wandert theilweise zu Fuß, theils reitet es neben den beladenen Thieren einher. Die Arben, d. h. Wagen, sind mit buntgestreiften Teppichen bedeckt, und die hohen Räder verursachen unablässig ein knarrendes und kreischendes Gelärm. Drinnen sitzen die jungen Frauen und Mädchen, welche häufig hinter dem Teppich hervorlugen und mit ihren hübschen dunkeln Augen kokettiren. In anderen Wagen sitzen ältere Frauen und Männer, denen das Gehen oder Reiten zu beschwerlich sein würde. Manche bejahrte Frauen ziehen übrigens das Reiten vor und geben sich nicht die Mühe, ihr Gesicht zu verhüllen. Auch kommt es nicht selten vor, daß der Tatar seinerseits sich nicht mit seinen Waffen beschweren will; er hängt sie seiner lieben Ehehälfte auf, welche alsdann einen wunderlichen, amazonenartigen Anblick gewährt; die Flinte hängt ihr über der Schulter, das Pistol hat sie auf dem Rücken, einen Säbel im Gürtel und außerdem schleppt sie vielleicht noch ein Kind!

Während des Zuges nimmt das Schwatzen, Lachen und Streiten kein Ende; das Lärmen geht ununterbrochen fort. Die Kinder schreien, die Hähne krähen, die Schafe blöken, das Rindvieh brüllt, die Kameele schnaufen und prusten. Man hört das seltsame Geräusch noch aus weiter Ferne.

Der Tag ist heiß, gegen Abend wird die Luft frisch und kühl, aber sie ist verrätherisch. Der Reisende mag sich wohl hüten; es ist ihm zu rathen, sich noch dichter in seine Kleider zu wickeln, sonst bekommt er sicherlich das Fieber, welches, wie schon angedeutet wurde, in allen diesen Gegenden auftritt. Wereschtschagin, der selber von demselben heimgesucht worden ist, fand das Chinin nicht wirksam gegen die Krankheit, und bemerkt, daß auch bei anderen Leuten ein Gleiches der Fall gewesen sei. Einige Linderung, aber nicht etwa Heilung, verspürte er, wenn er viel recht guten, sehr heißen Thee getrunken hatte.

In der Nähe von Elisabetpol hatte er ein eigenthümliches Schauspiel. Unweit von der Landstraße saßen tatarische Frauen in einem Kreise und heulten und schrien. In der Mitte lag ein Todter, über welchen man eine Decke geworfen hatte. Eine klagende Frau rief: „Ach, der Arme lebt nicht mehr. Nun kann er nicht mehr ins Gebirge ziehen und reine Luft athmen; er ist unterwegs gestorben und hat seine Wanderung in dieser Welt nicht vollenden können."

Seit länger als sechszig Jahren ist die Provinz Karabagh der Herrschaft der Russen unterworfen; sie haben aber bis heute es noch nicht dahin zu bringen gewußt, daß der Straßenraub aufgehört hat, und doch ist das Volk in diesen Gegenden nicht etwa keck, muthig und kriegerisch, wie die Gebirgsbewohner des Kaukasus. Die schlechte Wirthschaft der Beamten trägt einen großen Theil der Schuld. Wenn ein Räuber eingefangen wird, weiß er sich loszukaufen; „er pflastert den Weg mit Silber." Und ergötzlich ist es, eine Jagd auf Straßenräuber mit anzusehen. Bei einer solchen ist der Hergang folgender.

Der Commandant läßt sämmtliche Beamte eines Bezir-

tes zusammenkommen und eine Anzahl wohlbewaffneter Kosacken aufbieten. Dann zieht man aus, um auf die Räuber zu fahnden, die man aber nirgends findet, und auf welche auch das Ganze gar nicht abgesehen ist. Man könnte sie leicht auffinden und dem ganzen Unfug ein Ende machen, aber das liegt gar nicht im Vortheile der Herren Beamten. Das Aufgebot kommt in die Nähe eines Dorfes. Räuber sind dort nicht zu finden, wohl aber — Ziegenherden, und diese werden gefangen genommen. Man treibt sie fort, bringt sie in die nächste Stadt und füttert sie gut, bis die bisherigen Eigenthümer kommen, um sie auszulösen. Sie bringen Geld, Nüsse, Heu, geräuchertes Fleisch und allerlei gute Dinge, und dann sagt man ihnen, daß sie nun „ihre Räuber“ wieder nach Hause treiben könnten!

Eine alte Tatarenfrau.

* * *

Elisabetpol hieß, bevor die Russen es umtauften, Ganja; es unterscheidet sich durch nichts von anderen Städten im Osten. Nur selten steht die Vorderseite eines Hauses an der Straße; die Außenmauern sind gewöhnlich mit Grün bekleidet. Der Tatar entzieht seine Familie so viel als irgend möglich dem Auge der Fremden; unserm Reisenden wurde es indessen durch einen günstigen Zufall ermöglicht, einige Einblicke zu gewinnen. Die Stadt bietet an und für sich selber nichts Bemerkenswerthes dar; sie ist so unregelmäßig gebaut, daß nur zwei oder drei Straßen als solche bezeichnet werden können, und auch diese sind nicht gepflastert, also bei trockenem Wetter staubig und nach jedem Regen schlammig.

Bemerkenswerth ist die große Moschee, welche in der Zeit Nadir Schah's gebaut wurde. Ihre Mauern bilden nebst den daran gebauten Buden eine der vier Seiten des Bazars, zu welchem der Eingang durch einen weiten Hofraum führt; in diesem letztern erheben sich die beiden zur Moschee gehörenden Minarets. Die Kuppel ist mit Vegetation bedeckt, und neben der Moschee stehen prächtige Bäume. An Markttagen herrscht auf diesem Bazar ein buntes Treiben, und manche Buden sind mit allerlei kostspieligen Luxusgegenständen wohl versehen; diese werden theils aus Moskau, theils aus Persien bezogen. In Elisabetpol beschränkt sich die Industrie auf die Verfertigung von Teppich- und Seidengeweben von mittelmäßiger Qualität; man bereitet auch Branntwein aus Maulbeeren, und der Wein ist nicht schlecht. Im Handel wird er für echten Kachetiner ausgegeben; der Tatar, als Mohammedaner, keltert keine Trauben; er verkauft dieselben an die Armenier. Die alte Erfahrung, daß im ganzen Osten die christlichen Völker schlechter und viel gewissenloser sind als die Mohammedaner, bestätigt sich auch bei den Armeniern in Elisabetpol; doch sind die letzteren, abgesehen von ihrer abgefeimten Schlauheit, viel betriebsamer als die Tataren, und so kommt es, daß sie nach und nach immer mehr Grundeigenthum an sich bringen. Auch in dieser Stadt bilden die beiden Nationalitäten getrennte Lager. — Schuscha, Hauptstadt des ehemaligen Chanates Karabagh, liegt auf einem ziemlich hohen, steil abfallenden Berge und ist gut befestigt. Der Aufstieg geht durch eine jäh ansteigende, schlecht gepflasterte Straße, auf welcher eine gewöhnliche Kutsche mehrere Pferde Vorspann braucht. Schon unten in der Ebene fiel es dem Reisenden auf, daß über der Stadt ein Lichtschimmer lag, und daß er ein merkwürdiges summendes Geräusch hörte. Je näher er kam, um so röther wurde der Schein, und er glaubte, daß eine Anzahl von Häusern im Brande stehe. Aber was sollte das Getöse bedeuten, und weshalb schrien und heulten Tausende von Menschen wie wild und besessen durch einander? Als Wereschtschagin durch das enge Thor der Festung in die Stadt gelangte, gewahrte er ein höchst seltsames, ergreifendes Schauspiel.

Junge Tatarin aus dem Bezirke Kasar.

Eine unzählige Menschenmenge drängte sich auf einem großen Platze wirr hin und her und wild durch einander. Manche aus einigen Hundert Leuten bestehende Gruppen bildeten dann und wann lange Reihen, hüpften, sprangen und schrien dabei ganz fürchterlich; jeder hielt seinen Nachbar mit der linken Hand am Gürtel fest, während er mit der andern einen langen Stock über seinem Kopfe hin und her

schwenkte. Vor einer jeden Gruppe liefen Knaben umher, die Thierfelle mit dem Haare nach außen trugen. Auch sie sprangen, machten allerlei Verrenkungen und schlugen theils auf die tatarische Trommel, theils auf kupferne Becken, und zu dieser Musik hüpfte und tanzte die Menge.

Die Leitung des Ganzen, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein könnte, wurde von Mollahs (Priestern) besorgt; sie munterten die Hüpfenden und die Tänzer durch Zuruf und durch Geberden an, und hielten eine Art von Ordnung in dem Gewirr aufrecht. Ein Beke (Edelmann) brach sich durch die dichte Menge Bahn, schwang seinen Säbel und überhäufte das Volk mit Scheltworten. Die Menschen schrien und die Pferde wieherten, nirgends war Ruhe. Der Lichtschein wurde durch eine Menge von Fackeln hervorgebracht, die man mit Naphtha getränkt hatte; auch waren viele Gefäße mit demselben Brennstoff angefüllt, und diese waren mit eisernen Gittern umgeben. Hinter jeder Gruppe von Tänzern wurden Brände geschwenkt, welche man an langen Stangen befestigt hatte. In diesem Hexensabbath waren unter den Hüpfenden viele Perser zu bemerken; sie hielten sich von den Tataren abgesondert, faßten einander nicht an Gürtel oder Händen, und trugen über dem linken Arm einen Mantel, gleichsam als ob sie sofort eine Reise antreten wollten; übrigens hüpften sie mit nicht geringerm Eifer als alle Anderen. — Man feierte das Erinnerungsfest der beiden mohammedanischen Märtyrer Hussein und Hossein, welche bei den Schiiten bekanntlich im höchsten Ansehen stehen. Wir werden in einer spätern Nummer ausführlich auf die Geschichte derselben eingehen und die eigenthümlichen Feierlichkeiten schildern, welche ein höchst merkwürdiges Gepräge tragen.

Schuscha unterscheidet sich wesentlich von anderen transkaukasischen Städten, namentlich auch von Eriwan, Nachitschewan und Elisabetpol. Hier sind überall die Häuser klein und niedrig, aus Erde und Lehmsteinen gebaut; sie haben nur wenige Fensteröffnungen und niedrige Dächer; die Straßen sind eng, krumm, schmutzig und nur ausnahmsweise gepflastert. In Schuscha dagegen sind die Straßen gerade, die Häuser zumeist groß, oft hübsch und hinlänglich mit Fenstern versehen, aus Stein gebaut und die Straßen sind mit Würfeln gepflastert. Die Dächer gleichen denen unserer europäischen Wohnungen und bestehen aus Schindeln.

Auf den ersten Blick hält es schwer, das Haus eines Tataren von jenem eines Armeniers zu unterscheiden, aber im Innern weiß man sogleich, woran man ist. Die Armenier möbliren ihre Wohnung so ziemlich nach europäischer Weise, und dafür giebt Tiflis den Ton an, während für die Tataren die persische Einrichtung als Muster gilt. Der Gegensatz zwischen beiden Nationalitäten tritt überall hervor. Der Tatar hält am Alten fest; unter zehn Tataren wird kaum einer Russisch verstehen, während unter den Armeniern schwerlich auch nur einer gefunden wird, der es nicht spräche oder doch verstände. Der Tatar zeigt geistig eine große Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit; der Armenier dagegen hat eine lebhaftere Intelligenz, die manchmal prickelt und sprudelt; in dieser Beziehung hat er Aehnlichkeit mit dem Perser. Aber er hat kaum noch eine eigentliche Stammheimath; gleich dem Juden ist er über die weite Welt zerstreut. Er ist in hohem Grade erwerbslustig, auf Gewinn erpicht und ein hartgesottener Egoist. In Transkaukasien kann im Handel und Wandel der Jude mit ihm sich nicht messen.

Armenierin in Schuscha.

Wir haben schon gesagt, daß es unserm Reisenden vorzugsweise darauf ankam, einen näheren Einblick in das Leben und Treiben der Tataren zu gewinnen, und der russische Gouverneur von Schuscha war ihm gern förderlich. Er führte ihn bei mehreren angesehenen Leuten ein und es fehlte dann auch nicht an Einladungen.

„Wir waren zum Thee bei einem reichen tatarischen Kaufmanne und fanden dort eine größere Gesellschaft versammelt. Der Salon war nicht sehr groß, aber recht elegant. Die Eingeladenen saßen den Wänden entlang und sahen alle so ernsthaft aus, daß man hätte glauben können, sie wären in die tiefsten Betrachtungen versunken; fast Alle rauchten entweder einen Tschibuk oder eine Nargileh (Wasserpfeife); einige spielten mit dem Rosenkranze. Man setzte uns Thee und Pilau vor. Gewöhnlich hat das Haus eines reichen Tataren zwei Geschosse; in dem untern befinden sich die Stallungen, Küche und die Zimmer für die Dienerschaft; der obere Stock, in welchem die Familie wohnt, hat in der Regel einen großen Balcon, zu welchem eine hölzerne Treppe hinaufführt. Von dieser aus tritt man in ein kleines Vorzimmer, und in demselben läßt man die Fußbekleidung, ehe man eintritt. Dort steht auch allerlei Geschirr: Krüge von verschiedenen Mustern und mancherlei Größe, Suppennäpfe, Schüsseln, Tassen, Waschbecken und was dergleichen mehr ist. Formen und Verzierungen sind insgemein sehr zierlich und ansprechend; die Sachen sind zumeist persisches Fabrikat oder doch nach persischem Muster gearbeitet. (S. 40.)

Wer nicht zu den näheren Bekannten des Hausherrn gehört, tritt durch dieses Vorzimmer ein, Hausfreunde steigen

ohne Weiteres durch das große Fenster ein, welches vom Fußboden bis zur Decke reicht. Dieses gilt für den besten Schmuck des Hauses und nimmt manchmal für sich allein eine ganze Wand ein, so daß Licht genug ins Zimmer fällt. Ein Theil der Scheiben besteht aus farbigem Glase, und sie sind derart eingerahmt, daß das Ganze an Spitzenarbeit erinnert. Den untern Theil des Fensters kann man in die Höhe schieben. Wände und Decken sind mit Arabesken nach persischen Zeichnungen verziert, manchmal in anstößiger Weise, mit Figuren, die wir nicht näher beschreiben wollen, oft aber auch mit den Gestalten der alten Helden, welche in den Märchen und Erzählungen eine hervorragende Rolle spielen. Auch sieht man Schlachtenbilder aus den Zeiten des berühmten Nadir Schah; natürlich sind die Perser in den Kämpfen und Kriegen mit anderen Völkern allemal als Sieger dargestellt. Das erklärt sich, wenn man erwägt, daß Karabagh längere Zeit unter persischer Herrschaft gestanden hat. In den Nischen sind, wie unsere Illustration zeigt, allerlei Sachen von Glas und Porcellan aufgestellt, dann auch kleine Koffer und allerlei Kästchen; an den Wänden hängen Waffen. Der Fußboden ist mit Teppichen bedeckt, den Wänden entlang liegen Polster; der Herd, über welchem der persische Löwe prangt, ist mit hellen Farben bemalt. Er dient übrigens lediglich als Zimmerschmuck, weil niemals Feuer in ihm brennt, denn man heizt vermittelst der Manegalis, metallener Becken, die mit glühenden Kohlen gefüllt werden. Die Tataren sind an den dadurch verursachten Rauch gewöhnt.

Ein Tatar in Schuscha.

Der Salon eines reichen Tataren macht, um das noch einmal zu sagen, einen recht angenehmen Eindruck; es giebt aber auch, wie überall in der Levante, eine Kehrseite, welche sich freilich anfangs dem Blick entzieht. Der Empfangssaal ist elegant, die Familienzimmer dagegen sind schmutzig und ohne alle Bequemlichkeit. Im Hause gehen Mutter und Kinder unsauber und schlampig einher, auf der Straße erscheinen sie indeß wohlgekleidet, und wenn die Frau auf Besuche ausgeht, ist sie sehr geputzt. Sowohl die tatarischen wie die armenischen Frauen tragen lange, bis auf die Füße herabhängende Schleier, die ersteren zumeist von Seide mit streifigem oder gewürfeltem Muster, die letzteren von weißem Baumwollenzeuge. Daß, wie überall, so auch in Schuscha, der Schleier auch zum Kokettiren gebraucht wird, ist schon gesagt worden.

Ein Haus in Schuscha.

Wer den Orient nicht näher kennt, läßt sich begreiflicherweise anfangs durch die überschwenglichen Schilderungen mancher Reisenden irreführen. Sie wissen nicht Rühmens genug von der Idealität, der Schönheit und Anmuth der Orientalinnen zu sagen. Es ist wahr, daß sie auf den Europäer einen eigenthümlichen, ich möchte sagen mysteriösen Eindruck

Gesellschaftszimmer in einem tatarischen Hause zu Schuscha.

machen, wenn er sie auf der Straße sieht, oder wenn sie auf dem Balcon und auf den Terrassen verschleiert sitzen, oder an Festtagen sich an den Umzügen betheiligen. Sie lassen das dunkle Auge durch den Schleier in einer Weise spielen, daß man bezaubert wird und unwillkürlich Verse des Hafis wiederholt. Aber man darf um des Himmels willen ja nicht näher zusehen! Wer das thut, wird alle Illusion verlieren, schon wegen des unausstehlichen Geruches der Kleider. Weder Männer noch Frauen wissen etwas von Leibwäsche; sie tragen ihre Kleider, selbst die theuersten, Tag und Nacht, bis dieselben völlig abgenutzt sind, und denken nicht daran, sie zu wechseln. Diese Frauen sind leider ungemein schmutzig von der Wiege bis zum Grabe. An Unterricht oder Erziehung ist bei ihnen nicht zu denken; sie sind unwissend, abergläubisch, klatschsüchtig und schwatzhaft über alle Maßen. Freilich betrachtet der Mann sie nur als Dienerinnen, denen er alle Arbeit aufhalst; er geht am liebsten auf den Bazar.

Tatarische Gefäße.

Solch ein Bazar ist nicht bloß eine Ansammlung von Verkaufsbuden; er bildet auch den Platz, wo der Orientale man könnte sagen sein kleines Parlament hat, seine Clubs und Gesellschaften, wo er Neuigkeiten erzählt und hört. Was für den Mann der Bazar, ist für die Frau das Bad. Wozu aber Bäder, da doch die Leute an sich so unsauber sind? In vielen Städten des Morgenlandes ist das Bad nicht etwa der Gesundheit förderlich, sondern geradezu schädlich und die Ursache vieler Krankheiten, namentlich der Haut. Das begreift Jeder, der sie einmal gesehen hat. Sie sind gewöhnlich so tief in der Erde angebracht, daß nur die Kuppel sichtbar ist. Eine schlechte Treppe führt hinab in das Badezimmer; an den Wänden stehen lange, mit Filz bedeckte Bänke, auf denen es gewöhnlich von Ungeziefer wimmelt. Der Fußboden ist von Stein und nicht selten mit Koth beschmutzt;

das Licht dringt nur durch eine kleine oben in der Kuppel angebrachte Oeffnung ein.

So ist das Vorzimmer beschaffen. In dem daranstoßenden Badesaale befindet sich ein großes Becken, das mit warmem Wasser gefüllt wird; manchmal ist auch noch ein anderes Becken mit kaltem Wasser vorhanden. Wer zuerst kommt, findet allerdings reines Wasser, der zweite schon nicht, der dritte noch weniger, und zuletzt ist dieses Badewasser unbeschreiblich, der Geruch abscheulich, denn in manchen Bädern werden die Becken erst nach Verlauf von drei Tagen wieder mit frischem Wasser gefüllt! In Transkaukasien findet man nur in Tiflis saubere und hübsche Bäder; dort wird das warme Schwefelwasser in einem fort frisch zugelassen. Die Georgier und Armenier verstehen es, sich dieselben in ihrer Weise zunutze zu machen; sie kommen in ganzen Gesellschaften mit Lebensmitteln und Samovars, um Thee zu bereiten, und bleiben halbe Tage lang im Bade; in demselben essen, trinken und schwatzen sie.

Schilderungen aus Tunesien.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

III.

Hier und da findet sich ein Gouverneur, der etwas mehr Menschlichkeit an den Tag legt, aber gewöhnlich kann er nicht lange im Amte bleiben, da die Anforderungen der Regierung so enorm sind, daß ohne die grausamste Erpressung ihnen kaum genügt werden kann. Die meisten aber gehen in ihrer Erpressung noch viel weiter, als es ihre Vorschriften nöthig machen; sie erpressen oft den doppelten, ja dreifachen Steuerbetrag, von dem sie manchmal sogar gar nichts an den Staatsschatz abliefern. Ein solcher Mann war der letzte Chalife von Dscherba, jener einst so reichen und blühenden Insel, die aber jetzt fast zu einer Bettlercolonie geworden ist. Dieser Mann war während vier Jahren Gouverneur der Insel und wußte die Regierung (ohne Zweifel hatte er den Chasnadar bestochen) so geschickt zu täuschen, indem er stets von Hungersnoth und gänzlicher Zahlungsunfähigkeit der Insulaner berichtete, daß man ihm vier Jahre lang das Nichteinsenden der Steuern nachsah. Während dieser Zeit erhob er aber nicht nur die Steuern, sondern ihren doppelten und dreifachen Betrag, und zwar hauptsächlich durch das oben geschilderte Mittel der Hambas. Unter ihm war deshalb auch Dscherba das Paradies der Hambas; es gab einige dieser officiellen Banditen, welche über hundert Piaster täglich verdienten, und nebenbei noch auf Kosten der Insulaner in Saus und Braus lebten. Endlich ging jedoch dem Chasnadar, der wahrscheinlich nicht mehr gut genug bestochen wurde, die Geduld aus, und der Chalife wurde nach Tunis beschieden, um dort Rechenschaft über seine vierjährige Verwaltung abzulegen; aber er hütete sich wohl, zu kommen. Er entwich mit all den gestohlenen Geldern nach Tripolis, wo er nun eine gewisse Rolle spielt und als reicher Mann in Ansehen steht.

Dscherba aber bekam einen neuen Gouverneur und zwar in der Person eines Hamidu ben Ayad, des Neffen des berüchtigten Mahmud ben Ayad, der unter Ahmed Bey mit der tunesischen Staatscasse nach Paris durchging, wo er noch lebt. Hamidu bildet eine auffallende Ausnahme von den Arabern im Allgemeinen, wie von seinem berüchtigten Geschlecht im Besondern, denn er hat bis jetzt nur Gutes in Dscherba gethan, keine Steuern erpreßt, geschweige denn sich selbst bereichert, ja es ist alle Aussicht vorhanden, daß ihn sein Amt noch an den Bettelstab bringen wird; denn die steten Geldforderungen der Regierung hat er bis jetzt nur aus seinem eigenen großen Privatvermögen befriedigt. Einige Schlauköpfe meinen freilich: wer weiß, was da noch nachkommen wird? Ja wer weiß es? Aber einstweilen steht Hamidu unter den Arabern einzig in seiner Art da.

Was sage ich, unter den Arabern? Hamidu ist eben kein Araber, sondern stammt aus der völlig berberischen Insel Dscherba, derselben, deren Gouverneur er jetzt ist. Daß die Bewohner von Dscherba **berberischen**, d. h. autochthonen Ursprungs seien, ist wohl bekannt und auch unter Anderen von dem berühmten Heinrich Barth aufgestellt worden. Unbegreiflich muß es uns aber scheinen, wie **Barth** in seinen „Wanderungen am Mittelmeer" von Dscherba sagen kann, daß die **arabische** Sprache jetzt die **einzig** im Lande gesprochene sei. Hätte er sich Mühe gegeben, so würde er erfahren haben, daß außer dem einzigen Dorfe Humt ess Suk, dem Hauptorte der Insel, wo er sich freilich am meisten aufhielt, arabisch nirgends die herrschende Sprache ist. Humt ess Suk wird aber nur von Fremden bewohnt. In allen anderen Dörfern dagegen, welche von den Autochthonen bewohnt werden, kennen die Leute zwar die arabische Sprache, aber sie ist nicht die herrschende, sie ist nicht **ihre** Sprache. Die Kinder sprechen erst dscherbinisch (ein berberischer Dialekt, der mit dem Kabylischen große Aehnlichkeit besitzt), ehe sie arabisch lernen, in den Familien wird nur dscherbinisch geredet, und ein Dscherbiner versteht oft besser einen Bewohner von Ghadames oder Ghat, wo bekanntlich auch ein berberischer Dialekt herrscht, als einen Araber vom Festlande. Und dennoch bin ich versichert, wird Barth's Notiz noch viele Jahre hindurch in alle Geographiebücher übergehen und die Dscherbiner in unserer deutschen Literatur als Halbaraber gestempelt werden, bloß weil Barth zufälligerweise in dem einzigen arabischen Dorfe, welches auf der Insel ist, wohnte und nur arabisch reden hörte.

* * *

Wir lassen hier die **Schilderung des Lebens und Treibens im Hause eines tunesischen Großen** folgen; sie ist so anschaulich, als ob sie aus Vambery's Feder geflossen wäre. Vor Jahren führte die tunesische Regierung eine sogenannte „Reform" bei allen ihren Beamten ein, „aber tiefer als bis zur Annahme europäischer Uniformen erstreckte sich die Europäisirung nicht."

Treten wir, so sagt Herr von Maltzan (in den „Sittenbildern aus Tunis und Algerien", welche soeben in Leipzig die Presse verlassen haben), in die Vorzimmer eines tunesischen Großen, um uns von der Buntheit, welche obige Costümänderungen zur Folge hatten, ein Bild zu verschaffen. Da sitzt zuerst der Thürhüter, eine sehr vornehme Personage, nicht selten mit dem Orden vom Nischan Iftichar geschmückt, in einem schweren blautuchenen Ueberrocke mit engen Aermeln,

einem Monstrum von Kragen und großen metallenen Knöpfen daran, ein Prachtstück, welches vielleicht einmal in den zwanziger Jahren in irgend einer Vorstadt von Paris Mode gewesen ist. An den Beinen trägt er enge gelbe Pantalons, die viel zu kurz sind, aber doch bis an die Füße reichen müssen, ein Kunststück, welches durch ein Paar ellenlanger Strupfen, so gut es gehen will, bewerkstelligt wird. Neben ihm kauert gewöhnlich, wenn die Mahlzeitsstunde vorüber, eine nicht weniger wichtige Persönlichkeit, der Leibkoch, in sogenanntes europäisches Civil gekleidet, das heißt mit einem fettigen schwarzen Leibrock an, der eng zugeknöpft erscheint und den fürchterlichen Schmerbauch des großen Künstlers ganz nach unten drängt, wo er eine knappe violette Hose schon fast aus den Nähten getrieben hat.

In diesem äußersten Vorzimmer pflegen sich auch mit Vorliebe die Eunuchen aufzuhalten, um von hier auf jeden Ton der Haremsklingel herbeieilen zu können. Der erste dieser schätzbaren Diener besteht gewöhnlich aus einer halb im Fett erstickten Masse von Negerfleisch, vom Kopfe bis zu den Füßen in jungfräuliches Weiß gehüllt, eine Farbe, welche sich zur orientalischen Tracht zwar sehr gut schicken würde, da aber das Costüm des Negers aus einem Pariser Paletot und ähnlichen Unaussprechlichen besteht, so sieht er nicht anders aus, wie ein Schornsteinfeger, der sich, ohne sein Gesicht zu waschen, in einen Müller verkleidet hätte.

Sehr eigenthümlich nimmt sich auch der jüngere Eunuche in einem Schwalbenschwanz von altmodischem Frack aus, gewöhnlich viel zu weit, und mit ein Paar Nankinhosen, auf die ein ganzer Topf von Kaffeesatz ausgeschüttet erscheint. Einige andere Diener, sogenannte Valets de pied, deren Hauptgeschäft im Gähnen und Nichtsthun zu bestehen scheint, fehlen auch selten in diesem Vestibul. Da sie lediglich zur Parade gehalten werden, so glänzen sie in den eleganteſten Pariser Trachten, d. h. elegant in der Erinnerung. Diese Kleidungsstücke stammen sämmtlich aus dem Depositum ihres Herrn, welcher einmal vor zehn oder zwanzig Jahren eine ganze Garderobe Pariser Anzüge angeschafft hat, in der Meinung, daß europäische Moden sich eben so wenig ändern wie arabische. Bei diesem Geschäft ist er natürlich, wie jeder Araber, der mit Franzosen zu thun hat, fürchterlich betrogen worden; man hat ihm die ältesten Rückstände aller Kleiderläden dritten Ranges aufgekauft, und nur ungefähr um das Doppelte berechnet, was die neuesten und elegantesten Artikel kosten würden. Doch darum kümmert sich der tunesische Große nicht. Die Anzüge stammen einmal aus Paris, sie haben schrecklich viel gekostet, folglich müssen sie auch etwas vorstellen. Er glaubt deshalb, wenn er hier und da seine Bedienten aus diesem Depositum kleidet, diesen wirklich das allerschönste Gewand anzuziehen, welches nur je aus der „Hauptstadt der Civilisation“ gekommen ist. In ihrer Art sind diese Meisterwerke der geschätztesten Künstler Frankreichs nun freilich schön, das heißt, sie glänzen gewöhnlich in den unglaublichsten Farben, zeigen sich nicht selten mit wohlfeilem Baumwollsammt prächtig verbrämt, mit Troddeln, Schnürchen und Quästchen geschmückt, kurz, sie sehen so abenteuerlich aus, daß selbst der ärmste Europäer sich geniren würde, sie anzuziehen. Namentlich jenes Kleidungsstück, welches auf Französisch „Polonaise“ heißt, das aus einem langen, engen, mit Schnüren und Quasten besetzten Ueberrock besteht und welches, glaube ich, vor vierzig Jahren einmal Mode war, findet hier in Tunis einen trefflichen Abgang für diejenigen Exemplare desselben, welche dem Mottenfraß entgangen sind.

Neben diesem in das Flitterwerk eines Pariser Trödelmarkts gekleideten Gefolge des großen Mannes füllen seine Vorzimmer fast täglich auch noch einige tapfere tunesische Krieger, welche die wichtige Aufgabe, einen Brief oder ein Packetchen zu überbringen, hierhergeführt hat, und die man oft Tage lang auf Antwort warten läßt, um ihnen dann schließlich zu sagen, es wäre gar keine nöthig, und sie hätten eigentlich schon längst gehen können. Wehe ihnen aber, wenn die armen Teufel, welche von großen wie kleinen Würdenträgern aufs Fürchterlichste tyrannisirt zu werden pflegen, wirklich gegangen wären. Warten müssen sie und zwar stehend warten, denn der Thürsteher, Koch, Eunuchen und Bediente sind viel zu vornehme Persönlichkeiten, als daß es einem gemeinen Soldaten gestattet sein könnte, sich in ihrer Gegenwart oder gar neben ihnen auf eine Bank niederzulassen. Da wandern denn die Unglücklichen den ganzen lieben langen Tag in dem Vorzimmer auf und ab, schleichen um dessen Thür herum, oder stehen kerzengerade aufgerichtet vor dessen Fenster, wobei es ein Wunder bleibt, wie sie bei ihrer schlechten Kost noch so viel Kraft besitzen, um sich einen ganzen Tag auf den Beinen halten zu können.

Ihre Kleidung bildet das Zuavencostüm, aber mit was für häßlichen Modificationen! Jacken und Weste zeigen sich so knapp, der Turban ist so elend schwindsüchtig, daß man gleich merkt, nur Sparsamkeit könne jene Modificationen ins Leben gerufen haben. Am meisten scheint jedoch an den Unaussprechlichen dieser armen Teufel gespart worden zu sein. Während das Beinkleid der französischen Zuaven ohnehin schon enger ausgefallen ist, als jenes der eigentlichen arabischen Tracht, so hat man das der Tuneser Infanterie, wahrscheinlich um ihr womöglich ein noch civilisirteres Aussehen zu verleihen, noch knapper zugestutzt, so daß es den Arabern nicht anders vorkommen kann, als wie ein längst ausgewachsenes Kindergewand, welches ein Erwachsener aus bitterer Armuth hätte beibehalten müssen. Die Füße, bis auf ein Paar schlechte Schlappen, welche eigentlich nur die Sohlen decken, hat man vernünftigerweise nackt gelassen (wenn sie nur zuweilen gewaschen würden!), dagegen die Waden in ein Paar den französischen nachgeahmte lederne Beinschienen eingepreßt, die vielleicht ursprünglich bestimmt waren, gelb auszusehen, aber jetzt sich wenig von der Mutter Erde an Farbe unterscheiden. In diesem Geizhalscostüme stecken wahre Lazarusgestalten, durch schlechte Kost zu Skeletten heruntergemagerte, greisenhafte Jünglinge, meistens von einer abschreckenden Häßlichkeit, aber gewiß in keiner andern Weise schreckhaft für einen etwaigen Feind.

Schreiten wir nun durch das zweite Vorzimmer, in welchem wir eine vornehmere Auflage des ersten, aber sonst ganz nach demselben Schnitte zugestutzt erblicken, in das Staatsgemach des großen Mannes selbst. Dieser ist immer ein General; wenn er auch nie einen Säbel geführt hat und vor dem Anblick eines Gewehres schon die Flucht ergreift, wenn seine Beschäftigung oder sein Nichtsthun auch das friedlichste von der Welt, so schmückt ihn doch jener militärische Titel, welchen hier in Tunis Civilisten, ja selbst zur Vornehmheit beförderte Kinder Israels eben so gut führen, wie der tapfere General Saruk, welcher bei Gelegenheit des letzten Aufstandes, wie Horatius Flaccus, „so kühn davon gelaufen“. Aber, obgleich dieser Titel das Recht mit sich bringt, eine pomphafte Generalsuniform zu tragen, so gefällt sich der große Mann doch gewöhnlich in einem sogenannten europäischen Civilanzuge, das heißt er trägt in Haus und Harem die oben beschriebene „Polonaise“ mit schrecklich viel schlechtem Sammt und lumpigen Troddeln, Schnürchen und Quästchen verziert, ein kunstreiches Ganze, welches ihm von einem Pariser Schwindler der Scheere und des Bügeleisens als das neueste Erzeugniß des aufgeklärten Erfindungsgeistes der großen Nation um schrecklich viel Geld verkauft worden ist. Auf diesem Civilrock läßt er es sich aber nicht nehmen, seine verschiedenen Orden, worunter immer der große Stern des

Nischan Iftichar, welchen jeder General von Amtswegen als selbstverständlich, und selbst ohne den Vorwand eines sogenannten Verdienstes, zu bekommen scheint, zur Schau zu tragen. Da aber die orientalische Würde durch zwei Röcke besser als durch einen repräsentirt erscheint, so überdeckt die ganze Herrlichkeit nicht selten ein altmodischer Pariser Winterpaletot, der jedoch vorn offen stehen muß, damit ja die Ordensblendung nicht verloren gehe. Da sitzt der Würdenträger auf einem altmodischen europäischen Sopha (denn die Reform hat sich auch auf die Möbel erstreckt) mit ausgezogenen Schuhen, was die komische Einzelheit zum Vorschein bringt, daß nun die nie fehlenden Strupfen der Hosen auf dem bloßen Fuße anliegen und bei ihrer starken Anspannung oft tief in die nackte Sohle einzuschneiden scheinen. Um ihn herum stehen seine sogenannten Adjutanten oder Ordonnanzoffiziere, in enge europäische Uniformen eingeknöpft, und seine Secretäre, in seltsame schwarze Leibröcke gekleidet. Alle, selbst der Würdenträger, schnüren ihren Hals in die hohe altväterische Commiscravatte ein, ganz derjenigen ähnlich, welche in Deutschland vor vierzig Jahren beim Militär vorschriftsmäßig war.

Bieten auf diese Weise alle im Sold der Regierung stehenden Personen in Tunis mehr oder weniger ein lächerliches Zerrbild veralteter europäischer Moden dar, so erscheint dagegen das eigentliche Volk, der wohlhabende sowie der arme Bürgerstand und das allerdings fast allein von allen Ständen zahlreich vertretene Proletariat noch unverfälscht arabisch und urwüchsig national.

Friedrich Whymper's Schilderungen aus dem Innern von Alaska.

I.

Der amerikanisch-asiatische Telegraph. — Das russische Fort Michaelowski am Norton-Sunde als Centralposten für den Pelzhandel. — Treibholz an den Mündungen des Kwick-pak. — Eisgang und Temperaturverhältnisse. — Baidarren auf dem Unalaschlikt. — Ein Dampfer auf dem Strome. — Die nördlichste Ansiedelung an der Nordwestküste. — Die Malemuten und die Kaveak-Indianer. — Ihre Wohnungen sind Gangbaue. — Russisch-amerikanische Schlitten und Hunde. — Fahrt auf dem Yukon bis Nulato. — Stromschnellen und Schneestürme. — Der Yukon ein großes Eisfeld. — Ueberwinterung in Nulato.

S. Der jüngste Zuwachs zu dem Ländercomplexe der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat auch die Aufmerksamkeit des größern Publicums einer Gegend zugelenkt, die seither, als gewissermaßen „aus der Welt" gelegen, bei uns in Deutschland wenigstens wohl nur dem Geographen von Fach mehr war als ein bloßer Name. Wir meinen jenes ausgedehnte Gebiet von nahezu 400,000 englischen Geviertmeilen im äußersten Nordwesten der jenseitigen Halbkugel, das noch immer sogenannte russische Amerika, welches jetzt als Territorium Alaska (Alaschka) die Grenzen der Union um ein gut Theil weiter gesteckt hat.

Es ist nicht unsere Absicht, uns über die politische, mercantilische und volkswirthschaftliche Bedeutung dieses Besitzwechsels hier eingehender zu verbreiten. Wenn wir aber darauf hinweisen, daß mit dem Erwerb von Alaska unleugbar ein Schritt mehr gethan ist, nach und nach den gesammten Continent unter der „Aegide des Sternenbanners" zu vereinigen, daß namentlich Canada und das britische Amerika überhaupt früher oder später sicher der großen Republik als Gebietstheil anheimfallen und damit — mag unser Urtheil über die derzeitigen inneren Zustände derselben lauten wie es wolle — sich dem Welthandel neue Wege und reichere Quellen eröffnen werden, wie in der That der amerikanische Unternehmungsgeist um die Entwickelung der Hülfsquellen des neuen Territoriums bereits sehr eifrig bemüht ist, so glauben wir unseren Lesern Willkommenes zu bieten, indem wir ihnen in den folgenden Mittheilungen einen nähern Einblick in das Innere dieser bisherigen Terra incognita verschaffen. Wir thun dies an der Hand eines sehr kundigen und liebenswürdigen Führers, eines englischen „Künstlers" — als solchen bezeichnet er sich selbst — Namens Frederick Whymper, der in seinem Werke: „Reisen und Abenteuer im Territorium Alaska" rc.*) nicht bloß in hohem Grade fesselnde, frisch und flott niedergeschriebene Reiseschilderungen, sondern eine wirkliche Bereicherung der ethnologisch-geographischen Literatur geboten hat, für die auch der Fachmann ihm zu Dank verpflichtet sein muß.

* * *

Herr Whymper gehört zu jener nicht geringen Zahl seiner Landsleute, die, wie er sich ausdrückt, „etwas überschüssige Energie besitzen". Er beschloß daher, um dieser einen Tummelplatz zu bieten, ein Stück der minder bekannten Erde zu sehen, und dort thunlichst auf neue Eindrücke und interessante Erlebnisse zu fahnden. Es war im Jahre 1862; dazumal machten die Küsten des Stillen Oceans gerade viel von sich reden; er segelte also, rasch entschlossen, dahin ab und wandte sich zunächst nach der Vancouver-Insel. Hier, in der Hauptstadt Victoria, einem wohlgebauten, freundlichen, hellen, kleinen Orte mit einem „fast unübertroffenen" Klima, einer Station der Hudsonsbai-Gesellschaft, schlug er fürs Erste sein Haupt- und Standquartier auf, verbrachte daselbst drei Winter und machte verschiedene größere Ausflüge und Entdeckungstouren: nach den Minen von Cariboo, einem ungemein reichen Goldfelde, nach den mächtigen Gletschern und Wäldern von Bute Inlet in Britisch-Columbia, zu den Seen und Indianern im Innern des Eilandes, aus welchem er eine ansehnliche Jagdbeute an Elchen, Hirschen und Bibern nach Victoria heimbrachte.

Dann schloß er sich als „freiwilliger Künstler" der großen amerikanischen Gesellschaft, der Western Union Telegraph Company of America, an, welche eben die Vorarbeiten begonnen ließ, um mittelst eines durch die Behringsstraße zu führenden Kabels neue und alte Welt telegraphisch zu verbinden.

Der Urheber dieses Projectes, das man freilich nach einem Aufwande von etwa drei Millionen Dollars fallen lassen mußte, als das transatlantische Kabel wieder regelmäßig arbeitete, war P. D. Collins, ein unternehmender Amerikaner, welcher nach jahrelanger Beharrlichkeit sich von der

*) Travel and Adventures in the Territory of Alaska and in various other parts of the North Pacific. By Frederick Whymper. London, Murray.

russischen und der englischen Regierung die erforderlichen Concessionen und Rechte erwirkt hatte. Oberingenieur der projectirten Linie war Oberst Bulkley, den unser Künstler in Victoria kennen lernte und als einen Mann schildert, der „Allen, welche ihm näher traten, Liebe und Achtung einzuflößen wußte", während wegen seiner Vertrautheit mit dem größern Theile des in Frage kommenden Gebietes Major Kennicot zum Director der wissenschaftlichen Abtheilung der Expedition ernannt war. Das gesammte Corps umfaßte mehrere hundert Mitglieder, die 6000 englische Meilen zu beiden Seiten des Stillen Oceans, vom Fraserstrome bis zur Behringsstraße und von hier südwärts bis zum Amur, erforschten. Daß eine solche Gesellschaft von sach- und fachkundigen Männern zur Bereicherung unseres Wissens an jenem Ländergebiete beigetragen hat, ist selbstverständlich; leider ruht nur ein gutes Stück der gemachten Beobachtungen und Wahrnehmungen in den Acten der aufgelösten Compagnie und in den Papieren einzelner Privatleute vergraben und ist somit, für jetzt wenigstens, der Welt verloren. Whymper selbst beschränkt sich in seinem Buche auf Mittheilung seiner eigenen Erlebnisse und Erfahrungen; diese erstrecken sich jedoch über einen Zeitraum von fast zwei und einem halben Jahre und sind, wie bereits hervorgehoben wurde, interessant und werthvoll genug, überdies in ihrer Anspruchslosigkeit sehr ansprechend erzählt. Wir halten insbesondere die Schilderung Whymper's über seine Reise im Stromgebiete des Yukon deshalb von besonderm Interesse, weil der letztere, obschon er zu den größten Strömen Nordamerikas gehört, bisher so gut wie unbekannt geblieben oder doch nur in dürftigen Notizen erwähnt war. Den Lesern des „Globus" auch noch einige kleinere Mittheilungen aus Whymper's Aufzeichnungen darbieten zu dürfen, behalten wir uns vor.

* * *

Der Oberingenieur des Unternehmens hatte Herrn Whymper völlig freie Wahl gelassen, welcher Abtheilung der Expedition er sich anschließen wolle; er entschied sich für die zur Erforschung des Yukongebietes ausersehene Abtheilung, nachdem er zuvor mit einem andern Zweige der Gesellschaft Sitka, der Hauptstadt von Alaschka, einen längern Besuch abgestattet und eine weitere Excursion über die Behringsee nach Petropawlowsk auf Kamschatka und bis nach Ostsibirien ausgedehnt hatte. Als Basis und Stützpunkt der Yukontour diente das unweit der Mündung des Yukon in den Nortonsund (im südlichen Theile des Behringmeeres) auf der Südostküste der Insel gleichen Namens errichtete Fort St. Michael oder Michaelowski, nach den Angaben des russischen Reisenden Zagoskin 63° 28′ nördlicher Breite und 161° 44′ westlicher Länge (von Greenwich) gelegen. Michaelowski wurde im Jahre 1833 von einem energischen Beamten der russischen Pelzcompagnie, Michael Tebenkoff, gegründet und war ein Centralposten für den Handel mit den Indianern und für die Pelzjäger der näheren und entfernteren Stationen. Seitdem es in amerikanischen Besitz übergegangen, soll es, wie wir lesen, zu einem förmlichen Militärplatze erhoben werden, und so erleben wir möglicherweise noch, daß sich am Saume des Eismeeres und keine 200 englische Meilen von der Behringstraße eine Stadt erhebt.

Nach dem Muster eines Forts der Hudsonbai-Gesellschaft erbaut, mit Palissaden umgeben und von Bastionen flankirt, enthält St. Michael eine Anzahl von Vorrathshäusern und Beamtenwohnungen nebst einer Caserne mit Bade- und Kochanstalt. Die gelbgetünchten Gebäude mit ihren rothen Dächern geben dem Ganzen einen gewissen heitern Anstrich. Die Bewohner der Redoute, sämmtlich Diener der Compagnie, bildeten ein sehr buntes Mixtum compositum aus Russen, Finländern, Jakuten, Aleuten und Creolen aller Gattung. Es war im Ganzen keine sehr reputirliche Gesellschaft, denn manche ihrer Mitglieder sollten (als verurtheilte Verbrecher) aus Petersburg gekommen sein, welchen man die Alternative gestellt hatte, entweder in das Gefängniß zu gehen, oder in die Dienste der russisch-amerikanischen Compagnie zu treten. Der Gouverneur des Forts und des ganzen umliegenden Districts, der sogenannte Prowalischik, ein Herr Stephanoff, leistete der Expedition, oft zu seiner eigenen Unbequemlichkeit, allen erdenkbaren Vorschub und wußte seinen dahin zielenden Befehlen, wenn auch nicht mit der Knute, so doch mit Hülfe geeigneter Püffe und Rippenstöße den nöthigen Nachdruck zu verleihen. Nahe dem Fort befindet sich unter der Erde, d. h. in den Berg gegraben, ein kleines Indianerdorf, dergleichen Whymper nachmals mehrere kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und die Colonie mußte beständig vor den Indianern der Umgegend auf der Hut sein, obschon ernstere Angriffe von Seiten derselben bis jetzt noch nicht vorgekommen zu sein schienen.

Die Insel St. Michael besteht hauptsächlich aus einem porösen Lavafelsen, der von unzähligen Löchern (Luftblasen?) durchbohrt ist. Diese Formation erstreckt sich augenscheinlich bis zum Yukon. Klippen der nämlichen Beschaffenheit, aber etwas mehr zerbröckelt wurden von der Expedition auf der unter dem Namen „die Mission" (Missie) bekannten Station am Unterlaufe des Stromes beobachtet. Nach der Indianertradition soll sich St. Michael aus dem Meere erhoben haben, was mindestens nicht unmöglich ist. Erhob sich doch ein großes Felseneiland, der Boguslaw-Vulcan der Russen (in der Kette der Aleuteninseln), erst 1796 aus der See, und der schon oben angeführte russische Reisende Zagoskin erzählt, daß die Stelle, auf welcher jetzt das Fort steht, noch zu Menschengedenken von der See bedeckt gewesen sei, wie ihm Indianer bei seinem Besuche 1842 bis 1843 versicherten. Der Boden der Insel ist dick mit Moos überzogen, das an manchen Stellen aus einem Thonlager aufsprießt; Beeren hat man während des Sommers im Ueberflusse und kann sie selbst im Winter frisch genießen, wenn man sie aus ihrer dichten Schneehülle herausgräbt. Bäume fehlen dagegen vollständig, und das Fort ist zur Beschaffung seines Holzbedarfs auf das Treibholz aus den Mündungen des Yukon oder Kwick-pak angewiesen, welches zum Glück durch die herrschenden Winde und Strömungen an allen Küsten des Nortonsundes in großen Quantitäten angeschwemmt wird. Ein Gärtchen am Fort, vielleicht zehn Fuß lang und drei Fuß breit, das ein paar Rettige und Rüben zeitigt, beweist wenigstens, daß etwas wachsen kann.

Schon Anfangs October beginnt der Nortonsund mit Eis zu gehen, dies bricht jedoch häufig wieder auf und treibt seewärts. Am letzten Weihnachtsabend (1865) kamen mehrere Beamte der Telegraphencompagnie von Unalaschlit (Unalachleet) nach St. Michael; sie waren über das Eis gegangen, manchmal eine bis zwei Meilen weit von der Küste. Wie üblich wurden sie sofort von den Russen zum Tschipit oder Theetrinken und anderen Ergötzlichkeiten eingeladen. Nachdem dies vorüber, schlenderten sie behaglich ihre Pfeife schmauchend aus dem Fort hinaus, um nach ihren Hunden zu sehen. Doch wer beschreibt ihr Erstaunen, als das Eis, über welches sie soeben erst gekommen, so weit das Auge reichte, aufgegangen war und auf dem Meere trieb! Wären sie nur eine halbe Stunde später unterwegs gewesen, so hätte sie das Eis mit in die Behringsee fortgenommen. Im Jahre 1867 wurde der Nortonsund erst in der dritten Woche des Juni eisfrei.

An der Küste steht zwar der Thermometer in der Regel höher als im Binnenlande, allein factisch macht sich die Kälte

dort fühlbarer. Beinahe alle Fälle von Frostschäden unter den Leuten der Expedition kamen auf den Fahrten im und nördlich vom Nortonsunde vor. Während hinwieder klares Eis, d. h. Eis ohne Schneedecke, außer bei Beginn des Winters auf den Flüssen selten ist, hat man es an der Küste eine geraume Zeit hindurch. Kommt man mit dem Schlitten auf solches Eis, so jagen oft die Hunde, die vielleicht noch vor wenigen Minuten kaum vorwärts kommen konnten, mit einem Male in Carriere davon. Ist nun bei einer solchen Eilfahrt zufällig viel Wind, dann kältet man sehr schnell völlig aus. So wurden einst, genau unter den erwähnten Umständen, die Russen von St. Michael durch die Ankunft eines Schlittens erschreckt, auf welchem ein Indianer saß, stramm und aufrecht, aber — eine Leiche. Außer Stande, seine Hunde anzuhalten, war der Arme auf seinen Schlitten gesprungen und wahrscheinlich in wenigen Minuten erfroren. Dergleichen Fälle mögen freilich selten sein, oft genug indeß findet man Indianer mit ganz entstellten Gesichtern, die Theile ihrer Nasen und Ohren durch den Frost eingebüßt haben. Alle Nordpolreisenden bestätigen, daß eine verhältnißmäßig geringe Kälte mit starkem Winde weit mehr zu fürchten ist, als die niedrigste Temperatur ohne Wind.

Nachmittags den 2. October 1866 hatte die kleine Expedition endlich ihre Vorbereitungen zum Aufbruche nach dem Yukon beendet; eine „Baidarre“ oder Walfischboot und ein kleiner Dampfer, der „Wilder“, den man ihr zur Benutzung hinterlassen, waren befrachtet, und in mehreren Abtheilungen machte man sich zunächst nach dem 60 englische Meilen entfernten Unalaschlikt auf den Weg.

Whymper bestieg das Dampfboot, welches bereits mit Gütern und Menschen voll gestopft war. Es hatte nur 60 Fuß Länge, ganz flachen Boden und ein Bretterhaus, welches zwei Drittel des Verdecks einnahm. In dieser Bude herrschte eine Fieberglut, draußen stand der Thermometer auf etwa 10 Grad Fahrenheit. Vor einem Indianerdorfe ward Nachts geankert und am andern Morgen wurden bei guter Zeit die Sandbänke vor dem Unalaschlikstrome, unmittelbar der Insel Besborough gegenüber, erreicht. Hier mußten Indianer den Inhalt des Dampfers auf „Baidarren“ überladen, und noch an demselben Abend gelangte das Schiff glücklich in die Mündung des Stromes; es sollte jedoch für dies Jahr seine letzte Fahrt gewesen sein. Am 7. October wurde es für den Winter aufs Land geborgen; an 80 Mann, Russen und Indianer, sämmtlich im Dienste der Telegraphengesellschaft, halfen es aufs Trockne emporschleppen. Der Fluß war schon fast ganz gefroren und das kleine Fahrzeug vom Schnabel bis zum Stern eine einzige Eismasse. Es verursachte darum keine kleine Mühe, das Eis rund herum aufzuhacken und den erforderlichen Platz im Wasser zu machen, damit das Schiff bewegt werden konnte.

Unalaschlikt am nördlichen Ufer des gleichnamigen Stromes ist die nördlichste Ansiedelung der Küste, ein im Jahre 1840 von den Russen gegründeter Handelsposten. Es liegt 63° 53′ 33″ nördl. Br. und 160° 30′ 16″ westlich von Greenwich und gleicht St. Michael, nur ist es in jeder Beziehung viel unbedeutender und ärmlicher. Der „Bidarschik“ oder Vorsteher besaß für sich und seine Familie nur ein einziges Gemach.

Die Caserne (Casine) war von mehreren Männern und deren Angehörigen bewohnt, desgleichen von zahllosen Schaben, offenbar auch sammt Familien. Eine große „Pitschka“ (Ofen) behauptete einen hervorragenden Platz in dem Etablissement, und die Fenster durften sich nicht wie in St. Michael des Vorzugs von Glasscheiben rühmen, sondern waren statt dieser mit weißen und durchschimmernden, wenn auch nicht durchsichtigen Seehundsdärmen ausgestattet.

Nordwestlich von der Station lag ein großes Dorf der Malemute- und Kaveak-Indianer; es sind dies hochgewachsene, kräftige Leute, sonst aber sehr den Eskimos ähnlich. Die Männer trugen fast durchgängig den Scheitel glatt geschoren, und dicht unter dem Munde in rechts und links in das Gesicht gebohrten Löchern Knochenstücke, das sogenannte Tu-tuk. Die Weiber waren meist am Kinn tättowirt und hatten das Haar mit Perlen geschmückt und bleierne oder eiserne Armbänder. Alle waren in Thierfelle gekleidet, die Männer in ein unten viereckig geschnittenes Wamms oder Hemd von mäßiger Länge und in der Regel mit einer Kapuze versehen, die Frauen in längere, unten abgerundete Hüllen. Zur Herstellung dieser Anzüge dient mancherlei Pelzwerk; die Kapuzen bestehen fast ohne Ausnahme aus Wolfsfellen, deren langes Haar das Gesicht schützt und halb verdeckt. Inwendig sind sie häufig mit dem weichen Pelz des weißen arktischen Hasen gefüttert. Der Leib steckt wohl in Eichhorn-, Otter-, Marder-, Seehund- oder Rennthierrauchwerk, gewöhnlich aber bloß in letzterm. Dieses selbst ist indessen wieder gar mannichfaltiger Art; es kann die dicke Hülle eines alten Bockes oder das nur halb entwickelte Fellchen eines ungeborenen Kalbes sein. Um ein solches zu erlangen, machen sich die Indianer einer großen Grausamkeit schuldig: sie jagen die trächtige Rennthierkuh rastlos von Ort zu Ort, bis die Frucht vorzeitig zur Welt kommt. Oftmals werden auch die Ränder von Röcken und Stiefeln mit Streifen aus dem kostbaren Vielfraßfelle gesäumt. Dieses Thier, der „Carcajou“ der Trapper, gilt für so scheu und schlau, daß es sich nur äußerst selten einmal fangen läßt, und sein Pelz wird von den Eingeborenen der Küste und des Binnenlandes viel höher geschätzt als alles andere Rauchwerk.

Beide Geschlechter tragen Beinkleider aus Rennthier- oder Seehundsfellen; die letzteren, von denen die Haare beseitigt sind, liefern ihnen auch die Stiefelsohlen. Pelzsocken, mit dem Haar nach innen gekehrt, sind allgemein im Gebrauche, ebenso Handschuhe oder Halbhandschuhe von allen möglichen Formen und Größen. Whymper selbst hatte sich ein Paar aus Hundeleder verfertigt, die, zwei Fuß lang, ihm bis über die Elbogen hinauf reichten.

Eine beträchtliche Anzahl dieser Indianer besitzt Schießgewehre, sowohl mit Stein- als mit Percussionsschloß, die sie erhandelt haben; manche dieser Gewehre finden durch Tauschverkehr zwischen den einzelnen Stämmen sogar aus dem entfernten Fort der Hudsonsbai-Gesellschaft am Einfluß des Porcupine in den Yukon ihren Weg bis zur Küste. Die kleineren Thiere, Hasen, Birkhühner, Marder, werden jedoch immer in Schlingen gefangen. Beeren wachsen im Sommer massenhaft und sind eifrig begehrt. Varietäten von Heidelbeeren, Brombeeren und eine Art von Zwerghimbeere sind in Hülle und Fülle vorhanden. Man sammelt sie für den Winterbedarf in ungeheuren Quantitäten und bereitet sich einen Leckerbissen daraus, indem man sie mit Seehundsthran mengt. Whymper scharrte sich oftmals dergleichen Beeren unter dem Schnee hervor und fand sie stets so frisch, als wären sie eben erst mit der weißen Hülle bedeckt worden. Rohes Rennthierfett gilt allenthalben als Delicatesse, und ein Indianer kann einem weißen Gaste seine Achtung nicht besser an den Tag legen, als wenn er demselben ein Stück Bocksfett zum Geschenke macht.

Die Häuser der Malemuten und Kaveaken sind in der Regel unterirdisch, nur das Dach ragt über den Boden empor; die Pforte bildet eine Art von Tunnel oder Gang (— also Gangbau —), durch welchen man in den Raum hinabkriecht, und eine Oeffnung im Dache läßt den Rauch ins Freie. Ist kein Feuer auf dem Fußboden des

Gelasses, so wird das Dach dick mit Fellen belegt. Fast jede Wohnung enthält ein Gerüste zum Aufhängen von Pelzwerk oder Fischen, und ein kleines Holzhaus oder „Cache“ (Versteck), frei auf vier Pfählen stehend und mit einem eingekerbten Klotz als Leiter, dient dazu, um Vorräthe in Sicherheit zu bringen und vor den Hunden oder das Dorf umschleichenden wilden Thieren zu schützen. Die nicht im Gebrauche befindlichen Canoes werden in der Regel auf hohen Böcken verwahrt. Erstaunlich war die Fertigkeit, mit welcher die Indianer mittelst in das Eis gehauener Löcher Massen kleiner Weißfische fingen.

Malemuten und Kaveaken vermischen sich häufig mit einander, Whymper bezeichnet sie deshalb als ein und dasselbe Volk. In der That sind auch ihre Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche vollkommen die gleichen, allein sie sprechen verschiedene Dialekte und bewohnen verschiedene Landstriche. Die Malemuten erstrecken sich von der Insel St. Michael bis zum Golowninsunde, während die Kaveaken in einem weiter nördlich um Port Clarence und die Behringsstraße gelegenen Gebiete hausen. Die Expedition verwandte beide Geschlechter zu allerhand Hülfsleistungen und fand sie durchgängig und in jeder Beziehung über dem indianischen Durchschnittsniveau stehend. Der Malemutenhäuptling „Aleuyanuk“ war ein schöner alter Mann von gerader und militärischer Haltung und mit Schnurrbart und Henriquatre geschmückt. Comokin, Häuptling der Kaveaken, erwies sich der Gesellschaft so nützlich, als hätte er vordem an einer der Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's theilgenommen.

In diesen Umgebungen nun trafen unsere Reisenden ihre letzten Zurüstungen zu der Fahrt nach und auf dem Yukon; namentlich versorgte man sich mit dem nothwendigen Pelzwerk zur Winterkleidung und erlangte rasch eine ziemliche Kennerschaft der verschiedenen Gattungen desselben, ja es bemächtigte sich der Leute eine wahre Pelzmanie, so daß neben dem Bedürfniß auch der Liebhaberei und dem Luxus Rechnung getragen wurde. Zwar wußte man recht wohl, daß der Beginn des Winters keine günstige Reisezeit ist; der eben erst gefallene Schnee ist dann noch nicht so compact, wie nachher, und manche Stellen des Stromes sind noch nicht gehörig gefroren. Allein man beschloß dennoch, nicht länger zu säumen, kaufte Schlitten, Hunde und Geschirr, that Mehl, Thee und Zucker, gewelkte Aepfel, Speck, Bohnen und Reis ein und trat am 27. October 1866 die Reise an. Zu Lande zurückgelegt, betrug die Entfernung etwa 170, von St. Michael an 230 englische Meilen; zu Wasser durch die Mündungen des Stromes hätte sie sich auf 700 Meilen belaufen, weshalb die vom Nortonsund nach dem Yukon gehenden Russen im Winter auch stets den Landweg wählen.

Der russisch-indianische Schlitten, dessen sich die Gesellschaft bediente, war sehr leicht aus Birkenholz gebaut; die Kufen bestanden meistentheils aus Knochen, und hinten befanden sich gewöhnlich zwei Lenkstangen. Für sehr leichte Ladungen benutzte man ab und zu eine niedrigere und geringere Art rein indianischen Ursprungs. Die Hunde, welche man wie die Schlitten an Ort und Stelle am besten und geeignetsten zu bekommen glaubte, waren leider weder zahlreich genug noch gut zu erhalten; sie erhoben sich wenig über die schleichenden, knurrenden Indianerköter von Oregon und Britisch-Columbia, und es hielt sehr schwer, sie nur zu einiger Anhänglichkeit an ihre derzeitigen Herren zu gewöhnen, — ein Beweis, daß sie fast eben so viel vom Wolf als vom Hunde im Blute hatten. Es sind sehr zottige Geschöpfe, von allen möglichen Farben, doch vorherrschend eisengrau, mit Wolfsgesichtern und kurzen Beinen, aber mit schönen, ungemein buschigen Schwänzen. Alles in Allem genommen leisteten sie jedoch beim Transport des Gepäcks gute Dienste und erwiesen sich als sehr ausdauernd.

Der Tag, an welchem der Aufbruch des aus neun Männern bestehenden Reisezuges von Unalaschliht aus stattfand, war wundervoll, ruhig und klar, die Temperatur bei der Abreise + 5° F., wurde aber später erheblich kälter.

Die Reise bis Nulato, dem ersten Zielpunkte am Yukon, nahm nicht volle zwanzig Tage in Anspruch und lief im Allgemeinen ohne große Fährlichkeiten und Hemmnisse ab. Am ersten Tage mußte man schon bei Zeiten Halt machen, weil man an eine große offene Stelle des Flusses Unalaschliht kam, und den Weg, auf dem dieselbe zu umgehen war, nicht mehr erkennen konnte. Man lud die Schlitten aus, band die Hunde an, lagerte sich auf einem Bette von Kieferreisig und überließ sich, dicht an einander gepackt und mit einer großen Rennthierhaut bedeckt, dem Schlafe. Am andern Morgen wurde man zunächst durch die unangenehme Entdeckung überrascht, daß vier Hunde das Weite gesucht hatten; dann passirte man das am linken Ufer des Flusses und ebenfalls halb unter der Erde liegende Indianerdorf Igtigalik, welches von einem stattlichen, hochgewachsenen Menschenschlage bewohnt wurde, der wie äußerlich so auch an Gutmüthigkeit und Intelligenz den Malemuten und Kaveaken verwandt zu sein schien. Hier kaufte man ein aus Thierfellen verfertigtes kleines Boot, welches nachmals bei der Tour auf dem Yukon selbst sehr zu statten kam und eine 1200 englische Meilen lange Wasserfahrt vollbrachte. Der Transport dieses Bootes hatte indessen seine Schwierigkeit; es war oben auf einen Schlitten gelegt worden, und besonders bei den vielerlei Schneewehen, die man nach und nach zu überschreiten hatte, nur sehr mühsam vorwärts zu bringen.

Auch der Uebergang über den eisfreien Ululuk, welcher wegen seiner vielen Stromschnellen und der benachbarten warmen Quellen überhaupt selten zufriert, unweit des auf einer Waldlichtung sich wunderhübsch ausnehmenden gleichnamigen Indianerdorfes, kostete einigen Aufenthalt, und hier sollte sich das neuerworbene Fellcanoe zum ersten Male praktisch bewähren. In Ululuk, das übrigens durch seinen Reichthum an Lachs, Lachsforellen, Birk- und Hirschwild das Paradies der Gegend ist, konnte die Karawane, sammt ihren Instrumenten und Geräthen glücklich in einem unterirdischen Hause geborgen, einen furchtbaren Schneesturm abwarten, welcher sich am 4. November aus Nordosten erhob. Hier versuchte Whymper auch sein erstes Paar Schneeschuhe, zum großen Ergötzen der Eingeborenen, die sich nicht von ihrer Verwunderung zu erholen vermochten, daß es Menschen gab, die nicht von Kindheit auf mit dem Gebrauche dieses Vehikels vertraut waren. Von da an wurde der Schnee sehr tief und weich, und die ganze Compagnie mußte jetzt auf Schneeschuhen weiter, in deren Handhabung man schnell die erforderliche Fertigkeit erlangte. Das einzige Kunstgeheimniß bei ihrer Benutzung besteht darin, gar nicht daran zu denken, daß man sie an den Füßen hat, und zu marschiren, als hätte man gewöhnliches Schuhwerk an; ihr Hauptzweck aber ist, das ganze Körpergewicht über eine thunlichst große Oberfläche zu vertheilen; sie sind denn auch meistens sehr lang, manchmal 5½ Fuß und noch mehr. Alle im Yukongebiete üblichen Schneeschuhe sind vorn abgerundet und aufwärts gebogen und hinten spitz, aus Birkenholz gemacht, und an beiden Enden mit einem feinen Netzwerk aus Rennthierdarm bedeckt; die Bindeschnüre sind schmale Lederstreifen. Ueberaus lästig, ja gefährlich waren die Eismassen, welche man nach einer an tüchtigem Lagerfeuer unter dem Schutze dicker Decken und Pelze sanft durchschlafenen Nacht andern Morgens beim Erwachen am Barte angefroren zu finden pflegte, so lästig, daß mehrere der Reisenden sich während des ganzen Winters lieber glatt rasirten. Immer mußte das Eis, das sich dergestalt gebildet hatte, und Mund und Nasenlöcher halb ver-

leimte, erst förmlich aufgethaut werden, ehe man an die übrige Toilette gehen konnte, die einfach damit abgethan war, daß man etwas Schnee in die Hand nahm, und sich das Gesicht damit rieb, — eine sehr erfrischende Operation, wie Whymper versichert.

Nachdem man in nordnordöstlicher Richtung immer ziemlich dicht an der Basis der etwa 3000 Fuß hohen Ulukberge hingezogen war, und am 8. November bei einem ungewöhnlich dicken Schneefall einen der schlimmsten Reisetage hatte überstehen müssen, sah man um Mittag des 10. von einer kleinen Anhöhe herab einen leisen blauen Streifen durch die Bäume scheinen. Ihn zu erreichen, ward sofort ein rascheres Marschtempo angenommen, und gegen Sonnenuntergang hatte man die Wälder im Rücken. Dann schoß man auf den Schneeschuhen einen steilen Damm hinab und stand nun auf einem schneeüberzogenen ungeheuern Eisfelde — dem gewaltigen Yukon! Von klarem Eise war kaum ein kleines Fleckchen zu erblicken, weit und breit lag Alles in den weichen weißen Wintermantel eingehüllt. Denke sich nun der Leser einen 2000 englische Meilen langen Strom und diesen, der da, wo ihn unsere Expedition erreichte, allenthalben mindestens eine, meistens aber vier bis fünf Meilen breit war, von seiner Quelle bis zu seiner Mündung als eine ununterbrochene schneebedeckte Eismasse, und er wird ein Bild vom Yukon im Winter haben. „Wohl war ich darauf vorbereitet, einen mächtigen Strom zu sehen," sagt Whymper, „allein von seiner wirklichen Größe hatte ich mir doch keine rechte Vorstellung gemacht. Weder Feder noch Pinsel vermag einen Begriff zu geben von der melancholischen Majestät, der unermeßlichen Monotonie und der schrankenlosen Fläche, die wir vor uns sahen."

Nach einer zweitägigen Rast im Ingleteudorfe Coltog und am 15. November hielt die Gesellschaft in Nulato, ihrer ersten Station am Yukon, feierlichen Einzug. Der Bidarschik des Platzes hatte ihr zu etwaiger Hülfsleistung einen langen Schlittentrain im Geleite mehrerer Russen und Indianer entgegengesandt, und viel Lärmen und Spectakel nebst unzähligen Freudenschüssen bewillkommneten die Ankömmlinge. Alles legte Hand an, um die Schlitten zur Station heraufzulootsen, und wenige Minuten später saß man bei Pökelfisch und Brot im Hause des Bidarschik um den Frühstückstisch. Daß der Samowar zurechtgestellt worden war, sobald man in der Ferne die Karawane wahrnahm, bedarf keiner Erwähnung; der ärmste Russe vernachlässigt die heiligen Gebräuche der Gastfreundschaft ja niemals. Auch das für die Gesellschaft hergerichtete Quartier, ein niedriges Gebäude, welches die eine Seite des Gehöftes bildete, war geräumig und leidlich bequem. Man hatte es gereinigt, ein großes Feuer in der „Pitschka" angezündet und Stroh auf dem Boden ausgebreitet, mit einem Worte Alles gethan, was die beschränkten Mittel erlaubten. Später am Tage nahmen unsere Reisenden ein Dampfbad und kamen zu dem Schlusse, daß trotz alledem das Leben im russischen Amerika ganz erträglich sei.

Aus allen Erdtheilen.

Die Skopzen zu Morschansk in Rußland. Wir haben mehrfach des merkwürdigen Processes erwähnt, welcher im Gouvernement Tambow gegen Angehörige dieser Selbstverstümmlersecte eingeleitet worden ist (siehe „Globus" XV. S. 155 ff.). Bei der Verhaftung des Skopzen Plotizyn verschwanden viele Millionen Geld auf geheimnißvolle Weise. Jüngst hat der Gerichtshof zu Tambow sein Urtheil gefällt, das merkwürdig genug lautet.

„Es wurden verurtheilt: 1. Der Morschansker Kaufmann erster Gilde und Ehrenbürger Maxim Kusmin Plotizyn, für seine Angehörigkeit zur Skopzensecte, Beschützung der Skopzen und Verbreitung der ketzerischen Lehren dieser Secte — zum Verlust aller Standesrechte, seiner drei Medaillen und des St. Annen-Ordens und zur Verbannung in die entfernteren Gegenden Sibiriens mit der Weisung an die Civilbehörden des Ortes, die strengste Aufsicht über Plotizyn zu führen. Dieselbe Strafe erleidet seine Schwester Tatjana Jegorowa Plotizyn. 2. Jekaterina Jakowlewna Glintschikow, Akulina Popow, Irina Newerow, Marfa Schepelow, Marfa Popow, Matrena Kiritschejew, Anissja Ssajapin, Darja Jakowlew, Agafja Popow, Marfa Newerow, Ignati Nasarow und seine Töchter Anissja und Wassilissa, Olga und Awdotja Pribytkow, Jelena Nikitin, ihre Tochter Jekaterina Wassiljewna, Iwan und Timofei Seljapukin, Marina Anufrijew, Pelageja Ananjew, Awdotja Ssemikin, Wassilissa Shdanow — für ihre Angehörigkeit zur Skopzensecte und Verheimlichung der Verstümmler zum Verlust der Rechte und Verbannung in eine entfernte Gegend Ostsibiriens, indem sie gleichfalls unter die strengste Aufsicht der Civilbehörden gestellt werden. Da aber einige von ihnen sich bereits in vorgerücktem Alter befinden und vermuthlich vor langer Zeit die Verstümmelung erlitten haben, so beschloß der Gerichtshof, nach erfolgter Bestätigung des Urtheils durch den Gouverneur, auf Grund der Verjährung des Verbrechens bei dem dirigirenden Senat um Erlassung der Strafe zu petitioniren. 3. Gleichfalls um Erlassung der Strafe soll für die Skopzen Sikin und Kunawin gebeten werden. 4. Der Bauer Jon Iwanow Kusnezow für Verstümmelung seiner selbst und 11 anderer Personen, darunter seiner Familienangehörigen — zum Verlust der Rechte und vierjähriger Zwangsarbeit. 5. Einige Personen sind im Verdacht belassen worden. 6. Das vorgefundene Capital beschloß der Gerichtshof den rechtmäßigen Erben Plotizyn's zu übergeben. 7. Die in der Bankabtheilung deponirten 10,000 Rbl., welche Seljapukin dem Polizeimeister Trischatny angeboten hatte, fallen dem Reichsschatz zu. 8. Der Angelegenheit wegen der verschwundenen Capitalien wird keine weitere Folge gegeben werden." Weshalb, wird nicht gesagt.

Die religiöse Secte der Odins-Söhne in Nordamerika. Der „Oeresundpost" wird in einer Correspondenz aus Amerika über eine neue religiöse Secte berichtet, welche sich dort im Staate Iowa gebildet hat. „Odins-Söhne" nennt sich diese größtentheils aus schwedischen Colonisten bestehende Gemeinde. Sie hält in einem zu diesem Zwecke errichteten Gebäude ihre regelmäßigen Zusammenkünfte, erkennt als höchste Tugend: ein sittliches, naturgemäßes Leben, als rechten Gottesdienst: das Streben nach Wissen und Wahrheit. — Ob diese Secte lebensfähig ist, wird die Zukunft lehren. Dürfen wir sie als ein Resultat des jetzt modisch (!) gewordenen Sichvertiefens in das Geistesleben unserer Vorfahren betrachten, so ist dies jedenfalls ein interessantes Zeichen der Zeit. Die Benamung des Verbandes ist minder glücklich gewählt, weil das Nacheiferuswerthe in der altgermanischen Religion nicht gerade im ausgeprägten Odinischen Cultus gipfelte. Betrachten diese Söhne Odins das Wesen ihres Vaters als Emanation höchsten Wissens und höchster Weisheit, so hätten sie sich richtiger „reformirte Odiniten" nennen sollen.

Die japanischen Ansiedler in Californien. Wir haben vor einiger Zeit erwähnt, daß eine Anzahl von Japanern nach Californien gekommen sind, um dort dauernde Niederlassungen zu gründen. Sie wanderten aus ihrer Heimath fort, weil sie in die Fehden der nördlichen Daïmios gegen den Mikado verwickelt waren, und Tausende ihrer Landsleute wollen ihnen folgen. Ein Deutscher, Herr Schnell, welcher zwölf Jahre im nördlichen Japan gelebt hat, leitet die Ansiedelung, bei der es hauptsächlich auf den Anbau von Thee und auf Seidenzucht abgesehen ist. Diese Japaner gehören der mittlern Classe an und sind vermögende Leute. Schnell hat im Juni dieses Jahres einen großen Landcomplex bei Goldhill in Eldorado County angekauft, und die Japaner haben sofort Besitz von demselben ergriffen. Die californische deutsche „Staatszeitung" sagt: „Nach Allem, was wir hören, weichen diese Japaner in ihren Sitten und Gebräuchen vortheilhaft von denen ihrer Nachbaren, den Chinesen, ab; vorzüglich derjenigen, welche bisher nach hier exportirt wurden. Sollten diese beiden Culturzweige, was kaum zu bezweifeln ist, günstige Resultate liefern, so ist der Vortheil, welcher unserm Lande dadurch erwächst, kaum zu berechnen, denn Tausende von Ackern, welche bis jetzt als unproductiv unbenutzt lagen, würden in Cultur genommen werden und reichen Ertrag liefern. Die südlicher gelegenen Counties haben dem Herrn Schnell mehrere sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht, welche dieser jedoch ausgeschlagen, da ihm Boden und Klima von Eldorado für seine Zwecke besser zusagt. Unserer Ansicht nach ist zwischen der japanischen und chinesischen Emigration ein bedeutender Unterschied; während die Chinesen, größtentheils der untersten Volksmasse angehörend, als Arbeitsvieh hierhergesandt werden, stets in Sitten und Gebräuchen Chinesen bleiben, unseren weißen Arbeitern in vielen Erwerbszweigen Opposition machen, das Geld nehmen und nach China senden, wollen die japanischen Emigranten, welche der bessern Classe angehören, neue Hülfsquellen für Californien eröffnen, sich permanent hier niederlassen und sich so viel wie möglich in die californischen Gebräuche einleben. Unter den eingetroffenen japanischen Emigranten befinden sich Seidenspinner und Weber, welche ihre Webemaschinen und sonstige für die Seidencultur nöthigen Apparate und Werkzeuge mitgebracht haben."

Das Yosemitethal im östlichen Californien, welches die Nordamerikaner zu den „Weltwundern" rechnen, wird durch Robert von Schlagintweit speciell erforscht werden. Der Reisende ist zu Ende des Juni von San Francisco dorthin aufgebrochen. Dem Bericht eines Deutschen, welcher das Thal jüngst besucht hat, entlehnen wir Folgendes: Man folgt insgemein zuerst der Straße, welche über Mariposa geht. Sie führt durch romantische Gebirgsgegenden und man berührt auf derselben die berühmte Gruppe von Mammuthbäumen, deren kolossaler Umfang und riesenhafte Gipfel in Erstaunen setzen. Weder in Californien noch auf einem andern Punkte der Erde ist eine ähnliche Gruppe von Riesenbäumen wie diese, deren Anzahl sich auf etwa 600 bis 700 beläuft, anzutreffen. Einer dieser Waldriesen liegt umgefallen und hohl gebrannt auf der Erde und macht den Eindruck eines vorsündfluthlichen Ungeheuers. Die ausgebrannte Höhlung ist hoch und umfangreich genug, daß man ohne sich zu bücken bequem hindurchreiten kann. Von hier aus gelangt man allmälig ansteigend durch malerische Schluchten, Berge und Thäler bis zu einem Punkte, von wo aus sich das Auge, plötzlich von Schreck und Schwindel ergriffen, steile Felswände hinab in einen weiten, jähen Abgrund versenkt. Fast scheint die Tiefe bodenlos; man wagt nicht, näher zu treten, und Grauen erfaßt den bis dahin kühnen Touristen. Er tritt schüchtern zurück, denn er fürchtet, hinabgeschleudert zu werden in die bodenlosen Tiefen, erfaßt von den unsichtbaren Gewalten, welche jene Werke von Felsen schufen, und gegen welche die Pyramiden Aegyptens in Nichts versinken. Dort unten liegt das Yosemitethal, umgeben von senkrechten, riesigen Felswänden und nur zugänglich durch zwei Eingänge, sonst abgeschlossen von der übrigen Welt. Jener Punkt, welcher die plötzliche und so ergreifende Aussicht nach der Tiefe gewährt, heißt Inspiration Point, und nicht ohne Grund, denn nachdem man sich von dem ersten Schreck und Schwindel erholt, werden die Empfindungen von Begeisterung und Bewunderung ergriffen über das großartige Schauspiel, welches dort die Werke der Natur dem erstaunten Auge darbieten. Wie von „Inspiration" gefesselt bleibt man stehen, und die ehernen Physiognomien jener hehren steil über die Wolken hinausragenden tausendjährigen Felsmassen sprechen fast eine verständliche Sprache zu dem von Ehrfurcht ergriffenen Beschauer. Sie erheben sich in der Mitte der Sierra Nevada als die Zeugen vergangener Umwälzungen und Erschütterungen, und wie die Symbole alles dessen, was groß, erhaben und allgewaltig ist.

Australien.

Der Katholicismus hat, in Folge der starken Zuwanderung aus Irland, eine große Ausdehnung gewonnen. Im Mai wurde zu Melbourne ein „katholisches Festessen" veranstaltet; der Vorsitzende bemerkte in einer Rede: „Noch vor wenigen Jahren gab es in Victoria nur Einen katholischen Priester; jetzt haben wir in den verschiedenen australischen Colonien 8 Bischöfe, 220 Priester und etwa 400,000 Katholiken." Die südaustralischen Zeitungen beschweren sich bitter über Umtriebe und Uebergriffe der Jesuiten, durch welche sehr viel Hader und Zank ins Leben gebracht werde.

Die Ausfuhr australischen Fleisches gewinnt eine immer größere Bedeutung. Die britische Admiralität, welche 1868 große Quantitäten bestellte, ist mit dem Erfolge so zufrieden, daß sie abermals einen Lieferungscontract über 20,000 Centner abgeschlossen hat. Das Fleisch muß im Laufe des nächsten Decembers und Januars abgeliefert werden.

Der Flachsbau wird in Südaustralien sehr beliebt. Man hofft dort mit Neuseeland concurriren zu können, von wo namentlich aus Lyttleton Flachs ausgeführt wird.

Ueber das Minenwesen in Victoria hat ein Herr Brough Smith im Mai 1869 ein sorgfältig gearbeitetes Werk veröffentlicht. Er sucht den Nachweis zu führen, daß der Goldreichthum der Colonie erst nach Jahrhunderten erschöpft sein werde. Man hat goldhaltigen Quarz in 700 Fuß Tiefe gefunden.

Der Werth des von 1851 bis 1868 gefundenen Goldes beträgt die großartige Summe von 147,342,767 Pf. St., Silber 5047 Pf. St., Zinn 209,264 Pf. St., Kupfer 5800 Pf. St., Antimon oder Spießglanz 37,160 Pf. St., Steinkohlen 2899 Pf. St., Braunkohlen 205 Pf. St., Kaolin (Porzellanerde) 7028 Pf. St., Asphalt 21,525 Pf. St., Schiefer 648 Pf. St., Bittersalz 12 Pf. St., Diamanten 81 Pf. St. und Saphire 150 Pf. St. Es kommen für diese Jahre im Durchschnitt 98 Pf. St. 10 Sh. 4 P. per Jahr auf jeden Miner, in 1852 war die Summe 262 Pf. St., in 1862 dagegen 67 Pf. St. Die Miner haben Wasseranlagen in einer Länge von 2434 Meilen bei einem Kostenaufwande von 310,270 Pf. St. hergestellt, während die von ihnen benutzten Maschinen 2,250,000 Pf. St. werth sind. Herr Smith glaubt, daß in den theilweise noch unbekannten Gebirgen im Nordosten der Colonie reiche Schätze an edlen Metallen begraben liegen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. №. 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Unter den Tataren in Transkaukasien.

II.

Tatarische Schulen in Schuscha. — Wie die Knaben lernen und bestraft werden. — Der Schulmeister. — Eine tatarische Prinzessin. — Marställe; das Karabagher Pferd. — Die russischen Beamten. — Der tatarische Bauer. — Armenische Kaufleute. — Seiden- und Teppichweberei. — Tatarische und armenische Häuser und Dörfer. — Die deutsche Ansiedelung Olendorf. — Das Verbot des Dolchtragens. — Zur Geschichte des Chanates Karabagh.

Auf einen Europäer macht die Art und Weise, wie bei den Mohammedanern Schule gehalten wird, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. In Schuscha befinden sich bei einigen Moscheen auch höhere Unterrichtsanstalten, die aber nur schwach besucht werden, während die Elementarschulen ziemlich gefüllt sind. In diesen letzteren geht es lärmend genug her, und man merkt schon von Weitem, wenn man sich einer solchen naht. Die Schüler lesen alle laut durch einander und lernen auch laut auswendig. Der Unterricht wird in einem großen Saale ertheilt, vor welchem sich zu ebener Erde ein großer, auf die Straße hinausgehender Balcon befindet; bei gutem Wetter bleibt das Fenster offen, so daß man von der Straße sich die Schulstube mit Muße betrachten kann. Das Innere ist, wie unsere Illustration zeigt, mit allerlei Arabesken verziert, und auch Verse aus dem Koran, welche sich auf die Belehrung der Jugend beziehen, sind an den Wänden angebracht. In den Nischen und an den Mauern liegen Bücher und Schreibhefte, die Schultornister werden an Pfeilern aufgehängt. Der Mollah, welcher das Schulmeisteramt versieht, sitzt in einer Ecke; ihm gegenüber kauert eine Art von Generalstab ausgewählter Schüler, zumeist Söhne wohlhabender Eltern; man erkennt sie sofort an ihrer guten Kleidung. Die übrigen, manchmal achtzig und mehr an der Zahl, sitzen bunt durch einander und zwar Alle so, daß sie die Füße eingezogen haben. Gewöhnlich halten sie sich die Ohren mit den Händen zu, haben das Lehrbuch auf die Erde gelegt oder halten dasselbe auf den Knien, wiegen sich hin und her und murmeln unablässig oder schreien ihre Aufgabe auch wohl ganz laut her. Jeder will es besser machen als die Anderen, und giebt sich alle Mühe, die Dinge noch besser herzusagen, das heißt, noch lauter zu sprechen. Man glaubt sich in einen Judentempel versetzt.

Wenn ein Schüler seine Aufgabe gelernt zu haben glaubt, dann geht er zum Lehrer hin und leiert seinen Vers her; er darf aber nicht stocken, sonst bekommt er als Denkzettel einige Ruthenstreiche, welche ihm andeuten, daß er sich wieder an seinen Platz zu begeben und noch einmal zu lernen habe. Der würdige Schulmeister hat vollauf zu thun mit Zurechtweisen, Schelten und Abstrafen; ihm zur Hand liegt immer ein Dutzend Ruthen und Gerten, die recht schwank sind, und mit denen er Streiche auf Rücken, Hände und Füße austheilt; zuweilen bedenkt er auch einen andern Körpertheil. Manchmal ist der Lehrer übler Laune, und dann trifft es sich wohl, daß die gute Hälfte der Schüler abgebläut wird; die Kinder reicher Leute, welche gelegentlich ein Douceur mitbringen, bleiben natürlicherweise verschont; „für sie ist der Lehrer weich wie Butter, nicht hart wie Stein.“ Dann und wann kommt auch die Peitschenstrafe zur Anwendung oder eine Bastonnade. Bei dieser ist ein ganz besonderes Werkzeug üblich. Der Lehrer legt den Knaben auf den Rücken auf ein Doppelbrett, das zwei Oeffnungen hat und von zwei Mitschülern gehalten wird; zwei andere Schüler halten

Eine tatarische Schule in Schuscha.

dem Opfer, das sich nicht bewegen kann, die Hände, und abermals zwei andere lassen Schlag auf Schlag auf die Fußsohlen fallen. Der Herr Schulmeister sieht zu, raucht gemächlich seine Pfeife Taback und giebt zwischendurch dem Geprügelten gute Lehren.

Auf solche Weise wird dem jungen Tataren die Weisheit der Koranverse eingepeitscht; denn auf das Auswendiglernen derselben beschränkt sich der Unterricht. Ein Knabe, der Mollah, Geistlicher oder Schriftgelehrter werden will, muß allerdings eine höhere Lehranstalt besuchen, um dort „den Born der Wissenschaft und Weisheit zu ergründen“. Er muß nicht bloß den Koran auswendig lernen, sondern auch noch mancherlei Commentare, durch welche das heilige Buch erläutert wird. Daneben erfährt er einige geschichtliche Daten und vielerlei Märchen und Sagen über die Abenteuer, welche Helden und Königen zugestoßen sind; sie spielen zumeist in Persien. An eine Verbesserung des Schulunterrichts ist noch nicht gedacht worden, und von Neuerungen darf keine Rede sein. In den Elementarschulen sieht man neben achtjährigen Knaben zwanzigjährige Leute sitzen, welche sich mit dem geistlosen Gelerne abquälen. Allem Anschein nach würden übrigens die Tataren gern mehr und Besseres lernen, als ihnen geboten wird; die Kinder gehen, selbst in den Dörfern, gern zur Schule, und die mohammedanischen Dorfschulen sind besser besucht, als jene der transkaukasischen Christen. Die Mädchen erhalten überhaupt keinerlei Unterricht.

* * *

Befestigtes Wohnhaus in Schuscha.

Unweit von dem Elisabetpoler Thore steht in Schuscha ein befestigtes Wohnhaus, das offenbar schon alt ist. In demselben wohnt die Tochter Meschte Kuli Chans, welcher der letzte Chan von Karabagh gewesen ist; nachdem er seine Herrschaft und seine Unabhängigkeit verloren, wurde er zum russischen General ernannt. In jenem Hause lebt nun seine Erbin, die einzige Tochter, die er hatte, und diese hält viel darauf, daß der Marstall ihres Vaters in gutem Stande bleibe. Die Edelleute in Karabagh legen Werth auf stattliche Rosse, die alle mit dem Märk ihres Eigenthümers versehen sind. Der tatarische Pferdestamm in dieser Provinz ist gut. Nach dem Falle des persischen Monarchen Nadir Schah, gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, gelang es Pana Chan, welcher sich zum Gebieter von Karabagh gemacht hatte, eine Anzahl edler Pferde aus dem Marstalle des Schahs an sich zu bringen. Die meisten waren eine Kreuzung des echten arabischen Rosses mit dem turkomanischen. Pana Chan behielt die eine Hälfte dieser kostbaren Beute für sich, die andere vertheilte er unter seine Verwandten und andere Edelleute. Das Pferd von Karabagh ist heute noch ein äußerst schönes Thier und dem turkomanischen entschieden vorzuziehen; hinter dem Vollblutaraber, welchem es an Feuer nahe kommt, steht es jedoch an Kraft und Ausdauer zurück. Das mag theilweise am Klima liegen, mehr aber noch an dem ganz unverständigen Verfahren der Tataren. Sie befolgen bei der Kreuzung und Züchtung kein System und behandeln die Pferde auch in Bezug auf die Gesundheitsverhältnisse nicht sorgfältig genug. Der reiche Edelmann überwintert allerdings einige seiner besten Pferde im Stalle, die übrige Herde bleibt jedoch das ganze Jahr über

in der freien Luft, Sommers im Gebirge, den Winter über im Unterlande, und das Thier mag sich draußen nähren so gut es eben kann; für einen Vorrath an Futter wird nicht gesorgt. —

Von dem, was wir als Gesellschaft bezeichnen, ist in Schuscha nichts zu finden. Die Russen im Lande verkehren nur mit ihren Landsleuten und halten sich von den übrigen Nationalitäten völlig abseit. Sie können oder wollen sich mit denselben nicht in gesellschaftlichen Verkehr einlassen, sind auch wohl bei denselben nicht gern gesehen. Ihre Mehrzahl besteht aus Beamten, Tschinowniks, die sich viel auf Amt und Würde einbilden und selbst den Umgang mit Armeniern, die doch gleichfalls „Christen" sind, vermeiden. Mit ihnen wäre ein Verkehr leichter, als mit den mohammedanischen Tataren; die Russen geben sich aber auch nicht die geringste Mühe, die Zuneigung dieser Unterthanen zu erwerben. So lebt jede Nationalität für sich.

Es wurde schon gesagt, daß die tatarischen Frauen sich in einem bedauernswürdigen Zustande befinden; sie erhalten keinerlei Unterricht und werden von den Männern als Geschöpfe untergeordneter Art angesehen. Es giebt allerdings Ausnahmefälle, in denen die eine oder andere Frau durch überlegenen, natürlichen Verstand die Leitung des Hauswesens in ihre Hände zu bringen weiß und das entscheidende Wort in der Familie hat. Aber im Allgemeinen ist die Tatarin lediglich ein Lastthier und muß von früh bis spät sich abarbeiten. Mag sie nun sanft und bescheiden, oder schwatzhaft und ränkesüchtig sein, ihre Behandlung ist immer dieselbe. Bei den christlichen Armeniern hat sie kaum eine bessere und würdigere Stellung. Wereschtschagin fand auch in Schuscha, daß die Tataren unendlich viel respectabler sind, als die Armenier, bei weitem nicht so demoralisirt, viel ehrlicher und offener, viel nobler und muthiger.

Moschee in Schuscha.

Der tatarische Bauer ist ein viel besserer Mensch als der Edelmann. Die Beks haben viel von ihrer alttatarischen Urwüchsigkeit eingebüßt, und sich dagegen mit allerlei

schlecht assortirten Lappen der europäischen Civilisation behängt. Seit der Bauer nicht mehr von ihnen abhängig ist, haben viele Verhältnisse eine große Umwandelung erfahren, doch ist immer noch Manches von den früheren patriarchalischen Zuständen geblieben. Der Tatar ist der conservativste Mensch, den man sich nur denken kann; er klebt mit einer verzweifelten Hartnäckigkeit am Alten und Hergebrachten, und wenn er sich ja dazu versteht, sich zu einer Neuerung herbeizulassen, so ist und bleibt sie ihm doch verdächtig; er verhält sich gegen sie mißtrauisch, obwohl sie ihm offenbaren Nutzen bringt; er seufzt über sie. So hat er auch noch eine anhängliche Unterwürfigkeit gegen die Chane, welche früher die Gebieter des Landes waren, und große Achtung vor den Edelleuten, obwohl er von diesen längst unabhängig ist. Er vergißt, daß sie ihn schlecht behandelt, unter barbarischem Drucke gehalten und ihn förmlich ausgesogen oder ausgeplündert haben; er denkt mit einer Art von sehnsüchtigem Schmerz an die gute alte Zeit, die nun längst nicht mehr ist.

Eine Erzählung, die möglicherweise nicht aus Böswilligkeit von den Armeniern erfunden worden ist, kennzeichnet die Stimmung. Ein tatarischer Bauer kommt nach Hause; er ist in der allerheitersten Laune und kann vor Glück und Freude kaum ein Wort sprechen. Seine Frau will wissen, was mit ihm vorgegangen sei, und er giebt ihr durch Zeichen zu verstehen, daß er vor Wonne noch nicht reden könne und sich erst verschnaufen müsse. Endlich findet er Worte und sagt, daß er den Chan gesehen habe, ja wahrhaftig, den Chan selber, in leibhaftiger Gestalt; und noch mehr, der

In einem tatarischen Kaffeehause.

Chan hat ihn, den Bauer, auch gesehen und sogar mit ihm gesprochen!

„Ist das möglich?“ ruft die nun ihrerseits entzückte Frau. „Wo hast Du den Chan gesehen, wie kamst Du dazu? Rede, sag mir Alles, wie ging das zu?“

„O, Ehre dem Chan! Unsere Kinder und Kindeskinder sollen von ihm erzählen. Wem im Lande ist seit Menschengedenken ein solches Glück wiederfahren? Sieh, der Chan kam geritten mit seinem Gefolge von Bekes. Ich stand am Weg und grüßte ihn; da hat er mich angesehen und hat gesagt . . .“

„Was hat er gesagt?“

„Was er gesagt hat? Du Hund! hat er gesagt. Was hast Du hier am Wege zu thun? Schere Dich gleich fort!“

Unter den Armeniern in Schuscha giebt es manche wohlhabende Kaufleute, die sehr ausgedehnte Handelsgeschäfte machen und mit Persien und Rußland in Verbindung stehen. Sie führen manchen kostbaren Artikel, namentlich schöne Stoffe, vermitteln auch die Ausfuhr der Landesproducte. Die Tataren sind am liebsten Viehzüchter und haben große Schafherden. Ein Theil der Wolle wird im Lande versponnen, und der Rest ungewaschen ausgeführt. Der Baumwollenbau ist unbedeutend. Auch der Seidenzucht, die von großer Bedeutung werden könnte, wendet man keine gehörige Sorgfalt zu. Das Verfahren beim Waschen und Abhaspeln der Cocons ist durchaus mangelhaft, und das Weben von der rohesten Art. Diese leichte Arbeit ist gleichsam Monopol starker Männer, welche sich gern Alles leicht machen und den Frauen und Mädchen alle schweren Bürden aufhalsen.

Die Seidengewebe sind fest aber grob und bilden keinen Ausfuhrartikel; sie haben zumeist eine brennend rothe Farbe. Die Teppiche, obwohl gleichfalls grob, zeichnen sich doch aus durch glänzende Farben, sehr hübsche, den Persern entlehnte Muster und große Dauerhaftigkeit. Im Handel werden sie nicht selten für persisches Fabrikat ausgegeben. Die meisten werden außerhalb des Hauses im Freien gewebt, und alle weiblichen Mitglieder der Familie sind dabei beschäftigt.

Fleiß und Ordnung trifft man in jener Gegend nur allein bei den Deutschen, z. B. in der Colonie Olendorf bei Elisabetpol, und keine tatarische oder armenische Ortschaft kann sich auch nur entfernt mit derselben messen. Unser Reisender schildert das Dorf Kan Kandi in der Nähe von Schuscha, wohin er einen Ausflug unternahm. Dort hat eine Abtheilung russischer Truppen ihren Standort; dasselbe bietet indessen nichts Bemerkenswerthes dar. Als er bei heftigem Regenguß in das Dorf Tenisch Kend einritt, wurde er von einigen Meuten grimmiger Hunde angefallen. Sie zerrten das Pferd an den Beinen, schnappten nach der Nase und machten Angriffe auch auf die Reiter. Diese großen Hunde waren dermaßen bösartig, daß man ihrer nur mit äußerster Noth sich erwehrte, bis endlich Dorfleute herbeikamen und sie zur Ruhe brachten. Der Cerberus, welchen unsere Illustration zeigt und den der Maler am folgenden Tage mit Muße zeichnen konnte, war der grimmigste von allen; er saß auf dem Dach einer Hütte und sprang dann von derselben herab auf das Pferd ein.

Tenisch Kend liegt hoch, nur etwa drei deutsche Meilen von Schuscha entfernt, das man aber sehr deutlich erkennt. Die Bewohner sind zumeist Armenier, welche in diesen Gegenden solche Stellen für die Anlage ihrer Dörfer gewählt haben, wo Boden und Witterung dem Anbau des Weizens günstig sind, welche aber doch so hoch liegen, daß man während der heißen Sommermonate nicht genöthigt ist, in das kühlere Gebirge hinaufzuziehen. Die Häuser sind hier aus Stein aufgeführt und weniger armselig, als jene der Tataren am Fuße des Gebirges. Aber von Behaglichkeit und Bequemlichkeit findet man auch in ihnen keine Spur, und nur die Wohnungen einiger Wohlhabenden sind so geräumig, daß

Tatarischer Hund in Karabagh.

die menschliche Familie sich in Räumen aufhält, welche von jenen der Büffel, Kühe und der übrigen Hausthiere getrennt sind.

Einem Europäer fällt der Rauch in diesen Bauernhäusern unerträglich, und ein Nachtlager in ihnen wird, wegen des Ungeziefers, zu einer wahren Pein. Unser Reisender glaubte es gescheidt anzufangen, als er sich unter einem Wetterdach ein Lager aus Gras und duftigen Kräutern herrichten ließ. Aber kaum hatte er sich zur Ruhe gelegt, als ein sehr unwillkommener Besuch ihn aufstörte. Die Büffel erschienen, um ein leckeres Mahl zu halten, rollten den Schläfer hierhin und dorthin, und dieser mußte sich auf eine Bank flüchten. Am andern Morgen sah er auch nicht einen Grashalm mehr! Aber trotzdem befolgte er streng die Regel, niemals in einem transkaukasischen Bauernhause zu schlafen; er that auch wohl daran, daß er nur im Nothfall ein solches betrat, und trotz allen freundlichen Zuredens nie auf dem Teppiche Platz nahm. Es wimmelt in diesen Hütten von springendem und kriechendem Ungeziefer aller Art, und man begreift nicht, wie die Menschen, die auch ihrerseits eine Insectenmenagerie an sich haben, diese Qualen auszuhalten vermögen.

Die Hütte des christlichen Armeniers unterscheidet sich im Innern wenig von der Nora eines Tataren; sie ist ohne Fenster, hat oben eine Oeffnung und in der Mitte eine Art von Herd, von welchem aus der Rauch den ganzen Raum in einer beißenden Weise parfümirt. Haus- und Küchengeräthschaften liegen oder hängen ohne Ordnung neben und durch einander, aber nirgends fehlt ein Webstuhl, denn auch auf den Dörfern werden Teppiche verfertigt. Die Leute behelfen sich mit ärmlicher Nahrung; die Mahlzeiten, bei denen Fleisch nur selten vorkommt, bestehen aus Brot, Käse und verschiedenen Grünfrüchten. Man bauet Gerste, Hafer und Weizen; der letztere liefert gewöhnlich eine gute Ernte, und ein Funfzehntel derselben muß als Abgabe an die Krone eingeliefert werden. Seltsamerweise schneidet man in manchen Gegenden das Stroh nicht, sondern läßt es stehen, um es nachher zu verbrennen; man schneidet nur die Aehren ab und trägt sie in Säcken nach Hause. Flachs gedeiht sehr gut, wird aber wenig gebaut, und man benutzt auch nur den

Samen, um das daraus bereitete Oel zu verkaufen; die Faser wird bei Seite geworfen, weil die Menschen zu träge sind, um sie zu bearbeiten!

Das Tatarendorf Karabek gewährt einen etwas bessern Anblick als die übrigen. Auffallend bleibt es, daß die Leute, auch wenn sie in bewaldeten Gegenden wohnen, ihre Häuser aus einem Gemische von Kalk, gestampfter Erde und Steinen aufführen, während sie gutes Bauholz in der Nähe haben und an den russischen Gebäuden abnehmen können, wie viel hübscher und bequemer diese sind. Bisher hat sich nur ein einziger Tatar in dem etwa 150 Familien zählenden Dorfe Kussapet dazu herbeigelassen, eine hölzerne Isba zu bauen.

In Olendorf herrscht musterhafte Sauberkeit; die Straßen sind breit, gerade und gut gepflastert; in den transkaukasischen Gegenden ist man angenehm überrascht, auch auf der Gasse Alles so reinlich zu finden. Die Häuser sind klein, aber hübsch und behäbig eingerichtet und außen mit hellen Farben angestrichen. Als der Reisende dorthin kam, waren die Leute mit der Ernte beschäftigt, und dabei munter und lustig. Junge Mädchen, Strohhüte auf dem Kopfe, schwangen auf dem Felde, wo eine harte Tenne bereitet war, die Flegel und droschen Weizen aus; sie neckten den Fremden in gutmüthiger Weise und machten Spaß mit ihm. Er fand die Gärten des Dorfes im besten Zustande, den Anbau der Weinrebe ausgedehnt, die vielen Tausende von Obstbäumen im besten Stande. Die Deutschen beweisen auch in jener fernen Gegend, daß sie gewiß und wahrhaftig in eminenter Weise ein Culturvolk sind. Der Olendorfer Wein ist sehr gut, und die Armenier verkaufen ihn als Kachetiner; Branntwein brennen die Deutschen aus Maulbeeren. Die Kirche ist in gothischem Stil ausgeführt.

Diese Olendorfer stammen aus Würtemberg. Als General Yermoloff Generalstatthalter im Kaukasus war, kam ein Zug von Würtembergern, welchen man die Sinne verrückt hatte, auf den Gedanken, nach Jerusalem zu ziehen. Der General erbarmte sich der verwirrten Köpfe und sagte den Leuten: „Nehmt von mir guten Rath an. Jetzt seid Ihr noch in einem befreundeten Lande, wenn Ihr aber weiter geht, so müßt Ihr durch türkisches Gebiet, und dort werden Euch die Kurden und anderes Räubergesindel steinigen oder die Hälse abschneiden. Darauf könnt Ihr Euch verlassen. Wollt Ihr nun nicht in Eure Heimath zurückgehen, so thut Ihr sicherlich wohl daran, hier zu bleiben. Ich will Euch Grund und Boden geben, Ihr sollt keine Abgaben zahlen, und freie Ausübung Eurer Religion will ich Euch auch verbriefen.“ Dieser gute Rath half; die Schwaben ließen sich die jerusalemitischen Raupen vergehen, blieben, gründeten eine Ansiedelung und befinden sich im besten Wohlstande. Sie würden, wenn man sie nicht von ihrem verrückten Wahne zurückgebracht hätte, auf dem Wege nach „Hierusalem, zum Grabe des Erlösers“ Alle elendiglich gestorben und verdorben sein.

Als sie Olendorf gegründet hatten, folgten ihnen mehrere Landsleute nach. Sie wählen ihre Vorsteher selbst, verwalten ihre Gemeindeangelegenheiten ganz unbehindert, haben in Tiflis einflußreiche Fürsprecher und sind geachtet und gern gesehen.

* * *

Die russische Autorität in jener Gegend wurde von einem Obersten M. ausgeübt, welchen unser Reisender als einen gerechten, uneigennützigen und gescheidten Mann schildert. Jedenfalls verstand er es, mit den Tataren zweckmäßig umzugehen. In welcher Weise er dabei verfuhr, wird aus dem Nachstehenden klar werden.

Ein Tatar erscheint beim Obersten und bringt eine Klage an. In der vorigen Nacht sei ein Mann bei ihm eingebrochen, habe mehrere Gegenstände entwandt und der Frau Ungebühr zugemuthet.

„Du lügst!“ spricht der Oberst.

„Nein, Aga, ich spreche die Wahrheit.“

„Und ich sage, Du lügst!“

„Offizier — die reine Wahrheit; gewiß!“

„Und Du bist doch ein frecher Lügner; man hat Dir nichts gestohlen und hat auch Deiner Frau nichts zu Leide gethan: Paß auf!“

Die Leute des Dorfes werden zusammenberufen, man untersucht die Sache genau, und es stellt sich heraus, daß der Oberst das Richtige getroffen hatte.

Bevor der Oberst den Bezirk von Elisabetpol verwaltete, ging sehr viel Räuberei und Unfug im Schwange; heute ist dort Alles ruhig, von Mordthaten, Straßenraub und Diebstahl keine Rede mehr. Ein Dieb, der Ochsen oder Schafe gestohlen hat, wird allemal ermittelt und hat den fünffachen Werth des Gestohlenen zu zahlen. Niemand darf einen Dolch tragen; — Flinte, Pistol, Säbel sind Keinem verwehrt, aber der Dolch ist verpönt, weil er stets im Gürtel getragen wurde und beim ersten besten Wortwechsel aus der Scheide fuhr. Die Tataren selber geben willig zu, daß durch jenes Verbot viel Blutvergießen verhindert worden sei. Wer einen Dolch im Gürtel eines Mannes bemerkt, ist berechtigt, denselben wegzunehmen und als Eigenthum zu behalten.

„Nur ein einziger Mann im Districte darf einen Dolch tragen, und dieser Mensch ist ein Anthropophage!“ So sprach der Oberst und erzählte Folgendes:

„Dieser Mann kam mit einem Kameraden aus dem fernen Amurlande zurück. Als sie beide nichts mehr zu essen hatten und vor Hunger halb rasend waren, schnitt er seinem Gefährten den Hals ab und zerlegte das Fleisch in Stücke. Er ist, wie er sagt, ein sehr gewissenhafter Mann, und hätte um Alles in der Welt kein Huhn oder eine Ziege gestohlen, wenn er bei einem Bauer ein Nachtlager gefunden. Die Gebote der Gastfreundschaft seien heilig. Sein Kamerad sei übrigens kein guter Mensch gewesen, und es würde auch wohl keine Nachfrage nach ihm geschehen sein.“ Der Oberst entwickelte dann die Gründe, welche er habe, diesen Menschen nicht zur Strafe zu ziehen, ihn vielmehr angemessen zu verwenden.

„Ich hatte eine Amnestie für alle Straßenräuber verkündigt, die zu Hause kommen und sich fortan ruhig verhalten würden. Sie kamen Alle, bis auf einen, der freilich mehr als ein halbes Dutzend Mordthaten auf der Seele hatte; er setzte seine Verbrecherlaufbahn fort. Es war mit großen Schwierigkeiten verbunden, ihm mit offener Gewaltthat beizukommen; er kannte alle Schlupfwinkel, jeden Weg und Steg. Da schickte ich meinen Mann vom Amur hinaus, mit dem Auftrag, ihn todt oder lebendig einzubringen. Mein Amurezk fing die Sache praktisch an; er gab sich selber für einen Räuber aus und — brachte mir den Kopf des Briganten. Nun fürchtet er aber die Blutrache der Angehörigen des von ihm Beseitigten, und deshalb erlaube ich ihm, einen Dolch zu tragen.“

* * *

Die Geschichte des Chanates Karabagh, welches nun längst eine russische Provinz bildet, hat einige Episoden aufzuweisen, die ein echt orientalisches Gepräge tragen. Herrscher im Lande war die armenische Familie der Abamelek en, welche dem Schah von Persien tributpflichtig war, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts führten drei Brüder gleichzeitig die Regierung. Als der älteste derselben mit Tod abgegangen war, erhoben sich die Tataren; an ihre

Spitze trat Pana Chan Jaspatscha, und diesem gelang es, die armenischen Fürsten zu vertreiben. So ging die Herrschaft von den Christen an die Mohammedaner über. Pana Chan verstand es, sich von Persien unabhängig zu erhalten; er bauete die Stadt Schuscha (3870 Fuß über der Meeresfläche) und nahm dort seine Residenz.

Sein Nachfolger war Ibrahim Chan. Im Jahre 1794 versuchte der persische Schah Aga Mohammed Chan, Karabagh zu unterwerfen, wurde vor Schuscha zurückgeschlagen, verwüstete Tiflis, erlitt vor Schuscha eine zweite Niederlage, nahm 1796 die Stadt ein, wurde aber bald nachher getödtet, so daß Ibrahim wieder in seine Hauptstadt einziehen konnte. Er hielt sich jedoch nicht für stark genug, die Perser abzuwehren; er verlangte deshalb vom Fürsten Tzitzianow eine russische Besatzung, die ihm auch gewährt wurde, ließ sich dann wieder in Intriguen mit den Persern ein, und ein Gesandter des Schahs bot ihm die Hand einer persischen Prinzessin für seinen Enkel an. Der Vater dieses jungen Mannes war von den Truppen des Schahs getödtet worden. Dieser Enkel, Dschaffar Kuli Chan, war noch Knabe, trat aber sehr nachdrücklich auf und wies den Heirathsantrag ab. Während er Vorliebe für Rußland zeigte, gab sich der hochbejahrte Ibrahim völlig dem Einflusse der Perser hin.

Die Ränke zwischen Großvater und Enkel nahmen folgenden Verlauf. Dschaffar Kuli Chan setzte sich insgeheim mit dem russischen Commandanten Lissanewitsch ins Einvernehmen und gab ihm Kunde von Allem, was vorging. Der Russe hielt einen Kriegsrath in Gegenwart des Prinzen, und man kam überein, daß der alte Ibrahim gefangen genommen und nach Rußland gebracht werden solle. Dschaffar wollte vorher einen gütlichen Versuch machen, seinen Großvater umzustimmen, und, falls derselbe mißlinge, selber Hand an den alten Mann legen und ihn ausliefern. Er ging, vom Commandanten und einer Abtheilung Soldaten begleitet, nach Ibrahim's Landhaus und bat den Alten kniefällig, seine Verbindung mit den Persern aufzugeben, von welcher seine Familie gar nichts Gutes zu erwarten habe, doch Ibrahim blieb fest. Da ließ der Knabe Hand an ihn legen, und Lissanewitsch beförderte ihn nach Rußland.

Dschaffar Kuli Chan, als ein so treuer Freund der Russen, hatte gewiß Anspruch auf die Herrschaft, aber er war unternehmend, pfiffig, jung, ehrgeizig; deshalb umgingen ihn die Moskowiter und ernannten Ibrahim's zweiten Sohn, Meschti Kuli Chan, im Jahre 1806 zum Fürsten. Dschaffar, damals fünfzehn Jahre alt, sammelte nun seine Getreuen um sich, stürmte mit dem Säbel in der Faust aus Schuscha und flüchtete sich nach Persien. Als er dort nicht nach Wunsch aufgenommen und unterstützt wurde, kam er auf Einladung der Russen wieder nach Schuscha zurück und erhielt seine Güter wieder.

Meschti Kuli Chan war ein unfähiger, tyrannischer Mann, gegen welchen sich das Volk erhob. Er entfloh seinerseits auch nach Persien, stachelte den Schah gegen die Russen auf und veranlaßte ihn, ohne Kriegserklärung mit 40,000 Mann in Karabagh einzufallen. Aber in Schuscha wehrte sich die russische Besatzung so tapfer, daß die Perser nach einer dreimonatlichen Belagerung unverrichteter Dinge abziehen mußten. Dschaffar Kuli Chan wurde beim Ausbruche des Krieges nach Simbirsk internirt und dann nach St. Petersburg gebracht, wo er vier Jahre lang blieb, mit Aufmerksamkeit behandelt wurde und vom Kaiser eine Pension bekam. Späterhin ist er nach Schuscha zurückgekehrt, und dort sah ihn Wereschtschagin.

Friedrich Whymper's Schilderungen aus dem Innern von Alaska.

II.

Fort Nulato. — Der strenge Winter. — Fischfang der Indianer. — Ein Festmahl mit einheimischen Delicatessen. — Ausflüge in die Umgegend. — Die Indianerstämme am mittlern Yukon, ihre Lebensweise und Gebräuche. — Begräbnisse in der Luft. — Pelzhandel. — Hölzerne Augenschirme.

Beamte der russisch-amerikanischen Pelzcompagnie waren jedenfalls die ersten Erforscher des Yukon; von einem derselben wurde 1842 der Posten von Nulato gegründet. Im folgenden Jahre gelangte Zagoskin von der russischen Marine auf dem eben beschriebenen Wege dahin und half bei dem Bau des Forts. Nulato ist die am weitesten im Binnenlande und zugleich nördlichst gelegene von allen Stationen der russischen Pelzcompagnie, nach Zagoskin's Beobachtungen unter 64° 42′ 11″ nördl. Br. und 157° 58′ 18″ westl. L. (von Greenwich). Sie steht am Norduser des Yukon auf einem verhältnißmäßig offenen Landstreifen, welchen im Südwesten ein Seitenfluß des Yukon, der Nulato, ein schon ziemlich breites Wasser, begrenzt, während ein anderer etwas kleinerer Zufluß des großen Stromes die Fläche im Nordosten säumt. In mäßiger Entfernung vom Fort giebt es Wälder mit Bäumen von kräftigem Mittelschlage, die ein gutes Bauholz liefern, und der Boden, eine reiche vegetabilische Dammerde auf einem Untergrunde von Thon, dürfte, obwohl im Frühjahr etwas sumpfig, der Cultur erschlossen werden können. In der kurzen Sommerzeit schießt üppiges Gras empor und reifen unzählige Beeren.

Das Fort selbst glich den bereits beschriebenen, nur mit dem Unterschiede, daß es zwei Wachthürme besaß. Es war von Pfahlwerk umgeben, und seine Thore wurden während Whymper's Aufenthalt daselbst regelmäßig jede Nacht gesperrt, und die Indianer, sobald sie in größerer Anzahl anwesend, ausgeschlossen. Das der Gesellschaft angewiesene Blockhaus nahm die eine Seite des Fortquadrats ein. Die Fenster ihres Zimmers hatten Scheiben aus Seehundsdarm, so daß, wie man sich denken kann, bei den zur Zeit höchstens zwei Stunden langen Tagen das Licht in dem Raume nicht das beste war. Auf einer zwei Fuß über dem Boden erhöhten Bühne, die man sich mit Moos kalfatert und mit Stroh und Thierfellen gepolstert hatte, wurde unter pelzgefütterten Decken die Nachtruhe gehalten. Aber selbst dann, wenn schon das Gemach meist warm genug war, blieb der Fußboden öfters intensiv kalt. Whymper hing einmal ein feuchtes Kleidungsstück zum Trocknen auf; oben an den Dachsparren floß die Nässe herab, einen Fuß über der Diele fror es steif zusammen und setzte lange Eiszapfen an. Unten am Fußboden zeigte der Thermometer + 4° F., während der obere Theil des Gemaches eine Wärme von + 60 bis 65° F. besaß.

Wasser erhielt man durch ein beständig offenes; oder mindestens thunlichst offenes Loch in der Eisdecke des Yukon, nur wenige Minuten vom Fort. Bis auf den Grund hinab friert nämlich der Yukon, außer an besonders seichten Stellen, niemals zu. Zwar sah Whymper neun und mehr Fuß dickes Eis, allein dies war nicht im natürlichen Verlaufe des Gefrierprocesses entstanden, sondern noch ehe der Strom fest und vollständig zugefroren war, auf eine andere Eisschicht gepreßt worden; im Durchschnitt aber mochte bei hinreichender Tiefe des Wassers die Dicke des Eises fünf Fuß nicht überschreiten. Die Schneelage, welche den Strom durchaus bedeckt, verhindert zweifelsohne ebenso wie die Strömung die Bildung allzu dicken Eises.

Am Yukon hatte man Gelegenheit, die indianische Art des Fischfanges in großem Maßstabe zu beobachten. Zu Anfange des Winters waren lange Pfeiler oder Stangen durch das Eis hindurch bis auf den Grund des Flusses getrieben worden; an ihnen hatte man Fallen befestigt, die einfach aus einem weidengeflochtenen Trichter bestanden, welcher in einen langen Korb führte, etwa wie die an der Themse zu bemerkenden Aalfänge, nur größer. Oben mußte man durch häufiges Aufhacken längliche Löcher im Eise offen erhalten, und oftmals fielen beträchtliche Quantitäten von Weißfischchen und einem großen schwarzen Fische, den die Russen Nalima nennen, diesen Fallen zur Beute, von welcher auch die Expedition ihren Antheil empfing. Der schwarze Fisch dient hauptsächlich zum Hundefutter, aber seine sehr fleischige und ölreiche Leber wurde von den Russen mit großem Wohlbehagen verzehrt, und auch von Whymper und seinen Begleitern nicht verschmäht.

Der kälteste Tag, welchen die Gesellschaft in Nulato erlebte, fiel in den December. Am 26. November sank der Thermometer von der verhältnißmäßig milden Temperatur von + 2° F. plötzlich auf — 18° F., und ging fort und fort, Tag für Tag noch tiefer herab, bis er am 5. December — 58° F. oder neunzig Grad unter dem Gefrierpunkte stand! Indeß das Wetter war angenehm; während dieser ganzen Zeit blies kein Wind, fiel kein Schnee und die Kälte war weniger empfindlich, als an manchem andern Tage bei höherer Temperatur. Zugleich stieg der Barometer rasch; am kältesten Tage stand er etwas über 30 Zoll, bis er am 7. desselben Monats beträchtlich sank, während der Thermometer sich auf — 24°, später sogar auf — 16° F. hob und dicker Schneefall eintrat. Der von Whymper gebrauchte Weingeistthermometer — von einem Mechaniker in San Francisco verfertigt — stimmte mit einem vom Smithson'schen Institute gelieferten Quecksilberthermometer bis auf — 40° F. genau überein; weiter hinab ist das Quecksilberinstrument bekanntlich nicht mehr zu gebrauchen. Andere Thermometer zeigten eine noch viel niedrigere Temperatur; einer z. B. stand an jenem kalten 5. December auf — 68°, allein es war kein sehr zuverlässiges Instrument.

Aber auch an Tagen, die in Nulato für leidlich warm galten, blieb das Klima immer winterfrisch genug. So konnte Whymper einige Bleistiftskizzen, welche er vom Fort und dessen Umgebungen zeichnen wollte, nur unter großen Schwierigkeiten und „ratenweise“ zu Stande bringen. Jedesmal nach ein paar Strichen mußte er aufspringen und sich durch Bewegung zu wärmen suchen oder ins Zimmer hineingehen. Einmal erfror ihm gar das linke Ohr und schwoll zu einem unförmlichen Klumpen an. Aquarellmalen blieb natürlich völlig außer Frage oder konnte nur dann vorgenommen werden, wenn ein Topf mit beständig warm erhaltenem Wasser zur Seite stand. Selbst innerhalb des Hauses war in der Nähe der Fenster und auf dem Fußboden die Temperatur nicht selten unter dem Gefrierpunkte. Einmal hatte unser Gewährsmann diesen Umstand außer Acht gelassen und seine Farben mit Wasser gemischt, das eben noch in der Nähe des Ofens gestanden. Sobald jedoch der eingetauchte Pinsel das Papier erreichte, war er schon mit einer Eiskruste überzogen und auf das letztere steif angefroren. Ein Mann wollte in einem Vorrathshause etwas zimmern; nach Handwerksgebrauch nahm er einen großen eisernen Nagel in den Mund, um denselben zum demnächstigen Gebrauche bereit zu haben; als er ihn aber benutzen will, findet er seine Lippen zusammengefroren und muß erst ins Zimmer hineingehen und sie am Feuer wieder aufthauen!

Wie man sich denken kann, blieben auch die Vorräthe der Expedition von der Einwirkung solcher Kältegrade nicht unberührt. Die gewelkten Aepfel waren zur Steinmasse geworden und mußten mit der Axt zerhauen werden; der Syrup bildete einen dicken schwarzen Klumpen, und kein Messer in der Welt hätte einen Streifen Schinken vom Knochen schneiden können, bevor dieser im wärmern Zimmer aufgethaut worden war. Von den Indianern gekaufte Hasen und Birkhühner hielten sich Monate lang frisch, und haut goût war in diesem Klima weder zu hoffen noch zu fürchten.

Länger als ein halbes Jahr mußten die Reisenden in Nulato ausharren und den zur Weiterreise nöthigen Eisgang des Yukon abwarten. Selbstverständlich war das Leben, welches sie unter den beschriebenen Verhältnissen führten und zu führen gezwungen waren, ein Stillleben im eigentlichsten Sinne des Wortes. Doch konnte Whymper in seinem Notizbuch eine und die andere kleine Begebenheit verzeichnen, welche in das tagtägliche Einerlei etwas Abwechselung brachte. Da finden wir denn unter Anderm von einem „Diner“ berichtet, welches die Gesellschaft dem Bidarschik Iwan und dessen Schreiber Jagor gab. Iwan, ein Mischling, verdankt seine gegenwärtige Stellung dem Umstande, daß er ein vortrefflicher Pelzhändler war und im Verkehr mit den Indianern eine außerordentliche Praxis besaß; in allen anderen Beziehungen war er vollkommen unwissend, er konnte weder lesen noch schreiben. Uebrigens schien er ein ziemlich gutmüthiger Gesell zu sein. Das Banket, bei welchem gebackene Schneehühner und gerösteter Schinken, Melassenzucker und Kaffee aufgetischt wurden, behagte den Russen sehr; der englische Thee wollte ihnen aber nicht munden, da sie durchgängig an eine weit bessere Sorte gewöhnt sind. In Petropawlowsk erzählte einer der dortigen Kaufleute Herrn Whymper, er habe einmal ein Quantum Thee von zweiter Qualität importirt, dasselbe jedoch wieder ausführen müssen, denn der ärmste Kamtschadale habe es weder kaufen noch als Geschenk annehmen wollen.

Noch festlicher wurde das Christfest begangen. Alles gab sich Mühe, heiter und lustig zu sein, was auch so ziemlich gelang, wenn auch nicht ausbleiben konnte, daß sich eine gewisse elegische Färbung in alle Veranstaltungen der Feier mischte. Die Stube wurde mit Flaggen und indianischen Kostbarkeiten decorirt, und Reisig von Sprossenfichten vertrat die Stelle der heimischen Stechpalme. Die neuesten und blanksten Zinnteller und Zinnlöffel kamen an die Reihe, im Ofen brannte ein helles Klotzfeuer, und Dall, der Reisende für das Smithson'sche Institut, ging tapfer daran, Pfefferkuchen und Pasteten zu fabriciren, konnte aber seine Lieben daheim nicht recht aus den Gedanken loswerden, so daß das Bäckereigeschäft ab und zu in einiges Stocken gerieth. Der Bidarschik befand sich zufällig vom Fort abwesend, konnte mithin dem Feste nicht beiwohnen, dafür war sein Secretär Jagor der Gast des englisch-amerikanischen Häufleins. Um fünf Uhr Nachmittags setzte man sich an die sauber mit baumwollenem Drell gedeckte und mit dem „Silbergeschirr“ der Gesellschaft in Gestalt von eisernen Kesseln, zinnernen Schüs-

seln und Bechern geschmückte Tafel zu einem Schmause von, um californisch zu sprechen, „distinguirter und eleganter Natur". Der Speisezettel verdient wohl mitgetheilt zu werden:

Soupe à la Yukon.
Arktisches Birkhuhn — gebraten.
Rennthierfleisch von Alaska.
Nulato-Preißelsbeersauce.
Conservirte californische Schoten und Goldäpfel.
Pudding von gewelkten Aepfeln.
Pasteten und Pfefferkuchen à la Dall.
Gefrorner Käse.
Kaffee. Thee.
Eiswasser.

Punsch in beschränktem Quantum und Pfeifen ad libitum beschlossen das Fest. Der Abend verging unter Gesängen und Erzählungen.

Mancherlei Ausflüge auf dem gefrorenen Strome, verschiedene Besuche bei den Fischfängen und den von den Indianerweibern des Forts im Walde gestellten Fallen, viele Schlittschuhpartien, der Bau eines großen Blockhauses eine Meile vom Posten, welches als Telegraphenstation dienen sollte, und bei dessen Errichtung Alle mehr oder minder mit Hand anlegten — dies waren andere Ergötzlichkeiten, mit denen man sich den langen Winter zu kürzen suchte. Besonderes Interesse aber gewährte der Verkehr mit den Indianern, welche bis aus einer Entfernung von mehreren hundert englischen Meilen nach Nulato zu kommen pflegen.

Der größte Indianerstamm am Yukon sind die Co-Yukons; sie hausen vom Einfluß des Co-Yukuk in den Yukon ostwärts bis in die Gegend von Nuclukayette, wo von Süden her der Tanana einmündet. Zwar haben sie an einigen Punkten besondere Localnamen, sprechen jedoch alle denselben Dialekt und können deshalb füglich als ein Volk betrachtet werden. In der äußern Erscheinung ähneln sie den Ingleten, deren wir früher erwähnten, nur ist Schnitt und Ausdruck ihrer Züge wilder und grimmer. Ihre Kleidung ist höchst seltsamer Art; sie tragen nämlich einen doppeltgeschwänzten Rock, den einen Schwanz vorn, den andern hinten, was ungefähr den Eindruck macht, als hätten sie zwei Fracks angelegt, den einen in der gewöhnlichen Weise, den andern über den Leib gezogen und hinten zugeknöpft. Die Kleider der Frauen haben diese Schwalbenschwänze nicht, wenigstens nicht so auffällig, dagegen prunken sie mit einem eigenthümlichen Muschelschmuck — von der Hy-a-gua-Muschel, dem Dentalium —, der aus einem durch den Knorpel zwischen den Nasenlöchern gebohrten Loche zu beiden Seiten des Mundes herabhängt. Weiter oben am Strome sind es merkwürdigerweise ausschließlich die Männer, welche sich mit diesem Zierrath ausstaffiren.

Die Co-Yukons werden von den benachbarten Stämmen sehr gefürchtet, und haben in der ersten Zeit ihrer Niederlassung am Nulato den Russen viel zu schaffen gemacht. Auch von grausamen Schlächtereien im Stamme selbst, die erst ganz vor Kurzem vorgefallen sein sollten, erfuhr Whymper Mancherlei, allein er selbst und seine Gesellschaft kamen ganz leidlich mit ihnen aus, obgleich sie offenbar ein wilderer und grausamerer Stamm sind, als die Indianer der Küste. Ihre Todten betrauern die Co-Yukons und die ihnen verwandten Stämme ein volles Jahr lang; während dem kommen die Frauen oft zusammen und schwatzen und heulen bei der Leiche. Die Todten werden nicht beerdigt, sondern in lange Kisten gelegt und diese auf Pfähle gestellt, über denen manchmal lange Streifen aus Thierhaut als Flaggen wehen. Oft legt man auch die Habseligkeiten des Verschiedenen, ein Baidarre oder sonstiges Canoe sammt Rudern und dergleichen, auf den Deckel der Kiste. Kleinere Besitzthümer des Verstorbenen finden in dieser selbst neben dem Leichnam ihren Platz. Das Ganze kann nicht besser beschrieben werden, als wenn man es einen Sarg auf vier Pfählen nennt. Auch bei den Küstenstämmen ist diese Bestattungsweise Sitte. Eine Festlichkeit oder „Todtenwache" schließt das Trauerjahr ab. Eine solche Feierlichkeit wurde während Whymper's Aufenthalt in Nulato abgehalten; auf besonderes Nachsuchen hatte man die große Casine des Forts dazu eingeräumt. Die Ceremonie galt dem Andenken eines Kindes, und war ein sonderbares Gemisch von Trauer und Fröhlichkeit.

Die arme alte Mutter und einige ihrer Freundinnen weinten bitterlich, während die Gäste lustig um einen bemalten Pfahl herumtanzten, an welchem Perlenschnüre und mehrere kostbare Wolfsfelle hingen. Bis zum hellen Morgen ging das Singen und Tanzen und Schmausen ununterbrochen fort, dann wurden die Decorationen des Pfahles unter die „Wachhaltenden" vertheilt. So energisch aber hatten die Weiber getanzt, daß der alte Ofen des Gebäudes in seinen Grundfesten erbebte und einfiel.

Von dem Pelzwerke, welches die Co-Yukonen erbeuten, gelangt bloß ein Theil in die russischen Forts; das Meiste wird bis zum Frühjahr aufgespeichert, wo sie es in Nuclukayette an ihre Nachbaren oder an die Hudsonsbai-Compagnie verhandeln können. Ein anderer Theil desselben erreicht die Küste und gelegentlich wohl auch die Tschuktschen jenseit der Behringssee. Dennoch haben die Russen in Nulato während einer einzigen Saison 5000 Marder und große Quantitäten von Biberfellen, auch eine ziemliche Anzahl von Schwarz- und Silberfüchsen erhalten.

Der co-yukonische Dialekt wird, mit unbedeutenden Abweichungen, mehrere Hundert englische Meilen weit von allen Stämmen am Unter- und Mittelyukon gesprochen. Nahe verwandt der Mundart der Ingleten, ist er total verschieden von denen der Küstenvölker. In den kurzen Vocabularien von co-yukonischen und malemutischen Worten, in welchen Whymper seinem Buche einen werthvollen linguistischen Anhang gegeben hat, findet sich kaum ein Ausdruck, der auf einen gemeinsamen Ursprung deutete. Die Yukonindianer sind, nach Whymper's Ansicht, zu den eigentlichen nordamerikanischen Indianern zu zählen, während er überzeugt ist, daß die Küstenbewohner von Nordalaska bloß amerikanisirte Tschuktschen sind.

Im Frühlinge bedienen sich die Co-Yukonen auf Reisen oder Jagden, gleich allen umwohnenden Stämmen, hölzerner Augenschirme, um sich vor dem Erblinden durch den Sonnenreflex auf dem Schnee zu schützen. Diese Brillen sind von mancherlei Gestalt, alle aber haben eine enge Spalte, durch welche ihr Träger erkennen kann, was er zu sehen braucht. Die Co-Yukon-Frauen sind oft ganz hübsch, und die im Fort lebenden waren zum Theil ziemlich civilisirt. Ihre Kinder scheinen sie gut zu behandeln, und die jungen Mütter legen gegen ihre Kleinen einen hohen Grad von Zärtlichkeit an den Tag. Aber die Kindheit dauert bei den Co-Yukons nicht lange; mit 10 Jahren weiß der Knabe schon sein Gewehr zu handhaben, und mit 15 hat das Mädchen entweder schon seinen Mann, oder wirft doch jedenfalls die Netze nach einem solchen aus.

Preußisch Littauen und die Littauer.

Eine Skizze von **Gustav Müller.**

II.

Die meisten Littauer beschäftigen sich mit dem Ackerbau, andere mit der Fischerei. Der Betrieb des erstern läßt allerdings öfters viel zu wünschen übrig. Mit einem Pfluge, der eigentlich nichts weiter als ein starker Dorn oder Stachel ist, ritzt er den Boden bis auf kaum drei Zoll Tiefe und streut die Saat hinein, deren Ertrag dann allerdings kein besonderer ist. In der Nähe von Memel, das sehr viel rüstige Hände auf seinen Speichern und Holzgärten braucht, wozu die littauischen Männer vortrefflich passen, bearbeiten die Weiber den Boden, und es ist für den Vorübergehenden ein eigenthümlicher Anblick, vor einen solchen Pflug, „Stachnutt" genannt, ein Pferd und eine Kuh gespannt zu sehen, die von einer Frau gelenkt werden.

Die Vortheile einer guten, deutschen Feldwirthschaft begreifen sie entweder nicht oder wollen sie nicht begreifen. Ein Littauer, der nach alter schlechter Weise ackerte, hatte zum Grenznachbar einen tüchtigen deutschen Landmann, dessen Feld immer gut trug, während jenes des Littauers kläglich anzuschauen war. Trotzdem gab er nicht zu, daß der Deutsche den Lohn seiner Arbeit ernte, sondern erwiderte: „Ja, das ist ein frommer Mann, den segnet Gott."

Das Phlegma des littauischen Arbeiters kann die ganze Geduld des deutschen Arbeitgebers herausfordern, und doch, wie alt sind diese Klagen schon! „Wenn sie für sich arbeiten, verrichten sie es mit Fleiß; wenn sie ihr eigenes Korn schneiden, so wissen sie sich wohl zu bücken, geschwind und gleich mit der Sichel zu schneiden, damit sie keinen ungleichen und hohen Stoppel lassen, auch das Gras kurz an der Erde abzuhauen, allein, wenn sie im Schaarwerk oder sonsten bei uns Deutschen als Gärtner, Knechte und Mägde ums Lohn, oder als Erbetene umsonst arbeiten, wissen sie sich wohl zu schonen und nicht zu übereilen. Wenn man auf ihre Arbeit nicht genau Achtung giebt, hat man unverleidigen Schaden. Es wird der Acker übel gepflüget und geegget, der Stoppel am Getreide wird hoch gelassen, das Getreide wird nicht rein zusammengeharkt und sehr übel gebunden, das Gras wird nicht von der Erde abgehauen. Mit einem Wort: Keine Sommer- und Winterarbeit geschieht von den Littauern bei einem deutschen Wirth tüchtig und fleißig, wenn er nicht bei ihnen vorne und hinten ist. Ja, sie sagen insgemein: Ist doch diese Arbeit nur eine Schaarwerks-Verrichtung!"

Die Männer sind sonst geschickte und anstellige Leute. Ihre Häuser, wie schon erwähnt, bauen sie ohne Hülfe des Zimmermanns, Schlitten und Wagen machen sie sich selber. Oft sind der Aermeren Wagen ohne ein Stückchen Eisen. Daher man im Sprüchwort sagt: „Der Littauer reitet in den Wald und kommt zu fahren heraus!" Stränge, Sielen, Zäume und Stricke machen sie sich selber.

Die Weiber und Mädchen beschäftigen sich mit Spinnen und Weben, denn ganz besonders hoch wird ein Vorrath von Handtüchern, Hemden, Hosenbändern und Eggen, die als Hochzeitsgeschenk gebräuchlich sind, gehalten, allerliebste, vielfarbige Muster geben sie den Eggen und Hosenbändern (Pakeles). Giebt man ihnen Seide, Gold- und Silberfäden dazu, so stellen sie ein tadelloses Gewebe davon her.

Die Speisen sind einfach, oft schlecht und ungesund. Meistens trifft auch noch für unsere Zeit die Schilderung des Mannes zu, der sich vor mehr denn 150 Jahren so darüber ausließ: „Alles Brot der Littauer wird durch die Handmühlen gemahlen, sowohl das Weizenbrot als die Fladen, die sie Plones nennen; diese beschmieren sie mit Grütze, Glumse oder Hanfsamen. Sie haben noch andere Fladen, welche Plyckai heißen, die sie mit Butter, Schmalz oder Schmand beschmieren, und wie die Kielken (Klöße) im Kessel kochen, gemeinlich, wenn zum ersten Male gepflügt wird; sie nennen dieselben Pfannkuchen (Pautienes). Ihre Stritzel, welche Piragai heißen, sind von Weizenmehl gebacken. Ihr gemeines Brot ist aus Korn gebacken. Der Vermögenden Brot ist fein klein, durch ein dichtes Bastsieb gesichtet. Bisweilen ist das Brot so groß, daß sie nur vier derselben von einem Scheffel Mehl backen. Die Armen essen sehr schlechtes und grobes Brot von ungewürfeltem Korn, zu dem sie noch bisweilen Hafermehl thun, wenn der Vorrath gering ist und damit sie viel Personen, so oft in nicht geringer Anzahl in einem Hause sind, erhalten können. Es ist meistens so schlecht, grob und speiligt, daß es mancher Hund nicht fressen will. Sie haben kleine Geküch- und gar einige Obstgärten, darinnen die Bäume so dicht und nahe an einanderstehen, daß sie nicht wohl wachsen können; man wird auch selten zehn Aepfel- oder Birnbäume, so nur schlechter Art sind, es sei denn, daß sie von den Deutschen was Gutes erhalten, darin finden. In ihren Geküchgärten haben sie allerhand, doch weniges Gemüse, als Rüben, Möhren, Pastinak, Zwiebeln, Knoblauch, Kumst und selten Braunkohl, rothe Benten, von deren Wurzeln und Blättern sie ein saures Gemüse machen, welches Barszczei heißet. Sie haben noch ein sonderliches Zugemüse und Gericht, welches sie am liebsten essen, und das so gemacht wird: Sie nehmen Hafermehl, legen Sauerteig hinein, lassen das Mehl durch ein Sieb, kochen es dann mit etwas eingestreutem Salz zu einem dicken Brei, den sie warm und kalt, mit und ohne Milch essen. Dieses Gericht nennen sie Kissielus und halten von selbigem so viel, als die Dänen von ihrer dickgekochten Grütze, darin sie viele Stückchen Butter legen und in die heiße Grütze kaltes Bier gießen, so den meisten von ihnen appetitlicher und niedlicher ist als eine Pastete.

Alle Speisen sind sehr gesalzen. Den Magen des geschlachteten Schweins stopfen sie mit gehacktem Fleisch; dieses nette Essen nennen sie Skillandis, von „Skilwys, der Magen." Wenn sie ein Schwein schlachten, bitten sie ihre guten Freunde zum Gastmahl, welches von ihnen Skerstuwes genannt wird, von Skersti, ein Schwein schlachten. Zu diesem Mahle backen sie Fladen, Ragaiszin, welche sie mit Schweinefett begießen.

Grobes Salz ist ihr einziges Gewürz, wiewohl etliche Wohlhabende auch Pfeffer gebrauchen. Sonst sind unsere Littauer sehr gefräßige Leute, als die einen rechten Wolfshunger haben. Wenn man meint, sie werden aufhören, so fangen sie erst recht zu essen an. Insonderheit geht's über das liebe Brot her. Wenn sie nur die Augen des Morgens aufthun und aufgestanden sind, sprechen sie stracks: „Dükſz walgyt, gieb Essen!" Ja sie haben ein Sprüchwort:

„Wenn man über einen Zaun gestiegen, kann oder müßte man schon essen,“ oder: „Die Bewirthung der Deutschen hält bis vor das Thor vor“ und es ist wohl bewunderns-werth, wie sie solch große Stücke ihres groben speiligten Brotes mit ihren Zähnen zermalmen und in ihrem Magen verdauen können. Ihr Trinken nennen sie Allaus, es ist fast insgemein gering und unserm Tafelbier nicht weit entlaufen. Allein dieses Allaus geht auch bei ihnen bald aus. Die Wohlhabenden halten etliche Viertelchen, auf den Fall, wenn ein Freund zu ihnen kommt. Wenn sie allein sind, so trinken sie nur Schemper, welchen sie nicht allein von Träbern und von dem zu Brote ausgesichtetem Getreide, sondern auch etliche wenige von wilden Aepfeln, welche sehr selten sind, wie auch von mit Wasser häufig begossenen, eingesäuertem Brote bereiten.

Ihr Hauptgetränk bereiten sie so zu: Auf die Ueberreste von Kartoffeln, Fischen, Brotstückchen und anderem Essen gießen sie Wasser und warten, bis dasselbe säuert. Warmer Branntwein, mit gestoßenem Pfeffer, Hering oder Muskovade versetzt, ist ein Lieblingsgetränk des Littauers, das mit Löffeln genossen wird.

Im Frühling, sobald der Saft in die Bäume getreten ist, werden in vielen Haushaltungen Tonnen voll Ahorn- und Birkensaft gesammelt, der entweder gleich frisch oder nach der Gährung verbraucht wird.“

Die littauische Sprache ist dem Aussterben nahe. Vorzüglich soll sich dieselbe zum Gesange eignen. „Sie sind ein sang- und liederreiches Volk, welches seine Harfen trotz seiner politischen Theilung nicht an die Weiden gehänget hat.“ Es giebt unter den Bewohnern Littauens eine Menge kleiner Lieder, die in ihrer Sprache Dainos genannt werden und die man bei festlichen Zusammenkünften, Gastmählern oder auch bei gemeinschaftlichen Verrichtungen auf dem Felde, oder bei anderen Gelegenheiten singt. Viele derselben verrathen ein hohes Alter. Ein berühmter Sprachkenner des vergangenen Jahrhunderts äußert sich über die Zierlichkeit und Anmuth derselben also: „Hier wird es manchem verdrießlich zu lesen sein, daß man dieser nicht ausgeübten, verachteten Sprache eine Zierlichkeit zuschreiben wolle. Indessen hat sie doch von der griechischen Lieblichkeit etwas angeerbt. Es zeugen davon insonderheit der einfältigen Mägdlein erfundene Dainos oder Oden auf allerhand Gelegenheit.“ Lessing äußert sich so darüber: „In einigen littauischen Liederchen, d. h. Dainelos, wie sie die gemeinen Mägdlein singen, welch ein naiver Witz! Welch reizende Einfalt! Man kann hieraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Mit dem natürlichen Witz und der reizenden Einfalt verbindet sich eine gewisse Zartheit der Empfindungen.“

Der alte Schilderer Littauens sagt von ihnen, daß sie die Deutschen nachäffen in der Art, die littauische Sprache auszusprechen. Sie geben den Leuten Ekelnamen und verschonen selbst die Priester nicht. Da nennen sie einen wohl Lublys, Rohrdommel, von seiner männlichen Stimme; Awinelis, Lämmchen, weil er stille ist; Lūplys, Schnatterer. Ein vornehmer churfürstlicher Minister hieß bei ihnen Szál-Myrrys, ein Fröstling, oder der vom Frost sterben will, weil er als Gelehrter oft bei dem Kamin, ein Buch lesend, angetroffen wurde. Zogas, Heuschrecke, nannten sie einen Langbeinigen; Pilwoczius, der Bäuchige, einen Wohlbeleibten; Bedůnis, Ohnebrot, der nichts hatte; Edikkas, einen Fresser u. s. w.

Die Aehnlichkeit der littauischen Sprache mit der altpreußischen, die nun längst ganz ausgestorben ist, sollen folgende Proben darthun:

Preußisch.	Littauisch.	Deutsch.
Diewus	Diewas	Gott
Angal	Angelas	Engel
Meysta	Miestas	Stadt
Caimo	Kiemas	Dorf
Wunda	Wandů	Wasser
Pewo	Pywas	Bier
Dacti	Dukte	Tochter
Tawe	Tiewas	Vater
Mutte / Muttere	Motina	Mutter
Crage	Kragas	Kanne
Linno	Linnai	Flachs.

Ein eigenthümlicher Zug im nationalen Charakter der Littauer ist ihre große Vorliebe für das Pferd, die sie zu einem Reitervolk im modernen Sinne macht, aus dem sich seit lange eine ausgezeichnete leichte Cavallerie, die berühmten littauischen Dragoner, recrutirt. Gestatten die Verhältnisse einem Sohn des „Rosse nährenden Littauers“ nur sich entweder eine Kuh oder ein Pferd zu halten, so wählt er in den meisten Fällen das letztere, während ein deutscher Bauer sich jedenfalls für die viel productivere Kuh entscheiden würde. Ihr „Rößlein“, wie sie das in ihren nationalen Liedern vielfach besungene Lieblingsthier meistens zärtlich anreden, ist allerdings oft von sehr geringer Race, klein und struppig, trotzdem aber trabt sein Herr stolz auf ihm an dem ärmern Bruder vorüber, der bescheiden zu Fuß dahinwandelt, oder er blickt selbstgefällig von seinem kleinen zweirädrigen Wagen (Carrelle) auf ihn herab. In der Nähe der großen, weltberühmten Trakehner Gestüte wird freilich, oft selbst von den Aermeren, eine durch Kreuzung mit arabischem Voll- und Halbblut hoch veredelte Race gezogen, die namentlich von fremden Händlern sehr gesucht ist. Hier findet man nun zwischen Mensch und Pferd ein ähnliches Verhältniß wie unter den Arabern, und letzteres entwickelt all jene edelen Eigenschaften, die ihm eine so bevorzugte Stellung unter den Hausthieren verschafft haben. — Die Vorliebe für die Zucht der Pferde, die übrigens im Verhältniß zu der des Rindviehs oder zum mehr rationellen Ackerbau nicht besonders einträglich ist, gereicht dem Littauer überhaupt nicht zu besonderm Segen. Der Pferdehandel hat ihn demoralisirt, indem er ihn zu allerlei Listen und Ränken, zu verschmitzter Schwindelei und oft frechem Betrug, zur Vernachlässigung seiner Wirthschaft durch das von ihm so sehr geliebte Reisen zu den Märkten verleitet, so daß Mancher seinen sittlichen und wirthschaftlichen Ruin dieser nationalen Liebhaberei zuzuschreiben hat. Es ist ferner eine Thatsache, daß viele Littauer in der Nähe der Städte, wo vielleicht das Beispiel der Pflastertreter nicht ohne Einfluß auf diese Naturkinder ist, sobald sie etwa ein mageres Hühnchen, ein Pfund Butter, ein Mandel Eier oder eine ähnliche Waare los sein wollen, ihr Rößlein satteln, um den Städtern, die solche Sachen immer brauchen können, dieselben zu bringen. Da läßt denn der gute Janis (Johann) oft die dringendste Feldarbeit im Stich, trabt meilenweit zum Markt, verkauft seine Waare möglichst vortheilhaft und sollte nun als ordentlicher Wirth und kluger Mann der verführerischen Stadt schleunigst den Rücken zukehren. Aber er ist kein Tyrann gegen sich und sagt daher etwa: Janis, du bist ein kluger, ein sehr kluger Mann: die Eier waren nicht mehr frisch, oder: die Henne hatte den Pips, oder: an der Butter fehlten mehrere Loth, die Marieke, dein kluges Weib, zurückbehielt, und doch hast du von den einfältigen Deutschen gutes, richtiges Silber dafür bekommen. Janikkis (Hänschen), darauf kannst du mit gutem Gewissen „Einen trinken“! — Er tritt also bei „Ponas (Herr) Reimkis“, dem „Medicinmann“, ein und

fordert einen „Scharfen". Da führt ein glückliches Ungefähr auch „Brüderchen" Mikkelis (Michael) und Jurgis (Georg) herein, die auch in ähnlichen, wichtigen Geschäften zur Stadt gekommen sind. Da es in Gesellschaft besser schmeckt, so trinkt man noch verschiedene „Scharfe", besorgt dann noch einige Aufträge, zu denen auch der Einkauf einer Quantität „Hoffmannstropfen" gehört, für welche die Littauerinnen eine außerordentliche Vorliebe haben. Sie gebrauchen dieselben weniger zu medicinischen Zwecken, als vielmehr um ihre derben Nerven, die durch gepfefferten Branntwein, scharfen Rum und ähnliche „Gemüse" bedeutend abgestumpft sind, angenehm anzuregen. Der Verbrauch dieses Artikels ist in manchen Gegenden ein ganz enormer. Ist endlich Alles besorgt und hat man durch einige Gläschen sich noch für die Rückreise gestärkt, so trabt die stark angeheiterte Cavalcade zum Thor hinaus; die Rößlein werden oft zum tollsten Wettlauf angetrieben und die Reiter wetteifern im Gesange ihrer Nationallieder, wobei sie die meistens melancholischen Melodien derselben mit möglichster Vehemenz herausschreien.

Doch allmälig wird die Gesellschaft stiller und stiller; die „Scharfen" fangen an, bedenklich zu wirken; Jurgis macht verzweifelte Anstrengungen, das Gleichgewicht zu behaupten, und es währt nicht lange, so gleitet er sanft aus dem Sattel. „Jurgis," sagt er zu sich selbst „du bist ein merkwürdiger Littauer! Du kannst mit drei Scheffel Korn auf der Schulter übern Zaun springen, und jetzt werfen dich ein Paar Gläser Schnaps aus dem Sattel!" — Jetzt haben ihn seine „Brüderchen", die wohl oft in derselben Lage waren, wieder mühsam auf sein Pferdlein gehoben, und in langsamem Trabe geht es weiter. Endlich trennt man sich, und Janis reitet nun ganz allein über die Haide. Mühsam behauptet er sich im Gleichgewicht auf dem vorsichtig dahinschreitenden „Schimmelchen"; da stößt dies sonst so sichere Thier an einen tückischen Stein, stolpert ein wenig, und der arme Janis, der als königlich preußischer Dragoner der beste Reiter in der Schwadron war, fällt „wie ein reifer Apfel" zu Boden! In solchen kritischen Fällen zeigt sich aber der wahre Werth des littauischen Pferdes. Ein gewöhnlicher Gaul ohne Erziehung würde natürlich die Gunst des Augenblicks benutzen und in aller Eile durchgehen, anders aber der Liebling unsers Freundes. Lammfromm wie das best dressirte Schulpferd bleibt es bei seinem verunglückten Herrn stehen, betrachtet ihn mitleidig mit seinen klugen Augen, und wenn die Natur ihm statt seines plumpen Hufes eine kunstreiche Hand, oder statt der Schnauze den vielgewandten Rüssel des Elephanten gegeben hätte, es würde sicher den armen Janis behutsam aufheben und auf seinen Rücken setzen. Endlich hat sich letzterer mühsam erhoben, sein Thierlein an einen Zaun geleitet, um auf diesen gestützt, sich wieder in den Sattel zu heben. Der alte Dragoner reitet weiter, und wie sollte er auch nicht, hat doch sein Wachtmeister ihm früher oft genug gesagt: „Ein königlich preußischer Dragoner muß noch reiten können, wenn ihm auch der Kopf abgeschossen wäre." Und so schlimm ist es denn doch noch nicht; obgleich ihm sein armes Haupt klingt und brummt, als würde Sturm darin geläutet, so sitzt es doch noch fest zwischen seinen breiten Schultern. — Endlich langt er bei sinkender Sonne auf seinem Hofe an, wo seine gute Marieke, die ihn und die stark duftenden Tropfen schon längst erwartete, ihn mit einer wohldurchdachten Gardinenpredigt empfängt, deren Logik auf der Thatsache basirt, daß der leichtsinnige Janis nicht nur daheim die dringendste Arbeit versäumt, sondern von dem Erlös der verkauften Producte auch nicht einen Groschen nach Hause gebracht hat, bis der zerknirschte Sünder die Zürnende endlich mit dem mitgebrachten Elixir und einen in schlauer Berechnung für diesen Fall noch reservirten Scharfen besänftigt *).

*) Ueber Feste und Volksgebräuche der Littauer werden wir späterhin einige kleinere Mittheilungen bringen.

Aus allen Erdtheilen.

Das Anwachsen der Dünen auf der kurischen Nerung.

G. Die kurische Nerung, der 14 Meilen lange, $1/16$ bis $1/2$ Meile breite Landstreifen zwischen dem kurischen Haffe und der Ostsee, war in den früheren Zeiten mit Wald bedeckt, und man fand dort nur zwei offene Plätze, Kahlland und Falkenhaide. (Am letztern Orte war zu den Zeiten der Ordensritter eine berühmte Falkenzucht zu finden.) Die Regierung zur Zeit des Königs Friedrich I. trifft die Schuld, durch Ausholzen der Wälder diesen schönen Landstrich in eine Sandwüste verwandelt zu haben. Die Dörfer Alt- und Neu-Lattenwalde, Kunzen und Karwaiten sind vollständig durch Versandung verschwunden. Das Dorf Rossitten liegt wie eine Insel im Sandmeere. Die hohen Sandhügel — bei Nidden erheben sie sich zu einer Höhe von 178 Fuß, bei Schwarzorth, in der Nähe der Nordspitze, Memel gegenüber, zu 172 Fuß — rücken langsam und unaufhaltsam immer weiter vor, so viel man auch durch Anpflanzung von Sandhaargras oder Strandhafer (Elymus arenarius) der Verödung zu steuern sucht. Ein alter Lehrer aus Rossitten erzählte uns, daß einst, vor etwa 30 Jahren, in einer stürmischen Nacht sein Kartoffelgarten und noch ein beträchtlicher Theil des angrenzenden Schullandes von dem Dünensande auf ewige Zeiten bedeckt worden war. Zuweilen werden durch starkes Sandwehen Theile des alten Waldbodens mit Stubben und verrotteten Baumstämmen wieder freigelegt. Jahre lang liegen sie frei und erinnern den Wanderer, wie ein stiller Vorwurf der Natur, an den Leichtsinn und die Thorheit der Menschen, bis sie eines Morgens wieder unter hohen Sandhügeln verschwunden sind. Man findet auf der ganzen Nerung nur noch einen Ort, dessen Umgebung uns ein Bild der frühern Zeit derselben vorführt. Es ist der Badeort Schwarzorth *), fast am Nordende der kurischen Nerung gelegen. Hier ist noch ein prachtvoller Wald von hohen Kiefern zu finden, zwischen denen hier und da manche mächtige Eiche ihr schönes dunkelgrünes Laub zeigt. Aber auch hier schreitet die Zerstörung langsam und sicher vor. Am nördlichen Ende des Waldes liegt die höchste, etwa 172 Fuß hohe Spitze der Düne, die „Grikinn" genannt. Von hier aus schiebt sich ein Dünenarm langsam über den Rasen einer Waldwiese und sogar über die hohen Kiefern des Waldes. Selbst stets erneuerte Anpflanzungen von Sandhaargras können die Zerstörung nicht aufhalten. Wenn man von den Kiefern, die der Sand schon erreicht hat, der anrückenden Düne entgegenschaut, so sieht man, wie einzelne Bäume bereits bis zur Hälfte des Stammes im Sande stecken, weiter hin-

*) Orth oder Ohrt bedeutet Spitze, vielleicht „hakenförmige Spitze", denn die Schuster nennen so den gekrümmten Pfriem, mit dem sie das Leder durchstechen. Die Orte: Schwarzorth, Brüsterorth, Scharfenorth, Wangerorth liegen alle an Vorgebirgen.

auf andere, die nur noch mit ihren Zopfenden als kleine Büsche hervorgucken. Diese und auch die halb begrabenen sind ganz von einer grauen Bartflechte überzogen, die Nadeln und Zweige bedeckt, oft wie ein ellenlanger Bart herabhängt und die Bäume tödtet, bevor sie im Sande völlig erstickt werden. Die Flechte scheint mit dem Sande zu wandern, denn sie bedeckt noch weit in den Wald hinein die jungen und alten Bäume, welche die Düne noch nicht erreicht hat.

Moskowitische Abspurigkeiten. Einem Theile der russischen Publicisten scheint der gesunde Menschenverstand mehr und mehr abhanden zu kommen, seit ein panslavistischer Qualm ihr Gehirn durchnebelt und der Haß gegen alles Deutsche sich bis zur Monomanie gesteigert hat. Wir gönnen den Moskowitern ihre zärtliche Hinneigung zu den Tschechen, diesen biedern Böhmacken, welche sich einen so beneidenswerthen Ruf in Europa gemacht haben; wir hätten auch nichts einzuwenden, wenn sie eine Verbrüderung mit den windischen Slovenen in Krain eingingen, diesen braven Leuten, welche die Tüchtigkeit ihrer slavischen Nationalität dadurch glänzend beweisen, daß sie, nach böhmackischem Vorbilde, gegen die deutschen Turner Sturm laufen. Das ist ja Alles panslavistische Wahlverwandtschaft. Aber mit der Geschichte sollten doch die gelehrten moskowitischen Thebaner etwas säuberlicher zu Werke gehen, als von ihrer Seite geschieht. Ueberraschende Aufstellungen und Behauptungen haben nicht allemal das Verdienst, auch wahr zu sein.

Die russische Zeitschrift „Golos" giebt Belege dafür. Der „Golos" tritt als Geschichtschreiber der Reformationszeit auf. Am 6. Juli waren es 500 Jahre, daß Johann Huß in Husinetz geboren wurde. Der „Golos" erklärt den in Constanz verbrannten Mann für einen Panslavisten, und beweist das auf folgende ergötzliche Weise:

Huß sei ein Tscheche von Geburt, aber seinem Geiste und seinem Wirken nach ein Panslavist gewesen. Seine Wirksamkeit sei dem ganzen menschlichen Geschlecht, insbesondere aber den Slaven und auch Rußland zu Gute gekommen, indem Hieronymus von Prag, sein Gesinnungsgenosse und Leidensgefährte, das russische Pleskau besucht, dort öffentlich seine Sympathie für die rechtgläubige Kirche kund gegeben, dem rechtgläubigen Gottesdienst beigewohnt, den Reliquien russischer Heiligen seine Ehrfurcht bezeugt und das heilige Abendmahl nach rechtgläubigem Ritus genommen habe. Hieronymus von Prag habe in dieser Weise Huß mit Rußland in Beziehung gesetzt, und vermittelst dieser beiden Märtyrer hätten sich Böhmen und Rußland die Hände gereicht!

Aus der Geschichte des Lebens und Wirkens des Johannes Huß zieht dann der „Golos" den Schluß, daß Huß als ein Vertreter echten Slaventhums jener Periode zu betrachten sei, daß der rothe Faden, der sich durch sein Leben ziehe, „der Kampf mit dem germanischen Element gewesen, das damals wie jetzt der Todfeind (!) des Slaventhums war." Huß sei zu einer Zeit geboren, wo gerade die kräftigste Germanisirung des Tschechenthums begonnen habe. Wider das deutsche Element habe er gekämpft und gegen dasselbe sei seine ganze Thätigkeit gerichtet gewesen; mit seinem slavischen Herzen wie auch mit seiner tschechischen Stimme habe er für tschechische Sprache und Volksthümlichkeit gepredigt. Niemals habe er seine Person von dem Volke getrennt und sich selbst einen Eingeborenen des allerchristlichsten Königreichs Böhmen genannt. Die Lehren Wiclef's habe er nur zur größern Ehre des Tschechenthums vertheidigt, das sich zu allen Zeiten durch sein Festhalten an dem rechten Worte Gottes ausgezeichnet habe. Das in ihm so stark entwickelte Gefühl des Volksbewußtseins machte ihn zum Feind der Feinde seines Landes, der Deutschen, die er von der Prager Universität, wo sie in der Ueberzahl waren, und von dem Prager Rathhaus, in dem alle Rathsherren bereits Deutsche waren, vertrieb.

Voll eifriger Liebe zu seinem Vaterlande, in dem nationalen Bewußtsein der höheren Stellung der Slaven über den Deutschen, drang er bei König Wenzel auf energische Maßregeln zur Unterdrückung des deutschen Elements und veranlaßte es; daß die Deutschen aus Prag vertrieben wurden, weshalb ihn später auch die Deutschen zum Tode verurtheilten und auf dem Scheiterhaufen verbrannten. Denn als Johann Huß vor dem Concil in Costnitz stand, war es die gegen ihn von den deutschen Feinden seiner Heimath erhobene Hauptanklage, daß er die Deutschen aus Prag vertrieben habe. Huß bewies es durch seinen Tod, daß die Deutschen die Todfeinde des Slaventhums sind, — in Costnitz, einer deutschen Stadt, wurde Johann Huß von Deutschen verbrannt und ein Deutscher, Johann Hofmann, schrieb eine Apologie seiner Verurtheilung! —

Wir wissen nicht (so schreibt die deutsche „St. Petersburger Zeitung"), aus welchen Quellen der „Golos" diese Darstellung des Märtyrerthums des Johann Huß geschöpft hat. Es kommt auch nicht darauf an, ob diese Beleuchtung ursprünglich tschechisches Elaborat, oder Original des „Golos" ist, — aber sie athmet Brand und Blut und leistet in zweckbewußter Aufstachelung des Racenhasses das Möglichste. Wohl wird derjenige, der auch nur oberflächlich die Geschichte der Kämpfe jener Zeit gegen das Papstthum kennt, die Entstellung historischer Wahrheit aus jeder Zeile des Artikels im „Golos" erkennen. Sollen wir noch unsere Leser fragen, ob Wiclef, Savonarola, Petrus Waldus, die Albigenser, die Kämpfer nach Johann Huß für das Evangelium, Luther und seine Zeitgenossen ebenfalls von den Deutschen verfolgte und ermordete Panslavisten waren! Und weiß der „Golos" nicht, daß selbst der Genosse im Martyrium des Johann Huß, Hieronymus von Prag, der „Böhmen mit Rußland in Verbindung gebracht", eigentlich Hieronymus Faulfisch hieß und aus einem alten deutschen Geschlechte stammte? Und weiß der „Golos" nicht, daß die erbittertsten Feinde und Ankläger des Huß die tschechischen Prälaten und Theologen waren, unter ihnen voran Erzbischof Sbinko von Prag, dessen Name doch wahrlich keinen germanischen Klang hat? Ist nicht diese tendenziöse Darstellung seiner Wirksamkeit eine schmachvolle Verkleinerung dieses Vorkämpfers der Geistesfreiheit, den die evangelische Kirche aller Länder und aller Nationen zu den Ihrigen zählt, gegen dessen Verurtheilung auf jenem Costnitzer Concil, dessen Mitglieder zur größern Hälfte aus Italienern bestanden, nicht allein die Böhmen, sondern auch deutsche und französische Stimmen Protest erhoben?

Huxley's Eintheilung der Menschenracen. Wir werden nun bald vier Dutzend verschiedener Eintheilungen der Menschenracen haben, deren man von 3 bis zu 21 angenommen hat. Es liegt nahe, das Menschengeschlecht in bestimmte Classen eintheilen zu wollen, aber bei dem gegenwärtigen Stande der anthropologischen Kenntnisse wird es nicht möglich sein, eine sichere, feste und genaue Classification aufzustellen. An jeder der bisher aufgestellten ist mehr oder weniger auszusetzen und es wird auch an jeder viel ausgesetzt: daher die neuen Aufstellungen und Eintheilungen. Wir wollen hier die neueste, jene des Professors Huxley, einfach mittheilen und uns heute eines Commentars enthalten. Die Racen sind:

1) Die australoïde, mit chokoladenbrauner Hautfarbe, schwarzen Augen, schlichtem gewelltem und weichem Haare; langschädelig.

2) Die negroïde Race, mit fast schwarzer Haut, schwarzen Augen, Haare zumeist schwarz, kraus und wollig; langschädelig.

3) Die mongoloïde Race; gelbe oder olivenfarbige Haut, schwarze Augen, schwarzes schlichtes Haar; kurzschädelig.

4) Xanthocroïde Race; blondes Haar, blaue Augen, hoher Wuchs, bald langköpfig wie bei den Skandinaviern, bald kurzköpfig wie bei den Deutschen.

Geographische Vertheilung. Die australoïde Race hat ihren Hauptsitz in Australien, wo Huxley sie beobachtet hat; sie ist isolirt. Aber man findet, sagt er, bei den Gebirgsvölkern im indischen Dekhan eine Bevölkerung, „welche der australischen absolut gleicht." Jene Gegend des Dekhan sei von Asien durch eine alluviale Depression getrennt, und diese brauche nur um 100 Fuß sich zu senken, um aus dem Lande dort eine vom asiati-

schen Festlande getrennte Insel, gleich Australien, zu machen. In Aegypten finde man ein Volk, welches sich den Australiern weniger nähere, aber doch zur australoïden Gruppe gerechnet werden müsse. Zu dieser Bevölkerung gehörten die alten Aegypter, wie das deutlich aus den Porträts abzunehmen sei, welche man auf den alten Denkmälern finde. So sind die Fetzen der australoïden Racen, welche heute durch ungeheure Zwischenräume von einander getrennt sind. — Die mongoloïde Race zählt die meisten Vertreter, hat Centralasien inne, wo man ihren reinsten Typus bei den Kalmücken und den „Tartaren" (!!!) findet. Sie reicht in die Polargegenden: Lappen, Eskimos; zu ihr gehört die Bevölkerung von ganz Amerika (!!!). Die Verbreitung dieses Typus erklärt sich natürlicherweise aus Wanderungen, welchen keine geographischen Schranken, wie bei den Australoïden, entgegenstand. Die mongoloïde Race hat außerdem alle Inseln des pacifischen Oceans bevölkert, welche von Tasmanien bis Neuguinea und von den Sandwichsinseln bis Neuseeland reichen. — Die xanthocroïde Race findet man schon auf den alten ägyptischen Denkmälern, und reicht von den britischen Inseln bis an Chinas Grenzen.

Wir wollen einfach hinzufügen, daß diese Aufstellungen Huxley's die widersinnigsten, unhaltbarsten, albernsten und am meisten unwissenschaftlichen sind, die uns je vorgekommen. Es ist fast unbegreiflich, daß man so tolles Zeug zum Besten geben kann. Fast Alles, was Huxley sagt, widerspricht dem Thatsächlichen, und wir werden Gelegenheit finden, das zu zeigen. Wie ganz anders und wie wissenschaftlich hat dagegen Friedrich Müller in Wien im anthropologischen Theile der Novara-Expedition den fraglichen Gegenstand behandelt!

Thomas Taylor Meadows' Reise in der südlichen Mandschurei. Herr Meadows, der in München bei Professor Neumann das Chinesische studirt hat und den wir persönlich als einen sehr tüchtigen Mann kennen, ist seit fünf Jahren englischer Consul zu Niutschuang, demjenigen Hafen in der Mandschurei, welcher dem auswärtigen Handelsverkehr offen ist. Meadows hat 1866 die ganze Provinz Schenking durchstreift, 1868 befuhr er den Sungari und einen Zufluß desselben, den Nonni, besuchte auch einen Theil der östlichen Mongolei. Er bestätigt vollkommen, was schon vor länger als 20 Jahren von Pater Huc hervorgehoben wurde: daß nämlich dort das Nomadenleben mehr und mehr verschwindet und die Zelte festen Wohngebäuden aus zerstampfter Erde Platz machen. Für den Ackerbau ist indessen noch nicht viel Raum gewonnen worden; bestellte Felder findet man nur erst in der unmittelbaren Nähe der Häuser. Meadows war erstaunt über den Luxus, welchen er in den Wohnungen der mongolischen Fürsten antraf; er wurde an Feudalschlösser unseres Mittelalters erinnert. — Wir können hinzufügen, daß auch im Norden der Mongolei, an der Selenga, manche Nomaden sich dem Ackerbau zuwenden.

Fräulein Tinne geht nach Bornu im Sudan. Diese wunderliche Alexandra, über welche wir vor einiger Zeit berichteten, war im Frühjahre zu Mursuk in Fessan. Sie schreibt von dort unterm 17. April 1869 Folgendes („Nouvelles Annales des voyages", Julinummer S. 115): „Wir sind jetzt in einer entfernten und gleichsam verlorenen Stadt, in Mursuk, welches wir, die Rasten mit eingerechnet, von Tripolis her in 36 Tagen erreicht haben. Der Ort ist selbst von der häßlichen Seite betrachtet wenig interessant. Ich sehe hier weder die Mannichfaltigkeit der Typen noch das bewegte Treiben, welches ich hier, wo so viele Karawanen zusammentreffen, erwartet hatte. Uebrigens fällt mir der Unterschied zwischen diesem Lande und Algerien ungemein auf. Es ist die umgekehrte Welt. In ganz Tripolitanien herrscht Sicherheit, Gastfreundschaft gegen die Europäer, und man sieht Gedeihen; man sollte glauben, es herrsche hier eine mächtige und civilisirte Nation. Ich frage mich oft, wie es komme, daß in Algerien so viel Unsicherheit zu finden ist und daß dort die Araber so wild sind, — woher dort so großes Elend, trotz aller Fürsorge der französischen Regierung. Hier dagegen sind die Türken nicht gerade tyrannisch, aber sie zerbrechen sich nicht den Kopf durch ein Uebermaß von Philanthropie. Nun, das mag eben an der Race liegen; hier (in Mursuk) ist man unternehmender. Ein Algeriner z. B. aus Laghuat wird denken, er sei, wenn er nach Biskra kommt, schon sehr weit entfernt von Haus, und umgekehrt; aber ein Tripolitaner von der Küste findet es ganz selbstverständlich, daß er bis in den innersten Sudan hineinzieht, wo ja schon so Viele vor ihm gewesen sind; selbst von Sansibar und Indien hört man hier sprechen. Die Leichtigkeit, mit welcher man, wie es scheint, von hier aus in weit entfernte und barbarische Länder gelangen kann, hat mich in Bezug auf meine Reisepläne sehr ambitiös gemacht, und ich habe mich entschlossen, nach Bornu zu gehen. Auf dem Wege dorthin werden wohl nicht viele Schwierigkeiten zu überwinden sein; Wasser ist unterwegs hinlänglich vorhanden, und 60 bis 70 Leute, welche ich als Bedeckung mitnehme, werden wohl Räubern gegenüber hinreichend sein. Die Hauptstadt Kuka ist etwa 50 Tagereisen von hier entfernt, und so kommt es nur darauf an, daß ich in Geduld alle nöthigen Vorkehrungen abwarte. Um bis dahin keine Langeweile zu haben, gedenke ich einen Ausflug zu den Tuareks zu machen, falls Ichenuchen (der Häuptling) mich friedlich empfangen will, oder ich gehe nach Osten hin zu den Tibbus."

Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß im nördlichen Theile der Capcolonie, am Oranjeflusse, ungemein ergiebige Diamantenlager sich befinden. Mit jeder Post treffen in Port Elizabeth oder in Capstadt Sendungen von Diamanten in so großer Menge ein, daß allwöchentlich eine öffentliche Versteigerung stattfindet. Mit dem „Stern von Südafrika", diesem großen Diamanten, welcher an Werth hinter dem weltberühmten „Berge des Lichts", Kuh i noor, nicht viel zurücksteht, hat es gleichfalls seine Richtigkeit. Jener Diamant hat eine seltsame Geschichte. Ein Togtengänger — so bezeichnet man die in der Colonie herumziehenden Hausirer — Namens Nickerk kam zu einem Zauberdoctor der Kaffern, welcher mit einem funkelnden Steine seinen Spuk trieb. Der Hausirer erkannte sofort einen Diamanten, und erhandelte denselben für Waaren, die einen Geldwerth von etwa 2500 deutschen Thalern gehabt haben mögen, und brachte ihn nach Hope Town, wo er ihn für 11,200 Pf. St. an das Handelshaus der Gebrüder Lilienfeld verkaufte. Seltsamer Weise ließ eine „Colonialcompagnie" gerichtlichen Beschlag auf den Stein legen, weil derselbe angeblich ihr angehöre. Ursprünglich sei der Diamant nördlich vom Oranjeflusse gefunden worden, im Gebiete des Griquahäuptlings Waterboer, welcher Alles, was dort an edelen Steinen und Metallen gefunden werde, ein- für allemal der Compagnie überlassen habe. Dieser Vorwand war aber nicht stichhaltig, und die Herren Lilienfeld behielten den Stein, welcher dann am 1. Juni in Capstadt eintraf und dort auf mehr als 20,000 Pf. St. abgeschätzt wurde. Einige behaupten, dieser „Nickerks Pandeloque", denn auch so wird er genannt, sei reichlich 40,000 Pf. St. werth. Er ist so groß wie eine starke Wallnuß. — Wir ersehen aus den Berichten, welche bis zum 20. Juni reichen, daß Karl Mauch, der wieder in Potschefstrom in der transvaalschen Republik angekommen war, nicht nach den Goldfeldern hatte gelangen können; die Eingeborenen hatten ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Seltsamer Weise beharrt man dabei, jene Goldregion immer noch als Ophir zu bezeichnen; diese Bezeichnung hat gar keine Berechtigung.

Wir haben vor einiger Zeit einer abenteuerlichen Goldjägerexpedition erwähnt, die im Mai aus Deutschland nach Südostafrika abgegangen ist und sich in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte. Wir lesen nun, daß diese „deutsche Erforschungsexpedition" am Cap erwartet wurde, wo man von der gewiß irrigen Annahme ausging, daß sie „unter den Auspicien der preußischen Regierung" ausgerüstet worden sei.

In den nördlichen Gegenden der Colonie ist eine Fehde

zwischen den Weißen und den Korana-Buschmännern ausgebrochen. Diese letzteren sind vortreffliche Schützen.

Die transvaalsche Republik, welche bisher vom Meere abgeschlossen war und danach strebte, sich einen Hafenplatz zu erwerben, soll endlich einen solchen erhalten haben. Den Namen kennen wir noch nicht.

* * *

— Der ergötzliche Nordpol des Dr. Rathgeber, über welchen wir früher berichteten, hat einen nicht minder ergötzlichen Nebenbuhler gefunden: den Nordpol des Capitäns Hatteras. Ein Franzose, Jules Verne, schreibt jetzt Bücher zu dem Zwecke, den Kosmos in romantischer, abenteuerlicher Darstellung der Lesewelt zu erläutern. Er schickt nun eine fingirte Person, eben jenen Capitän Hatteras, auf eine Reise nach dem Nordpole, der „eine schrecklich bezaubernde Anziehungskraft" ausübe, und welchen der Held erreichen will, koste es, was es wolle. Mit vier Gefährten dringt er in das fabelhafte „offene Polarbecken" vor; er findet dasselbe als ein ganz ruhiges Meer, wo es weder Eis noch Stürme giebt; es entspricht also ganz der phantastischen Hypothese, welche neuerdings vielfach in den Vordergrund geschoben worden ist. Er verlegt dasselbe auf die Nordseite einer zwar nicht zu passirenden Eisschranke, über welche er jedoch mit seinen vier Freunden hinüberkommt. Das ist freilich eine Kunst, aber hat man sie einmal hinter sich, so ist es eine wahre Spielerei, bis zum Nordpole vorzudringen. Capitän Hatteras erreicht diesen mathematischen Punkt, wo alle Meridianlinien zusammenlaufen. Aber wie sieht nun dieser Nordpol aus? „Dort erhebt sich ein schrecklicher Vulcan, der in voller Thätigkeit Feuer speit. Dort ist kein Landungsplatz, keine Stelle, wo man ruhen könne; Stürme und Orkane wehen ununterbrochen mit fürchterlicher Heftigkeit; Wolken und Düsterniß (— auch im Sommer? —) haben ihre Urheimath in dieser geheimnißvollen Region, in welcher absolut gar kein lebendiges Wesen zu finden ist, kein Insect, kein vierfüßiges Thier." Aber obwohl es „keinen Landungsplatz" dort giebt, gelingt es doch dem Capitän Hatteras, auf einem kahlen Spitzberge des Vulcans die britische Flagge aufzupflanzen. So gelang es dem Capitän, ein großes Problem zu lösen; „als er es gelöst hatte, wurde er verrückt und seine Freunde brachten ihn in eine Irrenanstalt nach Liverpool. Da sitzt er nun als Blödsinniger und starrt und stiert unablässig nach Norden." Der fingirte Capitän ist zu bedauern; es sind aber auch noch andere Leute in der Welt, welchen der kalte Nordpol Abspurigkeiten im Hirne verursacht.

— Ein amerikanisches Urtheil. Der Newyorker „Courrier" beantwortet einen Tadel der „Sun" und mehrerer anderer Blätter über den Aufenthalt von Amerikanern in Europa in folgender Weise: „Abgesehen davon, daß Menschen ein Recht haben, zu wohnen, wo sie wollen, können wir wohl begreifen, warum gebildete Menschen lieber auf dem Continente von Europa wohnen als hier, und wir halten es für recht und vernünftig, daß sie das thun. Die ganze Regierung und die Controle unseres Landes ist in den Händen gemeiner Unmenschen (vulgar brutes), mit denen kein anständiger Mensch Umgang pflegen kann, ohne angesteckt zu werden und einen unmoralischen Gestank um sich zu verspüren. Die Gesellschaft überhaupt, welche natürlich mit der regierenden Classe sympathisirt, ist unbeschreiblich roh und vulgär geworden. Gute Sitte und Anstand sind verschwunden, rohe Parvenus geben den Ton an und das vergoldete Laster beherrscht das ganze Land. Um diesem Zustande zu entgehen und da zu wohnen, wo das Talent geachtet wird und die Tugend nicht ganz vergessen ist, entfernen sich Leute von gutem Geschmack. Wir sympathisiren vollständig mit ihnen." Dazu bemerkt das „Newyorker Journal": „Das Urtheil ist hart, aber vielleicht nicht ganz ungerecht. Wie im Großen, so ist es im Kleinen. Hier in Newyork z. B. sitzen gemeine Trunkenbolde und Roués auf der Richterbank, und die Gerechtigkeit ist für einige Dollars feil. Es giebt Gerichte, deren „Herumlungerer" um den Preis der Befreiung eines Angeklagten im Namen des Richters feilschen. Nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade deswegen haben solche Richter Freunde und Zuhälter. Die Zahl der Diebe, Hehler, Besitzer schlechter Häuser und „Loafer" aller Art ist in einer Weltstadt wie Newyork sehr groß. Der ruhige, ordentliche Bürger geht seinen Geschäften nach und bekümmert sich um unsere faulen Zustände nicht eher, bis er selbst einmal Haare lassen muß, und dann ist es gewöhnlich zu spät."

— Ein Mondscheinpicknick bei St. Louis im Staate Missouri. Die in St. Louis erscheinende „Westliche Post" enthält folgenden Bericht über eine Yankeelustbarkeit, die kennzeichnend genug ist.

„Der Dampfer F. L. McGill war am Sonntag Abend für ein „Mondscheinpicknick" gemiethet. Die Gesellschaft war sehr „gemischt", denn von den 1500 Personen, die an Bord waren, sollen nahezu zwei Drittheile aus Spielern, Hallunken, Vagabunden, Dieben und Prostituirten bestanden haben. Der Whisky, der an Bord verzapft wurde, war natürlich sehr schlecht und sehr theuer, wurde aber trotzdem in bedeutenden Quantitäten getrunken. Die Folgen blieben nicht aus und die ganze Schwefelbande begann sich bald in ihrer natürlichen Wildheit zu zeigen. Der notorische Spieler Billy Ryder, der schon bei der letzten großen Preisprügelei mit einem anderthalb Fuß langen Messer in der Hand den Ceremonienmeister gespielt und schließlich, als er sah, daß McCoole Prügel bekam, die Stricke durchschnitten hatte, dieser Kerl pflanzte sich auf einmal, mit demselben Messer in der Hand, oben an die Treppe und drohte Jeden zu massacriren, der hinauf- oder hinabzugehen versuche. Irgend ein junger Mann, der ein wenig mehr Courage hatte als der Rest der Bande, suchte die Bestie zu entwaffnen, erhielt aber bei diesem Versuch einen anderthalb Fuß langen, aber glücklicherweise nicht sehr tiefen Schnitt. Dieses Handgemenge war das Signal zu einer allgemeinen Bewaffnung und im Nu blitzten Hunderte von Revolvern und Dolchen in der Luft. Zum Glück intervenirte in diesem Augenblicke Jack Lodney, ein in diesen Kreisen wegen seiner kräftigen Fäuste und seines rücksichtslosen Auftretens in hoher Achtung stehender Preisprügler. Durch schreckliches Fluchen und fürchterliche Drohungen gelang es ihm, den wüthenden Haufen, wenn auch nicht zu beruhigen, so doch von einem allgemeinen Gemetzel abzuhalten. Zwei andere Hallunken, Jim Duffy und John Smith, hatten auf der Reise hierher ebenfalls einen kleinen Wortwechsel, der damit endete, daß Jimmy dem Jonnie mit einem Messer in die Rippen stieß, während Letzterer seinen Revolver zog und auf den Ersteren feuerte. Die Kugel verfehlte jedoch ihr Ziel und traf eine in der Nähe stehende Demimondeuse in den Knöchel. Es ist wirklich zu bedauern, daß nicht die ganze Gesellschaft in die Luft flog, denn, wie die Polizei sagt, haben sich auf dem Dampfer die verrufensten Charaktere unserer Stadt befunden. Natürlich machten auch die Taschendiebe eine reiche Ernte. Etwa 50 Personen büßten ihre Uhren und Taschenbücher ein. So endete das große Mondscheinpicknick nach dem Muddy Creek."

— Von Valparaiso in Chile soll ein Telegraph über die Andes bis nach Buenos Ayres geführt werden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1869.**

Eine Wanderung von Calcutta nach den Tempeln von Dschagganath.

I.

Die weiße und die schwarze Stadt in Calcutta. — Die Verehrung der Todesgöttin Kali und ihre Attribute. — Der religiöse Mörderbund der Thags und ihr königlicher Beruf. — Der Weg nach Kuttack; die Pagode. — Pilger auf der Straße nach Puri-Dschagganath. — Die Büßer und ihre Heiligkeit.

Calcutta, die politische Hauptstadt von Britisch-Indien, zerfällt in zwei von einander scharf abstechende Theile, in die weiße und in die schwarze Stadt. Die erstere wird von den Europäern bewohnt, deren Häuser von Gärten umgeben sind und sich von außen gesehen ganz europäisch ausnehmen, während man sie im Innern auf eine dem heißen Klima entsprechende Weise eingerichtet hat. Nirgends fehlt z. B. ein Pankah, eine an der Decke angebrachte Vorrichtung, um Luftzug hervorzubringen und zugleich die lästigen Insecten zu verscheuchen. Nirgends fehlt eine um das Haus herumlaufende Veranda, welche gegen Sonne und Regen Schutz gewährt; die Zimmer sind geräumig und derart eingerichtet, daß an der Decke überall Luftzug ist.

Während die weiße Stadt sauber und behäbig erscheint, bildet die schwarze Stadt, Tschauringhi, zu ihr einen schroffen Gegensatz. Hier sind die Straßen eng und krumm; eine Bude und ein Waarenlager befindet sich neben dem andern, namentlich in den Bazaren. Dort hat der neue Ankömmling vollauf Gelegenheit, das Leben und Treiben nicht nur der bengalischen Inder mit Muße zu betrachten, er sieht in der Weltstadt Calcutta orientalische Leute aus allen Ländern von Arabien bis nach China. In den nicht zu den Bazaren gehörenden Straßen findet er eine Menge armseliger Hütten mit niedrigen Wohnzimmern. Der ärmere Hindu behilft sich mit wenigem Hausgeräth; eine Matte ersetzt ihm unser Bett; in den Winkeln stehen einige kupferne oder irdene Gefäße, und Palmblätter dienen ihm statt unserer Schüsseln. Stühle und Tische sind nicht vorhanden. Die reichen Leute, die Bäbus, haben allerdings einige europäische Möbeln und allerlei abendländischen Luxus: Spiegel, Pendulen, Spieluhren, Porcellanvasen und dergleichen mehr, sie wissen aber nichts Rechtes damit anzufangen.

Für den Abendländer ist Calcutta kein angenehmer Aufenthalt; er verläßt denselben so bald als irgend möglich. Gewöhnlich wird er durch seine europäischen Bekanntschaften veranlaßt, sich mit einigen „Merkwürdigkeiten" bekannt zu machen, die ein echt indisches Gepräge tragen. Die eine derselben ist die Verbrennungsstätte am Ganges, auf welcher die Leichen verbrannt werden, deren Asche man dann in den heiligen Strom wirft. Sie ist auf drei Seiten von einer hohen Mauer umschlossen, auf welcher stets Geier und Marabutvögel sitzen, um einige Beute zu erhaschen. Der Anblick dieser Ceremonie hat für den Europäer etwas zugleich Widerwärtiges und Erschütterndes, aber man betrachtet sich doch nicht ohne gespanntes Interesse ein für uns so neues und seltsames Schauspiel. Als der französische Reisende Alfred Grandidier im Jahre 1862 diesen Begräbnißplatz besuchte, traf er einige Hindu, welche die Leiche ihres Vaters in den Ganges werfen wollten; sie waren zu arm, um die Rupie (20 Silbergroschen) zu zahlen, für welche das zum

Verbrennen nöthige Holz geliefert wird. Der Fremde zahlte das Geld und hatte nun vollauf Muße, wahrzunehmen, welcherlei Bräuche bei der Feierlichkeit beobachtet werden. Der Tod hat für den Hindu, welcher ja steif und fest an eine Seelenwanderung glaubt, keine Schrecken. Er fühlt allerdings Anhänglichkeit an seine Familie, aber sterben muß der Mensch doch einmal, und so wirft der Hindu die Asche eines Vaters, eines Sohnes oder einer Mutter und Tochter mit einer Gleichgültigkeit in alle vier Winde, die nach unserm Gefühle geradezu empörend ist. Nur wer längere Zeit unter den Hindus gelebt hat und mit ihren Anschauungen näher vertraut geworden ist, begreift, wie sie zu einer solchen Resignation kommen.

Alle monströsen und scheußlichen Superstitionen haben ihre Quelle in der Religion und stehen mit religiösen Legenden, deren jede Kirche oder Secte in mehr oder weniger grauenhafter oder abgeschmackter Gestalt hat, in engster Verbindung. Bei den Hindus gipfelt dieser Aberglaube in der *Verehrung der Todesgöttin Kali*. Sie hat ihre Tempel in vielen Städten, und auch in Calcutta befindet sich ein solcher, der von vielen Frommen besucht wird.

Die Göttin Kali.

Unsere Illustration zeigt, wie die Bilder und Statuen dieser Göttin in den ihr geweiheten Tempeln beschaffen sind. Schiwa, eine der Personen der *indischen Dreieinigkeit*, ist der „Gnädige"; er ist die das Lebendige *zerstörende* Macht. Er hat *weibliche Ergänzungen*, und unter diesen wird weit und breit im Gangesgebiete die *Durga* oder *Kali*, d. h. die *Schwarze*, vorzugsweise verehrt. Hier sehen wir ihr grausiges Bild, ein schwarzes Weib mit vier Armen. In der einen Hand führt Kali ein Schwert, in der andern hat sie den abgehauenen Kopf eines Riesen, die beiden übrigen Hände hält sie in einer segnenden Haltung. Als Ohrringe trägt sie zwei Leichname, das bis auf die Knie herabreichende Halsband besteht aus Menschenschädeln, die blutrothe Zunge reicht bis über das Kinn; der Gürtel besteht aus Händen, welche den Riesen abgehauen worden sind. Die in Flechten gelegten Haare fallen bis auf die Waden hinab, die Augenbrauen sind blutig, die Augen sind roth unterlaufen, auch die Brust ist mit Blut überströmt.

Das ist die Gestalt des Götterscheusals, mit welchem an Widerwärtigkeit kein Bild aus der christlichen Marterlegende sich messen kann, nicht einmal der auf dem Rost gebratene heilige Laurentius. Kali hat den einen Fuß auf die Brust eines Riesen gesetzt, den andern auf dessen Schenkel. Neben ihr stehen zwei Gefährtinnen oder Dienerinnen, abgemagerte, knochendürre Weiber, denen das um den Leib geschlagene lange Haupthaar als Bekleidung dient, und welche an blutigen Menschengliedern nagen; ein Fuchs und ein Rabe weiden sich

Ein Arbeits-Zebu.

an dem zur Erde fallenden Blute! — Alle diese Attribute sollen an den *Kampf* erinnern, welchen Kali für die Götter gegen die Riesenwelt geführt hat, und an den Sieg, welchen sie über dieselbe erfochten hat. Aus den Blutstropfen des durch sie des Hauptes beraubten Riesen sind in menschlicher Gestalt Feinde der Götter entstanden. Diese darf man nicht derart ausrotten, daß *Blut* dabei fließt, weil aus dem Blute abermals neue Feinde der Götter entstehen würden.

Zur Vernichtung dieser Götterfeinde bildete sich ein *Geheimbund*, und diesem hat Kali befohlen, bei ihrem heiligen

Werke der Ausrottung kein Blut zu vergießen; die Götterfeinde müssen erwürgt, erdrosselt oder gehenkt werden.

Man sieht, daß der vielbesprochene Mörderbund der Thags eine religiöse Grundlage hat; er rottete Götterfeinde aus, wie die heilige Inquisition bei den Christen ihrerseits vermeintliche Feinde Gottes und Jesu Christi ausrottete. Nur verfuhr die letztere viel grauenhafter und scheußlicher, weil sie die Mordthaten, welche sie zum Ruhme der christlichen Kirche in ganzen Hekatomben veranstaltete, unter großem Pomp und Schaugepränge verübte, während die indischen Thags ihre Opfer insgeheim erwürgen. — Die christliche Inquisition benannte sich die „heilige“; so bezeichnen auch die Thags ihr durch den Dienst der Kali gebotenes Treiben als den „königlichen Beruf“. Derselbe reicht in so hohe Zeiten hinauf, daß ein Thag vor dem Untersuchungsrichter sich rühmen konnte, derselbe sei schon seit länger als zwanzig Generationen von seinen Vätern ausgeübt worden. Diese Erdrosseler bildeten eine weitverzweigte Gemeinde, deren Genossen sich durch allerlei Ceremonien eng verbrüderten; sie verzehrten bei denselben namentlich eine Art von rohem Zucker, welcher ihnen für die verkörperte Gottheit galt. Sie hatten ihre besondere Gaunersprache und ihre Erkennungszeichen; sie zogen ihre Kinder zum Mordhandwerk heran, denn der Mord galt ja für eine religiöse Pflicht, welche von der Gottheit geboten war. Auch strafte die letztere jeden, welcher den Thags entgegenzutreten wagte. Nur den Engländern gegenüber ist Kali ohnmächtig gewesen; diese stellten viele Thags vor Gericht, und heute vernimmt man nicht mehr viel von ihren gottgefälligen Mordthaten.

Kali ist eine mächtige, eine gewaltige Göttin; sie hat Leben und Tod der Menschen in der Hand; deshalb sucht man sie günstig zu stimmen durch Buße und Martern aller Art, denn solche sind ihr ein Wohlgefallen. Grandidier opferte ihr in Calcutta ein schwarzes Lamm. Diesem schnitten die Priester den Kopf zuvor ab, bestreueten denselben mit Salz und Wasser und sprachen dabei einige Gebetformeln. Dann hingen sie dem Europäer einen Blumenkranz um die Schultern, mit welchem sie zuvor das Götzenbild berührt hatten.

* * *

Im südlichen Bengalen werden die Reisenden noch jetzt in alter, landesüblicher Weise befördert, nämlich in Palankins, die von Leuten, welche zu einer besondern Zunft gehören, getragen werden. Der Dienst dieser Hamals ist geregelt, und die englische Regierung hat auf den großen Straßenzügen in angemessenen Entfernungen Rasthäuser einrichten lassen. In diesen Bangalos findet der Reisende Unterkommen und Nahrungsmittel.

Grandidier schlug in der ersten Woche des December den Weg nach Kuttack ein. Derselbe führte gen Südwesten durch eine fruchtbare, aber sehr einförmige Gegend. Die Straße ist jedoch lebhaft, und dem Europäer, welcher zum ersten Male in Indien reist, bietet sich allerlei Interessantes dar. Er sieht, wie das Feld bestellt wird und wie man den Zebu, den Buckelochsen, zur Arbeit verwendet; er bemerkt leicht bekleidete Männer, welche größere oder geringere Lasten schnell befördern. An Bächen oder heiligen Teichen verrichten fromme Leute ihre Andacht, und beten zu irgend einem der unzähligen Götter des indischen Pantheons. In Indien sucht man sich seinen Lieblingsgott nach Belieben aus, und macht sich seinen Himmel so zurecht, wie man ihn eben zu haben wünscht. Hübsche bengalische Mädchen, mit einem weißen Sari (Baumwollengewand) angethan, tragen kupferne Wassergefäße auf dem Kopfe und schreiten in gefälliger Haltung dahin. Man bemerkt unter ihnen manche Gestalten von wahrhaft classischem Wuchs. Einen Gegensatz zu diesen Frauen und Mädchen bilden die Bettler und dann auch die Büßer, welche ihre Gottheit günstig für sich stimmen wollen. Unsere Illustration zeigt einen solchen, der seinen Wanderstab in der Hand trägt und sich mit allerlei symbolischem Schmucke behängt hat. Er ist auf der Wanderung zu irgend einer heiligen Stätte, und hat sich einen wunderlichen, mit allerlei Putz ausstaffirten eisernen Ring um Hals und Nacken befestigt, der ihm fromme Schmerzen und gottselige Qualen bereitet.

Ein Büßer mit einem Eisenringe.

An der Straße, welche über Midnapur und Balasur nach Süden hin führt, sieht man häufig kleine Palmenhaine und Gebüsche von Bambus und Bananen neben kleinen Dörfern. Die Wohnungen sind armselige Hütten aus gestampfter Erde oder aus Lattenwerk, das man mit einer Art von Mörtel beworfen hat; sie nehmen sich höchst armselig aus. Dann und wann begegnet man einem Palankin und einigen belasteten Zebus; man sieht Reiots (Bauern) auf dem Felde arbeiten, und hinter ihnen schreitet der weiße Reisvogel, eine Art von Reiher (Ardea bubulcus), einher, um im Wasser der Gräben, mit welchen das Reisfeld umzogen ist, Nahrung zu suchen. Das indische Eichhörnchen klettert munter

in den Bäumen auf und ab und springt von einem Zweige zum andern.

Vor **Kuttack** sah der Reisende eine einfache Pagode, welche häufig von Pilgern besucht wird. Die gleichnamige Provinz bildet den nördlichen Theil der Landschaft Orissa; die Stadt zählt etwa 40,000 Einwohner und liegt am Hauptarme der Gabeltheilung des Mahanaddy; sie scheint im Verfall zu sein. Die Küstengegend von Orissa hat keinen besonders fruchtbaren Boden, und während der letztverflossenen Jahre, in welchen die Reisernte fehlschlug, ist bekanntlich gerade diese Gegend von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht worden. In diesen sandigen Ebenen wachsen fast nur Tamarinden und Zwergpalmen, und weit verbreitet ist ein Convolvulus mit rothen Blumen; übrigens wird dort viel Ricinus angebaut, dessen frisches Oel man in der Küche benutzt, während das Senföl zur Speisung der Lampen dient.

Pagode bei Kuttack.

Mohn, Maulbeerbäume und Indigo, welche in den Gangesgegenden Haupterzeugnisse des Feldbaues bilden, kommen hier fast gar nicht vor.

* * *

Von Kuttack führt ein etwa zwanzig starke Wegstunden langer Baumgang nach **Puri-Dschagganatha**. In den prächtigen Bäumen spielen Affen in Menge umher, und die Straße war von Pilgern allerlei Art ungemein belebt. Die armen, von ihrem religiösen Wahne bethörten Menschen, die zum Theil aus weiter Ferne gekommen sein mochten, waren durch Anstrengungen und Entbehrungen abgemagert und befanden sich theilweis in den kläglichsten Umständen. Manche trugen die **heilige Schnur**, gehörten also einer der drei höheren Kasten an. Die Braminen haben vier solcher Dsennars; die Schnur besteht aus drei zusammengedreheten Fäden, deren jeder sechsundneunzig Hand lang ist; man trägt diese heilige Schnur über der linken Schulter. Die Kschatriyas und Waisias, also die Leute der zweiten und dritten Kaste, dürfen nur drei Dsennars tragen. Viele Pilger hatten wei-

ter gar nichts bei sich, als ein kupfernes Gefäß zum Wasserschöpfen.

Dem Reisenden fiel es auf, daß den ganzen Baumweg entlang sehr viele irdene Töpfe standen, die ganz unbeschädigt oder nur theilweise zerbrochen waren. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß Leute, welche einer Kaste angehören, ein Gefäß dann schon verunreinigt glauben, wenn auch nur der Blick eines Paria auf dasselbe gefallen ist. Mögen sie auch noch so arm sein, sie werden nicht einmal auf der Reise ihre Nahrung in einem Geschirre kochen, welches von einem kastenlosen Menschen angesehen worden ist; sie kaufen sich einen neuen Topf, wenn sie sich auch deshalb Entbehrungen auferlegen müssen. Freilich erleidet diese Regel eine Ausnahme. Gewisse Stoffe, z. B. Seidenzeuge, können ebensowohl wie kupferne Gefäße gereinigt werden; sie sind werthvoll und deshalb gleichsam privilegirt worden; wiederholte Waschungen entfernen die Besudelung, welche sie durch den Blick eines Paria erlitten haben!

Der Reisende sah, wie mitten auf der Straße ein alter Mann sich im Staube wand; er war dem Tode nahe. Ein junger Mensch von etwa siebenzehn Jahren, vielleicht sein Sohn, saß neben ihm und betrachtete ihn mit resignirter Miene. Der alte Mann, so schwach er sich auch schon seit langer Zeit gefühlt, wollte sich doch bis zur heiligen Pagode in Dschagganatha schleppen, um seinen Geist beim Anblicke des Allerheiligsten auszuhauchen. Er war mehr als sechszig Wegstunden weit hergekommen; nun waren ihm schon hier die Kräfte ausgegangen und er starb, ohne seinen heißesten Wunsch erfüllt zu sehen. Die Hindu glauben, daß sie selig werden und geraden Weges in den Himmel gelangen, wenn sie beim Anblick eines heiligen Stromes oder einer berühmten heiligen Pagode sterben. Es sind viele Tausende auf der Wallfahrt umgekommen; deshalb sieht man der Straße zwischen Kuttack und Dschagganatha entlang so viele Menschenknochen umherliegen. Zur Zeit der großen Feste im März ist die Luft durch die verwesenden Leichen derart verpestet, daß sie die schädlichsten Folgen für die Gesundheit hat. Nicht selten ist in diesen Gegenden die Cholera entstanden und hat dann weit und breit große Verheerungen angerichtet.

Der Fanatismus der indischen Büßer nimmt oft die wunderlichsten Gestalten an, und sehr oft ist er geradezu abschenlich. Von dem Dämon Tarika weiß die fromme Sage, daß er einst nicht weniger als elfhundert Jahre ununterbrochen gebüßt habe; er stand auf einem Fuß und staunte die Sonne an, er lebte erst von Wasser und dann von Luft; er wohnte erst unter dem Wasser, dann unter der Erde und nachher im Feuer; er stand auf seinem Kopfe und hielt die Füße gen Himmel; er hielt sich, auf einer Hand stehend, in der Luft; er hing Jahrhunderte lang mit seinen Händen an einem Baume, klammerte sich dann an demselben mit seinen Füßen fest und ließ den Kopf herabhängen. Das war ein sehr heiliger Geist!

Indien kennt auch Büßerorden. Braminen, welche in dieselben eintreten, entsagen der heiligen Schnur, also auch der Kaste, und dasselbe thun auch Kschatriyas und Waisias, welche in den Bund treten, der jedoch nichts von der Abgeschlossenheit christlicher Mönchsorden hat. Die Mitglieder machen sich übrigens durch eine besondere Kleidung bemerkbar; sie tragen Turban und Shawl von schmutzig gelber Farbe; andere umhüllen sich mit einem Thierfelle, wieder andere gehen unbekleidet und reiben die Haut mit Asche oder Staub ein. Manche Büßersecten haben Klöster, welche unter einem Mohant, d. h. Abte, stehen. Selbst unter den Mohammedanern kommen Büßer vor, welche so ungemein heilig sind, daß sie selbst von den Hindus verehrt werden. Die meisten Büßer (Gosaïns) ziehen ein Landstreicherleben und das Bettlerleben vor; sie terminiren herum, wie die christlichen Bettelmönche, die sich ihrerseits freilich mit Marterbußen nicht befassen. Die indischen frommen Vagabunden und Faullenzer dagegen unterwerfen sich den strengsten Entsagungen und schmerzhaftesten Martern; manche gehen der Menschheit mit Verachtung aus dem Wege, leben im Dickicht der Wälder und sind glücklich, wenn sie von einem Tiger oder einem andern wilden Thiere aufgefressen werden. Manche verhungern auch in ihrer Heiligkeit. Viele legen sich auf Bretter, aus welchen Nägelspitzen hervorstehen; das ist ihr Bett; andere ergeben sich ewigem Schweigen, sie sind eine Art von Trappisten; wieder andere starren von Schmutz; je dicker derselbe, um so frömmer und heiliger ist der Mann, der sich obendrein mit einem Messer die Glieder zerfleischt. Noch andere schlafen niemals in wagerechter Lage, sondern lassen sich auf ein Brett binden und dieses wird schräg an einen Baum gestellt. Das soll der Gottheit sehr wohlgefällig sein.

Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts that ein Büßer das Gelübde, den Weg von Benares nach Dschagganatha, also eine Strecke von einigen hundert Stunden, mit der Länge seines Körpers zurückzulegen, von Fleck zu Fleck, und er erfüllte das Gelübde. Aehnliches ist der Fall bei dem Springfeste, welches die Christen zu Echternach im Luxemburgischen begehen. Wer zum Heiligthum will, springt auf der Kirchentreppe zwei Stufen in die Höhe und allemal wieder eine zurück. Das soll, sagen sie, auch der Gottheit sehr wohlgefällig und für die zukünftige Seligkeit ungemein nütze sein.

Das Einströmen der Chinesen in das Mississippithal und die Südstaaten der Union.

Die übereilte und in unverständiger Weise durchgeführte Emancipation der Neger trägt in politischer wie in wirthschaftlicher Beziehung die Früchte, welche nicht ausbleiben konnten. Jeder Unbefangene sah von vornherein, was kommen mußte: eine politische Zerrüttung mit mehr oder weniger offen hervortretendem Racenkampfe und ein Mangel an zuverlässigen Arbeitskräften. Durch das frevelhafte Gebahren der radicalen, sogenannten republikanischen, Partei ist der schwarze Mensch zum verhätschelten Politiker, zum Werkzeuge für einen Schwarm gewissenloser Demagogen und Aemterjäger geworden, und leider auch zum nichtsnutzigen Faullenzer. Ausnahmen sind vorhanden; auf manchen Pflanzungen sind die Neger bei ihren früheren Herren geblieben und lassen sich einigermaßen zu regelmäßiger Arbeit herbei; aber die überwiegende Mehrzahl ist unbrauchbar geworden.

Den südwestlichen und südlichen Grundbesitzern, welche

den empfindlichsten Mangel an Arbeitskräften leiden, bleibt nichts weiter übrig, als dem Beispiele Westindiens zu folgen und sich als Ersatz für die trägen Neger tüchtige asiatische Arbeiter kommen zu lassen. Und in der That strömen die Chinesen schon nach dem Osten. Seit Vollendung der großen atlantisch-pacifischen Eisenbahn, an welcher etwa 30,000 Chinesen beschäftigt waren, sind diese zumeist in der Lage, anderweitig Beschäftigung suchen zu müssen. Aus Californien wird berichtet, daß man in San Francisco im Laufe dieses Jahres eine Zuwanderung von mindestens 100,000 Chinesen erwarte, und daß der Zug der Himmlischen nach dem fernen Osten begonnen habe. Selbst nach Massachusetts werden chinesische Hausdiener verschrieben.

Nach Verlauf weniger Jahre werden einige Millionen Chinesen im Gebiete der Vereinigten Staaten leben, und zu der bösen Negerplage wird dann eine chinesische Frage kommen. Man befindet sich in jener „Republik" in einer eigenthümlichen Lage. Principiell soll das Gebiet derselben ein Aufnahmebecken sein für Alle, gleichviel woher sie kommen, die sich in ihrer alten Heimath mühselig und beladen fühlen. Dort, so sagte man, sei das Asyl der Freiheit, und Jeder solle gleiche Rechte haben. Das war auch der Fall für alle Menschen kaukasischer Abstammung — denn die Neger wurden von den Begründern der Unabhängigkeit selbstverständlich ausgeschlossen —, bis der nativistische Neid und Dünkel der „eingeborenen" Amerikaner sich gegen die „Ausländer" richtete, und die Know Nothings, während sie eine förmliche Verfolgung der „Aliens" in Scene setzten, den Satz aufstellten: „Amerika für die eingeborenen Amerikaner."

Inzwischen ist die Zahl der Eingewanderten aus Europa ins Kolossale angewachsen und steht jener der „eingeborenen" von englischer Abstammung mindestens gleich. Bis vor wenigen Jahren galt unbestritten der Satz, daß Nordamerika eine Republik weißer Menschen sei, und daß man dem Neger allerdings die Wohlthaten der bürgerlichen Gleichstellung gewähren könne, nicht aber die politische Gleichberechtigung. Von Seiten der radicalen Partei ist dann zugleich mit der Emancipation auch die letztere den verschiedenen Einzelstaaten aufgezwungen und damit das bisherige Staatswesen völlig alterirt worden. Man hat in manchen Städten und Districten schon dem Neger die Herrschaft über die Weißen planmäßig in die Hände gespielt, und wir haben jüngst im „Globus" geschildert, wie die Bundeshauptstadt Washington den schwarzen Leuten zur Beute geworden ist.

Aus mancherlei Anzeichen können wir abnehmen, daß schon jetzt vielen Radicalen bange vor den weiteren Folgen wird. Der schwarze „Mensch und Bruder" benimmt sich längst nicht mehr folgsam genug; Sambo fühlt sich, er verlangt auch gesellschaftliche Gleichstellung und weiße Frauen. Aber das Interesse der herrschenden Partei erfordert, daß man bis auf Weiteres „das schwarze Stimmvieh" noch bei guter Laune erhalte. Deshalb wird weiter fort mit ihm kokettirt, und die Zersetzung des Staatswesens nimmt ihren Fortgang.

Bemerkenswerth erscheint bei alledem, daß die Radicalen, welche den Neger hoch gehoben und ehemaligen Plantagensklaven (von denen so viele Landstreicher und Diebe, jedenfalls ein nichtsnutziges, gefährliches Gesindel geworden sind) die volle bürgerliche und politische Gleichberechtigung zuerkannt haben, — daß diese Radicalen die größte Abneigung gegen die unendlich höher stehenden und fleißigen Chinesen zur Schau tragen. Der schwarze wollköpfige Barbar wird auf den Händen getragen, der „weizengelbe Mongole mit dem schiefgeschlitzten Auge" wird von diesen radicalen Gleichheitsleuten, allerdings sehr inconsequenter Weise, mit Mißgunst betrachtet. Freilich kann man nicht auf ihm pseudophilanthropisch Parade reiten, und als Stimmvieh, durch welches der politische Abenteurer und Demagog sich zu einträglichen Stellen und Aemtern verhilft, kann man ihn auch nicht verwenden.

Aber der Süden und Südwesten verlangen Arbeitskräfte, und deshalb holen sie den Chinesen. Der erste Vortrab der „Himmlischen" war im Juli von Californien und Nevada aufgebrochen, um in Tennessee, wohin man sie eingeladen hat, sofort an die Arbeit zu gehen. Diese werden Vorläufer für ein massenhaftes Heranziehen der Chinesen sein, denn um ein solches handelt es sich. Eine Compagnie in Chicago hat einen Vertrag für die Beförderung von zunächst nicht weniger als 50,000 asiatischen Arbeitern abgeschlossen, und auf einer im Anfange des Julimonates zu Memphis abgehaltenen Convention, in welcher die wirthschaftlichen Verhältnisse eingehend erörtert wurden, beschloß man, bis 1870 mindestens noch 100,000 mehr für den Reis- und Baumwollenbau heranzuziehen.

Man hob bei der Erörterung des Gegenstandes namentlich folgende Punkte hervor. „Die Einwanderung der Asiaten muß systematisch und praktisch betrieben werden, und praktisch muß man mit dem gelehrigen und arbeitsamen Chinesen zu Werke gehen. Er ist der Mann der Nothwendigkeit und der Zukunft, und als solchen haben wir ihn zu betrachten und zu behandeln. Er ist ein freier Mensch; er kommt, und wir bedürfen seiner, weil allein er im heißen Süden die Lücke ausfüllen kann, welche der Neger gelassen hat, seitdem er ein Politiker und ein Faullenzer geworden ist. Wir erwarten ihn mit Ungeduld, weil er uns wirthschaftlich wieder emporbringen wird; er kommt, nicht um ein Tagedieb zu sein, sondern des Erwerbes wegen den Acker zu bauen. Er versteht sich von Haus aus auch auf den Baumwollenbau, er ist ein ausgezeichneter Feldarbeiter und kann das Klima vertragen; da er uns guten Ertrag schafft, so können wir ihn auch anständig für seine Arbeit belohnen. Bevor zehn Jahre verflossen sind, werden wir manches Hunderttausend Chinesen allein im Mississippithale haben. Dort, wo jetzt die breite Sohle des Negerschuhes ihre Spuren hinterläßt, werden wir bald die Tritte der Holzschuhe des Chinesen sehen; der Zopf verdrängt den Wollkopf. Macht also Platz für den Mann der Zeit; seine Stunde ist gekommen!"

Die Chinesen arbeiten gut und wohlfeil; der Neger kann mit ihnen auch nicht entfernt einen Wettbewerb aushalten. Der Yankee aber und der Irländer fürchten seine Concurrenz, und deshalb ist, wie wir lesen, schon der Vorschlag gemacht worden, den Asiaten das Vordringen nach den Gegenden im Osten der Felsengebirge zu verbieten. Das ist eine Sache der Unmöglichkeit, denn einmal besagt die Unabhängigkeitserklärung, daß Jedermann das gleiche Recht habe, in Amerika nach Wohlsein und Glückseligkeit zu streben, und sodann kann man dem Chinesen nicht verweigern, was man dem Neger gestattet. Außerdem hat 1868 die Regierung der Vereinigten Staaten mit dem chinesischen Gesandten Burlingame einen Vertrag abgeschlossen, welcher den Angehörigen beider Reiche gleiche Rechte gewährleistet. Die Noth um Arbeitskräfte ist groß, und man wird sich die fleißigen Menschen herbeiholen, weil man sie haben kann und haben muß. Sie allein machen dem Süden einen wirthschaftlichen Wiederaufschwung möglich. Daß der Neger dabei langsam zu Grunde geht, das mag von denen verantwortet werden, welche den schwarzen Mann in seine gegenwärtige Lage gebracht haben; dieser mag sich dafür bei den Pseudophilanthropen und den radicalen Demagogen bedanken. Die „California Staatszeitung" (vom 1. Juli) schreibt:

„Die deutschen Arbeiter fürchten die Concurrenz des Chinesen nicht. Wie verhält es sich dagegen mit den Ne-

gern? Sie zählen in den Vereinigten Staaten etwa vier Millionen Köpfe; Zufluß von außen bekommen sie nicht, und selbst wenn die westindischen Inseln annectirt werden, erhält unsere Negerbevölkerung keinen Zufluß, es werden im Gegentheil viele Neger nach Westindien auswandern. Seit Abschaffung der Sklaverei und der Negerzüchtung nehmen die Geburten unter den Schwarzen rasch ab; die Mohrenbleiche der Miscegenation thut auch das Ihrige zur Verminderung der Vollblutneger; die Race ist an Begabung und Thatkraft der kaukasischen (und der mongolischen) nicht gewachsen. Alles in Allem genommen ist die Zukunft der Neger eine traurige und klägliche; sie werden in dem Völkermeere, das jetzt die Vereinigten Staaten zu durchfluthen beginnt, untergehen."

Wir sind in unseren Tagen Zeuge einer großartigen und gewaltigen Völkerwanderung nach Osten. In China wie in Japan, zwei ostasiatischen Reichen, welche mindestens 350 Millionen Bewohner zählen, ist der Drang nach außen und in die Weite mächtig geworden, und die Schranken, welche früher der massenhaften Auswanderung entgegenstanden, sind völlig niedergebrochen. Jedes Schiff, das von Ostasien nach Westamerika fährt, wird „Mongolen" bringen, fleißige Leute, durch welche für einen großen Theil der „neuen Welt" ein wirthschaftlicher Umschwung bedingt wird. Das ethnische Chaos freilich wird durch sie nur noch buntscheckiger, und die Zukunft wird merkwürdige politische und gesellschaftliche Probleme zu bewältigen haben.

Mittheilungen über Spanien.

Von **Hedwig Henrich** in Granada.

1. Die gegenwärtigen Zustände und deren Mängel.

Spanien, das einst im Doppelglanze des Morgen- und Abendlandes strahlende, an Macht und Reichthum unvergleichbare, hing seit lange nur noch wie ein lahmes Glied, abgenützt und unbeachtet, an dem Körper des europäischen Staatenbundes. Nur die Poesie, die träumerische Muse, die so gern aus dem unruhigen Treiben modernen Lebens, aus dem betäubenden Lärme der Industrie und den nüchternen Forschungen der Wissenschaft in die Stille des Friedhofes flüchtet, umschattet von dem geheimnißvollen Dunkel uralter Cypressen, um hier den Zauber der Erinnerung auf sich wirken zu lassen, wandelte noch einsam unter den Ruinen dieses Landes mit dem ewigen Epheu und duftenden Myrtenhainen zwischen morschem Gestein, mit den braunen, zerlumpten Bettlergestalten und melancholisch klimpernden Guitarren am Fuße der Alhambra, und schwarzen, blitzenden Zigeuneraugen um römische Denkmäler und phönizische Gräber.

Das Leben aber hatte längst keinen Theil mehr daran; Spanien war politisch todt, von den rastlos fluthenden Wellen der Gegenwart gleichsam ausgestoßen und durch die fest geschlossene Kette der Pyrenäen von jedem Fortschritte unsers Jahrhunderts abgesperrt. Erst die Septemberrevolution des Jahres 1868 brach den Riesendamm zwischen „diesseits und jenseits der Pyrenäen" und reihte das Scheintodte, fast schon Vergessene wieder dem Kreise der jüngsten und frischesten Lebenserscheinungen an.

Wie man bis dahin diese selbst in ihrem tiefsten Falle noch beachtenswerthe südwestlichste Spitze Europas geflissentlich keines Interesses gewürdigt hatte, so steigerte sich jetzt, in der ersten Ueberraschung dieser eben so unerwartet wie großartig hervorbrechenden Ereignisse, das allgemeine Interesse daran weit über deren eigentlichen Werth und Bedeutung. Ein Extrem führt leicht zum andern: was man früher unterschätzt hatte, wurde nun überschätzt. Man erwartete von der spanischen Revolution nicht nur eine Regeneration des eigenen Landes, sondern eine politische Wiedergeburt ganz Europas; man hoffte, das spanische Volk werde fortan, ein leuchtender Stern, den übrigen Völkern den Weg zeigen zu dem politischen Ideale einer Föderativrepublik. — Unkenntniß mit den spanischen Verhältnissen, um die man sich bisher zu wenig bekümmert hatte, ließ dabei den gewichtigen Umstand übersehen, daß auch diese letzte spanische Umwälzung, obwohl von ungleich größerer Tragweite als alle früheren Revolutionen, dennoch eben so wie jene nicht aus dem Kerne des Volkes, aus dem einmüthigen Willen und innersten Bedürfnisse der Nation hervorgegangen, sondern von der Unzufriedenheit einzelner Generäle vorbereitet und vom Militär ausgeführt worden war. Die Schlacht von Alcolea war geschlagen, der Sieg der Freiheit entschieden, noch ehe das Volk recht zum Bewußtsein gekommen, und sein erster Ruf: abajo los Borbones! (nieder mit den Bourbonen!) folgte der flüchtigen Königin bereits über die französische Grenze nach. Eine Revolution aber, die vom Militär ausgeht, kann nie zur wahren Freiheit führen; Volksrechte, die nicht im Volke selbst wurzeln, sondern auf der Spitze der Bayonnette tanzen, sind unhaltbar, weil jedem Spiel der Lüfte preisgegeben. Daher denn auch der jetzt so wenig befriedigende Ausgang einer so glorreich begonnenen Revolution! Statt der stolzen Republik, die eine Musterrepublik an innerer Kraft und Einheit werden sollte, ein bettelhaftes Königthum, für das man an ausländischen Höfen oder unter geächteten Prinzen einen Candidaten sucht!

Die monarchische oder republikanische Regierungsform jedoch ist es, welche zunächst über das Schicksal Spaniens entscheiden wird; denn es handelt sich dabei nicht um die Form, sondern um die wichtigere Frage der innern Verwaltung und endlichen Ausmerzung jener uralten Krebsschäden, die in Folge einer langen Reihe schlechter Regierungen sich so tief in das innerste Lebensmark dieses Landes eingefressen haben, daß nur ein radicaler Umsturz aller Verhältnisse, eine völlige Umgestaltung des bestehenden Regimes, wie sie nur durch die Republik möglich ist, nicht langsame Verbesserungs- und Heilungsversuche, hier Rettung bringen können.

Zu diesen Grundübeln gehört vor allen das schändliche Defraudationssystem, das alle Schichten der Gesellschaft durchdringt, aus jeder noch so gerechten oder ungerechten Sache einen Gegenstand der Speculation macht, und diesen Handel mit einer Ungenirtheit und Oeffentlichkeit betreibt, die jedem Ehr- und Schamgefühle Hohn sprechen. Das Gesetz ist hier nichts; ein sogenanntes „empeño" Alles. Dieses unselige Wort, das „Verwendung, Fürsprache", gewöhnlich irgend eine widerrechtliche Rechtsverdrehung bedeutet, ist der eigentliche sittliche und materielle Ruin des Landes, an dem

alles Recht und alle Freiheit scheitert. Ehe dieses Wort nicht aufgehört hat, einer der wichtigsten Hebel am Rade des spanischen Staates zu sein, und eine neue Revolution zugleich mit dem morschen Königthume das Land auch von seinem faulen Beamtenwesen säubert, ist alles Blutvergießen auf dem Schlachtfelde und alles Debattiren in den Cortes umsonst, kein Gedeihen im Innern, kein Heil nach außen möglich. So lange der Beamte, vom Ministerpräsidenten bis herab zu dem untersten Thürsteher, nicht wirklicher Staatsdiener ist, d. h. in einer auf Arbeit, Kenntniß und treuer Pflichterfüllung fest begründeten Stellung, die das eigene Verdienst ihm erworben hat und nur die eigene Schuld ihm wieder verwirken kann; so lange der Beamte im Gegentheile sich nur als einen willkürlich vom Staate Bediensteten betrachtet, der eben so verdienstlos, Dank irgend einem günstigen „empeño", höhern Orts in eine gerade vacante Stelle eingeschoben wurde, wie er vielleicht morgen schon eben so willkürlich und unverschuldet, kraft irgend eines ihm feindlichen Einflusses, aus derselben Stelle wieder herausgeworfen wird, — so lange bleibt das Land dem Wucher verfallen, der, ganz einerlei unter welcher Firma, eben so jede staatliche Freiheit wie jedes individuelle Recht verschlingt.

Bekannt ist, wie jeder Ministerwechsel in Spanien — ein Schauspiel, daß sich alljährlich ein, auch mehrere Male wiederholte — stets den Sturz sämmtlicher Beamten nach sich zog. Allein hierzu bedarf es nicht einmal einer politischen Krisis: um einen spanischen Beamten seines Amtes zu entsetzen, dazu genügt schon, daß irgend eine einflußreiche Persönlichkeit dieses Amt gerade für sich oder einen ihrer Freunde brauchen könnte. — Was Wunder also, wenn jeder nur danach trachtet, die auf so zweifelhafte Weise und für noch zweifelhaftere Zeit erlangte Anstellung in kürzester Frist möglichst auszubeuten! Kein Mittel ist dafür zu schlecht, keines, dessen man sich vor dem Auge der Oeffentlichkeit zu schämen hätte. Den Staat und seine Mitmenschen im eigenen Vortheile zu betrügen, gilt dem spanischen Beamten nur als ein nothwendiger Act der Selbsterhaltung, und wer die Gelegenheit nicht nützt, ist in der öffentlichen Meinung ein „tonto" (Dummkopf). — Was aber nützen die besten Gesetze bei solcher Verwaltung? Was nützt die freieste Constitution bei solch sittlichem Verfalle? — Spanien hatte schon lange vor der Revolution das freieste Gemeinwesen mit einem vom Volke gewählten und von der Regierung fast unabhängigen Bürgermeister, Ortsschreiber und dergleichen, sowie viele treffliche Armengesetze: so z. B., daß jeder Unbemittelte auf Staatskosten Processe führen und dieselben jahrelang und bis in die letzte Instanz verfolgen konnte, eine furchtbare Waffe gegen etwaige Uebergriffe und Erpressungen der Reichen. Allein was nützt es, Processe zu führen und sein gutes Recht durch das Gesetz gewährt zu wissen, so lange der Richter, der endgültig zu entscheiden hat, jeder Bestechung zugänglich bleibt? — Der spanische Staat ist mit einer Fabrik zu vergleichen, in der jeder Arbeiter beflissen wäre, das Oel zu stehlen, welches Maschinen und Räder, die Seele und Bewegung des ganzen Etablissements, in Gang erhalten soll, und leider haben die constituirenden Cortes von 1869 bis jetzt nichts gethan, diesem räuberischen Unwesen zu steuern. Vor allen Dingen haben sie selbst kein Beispiel gegeben, daß sie darin von redlicheren Absichten, edleren Gesinnungen geleitet werden, als ihre Vorgänger früherer Jahre. Die Stellenjägerei und all der Beamtenunfug ist nach wie vor ganz derselbe geblieben und fast eben so arg heute, wie er es unter dem berüchtigten Regime der Narvaez und Gonzales Bravo gewesen, mit dem alleinigen Unterschiede, daß heute diejenigen „cesantes" (abgesetzt) sind, die damals „empleados" (angestellt) waren, und umgekehrt. Die Sache selbst hat sich nicht geändert, und diese Sache ist die Quelle alles Unheils, der ewige Fluch, der auf dem sonst so gesegneten Lande lastet und kein Gedeihen und keine Wohlfahrt aufkommen läßt, trotz all der unermeßlichen Schätze, die eine fast übermäßig verschwenderische Natur in üppigster Fülle auf und in und über diesem Stück Erde angehäuft hat. Wenige Jahre einer vernünftigen und namentlich rechtlichen Bewirthschaftung dieser Güter würde Spanien bald wieder zu einem der reichsten Länder Europas machen und das jetzige Deficit der Staatscasse in einen Ueberschuß umwandeln. Allein abgesehen von dem gänzlichen Mangel industrieller Betriebsamkeit — das einzige sehr industrielle Catalonien ausgenommen — liegt auch ein großer Theil der Reichthümer brach, die bei der Schöpfungsgeschichte diesem Boden als ewiges und ureigenes Erbe mitgegeben worden sind, die fruchtbarste Erde, die köstlichsten Metalle und eine Fülle mächtiger und heilsamer Quellen. Keine dieser so segensreichen Bodenbedingungen ist ihrem Werthe entsprechend ausgebeutet, keine liefert darum heute auch nur annähernd den Ertrag, den einst die intelligenteren und rührigeren Araber daraus zu ziehen wußten.

Sie verstanden es, durch kunstvolle Bewässerungsanstalten der Dürre der heißen Sommermonate vorzubeugen, und ihre weitverzweigten Canäle leiteten die Fruchtbarkeit der Ebene bis hinauf auf die höchsten Spitzen der jetzt meist trocken und kahl daliegenden Hügel. — Zahllose Gänge führten in das Innere der von edlen Metallen strotzenden Berge und förderten unermeßliche Schätze an das Tageslicht, während heute die meisten dieser Minen brach liegen, ganz verlassen oder so schlecht und betrügerisch bewirthschaftet sind, daß ihr Ertrag nur in den seltensten Fällen die Betriebskosten deckt. Der reichen „mineros" (Minenbesitzer) werden immer weniger, und selbst da, wo die Minen so ergiebig sind, daß sie, wie die berühmten Kupferminen von Rio-Tinto, noch heute als ein wesentliches Contingent zum Staatsschatze betrachtet werden, liefern sie nicht 20 Procent dessen, was nach dem einstimmigen Urtheile aller Sachverständigen, bei nur einiger Sorgfalt, zweckmäßiger Ausbeutung und redlichem Betriebe daraus erzielt werden könnte. —

2. Die Mineralquellen und Bäder des Landes.

Am traurigsten steht es mit jenem unversiechbaren Reichthume Spaniens, der nicht wie die metallenen Schätze endlich zu erschöpfen ist, oder weil tief in den Eingeweiden der Erde verborgen, den Suchenden leicht auf Irrwege leiten oder mit falschem Scheine täuschen kann, sondern der, wie viel auch ausgebeutet, immer wieder mit gleicher Mächtigkeit sich einstellt, und schon fertig aus der Schale springt, noch ehe man sein Dasein geahnt, bei dem es nur darauf ankommt, ihn zu fassen und zu nützen: ich meine die vielen, so reichhaltigen und bedeutenden Mineralquellen, mit denen dieses Pyrenäeneiland, wie vielleicht kein anderes Land der Erde, verhältnißmäßig zu seinem Flächenraume, gesegnet ist. —

Schon Pedro Gomez Bedoya in der Vorrede zu seiner 1765 erschienenen „Universalgeschichte der Mineralquellen Spaniens," ein für jene Zeit und die so kärglich ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel sehr bedeutendes Werk, deutet auf 2000 Mineralquellen, von denen er Notiz genommen habe, und obwohl leider von dem zu sechs Bänden angelegten Werke nur die zwei ersten Bände mit genauerer Angabe und theilweiser Analysirung von 214 dieser Quellen vollendet und dem Drucke übergeben worden sind, so war Bedoya doch ein solch zuverlässiger Arzt und gewissenhafter Schriftsteller, daß an der von ihm aufgestellten Zahl nicht gezweifelt werden darf. — In dem 1844 in Frankreich veröffentlichten „Compte rendu des travaux des ingénieurs

des mines“ werden die bis da in Frankreich bekannten und in medicinischem Gebrauche stehenden Mineralquellen auf 864 angegeben, während in Spanien heute dieselben Quellen die Zahl von 1200 übersteigen; eine Mehrzahl, die um so bedeutender wird, wenn man bedenkt, daß die Quellen in Spanien sich auf 14,853, in Frankreich auf 17,280 Quadratlieues Flächeninhalt vertheilen. Davon kommt wieder die bei weitem größere Zahl auf die Provinz Guipúzcoa: 55 Badeorte mit 84 Quellen. Dieser zunächst stehen die Provinzen Granada: 29 Badeorte mit 65 Quellen, und Malaga: 31 Badeorte mit 58 Quellen. Die an Mineralwasser ärmsten Provinzen der Halbinsel sind: Avila, Huelva und Soria, 3, 6 und 7 Quellen.

Doch nicht nur die überwiegende Zahl ist es, durch welche Spanien als das an Mineralwassern reichste Land Europas betrachtet werden muß, sondern mehr noch durch die ungeheure Mächtigkeit und oft fast ans Wunderbare grenzende Heilkraft der meisten dieser Quellen. — Wenn nun trotzdem die Mineralquellen Frankreichs, zu denen alljährlich nicht nur die Franzosen selbst, sondern Tausende und aber Tausende von Fremden wallfahrten, dem Lande einen Reichthum abwerfen, der in keinem Verhältnisse steht zu dem kärglichen Ertrage derselben Quellen in Spanien, so liegt dies doch wohl hauptsächlich nur an der trefflichen Einrichtung auf der einen und der schauderhaften Bewirthschaftung auf der andern Seite. — Um hiervon treffende Bilder in schärfsten Contrasten dicht neben einander zu haben, muß man die oft nur durch einen schmalen Bergrücken geschiedenen Bäder diesseits und jenseits der Pyrenäen in Augenschein nehmen. Während auf französischer Seite bequeme Wagen auf ausgezeichneten Straßen den Reisenden an den Ort seiner Bestimmung bringen, der, wenn noch so hoch oben zwischen ödesten Felsen gelegen, Alles bietet, was ein verwöhntes Menschenkind an Luxus und Bequemlichkeit sich nur wünschen mag, muß auf spanischer Seite der Kranke, nicht selten auf den Rücken von Esel oder Maulthier festgeschnallt, längs steilen Gebirgspfaden hintraben oder über steinige Landwege sich holpern lassen; denn selten nur führt eine fahrbare Straße nach den etwas entlegeneren Badeorten, und wo dies der Fall ist, sind diese Straßen meist in so defectem Zustande und die Fahrgelegenheiten so lüderlich, daß der Leidende, um die kranken Glieder zu heilen, stets den Bruch der ihm noch übrigen gesunden riskirt. Langt er dann endlich nur zusammengerüttelt, nicht auch zerbrochen bei der Quelle an, so trifft er zwar diese, aber oft auch nur diese; was er sonst an Lebensannehmlichkeiten, selbst Lebensbedürfnissen zu finden hoffte, wäre umsonst. Nicht nur der verwöhnte Sohn Albions, der so gern die französischen Pyrenäenbäder aufsucht, würde entsetzt aus solch spanischem Paradiese zurück in den Comfort seiner nebeligen Heimath flüchten, sondern auch manche anspruchslosere Touristen würden nicht anspruchslos genug sein, um sich darin behaglich zu fühlen.

Ich nannte die spanischen Pyrenäenbäder, weil sie als vergleichendes Beispiel mit denselben Bädern Frankreichs diesen am nächsten liegen; aber gerade diese Bäder sind es, wie überhaupt die der nördlichen Provinzen, gleich den in nächster Nähe der Hauptstadt Madrid gelegenen, welche von allen noch am besten bestellt sind. In einigen derselben, wie Trillo, Sacedon, Caldas de Montbuy, Esparraguera, Alhama de Aragon und mehreren der baskischen Provinzen, finden sich sogar, wenn auch ohne den raffinirten Luxus unserer großen Bäder, zweckmäßige Badeeinrichtungen, Gasthäuser, Restaurationen und Bedienung, etwa in der Weise unserer kleineren Schwarzwaldbäder.

Ganz unmöglich aber für unser an civilisirte Zustände gewohntes Vorstellungsvermögen sind die Bäder gerade der schönern und an den wirksamsten Mineralquellen reichern südlichen Hälfte des Landes, des prächtigen Andalusiens. Es ist, als ob hier auf diesem von der Natur so überschwenglich gesegneten Stück Erde die Menschen nur beflissen wären, dem ihnen von Himmel und Erde gebotenen Glücke Einhalt zu thun, damit es sie nicht zu übermüthig mache. Allein die Natur, wie es scheint, ermüdet nicht, sonst wäre sie wohl längst da erlahmt, wo man alle Arbeit ihr allein überläßt.

In der kleinen Provinz Granada allein werden 29 in medicinischem Gebrauche stehende, theils heiße, theils kalte oder lauwarme Mineralquellen genannt, von denen mehrere sehr bedeutend, drei derselben aber von einer geradezu ans Wunderbare grenzenden und mit keiner sonst mir bekannten europäischen Heilquelle zu vergleichenden Wirksamkeit sind: Graëna, Alhama und Lanjaron. Die beiden ersteren heiß, die eine 32, die andere 36° R., entsprechen in ihrer medicinischen Anwendung etwa unseren Bädern Wildbad und Wiesbaden, also gegen Gicht, Rheumatismen, Lähmung und veraltete Wunden; nur daß die Wirkung der spanischen Quellen ungleich rascher und intensiver erfolgt, als die der genannten deutschen Bäder. Ich selbst habe an beiden Orten, Graëna und Alhama, die überraschendsten Resultate beobachtet. Menschen, die gänzlich gelähmt auf Tragbahren ins Wasser gebracht werden mußten oder mühselig an Krücken sich hinschleppten, erlangten schon nach wenigen Bädern ihre selbständige Bewegung wieder und kehrten nach Ablauf der Saison, die sich hier gewöhnlich auf 8 bis 10 Tage reducirt, in denen täglich zwei Bäder genommen werden, vollständig hergestellt, ohne jede fremde, weder menschliche, noch hölzerne Stütze wieder heim. (Schluß folgt.)

Erforschung der Mongolei durch russische Reisende.

Die Mongolei als Durchzugsland. — Urga, Hauptstadt der Chalchas. — Der Guison Tamba als geistliches Oberhaupt. — Die Stadt Tolon nor und ihre Metallgießereien. — Schischmareff's Reise nach Uliassutai. — Die chinesische Regierung und die Mongolen.

Von Seiten der Russen werden nicht bloß die neuerworbenen Gebietstheile in Innerasien erforscht; sie sind auch eifrig bemüht, die angrenzenden Länder genauer kennen zu lernen. Unter diesen hat die Mongolei seit etwa zehn Jahren eine gesteigerte Bedeutung gewonnen, weil sie seit den jüngsten mit China abgeschlossenen Verträgen ein Durchzugsland geworden ist. Die Postverbindung zwischen Irkutsk in Sibirien und Peking in China ist geregelt, der Dienst wöchentlich, und man hat Vorbereitungen getroffen, um demnächst beide Punkte auch telegraphisch zu verbinden. Die Reisenden finden von den chinesischen Behörden keine Hindernisse mehr und können sich in aller Freiheit bewegen.

Die russische Regierung geht klug zu Werke; sie thut Alles, um mit den Mongolen ein freundliches Einvernehmen

zu unterhalten, und es ist ihr gelungen, das wichtigste Volk, die Chalchas, das zahlreichste und mächtigste unter allen Mongolen, sehr günstig für sich zu stimmen. Seit 1861 hat sie in der Hauptstadt der Chalchas, in Urga, ein Consulat, dessen Verweser ein äußerst tüchtiger Mann, Herr Schischmareff, ein begeisterter Freund der Wissenschaft, ist. Wir haben dieses Mannes und seiner großen Verdienste schon früher einmal lobend erwähnt, als wir Alexander Michie's Reisen durch die Mongolei schilderten („Globus" VII, S. 35). Der englische Reisende sprach beim Russen vor und wurde gastlich empfangen.

Michie wunderte sich im Jahre 1863, weshalb Rußland ein so kostspieliges Etablissement in Urga unterhalte, wo es doch, wie der Engländer meinte, „gar keine Interessen zu beschützen habe". Wir unsererseits bemerkten dazu: „Schon ein Blick auf die Karte zeigt, daß Urga, als Hauptstadt der Chalchas und als Sitz eines buddhistischen Hierarchen, ein äußerst wichtiger Punkt ist. Es kann gar nicht fehlen, daß dieses mächtigste unter den mongolischen Völkern im Fortgange der Zeit mehr und mehr von den Russen abhängig wird."

Was nun Urga betrifft, so bedeutet das Wort so viel wie Lager; die Mongolen bezeichnen aber die Stadt als Ta kuren, d. h. großer eingefriedigter Ort; die Stadt hat eine hübsche Lage auf einer Hochebene, auf welcher die Menschen zerstreut wohnen. Regelmäßige Straßen sind nicht vorhanden; zwischen den verschiedenen Wohnungen laufen krumme Gänge hindurch. Die Mongolen wohnen auch hier in der „Stadt" in Zelten, deren jedes mit Pfahlwerk umgeben ist. Als Häuser kann man nur die Wohnungen der wenig zahlreichen Russen und Chinesen bezeichnen, dann auch die Tempel und die Klöster. Unter letzteren ragt allen übrigen voran das Kuren, große Kloster, des Guison Tamba, des höchsten Lamas der Mongolen. Dieser steht, als fleischgewordener Buddha, und als Kutuktu (Stellvertreter des Dalai Lama) in der größten Verehrung bei allen mongolischen Völkern. Lhassa in Tibet und Kuren in der Mongolei sind für die Buddhaverehrer, was Mekka für die Mohammedaner ist. Der Guison Tamba oder Kutuktu kann niemals sterben, denn die Seele dieses Lamapapstes wandert in einen andern Leib. Er ist auch der eigentliche Herrscher aller Chalchasstämme und deshalb von der chinesischen Regierung allzeit sorgfältig überwacht worden.

Ich schicke diese Notizen voraus, weil sie für den Leser zur Erläuterung eines Berichts dienen können, welcher in der St. Petersburger geographischen Gesellschaft abgestattet wurde. Derselbe bezieht sich auf eine Reise, welche Schischmareff im Jahre 1868 nach Uliassutai in der westlichen Mongolei unternommen hat. Seit 1861 sind von Urga aus manche Wanderungen unternommen worden. Im Jahre 1863 ging General von Helmersen von dort nach dem Kosso Gol (Gol bedeutet See), der im Nordwesten liegt; Schischmareff ging 1864 nach den Quellen des Onon, also nach Nordosten. Dieser Fluß entspringt im da-urischen Alpenlande; er vereinigt sich bei Nertschinsk mit der Ingoda, und beide bilden dort die Schilka, einen der beiden oberen Hauptarme des Amur (der andere ist der Argun). Urga war auch Ausgangspunkt für die Handelsexpedition des Kaufmannes Golowkin nach Dolon nor (Tolon nor), also nach Südosten hin. Diese Handelsstadt liegt in der südlichen Mongolei und unterhält lebhaften Verkehr mit den nordwestlichen Provinzen Chinas. —

Der Lazarist Huc, welcher 1845 auf seiner Wanderung nach Lhassa in Tibet in diesen schwerlich je zuvor von einem Europäer besuchten Ort kam, entwirft ein sehr anschauliches Bild von derselben, das uns zeigt, wie es in einer solchen mongolischen Stadt aussieht.

Tolon nor (d. h. die Sieben Seen) ist nicht mit einer Mauer umgeben und bildet eine massenhafte Anhäufung von häßlichen, unregelmäßig vertheilten Häusern. In den Straßen findet man überall Pfützen und Kloaken. Die Fußgänger schreiten zu beiden Seiten, einer hinter dem andern her, den Häusern entlang, auf einer sehr schlechten Steige; Fuhrwerke und Lastthiere halten sich in der Mitte und kommen in dem dicken Schlamm nur mühsam fort. Nicht selten schlägt ein Wagen um, und dann entsteht eine entsetzliche Verwirrung; die Thiere ersticken fast in dem Schlamme, die Waaren werden beschädigt oder von Gaunern gestohlen. Tolon nor ist keineswegs eine angenehme Stadt, die Umgegend durchaus unfruchtbar, der Winter entsetzlich kalt, der Sommer drückend heiß. Nichtsdestoweniger hat sich dort eine große Menschenmenge zusammengefunden, und der Handel wird ungemein schwunghaft betrieben. Russische Waaren kommen von Kiachta her; auf derselben Straße treiben die Mongolen unablässig zahlreiche Herden von Ochsen, Kameelen und Pferden und nehmen als Rückfracht Tuche, Taback und Ziegelthee. Hausirer bieten auf den Straßen ihre Sachen an; der Kaufmann steht in der Bude und ruft mit allerlei Höflichkeitsworten Käufer heran. Roth oder gelb gekleidete Geistliche (Lamas) suchen durch ihre Gewandtheit im Reiten feuriger Rosse die Bewunderung der Leute auf sich zu lenken. Unter den Handelsleuten sind jene aus der chinesischen Provinz Schan si am zahlreichsten vertreten; sie pflegen sich jedoch in Tolon nor nicht dauernd niederzulassen, sondern kehren in ihre Heimath zurück, nachdem sie sich ein Vermögen erworben haben. Auf diesem Handelsplatze werden die Chinesen alle wohlhabend, die Mongolen dagegen richten sich zu Grunde. —

Die Metallgießereien von Tolon nor liefern prächtige Statuen aus Eisen und Erz, die mit vollem Rechte nicht bloß in der ganzen Mongolei, sondern bis in die entferntesten Gegenden von Tibet berühmt sind. Diese Gießerei wird fabrikmäßig im großen Maßstabe betrieben, und versorgt alle buddhistischen Länder mit Götzenbildern, Glocken und Tempelgeräthschaften; Pater Huc sah, daß von dort eine Statue Buddha's nach Tibet abging, mit deren einzelnen Theilen man nicht weniger als 84 Kameele beladen hatte. Sie war das Geschenk eines mongolischen Fürsten für den Dalai Lama in Lhassa. „Wir ließen ein Christusbild nach einem schönen europäischen Modelle gießen; es fiel so vortrefflich aus, daß man Urbild und Abbild kaum zu unterscheiden vermochte. Die chinesischen Werkleute arbeiten rasch, billig und sind außerordentlich willfährig. Von Eigensinn findet man bei ihnen keine Spur; sie richten sich vielmehr gern nach dem Geschmack ihrer Kunden und gehen auf deren Ansichten und Wünsche bereitwillig ein." Tolon nor ist übrigens auch von dem Kosacken Aprelkow 1864, des Handels wegen, besucht worden.

Ueber Uliassutai, d. h. Pappelhain, wußten wir bisher (— nach des Kosacken Pesterew's Ermittelungen —) nur Folgendes: „Die Stadt soll 2000 Häuser in geradlinigen Straßen haben; die Civilbeamten seien Mandschu, die Militärbeamten Mongolen; in der Stadt viele Truppen." Die Stadt war noch von keinem Europäer besucht worden. Nach Schischmareff's Marschroute ist sie 1300 Werst von Urga entfernt. Man kann auf zwei Wegen dorthin gelangen. Die gerade Straße ist sehr beschwerlich wegen der Gebirge und Flüsse; auf derselben werden von der Post nur die Beamten und Eilboten der chinesischen Regierung befördert; sie ist monoton und führt nicht durch fruchtbare Gegenden. Schischmareff schlug einen andern Weg ein; er ver-

folgte von Urga aus am 23. Juli erst die gewöhnliche Straße nach Peking, 15 Poststationen weit, bog dann nach Westen hin ab und erreichte am 3. August die Ufer des Flusses Bajantu. Dieser strömt nach Westen zum Ike aral nor, in dessen Nähe die wichtige Stadt Chobdo liegt. Vom Ufer des Bajantu hatte Schischmareff einen Blick auf das Otchon-Tengri-Gebirge, das mit ewigem Schnee bedeckt ist, und an dessen Fuße die Station Dagan-Deleh liegt.

Uliassutai ist nicht eigentlich eine Stadt, sondern mehr eine Festung von 280 Saschenen Länge und 260 Breite, von hohem Pfahlwerk umgeben und von Soldaten und Beamten bewohnt. Der Handel wird in einer etwa eine Werst entfernt liegenden Ortschaft betrieben, und dort tauschen die chinesischen Kaufleute gegen Baumwollenwaaren, Sammt, Taback rc. Landeserzeugnisse ein, z. B. Leder, Schaffelle, Talg, Rindvieh, Pferde, Büffelhörner und Pelzwerk. Schischmareff schlug bei der Rückreise nach Urga die frühere Route ein, schickte aber einen seiner Begleiter gegen Nordnordwesten hin durch die nordwestliche Mongolei nach Minussinsk am Jenissei im südlichen Sibirien, und damit ist eine neue Marschroute durch eine bisher wenig bekannte Strecke gewonnen worden.

In derselben Sitzung der St. Petersburger geographischen Gesellschaft wurden auch Mittheilungen über den Tod des Oberlamas der Mongolen gemacht. Der Kutuktu (richtiger Chutuchtu) starb im December. Dieser fleischgewordene Buddha wird von den Mongolen hoch verehrt und ist im Grunde genommen ihr oberster Gebieter in allen Dingen. Das Ableben dieses Dschebson Damba Chutuchtu machte einen um so tiefern Eindruck auf die Gläubigen, weil schon seit Jahren an der Südwest- wie an der Südostgrenze der Mongolei die Mohammedaner in großer Bewegung sind und sich, wie in Ostturkestan, vom chinesischen Reiche unabhängig gemacht haben, oder, wie in den westlichen Provinzen, sich in hellem Aufstande befinden. Der verstorbene Chutuchtu war erst 28 Jahre alt; er war der Sohn armer Eltern, die aber sehr reich wurden durch die vielen Opfergaben, welche man ihrem Kinde, dem fleischgewordenen Gotte, spendete. Der Vater des letztern wurde vom chinesischen Kaiser zu einem hohen Rang erhoben, der etwa unserm Grafen entspricht.

Die chinesische Regierung hat, aus politischen Gründen, schon früher ein- für allemal befohlen, daß die Fleischwerdung des Chutuchtu lediglich und allein in Tibet stattfinden solle und müsse. Deshalb soll nun im Spätsommer 1869 eine mongolische Gesandtschaft über Peking nach Tibet abgefertigt werden, um dort einen neuen fleischgewordenen Gott ausfindig zu machen. Es ist aber ungewiß, ob sie, eben in Anbetracht der mohammedanischen Rebellionen, sicher nach Lhassa wird gelangen können, und deshalb fühlen sich Geistlichkeit und Volk in der Mongolei in großer Unruhe. Sie meinen, daß es zweckmäßiger und sicherer sei, einen fleischgewordenen Gott in der Mongolei selber zu suchen. Damit wird sich indessen die chinesische Regierung schwerlich einverstanden erklären, weil ein mongolischer Chutuchtu ihr gefährlich erscheint; er könnte leicht darauf hinarbeiten, seine Landsleute unabhängig zu machen. Ohnehin ist ihr der Einfluß, welchen die Russen auf die Mongolen ausüben, schon jetzt in hohem Grade bedenklich.

Friedrich Whymper's Schilderungen aus dem Innern von Alaska.

III.

Das Frühjahr und die ersten Schwalben. — Stromfahrt und Eisgang. — Flüsse und Gebirgslandschaft. — Handelsverkehr mit den Eingeborenen. — Wie ein indianischer Doctor einem Kranken den Teufel austreibt. — Große Hitze im Juni.

Am 5. April trat das erste Thauwetter in Nulato ein; zwar wurde das Wetter wieder kälter, aber der Frühling war doch im Anzuge. Am 9. April meldeten sich die ersten Fliegen und am 10. fand Whymper die ersten Kätzchen an den Weidenbäumen. Vom 11. bis zum 25. April sank bei gelindem Schneefall die Temperatur von Neuem, doch fiel der Thermometer nur noch selten einmal unter den Gefrierpunkt, und im Vergleiche zu den in den vorhergehenden Wintern gemachten Erfahrungen erschien das Wetter fast warm. Am 28. April kam die erste Gans aus dem Süden angeflogen, am 5. Mai setzte sich das Eis auf dem Nulato entschieden in Bewegung, am 12. zeigten sich die ersten Muskitos, am 13. hielten die Schwalben ihren Einzug, am 19. war voller Eisgang und am 24. Mai endlich der Strom großentheils wieder offen.

Jetzt war Alles Leben und Bewegung: die Russen rüsteten sich zu ihrem Frühjahrshandelszug, und Whymper und seine Genossen zu der lang ersehnten Stromfahrt. Vorräthe und Waaren wurden ausgewählt, gewogen und verpackt, Flinten und Pistolen gereinigt, und Ruder und Bootschaufel dutzendweise fabricirt. An der Baidarre wurden die Felle ausgebessert, in Wasser eingeweicht, eingeölt und an den Näthen mit Fett eingerieben, und am 26. Mai 8 Uhr Morgens trat man die große Flußreise an, zugleich mit den Russen, welche, acht Mann stark, unter der Führung Iwan's ebenfalls stromaufwärts gingen. Sie hatten ein großes Fellboot mit Steuerruder, Mast und Reservesegel und einer Ladung von zwei Tonnen Proviant und Waaren. Whymper's Fahrzeug war viel kleiner, enthielt aber doch 5 Personen, 1 Zelt, Decken, Kochgeräthe und Gewehre, 2 Säcke Schiffszwieback, 150 Pfund Mehl nebst manchem andern Gepäck. Die Mannschaft bestand aus Kuriler, dem indianischen Diener der Partie, als Steuermann, und zwei anderen Indianern, von denen einer den Ingleten, der zweite den Co-Yukons angehörte. Auch ein Segel war vorhanden, doch kein Steuer; Kuriler steuerte mit einem gewöhnlichen Schaufelruder, während er zugleich das Boot mit fortbewegen half. Der Strom war noch immer voll von Eisschollen und Treibholz, was die Schifffahrt sehr erschwerte. Man mußte sich ganz dicht am Ufer halten und häufig hinüber und herüber kreuzen, um in ruhigeres Fahrwasser zu gelangen. Bei diesen Operationen, welche besondere Anstrengungen erforderten, kam man in der Regel immer eine halbe Meile zurück.

„Wie aber — ruft unser Gewährsmann aus — soll ich den ungeheuern Strom beschreiben, einen Strom, den unsere Leute mit dem Mississippi verglichen.“ In

Nulato, 600 englische Meilen oberhalb seiner Mündungen, ist er von Ufer zu Ufer 1¼ Meile breit, an anderen Stellen dagegen breitet er sich zu Lagunen aus, die 4 bis 5 Meilen breit und mit zahllosen Inseln übersäet sind. Seine Nebenflüsse würden in Europa für große Ströme gelten, und ich begreife daher den Stolz, mit welchem die Eingeborenen seiner Ufer betonen: „Wir sind keine Wilden, wir sind Yukonindianer."

Namentlich am ersten Tage wurde die Fahrt durch Baumstämme und Treibeis, die bei den vielen jähen Wendungen des Stromes mit reißender Geschwindigkeit gegen das Canoe geschossen kamen, sehr mühsam und gefährlich. Ein Mann mußte beständig im Bug des Bootes stehen, um mit einer eisenbeschlagenen Stange die Eisblöcke und das Gewirr von Schwemmholz abzustoßen, damit keine Collision erfolge. Man sah, wie gewaltige Bäume unter dem Fahrzeuge der Russen dies auf einen Moment über das Wasser emporhoben, obgleich es wenigstens drei Tonnen wog und acht Mann an Bord hatte. Wären diese Stämme gegen die Wände oder direct gegen den Bug losgerannt, so hätte sich jedenfalls ein ernstes Unglück ereignet. Nicht selten spürte man, wie Eis und Klötze unter den Kiel des Canoes rollten und schrapten, und es war dies ein sehr unbehagliches Gefühl; lag doch nicht einmal die Dicke einer Planke zwischen unseren Schiffsenden und dem Untergang, sondern bloß ein Stückchen Seehundsfell, kaum ein Zehntel Zoll stark! Trotzdem hat ein solches Fellboot sein Gutes; das zähe, biegsame Fell giebt mehrere Zoll nach, ohne daß es nothwendig zerreißen muß.

Am andern Tage kam man an den Co-Yukuk-Fluß und das nach ihm genannte Indianerdorf, passirte kurz darauf mehrere kleinere Indianerlager, und sah sich bald von einer Flottille von Canoes umringt, deren Eigenthümer nach den alljährlichen Handelsversammlungen in Newicargut und Nuclukayette auf dem Wege waren. Diese Boote waren aus Birkenrinde, die ein leichtes Birken- und Weidenholzgestell umkleidete, und variirten in Länge von 8 bis zu 16 Fuß, je nachdem sie auf eine oder auf drei Personen berechnet waren. Die schwanken Barken sind mit den zarteren Wurzelfasern der Sprossenfichte zusammengenäht und mit Fichtenharz calfatert. Bemerkt man ein Leck an ihnen, so geht man ans Land, macht ein kleines Feuer, erwärmt das Harz, von welchem man stets einen Vorrath bei sich führt, kehrt das Canoe um und reibt das flüssige Harz in die Naht ein, bis sie wieder wasserdicht ist. Hier und da erlaubte Whymper seinen Indianern, sobald sie Ermüdung zeigten, mit den Besitzern dieser Rindenkähne zu tauschen, und erhielt sich so die Mannschaft frisch und arbeitsfähig. Dauernde Anstrengung ist nicht Sache des Indianers, doch benahmen sich die Leute besser als man erwartet. Bis zum Fischerdorfe Sachertelontin, an welchem man am 31. Mai vorüberfuhr, reichte die Karte Zagoskin's, der einzige Wegweiser, den man bei sich hatte; von hier an suchte Whymper die Lage und anscheinenden Entfernungen der einzelnen Punkte immer alsbald aufzunehmen und zu verzeichnen.

Am 2. Juni sah man in nordnordöstlicher Richtung hohe Berge aufsteigen, die Sugunoyillakette. Zugleich erreichte man die Mündung eines ansehnlichen Flusses, den Melozecargut (die Endung „cargut" bedeutet im Co-Yukon-Dialekt „kleiner Fluß", weil der Melozecargut dem Yukon gegenüber allerdings nur klein ist). Nachmittags wurde die Luft so warm, daß man mehrere Stunden sich ans Ufer zum Schlafen hinstreckte, und erst Abends die Reise fortsetzte. Folgenden Tags ward zusammen mit den Russen gegenüber von Newicargut, einem der wichtigsten Haltepunkte am Strome, ein Lager aufgeschlagen. In der Nacht erschien der Häuptling der Niederlassung und lud die Gesellschaft in sein Dorf ein. Man folgte der Aufforderung ohne Verzug und grüßte in landesüblicher Weise das Dorf mit einem tollen Durcheinander von Revolver-, Carabiner- und Büchsenschüssen, eine Ehrenbezeigung, welche die Indianer auf das Eifrigste erwiederten.

Man traf etwa 150 Indianer beisammen, Alle höchlichst geschmückt und bemalt und meist mit dem wunderlichen Doppelschwanzrocke bekleidet, dazu mit Perlenschnüren, künstlich gearbeiteten Feuertaschen, Messerscheiden und Gürteln geschmückt. Fast sammt und sonders wohnten sie in selbstgefertigten Zelten von Baumwolldrell oder in offenen Buden, die aus Stangen erbaut und dachartig zusammengebunden waren; grüne Zweige, Birkenrinde und Thierfelle bildeten den Ueberzug dieser leichten Behausungen. Ueberall brannten kleine Feuer, um die Muskitos abzuwehren, denn das Wetter war überaus warm; der Thermometer stand auf + 72° F. im Schatten.

Während die Russen um Biber-, Marder- und andere Pelze handelten, kauften unsere Reisenden 250 Pfund getrocknetes Hirsch- und Musethierfleisch und -Fett ein, desgleichen ein Extracanoe, und engagirten zwei Indianer zu dessen Bemannung; die Barke sollte als eine Art Tender für das andere Canoe dienen. Leider war die Gesellschaft mit Waaren nicht gut versorgt, und doch bedurfte man derselben in ziemlicher Anzahl zu den nothwendigen Zahlungen, den Geschenken an die Häuptlinge u. s. f. Man mußte darum zu diesem Behufe die eigenen Habseligkeiten opfern, und alle irgend entbehrlichen Hemden, Socken, Messer und andere Besitzthümer wurden nach und nach preisgegeben, sogar Handtuch und Seife, ja Whymper's Zahnbürste, nach welcher der Häuptling von Newicargut Verlangen trug. Da er sich bei der Herbeischaffung von allerhand Vorräthen sehr dienstwillig und nützlich erwiesen hatte, mußte wohl oder übel seinem Wunsche gewillfahrtet werden. Künftige Reisende in diesen Regionen mögen hieraus die Lehre ziehen, entweder ihr eigenes Gepäck auf das Alleräußerste zu beschränken, oder alle die kleinen Luxusgegenstände des Lebens gleich zu Dutzenden mitzuführen.

Aeußerst merkwürdig und wunderlich war das Gebahren eines indianischen Arztes, das man in Newicargut zu beobachten Gelegenheit fand. Eine Gruppe von Indianern umringte den Patienten; in ihrer Mitte glimmte ein schwaches Feuer. Ein gedämpfter Chorgesang begleitete die sehr complicirten Manipulationen des Arztes, von denen manche sich nicht gut wiedergeben lassen. Jetzt schien er den bösen Geist aus dem Kranken herauszuziehen, mit ihm zu ringen und ihn ins Feuer zu werfen; dann rannte er in simulirtem Schrecken wild davon. Endlich hatte er ihn in seiner Gewalt, und gesticulirte und stöhnte, bis ihm Schaum aus dem Munde drang; dabei erging er sich ununterbrochen in einem Recitativ, das kunstvoll mit dem Chore zusammenstimmte. Zuletzt wurde die Vorstellung heiterer, der Chor lauter und lebendiger; man glaubte ohne Zweifel den Patienten nunmehr von seinem Dämon erlöst, und er humpelte von dem Schauplatz. Im Allgemeinen sahen die Indianer jetzt im Sommer eigenthümlich hager und verfallen aus, was offenbar von ihren unaufhörlichen Debauchen herrührte. Sie tanzten, sangen, schmausten beständig und schliefen nur wenig. Das Tageslicht des kurzen Sommers verscheucht den Schlaf, der sich bloß einstellt, wenn man durch und durch erschöpft und müde ist, und die Indianer schienen diese Einwirkung zu fühlen.

Am 5. Juni ging man wieder zu Schiffe, konnte aber nur bis zum Nachmittage fahren, weil die Hitze hier unter der Breite der Behringsstraße nahezu 80° F. im Schatten erreichte und durch den unvermittelten Uebergang aus der

intensivsten Winterkälte noch viel empfindlicher wurde. Hätte man nicht gern die Russen so weit wie möglich begleiten wollen, so würde man längst bloß die Nacht zur Reise benutzt haben, allein diese zogen aus unbekannten Gründen den Tag vor, und so hatte man viel Schweiß und Ungemach zu erleiden. Noch am nämlichen Abend sollte man durch eine interessante Begegnung überrascht werden. Etwas weiter unten sah man nämlich am Ufer ein großes helles Feuer, und da die Indianer selten ein solches entzünden, sondern, selbst im Winter, lieber bei ein paar elenden Holzstöcken oder Reisigbündeln frieren, so war man sofort überzeugt, daß man sich einem Lager weißer Reisender näherte. Man landete also, lief zu der Stelle hinauf und traf dort einen Deserteur von der Hudsonsbai-Compagnie. In Begleitung eines Indianers war er den Strom so weit herabgekommen, da schlug sein Canoe um und seine wenige irdische Habe, einschließlich seines Gewehres, versank im Wasser. Sich fest an das Canoe klammernd, hatten die beiden Männer es ermöglicht, ans Ufer zu gelangen, und trockneten sich nun ruhig die Kleider, in Erwartung, daß schon irgend eine Wendung zum Bessern für sie kommen werde. Natürlich fraternisirte die Gesellschaft mit den Schiffbrüchigen und versah sie mit dem Nothwendigsten. Der arme Mensch war seit langer Zeit im Dienste der Compagnie gewesen, hatte viele, viele Jahre ein Leben voller Mühsal und Entbehrung geführt und eine ihm in Fort Yukon widerfahrene — vielleicht auch nur eingebildete — Unbilde hatte ihn zu dieser schwierigen Flucht verleitet. Nachmals erfuhr man, daß er St. Michael glücklich erreicht hatte und von dort zu Schiffe entkommen war.

Aus allen Erdtheilen.

Die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten.

Das Wachsthum der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten ist gegenwärtig größer wie in jeder frühern Periode. Im Jahre 1831 wurde die erste Eisenbahn für Personentransport gebaut, und wie sehr dieselben zugenommen haben, mag aus folgender Tabelle ersehen werden:

Jahr:	
1831	23 Meilen
1836	1273 „
1840	2848 „
1845	4633 „
1850	9020 „

Im Jahre 1869 sind weit über 43,000 Meilen Eisenbahnen im Betriebe.

Pennsylvanien ist gegenwärtig in Bezug auf Eisenbahnen der Bannerstaat, wie aus folgender Tabelle zu ersehen, die indeß nur solche Staaten aufzählt, welche über 1000 Meilen Eisenbahnen besitzen:

Pennsylvania	4400 Meilen	Missouri	1400 Meilen.
Illinois	3450 „	Virginia	1480 „
Ohio	3400 „	Tennessee	1440 „
Neuyork	3400 „	Wisconsin	1250 „
Indiana	2650 „	Michigan	1200 „
Iowa	1550 „	Nord-Carolina	1100 „
Georgia	1530 „	Süd-Carolina	1090 „
Massachusetts	1150 „		

In Neuyork werden gegenwärtig große Eisenbahnstrecken gebaut, und dieser Staat wird wohl demnächst Pennsylvanien den Rang ablaufen.

Die unermeßliche Wichtigkeit der Eisenbahnen mag aus einem Vergleich des in ihnen und in den Banken angelegten Capitals ersehen werden: In den 1600 Nationalbanken waren im Jahre 1869 angelegt 426,000,000 Dollars, in den 240 Staatsbanken 67,000,000 Dollars, im Ganzen also 493 Millionen Dollars. Dagegen kosten die in den Vereinigten Staaten in Operation befindlichen Eisenbahnen 1870 Millionen Dollars.

Die Erträgnisse der Banken zu 10 bis 12 Procent gerechnet betragen 50 bis 60 Millionen Dollars; die Einnahmen der Eisenbahnen aber beliefen sich im letzten Jahre auf 400 Millionen Dollars (280,000,000 Dollars für Fracht, 120,000,000 Dollars für Passagiere.) — Die Eisenbahneinnahmen sind also um Vieles bedeutender als die Bruttoeinnahmen der Regierung der Vereinigten Staaten.

Die große Ueberlegenheit des Binnenhandels über den auswärtigen Handel mag aus dem Umstande ersehen werden, daß im vorigen Jahre auf den Eisenbahnen und Canälen des Staates Neuyork allein Güter im Werthe von über 1600 Millionen transportirt wurden, während sich der Werth der sämmtlichen Einfuhr- und Ausfuhrartikel nur zu höchstens auf 600 Millionen beziffert.

Mit Großbritannien verglichen, stellt sich die Länge der Eisenbahnen und das darin angelegte Capital wie folgt:

Vereinigte Staaten	43,000 Meilen;	Kosten 1,870,000,000 Dollars
Großbritannien	14,500 „	„ 2,510,000,000 „

In ganz Europa giebt es gegenwärtig 56,700 Meilen Eisenbahnen, welche 7,500,000,000 Dollars kosten.

Stimmung der Chinesen gegen die Europäer.

Wir lesen abermals in englischen Zeitungen, daß dieselbe eine sehr gereizte sei. Es wird aber verschwiegen, woher diese Erbitterung kommt, und wer sie hervorruft. Man sagt den Chinesen alles mögliche Schlechte nach, während man sich selber tadeln sollte. Es giebt keine unverschämteren und widerwärtigeren Gesellen als manche englische Missionäre. Diese Subjecte, welche sich auf Kosten der Armen an Geist füttern lassen, benehmen sich unverantwortlich gegen die Chinesen, welchen sie „das Evangelium der Liebe und der alleinigen Wahrheit" bringen wollen. Wie fangen sie das an? Ich lese in der „Overland China Mail" (vom 19. März 1869), daß solch ein Missions-John-Bull, der in Han Kön sein Unwesen treibt, die Chinesen öffentlich als „eine Nation von Lügnern" gebrandmarkt und sie auch noch mit anderen Scheltworten beleidigt hat. Wenn nun die Chinesen einem solchen Sendboten der Liebe, der als Eindringling in ihr Land kommt, in welchem er nichts zu suchen hat, den gebührenden Denkzettel geben, dann erhebt sich beim frommen John Bull ein Geschrei von Dan bis Berseba gegen die schnöden Barbaren, und die Missionäre verlangen, daß mit Kanonen auf dieselben gefeuert werden solle. So geschah es im vorigen Jahre am Yang tse kiang, und wir haben seiner Zeit diesen brutalen Unfug der Engländer ausführlich geschildert, auch angemerkt, daß derselbe von Seiten der Londoner Regierung scharf gerügt worden ist. Die meisten Wirren, z. B. in Korea, Annam, China ꝛc., entstehen in Folge des Treibens der Missionäre. So war es auch in Abyssinien; der abenteuerliche Kriegszug dorthin hat die englischen Steuerzahler mit einer Summe von 60,000,000 Thalern und mehr belastet, und sie mögen sich dafür bei den Missionären bedanken.

Im Allgemeinen werden solche Missionäre, die nicht mit hochmüthiger Bornirtheit und widerwärtiger Unverschämtheit auftreten, von den Chinesen gut behandelt. In dem jüngsten Blau-

buche über China steht der amtliche Bericht des Viceconsuls zu Tschi fu, Chaloner Alabaster, welcher bemerkenswerthe Angaben enthält. In Tschi fu (— dem wichtigen Handelshafen in der Provinz Schan tung —) sind Missionäre der Londoner Gesellschaft und der Londoner Baptisten. Sie treiben sich nicht im Wohlleben in den Städten herum wie so viele ihrer Collegen, sondern leben in Dörfern. „Dort werden sie nicht im Mindesten belästigt, im Gegentheil, sie haben durch ihre Mäßigung, ihre aufrichtige Frömmigkeit und ihre Wohlthätigkeit großen Einfluß gewonnen. Die Mandarinen sind nicht im Mindesten eifersüchtig auf ihre Erfolge, denn diese Missionäre mischen sich nicht ein in die Verhältnisse zwischen den Bekehrten und den chinesischen Behörden. Auch die Literaten sind ihnen nicht abgeneigt, weil diese Missionäre nicht Sturm laufen gegen die religiösen Ueberlieferungen, welche die Chinesen von ihren alten Weisen und Gelehrten überkommen haben. (— Gewöhnlich eifern die bornirten Sendboten gegen das, was der Chinese so hoch hält, die Verehrung der Vorfahren, den Ahnencultus, als „verblendetes Teufelswerk und heidnischen Greuel", und erbittern dadurch das Volk. —) Die gemeinen Leute haben großes Vertrauen zu diesen Missionären, welche ihnen auch bei Krankheiten hülfreich zur Seite stehen. Ihre Schulen werden fleißig besucht, die Capellen sind am Sonntage stets gefüllt, und so lange sie sich wie bisher verhalten, werden sie auch ungestört bleiben und Erfolg haben."

Man sieht aus diesem amtlichen Berichte, daß die Chinesen sich anständig benehmen, wenn von Seiten der Missionäre ein Gleiches geschieht. Wir wollen übrigens hervorheben, daß die Berichte, welche die in unangenehme Händel verwickelten Sendlinge in die Welt schicken, durch die Bank einseitig abgefaßt sind, und daß man wohlthut, sich ihnen gegenüber so kritisch wie nur immer möglich zu verhalten. Diese Leute sagen natürlich nur, was in ihren Kram paßt, und waschen sich weiß. Was die andere Partei einzuwenden hat, erfahren wir ja nicht.

Die Einweihung des zweiten Königs von Siam.

In Siam ist die Regierung bekanntlich in den Händen von zwei Herrschern, eines Haupt- oder Oberkönigs und eines Wangna oder zweiten Königs. Diese Einrichtung hat bis jetzt für das siamesische Reich keinerlei Uebelstände oder Verwirrungen herbeigeführt. Als der im vorigen Jahre verstorbene philosophische Mongkut Oberkönig war, bekleidete einer seiner Brüder das Amt eines Nebenkönigs. Dessen Nachfolger ging im Herbst 1868 mit Tode ab, und am 25. November wurde der neue Wangna inaugurirt. Die Feierlichkeiten bei einer solchen Königsweihe sind von eigenthümlicher Art; wir finden dieselben in dem zu Bangkok erscheinenden englischen Blatte „Daily Advertiser" ausführlich beschrieben.

Sie unterscheidet sich wenig von der Krönung (falls dieser Ausdruck erlaubt ist) des Oberkönigs. Der Wangna nimmt zuerst ein Bad; dabei waren die Consuln und manche Europäer zugegen. Sie betheiligten sich an dem großen Zuge, welcher von Fürsten und Edelleuten gebildet wurde und welcher den Wangna aus dem Palaste des Oberkönigs abholte. Der letztere folgte etwa eine Stunde später, und als er erschienen war, begann die Feierlichkeit. Das Badegefäß war von Gold und stand unter einem großen Schirme, welcher sieben Abtheilungen über einander hatte. (— Es ist der Sawetraxat, das geheiligte Symbol der königlichen Würde, gemeint. —) Der Oberkönig goß dem Wangna, der ganz weiß gekleidet war, die ersten Wassertropfen über den Kopf; dann badete er sich selber, und zuletzt trat seine Mutter vor und schüttete ihm Wasser über das Haupt. Dann verließ der Wangna das Bad, man reichte ihm einen Panong (Tuch zum Abtrocknen), und jetzt legte er die nassen Kleider ab, um ein trockenes Gewand anzuziehen. Das Alles geschah vor dem versammelten Hofe mit so vortrefflichem Anstande, daß das Decorum nicht im mindesten verletzt wurde.

Während der Wangna im Bade saß, ertönte die weite Halle von einem musikalischen Lärm; man schlug auf die Gongs und die Trommeln, blies auf großen Seemuscheln, und auch allerlei andere Instrumente wurden in Bewegung gesetzt. Nachdem der Wangna sich in ein Nebenzimmer begeben hatte, um königliche Kleider anzulegen, erschien er wieder, um vom Oberkönige Schwert und Scepter entgegenzunehmen. Dann las ein angesehener Schreiber einen Belehnungsbrief vor und verkündete den Namen, welchen der Wangna fortan führen werde.

Damit war die Hauptfeierlichkeit beendigt, und Alle begaben sich wieder in die große Halle, wo inzwischen ein Festmahl bereitet worden war. Der Oberhofmarschall (der Kalome) ging an allen Tischen umher, um sich zu überzeugen, ob Alles in bester Ordnung sei. Der britische Resident brachte die Gesundheit des zweiten Königs aus, und sie wurde getrunken „in Adam's Ale und in noch kräftigeren Spirituosen".

Man stellte vor dem Dr. Bradley einen großen Kuchen hin, der einen Deckel hatte. Als derselbe geöffnet wurde, sprang eine zahme schneeweiße Taube auf den Rand des Kuchens und blieb ruhig sitzen. Bradley nahm dann die Schüssel sammt dem Kuchen und der Taube in die Höhe und hielt eine Ansprache an die Könige. „Diese Taube ist ein Sinnbild des Friedens, möge sie auch ein glückverkündendes Symbol für Siam sein." Nun flog die Taube fort und setzte sich auf einen Blumenstrauß.

Das Leichenbegängniß des verstorbenen Königs wird in Siam allemal erst nach Ablauf eines Jahres, vom Todestage an gerechnet, feierlich begangen. Dann wird die Leiche in einem für die Verbrennung besonders hergerichteten Gebäude, dem Pramene, in Asche verwandelt.

Eine chinesische Schule in San Francisco.

Seit einiger Zeit sind in Californien Bestrebungen, Schulen für Chinesen zu errichten, ins Leben getreten. Die ersten Versuche dieser Art wurden in den Städten des Innern gemacht, stießen indeß auf heftigen Widerstand. Sowohl in Sacramento als auch in San Jose wurden die Gebäude, welche zu diesen menschenfreundlichen Bemühungen benutzt wurden, von gesetzlosen Haufen angegriffen und den Flammen überliefert. In San Francisco bedrohte man die Personen, die an dem Werke der chinesischen Erziehung thätig waren, nicht nur mit der Zerstörung des betreffenden Eigenthums, sondern sogar mit dem Tode. Dieser Hindernisse ungeachtet unternahmen einige thatkräftige Männer und Frauen die Aufgabe, diese Fremdlinge zu unterrichten, und die Ergebnisse haben bis jetzt ihre Erwartungen bedeutend übertroffen. Am 10. Januar d. J. wurde eine chinesische Sonntagsschule in Verbindung mit Dr. Scudder's Kirche eröffnet. Die Zahl der Schüler war an dem ersten Tage acht, nahm aber beständig zu und stieg einmal auf 127. Der Unterricht wird in der neben der Kirche befindlichen Capelle ertheilt. So groß ist der Lerneifer der Chinesen, daß sie lange vor der Stunde, mit welcher die Schule eröffnet wird, sich in der Nachbarschaft versammeln. Die Thüren der Capelle öffnen sich um halb 1 Uhr, d. h. gerade nach dem Schlusse des Morgengottesdienstes, und obwohl der regelmäßige Unterricht nicht vor 2 Uhr beginnt, so sind doch von der Zeit an, daß die Thüren geöffnet werden, Lehrer zugegen und beginnen ihre Arbeit. Sie unterrichten alle freiwillig. Die Chinesen sind in Classen getheilt und lernen (englisch) Lesen, Rechtschreiben, Rechnen und Erdbeschreibung, je nach ihren Fähigkeiten und Neigungen. Bei einem Besuche der Schule — schreibt ein Berichterstatter — waren wir überrascht, eine so große Anzahl fleißiger Schüler zu sehen, von denen jeder bemüht zu sein schien, die Gelegenheit, die englische Sprache und die Anfangsgründe alles Wissens sich anzueignen, so viel als möglich zu benutzen. Im Allgemeinen zeigten die Zöglinge ein ruhiges und ordentliches Benehmen und gaben die größte Achtung gegen ihre Lehrer kund. Es waren bei unserm letzten Berichte 107 Schüler zugegen. Nachdem der Superintendent die Schule eröffnet hatte, rückten auf das Läuten einer Klingel die Schüler nach der Mitte und Fronte des Zimmers vor, während die Lehrer rechts und links und im Hinter-

grunde Posto faßten. Der Superintendent und seine Gehülfen gaben dann den Zöglingen an der schwarzen Tafel Lectionen im Lesen und Rechtschreiben. Hierauf folgten Gesangübungen. Das abzusingende Lied ist, in großen Buchstaben gedruckt, auf einem Tuch über ein Gestell ausgebreitet, in einer solchen Höhe, daß es von allen Schülern gesehen werden kann. Den Unterricht im Singen leitet Herr Volge, und eine kleine Orgel begleitet den Gesang. Das Lied wird zuerst von den Amerikanern und Chinesen zusammen gesungen und dann von den letzteren wiederholt. Als es von den chinesischen Schülern allein gesungen wurde, wurde jedes Wort klar und deutlich ausgesprochen und vortrefflich Tact gehalten. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Schule bildet die Classe für Geographie. Die Kenntniß, welche die Schüler in diesem Lehrfach an den Tag legten, würde Jedem unglaublich scheinen, der den Fleiß und die Beharrlichkeit des Lehrers nicht kennt. Der Superintendent sagt, er habe nie Schüler gefunden, die gelehriger oder lernlustiger waren. Sein Ziel und das der Lehrer geht hauptsächlich darauf hin, ihnen die Anfangsgründe der englischen Sprache und der Sittenlehre beizubringen, ohne ihren religiösen Vorurtheilen zu nahe zu treten. Unterricht über den letztern Punkt wird später folgen. Als ein Beweis von den Fähigkeiten dieser Schüler, die den unwissendsten Familien der chinesischen Einwanderung angehören, diene die Thatsache, daß sie binnen vier Monaten, bloß durch den Sonntagsunterricht, dahin gelangt sind, ganz fließend englisch zu lesen. Die Schule wird jeden Sonntag Nachmittag geöffnet.

Powell's Erforschung des Green River. Der Rio Colorado, welcher in den californischen Meerbusen mündet und auf einer weiten Strecke die Grenze zwischen Arizona und Californien bildet, ist in seinem untern Laufe bis Colville von Dampfern befahren worden. Er wird aus zwei Armen gebildet, dem Grand River, der seine Quellen in Colorado hat, und dem beträchtlichern Green River, der in Idaho, südlich vom Fremonts Pik in dem Windrivergebirge, entspringt. Beide sind nur erst theilweise näher bekannt; die Erforschung des Green River unternimmt eben jetzt W. H. Powell. Sein erster Bericht ist datirt aus dem Lagerplatz am Red Cañon am Green River, 3. Juli. Wir wollen bemerken, daß viele Flüsse im Westen durch ungeheuer tiefe Schluchten fließen, welche von den Spaniern als Röhren, Cañones, bezeichnet wurden, und deren steile Abhänge nicht selten eine Höhe von 2000 Fuß und mehr erreichen.

Powell's Plan ist, den ganzen Green River bis zur Einmündung in den Colorado und diesen selbst bis zum californischen Meerbusen hinabzufahren. Er schaffte einige, für die äußerst gefahrvolle Expedition besonders eingerichtete Boote nach Green River City, einem armseligen Platze in öder Gegend an der Union-Pacificbahn, und begann von dort am 24. Mai seine Fahrt. Am 27. kam er an der Mündung des Henrys Fork vorüber, der von Westen her fließt, und bekam dann die steilen Mauern der „Flammenden Schlucht" in Sicht; sie bildet den Eingang zum obern Cañon des Green River, der aus rothem Sandstein besteht und 1200 Fuß Höhe hat. Am Ufer wachsen Cotton wood (Pappeln) und Erlen. Dort nahm Powell am 28. und 29. Mai Messungen vor, sammelte Fossilien ꝛc. Der Fluß strömt durch diese enge Schlucht auf einer Strecke von etwa 50 Miles und hat vielfach gar kein Ufer, an das man auch nur einen Fuß setzen könnte. Dann und wann trifft man jedoch auf sandige Uferstreifen, wo dann Pappeln, Erlen und wilde Reben wachsen. Wo das Wasser ruhige Stellen hat, sind wilde Gänse häufig. Vom Eingange her fließt das Wasser eine Strecke weit ganz langsam, wird aber nach und nach rascher und bald nachher reißend wie ein Bergstrom, und dann tritt eine Reihenfolge von Stromschnellen und Katarakten auf; im Bette ragen viele Felsen über den Wasserspiegel empor.

Am 30. Mai war Powell an einer Biegung, welche er Bienenkorbspitze (Beehive Point) benannte, weil die vorspringende Felswand oben gewölbt war und eine Menge höhlenartiger Löcher zeigte. Dort hatten unzählige Schwalben ihre Schlammnester angeklebt; sie selbst nahmen sich, von unten her gesehen, wie ein Bienenschwarm aus. Diesem Felsen gegenüber erhoben sich mehrere Terrassen übereinander bis zu etwa 1500 Fuß; jede derselben besteht aus rothem Sandstein; auf den Flächen und an den nicht steilen Abhängen wachsen Fichten. Einen anmuthigen Anblick gewährte eine Herde von wilden Bergschafen, die auf einer Terrasse von etwa 300 Fuß Höhe über dem Flusse wie in Reihe und Glied stand. Alle Thiere hielten sich ruhig; plötzlich machten sie Kehrt wie eine gut gedrillte Compagnie Soldaten. Sie sind größer als unser Hausschaf; ihr Fleisch ist vortrefflich, aber sie sind schwer zu erreichen.

Am 31. Mai wurde die Fahrt immer schwieriger, denn der mit Felsen gleichsam besäete Strom machte viele Wirbel und die Stromschnellen wurden immer reißender. Ueber manche derselben mußten die Boote vermittelst starker Taue hinabgelassen werden. Am 1. Juni war Powell vor dem ersten wirklichen Katarakt. Dieser Fall war 14 Fuß hoch, und auch hier mußten die Boote an Tauen herabgelassen werden.

Man ist auf weitere Nachrichten über den Fortgang dieser Expedition gespannt.

Aus Südamerika. Die peruanische Regierung hat durch den Ingenieur Nyström die Flüsse untersuchen lassen, welche nach ihrer Vereinigung den Ucayale bilden. Dieser ist unter den oberen Zuflüssen des Amazonas der bedeutendste und auf eine weite Strecke für Dampfer schiffbar. Nyström erforschte die Gegenden am Apurimac, am Urubamba und deren Nebengewässer, um geeignete Ansiedelungspunkte für europäische Einwanderer zu ermitteln, und er fand namentlich das Gebiet auf der Halbinsel zwischen dem Urubamba und dem Tambo gesund, fruchtbar und ergiebig an Mineralien. — Mit dem Bau der Eisenbahnen geht es in Peru vorwärts, namentlich mit jener von Mollendo nach Arequipa; hier werden einzelne Strecken schon von Locomotiven befahren. — Für den Handel mit Guano ist gegenwärtig die Insel Guanape von Bedeutung, seitdem die nördliche der Chincha-Inseln abgebaut ist und die südliche erschöpft sein wird, bevor ein Jahr vergangen ist. In der Mitte des Juni lagen 89 Schiffe bei den Inseln, um Guano zu laden. Uebrigens will die peruanische Regierung noch eine kleine Insel, die nördlich von den Chinchas liegt, in Angriff nehmen lassen.

In Ecuador haben die Priester wieder einmal die Obergewalt in Händen, und deshalb wird gelegentlich wieder eine Revolution zu erwarten sein. Wo der Clerus seinen Willen nicht durchsetzen kann, bereitet er den Regierungen allerlei Verlegenheit, wo er seinen Einfluß geltend machen kann, ist er dem Volke verhaßt. In Ecuador ist Garcia Moreno nicht nominell Präsident, aber factischer Gewalthaber. Am 11. Juli wurde wieder einmal eine neue Verfassung bekannt gemacht; sie ist ein Werk der Priester und kennzeichnet sich dadurch, daß sie bestimmt: „Wer sich nicht zur römisch-katholischen Kirche bekennt, kann nicht Bürger sein oder werden. Jede andere Religion ist verboten."

Die Regierung von Chile hat mit der Geistlichkeit ihre liebe Noth. Wir wollen bemerken, daß überall der Einfluß der Jesuiten sich in höchst verderblicher Weise geltend macht. Die chilenische Verfassung verlangt, daß jeder Geistliche den Eid auf dieselbe leiste. Der neuerwählte Bischof von La Serena weigerte sich dessen, geberdete sich widerspenstig und verweigerte den Gehorsam. Da er die Regierung energischer fand, als er gewähnt hatte, leistete er den Eid, aber — mit „Vorbehalt". Er verpflichtete sich, die Gesetze und die Verfassung der Republik zu befolgen und in seinem Sprengel befolgen zu lassen; wenn aber ein Gesetz der Republik den „göttlichen" Geboten nicht entspreche, so würde er lediglich den letzteren folgen. Dieser jesuitisch-ultramontanen Anmaßung gegenüber erklärte die Regierung: es gebe in Chile kein Gesetz, welches göttlichen Geboten widerspreche, und deshalb habe dieser Vorbehalt des Bischofs ganz und gar keinen Sinn.

Durch die Magellansstraße wird ein Schleppdienst eingerichtet werden, und zwar durch Dampfer, welche in Deutschland gebaut sind. Der erste dieser Schlepper ist am 12. Juli glücklich in Valparaiso angekommen.

In Südchile wird eine Eisenbahn vom Hafenplatz Talcahuano nach Chillan gebaut.

Wachsthum der Stadt Cincinnati in Ohio. Dem jüngst veröffentlichten Adreßkalender zufolge hat diese „Queen City" gegenwärtig 230,000 Einwohner, 5 Bahnhöfe, welche von 13 verschiedenen Bahnverwaltungen benutzt werden; es hat directe Bahnverbindung vermöge zweier Linien mit Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Chicago, St. Louis, Toledo und Lexington. Die Zahl der Kirchen beträgt 119, jene der Hospitäler aber nur 2 und der Waisenhäuser nur 3. Die Stadt hat 4 öffentliche Parks, 5 englische und 2 deutsche Zeitungen, welche täglich erscheinen, 19 Blätter erscheinen wöchentlich, 2 je alle 14 Tage, 20 monatlich und 1 alle Vierteljahr. Die Hängebrücke über den Ohio hat mehr als 2,000,000 Dollars gekostet. Die Handelsbewegung (Ein- und Ausfuhr von Waaren) betrug 1855 schon 105,873,135 Dollars und 1864 war sie schon auf 628,860,362 Dollars gestiegen.

Der Handel von San Francisco hat in dem Finanzjahre vom 30. Juni 1868 bis dahin 1869 folgende Ergebnisse aufzuweisen. Die Waarenverschiffung stellte sich auf einen Werth von 21,844,000 Dollars; davon 10,636,000 für Mehl und Weizen, 297,000 für Wein, 2,378,000 für Wolle, 357,000 für Häute, 268,000 für Leder, 978,000 für Felle und Pelze, 921,000 für Quecksilber.

In den ersten sechs Monaten 1869 liefen Schiffe mit einem Gesammtgehalt von 544,000 Tonnen ein und der Werth der überseeisch eingeführten Waaren betrug mehr als 7,000,000 Dollars. In diesem Halbjahre wurden ausgeführt 8,283,000 Dollars in Goldbarren, 6,188,000 in Silberbarren, 4,445,000 in Goldmünzen und 2,058,000 in mexicanischen Dollars. Während die Ausbeute an edelen Metallen ihren guten Fortgang nimmt, wird Californien daneben mehr und mehr ein Ackerbau- und Gewerbsland.

Schlangenverehrung in den Pyrenäen. Von dem alten Schlangencultus, der weit über die Erde bei Völkern sehr verschiedener Racen verbreitet ist, lassen sich heute noch viele Spuren nachweisen. So werden z. B. zu Luchon in den Pyrenäen am St. Johannisabend lebendige Schlangen im Feuer geopfert. Ein Augenzeuge erzählt (im „Athenäum" vom 24. Juli), wie es dabei im Jahre 1869 gehalten wurde.

„Man verfertigt eine inwendig hohle Säule aus Flechtwerk; sie ist etwa 60 Fuß hoch und wird in der Mitte der Hauptvorstadt aufgestellt. Man bringt an ihr allerlei grünes Gezweig bis zum Gipfel hinauf an; am untern Theile prangen die schönsten Blumen und Zweige von blühenden Sträuchern. Nachdem der hohle Raum mit allerlei brennbaren Stoffen angefüllt worden ist, findet um 8 Uhr Abends eine große Procession statt, an welcher die Geistlichkeit Theil nimmt; die jungen Leute beiderlei Geschlechts sind festlich angeputzt; sie ziehen singend aus der Stadt heraus und stellen sich um die Säule herum auf. Auf den umliegenden Höhen brennen nun die Johannisfeuer. Die Leute haben eine Menge lebendiger Schlangen zusammengebracht, und nachdem diese in die Säule hineingeworfen worden sind, wird diese in Brand gesteckt. Dabei tanzen etwa funfzig Knaben und Männer um die Säule herum und geberden sich dabei sehr excentrisch. Die Schlangen kriechen, der Hitze wegen, mehr und mehr in die Höhe, bis sie ganz oben sind und dort an den Seiten des hier nicht ganz dichten Geflechtes hervorkommen. Während sie im Kampfe um das Dasein vergeblich ringen, jubelt das versammelte Volk. Diese Lieblingsceremonie der Leute in Luchon und der Umgegend findet alljährlich statt und stammt gewiß aus dem hohen Alterthume."

* * *

— Am 5. Juli 1869 feierte man zu Algona im Staate Jowa das Fest der Unabhängigkeitserklärung, bei welchem auch Frauenrechtlerinnen sprachen. Eine derselben, Frau Ingraham, fühlte sich vom Geiste gepackt. Ihr Mann, ein Geldwechsler, nahm ihr den Säugling vom Arme, und obwohl das „Baby" jämmerlich nach der Mutter schrie, bestieg diese das Rednergerüst und hielt eine lange Rede über die Nothwendigkeit der Frauenemancipation. Als sie ihr oratorisches Garn abgesponnen und gegen die Hartherzigkeit der Männerwelt sich rechtschaffen expectorirt hatte, gab der Herr Gemahl ihr das Baby wieder, hocherfreut, eine so „starkgeistige" Ehehälfte zu besitzen. „Die untergeordnete Stellung der Frauen ist eine künstlich gemachte, ist ein Product des frevelhaften Egoismus der Männer, welche Herren spielen wollen; die Frauen werden wie besiegte Feinde und wie Sklavinnen behandelt; das muß aufhören. Die Frauen haben ein Anrecht auf eben so hohen Arbeitslohn wie die Männer. So lange sie diesen nicht in allen Verhältnissen gleichgestellt sind, leben wir im Zustande einer schnöden und kläglichen Barbarei."

— Die Aerzte in Nordamerika haben beobachtet, daß unter den Yankeeknaben unter 14 Jahren der Säuferwahnsinn sehr häufig vorkomme. Zu Richmond in Indiana leidet ein zehnjähriger Knabe am Delirium tremens. — Aus San Francisco wird gemeldet, daß die hoffnungsvolle weiße Jugend sich damit belustige, den Chinesen Cayennepfeffer in die Augen zu werfen. — Am letzten Sonntage des Julimonates sind in den 20 Polizeistationen der Stadt Neuyork 87 Männer und Knaben und 118 Frauen und Mädchen eingesperrt worden — zumeist Betrunkene.

— Der Krieg in Paraguay hat bis zum Juli 1869 der argentinischen Republik nahe an 40,000,000 Dollars gekostet. Brasilien hat nach und nach etwa 140,000 Mann auf den Kriegsschauplatz geschickt; officiellen Angaben zufolge sind mehr als 250,000 Menschen auf beiden Seiten geblieben. Das brasilianische Heer hat in Salto, Concordia und Yuquery ungefähr 8000, in Curupayty und in der Umgegend etwa 40,000 Mann begraben!

— Ein Franzose hat im Staate Tennessee nicht weniger als 5000 Acres Sumpfland gekauft, um auf demselben eine Froschzüchterei in großartigem Maßstabe anzulegen. Er will Memphis und andere Städte mit Froschkeulen versorgen.

— Ein Arzt, Dr. Martin, hat der Pariser therapeutischen Gesellschaft eine Abhandlung eingereicht, in welcher er nachweist, daß die Malaria, die ungesunde Ausdünstung sumpfiger Gegenden, unschädlich gemacht werde, wenn man die auch anderweitig so nützliche gemeine Sonnenblume in großer Menge anbaue.

— Der Robbenschlag bei Neufundland ist im laufenden Jahre sehr ergiebig gewesen. Im Hafen von St. John, der Hauptstadt, waren bis Mitte Mai der Thran und die Felle von mehr als 150,000 Seehunden angebracht worden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Eine Wanderung von Calcutta nach den Tempeln von Dschagganath.

II.

Der heilige Boden in Puri-Dschagganatha. — Buckelochsen. — Affen und Pilger. — Die große Pagode. — Die Bilder der drei Gottheiten und ihre Erneuerung. — Die Mahlzeiten der Götter. — Der heilige Teich. — Die Götterwägen. — Die Priester und ihre Einkünfte.

Puri-Dschagganatha liegt am Ufer des Meeres, und an der Küste rollen die Wogen über untergegangene Städte und Tempel hinweg. In der Stadt und deren nächster Umgebung ist jede Spanne heiliger Boden. Denn an diesem Ruhepunkte empfängt der Geist, wenn alle Hoffnung auf weiteres Erdenleben verschwunden ist, seinen letzten Sonnenblick. So sagen die Braminen.

Außerhalb der Hindustadt liegen viele Bangalos zerstreut, die von Europäern bewohnt werden, theils von Beamten, theils von solchen, die aus Kuttack auf einige Monate dorthin kommen, um die erfrischende Seeluft zu genießen und zu baden. Die Stadt selbst, welche zwischen 5000 und 6000 Häuser zählen mag, ist schlecht gebaut und sehr schmutzig. Die Häuser der großen und langen Straße, welche zur heiligen Pagode führt, sind zumeist mit Fresken in echt indischem Stile bemalt: man sieht Götter, Bayaderen, phantastische Thiere und unzüchtige Bilder, die aber eine religiöse Bedeutung haben.

Sehr lästig sind die geheiligten Buckelochsen, welche sich in den Straßen umhertreiben, und auf dem Marktplatze nach Herzenslust von den ausgestellten Früchten und Gemüsen fressen, was ihnen beliebt und so viel sie mögen. Man darf solch einen zudringlichen Zebu nicht schlagen oder verjagen, denn er steht unter dem besondern Schutze des Gottes, der da ist der Herr und Gebieter der Welt. Weniger lästig sind Schaaren von Affen, die man auf den Dächern und Tempeln und in den Gärten sieht. Auch an diese geweiheten Thiere wird Niemand seine Hand legen. In großen Teichen werden geheiligte Krokodile, in anderen Wasserbecken heilige Fische gehalten und reichlich gefüttert.

Der heilige Tempel ist mit einer Mauer umzogen. Innerhalb derselben befinden sich viele Heiligthümer, welche sich jedoch dem Blicke des Europäers entziehen, denn ein solcher darf die Schwelle eben so wenig überschreiten, wie ein Mohammedaner. Man kann jedoch von außen den Bara-Dewal sehen, diesen hohen Thurm, welcher alle anderen Gebäude überragt; unter ihm sind die Bilder der drei Gottheiten aufgestellt. Unsere Illustration (S. 83) ist genau der Zeichnung (oder vielmehr dem Gemälde) nachgebildet, welche ein indischer Künstler an Ort und Stelle entworfen hat.

Man gelangt durch die große Eingangspforte in ein Vestibul, an dessen Eingang zu jeder Seite die Gestalt eines Ungeheuers Wache hält; eine Art von Löwe mit einer Tiara auf dem Kopfe. Auch sieht man die Sonne und die Planeten, welche überhaupt in keinem Tempel der Landschaft Orissa fehlen. Das innere Heiligthum hat eine Höhe von mehr als zweihundert Fuß, und dort kann der Gläubige fromm sein im Anblicke der Göttergestalten. Er sieht dort Wischnu-Dschagganatha, dessen Bruder Balarana-Mahadeo und beider Schwester, Subadra-Kali. Es sind widerwärtige, aus Holz geschnitzte Büsten. Der „ältere Bruder", Balarana, ist etwa sechs, der jüngere, Dschagga-

Urbild des Dschagganatha-Götzenwagens.

natha, fünf, die Schwester nur vier Fuß hoch. Alle drei stehen auf einer Erhöhung, und vor derselben knieet Garunda, der heilige Sperbergott. Die Augen des Dschagganatha sind rund, jene der beiden anderen oval. Die Götter sind schwarz, gelb und weiß bemalt, die Gesichter unverhältnißmäßig groß, der Leib ist mit buntfarbigen Gewändern bekleidet. Die Arme der beiden Brüder gehen horizontal von den Ohren aus, die Schwester hat keine Gliedmaßen.

Nach Verlauf von allemal 70 bis 80 Jahren werden die alten Götzenbilder entfernt, um neuen Platz zu machen. Die Braminen suchen dann einen Nimbaum (Melia azodorata) aus, auf welchem niemals eine Krähe oder ein Rabe gesessen hat; sie wollen das an gewissen Zeichen erkennen. Nachdem Tischler den Baum in drei rohe Klötze zerschnitten haben, werden aus denselben die Götzenbilder von einigen Priestern hergestellt. Diese verrichten das heilige Werk in geheimnißvoller Abgeschlossenheit. Einer von ihnen nimmt aus dem alten Götzen eine kleine Büchse heraus, in welcher „der Geist" eingeschlossen ist; aber dieser Priester überlebt nie das Jahr, in welchem er das gethan hat; es liegt also hier ein Menschenopfer vor, das insgeheim vollzogen wird*).

Den Götterbildern werden an jedem Tage drei Mahlzeiten vorgesetzt. Mansbach, der vier Jahre lang in Orissa Beamter war, ermittelte, woraus dieselben bestehen: 410 Pfund Reis, 225 Pfund Mehl, 350 Pfund flüssige Butter, 167 Pfund Syrup, 65 Pfund Gemüse, 186 Pfund Milch, 24 Pfund verschiedener Gewürze, 34 Pfund Salz; dazu kommen 41 Pfund Brennöl. Für drei hölzerne, in Monstra verwandelte Klötze ist das vollauf; man sieht, daß die Priester keinen Mangel leiden können. Jede Mahlzeit, welche die Götter einnehmen, dauert etwa eine Stunde. Während dieser Zeit werden die Thüren des Heiligthums verschlossen, und nur einige wenige erprobte Büßer dürfen im Heiligthum zugegen sein. Während der Speisestunde wird draußen für die versammelte gläubige Menge eine schrille und lärmende Musik gemacht.

Diese Menge bietet auf dem Platze vor der Pagode ein

Balarana-Mahadeo. Sebadra. Wischnu-Dschagganatha.
Götzenbilder im Tempel von Dschagganatha.

ungemein buntes Gewirr. Auf einer schwanken, vieleckigen Säule steht das Bild des heiligen Affen Hanuman, welcher im Olymp der Hindus eine Art von Mercur spielt. Zwischen einer Menge von Buckelochsen drängen sich fromme Leute hindurch; in kleinen Hütten aus Baumzweigen liegen völlig nackte Büßer; statt der Bekleidung dient ein Ueberzug von Kalk. Diese Leute brüten stumpfsinnig dahin, sind aber im Innern glückselig, weil sie ja die heilige Pagode schauen. Sie wollen dort ihr ganzes Leben lang bleiben; manche bemalen sich auch Leib und Gesicht mit rothen Streifen, lassen Haare und Nägel wachsen und führen zuweilen wilde Tänze auf. Man möchte sie für toll halten, und verrückt sind sie in der That. Manche durchstechen sich die Wangen mit eisernen Nägeln, andere fangen die Excremente des Buckelochsen auf und beschmieren sich mit dem warmen Zebumiste Gesicht und Leib. Das ist der Gottheit ein Wohlgefallen und dieses steigert sich noch, wenn der fromme Mensch den Urin der geheiligten Thiere trinkt.

Etwa eine halbe Stunde von der Stadt liegt ein heiliger Teich, der stets von Handelsleuten und Pilgern umlagert ist. Auf einer Insel in der Mitte steht ein Lusthaus für den Dschagganath, — ein kleiner Tempel mit Säulen. Dort verbringt in jedem Jahre der Gott einige Tage, um zu baden. Diese ganze Zeit über ist das fromme Volk wie besessen und ergiebt sich dem tollsten Jubel.

Gegen die Mitte des Jahres wird für jeden der drei Götter ein Wagen gebaut. Sie werden in öffentlichem Aufzuge bis Gonditscha Naunr, des Gottes Landhaus, gefahren, und von Kallabethias oder Kulis und von Pilgern gezogen. Diese Gerüste auf Rädern werden am dritten Tage des zunehmenden Mondes im Mai begonnen und müssen im Juni zum Ruth-Feste fertig sein. In alten Zeiten wurden

*) An account, geographical, statistical and historical of Orissa Proper or Cuttak. By A. Stirling, und The history of Puri; with an account of Jagganath etc. by Brij Rishore Ghose, head Clerk. Cuttack 1848. Diese Quellen hat Leopold v. Orlich benutzt in seiner „Culturgeschichte Indiens, herausgegeben von Karl Böttger." Leipzig 1861. S. 184 ff. Vergleiche: Alfred Grandidier: Voyage dans les provinces méridionales de l'Inde, im Le Tour du Monde. Nr. 470 ff.

Eingangsthor zum Tempel des Dschagganath.

diese Wagen sammt den Rädern aus Stein verfertigt, nur die Kuppel war von Backstein. Welch eine gewaltige Menschenmenge war erforderlich, um diese Kolosse mehr als eine Wegstunde weit zu ziehen! Unsere Illustration stellt einen solchen steinernen Wagen dar, der sich noch in den Ruinen von Humpi bei Bidschanaggar vorfindet. (S. 82.)

Der größte Wagen ist 45 Fuß hoch, hat 16 Räder von je 7 Fuß Durchmesser und ein Gerüst von 35 Fuß im Quadrat. Jener des Balarana hat 44 Fuß Höhe, 14 Räder von $6^1/_2$ Fuß, und ein Gerüst von 34 Fuß im Viereck. Das Gerüst ist von einem niedrigen Gitter umgeben; das Götterbild kann durch eine Oeffnung hineingeschoben werden. Während man die Götzen auf den Wagen bringt, macht das fromme Volk einen entsetzlichen Lärm. Bekanntlich erreicht der fromme Pilger einen hohen Grad von Heiligkeit und wandert geraden Weges in den Himmel, wenn er sich von den Rädern eines heiligen Dschagganathawagens zermalmen läßt. Wer mag die Tausende zählen, welche auf diese Weise sich hingeopfert haben? Die britische Regierung trägt Sorge dafür, daß diese Abscheulichkeiten nicht mehr wie sonst im Schwange gehen, aber sie kann doch nicht verhindern, daß fast in jedem Jahre einige Fanatiker sich zermalmen lassen.

Die Verehrung des Dschagganatha reicht hoch in die Jahrhunderte hinauf, und an sein Götzenbild knüpfen sich viele Sagen. Es ist mehrmals im Walde vergraben und wieder hervorgeholt worden, z. B. im Jahre 473 unserer Zeitrechnung vom Radscha Kesari Pat, welcher die Verehrung desselben aufs Neue belebte und den Priestern wichtige Privilegien verlieh. Zugleich mit der Einführung des alten Gottesdienstes wurde für nöthig erachtet, ein neues Bild aufzustellen. Der Radscha selber suchte einen Baumstamm aus, welchen er für geeignet hielt, schnitzte daraus mit eigener Hand den Gott, kleidete und schmückte ihn und brachte ihn dann, nebst den fünf alten Götterklötzen, nach Puri, wo zur Seite des alten, zum Theil vom Sand überdeckten Tempels eine neue Pagode gebaut wurde. In diese setzte der Radscha die Götzen auf ihr Gestell. Er ernannte Beamte für sie, verordnete Feste und wies die Umgegend von Puri weit und breit zum Unterhalte der Götter an; sie wurden Tempelgut. Die gegenwärtige Pagode ist übrigens erst 1198 erbaut worden; auch der Bau der drei übrigen fällt ins zwölfte Jahrhundert oder vielleicht etwas später.

Die pyramidalen Dächer der Gebäude, besonders jene des Bar-Dewal, d. h. des großen Thurmes, sind mit Gestalten von allerlei Dämonen und Riesen bedeckt. Dieselben sind auf das Zierlichste ausgehauen, und auch in den Nischen der äußern Mauer sieht man eben so sorgfältig gearbeitete Sculpturen, die nach unseren europäischen Begriffen sehr unzüchtiger Art sind, keineswegs jedoch nach den religiösen Anschauungen der Hindu. Ein besonderes Symbol des Gottes Siwa ist bekanntlich der Lingam, ein kegelförmiger, glatter Stein, welcher die zeugende Kraft vorstellt. Wischnu dagegen, die erhaltende Macht, wird in menschlicher Gestalt mit einem Kreise von Köpfen und vier Händen dargestellt; er ist so das allsehende und das allwissende Wesen, reitet auf dem Garur, dem Sperbergott, oder sitzt auf einer vielköpfigen Schlange, welche auf dem Wasser schwimmt. Ihm zu Ehren soll der erste Dschagganathatempel erbaut worden sein, etwa 50 Jahre vor Christi Geburt.

Hauptdiener des Gottes sind die Pruttiharris; sie bewachen die sieben inneren Thürme der Pagode, dienen im Tempel den Pilgern als Führer und stellen sie dem Gotte vor, natürlich nicht umsonst. Es giebt etwa vierhundert solcher Priester, von denen stets eine Anzahl in Indien umherwandert, um Pilger heranzuziehen. In manchen Jahren sind nicht weniger als 200,000 nach Puri gewallfahrtet, darunter auch viele Frauen; 1846 hat man mehr als 180,000 Pilger gezählt. In Kuttack hat die englische Regierung ein großes Spital bauen lassen, in welchem stets eine beträchtliche Anzahl kranker Pilger verpflegt wird.

Die Priester haben sehr beträchtliche Einkünfte, denn abgesehen von dem Ertrage der Tempelgüter wirft jedes heilige Fest einen erklecklichen Profit ab, und in jedem Jahre werden nicht weniger als dreiundzwanzig solcher Feste gefeiert. Das des „süßriechenden Pulvers" im Mai dauert 21 Tage, und im ganzen Jahre finden nur wenige Unterbrechungen statt; eine Ceremonie drängt die andere. Die britische Regierung läßt die Tempelsteuern, welche die Gläubigen entrichten müssen, unangetastet, hat aber an manchen heiligen Orten verschiedene Tempelgüter eingezogen; sie läßt indessen den Priestern inen Antheil des Ertrages zukommen. In Puri sind 17 verschiedene Classen der niederen Kasten vom Besuche des Allerheiligsten ausgeschlossen, und die Pilger, denen Zulaß vergönnt ist, werden in mehrere Classen eingetheilt, welche für das Glück, die Klotzgötzen zu sehen, einer verschiedenen Steuerquote unterliegen. Die erste Classe zahlt für 16 Tage 10 Rupien (zu 20 Silbergroschen), die dritte für 4 Tage 2 Rupien. Superstitionen sind eben in allen Erdtheilen und bei allen Menschenracen kostspielig. Der „Weg zum Himmel" ist nicht wohlfeil.

Ein Vorschlag zur Verbindung des obern Nils mit dem Rothen Meere.

Als die Portugiesen die Südspitze Afrikas umschifft und in Ostindien festen Fuß gewonnen hatten, segelten sie auch in das Rothe Meer, knüpften mit den christlichen Beherrschern Abyssiniens Verbindungen an und führten einen erbitterten Kampf gegen die Mohammedaner, welche ihre Nebenbuhler im Handel waren. Der Zug der indischen Waaren ging damals über Aegypten, und Alexandria war der große Stapelplatz, von welchem die Venetianer ihren Bedarf holten. In jener Zeit machten die Portugiesen dem Negus von Abyssinien einen Vorschlag, den Nil ins Rothe Meer abzulenken, damit der Handel Aegypten umgehen könne; der Venetianer Marino Sanudo hob fast gleichzeitig hervor, daß eine Verbindung des Nils mit dem Rothen Meere dem Verkehr in hohem Grade ersprießlich sein müsse.

Wir sehen nun einer Eröffnung des Suezcanals entgegen, und durch die Verbindung zweier Meere wird der lange arabische Golf eine sehr belebte Handelsstraße werden. Er ist fortan als eine große Passageregion für den Verkehr mit Ost- und Südasien zu betrachten, wenn wir auch nicht glauben, daß er die Schifffahrt auf dem Atlantischen Oceane wesentlich beeinträchtigen oder gar, wie behauptet worden ist, lahm legen werde. Man drängt in unseren Tagen förmlich auf die Herstellung nasser und trockener interoceanischer Verbindungsstraßen. Während jene durch die ägyptisch-syrische Landenge nahezu vollendet worden ist, hat man eine Durchstechung der Landenge von Darien wieder aufs Tapet gebracht, und auch den Plan entworfen, einen Canal durch die Landenge von Korinth zu graben. Die atlantisch-pacifische

Weltbahn durch Nordamerika befördert Reisende und Waaren von San Francisco nach Neuyork in sieben Tagen; in Centralamerika wird die Strecke zwischen Aspinwall-Colon und Panama in vier Stunden zurückgelegt. Die Bahn durch Honduras, von Puerto Cavallos am Caraibischen Meere nach der herrlichen Fonsecabai am Stillen Ocean ist in Angriff genommen worden, für jene über den Isthmus von Tehuantepec (Minatitlan-Ventosa) ist neuerdings wieder eine Gesellschaft zusammengetreten, welcher es Ernst mit dem Baue dieses schon seit zwanzig Jahren ventilirten Schienenweges zu sein scheint. In Südamerika sind wenigstens Pläne zur Verlängerung der argentinischen Centralbahn über die chilenischen Andes entworfen worden. In Europa zieht eine ununterbrochene Bahn aus dem Innern Rußlands einerseits bis Brindisi nahe dem ionischen Meere, und andererseits nach Cadiz an den Säulen des Herkules.

Jeder große Verbindungsweg übt von vornherein oder im Fortgange der Zeit einen anregenden und belebenden Einfluß nicht bloß auf das Güterleben allein. Wie tief in das Volksleben eingreifend ist schon jetzt die Wirkung der indischen Eisenbahnen auf die Hindu, und sie ist doch erst in ihren schwachen Anfängen!

Neben den praktischen Bestrebungen tauchen auch phantastische Vorschläge auf. Unter diese rechnen wir den Plan des Herrn Ferdinand von Lesseps, die nordafrikanische Sahara vom Rothen Meere her in einen Ocean, und einen großen Theil des Küstengebietes in eine Insel zu verwandeln. Der alte, unermüdliche Nilkundige, Charles Beke, tritt dieser Phantasie mit nüchterner Prosa entgegen („Athenäum" vom 14. August); seine Einwendungen laufen im Wesentlichen auf Folgendes hinaus.

Das Thal des Nils zieht fast am Rande Ostafrikas nach Süden hin bis zu den großen Aequatorialseen. Durch dieses Thal müßte der Canal des Herrn von Lesseps vom Rothen Meere aus geführt werden, wenn die Sahara vermittelst der Gewässer des letztern überschwemmt werden sollte. Ein offener Durchstich ist aber platterdings unmöglich; also müßte der Canal vermöge eines Tunnels unter dem Nil hinweggeleitet werden. An und für sich genommen wäre die Herstellung eines solchen nicht unmöglich, weil der Nil höher liegt als die Sahara. Seine Höhe über dem Mittelländischen Meere beträgt bei Gondokoro, dem Endpunkte der Schifffahrt, 1911 Fuß, bei Chartum 1082, bei der Einmündung des Atbara 1082, bei Dongola 775, bei Assuan 355, bei Theben 223, bei Kairo 30 Fuß. Die Sahara liegt etwa 100 Fuß niedriger als das Rothe Meer, aber die Herstellung eines Tunnels würde auf geradezu kolossale Schwierigkeit stoßen. Er müßte durch das Gebirge geführt werden, welches sich zwischen dem Rothen Meer und dem Nil erhebt, und die Arbeiten am Mont Cenis würden sich im Vergleiche zu ihm ausnehmen, wie das Durchstechen eines Maulwurfshügels gegen einen großen Berg. Von der nordafrikanischen Küste, z. B. von der großen Syrte in Tripolitanien her, oder vom Golf von Sidra, westlich von Bengasi, ließe eine solche Ueberschwemmung der Sahara sich schon eher bewerkstelligen.

Beke tritt nun mit einem andern Vorschlage auf; er will das Rothe Meer mit Innerafrika in Verbindung bringen, aber nicht, indem er das Meerwasser landeinwärts führt, sondern einen der Hauptzuflüsse des Nils nach dem Meere hinleitet. Er möchte dazu Gewässer benutzen, welche zwischen dem 16. und 19. Grade nördlicher Breite von Südwest nach Nordost strömen; er will einen Theil der Gewässer des Atbara derart leiten, daß eine natürliche Fahrbahn etwas südlich vom Hafen Suakin ins Rothe Meer einmünde.[1] Er hat schon früher einige Mal auf diese „natürliche Wasserstraße" hingewiesen, als er die Lage der alten Stadt Ptolemais Theron zu bestimmen suchte und die Angaben erörterte, welche Artemidorus über „die Gabeltheilung eines Zweiges des Astaboras" uns überliefert hat. Dieser Zweig falle, so sagt der alte Geograph, unweit von Ptolemais ins Rothe Meer, während ein anderer sich mit dem Nil vereinige.

Sir John Bowring erwähnt in einem Parlamentsberichte über Aegypten und Candia schon 1840 einer Angabe Linant's, der zufolge „der Asbarra oder Bahr Mogren ohne Schwierigkeit bis nach Suakin ins Meer geleitet werden könne; er fließe durch sandige Ebenen, und die Reste eines alten Flußbettes oder eines von Menschenhänden gegrabenen Canales von Asbarra bis zum Rothen Meere seien noch jetzt zu erkennen." Im Jahre 1852 gingen de Malzac und Vayssière von Suakin einen Chor oder Wady (trockenes Flußbett) aufwärts nach Fillik in der Provinz Taka. Sie sagen, daß das Hochwasser des Gasch theilweise seinen Abzug nach Tokar finde, in demselben Thalgrunde, welchem entlang sie ihren Weg genommen hatten. Im Jahre 1865 schlug Georg Schweinfurth auf seiner Wanderung von Suakin nach Kassala (der Hauptstadt von Taka) dieselbe Route ein, welche die beiden eben genannten Franzosen funfzehn Jahre vor ihm genommen hatten. Er ermittelte, daß der Gasch ein Zufluß des Wadi Langeb oder vielleicht mit diesem identisch sei. Er verzeichnet den Lauf desselben nach Nordosten hin bis Tokar, ähnlich wie Beke es 1860 auf seiner Karte zur Erläuterung der Angaben des Artemidorus gethan hatte. Ueber die Identität des Wasserlaufes, der von Fillik in Taka bis nach Tokar, und von dort bis zu den Ruinen von Ptolemais Theron und südlich von Suakin geht, könne kein Zweifel sein; er ist die Abzweigung des Astaboras, von welcher vor zweitausend Jahren Artemidor spricht. Es sei demnach kein Grund vorhanden zu der Annahme, daß dieser natürliche Flußlauf nicht in eine Wasserstraße umgewandelt werden könne. Freilich hat der Gasch nur während der Regenzeit Wasser und würde in den übrigen Monaten des Jahres dem Canale keine Speisung liefern können. Man würde das Wasser also vom Bette des Gasch bei Fillik bis zu jenem des Atbara bei Kos Redscheb führen müssen, in diesem Falle jedoch immer genug Wasser haben.

Eine Verbindung zwischen dem Gasch und dem Atbara sei ohne jede Schwierigkeit zu bewerkstelligen. Ferdinand Werne erzählt in seinem Werke über den „Feldzug von Sennaar nach Taka", daß 1840 der damalige ägyptische Statthalter Ahmed Pascha einen Versuch gemacht hat, den Gasch zur Zeit seines Hochwassers in den Atbara abzuleiten, und zwar lediglich vermittelst eines Dammes und eines Grabens, denn das Land bildet eine flache Ebene. Die Sache konnte wegen Widersetzlichkeit der Eingeborenen damals nicht durchgeführt werden. Werne betont indessen, daß sie leicht ausführbar sei. Wenn nun, sagt Beke, der Gasch mit so leichter Mühe in den Atbara geleitet werden kann, so muß sich auch das Umgekehrte bewerkstelligen lassen, d. h. man wird einen Theil der Gewässer des Atbara in den Gasch führen können, welcher dann vermittelst seines untern Laufes, welchen der Wady Langeb bildet, ins Rothe Meer münden würde.

Kos Redscheb, der Ort am Atbara, wird so ziemlich in einerlei Meereshöhe mit Chartum liegen; beide Plätze haben ungefähr dieselbe Breite, der Anfang des Canals würde etwa 1200 Fuß über dem Rothen Meere liegen; er würde etwa 240 englische geographische Meilen lang sein und auf 1200 Fuß einen Fuß Gefäll haben.

Man hat bisher dieses merkwürdige Thal, welches die

Gewässer des obern Nils mit dem Meere verbindet, nur in geographischer und geschichtlicher Beziehung ins Auge gefaßt; Beke hebt nun seinerseits hervor, welche wirthschaftliche und commercielle Bedeutung der Canal haben würde. Es handelt sich darum, eine leichte und bequeme Verbindung aus dem Innern mit dem Meere und dem Suezcanale zu gewinnen. Am 29. Juli hielt in London die „Cotton-Supply Association“ eine Versammlung; in ihr wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß Amerika den Bedarf an Baumwolle nicht werde befriedigen können; Indien sei das Land, welches den Ausfall decken müsse. Man wolle deshalb die indische Regierung dringend auffordern, alljährlich mindestens 10,000,000 Pf. St. zu verwenden, um das Eisenbahnnetz auszudehnen, die Bewässerung zu fördern und dem Anbau der Baumwolle Vorschub zu leisten*). Beke sucht nun den Beweis zu führen, daß die ägyptische Provinz Taka und überhaupt die Gegend am Atbara und Gasch durchaus geeignet seien, jeden Bedarf an Baumwolle, möge derselbe auch noch so hoch sein, zu befriedigen. Darauf habe er schon im Jahre 1852 hingewiesen und 1866 die Sache wiederholt in Anregung gebracht; seine Vorschläge seien indeß unbeachtet geblieben. Aber schon der alte Plinius habe die Baumwolle Oberäthiopiens hervorgehoben. Als 1820 der Baumwollenbau in Aegypten eingeführt wurde, holte man den Samen aus diesen Gegenden, und schon 1823 betrug die Ernte 32,000,000 Pfund. Sie ist die berühmte Jumelbaumwolle, die beste, welche das Land am untern Nil erzeugt.

Vor länger als einem halben Jahrhundert, als Taka noch keine ägyptische Provinz war, wies der berühmte Reisende Burckhardt darauf hin, daß die Gegend am Gasch, welche in jedem Jahre regelmäßig eine Ueberschwemmung hat, nicht minder fruchtbar sei, wie jene am untern Nil; und 1840 hob ein anderer deutscher Reisender, Ferdinand Werne, nachdrücklich hervor, daß dort Baumwolle ein ungemein wichtiger Handelsartikel werden könne. „Wenn man sieht,“ so spricht er, „wie üppig und prächtig diese Pflanze hier gedeiht, trotzdem der Anbau so höchst mangelhaft ist, so kann man sich leicht vorstellen, welche ungeheure Quantität erzeugt werden könnte, wenn derselbe sorgfältig betrieben würde. Hier ist keine regelmäßige Bewässerung nöthig, wie in Aegypten, wo dieselbe so große Kosten und viel Arbeit verursacht, und die Landeseinwohner verstehen schon etwas vom Anbau.

Es kommt nun vor allen Dingen darauf an, diese Baumwollenregion für den Transport zugänglich zu machen, einen praktikabeln Weg nach dem Rothen Meere, also nach dem Suezcanale, zu schaffen. Als Beke 1861 in Aegypten und Syrien war, schlug er für die Strecke, welche er jetzt für den Canal in Aussicht genommen hat, eine Eisenbahn mit platten Schienen vor, eine Pferdebahn; diese läßt er jetzt fallen, weil ein Canal viel weniger kosten würde.

Die Strecke von Chartum bis zum Rothen Meere, 80 bis 90 deutsche Meilen, ist zumeist fruchtbar und gut bewässert, während der Weg nach Aegypten ungleich länger und beschwerlicher erscheint. Der Canal würde für das Sennaar und die umliegende Region den Hauptabzugsweg bilden. Samuel Baker geht eben ans Werk, um den östlichen Sudan „zu erforschen, zu untersuchen und zu civilisiren“. Und auch für diese sudanesischen Gegenden würde der Canal eine viel bequemere Transportstraße bilden, als die Wüste oder der Nil. —

Uns will bedünken, daß diese Vorschläge Beke's Beachtung verdienen. Der Verkehr sucht in unseren Tagen neue Bahnen, welche den Vorzug rascherer Güterbeförderung vor anderen haben. Wenn ein Canal, wie er hier in Vorschlag gebracht wird, ausführbar ist und Wasser genug hat, um das ganze Jahr hindurch gespeist werden zu können, dann kann es nicht fehlen, daß er sehr belebend auf jene innerafrikanische Gegend einwirkt. Freilich beschwert der Suezcanal die Passage mit hohen Abgaben. Wir lesen soeben, daß jeder Reisende eine Canalabgabe von 10 Francs erlegen soll, und daß für jede Tonne Schiffsfracht (20 Centner) eben so viel gezahlt werden muß. Das macht für 100 Tonnen 1000 Francs, für ein Schiff von 2000 Tonnen 20,000 Francs. So viel kosten nicht einmal alle Spesen, welche ein Fahrzeug aus China oder Australien bis Hamburg oder London zu tragen hat, wenn es die alte atlantische Route einhält, auf welcher ohnehin das gefährlichste aller Gewässer, das Rothe Meer, vermieden wird.

*) Allem Anscheine nach werden die Südstaaten Nordamerikas bald wieder mehr Baumwolle in den Handel liefern und jeden Bedarf decken können. Wir haben im „Globus“ wiederholt darauf hingewiesen, daß die Einwanderer aus Ostasien, fleißige, geschickte Leute, an die Stelle des Negers treten werden, auf welchen für die regelmäßige Arbeit kein Verlaß ist. Man wird zunächst etwa 100,000 Chinesen für den Anbau der Baumwolle holen, und späterhin, je nach dem Bedarf, eine noch größere Anzahl. Wir verweisen auf das, was wir (S. 69) über das „Einströmen der Chinesen in das Mississippithal“ mitgetheilt haben. Es handelt sich dabei nicht etwa um eine Wiedereinführung der Sklaverei in verkappter Gestalt, auch nicht um eine Kuliausbeutung wie in Peru, sondern um eine Beschaffung freier Agriculturarbeiter, die sich auf eine bestimmte Zeit gegen festgestellten Lohnsatz zu einer gesetzlich bestimmten Summe von Arbeit verpflichten, wahrscheinlich in ähnlicher Weise, wie es mit den indischen Arbeitern in Britisch-Guyana oder auf Mauritius der Fall ist. Wir sagten, als wir vor etwa einem Jahre die massenhafte Auswanderung der Ostasiaten als unausbleiblich hinstellten, daß schon in der nächsten Zeit die Arbeitsverhältnisse eine gründliche Umwandelung erfahren, und daß auch wirthschaftliche Umwandelungen die unausbleibliche Folge sein würden. Das ist nun noch rascher der Fall, als wir damals annehmen konnten. Die Noth drängt, und die Asiaten kommen. A.

Mittheilungen über Spanien.

Von **Hedwig Henrich** in Granada.

(Schluß.)

Lanjaron, das am Fuße der schneebedeckten Sierra Nevada in dem üppigen Thale von Lecrin zwischen schattigen Kastanien und duftenden Orangehainen zauberisch gelegene, steht nicht nur in der Heilkraft und Fülle seiner vielen stark eisenhaltigen, theils kalten, theils warmen Mineralquellen für Nerven-, Leber-, Magen- und Unterleibsleidende weit über den berühmten Bädern von Vichy, es ist auch durch seine unvergleichlich schöne Lage und einzige Vegetation, die zwi-

schen Berg und Thal Alles vereinigt, was Nord und Süd an edelsten Früchten hervorbringt, ein Stück irdischen Paradieses. „Paraiso“ (Paradies) nennen die Bewohner von Lanjaron selbst einen ihrer reizendsten Spaziergänge, von wo aus man bei heller Atmosphäre die weißen Segel auf dem fünf Meilen entfernten blauen Mittelmeere unterscheiden kann. Wenn trotzdem Lanjaron im Jahre kaum einige Hundert Gäste aus der nächsten Umgebung an seinen Quellen vereinigt, während Vichy deren nach Tausenden aus allen Ländern zählt, so liegt dies eben in dem ungeheuern Unterschiede industriellen Betriebs und der damit verbundenen Lebensfreuden und Bequemlichkeiten, die hier und dort geboten werden. In Lanjaron, wie in Andalusien überhaupt, hören diese da auf, wo die Natur die Fortsetzung ihres Werkes Menschenhänden überläßt. Zwar sind seit 1853 sogenannte „fondas“ (Gasthäuser) eröffnet; allein um die Art des Wohllebens in diesen Gasthöfen zu kennzeichnen, bedarf es beispielsweise wohl nur des einen Umstandes: daß in dem Gasthofe, den ich von zweien als den neuesten und von außen reinlichsten mir zum Aufenthalte erwählte, ein gewisses Local, gewöhnlich mit einer 0 bezeichnet, als überflüssig weggelassen war, und auf etwaige Nachfragen die Herren in einen kleinen offenen „coval“ (Hinterhof), die Damen auf ihre Nachttöpfe verwiesen wurden. Dieser Mangel eines Etwas, das bei uns in jedem Bauernhause als unerläßlich angesehen wird, hätte mich hier mehr überrascht, wenn ich nicht früher schon in dem Bade von Graëna an dasselbe und Schlimmeres gewöhnt worden wäre. — In Graëna quartieren die Badegäste sich in etlichen dreißig in die Berge gehauenen und innen mit Kalk ausgetünchten Höhlen ein, die zumeist ihr spärliches Licht nur durch die stets offene Eingangsthür empfangen, und wohin der Badegast außer der ihm nöthigen Bedienung auch alles an Betten, Haus- und Küchengeräthe, was er über die Zeit seines Aufenthaltes bedarf, mit sich schleppen muß. Daß bei solch primitiven Wohnungsverhältnissen auch die sonstige Lebensweise an Naturwüchsigkeit und paradiesischer Einfalt nichts zu wünschen übrig läßt, mag sich jeder leicht vorstellen, auch wenn er selbst die verschlungenen Wege nicht gewandelt ist, welche alle die Spuren davon mit erschreckender Deutlichkeit an sich tragen.

Gewohnheit aber ist eine zu umfassende Gewalt, als daß es uns Wunder nehmen dürfte, wenn die große Mehrheit unserer modernen Gesellschaft Sinn und Geschmack an solchen Urzuständen verloren hat. Die Zahl derer, welche spanische Bäder besuchen, beschränkt sich darum bis jetzt lediglich auf Inländer, und zwar nur solche, die für wirkliche, nicht, wie dies anderwärts so häufig geschieht, eingebildete Leiden Heilung suchen; wer gar im Bade auf Vergnügen oder Zerstreuung ein paar Sommermonate angenehm und sorglos zu verbringen hofft, wählt hierzu keinen spanischen Badeort. Ja, der Spanier selbst, welcher die nöthigen Geldmittel dafür hat, flüchtet womöglich an ausländische Quellen, auch wenn diese ihm mindern Erfolg für seine Leiden versprächen. Ein schlagendes Beispiel hierfür sind die beiden Pyrenäenbäder: Panticosa auf spanischer, Aigues-Bonnes auf französischer Seite, beide gegen Affectionen der Lunge, Schwindsucht 2c. empfohlen. Aigues-Bonnes steht anerkannterweise in der Wirksamkeit seiner Wasser tief unter Panticosa; allein die freundliche Aufnahme und sorgfältige Behandlung bei allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten, welche man dort erfährt, und was Alles dem Kranken hier mangelt, machen, daß wer nicht bereits in dem letzten Stadium der Schwindsucht den halsbrechenden Weg nach Panticosa gewissermaßen noch als letzten Versuch wagt, es vorzieht, erst an den schwächeren Quellen von Aigues-Bonnes Linderung zu suchen. In Spanien selbst ist es sprüchwörtlich: „er geht nach Panticosa“, um einen ganz verzweiflungsvollen Zustand zu bezeichnen, und wenn man Gelegenheit gehabt, beide Orte zu vergleichen, begreift man sehr wohl, was einst ein Kranker, aus Panticosa nach Aigues-Bonnes flüchtend, gegen mich äußerte: „ich ziehe vor, in Aigues-Bonnes zu sterben, als länger in Panticosa zu leben.“

Wenn aber dies bei dem Spanier selbst, vertraut mit den Sitten und Unsitten seines Landes, der Fall ist, wie viel mehr muß es bei dem Fremden sich geltend machen! Bei ihm wird das Verhältniß zwischen den Gewohnheiten seines Lebens und den Zuständen dieses Landes oft geradezu unerträglich. Mit Recht ist darum bis heute im Auslande kaum daran gedacht worden, Heilkräften nachzuspüren, deren Gebrauch noch mit so viel Beschwerden und Entbehrungen verknüpft ist. Ahnt man doch in Spanien selbst kaum den unerschöpflichen Reichthum an Gesundheit, der hier der Erde entquillt, und die goldenen Procente, die bei nur einigermaßen nützlicher Bewirthschaftung aus diesem Capitale zu schlagen wären. Solche Indolenz ist um so beklagenswerther, je reichhaltiger die Quellen sind, die dadurch eben so dem Wohle des Einzelnen, wie dem Gesammtwohlstande des Staates entzogen werden. — Wie ganz anders wußten die Araber, die mit wahrer Leidenschaft namentlich die warmen und heißen Bäder frequentirten, diese Fundgrube Spaniens auszubeuten! Nach statistischer Ueberlieferung trug das Bad Alhama, Provinz Granada, allein den Mauren jährlich 500,000 Ducaten ein, während dasselbe Bad heute kaum über 80,000 Reales (10,000 Fls.) abwirft. Freilich giebt auch das, was sich bis heute aus der Zeit der Araber dort erhalten hat, eine umfassende Idee von der Bedeutung, welche damals diesen Heilquellen beigelegt, und der luxuriösen Sorgfalt, die auf deren Ausstattung verwendet wurde. Das sogenannte „baño fuerte“ (starke oder heiße Bad) rührt noch ganz aus jener Zeit her und ist ein Bassin von circa 80 Quadratmeter Oberfläche und 1 Meter Tiefe. Die hochgewölbte Decke, drei große, unter sich verbundene Rundbogen bildend, ruht auf sechs Säulen, Alles so vollkommen schön und dabei solid gearbeitet, daß es nicht nur dem langsam zerstörenden Einflusse von acht Jahrhunderten, sondern auch den vielen und heftigen Erdbeben jenes vulcanischen Bodens siegreich widerstanden hat. Ein zunächst an dieses „baño fuerte“ stoßendes kleineres Bassin wird das Bad der Königin genannt, auf Grund einer Ueberlieferung, wonach Isabel I., die Katholische, einst Heilung hier gefunden haben soll.

Die meisten der spanischen Bäder jedoch sind nicht erst arabischen, sondern schon römischen Ursprungs, und die Ueberreste beider Völker, die sich gemischt hier finden, zeugen von der Bedeutung, welche auch die Römer, deren Kaiser und Consuln bekanntlich die Bäder nicht nur als Gesundheitsmittel, sondern zugleich auch als Sitz wollüstigster Freuden pflegten, diesen Heilquellen beimaßen. In den Manuscripten des berühmten arabischen Arztes Agmer ben abd Allah (1054) finden sich höchst interessante Notizen über Bedeutung und Werth der spanischen Bäder schon zu den frühesten Römerzeiten. So sagt eine von ihm in Sacedon, Provinz Guadalajara, aufgefundene Inschrift Folgendes: „Tullius Gracchus, edler Römer, litt fünf Jahre an beständigen Gichtschmerzen, von denen er im Jahre 522 der Gründung Roms (182 v. Chr.) in diesen Wassern geheilt wurde.“ — Dieses hohe Alterthum macht die meisten der spanischen Bäder auch in archäologischer Beziehung höchst interessant, und der Alterthumsforscher hat hier vollauf Gelegenheit, die seltensten Schätze zu heben. Was anderwärts, weil schon von emsigen Forschern ausgebeutet, nur mühselig noch aus dem Schooße der Erde aufgewühlt wird, liegt hier an der Oberfläche zerstreut, oder ragt als großartige Ruine zwischen Cactus- und Aloestauden, un-

ter breitblätterigen Feigen und goldenen Orangen hervor, — ein romantischer Zauber mehr in einer ohnedies schon so zauberhaft romantischen Gegend.

Wie leicht wäre es, diese mannichfaltigen Reize alle mit Geschmack zu ordnen, die Natur durch Kunst und Industrie zu unterstützen, und so das jetzt Rohe, Formlose zu einem wirklichen Paradiese, einem Paradiese nach Sinn und Geschmack unsers Jahrhunderts zu entwickeln! Mit verhältnißmäßig wenig Mühe und Arbeit ließen diese jetzt unbeachteten oder mit ängstlicher Scheu gemiedenen Bäder sich in eine Stätte vollendeter Schönheit, äußersten Behagens und höchsten Lebensgenusses umwandeln, etwas, worauf die spanische Regierung, wenn sie ihr Interesse verstände, längst ihr Augenmerk gerichtet hätte, und was dem Speculationsgeiste unserer Zeit nun noch ein weites Feld erfolgreicher Unternehmungen verspricht.

Von den mir bekannten heißen Quellen in Spanien sind von denen, die unter ärztlicher Direction stehen und deren Temperatur 28° R. übersteigt, die wichtigsten: Die vier Alhama, in den Provinzen Murcia, Granada, Almeria und Aragon, 30 bis 36° R.; Archena 42° und Mula 30°, Provinz Murcia; Arteijo 31°, Provinz Coruña; Arnedillo 42°, Provinz Logroño; Bejar 32° und Montemayor 34°, Provinz Caceres; Fitero antiguo 38° und Fitero nuevo 34°, Provinz Navarra; Ledesma 40°, Provinz Salamanca; Graëna 33° und Zujar 33°, Provinz Granada; Hermida 49°, Provinz Santander; Tiermas 32°, Provinz Zaragoza; Busot 33°, Provinz Alicante; Portovia 28°, Provinz Orense; Carranza 29°, Provinz Vizcaya; und elf Caldas in den Provinzen Lérida, Barcelona, Oviedo, Salamanca, Pontevedra und Santander, deren 37 verschiedene und sehr mineralreiche Quellen alle Temperaturen, von der kältesten, Caldas de Bohi, Provinz Lérida, 2,50° R., bis zur heißesten, Caldas de Montbuy, Provinz Barcelona, 56° R., nachweisen.

In einigen dieser letzteren, namentlich Caldas de Montbuy, findet man besser eingerichtete Gasthöfe, und in diesen einen gewissen Comfort, wie er nicht allzu geschraubten Ansprüchen vollständig genügen kann, bei verhältnißmäßig billigen Preisen. — Fast alle die genannten Bäder aber datiren aus dem fernen Alterthume, wovon uns noch deutliche Spuren erhalten sind. So kann kein Zweifel obwalten, daß Archena*), das alte Argilla, schon zu Zeiten des Augustus sehr besucht war, und Ledesma hatte zur Zeit der Mauren eine solche Berühmtheit, daß im Jahre 1054 der Maurenkönig Almenon von Toledo an Ferdinand von Castilien werthvolle Geschenke an Kostbarkeiten und Gefangenen schickte, mit dem Ansuchen, seine Tochter, die an Verblutung leide, in dem See Bribiesca bei Ledesma baden zu dürfen, was gnädigst von Ferdinand bewilligt und die maurische Prinzessin huldvoll von ihm in Burgos empfangen wurde. Diese, nach einer weitern Sage jedoch, badete nicht nur und genas ihrer Leiden, sondern verlangte auch getauft zu werden, und zog sich auf einen nahen Berg zurück, wo sie in Einsiedelei und frommen Werken lebte und starb, und heute als „heilige Casilda" verehrt wird. — So knüpfen in den meisten Bädern an Denkmale uralten Heidenthums sich fromme Legenden des Mittelalters, und Reste früherer orientalischer Pracht lassen den spätern Verfall nur um so kläglicher erscheinen.

Sowohl Araber wie Römer frequentirten mit Vorliebe heiße und warme Bäder, doch machten sie wohl auch von den kalten und lauen einen wenngleich mäßigern Gebrauch. So führen z. B. die kalten Bäder von Carratraca 15° R., Provinz Malaga, die noch heute für Unterleibs-, namentlich auch Mutterleiden zu den besuchtesten Bädern Spaniens gehören, ihre Geschichte bis in die fernen Römerzeiten zurück, und Lanjaron, dessen verschiedene Quellen zwischen 14° und 24° R. variiren, verdankt seine Gründung den Arabern, deren feinem Spürsinne dieses irdische Eden nicht unbemerkt bleiben konnte. Schon der Name Alhama, im Arabischen Bad bedeutend, der bis heute als Eigenname vieler Orte in der Nähe heilkräftiger Quellen sich erhalten oder erst ganz in der Neuzeit gegen einen andern modernern vertauscht worden ist, zeugt für den hohen Werth, den die Araber auf den Besitz dieser Quellen legten.

Die bei diesem Volke zu wahrer Leidenschaft gewordene Badelust vererbte sich von da auch auf die Christen der nächstfolgenden Zeit in einer Weise, daß im funfzehnten Jahrhundert Alfons VI., welcher die verlorene Schlacht von Ucles, bekannt unter dem Namen der Sieben-Grafen-Schlacht, der Verweichlichung seiner Soldaten durch Mißbrauch der Bäder zuschrieb, einen Befehl erließ: „alle Werkzeuge der Wollust, insbesondere aber die Bäder, als am gefährlichsten, zu zerstören." Doch trotz dieses Verbotes sind uns aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ausgezeichnete poetische Fragmente erhalten, die leider ihres schlüpfrigen Inhaltes wegen sich hier nicht wiedergeben lassen, aus denen aber deutlich erhellt, wie der damalige Zustand der Bäder in Spanien an Wohlleben, Schamlosigkeit und raffinirtester Genußsucht etwa derselbe war, wie Freitag dies so lebendig in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" uns schildert. Zu den aus jener Epoche stammenden Bädern gehören, nebst vielen anderen minder bedeutenden, die Salzbäder von Malá 13° und 25° R., Provinz Granada, die salpeter- und schwefelhaltigen von Santa Agueda 11° R., Provinz Guipuzcoa, und Panticosa 22° R., Provinz Huesca.

Erst unter den Schrecken der Inquisition, die mißtrauisch Alles bewachte, was außerhalb der Kirche lag, und Alles erstickte, was Nutzen oder Frohsinn verbreiten und den Sinn des Volkes angenehm beschäftigen konnte, versiechte endlich auch dieser reichste Lebensquell des Landes, und so sehen wir im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert die spanischen Bäder immer mehr in Verfall gerathen. Vergebens machten in dieser Zeit tüchtige Aerzte, wie Limon Montero in seinem „Espejo cristalino de las aguas de España" (1697); Gomez Bedoya in seiner „Historia universal de las fuentes minerales de España" (1764 bis 1765); Antonio Capdevila in „Teoremas y problemas sobre el uso de aguas minerales" (1775), und Juan de Dios Ayuda in dem bis auf die neueste Zeit bedeutendsten derartigen Werke „Examen de las aguas medicinales de las Andalucéas" (1795 bis 1798) auf den Werth dieser Heilquellen aufmerksam. — Den Zustand äußerster Verwahrlosung, worin sich dieselben befanden, schildert mit wenigen aber treffenden Zügen Ramon Lopez Mateos in seiner 1801 erschienenen „Philosophie der Gesetzgebung", und die einzelnen Streiflichter, die er über dieses grauenvolle Chaos wirft, machen es uns vollständig klar, wie der Besuch solcher Bäder fast unmöglich geworden war. Da endlich im Jahre 1816, in Folge allgemeiner Klagen, unermüdlicher Eingaben der Aerzte, und angefeuert durch die lucrativen Beispiele im benachbarten Frankreich, erließ Ferdinand VII. in einer der wenigen guten Stunden, die seine heillose Regierung unterbrachen, ein Decret, wonach allen namhaftesten Bädern der Halbinsel ein dirigirender Arzt beigegeben und derselbe mit 8000 Reales (1000 Fls.) besoldet wurde. Damit war wenigstens ein erster Schritt zur Aufbesserung der Bäder geschehen, in denen

*) Die Quellen von Archena gehören zu den bedeutendsten von ganz Spanien, und werden namentlich mit großem Erfolge gegen venerische Krankheiten angewendet. — Archena verhält sich zu diesem Uebel, wie Panticosa zu der Schwindsucht: es heilt, was noch irgend zu heilen möglich ist.

der Kranke seither jeder verständigen Anweisung entbehrt, nach eigenem Gutdünken gehandelt und dadurch oft mehr an seinen Uebeln verschlimmert als gebessert hatte. Auch mußte, einmal eine medicinische Facultät etablirt, dieser selbst an der Hebung und Erweiterung der ihr anvertrauten Etablissements gelegen sein, und wenn darin auch bis jetzt nicht geschehen ist, was hätte geschehen können, so ist doch in allen, in den einen mehr, in den anderen minder, eine Verbesserung der Zustände nicht zu verkennen. Es ist in allen den Bädern, die eine ärztliche Direction haben, heute wenigstens eine Möglichkeit der Existenz gegeben, was früher in den meisten nicht der Fall war, und die seit 1816 neu gegründeten und heute von den besuchtesten der Halbinsel, wie Trillo, Cestona, Arechevaleta, Esparraguera, Ontoneda und andere, zeigen sowohl in Vervollkommnung ihrer Badeeinrichtungen, wie Ausstattung der Gasthöfe ꝛc. einen bedeutenden Fortschritt gegen die früheren.

Daß künftig auf diesem Verbesserungsweg etwas rascher als bisher vorangeschritten werde, und die spanischen Bäder wieder die Bedeutung gewinnen, die sie einst hatten, und wozu sie von der Natur angelegt und berechtigt sind, hängt, wie bereits oben erklärt, vor Allem von der innern Gestaltung Spaniens, von der Art seiner Regierung und der Rechtlichkeit seiner Beamten ab. — Möge darum das spanische Volk aus der ihm zur zweiten Natur gewordenen Indolenz sich noch einmal ernstlich aufraffen zum Bewußtsein seiner eigenen persönlichen Interessen und einer selbstthätigen Theilnahme an dem Wohl und Wehe des Gemeinwesens! Möge es erkennen, wie nicht unter dem Schutze der Soldateska und in den Händen eines käuflichen Beamtenthums Recht und Gerechtigkeit ihm werden, und ein freies, freudiges Völkerleben sich entwickeln kann! — Nur wenn der Spanier das ihm fast verlorene Bewußtsein der Treue und Redlichkeit wieder gewinnt, wenn er eben so gewappnet gegen die Ueberfälle ausländischer Räuber wie gegen den Betrug und Diebstahl am eigenen Herde sich erweist, wird die Heimath ihm eine Stätte dauernden Friedens und wahrer Freiheit sein, wird der Boden wieder, wie einst, goldene Früchte tragen, und jeder kleine Quell ein unerschöpflicher Born des Reichthums und Segens werden.

Dr. Nachtigal's Reise von Tripoli nach Mursuk in Fesan*).

I.

Zwei Straßenzüge nach Fesan. — Die Ausrüstung der Karawane. — Gerhard Rohlfs. — Ein Piknik am Rande der Wüste. — Mohammed el Gatroni, einst Diener Heinrich Barth's. — Der Wochenmarkt in einer Oase. — Die verschiedenen Münzen. — Die afrikanischen Kameele und ihre relative Brauchbarkeit. — Messungen der Wegstrecken.

Auf der ersten größern Hauptstation meiner Reise angekommen, benutze ich den gezwungenen längern Aufenthalt, den Mursuk fast immer den Afrika-Reisenden auferlegt, Ihnen kurz über den ersten, sechsunddreißigtägigen Abschnitt meiner Wanderung zu berichten. Es giebt, wie Sie wissen, zwei Straßen von Tripolis nach Mursuk, deren eine, kürzere, westlichere, über den Dschebel Ghurian, Wadi Um-el-Cheïl und den westlichen Theil des Dschebel es-Soda directer südlich führt, während die andere, längere, eine beträchtliche Abweichung nach Osten in ihren ersten zwei Dritteln erleidet. Jene wurde zu ihrem größten Theile von Barth, Overweg, Rohlfs bereist, diese ist vorzüglich durch Lyon, Denham und Clapperton, Vogel, Duveyrier bekannt geworden. Trotz ihres nicht unbedeutenden Umweges ist die letztere die eigentliche Karawanenstraße, da sie sich regelmäßigerer Wasserstationen erfreut und in den Populationscentren von Beni Ulid, Bundschem und Sſökna erwünschte Ruhepunkte bietet. Man legt sie gewöhnlich in dreißig und einigen Tagen zurück, während die erstere nur zwanzig und einige erfordert. Doch schrecken auf dieser eine vollständige Abwesenheit von Städten und Dörfern und eine wasserlose Strecke von sieben Tagereisen zwischen Wadi Um-el-Cheïl und Wadi Schati die Karawanen ab. Aber was macht schließlich ein Verlust von acht bis zehn Tagen für die Einwohner dieser Länder, für welche Zeit auch nicht den geringsten Werth hat? Entschließen sie sich doch mit unglaublicher Leichtigkeit zu den weitesten Expeditionen, wandern nach Timbuctu, Sokoto, Kano, Bornu und Aegypten, als wenn sie von Berlin nach Hamburg gingen, und kehren oft erst nach zwei bis drei Jahren in den Schooß ihrer Familien zurück, welche diese Abwesenheit durchaus nicht unnatürlich zu finden scheinen.

Obgleich man bei dem unglaublich harmlosen Charakter der Einwohner Tripolitaniens in größter Sicherheit die nicht unbedeutende Entfernung von der Küste bis zur Hauptstadt Fesans zurücklegen kann, geben doch die genannten bevölkerten Zwischenstationen der östlichen Straße einen Charakter von Sicherheit, der vielleicht außer den Rücksichten auf die leichtere Verproviantirung mit Wasser, anderm Mundvorrath und Reiseutensilien ebenfalls dazu beigetragen hat, sie zur officiellen Karawanen- und Poststraße zu machen.

Auf ihr sollte ich den geheimnißvollen Ländern und Völkern Innerafrikas zuwandern, welche ich seit Jahren zu besuchen vor Begierde brannte. So manche jugendliche Zierde der Wissenschaft war hin zu Ruhm und frühzeitigem Tode gezogen; so manche glänzende Errungenschaft für die Geographie war auf ihr zurückgebracht; so manches interessante Räthsel erwartete am Ende der zahlreichen Bahnen, zu denen sie den Schlüssel darstellt, seine Lösung! Freilich hätte ich wohl gewünscht, wissenschaftlich besser zu einer derartigen Reise ausgerüstet zu sein; über specielle Kenntnisse gebieten zu können, wie sie die Reisen Barth's, Vogel's, Overweg's, Steudner's, Heuglin's, Schweinfurth's so werthvoll machen, oder doch die Zeit gehabt zu haben zu wissenschaftlichen Vorbereitungen, welche die geographische Illustrirung dieses Con-

*) Wir verdanken die Mittheilung dieses Briefes der Güte des Herrn Barons Heinrich v. Maltzan, an welchen derselbe gerichtet ist. Er trägt das Datum: Mursuk, 2. Mai 1869. Aus zwei anderen, gleichfalls an Freiherrn v. Maltzan gerichteten Briefen Dr. Nachtigal's vom 22. und vom 29. Mai werden wir einige Auszüge folgen lassen. Bekanntlich hat Dr. Nachtigal die Aufgabe übernommen, dem Sultan von Bornu Geschenke von Seiten des Königs von Preußen zu überbringen. Sie sind eine Anerkennung dafür, daß deutsche Reisende, namentlich auch Rohlfs, bei dem mohammedanischen Potentaten in Kuka gastliche Aufnahme und Schutz gefunden haben. A.

tinents in eben so glänzender Weise zu fördern hätten versprechen können, als es so manchen deutschen und englischen Reisenden in ruhmvoller Weise gelungen war.

Doch wenn ich die herrliche Gelegenheit, Geschenke Seiner Majestät des Königs von Preußen an den Scheich Omar, Sultan von Bornu, zu überbringen, nicht versäumen wollte, so blieb mir keine Wahl. Ich ergriff sie also ohne Zaudern und mit um so größerer Begierde, als ich schon angefangen hatte, die Hoffnung aufzugeben, jemals meinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Meine Eigenschaft als Arzt, mein längerer Aufenthalt in Nordafrika in engem Zusammenleben mit Mohammedanern, und meine Kenntniß der arabischen Sprache mußten übrigens und konnten vielleicht auch den Mangel an speciellen Kenntnissen in der Astronomie, Geologie, Botanik, Zoologie u. s. w. in etwas compensiren und mein Vorhaben erleichtern.

Ich betrieb also mit größter Hast meine persönlichen Ausrüstungen mit Instrumenten, Zelten, Kleidungsstücken, Mundvorräthen und Waffen in Malta, das leider ein miserabeler Ort ohne alle Hülfsquellen ist, dessen habgierige und listige Einwohner den gänzlichen Mangel an allem zu meinem Vorhaben Wünschenswerthen durch unverschämte Forderungen ersetzen zu wollen schienen; während mein berühmter Freund Gerhard Rohlfs, der mit der Ausrüstung der ganzen Expedition von der preußischen Regierung beauftragt war, mit den Erfahrungen seiner langjährigen Reisen die nothwendigen Vorbereitungen indessen in Tripolis machte.

Die Kameele, sechs an der Zahl, waren bald gekauft, die königlichen Geschenke in geeigneter Weise zu einer Wüstenreise umgepackt, die Diener gemiethet, und so konnte ich am 17. Februar versuchsweise mit meiner kleinen Karawane die Stadt verlassen, um eine halbe Stunde entfernt von ihr für einen Tag zu lagern. Am Rande der wüsten Sandzone, welche Tripolis umgürtet, wo südlich die letzten Gärten sich finden, verbrachte ich den letzten Tag in selten heiterer Weise. Gerhard Rohlfs hatte die gesammte europäische Gesellschaft der Stadt zu einem Picknick auf einem lieblichen Plätzchen vereinigt, das durch die reizende Gruppirung von Maulbeer-, Oliven- und Orangenbäumen einen wohlthuenden Contrast mit der nackten Sandfläche bildete, die sich nach Süden vor uns ausdehnte. Bis zum Abend blieben wir vergnügt bei Musik und Tanz beisammen, und ich trank das letzte Glas Champagner auf das Wohl der fernen Heimath und alles dessen, was mir dort lieb und theuer war.

Herr Frederic Warrington, der historische Begleiter deutscher und englischer Afrikareisenden, hatte sein Zelt ebenfalls dort aufgeschlagen und sollte auch mich zu meiner zweiten Fahrt von Stapel lassen. Der berühmte Diener Barth's, der würdige Mohammed-el-Gatroni, war auf seinem weißen Mehari, das er von seiner letzten Reise mit Gerhard Rohlfs aus Bornu zurückgebracht hatte, herbeigeeilt, um seine Mission, deutsche Reisende in das ferne Innere zu geleiten, wieder einmal zu erfüllen. Es war das erste Mal, daß diese Perle aller Schwarzen nach Tripolis kam, und er war nicht wenig erstaunt, zu entdecken, daß er ein ganz berühmter Mann sei. „Merkwürdig," sagte er, „ich kenne Niemand, und mich kennt alle Welt; selbst die kleinen Kinder auf der Straße nennen mich bei Namen." Außer ihm folgte mir ein Piemontese, Giuseppe Valpreda, dessen treue Dienste ich seit Jahren würdigen gelernt hatte, ein Polizeisoldat, den mir der Gouverneur von Tripolitanien, der Muschir Ali Riza Pascha, mitzugeben die Güte hatte, und drei Neger. Außer meinen sechs Kameelen und dem Mehari des Gatroners miethete ich noch zwei Kameele bis Beni Ulid, deren Treiber mir zugleich als gute Wegweiser dienen sollten, die ich auf den Stationen des Weges zu erneuern die Aussicht hatte, und sie completirten mit einem wachsamen arabischen Hunde meine kleine Karawane. Gern hätte ich ein Pferd gehabt, doch die Kosten, die aus dem Transport seiner Gerste und seines Wassers resultiren mußten, verboten mir diesen Luxus und bestimmten mich, mich mit meinen natürlichen Fortbewegungsorganen und dem „Schiff der Wüste" zu begnügen. Am Morgen des 18. kamen Gerhard Rohlfs und einige liebenswürdige Tripolitaner zu einem letzten Lebewohl, ich schwang mich auf mein Kameel und zog bei herrlichstem Wetter in die Wüste hinaus.

In geringer Entfernung von Tripolis, nach Osten zu, dehnt sich am Meeresufer eine üppige Oase aus, welche die Gärten der Stadt und eine zahlreiche Einwohnerschaft enthält. Ihr Anblick vom Meere aus, mit ihren hohen Dattelbäumen und den weißen Häusern zu ihren Füßen, fesselt den Blick des in den Hafen einlaufenden Fremdlings und bildet mit der Stadt und den die Häuser derselben überragenden Minarets und vereinzelten Palmen ein herrliches Ensemble. Eine mannichfaltige Vegetation von Oliven- und Orangenbäumen und Gemüsen aller Art unterscheiden diese Oase vortheilhaft von den meisten ihrer späteren Schwestern, deren Reize durch eine lebhafte Phantasie ferner Leser ausgeschmückt werden, und für die müden Augen des erschöpften Reisenden durch den Contrast mit der nackten Wüste in zaubervoller der Wirklichkeit nicht ganz entsprechenden Weise wachsen.

Zwischen dieser Oase, Meschîa genannt, und der Stadt dehnt sich eine weite, sandige Fläche aus, auf der öffentlicher Markt abgehalten wird, welcher in großartigem Maßstabe einmal per Woche statthat. Dann sind endlose Reihen von Buden errichtet, nach dem Genre ihres Inhalts gruppirt, und reiche Vorräthe von Fleisch, Gemüsen aller Art, Kameelen, Stoffen, Eisenwaaren, Hämmeln, Medicamenten, Essenzen, Pferden, Seilen, Lederwaaren, Hunden ziehen Käufer und Verkäufer von weit und breit herbei. Freilich ist das Publicum noch nicht so bunt und mannichfaltig, der Verkehr nicht so massenhaft, als auf den großen Märkten der Wüste und des Sudans, doch das Ensemble für den Europäer immerhin großartig genug, um seine Aufmerksamkeit stundenlang zu fesseln.

Hier wurden die nothwendigsten Reiseutensilien eingekauft: die primitiven Kochgeschirre, die Wasserschläuche aus Ziegenhaut (Girba), der kunstlose Lederbeutel, der zum Heraufziehen des Wassers aus dem Brunnen den Eimer ersetzt, die Säcke (Gherâra), meist aus Ziegenhaar gefertigt, in welche man die zu transportirenden Gegenstände steckt, und Taue und Stricke aus Palmenbast. Was die Wasserschläuche betrifft, die wichtigsten Reisegeräthe, so kommen die geschätztesten, aber auch bei weitem die theuersten aus dem Sudan, wo die Ziegen sich eines geringern Haarwuchses, aber auch einer dickern Haut erfreuen. Die Mundprovisionen für die eingeborene Dienerschaft bestehen aus Getreidemehl, zu Mĕhamßa umgeformt, und Hammelfett; für mich und den europäischen Diener außer einigen civilisirteren europäischen Essenzen und Extracten, unter denen sich der Liebig'sche Fleischextract am nützlichsten erwies, aus Schiffszwieback, und für uns Alle aus Reis. Die circulirende Münze ist das Zwanzigparastück (bu-aschrīn), deren zwei den türkischen Piaster ausmachen, der seinerseits als Einheit in der Rechnung dient. Zwanzig dieser Piaster machen einen Mahbub aus, der als geprägte Münze nicht existirt, aber in der Rechnung nächst dem türkischen Piaster (Girsch-el-turki) am häufigsten in Anwendung kommt. Der arabische Piaster (Girsch-el-ärbi) besteht aus 2½ Piastern türkisch, ein Sbili ist drei Grusch turki, und der Real Fesani gleich 15 Grusch turki (alle diese nur in ihren Bestandtheilen, dem bu-aschrin wirklich existirend). Ein Fünffrankenstück kommt durchschnittlich 23 türkischen Piastern gleich, der Maria-Theresia-Thaler (bu-tīr)

23 bis 25 Piastern, und der spanische Duro (bu-medfa) hat circa 25 derselben. Auch der bu-hamza Tunisi (5 Piaster tunesisch) hat Cours. Am geschätztesten ist im Innern der bu-tir, doch macht ihm stellen- und zeitweise der bu-medfa erfolgreiche Concurrenz.

Doch genug der tripolitanischen Details, welche Sie mit Ihrer erprobten Beobachtungsschärfe in Muße studiren und mit Ihrer geübten Feder der europäischen Welt besser wiedergeben werden. Ich komme zurück zum Tage meiner Abreise und muß nur noch einige Worte über das wichtigste Element in der Wüstenreise, das Kameel, vorausschicken. Im Allgemeinen ist es nicht rathsam, für eine Reise ins ferne Innere Afrikas Kameele an der Küste zu kaufen, da diese Thiere, weit entfernt davon, so geringer Pflege zu bedürfen, als man sich in Europa zuweilen vorstellt, äusterst empfindlich für Klimawechsel sind und ganz sicher nach kurzem Aufenthalte in Bornu sterben. Die Kameele der Tibbu und Tuareg, die Meharis, gehen ihrerseits auf der Küste, wenn auch langsamer, ihrem sichern Untergange entgegen. Auch betreffs ihrer Ernährung macht man sich häufig eine falsche Vorstellung von der Mäßigkeit dieser nützlichen Thiere, die im Gegentheil mit der größten Sorgfalt behandelt werden müssen, und in der That von ihren Herren mit einer Aufmerksamkeit gepflegt werden, die das Erstaunen des europäischen Reisenden erweckt. Für die Tage, an denen kein Futter am Wege angetroffen wird, muß man sich mit Proviant für sie versehen, welcher auf der bis jetzt von mir zurückgelegten Strecke aus Datteln bestand, und überall ist der Treiber beeifert, die würzigsten Halme und Kräuter am Wege aufzuraffen, um sein Kameel zu erquicken. Die Kunst, mit welcher die Ladung arrangirt wird, damit auch ja das Thier nicht gedrückt werde oder zu schwer bepackt sei, contrastirt erfreulich mit der Rücksichtslosigkeit, mit der ich in Tunis stets die Lastthiere hatte quälen sehen. Außerdem sind die Kameele noch häufigen Erkältungen, Lungenkrankheiten und Indispositionen anderer Art unterworfen.

Wo nur einige Vegetation existirt, ernährt sich allerdings das Kameel durch die Vielseitigkeit seiner Geschmacks- und Verdauungsorgane vortrefflich, und seine Mäßigkeit im Wasserbedarf ist außerdem in der ganzen Ausdehnung wahr, in der die elementare Naturgeschichte sie unseren Schulkindern rühmt; es bleibt, ohne zu leiden, vier Tage ohne getränkt zu werden. Der Unterschied zwischen dem arabischen Kameele und dem der Tibbu und Tuareg ist frappant, und wenn man überhaupt von Schönheit bei diesen Thieren sprechen kann, so trägt das letztere unbestreitbar den Sieg davon. Der lange, anmuthig gekrümmte Hals, die graziöse, erhabene Haltung des Kopfes, der sich an und für sich durch relative Zierlichkeit auszeichnet, die schlanken Gliedmaßen bei größerer Höhe, der nicht ganz so unförmliche Höcker, die glattere, sparsamere Behaarung zeichnen es vortheilhaft vor seinem plumpern Nachbar aus. Dieser hat kürzere, dickere Beine, eine weniger distinguirte Haltung und Form des Halses und Kopfes und sein Haar wächst zu dicken Büscheln an den Gelenken und der Kehle an. Diese beiderseitige Conformation bestimmt augenscheinlich das eine zu schnellerer Fortbewegung und das andere zu größerer Lasttragung. In der That trägt das arabische Dromedar vier Centner, während man dem der Tibbu und Tuareg nicht mehr als drei auferlegt. Doch compensirt letzteres durch seine Schnelligkeit diesen Nachtheil mehr als reichlich und hat, wie gesagt, im fernern Innern den Vortheil, dem Klima- und Nahrungswechsel zu widerstehen. Am besten thut dies das Kameel der südlichen Tuareg (Kēl-owi), während auch das der Tibbu in der tropischen Regenzeit noch körperlich zurückgeht. Eifersüchtig wachen die Tuareg und Tibbu über der Reinheit ihrer Reitkameele, erzielen jedoch durch Kreuzung eines arabischen Kameelhengstes und einer Meharistute nicht ungern einen Bastard, der ein glückliches Gemisch von Schnelligkeit und Kraft darstellt und sich also besser als die ihrigen zum Lasttragen eignet. Die Kameele der nördlichen Tuareg, wenigstens die der Azgher, haben, scheint es, häufige Vermischung mit arabischen Kameelen erfahren. — Einen Unterschied in der Intelligenz beider Varietäten habe ich nicht ermitteln können; beide scheinen mir in harmonischer Weise sich eines gleichen Grades von Dummheit zu erfreuen. Doch täusche ich mich vielleicht, denn Mohammed-el-Gatroni, in seinem beschränkten Lebens- und Ideenkreise ein scharfer und vorurtheilsfreier Beobachter, schreibt dem arabischen Dromedare einen weniger hervorstechenden Mangel an Intelligenz zu.

Sind diese Unterschiede eine allmälige Folge verschiedenen Klimas, verschiedener Lebensweise und der gegenseitigen Abschließung, oder ist das arabische Dromedar erst später eingeführt worden, und stellt das Mehari ein authochtones afrikanisches Kameel dar? Ich für mein Theil, gelehrteren Männern die gültige Entscheidung überlassend, halte die Unterschiede für nicht wesentlich genug, um diese Varietäten gänzlich von einander zu trennen, und finde in den zahlreichen bekannten successiven Transformationen anderer Hausthiere, wenn sie in ein anderes klimatisches Mittel versetzt oder einem besondern Regime unterworfen werden, hinlänglich Analogien, um die erstere Meinung zu adoptiren.

Meine Kameele waren in Tripolis gekauft; sie kosteten durchschnittlich 50 Mahbub, welches ein ungewöhnlich hoher Preis ist, und zeichneten sich an Ort und Stelle, besonders zwei unter ihnen, durch Schönheit und Stärke aus. Doch traten sie gegen die Kameele der Gegend von Sokna, mit denen ich späterhin sie vergleichen konnte, ganz bedeutend in den Hintergrund, und während man sie in Tripolis allgemein bewunderte, schienen die Einwohner jener Stadt daran zu zweifeln, daß sie kräftig genug seien, gehörig belastet Bornu zu erreichen. — Besonders geschätzte Kameele sind die aus der Gegend von Ssokna, aus dem Dschebel Harudsch, der Uaed bu-Ssaef, der Megerh, der Urfilla, während die der flachen Küste, besonders der Gegend von Benghasi, einen geringern Werth haben.

Ich schuldete diese abschweifenden Bemerkungen diesen so nützlichen Thieren, welche allein die Reisen durch die Wüste ermöglichen, und deren Eigenthümlichkeiten und zweckmäßige Behandlung Gegenstände meines aufmerksamen Studiums bilden, obgleich natürlich ihre genaue Kenntniß nur durch jahrelanges, enges Zusammenleben gewonnen werden kann.

Das Mehari des Gatroners, ein zwar stolzes, doch altersgraues Exemplar seiner Varietät, hatte durch seinen Aufenthalt in Tripolis ebenfalls schon angefangen zu leiden, und konnte nur mühsam durch tägliche Gerstenahrung aufrecht erhalten werden. Stolz schritt der alte Wüstensohn in der Folge ohne Gepäck, doch steif und mühsam einher, seine plebejischen Genossen hoch überragend und scheinbar im Bewußtsein der Charaktere seiner aristokratischen Herkunft. Zu wiederholten Malen weigerte er sich hartnäckig weiterzuwandeln, und erweckte in mir die Furcht, daß er sein Leben fern von der Heimath auf der Landstraße enden werde. Doch noch ist er am Leben und wird wohl kaum jemals wieder in die Gefahr kommen, fern von Dudschal (Dujal), dies ist ein Dorf bei Mursuk, Wohnort des Mohammed-el-Gatroni, seine Tage zu beschließen.

Die Marschschnelligkeit meiner kleinen Karawane constatirte ich zu wiederholten Malen durch Messung. Sie betrug bei günstigem Terrain, selbst wenn die Kameele noch von Zeit zu Zeit Kräuter am Wege naschten, 4 Kilometer in der Stunde. Bei sehr günstigem Terrain, das zu gleicher

Zeit durch gänzliche Abwesenheit von Vegetation die Kameele keinerlei Verführung aussetzte, erreichten wir die Schnelligkeit von 5 Kilometern und machten sehr häufig $4^1/_2$ Kilometer. Bei ungünstigen Bodenverhältnissen, losem Sande, unregelmäßig geformten Bergen und Thälern, blieben wir auch nicht selten unter den 4 Kilometern, machten jedoch sicherlich niemals weniger als 3. Es gab natürlich fast täglich einigen Aufenthalt durch Umladung der Thiere oder Arrangirung ihrer Ladung, doch Dank der Geschicklichkeit und Kenntniß Mohammed-el-Gatroni's und Milaed Abeja's (dies ist der Name des mir vom Pascha mitgegebenen Polizisten) kam das verhältnißmäßig sehr selten vor und war nur von kurzer Dauer. Leute zu haben, welche gut mit Kameelen und ihrer Beladung umzugehen wissen, ist in der That von der größten Wichtigkeit; der beste Diener, welcher hierin keine Erfahrung hat, taugt nichts für eine Wüstenreise.

Eine Revolution zu Gunsten des Zwangscourses in Uruguay.

Das seltsame Schauspiel einer solchen bietet die südamerikanische Republik Uruguay, deren Hauptstadt Montevideo ist. Mexico, Peru, Bolivia, Venezuela, Ecuador und Neugranada sind bekanntlich fast ununterbrochen in einem Zustande von Revolution und Anarchie, aber Uruguay wetteifert mit ihnen. Das Land hat eine ungemein günstige Lage, fruchtbaren Boden, gesundes Klima, und könnte zu Gedeihen und Wohlstand gelangen, wenn einmal Ruhe und Ordnung dort einkehren wollten. Aber die Nachkommen der Spanier sind dort verwildert, das Gauchothum wuchert in üppigster Blüthe, und zwei Parteien stehen sich mit dem ingrimmigsten Hasse gegenüber. Die eine ist so blutgierig und barbarisch wie die andere; sie wüthen gegen einander mit einer wahrhaft corsicanischen Vendetta, nicht wegen irgend welcher politischen Grundsätze, sondern weil jede die oberste Gewalt an sich reißen und dieselbe benutzen will, um den Fuß auf des Gegners Nacken zu setzen.

Nun ist im Juni abermals eine Revolution ausgebrochen. Ein Gauchohäuptling, Caravallo, hat sich gegen die Regierung des Präsidenten Batlle erhoben, um den Zwangscours für das von einigen Privatbanken ausgegebene Papiergeld aufrecht zu erhalten. Der reiche brasilianische Geldmann, Baron Maua, war mit seiner Bank in Montevideo in große Verlegenheiten gerathen, und er wußte es durchzusetzen, daß seinem Papiergelde, den Scheinen einer Privatbank, Zwangscours zuerkannt wurde. Mit diesem war nicht bloß die Handelswelt unzufrieden, und er sollte abgeschafft werden. Der Baron will nun das Geschick dadurch abwenden, daß er Leute ans Ruder bringt, welche ihm willfährig sind.

Ein südamerikanisches Blatt fragt: „Ist das nicht ein seltsames Land, in welchem ein Bankier einen Bürgerkrieg heraufbeschwören und eine Revolution machen kann, welche unter dem Banner des Zwangscourses stattfindet?"

Die Bevölkerung in den Städten Uruguays besteht zu nicht geringem Theil aus Europäern, unter welchen Italiener die Mehrzahl bilden. Auf dem platten Lande, wo Viehzucht die Hauptbeschäftigung ausmacht, waltet das Gauchoelement vor. Auf die halbverwilderten Viehhirten üben Häuptlinge, sogenannte Caudillos, und Bandenführer, Montoneros, einen großen Einfluß. Der Gaucho (sprich Gau-tscho) ist ein verwegener Mensch; er hat geringe oder gar keine ernsthafte Beschäftigung, liebt wilde Abenteuer und blutige Kämpfe, und wer ihm das Meiste zahlt oder die größte Beute in Aussicht stellt, der hat ihn. Bei uns in Europa finden wir kein Nebenstück zu dieser Menschenclasse, welche in ihrer specifischen Eigenthümlichkeit nur in der La-Plata-Region auftritt. Mit Recht hat die „Deutsche Zeitung am Rio de la Plata" die Thatsache hervorgehoben, daß dort das Caudillothum noch in voller Stärke blühe, und Anarchie so sehr die Regel bilde, daß sie nicht einmal als Ausnahme geordnete Zustände erlaube.

Vor etwa acht oder zehn Jahren wurde eine Art von Anlauf genommen, um zu einigermaßen festen Zuständen zu gelangen, aber dazu fehlte es im Volke selbst an dem erforderlichen Stoffe. Bei ihm gilt der Grundsatz, daß die Herrschaft des einen auf Vernichtung des andern beruhen müsse. Seit lange stehen sich zwei Parteien unversöhnlich gegenüber, die Rothen, Colorados, und die Weißen, Blancos. Die Führer dieser letztern hatten mit denen der erstern einen Ausgleich getroffen und eine bündige Capitulation abgeschlossen. Aber die Blancos brachen ihr Wort und benutzten eine günstige Gelegenheit, die einflußreichsten Colorados verrätherisch zu überfallen und kaltblütig abzuschlachten. Das ist „das Blutbad von Quinteros".

Durch diesen abscheulichen Meuchelmord wurden die Colorados nicht ausgerottet, sie erhielten vielmehr Zuwachs und konnten nach Verlauf einiger Zeit wieder ihr Haupt erheben. Das Blutbad von Quinteros wurde ihr Rache- und Feldgeschrei. Der während der letztverflossenen Jahre vielgenannte, vor einiger Zeit ermordete General Flores, der als Flüchtling in Brasilien lebte, stellte sich an die Spitze der Colorados, trat als „Rächer der Opfer von Quinteros" auf und unternahm einen Einfall nach Uruguay. Die Blancos hatten dort arg gewirthschaftet; von ihnen waren viele von den in Uruguay lebenden brasilianischen Unterthanen schwer mißhandelt worden, und als die Regierung von Rio de Janeiro keine Abhülfe erlangen konnte und dann ein Ultimatum nach Montevideo sandte, wurde von den Blancos das kaiserliche Schreiben auf öffentlichem Markte verbrannt und die brasilianische Flagge durch den Straßenkoth geschleift und bespien. Auch die argentinische Republik hatte Grund zu vielen Beschwerden gegen die Blancos. Von Rio de Janeiro wie von Buenos Ayres aus wurde nun Flores unterstützt, und diesen Umstand benutzte der Dictator von Paraguay, Lopez, der sich zu Gunsten der Blancos erklärte, um gegen alles Völkerrecht, ohne Kriegserklärung, die Feindseligkeiten gegen die beiden Nachbarstaaten zu eröffnen.

Die Regierung der Blancos wurde von Flores mit Hülfe der Brasilianer gestürzt, aber der neue Präsident war von vornherein in einer schiefen Stellung. In Uruguay, wo das Volk spanischer Herkunft ist, herrscht nationale Abneigung gegen Brasilien, das portugiesisch ist, und früher Anspruch darauf erhoben hatte, die sogenannte Banda oriental, die Ostgrenze, dem Kaiserreich einzuverleiben. Daraus entstand vor nun 40 Jahren der Krieg mit den Argentinern, welchen es gelang, die Unabhängigkeit Uruguays zu erzwingen. Nun betrachtete man hier den Präsidenten Flores als eine Art von brasilianischen Präfecten, gegen welchen die vielen größeren oder kleineren Gauchoführer der Coloradopartei selber Mißtrauen hegten. Um diese Caudillos bei guter Laune zu erhalten, mußte er denselben freies Spiel lassen, und sie thaten, was sie wollten; der Präsident war ihnen gegenüber ohnmächtig.

Als dann Flores durch die Hand eines Meuchelmörders fiel, trat es zu Tage, daß Alles im Lande in voller Zerrüttung sei. Die Lage erschien so hoffnungslos, daß ernstlich daran gedacht wurde, Uruguay unter das Protectorat der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu stellen. Die herrschende Partei der Colorados war in sich selber getheilt, die „Conservativen“ standen den „Floristen“ gegenüber. Die letzteren wußten es zu verhindern, daß Suarez, Candidat der ersteren, die Präsidentschaft erhielt, und setzten die Erwählung des Obersten Batlle durch, der unter Flores Kriegsminister gewesen war. Indeß gelang es den Conservativen, diesen politisch unbedeutenden Mann in ihr Interesse zu ziehen.

Nun kommen wir auf die Bankverhältnisse. Flores, der nicht mehr und nicht weniger werth war, als andere uruguayensische Politiker auch, hatte sich von Speculanten dazu bewegen lassen, den Zwangscours für Noten von Privatbanken zu decretiren. Der Schritt war unverantwortlich und hatte die nachtheiligsten Folgen. Als unter solchen Umständen die Floristen sich von den Conservativen gänzlich verdrängt und von aller Theilnahme an der Beute ausgeschlossen sahen, ließen sie sich mit den Vertheidigern des Zwangscourses, der abgeschafft werden sollte, in eine nähere Verbindung ein, und erhielten von denselben Geld. Vermittelst desselben organisirte ein ganz roher Gaucho, der Caudillo Oberst Maximo Perez, einen Aufstand. Er trat als Vertheidiger des Zwangscourses auf, und die Floristen wähnten schon, die verhaßte Regierung der Conservativen stürzen zu können. Diese aber wußten Rath zu schaffen; sie erkauften den Caudillo Perez für die baare Summe von 325,000 Francs. Dieser Gegner war somit lahmgelegt worden, aber die Floristen hatten andere Mittel in Bewegung zu setzen. Die Floristen schlossen zu Ende des Maimonats ein Uebereinkommen mit den Bankschwindlern, erhielten Geld und nun erklärte sich ein anderer Caudillo, General Caravallo, gegen die Regierung der Conservativen. Um das Mißvergnügen im Lande, welches vom Zwangscourse nichts wissen will, zu beseitigen, haben dann die Floristen die Bankspeculanten, nachdem sie viel Geld von ihnen erpreßt, scheinbar verleugnet; sie geben nun als Grund der Revolution an, daß sie den Präsidenten Batlle zwingen wollten, auch ihnen Aemter und politischen Einfluß zu geben. Anfangs machte Caravallo Fortschritte, und Batlle war in Gefahr, gestürzt zu werden, er hat aber im Juli ein Gefecht verloren und sich unterworfen.

Wir haben diese Vorgänge erzählt, um den Lesern des „Globus“ klar zu machen, wie heillos zerrüttet in den meisten spanisch-amerikanischen Ländern die Verhältnisse sind, auch da, wo die Racenmischung ihre unheilvollen Einflüsse nicht ausübt; denn in Uruguay ist das Neger- und Indianerelement ohne große Bedeutung; hier wirthschaften verwilderte Abkömmlinge der Spanier.

Aus allen Erdtheilen.

Amtlicher Bericht über die Einwanderung der Deutschen nach Nordamerika. Die officiellen Angaben über die Einwanderung heben vom Jahre 1819 an; sie bleiben in vielen Fällen noch hinter der wahren Zahl zurück; doch bieten sie immer einen genügenden Anhalt, um eine ungefähre Durchschnittsberechnung aufzustellen. Bis jetzt ist im hiesigen statistischen Bureau noch keine officielle Liste der Einwanderung von 1819 bis December 1868 publicirt worden. Ich habe mir die Mühe genommen, daselbst die Listen durchzusehen und namentlich die Zahl der deutschen Einwanderung von 1820 bis einschließlich December 1868 festzustellen. Das gewonnene Resultat, in Uebereinstimmung mit den officiellen Listen, ist folgendes:

Zahl der deutschen Einwanderer von	1820	bis 1830	7,729
„ „ „ „ „	1830	„ 1840	152,585
„ „ „ „ „	1840	„ 1850	434,626
„ „ „ „ „	1850	„ 1860	951,667
„ „ „ „ „	1860	„ 1868	607,032
	Summa	. .	2,153,538

Von der Gesammtbevölkerung wird ein Durchschnittsprocent von 1,40 auf Todesfälle, sowie ein Durchschnittsprocent von 2,80 auf Geburten gerechnet, so daß nach Abzug des Procentsatzes der Todesfälle (1,30) vom Procentsatze der Geburten (2,90) noch 1,60 als ein Plusprocent der Geburten verbleibt. Der Nationalökonom Tucker stellt daher, unter der begründeten Annahme, daß die Geburten der Nativ-Amerikaner weit geringer sind, als die Geburten der Eingewanderten, mit Recht für die eingewanderte Bevölkerung das Plus der Geburten über die Todesfälle jährlich auf 2,30 Procent. Zwar sollte man mit diesem jährlichen Procentsatze von 2,30 die Zahl der Einwanderung für jedes einzelne Jahr von 1820 ab bis 1868 multipliciren, um die Zahl der Einwanderung und ihre Vermehrung durch Geburten festzustellen. Doch ohne ein Exempel der arithmetischen Progression hier zu geben, will ich bloß die je zehnjährige Zahl der deutschen Einwanderung von 1820 bis 1830, 1840, 1850, 1860 und 1868 als Basis annehmen und die deutsche Einwanderung von je zehn zu zehn Jahren, nämlich von 1820 bis 1868, so wie sie oben speciell in Ziffern angegeben ist, mit dem erwähnten Procentsatze 2,30 als dem Plus der Geburten multipliciren. Das Resultat, welches wir hier gewinnen, ist eine runde Zahl von sieben Millionen Deutschen und darüber, welche gegenwärtig in den Vereinigten Staaten leben. Allein das Resultat ist nach einer stricten arithmetischen Progression noch viel größer, zumal das Plus der Geburten zu dem Procentsatze von 2,30 nach einem Alter von 20 Jahren selbst wieder producirt.

Die Deutschen bilden hiernach sicher den fünften Theil der Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten, und zwar um so mehr, als die deutsche Einwanderung vom Beginne der Republik ab bis 1820 gar nicht in Berechnung gezogen ist. Die zahlreiche deutsche Bevölkerung in Pennsylvanien datirt z. B. weit zurück in die Zeit vor 1820.

Rußlands Reichthum an Steinkohlen.

Ueber diesen wichtigen Gegenstand hat eine Autorität ersten Ranges, General G. von Helmersen in St. Petersburg, eine Reihe von Angaben veröffentlicht, aus welchen wir das Wichtigste hervorheben wollen. Im Jahre 1864 erhielten zwei Bergingenieure, die Gebrüder Nossow, den Auftrag, zunächst das Kohlengebirge im westlichen Theile des Gouvernements Jekaterinoslaw zu untersuchen; sie haben ihre Aufgabe gut gelöst und eine Flötzkarte entworfen, vermittelst welcher man im Donetzer Gebirge jede beliebige Gruppe von Kohlenflötzen und Eisenlagern auffinden kann. Man hat nun zum ersten Mal einen richtigen Begriff von den Quantitäten der Steinkohle und der Erze, welche dort lagern.

Allein im westlichen Theile jenes Gebirges befinden sich nicht weniger als 44 abbauwürdige Steinkohlenlager mit einer Gesammtdicke von 16 Faden = 112 Fuß. Wollte man, sagt Herr von Helmersen, diese Lager auch nur bis zu einer Tiefe von 700 Fuß abbauen, was

nicht viel ist, und wollte man jährlich etwa 50,000,000 Pud Kohlen zu Tage fördern, so würde der Vorrath, da er 415,000,000 Pud beträgt, für einen Zeitraum von 8000 Jahren genügen. Und die Osthälfte des Gebirges enthält einen mindestens eben so großen Vorrath. Eisenerze sind in so großer Menge vorhanden, daß die großartigste Production auf Jahrhunderte gesichert ist. In Lissischansk wird eben jetzt ein großes Eisenwerk angelegt, und an der Eisenbahn von Charkow nach Taganrog, welche demnächst dem Verkehr übergeben wird (— sie durchschneidet die reichhaltigste Gruppe von Kohlen- und Erzlagern —), entstehen umfassende berg- und hüttenmännische Anlagen.

Herr von Helmersen spricht auch über das Tula-Kalugaer Kohlenbecken. Die Tulaer Kohle wurde früher geringschätzig behandelt, hat sich jedoch auf den Locomotiven der sächsisch-baierischen Eisenbahn als vollkommen brauchbar bewährt. Dasselbe ist auf der Tula-Orelbahn der Fall. Die Tula-Kalugaer Kohlenfelder haben eine „kolossale Ausdehnung"; der Abbau ist leicht und wohlfeil, und in der jüngsten Zeit sind noch neue Lager entdeckt worden. So an der Eisenbahn bei dem Landgute Charino am Upaflusse, von 11 bis 12 Fuß Mächtigkeit; weiter nordöstlich beim Gute Mastowaja sehr gute Kohle; noch weiter nach Osten die großen Kohlenfelder auf den gräflich Bobrinski'schen Besitzungen Malöwka und Tawarkoma, 15 Werst von der Stadt Jepiphan, an der rechten Seite des obern Don; dasselbe erstreckt sich weit nach Osten hin. Die Kohle aller dieser Lagerstätten wird in den großen Verkehr gelangen, sobald eine Bahn sich an die großen Schienenstränge von Tula-Orel und Woronesch anschließt.

Auch im nördlichen Theile des Tulaer Gouvernements ist der Kohlenreichthum sehr groß, und Herr von Helmersen führt Beispiele dafür an. Besonders wichtig scheint ihm ein neuer Fund in der Gegend der Stadt Aleksin zu sein, beim Dorfe Ljubutskoje, am rechten Ufer der Okka, wo in 154 Fuß Tiefe ein 10 Fuß mächtiges Kohlenlager bereits in Angriff genommen worden ist; dasselbe hat eine sehr große Ausdehnung und wird den ganzen Lauf der Okka und einen Theil der Wolga mit Kohlen versorgen, und zwar zu so billigen Preisen, daß weder die Donetzer noch die uralische Steinkohle werden concurriren können, weil der Wassertransport sehr wohlfeil ist.

„Es wiederholt sich hier ganz genau das in dem Flußgebiete des Ohio in Nordamerika bestehende Verhältniß, wie es der englische Geolog Lyell geschildert hat. Dicht am Ufer des Monongahela, eines Nebenflusses des Ohio, stehen horizontale, 10 Fuß dicke Steinkohlenlager zu Tage. Die mit Kohlen beladenen, kleinen Waggons gehen auf eisernem Schienenwege 20 bis 30 Schritte bis an die am Ufer bereitstehenden Barken, und diese führen ihre schwarze Last den Ohio hinab. Gerade so wird einst die Okkakohle weit hinab bis an die untere Wolga und bis Astrachan gehen und auch die Nebenlandschaften der Ströme und vor allen Dingen Moskau versorgen, da sie auf ihrem Wassertransporte das mit Moskau durch eine Eisenbahn verbundene Sserpuchow berührt."

Am Donetz und im centralen Kohlenreviere beginnt, wie Herr von Helmersen hervorhebt, ein erheblicher industrieller Aufschwung, die Anzahl der Kohlengruben mehrt sich bedeutend, und Eisenhütten und Maschienenfabriken sind im Entstehen. —

Bekanntlich hat Rußland seither den größten Theil seines Bedarfs an Maschinen aus anderen Gegenden, namentlich aus Deutschland, bezogen.

Veränderungen am Niagara-Katarakte.

Der weltberühmte Wasserfall liegt dem Ontariosee näher als dem Erie. Der gewaltige Strom, welcher den großen canadischen Seen zum Abzuge dient, bricht sich in der Breite von etwa einer halben Wegstunde seine Bahn durch eine Hochebene, und stürzt dann in Thurmeshöhe nicht in einer Anzahl verschiedener Cascaden, sondern wie ein Meeresstrom in einer einzigen Masse herab. Er wird jedoch durch eine kleine Insel von etwa 75 Acres Flächeninhalt, Goats- oder Iris-Eiland, in zwei Theile gesondert.

Derjenige Theil des Kataraktes, welcher auf der canadischen Seite liegt, wird als Hufeisen (Horse-shoe) bezeichnet, ist mehr als 2000 Fuß breit und etwa 150 Fuß hoch. Auf der andern Seite der Ziegeninsel, welche etwa 984 Fuß, ein Viertel der gesammten Strombreite, einnimmt, liegt der 1140 Fuß breite amerikanische Fall, 164 Fuß hoch und mit einer geringern Wasserfülle als das Hufeisen hat.

„Man hat schon längst die Behauptung aufgestellt, daß der Niagara seine Katarakten einst an der Stelle gehabt habe, wo das Land plötzlich bis zum Niveau des Ontariosees abfällt, und dieselben seien von Queenstown ab (das unterhalb des heutigen Falles auf canadischer Seite liegt, unfern vom Ontario) allmälig zurückgewichen. Noch heute (1851), so fügt man hinzu, nage das Wasser beim großen Falle die Felsen von unten an, indem häufig von oben gewaltige Massen hinabstürzen. Das Rückweichen betrage alljährlich etwa 1 Fuß; von Queenstown aus sei es bis dahin, wo heute der Katarakt sich befindet, im Verlaufe von etwa 40,000 Jahren bewerkstelligt worden; binnen 100,000 Jahren werde es die 18 englische Meilen bis zum Eriesee vollendet haben."

„Andere behaupten, dieses Rückweichen betrage binnen 30 Jahren etwa 18 Fuß; wieder Andere sagen, 150 Fuß binnen 50 Jahren. Dagegen macht man geltend, daß in bildlichen Darstellungen und Beschreibungen, welche 1679 und 1721 den Niagarafall schildern, namentlich in jenen von Hennepin und Charlevoix, der große Fall im Wesentlichen denselben Anblick darbiete, wie noch jetzt; auch die Ziegeninsel, an welcher überhaupt noch keine Veränderung bemerkt worden sei, wäre schon in derselben Weise vorhanden gewesen. Ohnehin werde durch die lange Einwirkung des Wassers nach und nach das Gestein gleichsam spiegelglatt polirt, und durch diese Glätte gegen die zerstörende Einwirkung des Stromes geschützt. Wenn einzelne Theile der Felsenmassen eingestürzt seien, wie namentlich 1818 am Tafelfelsen (einer Steinmasse, welche bis dicht zum Wasser hinanreicht) und 1828 am Hufeisen, so habe dies seinen Grund lediglich darin, daß der weiche Schieferthon, auf welchem jene Masse lagert, hinweggespült worden sei. Die Felswand selber, über welche der Niagara hinabfällt, sei jedoch durch jene Einstürze im Wesentlichen so wenig verändert worden, wie durch einen solchen, welcher späterhin erfolgte. Wir müssen die Entscheidung dieser Controverse den Geologen von Fach überlassen." (Karl Andree, Nordamerika S. 329 f.)

Wir setzen diese 1851 geschriebenen Bemerkungen hierher, weil sie zur Erläuterung des Nachstehenden dienen können. Wir finden in dem zu Pittsburgh erscheinenden „Weekly Chronicle" (vom 31. Juli) folgende Mittheilung aus dem „Utica Observer".

„Mehrere Berichte stimmen darin überein, daß der Niagarafall seit dem vorigen Jahre merkbare Veränderungen erlitten hat. Die Annahme, daß der Katarakt einer Unterhöhlung oder Auswaschung unterworfen sei, hat nie zuvor eine so augenfällige Bestätigung erhalten. Das Hufeisen hat ganz augenscheinlich um einige 30 Fuß nachgegeben, und zwar in dem Theile, wo sich das sogenannte grüne Wasser befindet. Es ist nun kein Hufeisen mehr, sondern in ein Dreieck umgewandelt worden. Man nimmt an, daß am Hufeisen allein etwa 150 Tons Gestein hinabgestürzt seien, und alte Beobachter des Niagara bezeichnen jetzt schon die Stellen, bis wohin dasselbe vor Ablauf eines Jahres zurückgewichen sein werde."

„Auch der amerikanische Fall hat an mehreren Punkten sehr bedeutend nachgegeben, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Niagara fortwährend abbröckelt und zurückweicht. Das Zurückweichen aber, welches eben jetzt stattgefunden hat, ist wohl beträchtlicher gewesen, als irgend ein anderes in früheren Zeiten. Die gewaltigen Eisfelder, welche alljährlich im Frühling über den Katarakt hinwegtreiben, sodann die mächtige Strömung und die Einwirkung der Zeit, gehen nicht spurlos vorüber. Aber das Zurückweichen findet im Großen und Ganzen nur langsam statt und entzieht sich der oberflächlichen Beobachtung, wenn nicht,

wie es in der allerjüngsten Zeit der Fall war, ungeheure Massen Gesteins sich ablösen und in die Fluthen stürzen."

Die argentinischen Republiken. Wir finden in der „Deutschen Zeitung am Rio de La Plata" folgende Bemerkungen. „Argentinien verdient nicht mehr den anderen spanisch-amerikanischen Republiken so oft gemachten Vorwurf, daß geordnete Zustände zu den Ausnahmen gehörten, eine vollständige Anarchie dagegen die Regel bilde. Mögen in den entlegenen Provinzen Argentiniens von Zeit zu Zeit noch Revolten und selbst Bürgerkriege ausbrechen, die Zeit ist doch vorüber, wo das kleinste Pronunciamento den Fortbestand der Republik in Frage stellte. Die Caudillos des Innern können höchsten Falls noch eine locale Revolution anstiften, und auch dies nur, gegen frühere Zeiten, in sehr beschränktem Maße, denn die Strafe folgt ihrem Vergehen gegen die Gesetze fast immer auf dem Fuße. Nicht ein einziger dieser Miniatur-Caudillos kann in den letzten zehn Jahren einen nachhaltigen Erfolg seiner Agitationen aufweisen, alle mußten, mochten sie in ihrem Districte sich auch noch so sicher dünken, die Autorität der Centralregierung anerkennen, und in den meisten Fällen die Flucht ergreifen vor den Vollstreckern der Befehle dieser Behörde. Unsere Centralregierung hat aufgehört ein Spielball in den Händen ehrgeiziger Offiziere oder Advocaten zu sein, sie ist eine wirkliche Macht geworden, wodurch unseren Staatsverhältnissen die bisher so schmerzlich vermißte Stabilität zugeführt wurde. Da die Nationalregierung Argentiniens factisch nur ein Centralorgan der einzelnen Provinzen der Republik ist, und keine andere Machtbefugniß besitzt, als die, welche aus dieser ihrer Eigenschaft resultiren, so ergiebt sich, daß die große Majorität der Argentiner mit ihrer Vergangenheit gebrochen, und den Segen geordneter Zustände erkennen und schätzen gelernt hat. Denn könnte die Nationalregierung bei ihrem energischen Einschreiten gegen jede anarchische Regung sich nicht auf die große Majorität des argentinischen Volkes stützen, so würde sie nicht so zahlreiche und so große Erfolge in dieser Hinsicht aufzuweisen haben."

Von den Sandwichs-Inseln.

Die Gruppe der Hawaii-Inseln wird mehr und mehr von Nordamerika abhängig, und über kurz oder lang den Vereinigten Staaten einverleibt werden. Der ganze Zug der Dinge bringt das mit sich, und durch die Dampferverbindung zwischen San Francisco und Honolulu wird das am Ende Unvermeidliche nur beschleunigt. Die Inseln stehen in lebhaftem Verkehr mit Californien und Oregon. Bis vor wenigen Jahren waren sie ein Hauptsammelplatz für die Walfischfahrer und zogen von denselben großen Vortheil. Als diese sich mehr den californischen Häfen zuwandten, bauete man Zucker, der aber seinen Markt lediglich in Californien findet.

Im Juni herrschten unter den Eingeborenen viele Krankheiten, und die Sterblichkeit war sehr beträchtlich; „die nächste Volkszählung wird zeigen, wie erschrecklich rasch die Eingeborenen hinwegsterben." Der Bericht, welchem wir folgen, bemerkt: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die gegenwärtige Verwaltung einen großen Theil der Schuld davon trägt. Aussatz, Awatrinken im Ueberfluß, und — das Opium (— auch eine Errungenschaft der christlichen Civilisation —) fressen am Mark und Bein dieses Landes."

Der Krater des Vulcans Kilauea auf Hawaii unterliegt gegenwärtig großen Veränderungen. Als im vorigen Jahre das gewaltige Erdbeben und die Ausbrüche stattfanden, wurde der alte Krater urplötzlich ganz ruhig. Gleichzeitig mit der gewaltigen Erschütterung vom 2. April 1868, welche die ganze Eilandgruppe erbeben machte, hörte das Feuer auf, und der alte Krater sank um 300 bis 500 Fuß tief. Die Depression in seiner Mitte war ganz regelmäßig, außer am Rande. Es sah so aus, als ob die Lava plötzlich hinweggezogen und daß dadurch der Krater ausgehöhlt worden sei. Durch die gewaltige Dicke und Stärke der Seitenwände wurde er noch zusammengehalten. Seit jener Zeit hat man weiter keine Spuren vom Feuer bemerkt, außer in der jüngsten Zeit in dem „alten südlichen See", der gleichsam als Ableitungsrohr für das Feuer im Innern zu dienen scheint. Dieser See nimmt gegenwärtig an Umfang zu, weil von seinem Rande viel abbröckelt. Manchmal stürzen ungeheure Lavamassen in diesen glühenden Kessel hinein, welcher dadurch sich vergrößert; früher hatte der See etwa 300 Fuß im Durchmesser, jetzt hat er schon mehr als 1500 und wird immer größer. Manche meinen, daß er immer mehr anwachse und zuletzt den größten Theil des Kilauea verschlingen werde. So viel ist, wie schon gesagt, sicher, daß der Krater dieses Vulcans einer großen Veränderung unterliegt, und daß das Feuer im Innern sehr thätig ist. Doch können Jahre vergehen, ehe wieder ein Ausbruch erfolgt.

* * *

— Die Nordamerikaner feiern bekanntlich den 4. Juli als den Jahrestag ihrer Unabhängigkeitserklärung mit großem Lärmen, Feuerwerk und hochtrabenden Reden. Nun äußert sich das „Newyork Day Book" vom 17. Juli in folgender charakteristischer Weise: „Es ist eine Farce, diesen 4. Juli zu feiern! Namentlich in unseren südlichen Provinzen muß sie sich hübsch ausgenommen haben, in diesen Provinzen, die keine Staaten mehr sind, sondern Militärdistricte, und die wahrhaftig keine Freiheit mehr besitzen, über welche sie sich zu freuen hätten. Welcher Sinn und Verstand liegt darin, diesen 4. Juli festlich zu begehen, nachdem die alten Principien todt sind? Man hat viel mehr Ursache, einen Trauerzug über den Tod der Freiheit zu veranstalten, als solch ein unverschämtes Possenspiel (impudent mockery). In einem Lande, wo der Militärsatrap durch eine Proclamation Wahlen ausschreibt, wo fast alle Grundbesitzer und intelligenten Leute von den Wahlen ausgeschlossen sind, — in einem solchen Lande Feste zu feiern, als ob noch Freiheit herrsche, das ist geradezu widerwärtig. Nur ein Verrückter kann wähnen, daß wir heute noch in einem freien Lande leben, oder ein Heuchler kann sich freuen über eine angebliche Freiheit, während er doch weiß, daß sie nicht mehr vorhanden ist. Was will denn der Despotismus, unter welchem (— angeblich —) die alten Colonien unter der englischen Regierung seufzten, gegen den Despotismus bedeuten, welchen der Congreß uns aufgehalst hat. Es schaudert Einem, und man ist empört über den hundertfach ärgern Druck, welchen der Congreß uns aufgebürdet. — — Wie die Dinge bei uns stehen, sollte das Volk eher im Leichenzuge, beim dumpfen Tone verhüllter Trommeln umhergezogen sein, mit Trauerfahnen; es sollte in Trauerhallen Reden angehört haben über die Grundsätze, welche in der Unabhängigkeitserklärung enthalten, die jedoch über Bord geworfen worden sind in einer so entarteten Zeit."

— Lord Mayo, Vicekönig von Indien, hat die Entscheidung gefällt, daß dem Eintritte der Hindus in die Freimaurerlogen kein Hinderniß im Wege stehe. Braminen 2c. werden Logenbrüder.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. №. 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Streifzüge in Florida.

I.

Die Bodengestaltung Floridas. — Keys, Swamps, Everglades. — Der Hafen Fernandina. — Sturmvögel, Boniten, Spritzfische, Mollusken, Seeteufel. — Die Riesenspinne. — Eine Baumwollenplantage. — Seeraben und fliegende Fische. — Der St. Johnsfluß und das Posthaus Pablo. — Bisamratten. — Ein Rhododendrondickicht. — Eine Blindschleiche. — Geier. — Die Hammocks. — Fliegende Eichhörnchen. — Der kahlköpfige Adler.

Wir wollen Auszüge aus dem ungemein reichhaltigen Tagebuch eines Naturforschers geben, welcher sich eine von Europäern wenig besuchte Gegend zum Schauplatze seiner Thätigkeit auserkor: — die Halbinsel Florida. Sie erstreckt sich von dem nordamerikanischen Festlande weit in den Ocean hinein und trennt den Mexicanischen Golf vom Atlantischen Meere. Sie reicht vom 31. bis 25. Grade nördlicher Breite und trägt zumeist einen tropischen Charakter. Auf keinem Punkte erhebt sich das Land mehr als 300 Fuß, und die Gestaltung desselben ist sehr eigenthümlich. Vor den Küsten liegen viele Strandlagunen, im Süden und Südwesten starren Korallenholme, sogenannte Cayes oder Keys, aus der See empor, und sind der Schifffahrt höchst gefährlich. Unter den Flüssen ist der St. Johns (San Juan) der größte; er kommt aus einem großen Cypressensumpfe und hat einen sehr gewundenen Lauf. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Floridas, daß einige Flüsse plötzlich unter der Erde verschwinden, andere dagegen ein so mächtiges Quellwasser haben, daß sie, wie der Wakulla, sofort von Booten befahren werden können. Im südlichen Theile bilden die sogenannten Everglades eine merkwürdige Erscheinung. Sie reichen vom südlichen Ufer des Okechobeesees etwa 90 Miles nach Süden hin und haben eine Breite von 30 bis 50 Miles. Das Wasser dieser „nassen Wüstenei“ ist süß; die Tiefe beträgt von 1 bis 8 Fuß, und aus derselben steigen hundert und aber hundert niedrige Inseln als grüne Oasen empor. Ein Theil dieser Wasserfläche der Everglades, welche einen Flächenraum von mehr als 8,000,000 Acres Land bedecken, liegt einige Monate im Jahre trocken. Im Nordwesten der Halbinsel finden wir eine Region der Swamps, deren zahlreiche Sumpfmoräste sich bis über den 29. Grad hinauf erstrecken.

Ein so eigenthümlich gestaltetes Land ist ein „Paradies“ für den Naturforscher und für den Waidmann. Beide finden eine ungemein ergiebige Ausbeute. Was will eine Bärenjagd in den Karpathen, eine Wolfsjagd in Rußland, der Lachsfang in Norwegen, oder auch die Jagd auf Jaguare in Südamerika gegen die Jagden in Florida bedeuten? Jene ist einförmig, diese lassen an Mannichfaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Die nachfolgenden Mittheilungen Poussielgue's werden dafür den Beweis liefern. Der Verfasser war 1851 der französischen Gesandtschaft in Washington beigegeben, späterhin jener in Peking. In dem eben genannten Jahre benutzte er vier freie Monate, um Florida kennen zu lernen. Er bezeichnet sich selber als einen naturforschenden Jägersmann; seine Darstellung ist ansprechend und lebendig; deshalb wollen wir ihn selber reden lassen und bemerken, daß er in einer kleinen Goelette von Savannah in Georgien der Küste entlang nach Süden fuhr, zunächst nach dem Hafen Fernandina in Nordflorida. Seine Be-

gleiter waren ein sehr gewandter ehemaliger Hochbootsmann, Constant; ein Deutscher aus Baiern, Moritz Stand, politischer Flüchtling, eifriger Naturforscher und im Präpariren sehr geübt; ein Mulatte, Toby; ein Neger, Cornelius, und der Negerjunge Hiob.

* * *

Am 2. September war das Schiff von Seevögeln umschwärmt. Vor allem machte sich der Sturmvogel bemerkbar (Procellaria pelagica); seine ausgespannten Flügel sind fünfmal so lang wie sein Körper. Er streift über die Wasserfläche hin und fängt dabei Fische, hebt sich dann und beschreibt hoch in der Luft Krümmungen, fliegt gegen den Wind, und doch bemerkt man an ihm keinen Flügelschlag oder auch nur ein Zittern. Er ist ein prächtiger „Segler der Lüfte". — Da sehe ich auch einen Schwarm von Wasserscheerern (Puffinus obscurus); sie sind oben dunkel, unten weiß und scheinen mit den Sturmvögeln im besten Einvernehmen zu stehen. Sie stürzen gierig auf den Köder zu, welchen ich ihnen hinwerfe, aber die Sturmvögel sind viel rascher und kommen ihnen zuvor, indem sie auf dem Wasser laufen, wie weiland der Apostel Petrus; daher werden sie von den Matrosen auch als Petersvögel, Peter, Peterhill ꝛc. bezeichnet. Möwen und Strandjäger, gemeines Volk, schwärmen in unzähliger Menge umher.

Mygale vor einem Kolibrineste.

Die Hitze war entsetzlich drückend, die Sonne ging blutroth unter, und in der Nacht wehete nicht das leiseste Lüftchen. Nach und nach überzieht sich der Himmel mit dichtem Gewölk, aber nun leuchtet das Meer in wunderbarer Pracht.

Jede heranrollende Woge ist in einen Lichtschimmer gehüllt; das Schiff gleitet über Feuer hinweg; jeder Wellenschlag am Ruder bricht sich in eine Menge funkelnder Garben. Wir lassen einen Eimer hinab, um Wasser zu schöpfen; es ist, als ob wir ihn in einen glühenden Hochofen versenkten, und als wir ihn wieder heraufziehen, ist er voll flüssiger Flammen. Das Seil und unsere Finger phosphoresciren.

Jetzt erscheinen auch Bouiten und Haifische, welche den Sturm wittern, und in dieser unheimlichen Nacht auf Beute ausgehen. Jeder von ihnen zieht einen leuchtenden Streifen, und wenn er mit seinem Schwanze das Wasser peitscht, steigen die Funken in dichter Menge empor, um dann als glitzernde Cascade herabzufallen. Einige große Spritzfische blasen mächtige Feuergarben in die Luft. Zu diesem weißen Gefunkel kam nun noch das violette St. Elmsfeuer am Mast und an den Stengen; die Elektricität der uns umgebenden Wolken trieb ihr wunderbares Spiel. Auch die phosphorescirenden Mollusken fehlten nicht; große Medusen, Fallschirmen vergleichbar, schwimmen auf der Oberfläche des Wassers; kleinere Medusen, die Meliteen, deren Arme ein Malteserkreuz bilden, strahlen ein brennend rothes Licht aus; mikroskopische Ocyoreen und Akalephen erglänzen in jedem Tropfen wie Diamanten; andere strahlen ein blaues, wieder andere ein zartgrünes Licht aus.

Noch mehr. In einer gewissen Tiefe bilden sich leuchtende Rosetten, Sterne, Ketten und Bänder, alle von wunderbarer Regelmäßigkeit und mit dem Wellenschlage sich auf und ab bewegend. Das Thier, von welchem diese Erscheinung herrührt, ist Salpa biphoris.

Am 4. September gegen Morgen war alle diese leuchtende Pracht verschwunden. Der Wind erhob sich, wir hörten ein dumpfes Getöse, der Sturm brach von Nordost herein, aber wir hatten den kleinen sichern Hafen Fernandina in Sicht und konnten einlaufen. Das gleichnamige Dorf liegt auf der Insel Amelia, der Rhede gegenüber, wo der St. Marys mündet, und wird von Fischern bewohnt. Der Gasthof gehörte einem wackern Deutschen, Namens Schaller; Alles war sauber und gut.

Ich blicke am 5. September aus dem Fenster und sehe, daß zwei Fischer am Werft ankern. Der eine hat einen sogenannten Seeteufel erbeutet, einen Fisch, welcher zu den Cephalopteren gehört und der, so viel ich weiß, noch nicht beschrieben worden ist. Er wird bis zu 2000 Pfund schwer; sein Körper starrt von großen, rückwärts gebogenen Haken; auf dem Kopfe hat er zwei gewaltige Hörner wie ein Ochs, und am Schwanz hat er einen langen giftigen Stachel, der so scharf wie ein Dolch ist. — Nachdem ich die Fischerboote besucht hatte, frühstückte ich unter der Gallerie. Dort stand eine Passionsblume (Passiflora quadrangularis); sie ist roth mit weißen Staubfäden, die Frucht gelb, eierförmig, so groß wie eine kleine Melone; man genießt sie mit Zucker und Wein. Diese schönen Bäume, welche ungemein rasch wachsen, sind eine Zierde der Wohnungen in den tropischen Gegenden, doch ist mit ihnen auch ein Uebelstand verbunden. Weil Ratten und Eichhörnchen namentlich die Früchte der Passionsblume lieben, so kommen sie in Menge herbei und hinter ihnen her auch giftige Schlangen, welche sich von diesen Thieren nähren. In meinem Gasthofe sind hoffentlich keine von diesen unwillkommenen Gästen, und ich kann mich ungestört an einem Kolibripaar erfreuen (Trochilus colubris), das um die Blumen schwirrt.

Als ich eben ein wenig eingeschlummert war, weckte mich ein ängstliches Geschrei der Vögel. Die Kolibris hatten ihr Nest auf der Passionsblume, und in demselben lagen drei Junge.

Nun sah ich, wie ein häßliches Thier dieselben bedrohte, eine widerwärtige Spinne, die Riesen-Mygale. Sie ist schwarz und behaart, groß und dick wie eine Flasche, und hat an ihren acht Zoll langen Beinen Haken. Sie lag noch ruhig auf dem Simswerke, welches von einem Zweige der Passionsblume berührt wurde, und starrte nach dem Nest hin. Die Kolibris flatterten ängstlich schreiend umher; das Weibchen suchte die Kleinen mit ihren Flügeln zu schützen, das Männchen flatterte gegen die Riesenspinne hin, und diese setzte sich allmälig in Bewegung. Da nahm ich einen Stock und schlug sie todt. Es war ein häßliches Thier, und mich schauderte, als ich daran dachte, daß dasselbe mit mir unter demselben Dache gewohnt hatte. Diese Mygalen kommen häufig vor, und man stellt ihnen eifrig nach; aber sie machen sich doch nützlich, indem sie erbitterte Feinde der Kakerlaken, Skolopender, Termiten und anderer schädlichen Insecten sind.

Am 6. September fuhren wir durch den Nassau-Canal, der bei Ebbe nur 6 Fuß Wasser hat und weniger salzig ist, als das offene Meer. Wir wollten nach der Mündung des St. Johns steuern und hatten einen schwarzen Lootsen an Bord genommen. Das Land ist flach und eintönig; die Dünen der Insel Amelia sind blendend weiß. Hinter denselben wächst Baumwolle, Taback und Zucker; hin und wieder sieht man unter oder neben Magnolien und Zwergpalmen einige Negerhütten. Unter den Vögeln macht sich der lautschreiende Scheerenschnabel durch lautes Geschrei bemerkbar; der obere Theil seines Schnabels ist um die Hälfte kürzer als der untere. Diese letztere taucht er ins Wasser, während die erstere oberhalb desselben bleibt. Dieser Rhynchops nigra hat sehr lange Flügel; Schnabel und Füße sind roth, der Oberkörper ist schwarz, der Unterkörper weiß. Bei Ebbe stellen sich diese Scheerenschnäbel so, daß sie alle Muscheln, welche bloßgelegt werden, auffangen können. Sobald die Muschel sich öffnet, steckt der Vogel seinen Unterschnabel hinein und verzehrt den Inhalt. Feldhühner, Tauben, Kaninchen und Eichhörnchen sind auf der Insel Amelia in großer Menge vorhanden.

Auf meinem Streifzuge führte mich der Zufall mit einem Pflanzer, Herrn Potter, zusammen, der mich sehr freundlich zu sich einlud. Landeinwärts trat Cultur an die Stelle der öden Gestadegegend; weit und breit sah ich Baumwollenfelder, und es war gerade die Zeit der Ernte, mit welcher eine Anzahl von Sklaven beiderlei Geschlechts beschäftigt war. Eine gewisse Quantität von Aeckern hat eine bestimmte Anzahl von Arbeitern unter zwei Aufsehern. Die Sklaven haben sich zeitweilig Hütten auf dem Felde selber gebaut, um näher bei der Hand zu sein. Es kommt vor Allem darauf an, daß die Baumwolle sofort aus der Kapsel genommen werde, sobald diese aufspringt; sie darf nicht auf die Erde fallen, weil sie dann grau wird und den Glanz verliert. Die langstapelige Baumwolle von Georgien und Florida (die Sea Island) ist bekanntlich die allerbeste, und man muß bei der Ernte sehr sorgfältig zu Werke gehen. Der Pflanzer Potter, welchem seine Sklaven sehr anhänglich waren, hatte ein sehr zweckmäßiges System der Arbeitseintheilung eingeführt und gab den fleißigsten Arbeitern nicht unansehnliche Prämien. —

Die Sumpfgegenden am St.-Johns-Flusse.

Als ich weiter nach dem St.-Johns-Flusse hinfuhr, bemerkte ich einen sehr großen Fisch, der an einer Sandbank liegen geblieben war und sich aus dem allzu seichten Wasser, das er mit seinem gewaltigen Schwanze zu Schaum zerpeitschte, nicht mehr in die Tiefe hinausarbeiten konnte. Schwärme von Seeraben waren herbeigeflogen und fingen an, ihn bei noch lebendigem Leibe zu zerhacken. Der Seerabe, Corvus ossifragus, ist so groß wie ein starker Haushahn, wild und sehr blutgierig, und manchmal macht eine Anzahl dieser muthigen Thiere gemeinschaftlich Jagd selbst auf den Seeadler.

Am 8. und 9. September begleitete ein Phaëthonpaar die Goelette. Der Phaëthon aethereus ist ein Vogel, der nicht weit über die tropischen Gegenden hinausgeht. Er bietet einen merkwürdigen Anblick dar mit seinen gegabelten Flügeln und dem kurzen Schweife, aus welchem zwei Federn herabhängen, die in einem langen Büschel endigen; beim Fluge giebt er seinen Flügeln einen zitternden Druck, und er stürzt aus beträchtlicher Höhe herab, um kleine Fische an der Oberfläche des Meeres zu fangen. Er taucht niemals. Das Männchen ist weiß, der obere Theil der Flügel und ein Ring um die Augen sind schwarz, der Schnabel roth; die zwei vom Schweif herabhängenden Federn sind zweimal so lang wie der Körper.

Mit Aufmerksamkeit betrachte ich den Tanz und die Schlachten, welche die fliegenden Fische einander liefern. Das Meer ist mit kleinen röthlichen Algen bedeckt, auf welchen Millionen mikroskopischer Larven schwimmen. Ein ganzer Schwarm fliegender Fische thut sich an dieser Nahrung eine Güte. Einige spielen auf der Oberfläche des Wassers, andere springen in die Luft empor, in welcher Tausende, man möchte sagen, herumtanzen. Zwei Schwärme erheben sich, etwa 50 Fuß von einander entfernt, fliegen gegen einander ein, bis sie zusammentreffen, kehren um, machen noch einmal Kehrt und begegnen sich wieder. Dann giebt es ein buntes Durcheinander und Alle fallen ins Wasser, aus welchem bald nachher wieder zwei Schwärme emporsteigen, um dasselbe Spiel zu beginnen. Manchmal besteht solch eine Quadrille aus vier Schwärmen, deren jeder vielleicht an tausend Fische zählt. Ich habe zuweilen an zwanzig solcher Schwärme gezählt, welche um das Schiff sich herumtrieben; es war, als ob eine Armee von Heuschrecken käme. Diese fliegenden Fische sind sehr klein und haben kaum 20 Centimeter Länge. Dieser Exocetus volitans ist azurblau und silberfarbig, und seine Schuppen erglänzen in der Sonne wie Perlen und Türkise. Eine andere Art, Trigla volitans, ist einen Fuß lang, braunroth, hat schwarze Flossen und eine Art von Helm; er ist sehr häßlich. Seine Brustflossen sind sehr lang und bilden Flügel, mit denen er sich ziemlich hoch erheben und länger in der Luft bleiben kann als der Exocetus. Beide Arten sind sehr stupide; viele sanken, sobald ihre Flossen von der Sonne getrocknet waren, auf das Schiff nieder. Sie werden in der Luft wie im Wasser von vielerlei Feinden verfolgt, hier von Boniten, Doraden, dort von Möwen und anderen Vögeln. —

Vor der Mündung des St. Johns steht unter 20° 21′ N. ein 65 Fuß hoher Leuchtthurm auf einer kleinen Insel, etwa eine deutsche Meile von der Küste des Festlandes entfernt; bei Fluthwasser ist das Eiland überschwemmt. Der genannte Strom ist der bedeutendste auf der Halbinsel, hat einen Lauf von etwa 250 Miles und ist bis zum Georgssee hinauf für Schiffe von 8 Fuß Tiefgang fahrbar. Am 10. September segelte ich über die Barre; oberhalb derselben hat der St. Johns eine Breite von mehr als einer deutschen Meile, aber das fahrbare Bett, die Stromrinne, nimmt von derselben kaum den vierten Theil ein. Der übrige Raum bildet zu beiden Seiten einen weiten Morast, welcher bei der Ebbe bloßliegt und mit allerlei Rohr, Mangrove, Binsen, wildem Reis und anderen Wasserpflanzen dicht, theilweise undurchdringlich bewachsen ist. Man sieht große Schaaren rosenrother Flamingos, weißer Ibis, Pelikane in Menge und ganze Wolken von Enten.

Am untern Laufe steht auf einem Hügel, unter Magnolien und immergrünen Eichen, das Posthaus Pablo, neben welchem der gleichnamige Bach oder kleine Fluß (Creek) mündet. Der Postmeister war auswärts, und ich fand nur einen Mulatten, aus welchem nicht viel herauszubringen war. Ich ging also nach meiner Goelette zurück, wo ich am 12. September Abends anlangte. Am andern Morgen bemerkten wir einige Haifische. Hinter der weißen Sandbank, neben welcher wir Anker geworfen hatten, fanden wir ein ganzes Feld von der Pontedria cordata, das mit dem leuchtenden Grün der Blätter und den blauen Blüthen einen anmuthigen Eindruck machte. Wir brachen uns Bahn und stiegen etwas aufwärts, bis wir an den Rand eines Waldes gelangten. Dort lagen gewaltige Massen todten Holzes, bis zu einer Höhe von 15 bis 18 Fuß über einander gehäuft. Diese abgestorbenen und entwurzelten Bäume waren durch das Hochwasser angetrieben worden; ihre Zweige waren zwischen die lebenden Bäume eingeklemmt, und da in jedem Jahre neue Massen angeschwemmt werden, so bildet das Ganze eine gewaltige Verrammelung. Auf dem absterbenden Holze wachsen Moos und allerlei Schmarotzerpflanzen; ich sah insbesondere eine große Aristolochie mit ovalen Blättern und blaßblauen Blumen von der Gestalt eines Hebers; der Stamm ist so dick wie eine Tonne; Zweige und Wurzeln sind gewunden, gleichen großen Schlangen, umspannen die Bäume und tödten dieselben. Diese natürliche Verrammelung scheint weit in den Wald hineinzureichen; mein Versuch, hinüberzugelangen, schlug fehl; ohnehin hörte ich das mir wohlbekannte Geräusch der Klappern. Die Schlangen finden an solchen Oertlichkeiten den besten Schlupfwinkel und halten sich dort in Menge auf. — Wir mußten also eine andere Stelle suchen, um weiter zu kommen. Ich schickte meinen Wasserhund in das dicke, wohl 15 Fuß hohe Röhricht, und er brach sich tapfer Bahn. Eine große Menge von Bisamratten (Mus pilorides) liefen in den Wald zurück; sie sind keine Wasserratten, fressen aber das Mark des Rohres sehr gern. Es gelang mir, eine große Rohrdommel zu schießen, einen Mokoko-Butor (Botaurus minor). Dieser Vogel kommt nicht häufig vor, ist etwa eine Elle hoch, braun mit schwarzen Streifen und grauem Bauche; der Schnabel ist spitz wie ein Dolch. Ich hatte allnächtlich, seit wir am Pablobache waren, seinen Ruf Dunkadu, Dunkadu gehört. Er frißt auch Vögel; wir fanden in seinem Magen eine Ratte, die er mit Haut und Haar verschlungen hatte. — Es gelang uns, bis zu einem Dickicht vorzudringen, das von Rhododendrum gebildet wurde (Rhododendrum maximum). Die Höhe betrug mindestens 15 Fuß, und manche Stämme waren so dick wie ein Mannsschenkel. Diese prächtigen Sträucher waren mit Blumen wie besäet, und bildeten einen stattlichen Gegensatz zu den Rhododendren, die wir in unseren europäischen Gärten sehen. Als ich weiterhin auf festen Boden gelangte, kam ich an einen Hain von Magnolien der Art, welche man im Lande als Gurkenbäume bezeichnet, weil die Frucht an Größe und Gestalt mit einer Gurke Aehnlichkeit hat. Diese Prachtbäume, deren kerzengerader Stamm eine Höhe bis zu 100 Fuß erreicht, breiten an ihrem Wipfel einen mächtigen Büschel großer Blätter aus, und die bläulich weißen Blumen haben einen schwachen Nelkengeruch. Unter dem dichten Schatten dieser Magnolien können andere Bäume nicht aufkommen, und in ihrer Waldesöde lebt auch kein Vogel, auch nicht der Specht, welchen man sonst in den nordamerikanischen Wäldern so häufig findet; die Rinde der Magnolia ist ihm zu hart und birgt auch weder Larven noch Insecten. Wohl aber spielt das graue Eichhörnchen mit Lust in den Zweigen, denn die reifen Früchte sind seine Lieblingsnahrung. Diese Frucht ist anfangs grün

Strauchartige Baumwolle.

und wird immer röther, je näher sie der Reife kommt. Das Fleisch der Eichhörnchen riecht nach Ameisen und mundet deshalb nicht.

Als ich auf dem weichen Moose ausruhete und mich mit einem Trunk erquickte, brachte mein Negerknabe mir eine Blindschleiche, die etwa so dick wie eine Gänsefeder und einen Fuß lang war; die Schuppen sind so klein, daß das Thier wie mit einem Panzer überzogen war. Der Mund liegt unterhalb der weit vorstehenden Schnauze, so daß das Thier nicht beißen kann; das kaum bemerkbare Auge ist mit einer Hornhaut überzogen. Dieses niedliche Opthalmidion hält sich in einer Art von Gängen unter Baumwurzeln auf und lebt von Erdwürmern, mit denen es Aehnlichkeit hat; die Farbe ist aschgrau und schwarz geringelt; auf dem Hinterkopfe hat das Thierchen einen rothen Fleck.

Bei weiterm Vordringen kam ich an eine lichte Stelle. Einige Magnolienbäume waren durch Blitzschlag entwurzelt und verbrannt worden. Dort lag eine todte Kuh, eine willkommene Beute für einige Dutzend Geier, welche bei ihrem Fraße von meinen beiden Hunden gestört wurden. Der üble Geruch war ganz abscheulich, aber mein Negerknabe ließ sich dadurch nicht abschrecken, und machte mit einem tüchtigen Knüttel einen Angriff gegen die gierigen Raubvögel. Er hätte es besser bleiben lassen, denn einer dieser Geier, welchen er am linken Flügel gepackt hatte, spie ihm eine solche Masse unsaubern Stoffes ins Gesicht, daß er laut schreiend

Baumwollenernte.

davon lief und die Aasgeier verwünschte. Dieser Cathartes aura ist in den südlichen Staaten sehr häufig, etwa so groß wie ein Truthahn, braun mit rothen Augen, weißem Schnabel und gelben Beinen.

Von einer Anhöhe hatte ich einen Blick auf die Hammocks. Die sogenannten High-Hammocks sind mit Eichen, Magnolien und Sassafrasbäumen bestanden und eignen sich am besten zu Niederlassungen; die Low-Hammocks, welche tiefer liegen, sind den Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber viele derselben lassen sich entwässern und eignen sich dann zum Zuckerbau. Die letzteren erheben sich ein wenig über die Moräste und haben manchmal eine Fläche von mehreren Tausend Ackern. Der Hammock, auf welchem ich mich befand, bildete eine große Insel, die von niedrigem, stehendem Wasser umgeben war. Dieses kann nicht leicht durch den Thonboden eindringen, bildet große Moräste und in diesen wächst vorzugsweise Sassafras. Ich bemerkte viele Spuren von Wölfen und schoß eine Columba leucocephala, welche vorzugsweise auf Cuba und anderen Antillen vorkommt, hier aber selten ist. Wölfe, Füchse und Waschbären halten sich bei Tage im Dickicht auf; der Wolf entflieht, sobald er Menschen wittert, sobald ihn aber der Hund bis an irgend einen entfernten Schlupfwinkel verfolgt hat, wirft er sich über ihn her und frißt ihn auf.

Als ich eine Strecke weiter gegangen war, fand ich eine ganz andere Vegetation. Statt der Magnolien traten mächtige Wallnußbäume auf, Hickories, deren Früchte von einer sehr dicken Schale umgeben und wenig schmackhaft sind, aber das Holz ist vortrefflich und zu vielen technischen Zwecken brauchbar. In diesen Nußbäumen bemerkte ich eine beträchtliche Anzahl fliegender Eichhörnchen. Dieser Sciurus volucella ist nicht größer als eine Ratte, der Schwanz sehr

buschig, der Rücken perlgrau, der Unterleib silberweiß; die Ohren sind schwarz und die Schnauze ist rosaroth. Zwischen den Vorder- und Hinterbeinen ist die Haut ausdehnbar, und dadurch wird es dem zierlichen Thiere möglich, zu fliegen, oder, richtiger gesagt, durch die Luft zu gleiten; manche flogen wohl 50 Schritt weit.

Als ich gegen Abend auf dem Heimwege nach dem Schiffe war, kam ich an einem wahren Beinhause vorüber. Unter einem mächtigen Baume lagen Massen von Knochen, die sehr verschiedenen Thieren angehörten. Ich sah Gerippe von Ratten und Eichhörnchen, Schenkelbeine vom Hirsch, Schafsköpfe, Brustbeine von allerlei Vögeln, Fischgräten, Schalen der Schildkröten und dergleichen mehr. Die Erscheinung fiel mir auf, erklärte sich aber bald, als ich im Baume ein mächtiges Adlernest sah, das mindestens sechs Fuß hoch aufgebaut, aber sehr flach war. Einen so großen Horst hatte ich zuvor niemals gesehen, und manche Generation von Adlern mag in demselben großgezogen worden sein. Der Adler wird an hundert Jahre alt; wenn er sich gepaart hat, bleibt er dem Weibchen ein- für allemal treu. Vor jeder Brütezeit wird der Horst ausgebessert, und hier auf dem einsamen Hammock, wohin wohl nur selten ein Mensch kommt, ist das Paar ungestört geblieben.

Fliegende Eichhörnchen.

Der kahlköpfige Adler, Haliaetus leucocephalus, hat unbefiederte Beine, hält sich gern am Wasser auf und ist ein sehr muthiger Vogel. Ich schoß ein Männchen, das von einer Flügelspitze zur andern reichlich vier Ellen maß.

Fräulein Alexandrine Tinne.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

Die erschütternde Kunde, welche ein Telegramm vom 18. August aus Tripolis brachte, muß alle Freunde der Erdkunde und alle Bewunderer kühner und aufopferungsvoller Forschungsreisenden in tiefe Trauer versetzen. Fräulein Alexandrine Tinne soll in den ersten Tagen des Juli von einer Bande von Tuareggs auf der Reise zwischen Mursuk und Ghat ermordet worden sein. So wäre denn ein neues Opfer dem Fanatismus und der blutigen Raubsucht afrikanischer Stämme erlegen, ein neues Opfer, welches jenen in unseren Tagen hingeschlachteten Märtyrern der Wissenschaft, Vogel, v. Beurmann und von der Decken, die bekanntlich auch den Tod durch Mörderhand fanden, und den vielen Anderen, welche dem mörderischen Klima Afrikas erlagen, nicht unwürdig sich an die Seite reiht. Doch geben wir uns nicht zu früh einer vielleicht unmotivirten Trauer hin! Alle Nachrichten aus dem Innern von Afrika schwimmen dergestalt im Ungewissen, daß man selbst in Tripolis die Wahrheit nur sehr schwer erfährt und jede aus dem Innern angelangte Nachricht einer wiederholten Bestätigung bedarf.

Wie manche falsche Todesnachricht wurde nicht schon von Tripolis aus in die Welt gesandt? Ich erinnere nur an das Gerücht vom Tode Barth's im Jahre 1853, welches erst seine Rückkehr im Jahre 1855 Lügen strafte, und das selbst von der englischen Regierung geglaubt worden war. Selbst über Fräulein Tinne und Dr. Nachtigall, die der Zufall als Führer völlig gesonderter Expeditionen eine Zeit lang in Mursuk vereinigt hatte, war schon im Monat April dieses Jahres ein ähnliches Gerücht in Tripolis verbreitet. Zum Glück wußte ich zu verhindern, daß es damals nach Europa telegraphirt wurde. Möge es auch jetzt sich eben so grundlos erweisen, wie das erste Mal!

Doch müssen wir leider gestehen, daß diesmal unsere Befürchtungen ernsterer Natur sind. Allen Nachrichten zufolge fand der blutige Ueberfall dicht an der Grenze des türkischen Gebietes statt, also in einer Gegend, von welcher Nachrichten noch mit einiger Zuverlässigkeit und mit viel mehr Regelmäßigkeit nach Tripolis gelangen können, als aus dem tiefen Innern, wo Vogel und v. Beurmann ihren Tod fanden. Zudem hatten alle Freunde Fräulein Tinne's schon längst mit Schrecken dem Augenblick entgegengesehen, da sie das mehr oder weniger sichere türkische Gebiet verlassen und sich den räuberischen unabhängigen Horden des Innern anvertrauen würde. Fräulein Tinne befand sich nämlich in einer andern, viel gefährlichern Stellung, als die meisten ihrer Vorgänger auf diesem afrikanischen Reisegebiet. Sie besaß die in civilisirten Ländern so beneidenswerthe, unter barbarischen Raubvölkern aber höchst gefährliche Eigenschaft, sehr reich zu sein, und sie war unvorsichtig genug, diesen ihren Reichthum nicht zu verleugnen. Doch beurtheilen wir sie hierin nicht voreilig. Das frühere Reisegebiet Fräulein Tinne's, Nubien, die Länder am obern Nil, der Bahr el Ghasal, war in mancher Hinsicht ein ganz anderes gewesen, als ihr diesmaliges. Die schlecht oder gar nicht bewaffneten dortigen Negervölker, mochten sie auch immer räuberische Instincte hegen, ließen sich von einer kleinen aber gut armirten Dienerschaar wirksam imponiren, und auch der Umstand, daß diese Diener selbst Neger waren, denen man gewöhnlich den Weißen gegenüber nicht viel kriegerischen Muth zutraut, schadete dort, wo sie es mit Schwarzen zu thun hatten und zwar mit solchen Schwarzen, die culturhistorisch noch viel tiefer als sie standen, nichts; die Reisende hatte also weniger von Raubüberfällen zu fürchten und folglich keinen Grund, ihren Reichthum zu verbergen.

Ganz anders war sie aber den Tuareggs gegenüber gestellt. Diesen kriegerischen, raubritterlichen, an Stammesfehden, blutige Ueberfälle und Raubzüge gewöhnten Stämmen imponiren die Neger gar nicht, selbst wenn sie gut bewaffnet sind, da sie es gewöhnlich doch nicht verstehen, sich dieser Waffen zu bedienen. Das Gefolge der Reisenden bestand aber fast ausnahmslos aus Negern, und zwar aus solchen, die von Kindheit auf in Aegypten, Tripolis, Algerien und anderen halbcivilisirten Ländern gelebt, wo sie sich zwar einigermaßen civilisirt, aber auch zugleich verweichlicht hatten, und der kriegerischen Eigenschaften, welche sie anfänglich besessen haben mochten, durch ein in weichlichem Müßiggang zugebrachtes Leben verlustig gegangen waren. Es war eine Bande höchst undisciplinirten, ja nach Allem, was ich hörte, liederlichen und ausschweifenden Gesindels, welches der Herrin gegenüber zwar Unterwürfigkeit an den Tag legte, aber eigentlich that, was es wollte. Fräulein Tinne hatte nie vermocht, Disciplin in diese Bande, welche auf ihrer letzten Reise bis zu siebenzig Köpfen angewachsen war, zu bringen. Von Zeit zu Zeit empfand sie zwar das Bedürfniß, ihrem Gefolge gegenüber Energie zu zeigen, und ließ die Schuldigsten dann summarisch abstrafen. Aber eigentlich war sie die nachsichtigste Herrin, welche jemals Diener besessen hat, und ihr Haus stand bei allen Negern in Tripolis im Ruf, ein wahres Schlaraffenland zu sein, wo man nichts zu thun und vollauf zu leben hatte, und nebenbei noch sehr gut bezahlt wurde, denn selbst der unterste ihrer Diener bekam nicht weniger als 20 Thaler Monatslohn. Jeder nur einigermaßen gerechtfertigte Wunsch ihrer Diener wurde gewährleistet, ja selbst ein solcher, der es nach gewöhnlichen europäischen Begriffen gewiß nicht gewesen wäre.

Wenn zum Beispiel der erste Diener und Intendant Fräulein Tinne's, der in Aegypten erzogene Neger Abd-Allah, das Bedürfniß empfand, einen vollzähligen Harem mit vier legitimen Gattinnen zu besitzen, so hätte ein anderer Gebieter ihn vielleicht auf die Vorzüge der Monogamie aufmerksam gemacht. Aber Fräulein Tinne ließ es nicht nur geschehen, sondern sorgte auch noch selbst dafür, daß diese auszuwählenden Gattinnen jung und hübsch waren. Ja, diesem Schwarzen wurde der bei seinen Hautgenossen seltene und viel beneidete Vorzug zu Theil, lauter weiße Gattinnen zu besitzen, blutjunge, hübsche Algiererinnen, welche seine Herrin vor zwei Jahren von Algier aus mitgenommen, und, wie man sagt, für ihn ausgewählt hatte. Auch seinen etwas unbeständigen Launen setzte sie kein strenges Veto entgegen. Als es ihm zum Beispiel gefiel, sich in Tripolis von einer seiner algierischen Gattinnen scheiden zu lassen, mischte sich seine Gebieterin nicht in die Angelegenheit, sondern trug nur mit ihrer allgemein anerkannten, liebevollen Theilnahme für alle Leute ihres Gefolges Fürsorge, daß die junge Frau unter gutem Schutz und reich mit Mitteln versehen nach ihrer Vaterstadt zurückgebracht wurde.

Da auch noch andere Neger im Gefolge der Reisenden dem Beispiel des polygamen Abd-Allah gefolgt waren, so befanden sich im Hause Fräulein Tinne's Frauen in Menge,

welche außer ihren ehelichen Pflichten keine zu erfüllen hatten, denn außerdem besaß die Dame noch ihre eigenen persönlichen Dienerinnen, von denen einige ihr mit wahrhaft rührender Anhänglichkeit zugethan waren. Die erste derselben, eine gewisse Sora, war sogar in ihrer Liebe zu ihrer Herrin so weit gegangen, daß sie diese ihrem Gatten vorgezogen hatte, und es auf eine Scheidung ankommen ließ, als jener den Dienst der Reisenden aufgab. Bei so vielen verheiratheten Frauen konnte es auch an Kindern nicht fehlen, und diese bildeten denn die größte Freude und den Zeitvertreib der berühmten Reisenden. Außerdem spielten auch noch die Hunde eine große Rolle im Hause und in der Karawane, denn wohin sich Fräulein Tinne begab, folgte ihr sämmtliches Personal nach. Der Lieblingshund wurde mit zärtlicher Fürsorge gepflegt und seinethalben alle Tage ein Huhn geschlachtet und für ihn weichgekocht.

Einige arabische Windhunde standen gleichfalls in Gunst. Diese befanden sich unter der Obhut eines jungen Deutschen, des aus Meißen im Königreich Sachsen entsprungenen Gymnasiasten Krause, der sich mittellos mit erstaunlicher Ausdauer und großem Geschick bis nach Afrika durchgeschlagen und dort dem berühmten Gerhard Rohlfs zum Reisebegleiter angeboten hatte, von ihm aber nicht gebraucht werden konnte, dafür aber auf seine Empfehlung in den Dienst Fräulein Tinne's trat. Dieser junge Mann kann übrigens seinem Glücksstern danken, denn er wurde von der Reisenden einen Monat vor ihrer Ermordung zurückgeschickt, wie man sagt, weil einer der Hunde crepirt und der Anblick des Hundehüters ihr deshalb unerträglich geworden war. Diese wunderbare Schicksalsfügung entriß unsern jungen Landsmann der Gefahr, das Loos der Dame zu theilen, denn ohne Zweifel wäre ihm ein gleiches Schicksal beschieden gewesen, da die Tuareggs einen Europäer wohl schwerlich zum Sklavendienst geeignet gefunden hätten; von den Negern ist es jedoch wahrscheinlich, daß sie mit Ausnahme der ersten Diener am Leben blieben und in Sklaverei abgeführt wurden. Sonst befanden sich, glaube ich, nur noch zwei Europäer zur Zeit ihrer Ermordung im Dienst Fräulein Tinne's, ein holländischer Matrose und ein kleiner Knabe, Sohn eines andern Matrosen, die letzten, welche von der Schiffsmannschaft ihrer vor einem Jahre in Malta verkauften Yacht bei ihr ausgeharrt hatten, übrigens ganz ungebildete Menschen, von denen weder Rath noch That zu erwarten war, und die nebenbei weniger galten, als die bevorzugteren unter den Negern.

Ohne Zweifel war es zu bedauern, daß Fräulein Tinne nicht auch auf dieser letzten Reise einen wissenschaftlichen Begleiter zur Seite hatte, wie dies bei ihrer Expedition am Bahr el Ghasal in der Person des berühmten Afrikareisenden, des österreichischen Generalconsuls, Freiherrn v. Heuglin, der Fall gewesen war. Obgleich sie in ihrer Bildung ohne Zweifel hoch über den meisten Frauen, ja selbst vielen wohlerzogenen Männern stand, zum Beispiel mit Geläufigkeit sechs bis sieben Sprachen, worunter auch orientalische, redete, und ausgedehnte botanische Kenntnisse besaß, so fehlten ihr doch jene speciellen Studien, welche allein Entdeckungsreisen ersprießlich machen können. Doch dürfen wir nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen, deshalb den Forschungsreisen Fräulein Tinne's, selbst denjenigen, die sie allein unternommen hat, jedes wissenschaftliche Verdienst abzusprechen. Sollte ihre Pflanzensammlung gerettet werden können, so wird dieselbe gewiß manchen dankenswerthen Aufschluß geben und manche Lücke ausfüllen. Auch schriftstellerisch war sie selbst noch auf dieser letzten Reise thätig, wie ein von ihr in diesem Jahre verfaßter Brief in den in Paris erscheinenden „Nouvelles Annales des voyages“ (s. „Globus“ S. 63) beweist. Nebenbei verfolgte sie auch humanitarische Zwecke, wie die Unterdrückung des Sklavenhandels, die Bildung der Negerrace ꝛc., und mir selbst ist ein Brief in die Hände gekommen, den sie im Mai 1869 von Mursuk aus an den englischen Consul in Tripolis schrieb, und in welchem sie das ganze schändliche Sklavenunwesen, wie es trotz aller Vorstellungen der Großmächte und bei allem Ableugnen der hohen Pforte im Innern der türkischen Provinzen Afrikas nach wie vor fortbesteht, in beredten Farben und mit edler Entrüstung schildert.

Gewiß würde auch ein gebildeter Europäer, hätte ihr ein solcher auf ihrer letzten Reise zur Seite gestanden, dem ganzen Unternehmen eine zweckmäßigere Gestalt gegeben und ihr selbst einen wirksamen Schutz verliehen haben. Aber sie besaß in den letzten Jahren eine entschiedene Abneigung gegen jeden geistig ebenbürtigen Reisebegleiter, aus Gründen, über die wir nur Gerüchte vernommen haben, und deshalb für besser halten zu schweigen. Ohne Zweifel stand dieser Widerwille in Verbindung mit ihrer für eine junge, nicht häßliche und reiche Dame höchst räthselhaften Abneigung gegen die Ehe, ja, wie man sagt, gegen das männliche Geschlecht überhaupt. Diese Abneigung war wohl bei ihr durch die Erfahrungen ihres frühern Lebens hervorgerufen worden. Man spricht von einer ohne ihre Schuld abgebrochenen Verlobung, von der Zudringlichkeit vieler junger und alter Freier, welche alle mehr ihren Geldsäcken als ihren persönlichen Vorzügen nachgestellt hätten, und von anderen ähnlichen Behelligungen, denen junge reiche Erbinnen oft ausgesetzt sind, namentlich dann, wenn sie, wie es bei Fräulein Tinne vom Jahre 1860 an der Fall war, allein in der Welt stehen.

Diese Abneigung, welche früher erst nur einzelnen gegolten hatte, steigerte sich mit der Zeit zu einem Widerwillen gegen alle Europäer, ja gegen alles Europäische überhaupt. Sie arabisirte sich allmälig, verkehrte fast nur mit Arabern, kleidete sich arabisch, sprach nur arabisch, ja sie gewöhnte sich an die unausstehliche arabische Küche, und soll sogar zuletzt die Beduinen in ihrer spartanischen Mäßigkeit nachgeahmt haben. So nährte sie sich bei ihrer letzten Anwesenheit in Tripolis nur noch von Brot und Datteln, nach ihr die gesundeste und naturgemäßeste Kost, die ein Mensch erwählen kann. Ihre vollkommene Arabisirung ging während ihres langen Aufenthalts in Aegypten, der zwischen die Zeit ihrer Expedition nach dem Bahr el Ghasal und ihre drei letzten Reisejahre fällt, also zwischen 1860 und 1866, von statten. In Kairo lebte die reiche, damals etwa 26jährige Dame (sie erreichte im Ganzen ein Alter von höchstens 34 bis 35 Jahren) ganz wie eine vornehme Araberin, legte sich mit stoischer Enthaltsamkeit dieselbe strenge Zurückgezogenheit auf, in welcher die armen orientalischen Haremsgeschöpfe schmachten, kleidete sich durchaus arabisch, ging nie zu Fuß und ritt oder fuhr nur dichtverschleiert aus, von treuen Haremswächtern umgeben. Sie war da eine Art von mysteriöser Persönlichkeit, wie in früherer Zeit Lady Esther Stanhope und wie noch jetzt die in Damaskus mit einem Araber verheirathete Lady Ellenborough, geworden, von deren seltsamem Gebahren die Europäer zwar hörten, die aber selten einer zu Gesicht bekam und deren Züge sich vor Keinem entschleierten.

Aber die Reiselust oder vielmehr der Entdeckungseifer steckte zu tief in Fräulein Tinne, um ihr zu gestatten, das beschränkte Haremsleben in Kairo fortzusetzen. Sie hatte sich schon lange vorgenommen, ihre Entdeckungsreisen im Innern von Afrika wieder aufzunehmen, und zwar wollte sie diesmal den Versuch machen, von Westen aus in das Innere vorzudringen, wie sie es früher von Osten aus gethan hatte. Wenn so viele bisherige Reiseversuche in Afrika mehr oder weniger mißglückt waren, so glaubte sie den Grund davon darin suchen zu können, daß diese Reisenden einen falschen Ausgangspunkt gewählt hätten. Sie wollte es einmal mit

einem andern Ausgangspunkte als mit Tripolis versuchen, und begab sich zu dem Zwecke zuerst nach Algier, in der Hoffnung, von dort einen geraderen und ungefährlicheren Weg nach dem Ziele ihrer Sehnsucht, Timbuktu, zu finden. Sie machte diese Reise auf ihrer eigenen holländischen Yacht, von ihrem sämmtlichen arabischen Dienstpersonal mit Frauen und Kindern gefolgt. In Algier erregte die arabische Europäerin unter den Franzosen nicht geringes Erstaunen. Alles bestrebte sich, mit ihr in Berührung zu treten und ihr gefällig zu sein; da sie aber streng jeder Annäherung von Seiten der Europäer auswich, sogar die Marschallin Mac Mahon, die sie zu besuchen gekommen war, abweisen ließ, so umgab sie bald um so nebelhafter der mystische Nimbus des Räthselvollen, und die abenteuerlichsten Gerüchte wurden über sie verbreitet. Leider jedoch war damals eine Rebellion im Süden von Algerien ausgebrochen, die jedes Vordringen von dieser Seite nach dem Innern zur Unmöglichkeit machte. Fräulein Tinne verließ deshalb Algier, um sich nach Tunis zu wenden, jener größten, volkreichsten und interessantesten westarabischen Stadt Nordafrikas, welche nicht mit Unrecht das „Paris der Berberei" genannt worden ist. Lange schon hatte sie sich gesehnt, in jener Stadt zu weilen, um eben so tiefe Einblicke in das Leben der Araber des Westens zu thun, wie sie es in Kairo bei denen des Ostens gethan hatte.

Aber in Tunis stand ihr eine schwere Enttäuschung bevor. Sie, die gewohnt war, überall mit Auszeichnungen überhäuft zu werden, und die sich der Zudringlichen und Dienstbeflissenen nur immer erwehren mußte, fand sich diesmal einem Brummbär von Consulatsverweser gegenüber, der weder für sie selbst, noch für ihre Lebensweise das geringste Verständniß besaß. Um nämlich in die Harems des Begs, der Prinzen, des ersten Ministers u. s. w. zu gelangen, mußte sie die consularische Protection anrufen, und wandte sich deshalb an den Herrn, welcher zur Zeit das holländische Consulat verwaltete. Ihrer Gewohnheit nach kam sie arabisch gekleidet zu ihm, mußte sich aber das erste Mal abweisen lassen, weil man ihr sagte, der Agent empfange keine Araberinnen. Ein zweites Mal gelangte sie zwar wirklich zu diesem bissigen Araberhasser, bekam aber nur Unangenehmes zu hören. „Mein Fräulein," so sagte er ihr, „als die holländische Regierung Sie an mich empfahl, glaubte ich, eine anständige Dame erwarten zu können, und nun, was muß ich sehen? Eine Beduine!" Der Agent stellte nun die Bedingung, sie müsse sich europäisch kleiden, sonst würde er sie nirgends hinführen. Natürlich ging Fräulein Tinne nicht darauf ein, verließ den ungastlichen Consulatsverweser und verzichtete darauf, während seiner Administrationszeit das „Paris der Berberei" zu studiren.

In Tripolis stand ihr ein ganz anderer Empfang bevor. Der dortige holländische Generalconsul, Baron Testa, vor Kurzem noch Consul zu Mannheim, wußte, wer Fräulein Tinne war und welche Auszeichnung eine Dame verdiente, die aus Forschungseifer das bequemste, luxuriöseste europäische Leben gegen die Gefahren der Wüstenreise ausgetauscht hatte. In Tripolis wurde ihr denn auch ein wahrer Triumph zu Theil. Die Araber sahen mit Staunen, wie eine verschleiert erscheinende Araberin am Arme des Generalconsuls vom Schiffe stieg, wie dieselbe von allen anderen Consuln, ja vom Pascha von Tripolis selbst, der ihr seine Musikbande entgegengeschickt hatte, mit den höchsten Ehren empfangen wurde. In Tripolis ließ sich denn auch Fräulein Tinne bewegen, etwas von ihrer streng moslimischen Zurückgezogenheit abzuweichen; sie besuchte sogar einen europäischen Ball, die einzige arabisch Gekleidete, welche dies jemals in Tripolis gethan hatte. Selbst mit einigen Männern verkehrte sie hier, wie mit Gerhard Rohlfs, Dr. Nachtigal, den Consuln, namentlich mit Herrn Lequene, einem bedeutenden Orientalisten, sowie mit Mr. Warrington, einem alten Engländer, der schon seit länger als einem halben Jahrhundert in Tripolis weilt.

Von den holländischen und englischen Damen, mit denen sie hier umging, habe ich manche interessante Beschreibung ihres Charakters und ihrer Lebensweise gehört. Alle kamen darin überein, daß Fräulein Tinne ein durchaus edler Charakter sei. Wer mit ihr in Berührung trat, konnte sich einer gewissen Bewunderung für diese vielleicht excentrische, aber jedenfalls bedeutende, merkwürdige und räthselhafte Frau nicht erwehren. Man hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß sie, von ihren Reisen im Innern zurückgekehrt, sich in Tripolis niederlassen würde, und sie selbst hatte diesen Wunsch ausgesprochen. Dieser scheint nun sich leider nicht erfüllen zu sollen. (Siehe die Nachschrift S. 111.)

Friedrich Whymper's Schilderungen aus dem Innern von Alaska.

IV.

Fahrt auf dem obern Yukon bis zum gleichnamigen Handelsposten der Hudsonsbai-Compagnie. — Leben und Treiben im Fort. — Versorgung desselben mit Lebensmitteln und Handelswaaren. — Die geographische Vertheilung der Indianerstämme. — Das Fell als Werthmesser. — Rückreise.

Der äußerste Punkt am Yukon, bis wohin die russischen Händler jemals gedrungen, ungefähr 250 Meilen oberhalb Nulato, ist das auf einer Landzunge, unweit des Einflusses des aus Süden kommenden Tanana, gelegene Nuclukayette. Es ist ein Handelsplatz der Indianer, die hier aus allen Gegenden zusammenströmen; Co-Yukons, Newicarguts, Tananas und selbst Kotsch-à-Kutschins vom Fort Yukon. Auch Leute von der Hudsonsbai-Compagnie besuchen seit den letzten zwei, drei Jahren den bedeutenden Posten, und so findet man hier manchmal mehr als 600 Menschen zusammen. In Nuclukayette, wo Whymper mit seinen Kameraden am 7. Juni landete und bis zum 9. verweilte, trennte man sich von den russischen Freunden, um nun allein bis Fort Yukon vorzudringen. Anstatt eines der von Newicargut mitgenommenen Indianer miethete man jetzt einen aus Nuclukayette, welcher mit dem Strome genau bekannt war und sich als ein guter, kräftiger, ausdauernder Gesell erwies. Ein Schwarm von Canoes geleitete den kleinen Reisezug, jedes hatte einen hölzernen Napf oder einen Birkenrindenkorb mit glühender Asche an Bord, deren Rauch die Muskitos abhielt und möglich machte, zu jeder Zeit Feuer zu bekommen, wenn man sich am Ufer lagern wollte oder es

zur Ausbesserung des Fahrzeuges brauchte. Unter dieser Indianerescorte waren auch einige Tananas. Dies sind, wie Whymper glaubt, die echtesten, ursprünglichsten Indianer, welche es heutzutage noch giebt. Sie bemalen sich mit grellen Farben, tragen Federn in ihrem langen Haar, haben am Hinterkopfe Flecken von rothem Thon aufgeklebt, die mit kleinen steifen Federn bedeckt sind, doppelschwänzige Röcke und hirschlederne Beinkleider mit Franzen und Perlen nebst kunstvoll gearbeiteten Feuertaschen und Gürteln. Mehr als alle anderen mahnen sie an die Indianer, wie man sie in Gedichten und Romanen geschildert findet, aber niemals zu sehen bekommt.

Noch volle vierzehn Tage währte die Fahrt, ohne indeß besonders Bemerkenswerthes darzubieten. Hier und da hatte man mit Stromschnellen, dann mit seichtem Wasser und Klippen zu kämpfen, und schoß ein paar Muse- oder Elennthiere, deren Fleisch an Geschmack Hirsch- und Rennthierwildpret weit übertrifft, bis man endlich am 23. Juni kurz vor Mittag am letzten Ziele, an der Mündung des Rat- oder Porcupineflusses in den Yukon, vor Fort Yukon landete. So hatte man die 600 Meilen lange Stromfahrt in 29 Tagen glücklich vollbracht, von denen nur drei auf die nothwendigen Rastpausen fielen.

Fort Yukon wurde 1847 angelegt, so wie es jetzt steht indeß erst 1864 zu bauen begonnen und war 1867 noch nicht ganz vollendet. Es kann immerhin als das entlegenste Fort der Hudsonsbai-Compagnie gelten und hat eine nördliche Breite von nahezu 66 Grad. Nach den etwas schmutzigen russischen Stationen thaten unserer Gesellschaft die neugeweißten Wände, die Glasfenster, die vortrefflichen Dielen, die offenen Kamine und der allgemeine Anstrich von Sauberkeit im Fort Yukon außerordentlich wohl. Augenblicklich waren jedoch zwei junge Schotten und ein Canadier von halb indianischem, halb französischem Blute die einzigen Bewohner der Station, der Commandeur und viele seiner Leute waren auf dem alljährlichen Ausfluge zur Beschaffung des erforderlichen Proviants abwesend. Ein großer Haufen Indianer erwartete außerhalb des Forts ihre Rückkunft, die wenige Tage darauf erfolgte.

Mac Dougall — so hieß der Commandeur — und der mit ihm heimkehrende hochkirchliche Missionär Mac Donald empfingen unsere Reisenden auf das Herzlichste und thaten alles Mögliche, ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Da sie gerade die Vorräthe für die Saison eingebracht hatten, so lebte man für einen so weltentlegenen Ort wie Yukon ganz luxuriös, wenn man auch schon einen Vorschmack bekam, welcher Art die culinarischen Genüsse sind, die hier Jahr aus Jahr ein die Tagesordnung bilden. Gekochtes Elennfleisch heute, gekochtes Elennfleisch gestern, gekochtes Elennfleisch morgen, so ging es unabänderlich fort. Die Station ist zu unzugänglich, als daß viel Anderes als eigentliche Handelsartikel herzugeführt würden. Der Commandeur und einige von seinen Leuten bekommen zwar eine kleine Ration Mehl und Alle wenige Pfunde Thee, allein die Quantität ist so gering, daß sie nicht länger als zwei bis drei Monate vorhält und für den Rest des Jahres wieder zu dem ewigen Elenn gegriffen werden muß. Alles, was nach dem Fort geschafft wird, hat die ganze Reihe von Stationen von York-Factorei an der Hudsonsbai an zu durchlaufen. Fort Yukon holt sich seine Waaren von La Pierre's Hause, einem kleinen Posten am obern Porcupine, der ungefähr 600 englische Meilen entfernt ist. Hinauf braucht man dazu immer zwanzig Tage, hinab bloß fünf bis sechs. Zwischen La Pierre's Haus und dem Peelflusse, einem Nebengewässer des Mackenzie, schiebt sich eine Bergkette vor, über welche die Männer die Waaren 80 Meilen weit auf dem Rücken tragen müssen. Die nächste Station am Peelflusse ist Fort Mac Pherson, 30 Meilen oberhalb der Vereinigung desselben mit dem Mackenzie. Das nächste Fort an letzterm heißt Fort Simpson, etwa 1500 englische Meilen vom Fort Yukon.

Bald nach Whymper's Ankunft daselbst erschienen die Indianer in Menge, Canoe auf Canoe langte an und das Gewehrfeuer hörte nicht mehr auf, als befinde sich das Fort im Belagerungszustande. Ueber 500 Eingeborene lagerten zu gleicher Zeit außerhalb der Station. Zelte, offene Buden und „Logen“, die letzteren aus Pfählen und Elennfellen bestehend, wurden errichtet. Jeder Mann empfing bei seiner Ankunft im Fort eine kleine Quantität Taback nebst einer Thonpfeife zum Geschenk, und wer keinen Proviant mitbrachte, bezog vom Commandeur eine tägliche Ration von Elennfleisch. Da sah man nun Repräsentanten vieler Stämme. Die Indianer der unmittelbaren Umgegend sind die Kotsch-à-Kutschins (oder Leute vom Unterland); höher am Yukon wohnen zwei Stämme, die An-Kutschins und die Tatanschok-Kutschins, erstere den „Voyageurs“ der Compagnie früher unter dem Namen „Gens de faux“, letztere als die „Gens de bois“ bekannt. Auch verschiedene Gens de bouleau oder Indianer vom Birkenstrome und Gens de rats oder Indianer vom Rat-(Porcupine-) Flusse waren anwesend. Tananas, von deren eigentlichen Wohnsitzen man noch wenig weiß, die aber zweifelsohne an einem Strome unfern vom Oberyukon hausen, stellten sich in starken Schaaren ein, in der bereits geschilderten malerischen Indianertracht. Die Frauen sämmtlicher Stämme kleiden sich weit einfacher als die Männer, und haben nur wenige Schmucksachen an sich (— dem ist so bei allen Indianern —). Sie arbeiten härter, als die Weiber am Unteryukon, und hüllen sich in einen einfachen losen, sackartigen Rock von sehr einfachem Schnitt mit langen, weiten Aermeln. Im Fort hatten mehrere Indianerinnen ihre Toilette völlig europäisirt.

Die Hudsonsbai-Compagnie behandelt den Indianer, wie Whymper meint, auf diesen unzugänglichen Posten besser als ihre eigenen Angestellten. Der erste Indianer, der mit Pelzwerk kommt, kann Alles erhalten, was im Fort ist; im Fort Yukon ist freilich nicht eben viel. Dafür bietet das Pelzmagazin des letztern einen Anblick, wie man ihn nicht alle Tage haben kann. Tausende von Marderfellen hängen von den Balken des Gemachs herab, und hohe Haufen geringern Rauchwerks liegen rundum aufgebaut. Auch silbergraue und schwarze Füchse laufen in respectabler Anzahl ein. Alle Preise im Fort reguliren sich nach Fellen. Ein Gewehr im Werthe von etwa vierzig Schilling galt „zwanzig Felle“; ein Fell (Biber) wird auf zwei Schilling angeschlagen. Ein Paar Beinkleider kosteten „sechs Felle“; ein Paar gewöhnliche Mocassins „ein Fell“ und so fort.

Funfzehn Tage weilte unsere Gesellschaft im Fort Yukon; am 8. Juli, nachdem das Baidarre ausgebessert und die Flottille durch noch zwei Birkenrindencanoes vermehrt worden war, fuhr man wieder den Strom hinab, war in 5 Tagen und 20 Stunden in Nulato und traf am 25. Juli Nachmittags drei Uhr wohlbehalten in St. Michael ein. Die ganze ungeheure Reise von 1300 englischen Meilen war mithin in nur 15½ Tagen bewerkstelligt worden.

Aus dem Archipel der Philippinen.

Auf der zu der Philippinengruppe gehörigen Insel Mindanao, unter 128° 44′ östlicher Länge und 8° 48′ nördlicher Breite, war es, wo Magellan am Palmsonntage des Jahres 1521 zuerst die spanische Flagge aufhißte, und auf dem Eiland Mactan in dem nämlichen Archipele fiel er durch den Pfeil eines Eingeborenen. Beide Oertlichkeiten sind somit für die Geschichte der geographischen Entdeckungen nicht ohne Interesse, welches noch der Umstand erhöht, daß außer Manila, der bekannten Hauptstadt der Insel Luçon, die von gefährlichen Piraten umschwärmten Philippinen von Europäern nur selten besucht zu werden pflegen. Es gesellt sich demnach zu der historischen Bedeutung des Terrains noch der Reiz der Neuheit und des Abenteuers. Diese dreifache Anziehung war es auch, was vor Kurzem einen Franzosen, der zehn Jahre in Manila gelebt hatte, bewog, vor seiner endlichen Rückkehr in die Heimath noch eine Fahrt nach den erwähnten Inseln des Archipels zu unternehmen. Von seinem nicht ohne die gewünschte Räuberbegegnung verlaufenen Ausfluge erstattet er der „Revue des Deux Mondes“ vom 15. Juni dieses Jahres ausführlichen Bericht, aus welchem wir für unsere Leser in den nachfolgenden kurzen Mittheilungen einige Momente hervorheben wollen.

Gerade im Augenblicke, wo er auf einer spanischen, von einem tagalischen Capitän befehligten Brig unter Segel gehen wollte, verbreitete sich auf der Rhede von Luçon das Gerücht, daß sich eine größere Anzahl von Paucos, Piratenschiffen, in der nach Mindanao führenden Meerenge gezeigt hätte. Man verstärkte darum Mannschaft und Bewaffnung des Fahrzeugs, trat aber, trotz aller Abmahnungen und Warnungen, die Reise an, da Capitän und Passagier gleich abenteuerlustig waren und der erstere auf eine Begegnung mit den verhaßten Malaien brannte. Zwischen den Tagalen, diesen Urbewohnern der Philippinen, und den Malaien besteht eine tödtliche Feindschaft. Die letzteren, Bekenner des Islams, hatten, von jenseit der Sundastraße kommend, im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sich Borneo, die Sulugruppe und Mindanao unterworfen, und hier behauptet. Auch die Philippinen waren von ihnen erobert worden, doch die zu Christen getauften Tagalen und Zebuanen (von der Insel Zebu) schüttelten schließlich das Joch der Fremden wieder ab. Seitdem trennt der glühendste Haß die beiden Völkerschaften, und trotz der Anwesenheit der Holländer auf Celebes, den Molukken, auf Borneo und der spanischen Comptoire auf Mindanao und Balaban dauert der Krieg zwischen Tagalen und Malaien bis heute fort. Die letzteren, von den Spaniern Moros genannt, vollführen mit ihren leichten Barken förmliche Raubzüge wider die den Europäern unterworfenen Stämme, brechen in die christlichen Dörfer ein, machen die Männer nieder oder schleppen sie als Sklaven mit fort, und bevölkern mit den Weibern ihre Serails. Zwar wird in der Regel den Gefangenen die Freiheit angeboten unter der Bedingung, daß sich dieselben zum Islam bekehren, allein Fälle solchen Uebertritts sind äußerst selten, während dagegen die Malaien, wenn sie von den Spaniern als Piraten ergriffen werden, sich nicht bedenken, das verwirkte Leben durch Annahme der Taufe zu retten. —

Sehr merkwürdig waren die vielen kleinen Koralleninseln jüngster Schöpfung, an denen man auf der Fahrt vorüber kam. Diese Inseln bestehen aus Polypengehäusen, welche im Vereine mit Baumkorallen sich im Laufe der Zeit in gefährliche Klippen verwandeln, die ihrerseits durch Anschwemmung von tausenderlei thierischen und vegetabilischen Ueberresten, durch Vögel und Winde nach langen Jahren wiederum zu fruchtbarem Lande werden. Die Inselchen bieten einen allerliebsten und originellen Anblick dar; gleichsam direct aus dem Saphirblau des Wassers steigen Gruppen eleganter Cocospalmen und anderer südlicher Pflanzengestalten empor. Unser Franzose besuchte mehrere jener kleinen Eilande, deren Gestade er mit einer unendlichen Menge von Mollusken und Schalthieren übersäet fand, und machte sich das Vergnügen, seinen Entdeckungen die Namen ihm theurer Personen beizulegen. Auf Streifen dicker Pappe schrieb er den betreffenden Namen und nagelte die Etiquette an den ersten besten Palmstamm fest, welchen er traf; unter Anderen taufte er eine seiner Inseln nach seiner großen landsmännischen Dichterin George Sand.

Im weitern Verlaufe der Reise erblickte man eines Abends an der steil ins Meer abfallenden marmorweißen Felswand einer andern Insel einen hellen Feuerschein. Als man näher herangekommen war, konnte man um einem mächtigen Haufen brennenden Holzes eine Horde eigenthümlicher schwarzer Menschen unterscheiden. Sie waren vollkommen nackt und zwerghaft klein mit dünnen, verkümmerten, mißgestalteten Gliedern und ungeheuren Köpfen. Einige belustigten sich mit wunderlichen Kampfspielen, zu denen sie sich langer spitzer Schilde und Bambuslanzen bedienten, Andere führten groteske Tänze auf oder überließen sich, denn beide Geschlechter waren vertreten, ohne Rücksicht auf ihre Umgebung sehr unzweideutigen Genüssen. Es war eine Schaar jener echten Wilden, welche auf den Philippinen Negritos heißen. Durchgängig sind sie von auffallend kleinem Wuchse, mit kurzem, gekräuseltem, doch nicht wolligem Haare, abgeplatteter Nase und wulstigen Lippen; ihre Hautfarbe hat das tiefe Schwarz der Sennaarneger. Sie leben in den unzugänglichen Gebirgen der Inseln des Philippinenarchipels, auch auf den Molukken, und sind aller Wahrscheinlichkeit nach die eigentlichen Ureinwohner dieser Regionen. Wie unserm Gewährsmann verschiedene spanische Mönche versicherten, welche als Missionäre zu diesen Liliputnegern gegangen waren, hat man weder in ihrer Sprache noch in ihren Sitten und Gebräuchen auch nur die geringste Spur eines Cultus, nicht die mindeste Idee von einem höchsten Wesen entdecken können; auch haben sie allen Versuchen der Civilisation den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt. Im Uebrigen sind sie gutartigen Charakters, aber im höchsten Grade ängstlich und mißtrauisch. So bringen sie z. B. niemals zwei Nächte in demselben Lager zu, weil sie in beständiger Furcht vor einem Ueberfalle schweben. Den Gebrauch der Feuerwaffen kennen sie nicht; zur Jagd der in ihren heimischen Wäldern sehr zahlreichen Hirsche und Eber dient ihnen Bogen und Pfeil. Der letztere hat die Form einer Harpune und verfehlt selten sein Ziel. Vor anderen Südseeinsulanern zeichnet die Negritos eine unbändige Freiheitsliebe aus, und diese ist es, welche jeden Versuch, sie ihrem wilden Leben in den Bergen zu entreißen und der Cultur zugänglich zu machen, bis jetzt vereitelt hat. —

Was unser Reisender gefürchtet und gehofft hatte, geschah: Unweit von Mindanao wurde das Schiff von vier Piratenschiffen angegriffen, Fahrzeugen von beträchtlicher Größe, riesigen Crocodilen nicht unähnlich, jedes von einigen 30 Mann gerudert, und diese eröffneten mit ihren Lancates, von den Malayen Mindanaos und der Nachbarinseln gegossenen kleinen

Kanonen, ein gewaltiges Feuer auf die Brig. Schleunigst steckte der Capitän derselben einige seiner indischen Matrosen in Pantalons und weiße Westen, um die Seeräuber glauben zu machen, sein Schiff sei mit Europäern bemannt, allein sein sinnreiches Mittel wollte nicht verfangen. Immer näher und näher kamen die Moros herangerudert, und schon konnte man ihre malaiischen Krisse, ihre langen Bambuslanzen mit sehr künstlich angebrachten Spitzen, ihre rothbemalten runden Schilde und ihre Campilans, breite zweischneidige Schwerter mit einem wunderlichen Haarbüschel am Griff, erkennen, und mußte sich auf den sehr ungleichen Kampf mit den Piraten gefaßt halten, dessen Ausgang kaum zweifelhaft sein konnte. Die Moros waren sehr wild aussehende Gesellen, und ihre Züge bekundeten deutlich die malaiische Abkunft. Ein sehr kleiner Turban von weißem Baumwollenzeuge und ein um die Hüften gewundener bläulicher Shawl machten ihre ganze Bekleidung aus. Viele schienen von den ekelhaftesten Hautkrankheiten heimgesucht zu sein, Geschwüre, Beulen und Narben entstellten die kupferfarbigen Gesichter und Leiber auf das Entsetzlichste. Ein einziger Häuptling oder Dato, der im Spiegel eines der Fahrzeuge stand, befehligte alle vier Boote. Seine Tracht war höchst originell; er trug einen alterthümlich geformten Helm aus dünnen Büffelhornstücken auf dem Kopfe, und einen aus demselben Material und kleinen Kupferplatten kunstvoll zusammengesetzten Panzer, welchen vorn auf der Brust zwei silberne Haken zusammenhielten. Vielleicht war diese sonderbare Ausstaffirung eine Nachahmung der Rüstungen, in denen Magellan und seine Spanier dereinst auf Mindanao erschienen waren. (?)

Ohne Zweifel wäre unsere Reisegesellschaft verloren gewesen, wenn nicht im rechten Augenblicke der spanische Kriegsdampfer Constancia, welcher als Küstenwachtschiff auf die Seeräuber unerbitterlich Jagd macht, die bedrängte Lage der Brig wahrgenommen hätte und ihr zu Hülfe geeilt wäre. Als die Piraten des Dampfers ansichtig wurden, stürzten sie sich aus ihren Barken ins Meer, um sich durch Schwimmen zu retten, kamen jedoch zum Theil in den von den Rädern des mit voller Kraft heranschnaubenden Dampfers wild empörten Fluthen um, zum Theil wurden sie ergriffen und später in Manila hingerichtet. Der Dato endete durch die Hand des rachedürstenden Tagalencapitäns.

Die Insel Mindanao hat eine Bevölkerung von ungefähr siebenmalhunderttausend Seelen, spanische Niederlassungen aber nur an fünf Punkten. Der Gouverneur derselben, Chef sowohl der Militär- wie der Civilverwaltung, residirt in Samboanga; seine Autorität wird indeß von den Bewohnern des Binnenlandes, fanatischen Mohammedanern, nicht anerkannt. Der reichste Theil der Insel ist die Provinz Surigao, zu deren Gebiet das Dorf Butuan gehört, wo Magellan vor 321 Jahren landete. Ungeheure Urwälder von Teckholzbäumen, welche letztere bekanntlich ein unvergleichliches Material für den Schiffsbau liefern, von Zimmtbäumen, Cacaosträuchern, Sagopalmen ziehen sich durch das Land, bergen aber auch die furchtbare Riesenschlange in großer Zahl. Fast überall tritt in geringer Tiefe Gold zu Tage; man braucht bloß den Sand der von den Höhen herabrinnenden Bäche zu waschen, um ansehnliche Flimmern des kostbaren Metalles zu gewinnen. Butuan selbst ist ein armseliger Ort von etwa 2000 Einwohnern, dessen Hauptindustrie neben geringer Goldwäscherei im Verkauf des Tripang, einer großen Seewalze, besteht. Chinesische Händler kaufen ihn auf und schaffen ihn nach ihrer Heimath, wo er auf den Tafeln der hohen Mandarinen als besondere Delicatesse paradirt. Die Häuser des Dorfes sind kleine Bambusbauten mit Palmdächern; jede Wohnstätte ruht, gleich den Pfahlbauten der Urzeit, auf vier hölzernen Pfeilern (meist von Teckholz), die etwa drei bis vier Meter über den Erdboden emporragen, um nicht nur vor der Feuchtigkeit während der monatelangen Regenzeit, sondern auch vor den Schlangen geschützt zu sein, von denen es in der Gegend wimmelt.

In Samboanga verließ unser Reisender die Brig und ihren tagalischen Capitän, um noch Sulu, der sehr volkreichen Hauptstadt der gleichnamigen Insel, einen Besuch abzustatten. Sulu wird von einem Sultan unter spanischer Oberherrschaft regiert, und eben hatte ein neuer den Thron bestiegen und sollte nun von dem spanischen Gouverneur mit seiner Würde belehnt werden. Sulu ist ganz auf Pfählen erbaut, und jedes Haus außerdem mit einem Graben und einem dichten Bananengehölz umgeben, so daß die ganze Stadt förmlich in Grün gebettet erscheint. Seit langen Jahren hat sich ein Engländer, Namens Dickson, in Sulu niedergelassen; er hat eine Tochter des vorigen Sultans geheirathet, und war in Sitten und Gewohnheiten fast ganz zum Malaien geworden. Unser Gewährsmann hatte den Sohn des britischen Sonderlings in Paris kennen gelernt und an den Vater Empfehlungsbriefe mitgebracht, durfte sich aber keines sonderlichen Empfangs rühmen, da beide große Feinde der spanischen Regierung sind und mit einem im Schutze derselben gekommenen Europäer nicht verkehren mochten, vielleicht auch nicht verkehren konnten, ohne ihre Stellung dem Sultan und den Malaien gegenüber zu compromittiren, die beide von den Spaniern nicht viel wissen wollen.

Die Insel Sulu ist sehr gebirgig, doch fruchtbar; sie erzeugt Reis, Mais, Zuckerrohr und einen Kaffee, welcher, gleich dem von Mindanao, mit dem Mokka rivalisiren kann. Leider herrscht auf Sulu die Sklaverei in ihrer abschreckendsten Gestalt; geraubte Guimbas, die in den Bergen hausenden Nachkommen der Urbewohner der Insel, ihren Dörfern gewaltsam entführte Indier und Fischer, die ein Taïfun (Wirbelsturm) an den Strand der ungastlichen Insel geworfen hat, müssen alle Arbeit verrichten, und ihre Behandlung ist die grausamste, welche man sich denken kann. Auch die beträchtliche Perlenfischerei der Insel wird von diesen unglücklichen Sklaven betrieben, und hier bewahrheitet sich in der That der alte Glaube, daß Perlen Thränen bedeuten.

Das reizende, grüne kleine Eiland Mactan, der größeren Insel Zebu gegenüber, war das letzte Ausflugsziel unseres Reisenden. Hier, mitten in einem Walde gigantischer Wurzelträger erhob sich auf einem mit Immergrün überzogenen Rasenhügel ein einfaches Kreuz aus Bambusholz: es bezeichnete die Stätte, wo Magellan am 27. August 1521 von seinen Gefährten zur Ruhe gebettet wurde. Die Augustinerväter, die sich, mit Legaspi, dem eigentlichen Eroberer der Philippinen, kommend, in den Bisayas niedergelassen, haben jedes Jahr dies einfache Kreuz auf dem Grabe des großen Seefahrers erneuert. Seit Kurzem aber hat der derzeitige Gouverneur von Zebu, Oberst Creus, dem Gedächtniß Magellan's ein steinernes Monument errichten lassen.

Dr. Nachtigal's Reise von Tripolis nach Mursuk in Fesan.

II.

Die Bodengestaltung Nordafrikas. — Der große Atlas eine steile Terrasse. — Die Gestaltung der sogenannten Wüste.

Ich komme zur allgemeinen Configuration der von mir zurückgelegten Strecke und bedarf dazu einiger Bemerkungen über die ganze Gestaltung Nordafrikas. Der vulgäre Irrthum, daß jenseits der atlantischen Gebirgsketten, welche parallel der Küste von Marokko bis Tunis resp. Tripolis verlaufen, eine tiefe, wüste Sandebene die Nordküste von Centralafrika in einer Breite von circa 15 Breitengraden trennen, ist Dank den Fortschritten der geographischen Wissenschaften längst beseitigt, und ich habe nicht nöthig, ihn zu berichtigen. Die tiefe Wüste hat sich in eine beträchtlich über dem Meeresniveau erhabene Gegend verwandelt; der Sand tritt Felsen und hartem Kiesboden gegenüber in den Hintergrund, und die Ebene verwandelte sich in eine ungeahnte Mannichfaltigkeit von Berg und Thal. Das sonst als großer Atlas bekannte Gebirge ist nicht als einzelne sich aus der Ebene erhebende Kette zu betrachten, sondern bildet die steile Terrasse zu hochgelegenen mit Gebirgsstöcken und isolirten Berggruppen gezierten Ebenen, welche von zahlreichen Thälern durchschnitten sind. Auf ihrer ungeheuern Ausdehnung findet man mehr oder minder ausgedehnte Züge von Sandbergen und Sandflächen, die nicht etwa tagtäglich mit den Winden wechseln, sondern deren Lage ein- für allemal bestimmt ist. Wie die Erhebung der atlantischen Kette im Westen ihre größte Höhe erreicht, so scheint ebenfalls die centrale Erhebung der Wüste in ihrem westlichen Theile die bedeutendste zu sein und sich gegen Osten hin allmälig abzudachen. Bei der gewaltsamen Erhebung, welche einst die Gebirgsstöcke erzeugte, welche im Norden die Wüste begrenzen, und die sich in ihrem Centrum aufthürmen, scheinen weite, ungeheure Ebenen in ihrer Gesammtheit und mit intacter Oberfläche mit emporgehoben zu sein, und im Laufe der Jahrtausende haben sich dann aus dem Zerfall der Felsen und unter dem anordnenden Einflusse des Windes in bestimmten Gebieten Sandmassen gebildet, die in Länge, Breite und senkrechter Erhebung variirende Züge darstellen.

Alles hat seine Längenausdehnung von Südwest nach Nordost, wie der westliche Theil der Nordküste von Afrika und wie die Richtung des vorherrschenden Windes, dem die Wüste ihren Charakter verdankt, des Nordostpassats. Von Norden kommend, erklimmt man die von Westen nach Osten verlaufende Gebirgskette, steigt jedoch nicht wieder hinab, sondern stößt zunächst auf Massen dünenartiger Erhebungen eines gelben, sandigen Detritus, der in seinen chemischen und mikroskopischen Charakteren wechselt. Dann kommen terrassenförmige Plateaus und nackte Hamaden, die in einer centralen Erhebung (dem Hochlande der nördlichen Tuaregg) culminiren; dann wieder terrassenförmige Ebenen mit stellenweisen Dünenmassen, und endlich die Bergmassen von Asben und Tibesti.

Die Regelmäßigkeit dieser Anordnung ist durchaus klar im ganzen westlichen Theile der großen Wüste; doch gerade der Weg von Tripolis nach Fesan findet diese Verhältnisse wesentlich modificirt. Dieselben Ursachen, welche den weiten Ausschnitt der Nordküste von Afrika mit den beiden Syrten erzeugten, ließen die atlantische Kette in wirren Ausläufern endigen; die mächtigen nördlichen Dünenreihen erreichen den Meridian von Tripolis nicht mehr, und die zahlreichen Oasen Fesans verleihen dieser Gegend einen durchaus verschiedenen Charakter. Besonders der östliche Weg giebt nicht mehr eine so klare Idee der ganzen Anordnung, da seine erste Hälfte zu nahe der Syrte verläuft, gegen welche hin sich die an die centralen Gebirgsstöcke der westlichen großen Wüste sich anlehnenden Hochplateaus bis zu Tiefebenen abflachen und seine zweite Hälfte innerhalb der natürlichen Grenzen Fesans mit seinen Oasengruppen fällt. Doch im Wesentlichen liegt eine gleichmäßige und wohl auch gleichzeitige Entstehung vor, und der Dschebel Nafussa mit dem Ghuriangebirge und dem von Tarhuna, der Dschebel-es-Ssoda, die beiden Harudsch und die Bergmassen von Tibesti erhoben ihre Häupter zugleich mit denen des großen Atlas, des Dschebel Aggar und der Berge von Asben, und wo die vulcanischen Massen nicht durchbrechen konnten, würde die Kruste zu wirklichen Hochplateaus (Hamada) in Masse und gleichförmig aus ihrem nassen Bette emporgehoben. Wenn Alles mit Wasser bedeckt war, so zweifelsohne von den wüsten Partien am längsten die hochgelegenen Ebenen, welche, niedriger als die Hamaden, aus hartem Kiesgrund bestehen, der häufig den Kalk durchblicken läßt, und der höchst gleichmäßig mit dicht gedrängten, gleichmäßig geformten und abgerundeten Steinchen bedeckt ist. Den letzteren verdanken diese wüsten Flächen ihren Namen „Ssrhîr".

Auf dem von mir eingeschlagenen Wege gestalten sich die Bodenverhältnisse folgendermaßen. Bis unmittelbar an die Gärten von Tripolis rückt eine Sandzone, welche eine ungefähre Breite von 18 Kilometern hat; dann folgt eine fruchtbare, wellenförmige Ebene mit Ackerland und Weidegründen, welche bis an den Fuß des Tarhunagebirges reicht, das sich in nordöstlicher Richtung vom Ghuriangebirge abzweigt. Dasselbe besteht aus Kalksteinfelsen mit Sandstein und aus Basaltkegeln, und hat eine durchschnittliche Höhe in seinem südöstlichen Theile von 1000 Fuß. An seinem südöstlichen Abhange folgt der fruchtbarste Theil des ganzen Weges, der diesen Charakter ungefähr bis zum 32. Breitegrade wahrt. Hohe Ebenen mit üppigen Viehweiden, die durch zahlreiche, weite Flußthäler (Wadis) durchschnitten werden, in deren fruchtbarem Boden man Getreide aller Art cultivirt. Diese Wadis führen bei Winterregen noch stellenweise Wasser, laufen nach Osten der Syrte zu oder nach Südosten, um sich nach und nach mit dem bedeutendsten Flußthale ganz Tripolitaniens, dem Wadi Sofedschin, zu vereinigen, das sich seinerseits gegen Ostnordost der Syrte zuwendet. Doch, wie gesagt, der Ackerboden verschwindet sehr schnell; hügeliger Felsgrund mit Steinen jeder Größe, Form und Art bedeckt, waltet vor bis Beni Ulid, in dessen weitem und tiefem herrlichen Thale der Reisende zum letzten Male durch den Anblick des schönsten Olivenwaldes erquickt wird, den ich je sah. Darauf folgen weite Ebenen mit Kiesgrund und nacktem Kalk- und Gypsboden, durchschnitten von den weiten, doch weniger üppigen Thälern des Wadi Sofedschin, Semsem und Bei bis Bondschem, das zwischen dem 30. und 31. Breitengrade liegt. Die Hügelreihen werden nackter und gleichförmiger, sie haben die Gestalt abgestutzter Kegel und Pyramiden. Dazwischen zeigen sich zerbröckelnde Kalk- oder Sandsteinfelsen von bizarren, zerrissenen Formen; die dunkle Farbe

der Hügel contrastirt seltsam mit der rein gelben Farbe des Sandes, der sie zum Theil bedeckt, und der Sandhügel, die sich selbständig aufthürmen. Der Boden wird immer nackter und härter, und endlich zieht man auf jenen weiten, unübersehbaren Ssrhirs dahin, welche mit den Hamaden den äußersten Theil der Wüste bilden, und auf denen das Auge des ermüdeten Reisenden vergeblich die kleinste Erhebung, die unbedeutendste Abwechselung sucht. Kein Baum, kein Strauch, kein Vogel, kein Insect beleben diese Strecken, und schweigend mit der schweigenden Natur strebt der entsetzte Wanderer vorwärts der belebenden Brunnenstation zu, die seiner an ihrem Ende wartet, glücklich, wenn ihn nicht ein Gibli (Wüstenwind) mit dem feinen, staubartigen Sande überschüttet, vor dem man nichts verschließen kann, und ihm seinen Wasservorrath durch rapide Verdunstung raubt. Man ist mitten in der Wüste. So reist man vier Tage zwischen Bondschem und Ssokna auf einer dieser wasserlosen, doch noch durch zahlreiche, wenn auch nackte Hügelreihen unterbrochenen und an sich selbst gewellten Ebenen. Ssokna liegt ungefähr auf dem 29. Breitengrade. Hier hat man vor sich das sich von Westen nach Osten erstreckende Gebirge Dschebel es-Soda (die schwarzen Berge), dessen Basalt- und Sandsteinfelsen sich zu einer ungefähren Höhe von 2000 Fuß erheben, während Ssokna nur circa 900 Fuß hoch liegt. Bis in die Nähe dieser Stadt verlief der Weg in südsüdöstlicher Richtung, jetzt wendet er sich gen Süden und Südsüdwesten. Der Dschebel es-Soda, der die natürliche Nordgrenze Fesans bildet, ist gefolgt von fünf wasserlosen Tagereisen über endlose Ssrhirs, die mit der Hatia Um-el-abīd ihr ersehntes Ende erreichen. Zahlreiche Flußbetten und Thäler, welche dem Dschebel es-Soda ihren Ursprung verdanken, haben nicht vermocht, den traurigen Charakter der Landschaft zu verwischen, wenn sie auch durch eine dünne Reihe von Talhabäumen (Gummi-Acacien) auf Augenblicke das Auge des Reisenden erquicken.

Von der Hatia Um-el-abīd (Hatia ist ein Thal ohne gehörigen Abfluß des Wassers, also kein eigentliches Flußthal, Wadi) beginnt eine Reihe von Oasen, die dem Reisenden erlauben, täglich in der Nähe eines Städtchens zu lagern. Kalkhaltiger Sandboden, Lehm und Thon und Wasser in geringer Bodentiefe ernähren die zahlreichen Palmenwaldungen und bringen mit regelmäßiger, künstlicher Bewässerung Getreide und Gartenfrüchte verschiedener Art hervor. So folgen täglich auf einander die Oasen von Sirhen, Semnu, Temenhint und Sebha, welch letztere auf dem 27. Breitengrade liegt. Zwischen ihnen Ssrhirgrund mit häufig durchbrechendem Kalk- und Sandstein und unregelmäßige Berggruppen oder einzelne Kegel und Pyramiden von dunklem Sandstein. Man ist vom Dschebel es-Soda nur unvollkommen herabgestiegen (gleichwie vom Dschebel Tarhuna) und reist noch auf einer Höhe von 1500 bis 1600 Fuß über dem Meeresspiegel. Von Sebha aus überschreitet man eine östliche Fortsetzung der Dünenreihe von Edeyen während des ersten Tages und gelangt über die Ssrhir-el-marla am zweiten Tage bis zur Oase von Rhodua mit ihrem wilden Palmenwalde, welche durch eine neue wellenförmige Ssrhirebene von zwei kleinen Tagemärschen von Mursuk getrennt ist.

Aus allen Erdtheilen.

Die Sonne im Dienste der Kartographie.

Unter diesem Titel hat Dr. Joh. Gottfr. Lüdde herausgegeben: „Kritische Erörterungen zur Geschichte der neuern Kartographie zur Einführung der Atlanten, photolithographirt von Herrn Kellner nach Raaz'schen Reliefs, und der fernern Bearbeitung des königlichen Ingenieur-Hauptmanns Herrn Woldermann. Berlin 1868." 39 Seiten. Beigegeben ist die Karte von Palästina.

Diese kleine Schrift, welche, wie der Titel angiebt, den Zweck hat, die photolithographischen Karten nach Raaz'schen Reliefs weiter verbreiten zu helfen, weist aus der Geschichte der neuern Kartographie überzeugend die Mängel der bisherigen Methoden nach, die das Bild des Terrains wiederzugeben bestrebt waren. Namentlich sind die Angriffe des um die Geschichte der Erdkunde verdienten Verfassers gegen die aus allen Atlanten wohlbekannte Lehmann'sche Schraffirungsmanier gerichtet. Und es läßt sich nicht leugnen, daß die Photographie eines plastisch dargestellten Theils der Erdoberfläche vor den bisherigen Methoden einen großen Vorsprung hat. Wir stimmen dem gelehrten Verfasser darin vollständig bei, daß die Lehmann'sche Manier sich schwerlich wird weiter entwickeln lassen, daß dagegen die Reliefphotographien eine Zukunft haben. Die Beweisführungen Lüdde's und seine historischen Excurse sind ebenso interessant als lehrreich. Doch wollen wir auf eine Gefahr der neuen Methode aufmerksam machen, eine Gefahr, die unmittelbar aus ihren Vorzügen entspringt. Während die alte Strichmanier unbekannte Länderstriche ganz unberührt, also weiß ließ, daß man die tabula rasa sofort erkannte, läßt sich in einem Relief eine solche Lücke nur schwer zur Anschauung bringen. Die größere Deutlichkeit, welche die Photographie des Reliefs gewährt, sollte, meinen wir, vor der Hand den Bildner der Reliefs bestimmen, nur völlig und genau bekannte Landstriche zu moduliren. Eine Wandkarte von Asien, in dieser Manier entworfen, könnte darum schon in gewisser Hinsicht Bedenken erregen, während Wandkarten von Europa und europäischen Gebieten (Deutschland, Alpenland) die Beachtung aller Lehrer der Geographie in hohem Maße verdienen.

Die chinesischen Kulis in Peru. Wir haben von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß die chinesischen Arbeiter in Peru sehr schlecht behandelt werden, und daß sie in einer Art von schnöder Sklaverei, namentlich bei den Arbeiten auf den Guanoinseln, gehalten werden. Den Plantagenarbeitern geht es nicht besser; die „Himmlischen", deren man etwa 30,000 nach Peru verlockt hat, finden kein Recht und keine Abhülfe. Sehr bezeichnend für ihre Verhältnisse ist eine Eingabe, welche sie an den nordamerikanischen Gesandten gerichtet haben. Sie sagen:

„Wir sind alle in China geboren und verließen diese Gegend der Höflichkeit und des rechtschaffenen Handelns wegen äußerster Armuth, um in andere Länder zu gehen. Es war im ersten Jahre der Regierung Hiensung's (1851), daß die Banditen und Rebellen (in Kwangtung) alle Arbeiter und Schiffer verhinderten, Beschäftigung zu finden, und damals trafen wir Personen, die Arbeiter suchten, welche sich in Macao oder Komsing-mun (dem Ankerplatz nördlich von Macao) einschiffen sollten. Der Contract wurde zu der Zeit zwischen den Parteien abgeschlossen, dessen Bestimmungen in ein volles Licht gesetzt wurden und noch immer geprüft werden können. Aber wer würde je vermuthet haben, daß der Contract so verkehrt und gefälscht werden würde? Binnen den letzten 20 Jahren sind nicht weniger als mehrere Zehntausende von Männern (die Zahl der Kulis in Peru wird in der That auf 30,000 geschätzt) allmälig nach diesem Hafen gekommen, die um Beschäftigung und Schutz nachsuchten, die be-

schäftigt gewesen sind, Schlachtvieh zu weiden und Pferde zu füttern, wie ihre Herren sie anwiesen, oder die in Befolgung ihrer Befehle das Land pflügten und Brunnen gruben. Ihre Arbeit hat nicht des Morgens noch des Abends aufgehört, und sie haben weder in Kälte noch in Hitze Ruhe gehabt. Wir wissen sehr wohl, daß dies die Bedingungen sind, unter denen wir unsere Nahrung und Kleidung erhalten, und glaubt irgend Einer, daß uns die Verpflichtungen unbekannt seien, die denen gehören, welche uns beschäftigen? Andererseits sind es jene gewissenlosen Fremden, welche vor den Reichen im Staube kriechen und die Armen verachten, die unsere Contracte zu Maculatur gemacht haben und unser Leben als unbedeutendes Kehricht betrachten. Unsere Nahrung und Kleidung und unser Lohn werden uns auf das Kärglichste zugetheilt, so daß wir durch Mangel an Nahrung geschwächt sind, und doch verweigern sie uns jede Rücksicht auf unser Loos. Diese Menschen quälen uns beständig mit ihren Anreizungen, zu denen sie Schläge und Scheltworte hinzufügen, ja sie befestigen uns ein „Cangue“ (Holzblock) an dem Halse und treiben uns an die Arbeit, während wir durch Hunger und Kälte leiden. Wenn unsere Herren uns rauh behandeln, so sind ihre Lenker parteiisch und wo möglich noch schlimmer als die ersteren. Obgleich es einige gute Herren und billig gesinnte Beamte giebt, die sich für unsere Wohlfahrt interessiren, so zählen sie doch nicht mehr als 1 bis 2 unter 10 und können zu guter Letzt unsere Lage nicht verbessern. Wenn wir in Kaufläden oder anderen Gewerksarten beschäftigt werden, so finden wir uns außer Stande, uns von den ungerechten Beschuldigungen zu reinigen, die gewissenlose Menschen wegen Stehlens und Raubens gegen uns erheben. Gehen wir auf die Straße, so gebrauchen die Jungen gemeine Ausdrücke, um uns herabzuwürdigen und lächerlich zu machen u. s. w.“

Die japanische Colonie in Californien. In einem Berichte des Herrn Schnell, welcher die fleißigen Leute aus dem Inselreiche des Sonnenaufganges nach Californien gebracht hat, ersehen wir, daß die meisten zeitweilig erkrankt sind; die Veränderung des Klimas und die schnelle Verpflanzung auf einen für sie ganz neuen Boden und in völlig neue Umgebungen hat ihnen leichte Fieber zugezogen. Trotzdem haben sie tüchtig in den von ihnen angelegten Theepflanzungen gearbeitet; diese liegen auf hohem, trockenem Lande. Zu Ende des Julimonates waren die aus dem Samen gezogenen Schößlinge bereits 6 Zoll hoch und völlig gesund. Die Japaner sind überzeugt, daß Californien sich für den Anbau des Thees sehr gut eigne. Die Blätter der Pflanze dürfen nicht eher gepflückt werden, als bis dieselbe im dritten Jahre steht; nach sieben Jahren werden die Pflanzen durch andere ersetzt. Eine Plantage von Maulbeerbäumen, welche aus Japan mitgebracht wurden, ist gleichfalls in gedeihlichem Zustande. Die bisher von den Californiern angepflanzten Maulbeerbäume sind unveredelt, und die Seidenraupen nicht rationell behandelt worden. Herr Schnell ist im August wieder nach Japan gereist, um Tausende von Schößlingen und eine neue Colonie von Japanern zu holen. Wir wollen hier nebenbei bemerken, daß manche Eisengießereien in Californien jetzt Arbeiter aus China kommen lassen, weil die Lohnforderungen der weißen Arbeiter sich bis ins Unerschwingliche steigern.

Die mormonischen Missionäre und ihre Proselyten. Die Thatsache, daß sich so viele Personen aus Schweden und Wales nach dem Saltlake-Thale unter die Mormonen begeben, hat Manche zu dem Glauben verleitet, daß in diesen Ländern eine laxe Moral herrsche, namentlich in Bezug auf die christliche Ansicht über die Ehe. Diese Meinung ist irrig. Die Gründe, weshalb die mormonischen Missionäre unter der ländlichen Bevölkerung dieser Länder so großen Erfolg haben, sind nicht in der Lehre von der Polygamie zu suchen. Diese wird vielmehr von ihnen, wenn sie Europa besuchen, sorgfältig verheimlicht und stets Jesus Christus als der Grund- und Eckstein ihres Glaubens und Hoffens gepredigt.

Das Buch Mormon wird als eine Offenbarung hingestellt, die Gott besonders und vorzugsweise für die Heiligen der letzten Tage vorbehalten habe, deren Verkünder und Prophet der bekannte Joseph Smith war. Diese Lehre wird nicht allein in Dörfern und Ortschaften gepredigt, sondern auch in Schriften und Büchern in jeder europäischen Sprache in jedem Winkel der civilisirten Erde gelehrt, und kaum giebt es einen Ort, wo diese Emissäre nicht zu finden sind. Sodann enthalten diese Bücher nicht bloß die Religionslehren der Secte, sondern mitunter auch lange Briefe von in Utah lebenden Landsleuten, die das Mormonenthum preisen und glühende Schilderungen ihres glücklichen Lebens in einem Thale, wo Milch und Honig fließt, bringen. Die Heiligen von Utah wählen immer solche Missionäre, welche Eingeborene des Landes sind, in die sie gesandt werden, die Sprache des Landes reden, und häufig den Leuten, zu denen sie geschickt werden, bekannt sind. Sie werden von den Vorstehern der Mormonen bezahlt, und die Briefe, die sie veröffentlichen, sind ebenfalls gegen Bezahlung geschrieben.

Das Petroleum in Canada findet immer mehr Beachtung. In dem Bezirke, welcher den Namen Petrolea erhalten hat, liefern dermalen nicht weniger als etwa 50 Quellen Oel für die Raffinerien. Sie ergeben in jeder Woche etwa 4000 Faß; mehrere derselben sind schon seit drei Jahren im Betrieb und erfuhren noch keine Verminderung der Ausbeute. In großen unterirdischen Behältern lagern etwa 300,000 Faß; man erwartet ein Höhergehen der Preise. Das canadische Oel soll besser sein als das pennsylvanische; das gilt namentlich von dem raffinirten Ontarioöle; dieses habe eine stärkere Leuchtkraft und sei nicht explosiv.

Nachschrift über den Tod des Fräulein Tinne.

Nachdem die S. 103 ff. Mittheilungen über Fräulein Tinne bereits gedruckt waren, erhielten wir am 6. September das Nachstehende über den Tod der Reisenden von Herrn Baron Heinrich von Maltzan.

„Seit ich das Obige schrieb, sind mir zwei Briefe aus Tripolis zugekommen, welche das traurige Ereigniß bestätigen und einige Aufschlüsse über den Tod Fräulein Tinne's geben.

Die Todesnachricht dürfte keinem Zweifel mehr unterliegen, da sie von dem Gefolge der Reisenden, welches die Mörder, nachdem sie dasselbe völlig ausgeraubt, entlassen hatten, nach Mursuk gebracht worden ist. Nach den Berichten dieser Leute wäre ihre Herrin das Opfer einer Stammeszwistigkeit verschiedener Abtheilungen der Tuareggs geworden. Ichenuchen, der große Stammeshäuptling der Hoggar-Tuaregg um Ghat, war nicht der Verräther, sondern vielmehr einige seiner Verbündeten und Untergebenen, welche sich an ihrem Bundesgenossen und Oberhaupte für eine ihnen angethane Schmach oder Beeinträchtigung rächen wollten und hierzu das Mittel wählten, dessen Schutzbefohlene zu ermorden. Das ist eine nach den Begriffen dieser Völker beinahe unauslöschliche Schmach für den Schutzherrn, auf dessen freies Geleit der Reisende vertraut.

Die Escorte, aus Tuareggs vom Stamme der Ulid Bruif oder Burif Hoggara bestehend, war nämlich von Ichenuchen selbst abgeschickt worden und hatte diesem ihre Unzufriedenheit und Rachepläne zu verbergen gewußt. Mit einem Schreiben Ichenuchen's stellten sich diese Tuareggs der arglosen Reisenden in Mursuk vor, welche, wenig ahnend, daß sie sich Mördern anvertraute, in ihrer Begleitung die Reise nach Ghat antrat, wo sie von Ichenuchen erwartet wurde und ihr ein großartiger Empfang bevorgestanden hätte.

Fräulein Tinne kam jedoch nicht weiter als bis Birguig, eine Tagereise von Schara, vier Tage in südwestlicher Richtung von Mursuk. Hier scheint ein Streit mit den Häuptlingen der Escorte die fürchterliche Katastrophe noch beschleunigt zu haben. Die Tuareggs hegten nämlich die Absicht, vor der Reise nach Ghat noch einen Raubzug gegen den Dschiraffistamm im Süden

von Mursuk zu unternehmen, aus Rache für die Tödtung eines ihrer Verbündeten von Seiten der Dschiraffi. Da dieser Raubzug Monate in Anspruch zu nehmen drohte, so weigerte sich Fräulein Tinne, mit ihrem Gefolge an demselben sich zu betheiligen, wozu die Tuareggs sie zwingen wollten, um ihre europäischen Waffen zu ihrer Disposition zu haben. Als die Reisende sich auf Ichenuchen berief, der befohlen habe, sie unverzüglich zu ihm nach Ghat zu escortiren, erwiderten ihr die Tuaregg, daß Ichenuchen ihnen keine Befehle zu geben habe und daß sie sich weder aus ihm noch aus seiner Schutzbefohlenen etwas machten. Damals schon wurde ihr Tod beschlossen, aber die schlauen Verräther hüteten sich wohl, etwas von ihrem Plane merken zu lassen, bis sie ganz außer dem Bereiche des türkischen Schutzes angekommen waren.

Am fünften Morgen nach ihrer Abreise von Mursuk fand das schreckliche Ereigniß statt. Fräulein Tinne bereitete sich eben zur Abreise von Birguig vor. Die Kameele wurden schon gesattelt und beladen, als plötzlich zwischen zwei Kameeltreibern ein hitziger Streit entstand. Um diesen zu schlichten, eilten die beiden holländischen Matrosen, die einzigen Europäer in der Karawane der Reisenden, herbei, vergaßen aber in der Eile, ihre Waffen mitzunehmen; auch ließen sie so ihre Herrin unbeschützt in den Händen der Tuareggs.

Fräulein Tinne stand vor ihrem Zelte, welches eben abgebrochen werden sollte, umgeben von den verrätherischen Häuptlingen. Als der Streit der Kameeltreiber hitziger wurde, wollte sie selbst herbeieilen und trat einige zwanzig Schritte vorwärts, die Tuareggs im Rücken lassend. Diesen Augenblick benutzte der oberste Häuptling der Escorte, um sein breites Schwert zu ziehen und Fräulein Tinne mit einem Schlage desselben auf den Kopf niederzuhauen.

Sie stieß einen Schrei aus und sank zu Boden. Auf den Schrei ihrer Herrin stürzten die beiden Holländer herbei und auf das Zelt zu, in welchem ihre Waffen lagen. Aber noch ehe sie es erreichen konnten, wurden auch sie von den Schwertern der Tuareggs zu Boden gefällt. Der Tod scheint bei allen drei Opfern augenblicklich erfolgt zu sein.

Jetzt wurde erst die wahre Absicht der Tuareggs klar, nämlich die Raubsucht und die Gier nach den unermeßlichen Reichthümern, mit denen sie die Kameele der Karawane beladen glaubten. Fräulein Tinne hatte nämlich eine gewisse Anzahl jener in England fabricirten, hermetisch verschließbaren Wasserbehälter von Eisenblech bei sich, welche auf Wüstenreisen ungleich praktischer als die Wasserschläuche, aber zugleich auch viel gefährlicher sind, weil die Eingeborenen, die nur an Schläuche gewohnt sind, sich nicht denken können, daß man so feste Apparate für Wasser mitnehme, sondern vielmehr alle metallenen oder eisenbeschlagenen Kisten für Geldkoffer ansahen. In der Meinung, die Wasserbehälter müßten voll harter Thaler sein, stürzten sie gleich nach dem Morde zuerst auf diese los, erbrachen sie alle, aber welche Enttäuschung! — statt Gold und Silber fanden sie nur Wasser! Darüber aufs Höchste aufgebracht, schwuren sie, einen Raubzug nach Mursuk selbst zu unternehmen, um sich des dort zurückgebliebenen Gepäckes ihres Opfers zu bemächtigen, denn nach ihrer Ansicht mußte Fräulein Tinne ihr ganzes Vermögen bei sich haben, ein Irrthum, in den die Barbaren, die von europäischer Capitalanlage keinen Begriff besitzen, immer verfallen. Es wäre nicht unmöglich, daß ihnen ein solcher Raubzug wirklich gelänge, denn Mursuk ist schwach garnisonirt, so schwach, daß schon vor drei Monaten, als Ichenuchen selbst mit 800 Tuareggs Fräulein Tinne seinen Besuch in Mursuk angekündigt hatte, allgemeine Niedergeschlagenheit daselbst herrschte, und der Pascha von Tripolis mit Bitten um Vermehrung der Garnison bestürmt wurde.

Nachdem die Raubmörder sich aller fahrenden Habe der Reisenden bemächtigt, auch von den Negern und Negerinnen die jüngsten und schönsten zu Sklaven gemacht hatten, entfernten sie sich, das übrige Gefolge der Ermordeten ohne Kleider und Proviant zurücklassend. Dieses fand mühsam und halbverhungernd seinen Weg nach Mursuk zurück, wo auf diese Weise das schreckliche Ereigniß bekannt wurde. (— Fräulein Tinne war im Jahre 1839 geboren, ist also nicht 35, sondern nur 30 Jahre alt geworden. —)

* * *

— Höhere Lehranstalten in Konstantinopel, eine Art von Luxusartikel für die Türken, werden für die Entwickelung und Bildung des Volkes keinen erheblichen Nutzen haben, aber man kann damit vor dem gebildeten Europa eine Art von Parade machen. Die ganze Sache ist eine exotische Pflanze; die Leitung ist nicht in den Händen der Osmanen, sondern der Ausländer. So wurde im Juli, „unter den Auspicien von Nordamerikanern," welche sich bekanntlich in allen Erdtheilen auf die eine oder andere Art vordrängen, der Grundstein zum Robert-College gelegt, zu Rumili hissar am Bosporus, und in den salbungsvollen Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, betonte man auch, daß diese Pflanzstätte der Wissenschaften und der Bildung sich dort erhebe, wo König Darius von Persien über den Bosporus setzte, um die Skythen zu bekriegen, und wo Sultan Mohammed die Byzantiner angriff. Nach dem Amerikaner hielt ein englischer Kaplan eine Rede, dann sprach ein „Hellene aus Hellas" Neugriechisch, der Armenier Hagop Effendi Armenisch, ein bulgarischer Protestant Bulgarisch und der „Reverend" Avedis, protestantischer Pastor zu Marasch, redete Türkisch, und pries die neue Gestaltung der Dinge im Gebiete der ottomanischen Pforte. Hier ging Alles gut, vielleicht weil die Geschichte so polyglott war; in Betreff einer andern höhern Lehranstalt, des „Lycée", welches die türkische Regierung unter den Auspicien des französischen Gesandten eröffnet hat, ist aber von vornherein Zank und Streit vorhanden. Der römische Papst, der auch in jedes Nest ein Ei legen will und sich in alle möglichen Dinge mischt, mag von diesem Lyceum nichts wissen, und hat gedroht, alle Katholiken, welche dasselbe besuchen, in den Bann zu thun. Nun sagen die Türken: „Er mag das thun, wenn's ihm beliebt. Aber wir unsererseits sagen dem alten Manne in Rom, daß dann unser Herr und Sultan, als Chalif aller Rechtgläubigen, seinerseits den irrgläubigen römischen Papst excommuniciren werde." Wenn das zur Zeit des Unfehlbarkeits-Concils geschähe, würden nicht bloß die Götter im Olymp heitere Tage haben.

— In den Südstaaten Nordamerikas dauert die Entrechtung der anständigen weißen Leute fort; die Tyrannei der radicalen Gewaltherrscher will sie nicht zu ihrem guten Rechte kommen lassen. In Williamsburg, einem Districte bei Charleston, in Südcarolina, stehen auf der Liste der 31 Geschworenen 23 Neger und nur acht Weiße. Von den Mitgliedern der großen Jury sind sieben Weiße und zwölf Neger; von diesen kann nur ein einziger seinen Namen schreiben. — „Die Radicalen sagen, ein solches Zahlenverhältniß sei nöthig, um die Schwarzen gegen die Weißen zu schützen; wer schützt aber die entrechteten Weißen gegen die Rohheit der Neger? Die Weißen sind jetzt hülflos."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Karte des Yukon oder Kwich-Pak-Flusses.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Streifzüge in Florida.

II.

Seeschwalben. — Meerschnecken und Meerschmetterlinge. — Ein Kayman nach dem Sommerschlafe. — Der Waschbär. — Die Insel Diego. — Schildkröten mit Moschusgeruch. — Ein dunkler Fichtenwald. — Fang eines Bären. — Kämpfe des amerikanischen Auerhahns. — Ein Kaymansnest. — Ausbeute der Jagd.

Am folgenden Tage beschäftigte ich mich mit dem Fischfange. Ich sah in unzähliger Menge Pelikane, Möwen, Enten und Seeschwalben. Die Nester der letzteren befinden sich zu Hunderten neben einander in dem feinen Sande der Dünen, und haben die Gestalt einer etwa zwei Hand großen Schale. Als wir über und durch dieselben hinweggingen, wurden wir von Hunderten dieser Seeschwalben umflattert; sie streiften uns mit ihren langen Flügeln, schrien und wollten uns angreifen; erst nachdem wir mehrmals in diese Schwärme hinein Feuer gegeben und wohl ein halbes Hundert getödtet waren, ließen sie uns in Ruhe, aber nur wenige Minuten lang. Denn bald kamen sie unter gewaltigem, ohrzerreißendem Geschrei nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden; wir verstopften uns die Ohren und eilten möglichst rasch von dannen. Auf der Insel kommen drei Arten von Seeschwalben vor; die sogenannte Noddyschwalbe ist überhaupt die größte des ganzen Geschlechts, weil die ausgespannten Flügel eine Länge von vier Fuß haben; dann die rußige Schwalbe und die Hanselschwalbe. Die beiden ersteren findet man nur an den Küsten der Südstaaten; die dritte kommt, obwohl nicht in Menge, auch auf den Sundainseln und in Europa vor, z. B. in Holland, an der untern Donau &c.

Als Köder für die Fische benutzte ich die Meerschnecke. Mein Gefährte warf ein Netz aus und fing in einem Zuge etwa dreißig dieser merkwürdigen Thiere. Lamarck hat dieses Mollusk als Janthine bezeichnet; dasselbe gleicht einer schwimmenden Schnecke; der große, walzenförmige Kopf gleicht einer Schnauze; zwei lange Fühlfäden stehen vorn wie Hörner heraus; der Leib besteht aus einer fleischigen Scheibe und ist mit einer schraubenförmigen Muschel bedeckt; diese letztere ist glasig, durchsichtig und hat eine schöne violette Farbe. Das Thier schwimmt auf der Oberfläche vermöge einer Luftblase, welche an seinem Körper hängt. Diese Blase ist so schwer, daß die Janthine sie nicht fortschleppen kann, und die Meerschnecke würde deshalb eine Beute des ersten besten Feindes werden, wenn die Natur ihr nicht ein eigenthümliches Vertheidigungsmittel gegeben hätte. Sie kann nämlich, sobald ein Feind nahet, eine violette Flüssigkeit absondern, welche einen durchdringenden Geruch verbreitet und die Schnecke auf einige Zeit umgiebt. Sie nagt dann vermittelst der hornartigen Fläche ihres Mundes die Fäden ab, durch welche die Luftblase an ihr hängt, kann sich nun in die Tiefe hinablassen und entgeht solchergestalt dem Feinde. Ich that etwa zwei Dutzend dieser Janthinen in einen Kübel, in welchem sich auch lebende Fische befanden, und berührte die Schnecken mit einem Stabe. Sie sonderten die bläuliche Flüssigkeit ab, setzten sich auf dem Boden des Kübels fest, und die abgelösten Blasen schwammen oben auf dem Wasser. Am andern Morgen waren aber auch die Janthinen wieder oben; sie hatten während der Nacht sich durch Secretion neue Luftblasen gebildet.

Eine andere merkwürdige Art von Mollusken sind die sogenannten Meerschmetterlinge, sehr rasche, behende Thiere, welche man nur schwer fangen kann, weil sie beim leisesten Geräusch ihre Flügel zusammenklappen und in die Tiefe versinken. Das Thier ist durch eine tiefe Narbe in zwei Theile gesondert; der hintere ist mit einer farblosen, kugelrunden Haut überzogen, der vordere besteht aus einem Oberleibe mit Kopf und zwei Tentakeln; Flügel und Flossen stehen nahe bei einander auf jeder Seite des Mundes. Als Köder sind diese Mollusken vortrefflich; man befestigt an der Angel den Hinterleib; dabei bleibt der Vordertheil lebendig und macht mit den Flügeln, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Bewegungen wie ein Schmetterling.

Wir fingen einen sogenannten Spritzer, Diodon maculato-striatum, der Luft einathmen und wieder von sich geben kann; seine Leber ist sehr giftig, ebenso sein Fleisch; er ist ein häßliches Thier, etwa einen Fuß lang, hat eine braune, rauhe Haut mit schwarzen Streifen und dreigetheilten hakenförmigen Stacheln. Bald nachher kam auch ein Ostracion triqueter ins Netz. Dieser „Tabacksbeutelfisch“ ist sehr groß, mit einem Hornpanzer bedeckt und sieht aus wie ein Koffer; seine Farbe ist röthlich mit goldgelben Flecken, die Schwimmflossen sind gelb. Das Thier kann sich nur vermöge seines Schwanzes vorwärts bewegen; es hat ungemein viele Gräten, sehr wenig Fleisch, das obendrein faserig ist, und eine mächtig große, durchaus thranige Leber.

Werthvoller ist der Trommelfisch, Pogonias Chromis, welcher dem Umber an den westlichen Küsten Europas gleicht. Der, welchen wir an einem großen eisernen Haken fingen, war wenigstens einen halben Centner schwer, wehrte sich mächtig, als wir ihn an Bord des Bootes ziehen wollten, und glich einem Barsch. Er ist unten silberfarbig, hat einen braunen Rücken, und vom Unterkiefer hängt eine Art von Bart herab. Dieser Fisch macht ein Geräusch, das sich anhört, wie etwa das dumpfe Gebrüll eines Stieres; am Angelhaken ließ er ein rauhes Grunzen vernehmen, bis er verendete. Das alte Wort, stumm wie ein Fisch, paßt also auf ihn nicht. Sein Fleisch ist fest und schmeckt auch gesalzen und geräuchert ganz vortrefflich. —

Fang eines Umber (Pogonias Chromis).

Auf der Karte von Florida, welche von den amerikanischen Ingenieurtopographen entworfen ist, hat der Pablo Creek eine Länge von etwa sechs Wegstunden; die Quellen liegen in den Diegosümpfen, welche ihrerseits mit den zwölftausend Morästen zusammenhängen. Ich beschloß, nach jener Quellgegend hin vorzudringen. Nachdem wir uns mit allem nöthigen Bedarf versehen hatten, fuhren wir am 15. September bei Tagesanbruch stroman, lange Zeit zwischen einer Wand von hohem Röhricht. Als wir etwa zwei Stunden weit vorwärts gekommen waren, trieb eine schwärzliche Masse auf uns zu. Sie sah aus wie ein Baumstamm, war mit Wassermoos und Sumpfgewächsen bedeckt; ein kleiner Strandläufer hüpfte auf derselben hin und her und pickte allerlei Gewürm auf. Wir ruderten näher hinan, und mein Gefährte schlug einige Mal derb auf die Masse, welche nun plötzlich eine Bewegung nach oben machte. Jetzt kam ein schuppiger Schwanz zum Vorschein; das, was wir anfangs für Zweigauswüchse gehalten hatten, verwandelte sich in

Füße, und aus dem Wasser gähnte ein gewaltiger, mit Zähnen bewaffneter Rachen hervor. Als die Masse dann untersank, flog der Strandläufer pfeifend davon.

Wir hatten es mit einem Kayman, einem Krokodil von wenigstens 15 Fuß Länge, zu thun gehabt. Die Sache selber erklärt sich aus Folgendem. Wenn nach Eintritt der heißen Zeit die flachen Teiche und Moräste austrocknen, halten die Kaymans ihren Sommerschlaf, indem sie sich in den Schlamm einwühlen und ungefähr drei Monate lang wie leblos liegen bleiben. Sobald die Herbstregen wieder Wasser bringen, wird das Thier aus seiner Lethargie erweckt und kommt wieder an die Oberfläche empor. Wenn es in der Gegend, wo es seinen Sommerschlaf abgehalten hat, nicht hinlängliche Nahrung findet, dann schwimmt es fort. Um sich leichter zu machen, bläst es seine Lungen auf und läßt sich vom Strome forttreiben. Unser Exemplar schwamm dem Brakwasser des St. Johns zu, und das war auffallend, weil dort viele Haifische sind, welche der Kayman gern vermeidet. In den Sümpfen von Carolina graben sich die Kaymans in den Schlamm, sobald der Winter kommt; in Florida dagegen halten sie einen Sommerschlaf. Als wir weiter fuhren, begegneten uns noch einige dieser Thiere, die aber kleiner waren und bei unserer Annäherung in das Röhricht schwammen. Es scheint, als ob die jüngeren Kaymans keinen Sommerschlaf halten.

Wir schossen mehrere Krickenten, die kleinsten ihrer Art, die auch in Carolina in den Reisfeldern häufig vorkommen. Diese Anas discors hat ein vortreffliches Fleisch. An der Stelle, wo der Pablo sich theilt, rasteten wir einige Zeit, doch war der Stechmücken wegen kein Schlaf möglich. Wir hatten Ebbe und das Boot lag fast auf dem Trocknen; zu beiden Seiten hatten wir Schlamm und Sandbänke. Am rechten Ufer bemerkte ich ein graues Thier, das seltsame Bewegungen machte und einem Miniaturbären glich. Dieser Ursus lotor, der Waschbär, fing Krabben; er saß wie ein Affe, schlug mit seiner Tatze in die Wasserpfütze, und wenn eine Krabbe emporsprang, fing er sie auf, drückte ihr den Kopf ein und warf sie neben sich hin zu einer Menge anderer, welche er schon erbeutet hatte. Nach einer kleinen Weile nahm er eine nach der andern, schälte das Fleisch aus dem Panzer heraus, nahm es zwischen beide Hände, tauchte es in Wasser und verzehrte es dann. Die Neger essen das Fleisch dieses „Racoon“ sehr gern. (S. 117.)

Hildebrand sc.

Ein Kayman nach dem Sommerschlafe.

Die Insel Diego, auf welcher wir uns nun befanden, war mit einem etwa mannshohen Dickicht bestanden, und ich sah auf ihr nicht einen einzigen Baum. Vorwaltend war die kleinste Art der Sabalpalme (Chamaerops humilis), die nur etwas über vier Fuß hoch wird; so weit das Wasser steigt, wachsen Binsen, manche andere Arten von Wasserpflanzen und Kerzenbeersträuche. Dort sind Becassinen häufig (Scolopax Wilsonii), größer wie unsere europäischen, sonst aber denselben ähnlich. Ich hatte das Glück, ein Sultanshuhn lebendig zu fangen. Diese Fulica martinica hat einen azurblauen Vorderkopf, Kopf, Hals und Brust sind purpurfarbig, Flügel und Schweif dunkelblau und wassergrün, der Bürzel ist weiß, Schnabel und Augen sind blutroth, die Füße sind gelb.

Jenseits der ausgedehnten Sümpfe und Moräste erhob

sich ein majestätischer Fichtenwald. Nicht ohne große Mühe brachen wir uns bis zu demselben eine Bahn, denn wir mußten nicht selten bis über die Knie im Schlamme waten. Sehr unangenehm war mir ein starker Moschusgeruch; ich konnte mir aber nicht erklären, woher derselbe rührte. Kam er etwa von einem in der Nähe befindlichen Kayman? Da sah ich, daß drei faustgroße Schildkröten sich an meinem Jagdkittel festgehakt hatten; sie waren es, welche den widerwärtigen Geruch ausströmten. Alle Versuche, sie zu entfernen, waren vergeblich; sie hatten sich mit ihrem Schnabel festgebissen und dann den Kopf eingezogen; es war unmöglich, denselben abzuschneiden. Endlich zündeten wir Streichhölzer an; den Phosphorgeruch konnten die Schildkröten nicht vertragen und nun ließen sie ohne Weiteres los. Ohne dieses Auskunftsmittel hätte ich sie wohl den ganzen Tag mit mir herumschleppen müssen. Diese kleine Cinostera kommt in großer Menge vor; sie ist bemerkenswerth einmal durch jenen Moschusgeruch, mit welchem ein Anduft von Knoblauch verbunden ist, und durch zwei hakenförmige Hornplatten am Schnabel. Sie läßt das, was sie einmal gepackt hat, nicht wieder los; in Virginien sah ich späterhin eine Kuh, die sich im Schlamme wälzte, weil etwa ein halbes Hundert dieser lästigen Thiere sich in der Haut festgebissen hatte.

Ich sah nun ein merkwürdiges Landschaftsbild vor mir. Vor einem Halbkreise am Rande des Waldes lag ein großer Teich, aus welchem der Fluß Pablo herausströmte. Das Wasserbecken war von steilen, dichtbewaldeten Uferhöhen umgeben; in demselben lagen viele abgestorbene oder umgestürzte Riesenstämme, von denen manche ihre kahlen Zweige emporstreckten, Leichen dieses Schwarzwaldes! Auch das Wasser hatte eine tiefdunkle Farbe, aber der Himmel war blau und die Sonne fiel mit brennenden Strahlen in diese melancholische Einöde hinein. Ich sah keinen Vogel, keinen Kayman, wohl aber in Menge Constrictorschlangen, die dunkel wie Ebenholz waren; sie schliefen in der Sonne auf den Leichen des Waldes und gewährten einen abschreckenden Anblick. Wir sahen hier in der That einen Styx; die Luft war drückend heiß, kein Lüftchen wehete, und wir drangen in den Schatten des Waldes ein.

Ankerstelle vor der Einfahrt zum Pablo Creek.

In diesem Riesenwalde herrschte feierliche Stille; der Anblick war erhaben, aber das Gemüth fühlte sich gedrückt, und wir gingen schweigend neben einander her. Wir athmeten leichter auf, als wir einen großen Hahn erblickten. Dieser Tetras cupido ersetzt hier unsern europäischen Auerhahn. Er wird eine Elle hoch; von jeder Seite des Halses hängt ein faltiger, orangefarbiger Hautsack herab, den er aufblasen und wie eine Trommel straff spannen kann. Sodann hat er vier Flügel; zwei sind ganz wie bei anderen Vögeln, zwei kleinere, jeder von achtzehn halb braunen, halb schwarzen Federn, sind am Halse angebracht. Das Auge ist von einem orangefarbigen Ringe umgeben, die Brust ist fahnefarbig, das übrige Gefieder halb mit braunen, schwarzen und weißen Flecken.

Ich ruhete auf dem Stamme einer Pinus australis aus, welche entwurzelt am Boden lag. Diese „Sumpffichte“ ist einer der schönsten Bäume in den Vereinigten Staaten und liefert prächtiges Zimmer- und Mastenholz. Der Stamm wird mehr als 120 Fuß hoch und hat oben einen breiten

Büschel; am liebsten wächst er in festem, weißem Thon, in welchem das Regenwasser stehen bleibt, in den sogenannten Barrens. Als ich auf dem Stamme saß, hatte ich Gelegenheit, eine große Fliege zu beobachten, die gelb, schwarz und purpurfarbig war, ein Ichneumon, Pimpla, welche merkwürdige Bewegungen machte. Bald schlug sie ihre Flügel zusammen, dann ließ sie ihre feinen Fühler auf und ab zittern, dann hob sie ihren Schwanz empor, der mit einem dreispitzigen Hohlbohrer bewaffnet ist, und stieß denselben tief in Löcher, welche sie in dem Baume fand. Ich meinte anfangs, daß dieses Ichneumon die Löcher selber bohre, als ich aber mit meinem Messer die Rinde entfernte, überzeugte ich mich, daß unter dem wurmstichigen Holze Insectenlarven lagen, auf deren Rücken Eier förmlich aufgeleimt waren. Das Ichneumon legt dieselben auf die unglücklichen Larven, aus welchen sich eine Art von Kornwurm herausbildet, ein Sylvanus australis (neue Art). Die Eier des Ichneumons kommen aus und leben auf Kosten dieser Larven, welchen sie

Waschbär (Ursus lotor).

eine fettige Substanz aussaugen; sie lassen diese ihre Amme so lange leben, wie sie derselben nöthig haben, und zuletzt fressen sie dieselbe auf. Das Ichneumon ist demnach den Waldbäumen nicht nur nicht schädlich, sondern vielmehr sehr nützlich, denn es vertilgt die Larven der Coleopteren, welche den Splint angreifen.

Die Larven haben noch einen andern Feind in dem Picus pileatus, dem Specht mit rother Haube und rothem Bart; er ist so groß wie eine Krähe und hat in seinem Schnabel eine große Kraft. In der Lichtung, wo wir rasteten, waren Menschen thätig gewesen. Die abgehauenen Baumstämme waren mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet; an einem Bache stand eine verlassene Köhlerhütte. Etwas weiter landein treten neben den Fichten auch andere Bäume auf: Mahonien, Andromeden und Kalmien; hier ist der Boden schon wieder feucht, und dann beginnt ein ausgedehntes Wiesenland. Dort sah ich Anemonen, wilde Stiefmütterchen und Gruppen von Palmen, die eine Höhe von dreißig

Fuß erreichten. Am Saume der Wälder und der Prairie bemerkte ich Kaninchen und Feldhühner in großer Menge. Wir gelangten dann in einen andern Wald, der vorzugsweise aus Tupelas bestand. Die hellgrünen Blätter dieser hohen Bäume sind am Ende der Zweige wie Rosetten gruppirt; die Früchte dieser Nyssa aquatica gleichen länglichen dunkelen Pflaumen; sie sind für Papageyen, Tauben und Eichhörnchen ein Leckerbissen; uns kam der Geschmack fade vor.

Eben brach die Dunkelheit herein, als sich in unserer Nähe eine kugelartige Masse fortbewegte. Mein Begleiter meinte, das könne wohl ein Bär sein. Mein Hund bellte laut vor einem Loche, das sich im Wurzelwerk eines Tupelabaumes befand; dort hatte der Bär seine Höhle. Es war ein junges Thier, das erst vor Kurzem seine Mutter verlassen haben konnte. Wir schnitten einen langen Stab ab, um über die Tiefe der Höhle ins Klare zu kommen. Der Bär biß an, aber wie sollten wir ihn aus seinem Versteck herausbekommen? Wir sammelten Blätter und dürre Zweige, stopften dieselben in das Loch und zündeten sie an. Als der Qualm und die Hitze eindrangen, kam der junge Bär zum Vorschein und fiel draußen nieder. Mein Gefährte Constant war rasch bei der Hand, band ihm Stricke um Schnauze und Tatzen, was er sich alles ruhig gefallen ließ, weil Qualm und Hitze ihn betäubt hatten. Da er nur etwa 70 bis 80 Pfund schwer war, so konnten wir ihn fortschaffen, indem wir ihn an eine dicke Stange banden, welche wir über unseren Schultern trugen. Die Sache war indeß beschwerlich, weil es inzwischen völlig dunkel geworden war und wir uns einen Weg durch den Wald zu suchen hatten. Wir kamen jedoch ohne irgend einen Unfall bei unserm Lagerplatze an, wo inzwischen mein Negerknabe eine Abendmahlzeit bereitet hatte. Sehr erfrischend fanden wir die Früchte von der Anona grandiflora, welche hier in den Wäldern in großer Menge vorkommt; sie sind sehr saftig, schön grün, aber etwas fade von Geschmack. Der Strauch gehört zur Familie der Magnolien und hat große, dunkelpurpurne

Nachtwanderung im Walde.

Blumen. Vortrefflich schmeckten uns die Hähne, mit deren Leben und Treiben mein Gefährte Constant genau bekannt war.

Diese Vögel ersetzen, wie schon weiter oben bemerkt wurde, unsern Auerhahn. Zur Begattungszeit kann man den Ruf des Männchens auf mehr als eine Stunde weit hören; er ist, Dank den Luftsäcken, welche an seinem Halse hängen, eine Art von Bauchredner, und die Tänze, welche er vor den Weibchen aufführt, nehmen sich geradezu komisch aus. Während die Weibchen brüten, leben die Hähne in Gesellschaft, und halten förmliche Zusammenkünfte bei Nacht auf flachem, offenem Grunde. Solch eine Kampfstelle bezeichnen die Nordamerikaner als einen Kratzeplatz (scratching place). Constant erzählte: „Ich kannte einen solchen und bauete mir an einer Stelle, von welcher aus ich einen weiten Umblick hatte, aus Zweigen eine Art von Hütte. Als die Dunkelheit einbrach, hörte ich im Gesträuch ein Glucksen, und gleich nachher erschien ein alter Herr auf dem Platze. Nachdem er sich überzeugt, daß dort kein Feind zu fürchten sei, fing er aus seinen Luftsäcken heraus zu trommeln an, und nun kamen mehrere andere Hähne zum Vorschein; offenbar gehorchten sie dem Rufe des erstern. Nach und nach stieg ihre Zahl wohl bis auf sechszig. Ich hielt mich inzwischen ruhig. Als nun die ganze Schaar versammelt war, theilten sie sich in zwei gleiche Abtheilungen, die sich einander gegenüber in einer förmlichen Kampfordnung aufstellten, Hahn gegen Hahn. Dann warf jeder den Hals zurück, blies den Luftsack auf, sträubte die Halsfedern, spreizte den Schweif fächerartig auseinander und stolzirte majestätisch umher, den Gegner zum Kampfe reizend. Das war der Kriegstanz, und sofort begann der Zweikampf. Jeder Krieger sprang eine Elle hoch empor, schlug eine convulsivische Lache auf und hackte auf den Gegner los. Als das Gefecht im besten Gange war, feuerte ich in die Menge hinein. Ein Dutzend etwa fiel auf dem Flecke, die übrigen suchten Schutz in den Bäumen; da sie aber bei Nacht nicht weiter flogen, so konnte ich einen nach dem andern gemächlich herabschießen, und am Morgen sammelte ich zweiundvierzig Stück dieser Auerhähne, die mir mehr als hundert Dollars einbrachten. Ich will bemerken, daß die Hähne, falls sie ungestört bleiben, dieses Kampfspiel fast die ganze Nacht hindurch fortsetzen, ohne sich großen Schaden zuzufügen. Bei Sonnenaufgang nehmen sie höflich Abschied von einander, gehen in die Büsche und versammeln sich am Abend wieder."

Der Bär war inzwischen wieder zu sich selber gekommen und brummte. Wir kümmerten uns vorerst nicht weiter um ihn und legten uns schlafen. Constant übernahm die Wache und unterhielt das Feuer. Letzteres war nöthig, um die Wölfe fern zu halten. An Nachtmusik fehlte es nicht. Ich hörte das Concert der Kaymans; es war theils ein Brüllen und Blöken wie von Kuh und Kalb, und dazwischen hinein vernahm ich ein Gewimmer wie von kleinen Kindern. Wenn Humboldt sagt, daß die Kaymans stumm seien, so hat er sich entschieden geirrt.

Ich will hier bemerken, daß wir auf unserer Wanderung auch ein Kaymansnest am Ufer der Insel Diego gefunden und zerstört hatten. Unter Umständen ist das eine gefährliche Sache, weil das Weibchen die Eier vertheidigt. Das Nest bestand aus einem mehrere Fuß hohen Kegel. Der obere Theil bestand aus Reisig, Moos und Binsen; dann folgte eine Lage von Erde, unter welcher eine Lage von Eiern sich befand, und so folgten mehrere Lagen unter einander. Den tiefsten Theil des Nestes bildete eine in den Sand gemachte Grube. Wir fanden etwa vierzig Eier, jedes von der Größe eines Gänseeies, nur länglicher und auch weißer. Die Schale ist hart und runzelig; wenn man genauer zusieht, findet man in ihr allerlei verschlungene Zeichnungen.

Während meines Ausfluges auf dem Pablo, nach dem Moraste von San Diego und den zwölftausend Sümpfen habe ich ermittelt, daß die beiden Moräste, welche auf den Karten als zusammenhängend verzeichnet sind, im Gegentheil durch einen weiten Hammock von einander getrennt werden. Dieser hat immergrüne Wiesen und ist mit prächtigen Waldbäumen bestanden; die Teiche auf diesem Hammock sind brakig, doch kommen auch süße Quellen vor. Ich hatte alle Ursache, mit dem Ergebniß meiner Jagd zufrieden zu sein. Am 16. September war unsere Ausbeute folgende: 14 Auerhähne, 20 Becassinen, 10 Kaninchen (Lepus hudsonius), 14 Wilson-Becassinen, 85 rothbrüstige Becassinen (Scolopax noveboracensis), 11 Widgnon-Enten, 9 Krickenten, 6 Kurlis (Numenius curvirostris), 2 Leimschnepfen (Limosa fedoa) und 1 Sultanshuhn, im Ganzen 189 Stück. Das ist für zwei Jäger in einem Tage genug. Noch ein Sultanshuhn und den jungen Bären habe ich nach Washington geschickt, und sie sind dort im besten Zustande angekommen.

Winwood Reade's Bemerkungen über die westafrikanische Goldküste.

Wir haben seiner Zeit im „Globus" mitgetheilt, daß ein unternehmender junger Engländer, Winwood Reade, der schon 1864 eine Reise in das Land der Gorillas unternommen hat, zu Anfang des Jahres 1868 nach der Guineaküste gegangen sei. Es war seine Absicht, nähere Erkundigung über den Lauf der verschiedenen Ströme einzuziehen, welche an der sogenannten Goldküste münden, namentlich gedachte er den Assinie zu erforschen, der angeblich einen langen Lauf haben sollte. Wir lesen nun, daß er seine Wanderung dort beendigt hat und in Sierra Leone eingetroffen ist. Von hier aus hat er an das Pariser „Bulletin de la société de Géographie" einige gute Bemerkungen über die Goldküste eingesandt, deren wesentlichen Inhalt wir hier folgen lassen.

Zwischen den Flüssen Volta und Assinie an der Westküste Afrikas zieht sich ein verhältnißmäßig schmaler Landstreifen hin, auf welchem drei europäische Nationen, Engländer, Holländer und Franzosen, Niederlassungen gegründet haben. Es ist die sogenannte Goldküste. Das englische Gebiet hat zwar keinen größern Umfang, wohl aber viel größere Wichtigkeit als das der Holländer, denn es begreift zwei Städte in sich, die eine Zukunft haben, Accra und Cape-Coast-Castle, und wird von dem Volta bespült, welchem eine Rolle im Handel des Landes bestimmt zu sein scheint. Die Grenze zwischen britischen und niederländischen Besitzungen bildet der Sweet River der Engländer, ein kleiner Fluß halbwegs zwischen Cape-Coast-Castle und Elmina. Das holländische Territorium erstreckt sich bis zum Dorfe Eynani, etwa zwanzig englische Meilen von Apollonia. Hier nehmen die französischen Besitzungen ihren Anfang, die indeß

auf die Forts Assinie, Grand und Dabon beschränkt sind und vor der Hand nur geringe Bedeutung haben.

So jung die Geschichte der Goldküste auch ist, sie weiß doch bereits von vielen Herren zu berichten, welche das Land nach und nach inne gehabt haben. Ihre Entdeckung wird allgemein den Portugiesen zugeschrieben, obschon die Franzosen jetzt geltend machen, sie seien vor jenen im Lande gewesen, da Dieppper Seefahrer die Niederlassungen von Petit Dieppe und Petit Paris, in der Nähe von Assinie und Grand Bassam, bereits im vierzehnten Jahrhundert gegründet hätten — und Elmina, der gegenwärtige Sitz der holländischen Regierung, war der erste Punkt an der afrikanischen Westküste, wo die Europäer ein Fort und eine Capelle besaßen. Nachher theilten sich Engländer und Holländer in dem den Portugiesen abgenommenen Raube; zu gleicher Zeit faßten die Dänen Fuß auf der Küste und errichteten Forts in Christiansborg, Quitta und an anderen Stellen in der Nähe des Volta. Noch bis auf die neueste Zeit liefen die Besitzungen der Engländer und der Holländer etwas wirr durch einander, ohne bestimmte Grenzen; so war z. B. die Stadt Accra zur Hälfte holländisch, zur Hälfte englisch. Durch einen seit dem 1. Januar des vorigen Jahres in Kraft getretenen Vertrag aber wurden alle östlich von Elmina und Cape-Coast-Castle gelegenen niederländischen Besitzungen gegen englische im Westen der genannten beiden Punkte ausgetauscht, und so entstand die Begrenzung der verschiedenen Gebiete, wie wir sie oben angegeben haben. Diese Auseinandersetzung war nun freilich für die beiden Vertragsmächte vortheilhaft, hat aber durch die von ihnen den Eingeborenen des Binnenlandes gegenüber verfolgte verschiedene Politik große Verwickelungen nach sich gezogen.

Um dies unseren Lesern zu veranschaulichen, müssen wir zuvörderst über die mit der Goldküste verkehrenden eingeborenen Volksstämme einige Worte sagen. Die Bewohner des Voltathales, einschließlich der Bevölkerung von Accra, gehören einer von den anderen Stämmen der Goldküste völlig verschiedenen Race an, wie daraus hervorgeht, daß die ersteren ihre Knaben beschneiden und immer nur der Sohn bei ihnen erbt, während alle übrigen Stämme, gleich den Bewohnern der Elfenbeinküste, die Beschneidung nicht kennen, und der Besitz bei ihnen sich auch in weiblicher Linie vererbt, vom Vater zum Neffen, zum Bruder u. s. w. übergeht. Im Allgemeinen kann man die Stämme der Goldküste als Mitglieder Einer Familie bezeichnen, welche die im Innern wohnenden Aschantis, die Fantis, die Aschantas, die Eingeborenen von Apollonia und Assinie, die Wassaws und Denkeras, die Akims, die Aquapims und andere mehr umschließt, die sämmtlich Dialekte einer und derselben Sprache sprechen und wesentlich gleichen Gesetzen und Gebräuchen huldigen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhob sich in einem der angeführten Stämme ein Mann, welcher, nach einer Reihe glänzender Eroberungen und geschickter Annexionen, das wichtige Aschantireich gründete und die Stadt Kumassi erbaute. Seine Nachfolger erbten seine Talente und sein Glück und trieben um 1816 die Fantis bis unter die Mauern der englichen Forts zurück, die sich damals nicht im Besitze der Krone, sondern einer Privatgesellschaft befanden. Die Absicht des Königs von Aschanti ging auf einen directen Verkehr mit der Küste, denn bis dahin hatten die Fantis die Zwischenhändler abgegeben, und anfangs schienen die Engländer auch geneigt, mit ihm in Verbindung zu treten und die Fantis als unterjochtes Volk zu betrachten; Bowditch und später Dupuis begaben sich als Commissäre nach Kumassi, und es wurden Verträge unterzeichnet. Allein die Fantis wollten sich weder dazu verstehen, ihrer Unabhängigkeit zu entsagen, noch ihre alten Handelsrechte aufzugeben und so nahmen schließlich die Engländer die gegenwärtig von ihnen verfolgte Politik an, welche darin besteht, die Küstenstämme vor den Aschantis zu schützen, und vereinigten das weite Gebiet der Fantis und deren Verbündeten unter dem britischen Protectorate.

Die Niederländer hingegen haben das zu Anfang dieses Jahrhunderts mit den Aschantis geschlossene Bündniß aufrecht erhalten; sie haben immer ihren Residenten in Kumassi gehabt, dem dort regierenden Herrscher Tribut gezahlt und alle Jahre den Aschantis auch eine gewisse Anzahl von Sklaven abgekauft, um sie als Soldaten oder Landbauer nach Java zu schicken. Begreiflicherweise sind die Eingeborenen von Elmina der Politik ihrer Herren gefolgt und haben deshalb, wenn auch Nachbarn der Fantis und mit denselben von Einem Stamme, in den zahlreichen Kriegen zwischen den beiden Völkerschaften immer auf Seite ihrer fernen und unnatürlichen Alliirten gestanden. Aus diesem Grunde hassen die Fantis die Holländer und die denselben unterworfenen Stämme, und als durch den obengedachten Vertrag Fantistädte wie Commenda, Dixcove und andere den Niederländern abgetreten wurden, griff große Unzufriedenheit unter den Eingeborenen Platz. Die Bewohner von Commenda, einer durch ihren Patriotismus ausgezeichneten kleinen Stadt, welche 1816 zuerst das Joch der Aschantis wieder abgeschüttelt hatte, gingen in ihrer Unzufriedenheit sogar soweit, daß sie die niederländische Flagge nicht zulassen wollten und der Ort bombardirt werden mußte. Hierauf schaarten sich die Fantis zusammen und belagerten Elmina. Es kam zur Schlacht, deren Ausgang ihnen nicht günstig gewesen zu sein scheint; nichtsdestoweniger dauert die Blockade fort, und alle Versuche der britischen Regierung, den Frieden wieder herzustellen, sind bis jetzt vergeblich gewesen. Die Fantis bestehen darauf, daß die Stämme von Elmina sich vom Bündniß mit den Aschantis lossagen, diese letzteren oder vielmehr die Holländer verweigern das entschieden, und es ist daher wenig Hoffnung auf Einstellung der Feindseligkeiten vorhanden, wenn nicht die Regierung im Haag, vor deren Forum die Sache gebracht worden ist, die von Elmina beliebte Politik desavouirt*).

Augenblicklich ist Assinie der einzige Hafen, welcher dem Könige von Aschanti offen steht; denn nach Axim, Tschawa, Elmina und anderen Orten unter holländischer Aegide, wohin er gern seinen Goldstaub senden möchte, sind ihm alle Wege verlegt, die sich im Besitze seiner Feinde, der Fantis, Denkeras und Wassaws, befinden. Aber das Gebiet Amatifu's, des Königs von Assinie, grenzt an das seinige, und in Assinie hat er sich Gewehre, Schießpulver und Blei in Masse gekauft, um demnächst das Fantiterritorium mit beträchtlichen Streitkräften anzugreifen.

Wer über das Aschantireich eingehendere Belehrung sucht, den müssen wir auf das Buch des weiter oben genannten Bowditch verweisen, welches in allen wesentlichen Punkten sehr genau und zuverlässig und noch heute stichhaltig ist, wie sich Winwood Reade durch eigene Erfahrung zu überzeugen Gelegenheit fand.

Bowditch berichtet unter Anderm von einem Ausfluge nach dem Gabonstrome und giebt dabei eine Beschreibung des Ngina, von dem er den ersten Schädel nach Europa brachte. Das britische Museum hielt denselben für den Schädel eines Schimpanse, und wollte ihn daher nicht in seine Sammlungen aufnehmen; Cuvier aber erwarb ihn später für

*) Die Holländer sind eben jetzt, im Sommer 1869, von den Fantis abermals angegriffen worden, und es ist bei Commenda zu einigen blutigen Treffen gekommen. A.

den Pariser Jardin des plantes. Jenseit der Tropenzone scheint der Schimpanse die einzige größere Affenart zu sein, welche man bis jetzt in Westafrika zu Gesicht bekommen hat; dagegen sollte etwas entfernt von der Küste, in den tiefer im Lande gelegenen Waldbergen, ein Affe hausen, der an Größe den Schimpanse weit übertrifft, wie man unserm Gewährsmann in Cape-Coast-Castle erzählte.

Gleich dem der gesammten Küstenlande bietet die Goldküste einen sehr monotonen Anblick dar. Ein Gebirgszug folgt dem Ufer, bald in größerer, bald in geringerer Entfernung, bald dicht an das Meer heranrückend und dann manchmal sich zu jähen Klippen erhebend wie am Dreispitzen-Cap. Diese Kette, welche die Höhe von 2000 Fuß selten übersteigt, ist die erste Stufe des großen afrikanischen Hochplateaus. Weil sie so nahe an der See streicht, sind ihre Gewässer, selbst für Kähne, nur bis auf eine sehr geringe Strecke schiffbar. Der Volta, an dem einen Endpunkte der Goldküste, ist der bedeutendste Fluß des Landes, man weiß indeß bis heute noch nicht, wie weit man ihn befahren kann. Der Grand Bassam, am andern Ende der Goldküste, auf französischem Gebiete, kommt nach den Aufschlüssen, welche Reade von einem Eingeborenen am Bemtuku empfing, tief aus dem Binnenlande heraus, und soll selbst 300 englische Meilen von der Küste noch ein ansehnliches Gewässer sein. Dagegen können der Assinie, der Ancobra, der Prah und andere nicht die mindeste Bedeutung für sich in Anspruch nehmen. In politischer Beziehung ist der letztgenannte Fluß nicht ohne Interesse, da er die Grenze zwischen Fantis und Aschantis bildet, und sein Name hat in den zwischen Downingstreet und Cape-Coast-Castle gewechselten Depeschen sicherlich 1000 Male figurirt.

Die Berge der Goldküste bestehen größtentheils aus Granit und sind prachtvoll bewaldet. Die oberste Bodenschicht ist meistens ein rother oder gelber Thon, dessen sich die Eingeborenen zum Bau ihrer Häuser bedienen. Vom Thierleben enthalten jene großen Wälder indessen merkwürdig wenig. Wie am Gabon, so herrscht auch hier melancholisches Dunkel und ödes Schweigen, und man kann Stunden lang darin verweilen, ohne einen andern Laut, als das Krachen eines brechenden Astes oder das Murmeln der zahlreichen kleinen Wasserbäche zu hören. Nur auf den verschiedenen Lichtungen, welche da und dort das Dickicht durchziehen und mit üppigem Grase geschmückt sind, ist es minder still und einsam; dort tummeln sich Büffel, Antilopen und anderes Wild. Jenseit dieses etwa 300 bis 400 englische Meilen breiten Waldgürtels kommt man in den an Schafen und Rindern reichen Sudan. Bei Accra dehnt sich zwischen Meer und Gebirge eine große Ebene aus, und an vielen Stellen gewinnt hier die Waldzone fast das Aussehen eines englischen Parks. In den holzreichsten Gegenden vertreten Banane und Maniok den Eingeborenen die Stelle des Brotes, in den waldfreien Gegenden thut dies der Mais, und auf gewissen sumpfigen Landstrichen der Reis. Hornvieh giebt es bloß in Accra in einiger Menge, Pferde hingegen nirgends.

Von den französischen Besitzungen Grand Bassam und Assinie liegt die erstere streng genommen gar nicht auf der Goldküste, sondern auf der Elfenbeinküste, obgleich man daselbst etwas Gold verkauft. Palmöl ist hier der Haupthandelsartikel, und als Tauschmittel dient nicht wie in Assinie Goldstaub, vielmehr benutzt man dazu die sogenannten Manillas, aus Europa eingeführte kleine Eisenstangen. Wie oben bemerkt, kommt der Fluß ziemlich tief aus dem Innern des Landes, eine Entdeckungsfahrt auf ihm wäre jedoch keine leichte Aufgabe, da die Anwohner in viele kleine, sich beständig befehdende Stämme zerfallen, die sich gegen die Europäer in hohem Grade mißtrauisch und oft feindselig erweisen und äußerst abergläubisch sind. Der Oelhandel ist noch einer großen Ausdehnung fähig, und da das schlechte System der geschlossenen und monopolisirten Häfen von der französischen Regierung aufgegeben worden ist, so darf man der Colonie wohl eine gedeihliche Zukunft prognosticiren; immer aber wird es mehr ein Handel zur See als durch Factoreien sein, was hier geboten ist. Die Beschaffenheit der Düne, der Mangel an Lebensmitteln und die Isolirung, in welcher sich diese Niederlassungen befinden, werden jederzeit der Gründung von Handelsetablissements am Grand Bassam hindernd im Wege stehen.

Im gegenwärtigen Momente erhält Assinie fast allen den Goldstaub, der in friedlicheren Zeiten sich nach Cape-Coast-Castle wenden würde. Die Aschantihändler dürfen mit den Europäern nicht direct verkehren, die Stämme von Assinie haben sonach durch ihre Vermittelung zwischen Käufern und Verkäufern ein gutes Geschäft gemacht, allein das wird jedenfalls keinen Bestand haben. Assinie ist von der Aschantihauptstadt Kumassie viel weiter entfernt, als Elmina, Cape-Coast-Castle und andere Orte, so daß sich in Folge dessen das Gold nach diesen Plätzen ziehen wird, um so mehr, als die in Sierra Leone verfolgte Politik (hier hat unser Gewährsmann seinen interessanten Bericht abgefaßt) wohl auch von der britischen Goldküste zur Richtschnur erhoben werden dürfte. Danach würde man Straßen eröffnen, auf denen die Aschantis mit den Europäern in unmittelbaren Verkehr treten könnten, während die letzteren den Häuptlingen der an der Durchgangslinie wohnenden Stämme für den Verlust ihrer alten Vergünstigungen eine Entschädigung bezahlten. Dergestalt würde der Handel beträchtlich steigen und eine Menge Weitläufigkeiten in allen Geschäftsbeziehungen vermieden werden. Jedesmal aber, wann sich britische Staatsangehörige in das Gebiet der Aschantis zu begeben hätten, könnte man eine bestimmte Anzahl der letzteren als Geißeln für die Sicherheit der ersteren in den englischen Niederlassungen festhalten.

Die Blüthe Assinies ist folglich bloß eine vorübergehende, wenn sich daselbst auch immer ein ziemlicher Umsatz in Goldstaub bewerkstelligen lassen wird, da dieser in Assinie selbst, und aller Wahrscheinlichkeit nach an der ganzen Grenze vom Aschanti zu finden ist. Palmöl fehlt dagegen durchaus, und die Bevölkerung ist spärlich und indolent.

Das ebenfalls zum französischen Gebiete zählende Dorf Cases à Selles ist ein Durcheinander von elenden Hütten, die indeß zum Theil von reichen Kaufleuten bewohnt werden. Man findet darunter Angehörige der verschiedensten Orte, aus Apollonia, Axim, Elmina und Cape-Coast-Castle. Der König von Assinie residirt in Kinschabo, einen Tagemarsch weiter im Innern und jenseit des Agisi. Reade hat die Stadt zwei Mal besucht und als einen ziemlich ansehnlichen Ort mit ungefähr 4000 Einwohnern gefunden. Hier wohnen die Aschantihändler und unter ihnen befindet sich stets ein Häuptling, der die diplomatischen Geschäfte ihres Königs besorgt. Amatifu, der König von Assinie, herrscht über ein sehr umfängliches Territorium, welches an das Aschantireich grenzt, dessen Souverän, wie unser Gewährsmann erfuhr, auf das Gebiet von Assinie Ansprüche erhebt. Ist dies wahr, so wird er jedenfalls einmal diesen Vorwand gebrauchen, um sich freien Zulaß zum Hafen von Assinie zu verschaffen. König Amatifu ist ein Mann von etwa 50 Jahren, von würdigem und ganz fürstlichem Aeußern, in seinen Neigungen und Gedanken aber der reine Buschmann, im Verkehr verschlagen und schlau wie alle Afrikaner.

Die englische Regierung betrachtet ihre Besitzungen auf der Goldküste als die lästigsten und wenigst einträglichen in ganz Westafrika, und doch sind Accra und Cape-Coast-Castle

zehnmal mehr werth, als Grand Bassam und Assinie. Außer einigen holländischen Besitzungen, welche sich in gleicher Verfassung befinden, möchte es schwerlich noch europäische Niederlassungen geben, deren Gegenwart so wenig befriedigend, und deren Zukunft so unsicher ist, wie die der französischen Besitzungen an der Goldküste.

Deutsche und slavische Pflanzensagen.

Von **A. Leist.**

Der Herr Verfasser bemerkt in einer Zuschrift an uns, daß ihm das Werk des Herrn A. von Perger in Wien über deutsche Pflanzensagen nicht bekannt gewesen sei, als er die nachfolgenden Mittheilungen niederschrieb. Das Buch, welches vor uns liegt, ist zu Stuttgart und Oehringen (Verlag von August Schaber) 1864 erschienen und verdient es, von einem größern Leserkreise beachtet zu werden. Ganz richtig bemerkt Herr von Perger, daß diese Sagen einen großen Werth haben. Die meisten zeugen von einer bald blühenden, bald abenteuerlichen Phantasie, sind nicht selten von bedeutendem Werth für die Culturgeschichte, manchmal auch von historischem Belang. Ist es z. B. nicht äußerst kennzeichnend für den Geist des unglückseligen siebenzehnten Jahrhunderts, daß man gewisse Kräuter zur sogenannten Passauer Kunst, nämlich zum Festmachen gegen Hieb und Stich, benutzte, und zur Bereitung von Freikugeln den Johanniskäfer verwandte? Man glaubte an eine Feuerwurzel, die von einem hohen Berge in Aegypten kam, und ein Haus, in welchem sie sich befand, vor Brandschaden behütete. Mit ihr trieben vorzugsweise die Zigeuner ihre „gottlosen Feuerskünste".

Zur Zeit der Hexenprocesse glaubten die Juristen steif und fest daran, daß die „Hexen" in der Walpurgisnacht auf Besenstielen und Ofengabeln auf den Blocksberg ritten, und daß sie in einen Baum zwischen Rinde und Holz zu dringen vermöchten. Deshalb erzählt Hans Sachs, daß der Teufel die Haselruthe schälte, mit welcher er einem alten Weibe die ausbedungenen Schuhe hinreichte, denn nun konnte sie ihm nicht zwischen Holz und Rinde kommen. Aerzte und Naturforscher gaben sich alle Mühe, die Bestandtheile der Salbe ausfindig zu machen, mit welcher sich die Hexen schmierten, wenn sie durch den Schornstein auffliegen wollten. Man brachte am Ende glücklich heraus, daß sie von den Hexen aus Eppich, Wolfsmilch, Nachtschatten und Tormentill bereitet werde; die Säfte dieser Pflanzen wurden mit Ruß vermengt und erhielten dann einen Zusatz von Lauch, Tannenlloch und Bohnenbrühe!

Der Mensch, der nicht durch die Civilisation der Natur vielfach entfremdet ist, setzt sich instinctmäßig in ein mehr oder weniger inniges Verhältniß zur Pflanzenwelt; das thut insbesondere der Germane, der über dieselbe einen so reichen Sagenschatz besitzt.

Wir haben im Folgenden den Mittheilungen des Herrn A. Leist einige Zusätze aus dem Werke des Herrn v. Perger (mit kleiner Schrift) hinzugefügt. In einer unserer nächsten Nummern sollen noch einige andere Pflanzensagen folgen.

* * *

Wenn es einestheils auch als eine sehr erfreuliche Erscheinung bezeichnet werden kann, daß bei der immer mehr und mehr sich geltend machenden Aufklärung auch bei der ländlichen Bevölkerung der krasse Aberglaube, welcher früher in die wunderbare Kraft der Pflanzen gesetzt worden war, so ziemlich schwindet und einer natürlichen minder geheimnißvollen Anschauung Platz macht; so ist es andererseits doch auch zu bedauern, daß die vorherrschend materiellen Anschauungen, welche unser Zeitalter charakterisiren, sowie die vorgeschrittene Aufklärung, welche an Sagen und Märchen keinen Geschmack mehr findet, — allmälig auch den Schatz der Pflanzensagen in gänzliche Vergessenheit gerathen läßt, obgleich auch diese uns viele Spuren des religiösen und gesellschaftlichen Lebens unserer Altvordern zeigen und in ihrer symbolischen Bedeutung einen reichen Stoff der Poesie enthalten.

Einige von uns in dem nordöstlichen von Deutschen und Slaven bewohnten Theile Deutschlands gesammelte Pflanzensagen wollen wir hiermit der Vergessenheit entreißen.

Das Eisenkraut. Verbena officinalis.

Daß dieses Kraut in der Mythologie oder in den abergläubischen Gebräuchen der Deutschen von großer Bedeutung war, zeigt schon der Name Eisenkraut und der in einigen Gegenden noch übliche Name Eisenbrecher an. Es hat der Sage nach Eisen gebrochen und Schlösser geheimnißvoller Schätze geöffnet, wenn man es nach gewissen abergläubischen Vorschriften gepflückt hatte. Man pflückte es bei den alten Deutschen, sobald der Hundsstern aufging und weder Sonne noch Mond am Himmel stand. Bei dem Einsammeln mußte die Erde rings um das Kraut aufgelockert und dieses dann perpendiculär ausgehoben, und Stengel, Wurzel und Zweige mußten jedes besonders im Schatten getrocknet werden. Die Verbene hatte auch im Cultus der Römer ihre Bedeutung.

(Die deutschen Botaniker des 16. Jahrhunderts meinten, das Eisen werde durch nichts so gut gehärtet, als durch den Saft dieses Krautes, das eigentlich Isenkraut heißt, von is = hart, zähe. Die alten Gallier weissagten mit demselben; die Germanen brachten es beim Beginn eines Krieges und beim Friedensschluß als Opfer dar. Die Magier sagten, daß Jemand, der beim Aufgange des Hundssternes dasselbe sammle, ohne daß weder Sonne noch Mond es bescheine, damit Alles erlangen könne, was er wünsche. Es steht in besonderer Beziehung zum Planeten Venus, giebt große Liebeskraft und macht bei Allen angenehm. Kinder bekommen davon Verstand und Neigung zum Lernen; es bringt Wohlstand und erhält den Reichthum. In den Acker gesteckt, verschafft es eine reiche Ernte; in das Bett einer Wöchnerin gelegt, thut es ihr und dem Kinde gut. Wer sich die Hände damit reibt, kann giftige Schlangen aufheben; in der Georgsnacht zeigt es verborgene Schätze; es verjagt alle Gespenster und Zaubereien, vertreibt die fallende Sucht, Kopfweh und Kröpfe, schützt vor Mißgeburten und Pestilenz, und die Pferde laufen schneller, wenn man es ihnen an den Schwanz bindet. Es galt für das Kraut aller Kräuter.)

Eisenhut. Aconitum.

In Schlesien heißt diese Blume ihrer schiffähnlichen Form wegen auch „Arche Noah's", und nach der Erklärung des

Landmannes sitzt ein „Täubchen im Schiffe". Die heidnischen Deutschen nannten sie „Tyrhelm oder Thorhelm", weil ihre helmförmige Gestalt an den Kriegsgott Thor erinnerte und diese Blume auch ihm gewidmet war. Die Alten schrieben ihr Zauberkräfte zu und vergifteten mit der gehackten und mit Fleisch gemengten Wurzel die Wölfe, daher heißt sie auch Wolfswurz oder Wolfstod.

Die Wegwarte, Sonnenwende, verwünschte Jungfer. Cichorium intybus.

In jener Zeit, wo noch die Wünsche galten, gingen einst zwei Schwestern der Mutter entgegen. Der ältern aber, welche starren Charakters war, schien der Weg zu weit, und sie entschloß sich, die Mutter am Wege abzuwarten, während die jüngere Schwester weiter und der Mutter entgegenging. Sie drehte der Sonne den Rücken und grollte sehr bald über das lange Ausbleiben der Mutter. In ihrer Ungeduld brach sie endlich in Verwünschungen aus und sagte: „Ei, da wünschte ich doch gleich eine Wegwarte zu werden."

Und siehe da, augenblicklich ward sie in eine Wegwarte verwandelt, die noch heute am Wege steht und auf die kommende und sie erlösende Schwester wartet. Und weil die Jungfrau ihr Antlitz von der Sonne weggewendet, so muß sie jetzt zur Strafe als „Sonnenwende" sich der scheinenden Sonne zeigen.

Daß diese deutsche Pflanzensage, welche mit verschiedenen Variationen erzählt wird, auch mit dem griechischen und mit dem Mythus anderer Völker in Beziehung steht, ist augenscheinlich.

Paracelsus, der in Abgeschmacktheiten sehr groß ist, sagt, daß sich die Wurzel der Wegwarte nach sieben Jahren in einen Vogel verwandele.

(Einer andern Sage zufolge war sie eine Jungfrau, die im Gram um ihren Geliebten am Wege saß und dann verwandelt wurde. Einst ward einer Prinzessin ihr Geliebter ungetreu; da wollte sie sterben vor Leid und doch wieder nicht sterben, damit sie ihn noch immer sehen könne. Da erbarmte sich ihrer der liebe Gott und verwandelte sie, sammt ihrem blauen Kleide, in die Wegwarte. — Eine andere Sage weiß, daß ein Mädchen um den in einer Schlacht gefallenen Geliebten sieben Jahre lang geweint habe. Als man ihm zuredete, einen andern Mann zu nehmen, entgegnete es:

Eh als ich lasse das Weinen stehn,
Will ich lieber auf die Wegscheid gehn,
Eine Feldblume dort zu werden.

Die Wegwarte soll am St. Peterstag um zwei Uhr zur Vesper mit einem Hirschgeweih ausgegraben, darf aber dabei nicht mit der Hand betastet werden; dann gewinnt man die Liebe der Person, welche man damit berührt. Wer sie bei sich trägt, kann alle Bande sprengen, mit welchen man ihn umwickelt. Wer am Jakobstag, 25. Juli, eine weiße Wegwarte schweigend vermittelst eines Goldstückes ausgräbt, kann sich, wenn er sie bei sich trägt, stich- und schußfest, auch unsichtbar machen. Alle Wegwarten sind verwunschene Menschen, die blauen böse, die weißen gute.)

Die Feldnelke. Dianthus.

Die poetische, einen tiefern Sinn bergende Sage, daß aus den Thränen eines zarten höhern weiblichen Wesens Blumen entstanden, war nicht nur in der Sagengeschichte der Alten enthalten, sondern dieselbe hat auch bei christlichen Völkern, namentlich in Bezug auf Maria, in zartsinniger Weise ihre Anwendung und Verbreitung gefunden. Es ist aber auch in Bezug auf die angedeutete Verwandlung dem Wesen des Christenthums ganz entsprechend, daß sich die Thränen des Trauernden in lebende Blumen der Freudigkeit verwandeln. Eine slavische Sage von der Feldnelke erzählt:

Als Maria mit Joseph und dem Kindlein Jesus auf Befehl des Herrn von Bethlehem nach Aegypten floh, kam die heilige Familie durch öde, blumenleere Gegenden; es überfiel die Jungfrau eine Anwandelung von Bangigkeit, und wehmüthige Gefühle regten sich in ihrem Innern. In dieser traurigen Stimmung vergoß Maria Thränen, welche, den sandigen Boden kaum berührend, sich sofort als dunkelrothe Blümchen zeigten, die sich in wunderbarer Weise viel tausendfältig vermehrten, und, die pflanzenleere Fläche in eine blumenreiche Flur verwandelnd, das Auge der Jungfrau erfreuten und dieselbe wieder mit heiteren Gefühlen belebten.

Diese Blümchen heißen bei den Slaven — Tschechen — noch heut zu Tage „Slzicky" (Slzicky, das heißt: Thränen) und sind von jener heiligen Zeit her bestimmt, ihren Farbenschmuck an sandigen Wegen und Straßenrändern vorzugsweise zu zeigen. Aehnliches erzählt auch die christliche Sage

von der Frauenthräne oder von dem gefleckten Knabenkraut. Orchis maculata.

Als Maria auf Golgatha den gekreuzigten Jesus besuchte, vergoß sie auf dem Hinwege bittere Thränen des Schmerzes. Diese fielen auf ein Kraut und sind auf den Blättern desselben als dunkle Flecke auf ewige Zeiten sichtbar. Nach J. Grimm (deutsche Mythologie) ist unter Frauenthräne Orchis mascula zu verstehen, und es wären in diesem Falle wohl auch nicht mit Unrecht die einzelnen Blüthen der Blumenähre zu betrachten.

Die sonderbaren Wurzelknollen und die eigenthümlich gestalteten Blüthen vieler Orchisarten haben von jeher die Phantasie der Menschen beschäftigt, und es geht schon aus den eigenthümlichen deutschen Namen, welche einige führen, hervor, daß es Blumen der Sagen und des Aberglaubens sind. So der Frauenschuh, die sonderbarste aller europäischen Blumen; die Jesushand, Palma Christi major, deren weiße Wurzel vier lange und einen kurzen Finger hat, so daß der Volksglaube diese Hand sehr erhob, mit ihr viel Aberglauben trieb, und namentlich wurde sie von den Schatzgräbern gebraucht. Eine Orchisart hieß das Mohrenhändchen, weil es eine schwarze Wurzel hat.

Das Gottesgnadenkraut. Gratiola officinalis.

Wie schon der Name andeutet, ist dies ein durch Gnade dem menschlichen Geschlechte verliehenes Heilkraut, welches in der That als auflösendes Mittel gute Wirkungen erzeugt, wenn auch der zum Wunderbaren geneigte Glaube unserer Voreltern die Eigenschaften auch dieses Krautes weit überschätzt hat. Einige halten das Gnadenkraut für die wichtige Druidenpflanze Selago, welche von einem reinen Pflücker den Göttern gewissermaßen abgestohlen werden mußte. Bei den alten Wälschen hieß es „gras Duw", d. h. gratia Dei, Gottes Gnade.

Eine andere Pflanze, der Bärlapp, dessen sonstige Benennungen: der Drudenfuß, Johannisgürtel schon die abergläubische Beziehung andeuten, wurde von den Druiden der Celten als Heil- und Zaubermittel in Anwendung gebracht. Auch hieß der Bärlapp: Neunheil oder Neungleich, um in sinnreicher Weise die Kraft desselben anzudeuten, wie denn die Zahl neun bei den Deutschen eine große Rolle spielte, und z. B. zu einem Kranze neunerlei Blumen genommen wurden. Es gab auch eine Neunkraftwurzel, eine Neunmannskraft, ein Neunkraut, sowie es unter den Vögeln einen Neuntödter giebt, dessen Mordgier durch diesen Namen angedeutet wurde.

Die Päonie oder Spechtswurzel. Paeonia officinalis.

Der Name dieser Blume, welche bei uns auch in Gärten gezogen wird, bezieht sich auf Päon, den göttlichen Arzt, der

dem verwundeten Ares (Mars) beigestanden hat. Sie wird daher auch in Beziehung gebracht mit dem Vogel des Mars, mit dem Schwarzspecht — Picus Martis, dem die Ueberwachung und Vertheidigung der vielgerühmten Wurzelknolle der Päonie obliegt. Sie wird daher auch Spechtswurzel genannt und spielt in der Sage als die sogenannte Springwurzel eine große Rolle. Die Springwurzel öffnet nämlich alle auf natürlichem Wege nicht zu eröffnenden Schlösser zu geheimen und verborgenen Schätzen. Da aber der Sage nach die Springwurzel als vorzügliches Heil- und Zaubermittel dem Menschen nicht bekannt und daher nicht erreichbar ist (es ist auch von der wildwachsenden, seltenen Päonie die Rede), so muß der Schwarzspecht zur Erlangung derselben in folgender Weise gebraucht werden. Wenn der Schwarzspecht nisten will, hackt er mit seinem starken Schnabel in den Baumstamm eine Höhlung und bereitet darin sein Nest. Wenn man nun die Oeffnung dieses Nestes zukeilt und der Specht zum Neste nicht gelangen kann, so holt er die ihm bekannte wunderbare Wurzel und berührt mit derselben den Keil, der augenblicklich aus der Oeffnung springt. Da aber der Specht die Springwurzel dem Menschen nicht gönnt, so pflegt er sie in das Feuer zu werfen. Deshalb muß man unter dem Baume ein rothes Tuch ausbreiten, damit der Vogel auf dasselbe, als vermeintliches Feuer, die Wunderwurzel wirft. Diese Sage herrscht auch in Ungarn, im Lande der verborgenen Schätze. Die Päonie heißt nach Plinius auch Pentorobon, weil sie nach abgefallener Blüthe vier oder fünf Erbsen trägt. Nach der deutschen Kindersage Küchlein.

(Die Stelle beim Plinius lautet: „Demokritus hat es gesagt und Theophrastus glaubt daran, es gebe ein Kraut, welches, wenn es von einem Vogel zu einem Baume gebracht werde, den Keil, welchen die Hirten hineinschlugen, durch bloße Berührung herauszöge. Hat man darüber auch keine zuverlässige Nachricht, so erregt das doch die volle Verwunderung und nöthigt zu dem Eingeständniß, daß vieles über das Gewöhnliche hinausgehe.")

Angelika. Engelwurz.

Diese gewürzhafte Arzneipflanze hat ihren Namen daher, weil sie ein Engel einem Frommen im Traume offenbarte. Daher werden ihr auch große Heilkräfte zugeschrieben, die sie zum Theil wenigstens auch wirklich besitzt.

(Sie soll den Namen haben, weil sie „dem Würgengel der Pest so gewaltig" widerstehe. Sie heißt auch Angstwurz, im skandinavischen Norden Hvane, hilft gegen Würmer, Vergiftungen und kann angezauberte Geschwüre zum Aufbrechen bringen, aus welchen dann Lumpen, verkohlte Dochte und Fliegen hervorkommen.)

Erdrauch. Fumaria officinalis.

Der Name Erdraute ist für diese Pflanze jedenfalls bezeichnender als der obige. Sie heißt auch Bardenwurz, weil sie, sagt man, von den Druiden in der Medicin und in der Magie angewendet wurde. Der Name Alpraute, welchen sie nebenbei in mehreren Gegenden führt, zeigt ihre Beziehung zur deutschen Mythologie und zum Aberglauben an. In einigen Gegenden Deutschlands führt die Erdraute auch den Namen Donnerflug, weil man ihr früher die Kraft, den Donner zu verscheuchen, zugeschrieben hat. Es ist schade, daß die alten sinnreichen Pflanzennamen immer mehr in Vergessenheit gerathen.

(Der Erdrauch wird auch Elfenrauch genannt, weil er beim Verbrennen in den Augen schmerze. Zauberer und Hexen benutzen ihn, um sich unsichtbar zu machen oder die Geister der Verstorbenen herbeizurufen. Wenn beim Jäten ein Mädchen ihn ins Mieder steckt, begegnet ihm auf dem Heimwege der zukünftige Bräutigam.)

Das Alpkraut. Eupatorium.

Schon der Name zeigt an, daß dies ein Kraut ist, welches zum Aberglauben in Beziehung steht, und in der That wurde es gegen das Alpdrücken angewendet, indem es in das Bett des Geplagten gelegt wurde. Es führt auch den Namen Hirschkraut und dürfte wahrscheinlich dasjenige Kraut sein, welches der kranke Hirsch frißt und sich damit heilt, wie es eine weitverbreitete Sage erzählt. Bei den Druiden der Kelten stand auch dieses Kraut in hohem Ansehen.

Die Goldregion des venezuelanischen Guayana.

Von **A. Ernst** zu Caracas, Venezuela.

I.

Seit den ältesten Zeiten europäischer Entdeckungen und Eroberungen in der neuen Welt lebt die Sage vom Dorado, vielfach wiederholt und vielfach mißverstanden. Wenn auch kein vernünftiger Mensch an diese mehr wunderlichen als wunderbaren Erzählungen in vollem Ernste glauben kann, so sind doch in neuester Zeit gerade in den Gegenden, wohin man gewöhnlich das Dorado verlegte, bedeutende Goldlager entdeckt worden, und werden zum Theil schon ausgebeutet. Es dürfte für die Leser des „Globus" nicht ohne Interesse sein, ein Näheres über den Sachverhalt zu erfahren, und ich entnehme die nachfolgenden Mittheilungen den mir vorliegenden Originalberichten zweier bedeutender Bergingenieure, Dr. Wilson und Dr. Le Neve Foster, welche im Auftrage amerikanischer und französischer Capitalisten die Goldregion genauer untersuchten.

Die Leser werden die Lage der Goldfelder am schnellsten und sichersten verstehen, wenn wir uns gemeinschaftlich von Europa aus auf die Reise nach denselben begeben. Mit den bequemen Dampfern der Royal Mail Company gelangen wir von Southampton in 19 Tagen über das westindische Eiland Sanct Thomas nach der englischen Insel Trinidad, an Südamerikas Nordostecke. Es verlohnt sich der Mühe, dort einen Ausflug nach Punta La Brea und dem berühmten Asphaltsee, dem Pitch-lake der englischen Colonisten, zu machen. Ein kleiner Dampfer bringt uns in wenig Tagen von Trinidad nach Ciudad-Bolivar, früher Angostura genannt, einer blühenden Stadt am rechten Ufer des Orinoco, gegen 50 deutsche Meilen aufwärts von seiner Mündung. Bei hohem Wasserstande dauert die Fahrt aufwärts 70 bis 72 Stunden; stromabwärts und bei niedrigem Wasserstande 50 bis 55 Stunden.

Von Ciudad Bolivar kann man auf zwei Wegen nach den Minen gelangen; auf dem Landweg über Guri, und dem Flußweg auf dem Orinoco bis Puerto de las

Tablas, und dann zu Land über Upata. Die erstgenannte Richtung beträgt ungefähr 50 deutsche Meilen, und ein mäßig gut berittener Mann legt den Weg in vier Tagen zurück. Von Ciudad Bolivar bis Puerto de las Tablas geht es 22 Meilen auf dem Orinoco stromab; der Landweg von dem letztgenannten Punkte über Upata beträgt dann noch 35 Meilen. Alle diese Wege sind eigentlich nur Reitwege, doch auch für Ochsenkarren leidlich fahrbar. Die Maschinen, welche eine nordamerikanische Compagnie in den Minen aufgestellt hat, wurden auf die letzte Weise transportirt, unter Anderm zwei Dampfkessel, jeder von 32 Centner Gewicht.

Beide Wege vereinigen sich in Guasipati*), einem Dorfe, welches ungefähr eine Meile nördlich vom Yuruarifluſſe liegt. Wir passiren den mäßig tiefen Fluß, und kommen nun in den tropischen Urwald, während unsere Reise von Ciudad Bolivar aus über Savannen ging, die nur hier und da mit Buschwerk bestanden sind. Drei Meilen vom Yuruari liegt die neue Ortschaft Nueva Providencia, ungefähr im Mittelpunkte des Minengebiets. Dieses dehnt sich am rechten Ufer des Yuruari aus, welcher in den Yuruan, einen Nebenfluß des Cuyuni, fällt. Der letztere fließt bekanntlich südlich nach Britisch-Guayana und vereinigt sich mit dem Essequibo nahe bei dessen Mündung.

Da man auch bei Cura, 13 Meilen südöstlich von Nueva Providencia, und in einem andern Punkte, 8 Meilen westlich von dieser Ortschaft, goldführenden Quarz gefunden hat, so darf man annehmen, daß die Lagerstätte des Goldes hier eine beträchtliche Ausdehnung hat.

Der Entdecker dieser Goldminen war ein französischer Arzt, Dr. Plassard, in Ciudad Bolivar. Im April 1849 fand er Goldkörner im Sande des Yuruari in der Nähe der ehemaligen Missionsniederlassung Tupuquen. Anfänglich blieben seine Angaben unbeachtet; doch nach und nach fing man an, Goldwäschereien im Fluß anzulegen. Bald darauf grub man auch im Alluvialsande am Flußufer, und beutete eine Erdschicht aus, die man tierra de flor (Erde an der Oberfläche) nannte. Erst ganz neuerdings ist eine wirklich bergmännische Bebauung des goldführenden Quarzgesteins in Angriff genommen worden.

Die Gegend zwischen Ciudad Bolivar und Guasipati besteht fast ausschließlich aus Gneis. An einigen Stellen steht Hornblendeschiefer zu Tage, der z. B. bei Pastora mit dem Gneis abwechselnde Lager bildet. Ungefähr 4 Meilen östlich von Guasipati finden sich große, bis an die Oberfläche tretende Quarzmassen, die indessen kein Gold enthalten. An den Ufern der Flüsse dehnen sich Kiesbänke aus, und nicht selten führt der Weg durch ein später zu beschreibendes Gestein, welches moco de hierro (Eisenrost) genannt wird. Das Gebiet der Minen besteht aus Schiefergesteinen, welche große Mengen eingesprengten Feldspaths enthalten; auch findet man Diorit oder Grünstein.

Die gegenwärtig bebauten Lagerungsformen des Goldes sind die folgenden: 1) goldführender Quarz; 2) goldführender Alluvialthon oder greda; 3) rothe Erde, genannt tierra de flor; 4) Flußsand.

1) Goldführender Quarz. Die ergiebigsten Punkte haben von den Arbeitern die etwas hochtönenden Namen Callao, Chile, Potosi, Peru, Tigre, Corina und Panama erhalten. In den beiden ersten existirt bereits eine kleine Ortschaft.

*) Auf der Karte des englischen Guayana im zweiten Bande der Reisen von Richard Schomburgk findet man alle hier genannten Orte sehr genau angegeben, mit Ausnahme von Nueva Providencia. Die Karte des Cantons Upata im Atlas von Venezuela von Codazzi ist nicht zuverlässig, und auf derselben sind zwei Flüsse, der Yuruan und Yuruari, ganz und gar verwechselt und falsch angegeben.

Callao liegt eine halbe Meile nordnordwestlich von Nueva Providencia. Die goldhaltige Quarzader streicht N. 30° W., und senkt sich nach S.-W. Sie ist gegen zwei Fuß mächtig und enthält viel sichtbares Gold. Das letztere ist oft sehr unrein, während der Quarz nicht selten eine ungemein weiße Farbe hat, ohne alle Flecken von Eisenoxyd. Man hat bereits Stollen von 120 Fuß Tiefe angelegt, und eine beträchtliche Menge Gold gewonnen. Leider sind die Bergleute jetzt auf Wasser gestoßen, und da es noch an Pumpwerken fehlt, so wird ihre Arbeit dadurch sehr gehindert. Aus diesem Grunde hat sich der Ertrag dieser Mine verringert.

Ungefähr eine Meile südwestlich von Nueva Providencia liegt das Dorf und die Mine Chile. Die Quarzader streicht fast ostwestlich, genauer N. 75° W. Sie neigt sich nach Süden unter Winkeln, welche zwischen 45° und 60° schwanken. Ihre Mächtigkeit variirt von einem bis zu sechs Fuß. Westlich von Chile theilt sie sich in drei Aeste, und es scheint, daß der Theilpunkt, oder vielleicht richtiger der Vereinigungspunkt, am ergiebigsten war.

Nördlich von Chile liegt die Grube Potosi, an der Quelle des Mucupia, der in den Yuruari fließt, nachdem er Nueva Providencia berührt hat. Die Richtung der Adern ist oft westlich; sie enthalten sichtbares Gold.

Die Grube Peru liegt gleichfalls nahe am Mucupia, unmittelbar neben Potosi. Der Gang ist zwei Fuß mächtig, streicht N. 85° O., und senkt sich unter einem Winkel von 60° nach Süden. Das Gestein ist Quarz mit braunem Eisenoxyd und Talk. Es enthält sichtbares Gold.

Panama ist der Name einer neuen Lichtung im Urwalde, ungefähr eine Meile westsüdwestlich von Nueva Providencia. Zahlreiche und große Quarzblöcke bedecken hier den Boden, und bilden wahrscheinlich die Köpfe zweier östlich und westlich streichenden Adern. Dieser Quarz ist nicht arm an Gold. In der Nähe befindet sich eine Quarzschicht von zwei bis sechs Fuß Mächtigkeit, die N. 55° W. streicht und sich im Winkel von 40° nach S.-W. senkt.

In der unmittelbaren Nähe des Yuruari, östlich von Callao, liegt die Grube Corina. Es ist augenblicklich noch nicht möglich, ihr genaues Streichen anzugeben, da die Stollen sich in einer Curve der Ader befinden, welche N. 25° O. bis N. 12° O. ergiebt. Der Quarz ist gegen vier Fuß mächtig und enthält viel sichtbares Gold. Der südliche Theil der Ader gehört einer amerikanischen Compagnie, welche sie rüstig abbaut. Der Ertrag ist im Durchschnitt 37 Thaler für jede Tonne oder 20 Centner Gestein.

2) Goldhaltiger Alluvialthon. Die wichtigsten Gruben liegen in den Thälern des Mucupia und seiner Zuflüsse. Die goldführende Schicht liegt 15 bis 30 Fuß tief. Der Ertrag war früher nicht unbedeutend; da indessen die ergiebigsten Punkte bereits abgebaut sind, hat die Arbeit nachgelassen. Nur im Aguinaldothale, welches gleichfalls zum Mucupia gehört, werden sie noch mit ziemlich gutem Resultate fortgesetzt.

3) In der Tiefe von ein bis zwei Fuß findet sich häufig eine rothe Erde, welche zahlreiche Quarzfragmente enthält. Sie ist weich und etwas fettig anzufühlen und verdankt ihre Farbe einer starken Beimischung von Eisenoxyd. Sie enthält ziemlich viel Gold, ist aber sehr unsicher im Ertrage. Der größte Goldklumpen, welcher bis jetzt im Minendistricte des Caratal gefunden wurde, wog 15 Pfund, und wurde in der rothen Erde nahe bei Nueva Providencia, im Südsüdwesten der Ortschaft, entdeckt.

Die Art der Ausbeutung wird natürlich durch die Natur der Lagerungsstätten bedingt.

Ist die Grube ein goldführender Quarzgang, so wird

gewöhnlich ein Schacht hinabgetrieben. Wenn dieser die goldhaltige Schicht erreicht hat, arbeitet man seitwärts die Punkte ab, welche am ergiebigsten erscheinen. Man wendet hierbei auch Pulversprengungen an.

Das Mineral wird in einem Göpelwerk gefördert, mit Hämmern zerkleinert und sorgfältig ausgelesen. Die Stücke, in welchen Gold sichtbar ist, werden zurückgelegt; der Rest wird bei Seite geworfen. Einiges Gold entgeht dabei natürlich den Blicken der Arbeiter. Aus diesem Grunde wird der Abfall von Kindern und Frauen von Neuem durchsucht, indem sie ihn in noch kleinere Stücke schlagen, wobei immer noch ein wenig Gold gewonnen wird. Der Goldquarz wird sodann zu Pulver gestoßen, was gewöhnlich in großen eisernen Mörsern geschieht. Aermere Leute, die sich die letzteren nicht anschaffen können, bedienen sich eines eisernen Stößels und stampfen den Quarz in einem ausgehöhlten Baumstumpf. Der gepulverte Quarz wird durch Musselin gesiebt und das Gold durch Amalgamation abgeschieden. Zum Auswaschen und Amalgamiren bedient man sich allgemein einer flachen Holzwanne, batea genannt, deren Querdurchschnitt die Form eines sehr stumpfwinkeligen, gleichschenkeligen Dreiecks hat. Der gepulverte Goldquarz wird in die Wanne geschüttet und Wasser hinzugesetzt, bis die Masse eine teigartige Consistenz erlangt hat. Man gießt dann etwas Quecksilber hinzu und knetet Alles gehörig mit den Händen durch. Die Wanne wird jetzt ins Wasser getaucht, so daß nur der Rand ein wenig über dasselbe hervorsteht, und langsam in drehende Bewegung versetzt, wobei die verschiedenen Punkte des Randes nach und nach ein wenig geneigt werden. Es entsteht hierdurch ein kleiner Wellenschlag, der die leichten Sandtheilchen fortschwemmt, während das schwerere Amalgam sich nach und nach am Boden der Wanne sammelt. Nach beendigter Operation wird das Amalgam in Totumas, die ausgeleerten Fruchtschalen des Calebassenbaumes (Crescentia Ciyite, L.) geschüttet.

Es bleibt dann nichts weiter übrig, als das Quecksilber von dem Amalgam abzutreiben, was gewöhnlich durch Erhitzen auf einer Schaufel geschieht. Selten bedient man sich hierbei einer Retorte, um das freiwerdende Quecksilber wieder zu condensiren.

Findet sich das Gold in den Alluvialschichten, so wird die goldführende Schicht durch horizontale Stollen weitmöglichst ausgebeutet. Die Arbeiten sind äußerst unregelmäßig, und die Zahl der Schachte ist sehr groß. Die Goldkörner werden durch Waschen von der Erde getrennt. Genau in derselben Weise behandelt man die tierra de flor und den goldführenden Sand der Flußbette.

Außer den bereits angeführten Lagerungsstätten des Goldes sind noch zwei andere zu nennen, Hornstein und moco de hierro.

Aus allen Erdtheilen.

Nordamerikas Handel mit dem Auslande. Das Schatzdepartement hat einen Auszug der Statistik der Ausfuhr und Einfuhr im letzten Fiscaljahre, endend am 30. Juni 1869, veröffentlicht. Wir (das Newyorker Journal) stellen hier kurz die wesentlichsten Punkte des Berichts zusammen. Die Einfuhr ist im Vergleich zu dem vorausgegangenen Jahre um 60 Millionen Dollars gestiegen, und die Ausfuhr hat um 40 Millionen abgenommen. Diese Abnahme ist eine Folge der geringern Ausfuhr von Gold im letzten Finanzjahre, während der Werth der ausgeführten Waaren und Producte in der That größer war als im vorvorigen Finanzjahre. Da mit dieser Abnahme der Goldausfuhr eine Zunahme der Einfuhr von Gütern Hand in Hand geht, so ist daraus zu folgern, daß dieselben zu einem großen Theil durch Vereinigte-Staaten-Bonds bezahlt wurden.

Die Einfuhr betrug im Ganzen an Werth 437,026,541 Dollars — die Ausfuhr 431,869,182 Dollars. Wiederausfuhr für 25,130,167 Dollars. Davon 67 Procent von fremden Schiffen aus- und eingeführt, nämlich 69 Procent der Einfuhr, 67 Procent der Ausfuhr und 39 Procent der Wiederausfuhr.

Unter allen Ausfuhrartikeln nimmt die Baumwolle wieder ihren alten Platz an der Spitze ein. Der Werth der nach dem Auslande verschifften Baumwolle betrug über 162 Millionen; außerdem wurden für 6 Millionen Baumwollenwaaren ausgeführt. Die Production dieses Stapelartikels wird bald wieder den Stand einnehmen, welchen er vor dem Kriege erreichte, und in wenigen Jahren denselben weit übersteigen.

Den zweiten Platz in der Liste der Ausfuhrartikel nehmen die edlen Metalle ein; es wurden über 42 Millionen Dollars an Gold und Silber exportirt. Hiernach kommen die Cerealien. Weizen mit 24,349,638 Dollars und Korn mit 6,820,664 Dollars. Ferner Weizenmehl mit 18,841,445 Dollars und Kornmehl mit 1,156,270 Dollars — Summa 41,668,013. Doch ist die Ausfuhr dieser Artikel bedeutend hinter der des Vorjahres zurückgeblieben, so Weizen um fast 6 Millionen, Korn ebenfalls um mehr als 6 Millionen. Die vorzügliche Ernte, welche dieses Jahr sich ergeben wird, kann nicht verfehlen, die Ausfuhr dieser Artikel in diesem Jahre um ein Bedeutendes zu steigern.

Die vierte Stelle auf der Liste der Ausfuhrartikel nimmt Petroleum ein, das noch vor wenigen Jahren unter den Exporten gar nicht vorkam. Der Werth des exportirten rohen Petroleums betrug 2,808,202 Dollars; des raffinirten 27,289,835 Dollars.

An Taback wurde ausgeführt und zwar an Blättertaback 20,550,489 Dollars; an Cigarren 15,519 Dollars; an Schnupftaback 20,252 Dollars und sonst an Tabackfabrikaten 2,758,698 Dollars. In Summa 23,345,158 Dollars.

Ein wichtiger Ausfuhrartikel sind ferner Provisionen: Fleisch, Käse, Schinken, Fett 2c. 2c., welche zusammen über 29 Millionen betragen. An Käse allein wurde für 6,437,866 exportirt; an Lard über 7, an Pork über 2 Millionen.

Von den sogenannten Navalgütern wurde an Pech ausgeführt für 1,989,019 Dollars und an Terpentinspiritus für 1,261,222 Dollars.

Die Ausfuhr von Manufacturwaaren ist außerordentlich gering; ihre Preise sind zufolge höherer innerer Steuern und hohen Arbeitslohns so hoch, daß sie auf nur wenig ausländischen Märkten mit Fabrikanten europäischer Länder concurriren können. — Wir finden angegeben: Ackerbauwerkzeuge mit 1,042,426 Dollars, Eisenwaaren mit 2,039,008, Musketen 2c. mit 1,983,886 Dollars, Maschinerie mit 2,948,165 Dollars und Nähmaschinen extra: 2,051,681 Dollars, Hausmöbel: 1,203,541 Dollars.

Unter den eingeführten Artikeln nimmt Zucker mit 60,809,612 Dollars die erste Stelle ein, auf ihn folgt sofort Kaffee mit 24,686,818 Dollars und Thee mit 13,690,326 Dollars, Molasses über 11 Millionen. Die Einfuhr an Seiden-, Wollen- und Baumwollen-Manufacturen ist sehr bedeutend, und übersteigt 70 Millionen. Seidene Waaren sind angegeben zu 10 Millionen, Wolle zu $5\frac{1}{2}$ Million, Wollenwaaren, Tuch 2c. zu 7 Millionen, Teppiche 4 Millionen, Baumwollenstoffe über 20 Millionen,

Flachs und Flachsfabrikate über 17 Millionen, Kleiderstoffe (dress Goods) zu 16 Millionen.

Unter anderen wichtigen Artikeln heben wir noch hervor: Gerste 5,616,194 Dollars, Reis 1,326,113 Dollars, Knöpfe 1,649,750 Dollars, Porzellan über $4^1/_3$ Million, Früchte an 8 Mill., Glaswaaren und Glas über 4 Mill., Eisen über 12 Mill., Blei $3^1/_2$ Mill., Leder 4,792,884 Dollars, Handschuhe (lederne) 2,515,467 Dollars, Wein 2,753,555 Dollars.

Dieser Ueberblick zeigt, daß die inländische Manufactur, durch schwere Steuern niedergedrückt, sich nicht der Blüthe erfreut, welche erzielt werden sollte, und daß wir Vieles importiren, welches bei einer tüchtigen, industriellen Entwicklung im Lande selbst producirt werden könnte.

Neger und Chinesen in Nordamerika. Der „Newyork Herald" giebt der radical-republikanischen Partei, welche so großes Unheil über das Land gebracht hat, folgenden wohlverdienten Denkzettel. Er nimmt „die nigger-anbetenden Radicalen" zunächst Californiens ins Gebet:

„Ihre Partei hat sich für das Stimmrecht der Neger erklärt, sie hat geholfen, den Neger in den Südstaaten über die weißen Leute zu erheben; sie hat für das Amendement sich ausgesprochen, welches die Menschen aller Farben und Racen für gleich erklärt. Und nun geräth sie in Schrecken über ihren eigenen Ultraradicalismus! Diese Californier haben dazu beigetragen, daß die Weißen im Süden den Neger hinunterschlucken mußten, und jetzt bekommen sie ihrerseits eine starke Dosis von Chinesen. Es wird ihnen unwohl im Magen, wenn sie daran denken, was noch weiter kommen wird und muß. Die Staatsconvention der republikanischen Partei Californiens erklärt in ihrem Programme, „daß sie sich gegen das Stimmrecht der Chinesen unter all und jeder Form erkläre." Gleich den Radicalen in anderen Nordstaaten geben sie großmüthig das Stimmrecht dem unwissenden und brutalen Neger, welcher der niedrigsten Menschenrace angehört, weil sie nur wenige Neger bei sich haben, aber freilich mit dem Chinesen — das ist bei ihnen ein ganz anderes Ding. Wie unlogisch und widersinnig gehen diese „Republikaner" zu Werke! Wer etwas von Völkerkunde versteht, weiß, daß die Chinesen intellectuell unendlich höher stehen als die Neger. Sie waren schon hochcivilisirt, als die Völker Europas noch in tiefer Barbarei steckten, und noch heute haben wir Vieles von ihnen zu lernen. In manchen Fertigkeiten sind sie uns überlegen, im Ackerbau haben sie eine hohe Stufe erreicht, in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen halten sie mit manchen „civilisirten" Völkern gut und gern den Vergleich aus. Der Neger dagegen hat sich niemals aus der Barbarei emporgehoben, außer wo ihm der weiße Mensch einen gewissen Grad von Civilisation aufzwang. — Wir sagen den californischen Republikanern: Ihr solltet doch wenigstens der Consequenz nicht ins Gesicht schlagen; ihr könnt euch der Logik, der Folgerichtigkeit eurer eigenen Handlungen nicht entziehen. Wenn das Stimmrecht nicht ein Recht der weißen Leute, mit Ausschluß aller anderen, sein soll, und wenn man hingegen die Neger mit den Weißen auf dieselbe Stufe stellt, — welcher Sinn und Verstand liegt dann darin, dem intelligenten Chinesen zu verweigern, was man dem Neger gewährt hat? Wenn wir einmal das Experiment eines ganz buntscheckigen republikanischen Imperiums machen, so dürfen wir eine Race, welche der kaukasischen am nächsten steht, nicht tiefer als den Neger stellen. Viele Radicale werden noch schwere Angst haben über das politische und sociale Monstrum, welches sie gezeugt haben." —

Man sieht, es ist wieder und immer wieder die Racenfrage, welche sich in den Vordergrund drängt. Aber mit dem gesunden Menschenverstande, mit der Würdigung der anthropologischen Thatsachen und der Geschichte ist es bei den Abolitionisten und den nordamerikanischen Radicalrepublikanern auf das Allerkläglichste bestellt. Sie gaben sich aus Unkunde, Fanatismus oder politischer Gaunerei dem verderblichen Wahne hin, die Natur selber meistern und anthropologische Urgesetze willkürlich umwandeln zu können. Sie hantirten mit hohlen Phrasen und Floskeln, von denen die blöde Menge auf beiden Seiten des Oceans sich bethören ließ. Nun kommt die Bescherung!

Wirkung der Erdbeben auf die oceanischen Strömungen. Seit vollen zwei Jahren ist das Innere der Erde in einer gewaltigen Bewegung; die vulcanischen Erschütterungen und die Ausbrüche der Feuerberge haben seit langer Zeit keine solche Heftigkeit gezeigt wie gegenwärtig der Fall ist. Fast in jeder Woche lesen wir von neuen Ausbrüchen und Erdbeben. Dazu kommen Wirbelstürme (Cyclonen) von ungeheurer Heftigkeit und ganz abnorme Witterungsverhältnisse. Die Natur scheint aus den Fugen zu sein und die Physiker sehen sich in Betreff der Ursachen auf Muthmaßungen angewiesen.

Von Interesse ist die Mittheilung eines Beamten, welcher die Oberaufsicht über das unterseeische Telegraphentau zwischen Cuba und der vor Florida liegenden Insel Key West hat. Derselbe ist mit dem Golfstrome genau bekannt und schreibt Folgendes:

„Von mehreren Schiffscapitänen, die zwischen Neuyork, Key West, Havana und Neuorleans fahren, wird mir die Kunde, daß die Strömungen an den Floridariffen, deren Schnelligkeit früher nur $3^1/_2$ Mile in der Stunde betrug, jetzt eine Schnelligkeit von 5 Miles haben, und so heftig sind, daß die Dampfer beinahe auf die Riffe geworfen werden. Die Schiffer sagen, daß sie dergleichen nie zuvor beobachtet haben. Ehe das Erdbeben auf St. Thomas stattfand und bevor ein Theil der Insel Tortola unter das Meer hinabsank, fuhren sie sanft und gemächlich an jenen Riffen vorüber; jetzt aber können sie, auch wenn sie genau auf derselben Breite und nach demselben Compaßstriche fahren, sich nur mit Mühe von den Riffen fern halten. Wenn das bei Dampfern geschieht, was für Gefahren haben dann auf diesem Striche die Segelschiffe in Aussicht?

Ich bin der Ansicht, daß in Folge der gewaltigen Erdbeben in Westindien eine Erhebung des Meeresbodens stattgefunden haben muß, die von St. Thomas nach Westen hin bis Cuba reicht, und einigermaßen die Mona-Passage zwischen Puerto rico und Haiti untief gemacht und auch in der Windward-Passage zwischen Haiti und Cuba den Boden emporgehoben hat. So muß nun die gewaltige Wassermenge sich durch den alten Bahamacanal drängen und mit großer Heftigkeit zwischen die Floridariffe hinströmen. Der Umstand, daß die Mona- und die Windward-Passage untiefer geworden sind (— also durch diese weniger Wasser ins Karaibische Meer einfließt —), genügt schon zur Erklärung."

Das „Newyork Daybook" (vom 7. August), in welchem wir diese Mittheilung finden, fügt das Nachstehende hinzu: Wenn die Sachen sich in der That so verhalten, und wenn der Golfstrom so bedeutend an Schnelligkeit zugenommen hat, dann ist allerdings wohl anzunehmen, daß die Erdbeben mit dieser Erscheinung in Verbindung stehen. Die Wahrnehmungen der Schiffer verdienen beachtet zu werden.

Nun fragt sich: Was werden die Folgen einer allmäligen Schließung der Mona- und der Windward-Passage sein? Ein Blick auf die Karte zeigt, daß diese beiden Straßen physikalisch und commerciell von großer Wichtigkeit sind. Durch dieselben fahren alle Dampfer und Segelschiffe, welche zwischen Panama, Venezuela und den Leeward-Inseln nach den Vereinigten Staaten und Europa gehen. Wenn nun die unterseeischen Convulsionen den Boden des Oceans gelockert und denselben in jene Passagen hineingetrieben haben, so genügt vielleicht schon eine geringe Anzahl von Jahren, dieselben für die Schifffahrt zu schließen, und die Schiffe sehen sich dann gezwungen, einen weiten Umweg um die Westküste von Cuba zu machen.

Chinesisches Theater in San Francisco.

San Francisco besitzt auf der Jackson-Straße ein eigenes chinesisches Theater. Die bisherigen Vorstellungen genügten schon seit längerer Zeit nicht mehr den steigenden Ansprüchen der bezopften Bevölkerung der pacifischen Capitale. Der Besitzer

hatte sich in Folge dessen genöthigt gesehen, eine Reise nach China zu unternehmen und neue künstlerische Kräfte direct zu importiren. Seine Expedition ist höchst erfolgreich gewesen, und mit einer Truppe von neunzig Personen ist er im Juni nach San Francisco zurückgekehrt. Die Mitglieder derselben haben durchgehends einem der ersten Theater Cantons angehört; es sind Akrobaten, Springer, Sänger, Jongleure und Schauspieler. Ihre Garderobe soll so prachtvoll sein, daß sie selbst in China, wo doch Alles so billig ist, ein eigenes bedeutendes Vermögen repräsentirte.

Die Ankunft der Gesellschaft erregte unter den Kreisen des high life der californischen Chinesen eine um so größere Aufregung, als sich unter denselben mehrere Damen befinden, deren Füße nicht größer als ein Mannsfinger sind. Am Eröffnungsabend war das Theater überfüllt. Der Ruf der Vorstellungen aber verbreitete sich schnell über die chinesischen Kreise hinaus, und schon kann man allabendlich eine Menge Amerikaner unter dem Auditorium gewahren.

Ein Berichterstatter des „San Francisco Morning Call" schildert einen Besuch in folgender Weise: Gestern Abend traten wir für einige Minuten in den Zuschauerraum und wurden nicht wenig durch den Anblick, der sich uns bot, überrascht. An der Thür hockte ein ernster, alter Zopfträger, der mit unerschütterlicher Gravität Betelnüsse in Gelatine einrollte, die er den Eintretenden zum Verkauf anbot. Die Frauen besonders kaufen diesen Leckerbissen, und es passirte kaum eine, die nicht ihre fünf Cents an eine Betelnuß wagte. Einige Schritte davon bemerkten wir einige bekannte Politiker, die offenbar von einem der größeren chinesischen Unternehmer hierhergeladen waren. Die Bühne wimmelte von Schauspielern, Musikern und Zuschauern, denn die Acteurs selbst begnügen sich mit dem nothwendigsten Raum, auf dem sie ihre Künste zeigen können. Die Musik, welche dort gemacht wurde, wurde von den Chinesen offenbar wunderschön gefunden; für unsere Ohren jedoch — steht uns bei, ihr Schatten Beethoven's und Mendelssohn's! — war nichts zu erkennen als ein schauderhafter Lärm, von geschlagenen Gongs, klirrenden Cymbeln, quietschenden Fiedeln, asthmatischen Trompeten und rasselnden Trommeln verursacht. Wir trugen von zu eifrigem Zuhören dieses Heidenspectakels einen Kopfschmerz davon, den wir vor Ablauf von zehn Stunden nicht wieder los geworden sind.

Unser Führer theilte uns mit, daß die unter der beschriebenen Musikbegleitung aufgeführte Pièce ein Stück der chinesischen Geschichte darstelle, welches einen Zeitraum von ungefähr 60 Jahren umfasse, dessen Aufführung eigentlich 14 bis 20 Stunden in Anspruch nehme, aber hiesigen Verhältnissen entsprechend gekürzt in 9 Stunden abgespielt würde. Als wir eintraten, war das Riesenstück gerade an einem Punkte angelangt, an dem eine Rebellion ausbrach, und sich beide Parteien zur Entscheidung in offener Feldschlacht rüsten. Truppen marschirten vorüber, Musterungen wurden abgehalten, und ermuthigende Ansprachen der Feldherren an die Truppen ertönten. Die Cavallerie wurde durch Schauspieler, mit Reitgerten ausgerüstet, repräsentirt. Das Fallenlassen der Gerte bedeutete das Absteigen; durch das Wiederergreifen derselben wurde das Aufsteigen markirt. Eine Cavallerieabtheilung war so höllisch bemalt, daß unsere Augen beim besten Willen nichts anderes als Teufel in ihnen zu erkennen vermochten. Andere ähnelten den Zuaven und sahen recht zierlich aus. Sie griffen frischen Muths ihre abschreckenden Gegner an. Nach längerm Plänkeln begann die wirkliche Schlacht; unter allerlei Evolutionen und mit einem unerhörten Lärm ging sie zu Ende; ihre Entscheidung brachte den Schluß des Stücks. Besonderes Entzücken des chinesischen Auditoriums rief ein Kampf mit Schwertern und Speeren hervor, bei dem es Wunden gab, aus denen das rothe Blut in Strömen schoß. Wir konnten nicht umhin, die Beweglichkeit und Geschicklichkeit zu bewundern, mit der dies alles ausgeführt wurde, wiewohl wir die Grazie und Eleganz vermißten, welche amerikanische und europäische gut eingeübte Acteurs bei solchen Gelegenheiten entwickeln.

* * *

— Das deutsche „Newyorker Journal" sagt den Radicalen unter den Nordyankees derbe Wahrheiten. Es erkennt rühmend an, daß man in Preußen den Jahrestag der Schlacht von Sadowa nicht feiere, und äußert sich scharf darüber, daß diese Yankees, welche sich so gern durch soldatischen Spektakel berauschen, den Sieg bei Gettysburg mit großem Schaugepränge und anstößigen Reden gefeiert haben, während sie andererseits nicht dulden, daß die Angehörigen conföderirter Soldaten deren Gräber schmücken. Das „Journal" sagt: „Kommt ein von Bewunderung für die volksthümlichen Institutionen unserer „Republik" erfüllter Europäer, der es unter der monarchischen „Zuchtruthe" nicht mehr aushalten zu können glaubt, jetzt nach unserm Lande, so hört und liest er von Jahresfeiern in Gettysburg 2c. und von anderen Festen, durch welche die Erinnerung an die Schreckenstage der Kriegszeit lebendig erhalten wird; von militärischer Bewachung des Friedhofes auf den Arlingtoner Höhen zur Abwehr von Angehörigen tapferer Conföderirten, deren Gräber inmitten der Decorirung der letzten Ruhestätten gefallener Bundeskämpfer allein des Blumenschmuckes entbehren sollten; von Gedächtnißreden, welche nur zur Beschimpfung der Todten bestimmt zu sein scheinen, und die Ueberlebenden im Süden in dem Maße verletzen, als sie den Manen der Unionssoldaten Ehre anthun sollen — dieses Alles hat nur den einen Zweck: den Gefühlen der Bevölkerung des Südens wehe zu thun. Die ganze Politik der herrschenden Partei im Norden ist eine Politik hinterlistiger Tücke und unersättlicher Rachsucht; erinnert eher an die Leidenschaften Unterjochter und Entehrter, als an die Gefühle von Siegern, deren Stirn mit verdienten Lorbeeren gekrönt ist. Die vom Congresse gegen den Süden erlassenen Knebelgesetze sind von Bosheit und Herrschsucht eingegeben. Je eifriger und ehrlicher der Süden die Versöhnung anstrebt, desto verletzender wird er zurückgestoßen, hämisch angeklagt und schließlich unter seiner eigenen Neger Botmäßigkeit gestellt. Das ist keine Gerechtigkeit. Vielleicht ist's Weisheit! Das wird die Zeit lehren. Es leuchtet Jedem ein, daß ein Land, das von der Natur so reichlich mit Hülfsquellen aller Art ausgestattet ist, wie der Süden, durch keine irgendwie geartete Gesetze sich auf die Dauer unterdrücken läßt. Der Schöpfungsdrang der Natur, besonders in dem „sonnigen Süden", wird dem Lande neue Schwingen geben und sich zu mächtig erweisen, als daß er sich von der auch noch so gewaltigen Hand der Tyrannei erdrücken ließe. Trotz aller Verfolgungen seiner Unterdrücker wachsen dem Simson im Kerker die von des Nordens Delila abgeschnittenen Locken wieder. Die Philister sollten ihn nicht zur Verzweiflung treiben. — Es wird eine Zeit kommen, wo des Südens Freundschaft hohen Werth hat. Man bedenke dies, ehe man sie sich für immer verscherzt. In jedem Kriege, den die Vereinigten Staaten mit dem Auslande geführt, waren Südländer ihre Hauptfeldherren, die Stützen ihrer Heere. Ihrer glänzenden Erfolge erfreuten sie sich unter der Regierungsperiode südlicher Staatsmänner. Man mache den Süden sich nicht zum unversöhnlichen Feinde; seine Freundschaft ist ein Demant, dessen Glanz der jetzigen Administration sicherlich zu wünschen wäre, um die Vereinigten Staaten wieder im In- und Auslande geachtet zu machen."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Das Möharremfest bei den schiitischen Tataren zu Schuscha in Karabagh.

Die Mohammedaner zerfallen bekanntlich in zwei große, einander feindlich gegenüberstehende Abtheilungen, die sogenannten Sunniten, welche die drei ersten Chalifen: Abubekr, Omar und Osman, als rechtmäßige Nachfolger des Propheten anerkennen, und die Schiiten (d. h. Abtrünnige), welche sich selbst als Aliten bezeichnen. Ihnen gilt lediglich und allein Mohammed's Schwiegersohn, Ali, für den rechtmäßigen Nachfolger, und sie verwerfen die Ueberlieferung (Sunnah) der andern Partei.

In Persien und den einst von den Schahs unterworfenen angrenzenden Gebieten herrscht der Schiitismus vor. Zu demselben bekennen sich auch die Tataren in der nun russischen Landschaft Karabagh, insbesondere auch in deren Hauptstadt Schuscha, die wir vor einiger Zeit geschildert haben. Als der Reisende Wereschtschagin dort eintraf, wurden gerade große Feste gefeiert, welche er als Augenzeuge schildert.

In der Geschichte und Sage des Islam spielen bei den Schiiten die beiden Martyrer Hassan und Hosseïn eine große Rolle. Der Imam (d. h. Nachfolger Ali's; Iman ist ein Priester) Hassan war Nachfolger Ali's als Chalif von Arabien und Herr von Medina, ein gerechter und großmüthiger Mann, gegen welchen Yezid, König von Syrien, große Feindschaft hegte. Ein von diesem angestifteter Bösewicht versuchte jenen, der auf einer Reise nach Kufa (im Euphratlande) begriffen war, zu vergiften, aber Hassan wurde gerettet. Ein zweiter Mordanschlag gelang; Ali starb. Sein Sohn Kasim war für die Regierung noch zu jung; Ali übertrug dieselbe seinem Bruder Hosseïn.

Auch gegen diesen setzte Yezid mancherlei böse Anschläge ins Werk. Für Hosseïn war es unter solchen Umständen von Wichtigkeit, die Bewohner der großen Stadt Kufa für sich zu gewinnen; er schickte seinen Vetter Muslim dorthin, und dieser wurde glänzend empfangen. Yezid ließ der Stadt mit Vernichtung drohen, wenn sie nicht ihm sich anschlösse. Die Kufaner erschraken und baten Muslim, vorsichtig zu sein. Er verbarg sich in dem Hause eines gewissen Hani; als aber Yezid's Statthalter Abdullah nach Kufa zurückkam, verlangte er Muslim's Auslieferung. Hani verweigerte dieselbe und wurde deshalb zu Tode gepeitscht; gleich darauf wurde auch Muslim ermordet.

Der Letztere hatte seine beiden Söhne, Knaben von sechs und sieben Jahren, mit nach Kufa gebracht. Sie wurden eingesperrt, aber der Wärter, ein Anhänger Hosseïn's, schickte sie insgeheim zu einer Frau, Namens Schurra. Abdullah verkündigte nun, daß der, welcher den Knaben Obdach gewähre, den schmerzhaftesten Martern unterliegen solle. Darob wurde Schurra ängstlich, und sie gab ihrem Sohne den Auftrag, die Kinder zu einer bei Kufa lagernden Karawane zu bringen, welche am andern Tage nach Medina abziehen wollte. Während der Nacht verirrten sich die Kleinen in einem Walde; sie krochen in einen hohlen Dattelbaum, der neben einer Quelle stand. Als am andern Morgen eine junge Sklavin dort Wasser schöpfen wollte und die Knaben sah, sprach sie: „Seid Ihr Muslim's Kinder?“ Sie gaben bejahende Antwort und ließen sich nach dem Hause eines Mannes Namens Haris führen, dessen Frau sehr gütig gegen sie war, ihnen zu essen und zu trinken gab und dann in einem Winkel verbarg.

Leichenzug der Schiiten in Schuscha zu Ehren der Imams.

Am Abend kam Haris heim; er war den ganzen Tag darüber ausgewesen, um die Kinder zu suchen und den ausgesetzten Preis zu verdienen. Während der Nacht sah der eine Knabe im Traume seinen Vater und den Propheten. Der letztere sprach zu Muslim: „Weshalb bist Du ohne Deine Kinder hier, und warum hast Du sie inmitten Deiner Feinde gelassen?“ Jener antwortete: „Beruhige Dich, sie werden schon morgen hier sein.“

Der Knabe erwachte, erzählte das Traumgesicht seinem Bruder, und beide fingen zu weinen an. Dadurch wurde Haris aufgeweckt; er zündete eine Lampe an, fand die Knaben und packte sie bei den Haaren. Als Frau und Sklavin um Erbarmen fleheten, schlug er sie fast todt, band die Knaben auf ein Pferd und ritt weg. An einem Flusse schnitt er ihnen die Hälse ab, warf die Leiber ins Wasser und brachte die Köpfe zu Abdullah, um seinen Lohn zu fordern.

Abdullah hielt eben eine Rathsversammlung. Als die beiden Köpfe vorgezeigt wurden, konnte Niemand sich der Thränen erwehren. Selbst Abdullah wurde weich, ließ Haris in Fesseln schlagen und ihn an derselben Stelle tödten, an welcher er den Kindern die Köpfe abgeschnitten hatte. Die letzteren wurden ins Wasser geworfen.

Als das geschehen war, begab sich ein Wunder, denn ein solches darf ja nicht fehlen. Die Leiber kamen auf die Oberfläche des Wassers und verschwanden erst, als die Köpfe sich selber wieder aufgesetzt hatten.

Inzwischen war Hosseïn mit 62 Mann bis in die Nähe von Kufa vorgerückt, wo Yezid mit 30,000 Mann sich am Euphrat ihm gegenüberstellte. Jener wehrte sich zwei Tage und Nächte hindurch, dann sank er, durch Blutverlust erschöpft, vom Pferde. Viele Krieger weigerten sich, ihm den Kopf vom Rumpfe zu säbeln. Am Ende verstanden sich zwei Männer, Sinan, Arwa's Sohn, und Schomur Zil Jowschun dazu, gegen hohen Lohn, seinem Leben ein Ende zu machen. Schomur trat näher und verhüllte sich das Gesicht. „Wer bist Du? Laß mich Dein Antlitz sehen!“ Als Schomur Folge leistete, sprach Hosseïn mit matter Stimme weiter:

„Warte eine Weile. Heute ist Freitag (der Sabbath der Mohammedaner), wir haben heute den zehnten Tag im Möharrem, und jetzt ist die Zeit zum Gebete. Laßt mich noch ein paar Augenblicke leben, ich möchte beten.“ Als er sich dann zum Gebete niederwarf, hieben die Mörder ihm den Kopf ab. Dieser wurde auf eine Lanze gesteckt und in den Städten umhergetragen. Aber aller Orten wirkte der Kopf gewaltige Wunder.

So geschehen im 61. Jahre der Hedschra, nach Christi Geburt Anno 680, und auf diese Thatsachen und Legenden hat das große Fest Bezug, welches die Schiiten in den ersten zehn Tagen des Monats Möharrem feiern.

*
* *

Die Todesfeier Hosseïn's, in Schuscha Gosseïn genannt, wird am zehnten Tage des Möharrem festlich begangen. Während der ganzen zehn Tage beobachten die Muselmänner von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang ein strenges Fasten; sie rauchen keinen Taback, gehen nicht ins Bad, unternehmen keine Reise, und strengfromme lassen weder das Bart- noch das Kopfhaar scheeren. Wenn sie am Tage nicht etwa schlafen, widmen sie sich allerlei Dingen und Gesprächen, welche für fromm gelten. Aber sobald die Dunkelheit einbricht, wird nach Herzenslust geschmaust und geraucht.

In den Moscheen kann man Beschreibungen der Leiden lesen, welche die Imams auszustehen hatten, auch werden über diesen Gegenstand Predigten gehalten. Während der ersten neun Tage finden dramatische Vorstellungen statt, welche denselben Gegenstand zum Vorwurf haben, aber den Glanzpunkt des Ganzen bildet am zehnten Tag ein großer Umgang, welchem ein rührendes Schauspiel folgt. Im Grunde genommen bilden die sämmtlichen Vorstellungen nur Theile eines einzigen großen Stückes. Eigentlich sollte dieses ohne Unterbrechung und nur am zehnten Tage aufgeführt werden, und in früheren Zeiten ist das auch der Fall gewesen. Aber die Anstrengung war für Darsteller und Zuschauer allzu stark, und deshalb hat man das Ganze in zehn Abtheilungen getheilt. Am letzten Tage gipfelt das Drama in der Darstellung von Hosseïns Tode.

In Schuscha werden die einzelnen Theile abwechselnd neben der Hauptmoschee, in einem großen Karawanserai und in einigen anderen großen, von Mauern umschlossenen Räumen dargestellt; dort schlägt man überall Gerüste für die Zuschauer auf. Die Darsteller sind zumeist Einwohner der Stadt, welche ihre Rollen gratis übernehmen; für die Hauptrollen läßt man jedoch Schauspieler von Ruf aus Persien kommen. Eine Art von Oberregisseur bestimmt die Kleidertrachten; sie sind mehr phantastisch als geschichtlich. Da sieht man Leute mit Kettenpanzer, Helm und Schild; daneben einen Mann in der Uniform eines russischen Subalternbeamten mit einem dreieckigen Hute. Ein Dritter stellt einen arabischen Chalifen vor, er trägt jedoch statt des Turbans einen alten französischen Gendarmenhelm mit langem Roßschweife. Die Frauenrollen werden von Männern gespielt, die bis an die Augen verhüllt gehen.

Die männlichen Zuschauer stehen, auf den Gerüsten sitzen die Frauen. Nun erscheinen die Darsteller und setzen sich auf der Bühne in einem Halbkreise nieder. Jeder hält ein Heft in der Hand, aus welchem er seine Rolle, gewöhnlich in wehklagendem, halb singendem Ton abliest. Der persische Künstler seinerseits, welcher den Mörder spielte, declamirte frei, mit starker, vibrirender Stimme, und betonte die Pointen scharf; deshalb elektrisirte er auch die Zuschauer durch die Wahrheit und den Nachdruck seines Spieles.

Diese Darstellungen packen das Publicum, welches sich sehr ergriffen zeigt. Man hört lautes Schluchzen, Thränen rinnen über die Wangen herab, und bei einigen Scenen wird das Seufzen und Wehklagen so heftig, daß das Spiel eine Unterbrechung erfährt. Das war namentlich der Fall, als der junge Imam, der letzte Ueberlebende von Hosseïns männlichen Nachkommen, in den Kampf ziehen wollte und sich von seiner Mutter verabschiedete. Ich hörte, daß Greise wie Kinder weinten. Daß die Frauen in Thränen förmlich gebadet waren, versteht sich von selber. Man weint ohnehin gern, weil die Schiiten annehmen, daß jede Thräne eine berghohe Sünde hinwegschwemme.

Während der ersten neun Tage halten die Tataren Umzüge in der Stadt, stimmen Klagegesänge an und schlagen mit den Fäusten auf die Brust den Tact dazu. Gegen Abend strömen sie dann auf dem großen Platze zusammen und rennen und springen dort wie Besessene umher, stundenlang, bis tief in die Nacht (S. 36). So bethätigen sie ihren Schmerz, so wollen sie auch zeigen, daß sie muthig ihren Glauben und ihre Imams vertheidigen würden. Nun sind freilich diese Imams seit vielen Jahrhunderten nicht mehr unter den Lebendigen, und man kann sie nicht retten, aber die Welt soll doch wissen, welcher Aufopferung man fähig gewesen wäre, um für sie einzustehen.

Die russische Regierung hat einige Jahre lang diese nächtlichen Auftritte nicht geduldet, weil während derselben manchmal viel Blut vergossen wurde. Jede tatarische Stadt nämlich ist in zwei Parteien getheilt, deren Ursprung sich im Dunkel der Zeiten verliert; sie wissen selber nicht, weshalb sie einander so ingrimmig hassen. Sie werfen Dinge der

Die geschrammten Schiiten.

Ein schiitischer Märtyrer am Hosseinsfeste.

Vorzeit und der Gegenwart bunt durch einander. Die Bewohner von Schuscha waren vor alten Zeiten getheilter Meinung über zwei persische Thronprätendenten, Gaïdari und Néemes, von denen kein Mensch mehr etwas weiß. Aber seit manchem Menschenalter dauert der Haß zwischen den Parteien bis heute fort; weshalb, das wissen sie selber nicht. Aber die Vorfahren haben einander befehdet, und das thut auch das gegenwärtige Geschlecht; wo sich irgend Gelegenheit darbietet, erfolgt ein Zusammenstoß, und deshalb treffen die russischen Ortsbehörden alle Vorkehrungen, um einen solchen zu verhindern. Vor einigen Jahren sind bei einem derartigen Parteikampfe mehr als ein Dutzend Leute todt auf dem Platze geblieben, und viele andere schwer verwundet worden.

* * *

Eben zieht eine große Procession aus der Stadt, gefolgt von einer unzähligen Volksmenge, die sich auf der großen Wiese schaart, wo der letzte Act des Dramas dargestellt werden soll, welches im siebenten Jahrhundert am Euphrat spielte. Ich bin Zeuge von barbarischen Vorgängen, welche nur ein religiöser Fanatismus veranlassen kann.

Ich vernehme in einem fort den Ausruf: Gusseïn, Gusseïn! Er wird um so stärker, je näher die Procession kommt.

Voran ziehen, wie unsere Illustration zeigt, die Geschrammten, mehrere Hundert an der Zahl, zumeist je zu zweien neben einander. Jeder hat in der Hand einen Säbel, dessen Schärfe Gesicht oder Stirn berührt. Die Kopfhaut dieser Fanatiker ist mit Narben bedeckt, aus welchen Blut herabträufelt, das theils im Gesichte zu Klumpen geronnen ist, theils auf ein gestärktes, großes Leinwandtuch herabträufelt, denn die Kleider sollen nicht geröthet werden. Unter dem blutigen Hautüberzuge, der einer braunrothen Maske gleicht, sieht man nichts Weißes, als das im Auge und jenes der Zähne.

Inmitten der Geschrammten oder neben diesen Narbenmännern gehen die Helden des Tages einher. Auch sie möchten mit Hosseïn verglichen werden und Ruhm dadurch erwerben, daß sie sich allerlei Martern zufügen. Sie gehen halbnackt und bringen sich blutige Wunden vermittelst scharfer Gegenstände bei, mit welchen sie Schrammen in das Fleisch einschneiden. In die Kopfhaut befestigen sie spitze Zacken von Holz; an manchen anderen Zacken und Marterwerkzeugen haben sie kleine Ketten und bewegliche Spiegel befestigt. Manche haben derartige Spiegel auch an den Händen, auf der Brust und dem Magen; dieselben sind vermittelst messingener Haken in der Haut befestigt. Auf Brust und Rücken bilden die Spitzen zweier großer Dolchmesser ein Kreuz, und dieselben sind derart gestellt, daß sie bei jeder Bewegung des Mannes ihm das Fleisch ritzen. Auch an den Seiten kreuzen sich zwei Schwerter. An diesen Waffen hängen kupferne oder auch eiserne Ketten; sie sind um so schwerer, je eifriger in seiner Frömmigkeit der „Märtyrer“ ist. Auf dem Leibe haben sie kleine Stäbe von Holz oder Eisen, mehr oder weniger dicht neben einander; diese bilden eine Art von Panzer, welche ein allzu heftiges Schmerzen verhindern sollen. Manche, die vor dem Volke Parade machen und sich doch möglichst gelinde Qualen zufügen wollen, befestigen verschiedene Marterwerkzeuge nur unter der Haut, aber nicht tief in das Fleisch. Aber diese zweite Classe ist bei weitem nicht so zahlreich, als jene der eigentlichen Geschrammten; ich sah nur etwa ein halbes Dutzend derselben.

Von den Geschrammten und den eigentlichen Märtyrern fiel dann und wann einer bewußtlos zu Boden. Sie wurden entweder von ihren Verwandten weggetragen oder, so erschöpft sie auch waren, in der Procession mit fortgeschleppt. — In dem allgemeinen Büßerzuge gewahre ich auch Männer in Trauerkleidung. Sie tragen kurze Röcke von schwarzer oder violetter Farbe, die vor der Brust offen sind. Gegen diese schlagen sie mit geballten Fäusten und dabei schreien sie Alle zumal. Manche begnügen sich aber mit dergleichen Faustschlägen nicht, sondern hauen auf ihre Brust mit Steinen ein, so daß sie braun, blau und gelb wird. Diese gelten für frömmer als die Faustpauker.

Während der Umzug seinen Fortgang nimmt, schreiet das Volk einmal über das andere: „Hier sind unsere Gerechten! Hier sind die Stützen der Frömmigkeit!“ Ich sah einen Derwisch, der einen groben Ueberwurf und eine zugespitzte Kopfbedeckung trug; als Schmuck hatte er allerlei religiöse Inschriften an sich, und er schleppte an einer Kette einen so schweren Stein, daß er denselben nur mit großer Anstrengung fortbewegen konnte. Namentlich an ihn drängten sich die Frauen in Masse heran; diesen hochheiligen, frommen Märtyrer wollten sie um jeden Preis sehen. Im Allgemeinen machen sich übrigens die Derwische ihre Sache etwas leicht. Sie breiten am Wege kleine Teppiche aus, legen Rosenkränze und namentlich auch Steine und andere Kleinigkeiten aus, die bei Kerbela, wo der Imam den Märtyrertod starb, gesammelt worden sind, und bieten diese Schnurrpfeifereien zum Verkauf aus, — oder eigentlich nicht zum Verkauf, denn sie jammern, wehklagen, schlagen mit den Armen auf und ab, hin und her, und bitten für die „Männer Gottes“, das sind sie selber, um — Almosen.

Nachdem der Zug schon eine lange Weile gedauert hat, sehe ich, wie ein viereckiger Kasten auf den Schultern mehrerer Männer herbeigetragen wird. Er ist mit Draperien und Spiegeln verziert; in ihm liegt ein reichgekleideter Jüngling, welcher den jungen Imam vorstellt, der so schnöde hingeopfert wurde. Im Volke hält man dafür, daß es Glück und Segen bringe, wenn man diesen Kasten oder auch nur dessen Tragbahre berühre. Dieser junge Imam ist der Neffe Hosseïn's, der ihm nur ungern erlaubte, in den Krieg zu ziehen, denn er hatte ihn kurz vorher mit seiner Tochter verlobt. Zur Erinnerung daran trägt ein hinter dem Kasten einherschreitender Tatar auf dem kahlgeschorenen Kopfe eine Schüssel nebst den Attributen, welche bei einer Verlobung zur Anwendung kommen.

Neben dem Tataren geht ein Krieger mit Kettenpanzer; in der Hand führt er eine zierlich gearbeitete Streitaxt. Er stellt den Oberfeldherrn des Chalifen dar, welcher die Imams getödtet hat. Hinter ihm wird das mit vergoldetem Geschirr und Sattel aufgeputzte Roß, mit Pfeilen gleichsam gespickt, geführt.

Zuletzt kommt der Imam selber, eine prächtig aufgeputzte Puppe ohne Kopf. Anstatt des Halses hat man in die Bekleidung die Wirbelknochen einer Kuh mit noch blutigem Fleisch angebracht. Die Brust ist von Pfeilen durchbohrt; auf dem Imam sitzen zwei Tauben als Symbole der Unschuld. Daneben liegt ein Knabe auf den Knien, der in ein mit Blut beflecktes Leichentuch gehüllt ist. In das Tuch, welches ihm den Kopf verhüllt, sind Oeffnungen für die Augen geschnitten; an der Stelle des Mundes hängt eine rothe Zunge heraus. Sie soll andeuten, daß der Imam und seine Familie Durst gelitten haben.

Hinterher gehen viele Leute, die unaufhörlich schluchzen. Dann folgen Mollahs (Geistliche) und Schauspieler, die letzteren in der Tracht ihrer Rolle und allesammt bewaffnet, und hinterher drängt sich eine bunte Menge durch einander. Thüren, Fenster und Söller sind dicht mit Zuschauern besetzt.

Außerhalb der Stadt schließt die Procession einen Kreis,

Derwisch und Büßer.

Die Verlobungsschüssel.

in dessen Mitte sich die Geschrammten setzen. Wenn dann das Drama beginnt, erhebt sich auf allen Seiten ein lautes Klageheulen. Die russische Regimentsmusik spielt auf, und das paßt allerdings kaum für ein Fest zu Ehren eines muselmännischen Märtyrers. Die Mörder des Imam wurden durch — donische Kosacken dargestellt! Dabei ereignete sich ein komischer Vorfall.

Nach dem Plane des Dramas rückt der junge Imam vor und treibt seine Gegner in die Flucht; die Kosacken, als Krieger Yezid's, sollten also vor einem vierzehnjährigen Knaben die Flucht ergreifen. Das stand ihnen freilich nicht an, dazu konnten sie sich nicht verstehen, und statt zu weichen, wurde der junge Imam von ihnen dermaßen bedrängt, daß er Reißaus nahm. Damit war freilich das ganze Drama gleichsam aus den Angeln gehoben; die Zuschauer wurden unwillig, aber die Kosacken blieben hartnäckig. Man mußte sie aus dem Kreise hinausführen.

Die Puppe Hosseins.

Damit schloß die Vorstellung und das große Fest, bei welchem es nicht allemal so glatt abgegangen ist. Das aufgeregte Volk hat das Schauspiel auch schon so ernsthaft genommen, daß es über die Feinde des Imam herfiel und ihr Leben bedrohete; es wollte dann sich Niemand dazu hergeben, so gefährliche Rollen darzustellen. Gegenwärtig kommen dergleichen Ausschreitungen nicht mehr vor.

Die Goldregion des venezuelanischen Guayana.

Von **A. Ernst** zu Caracas, Venezuela.

II.

An vielen Punkten in der Umgegend des Caratal steht ein Kieselgestein zu Tage, welches bald als Hornstein, bald als Jaspis, bald als jaspisartiger Hornstein zu bezeichnen ist. Es enthält oft Krystalle von Schwefeleisen, oder Hohlräume, die durch Zersetzung dieses Minerals entstanden sind. Nicht selten erscheint es als Quarzit oder als metamorphischer Sandstein, und bildet ziemlich bedeutende Adern. So z. B. in der Grube von Chile. Hier wird eine Quarzader abgebaut. Südlich derselben streicht ein Gestein, welches die Grubenarbeiter cuarzo morado oder piedra morada (violetter Quarz oder violettes Gestein) nennen. Der Gang ist ungefähr einen Fuß breit, läuft der Quarzader parallel und enthält viel Schwefeleisen. Stellenweise erblickt man darin auch Goldtheilchen. Dasselbe Gestein kennt man in den Minen auch unter dem Namen pórfido oder pórfiro (Porphyr), obgleich es durchaus nicht diese Benennung verdient. Le Neve Foster erhielt aus dem Hornstein per Tonne (20 Centner) 1½ Unzen Gold, und zwar aus nicht ausgewählten Handstücken, in denen kein Gold sichtbar war. Es ist noch nicht entschieden, ob der Hornstein nur als Begleiter der Quarzgänge auftritt, oder selbständige Lager bildet. Jedenfalls kann er aber auf Gold abgebaut werden.

Unter dem Namen moco de hierro kennt man in den Minen von Guayana ein Eisenerz, das namentlich in den folgenden Formen auftritt: eisenhaltige Conglomerate, eisenhaltige Breccie, eisenhaltiger Sand und braunes pisolitisches Eisenerz. Es ist gewöhnlich Limonit oder braunes Sumpferz, gemengt mit erdigem Hämatit (Rothstein) und Fragmenten von Quarz, Schiefer und Feldspath. Die pisolitische Form besteht aus sphärischen Concretionen von Limonit. Dieses Gestein findet sich auf der Oberfläche in losen Blöcken, bildet aber auch manchmal kleine Plateaux von mehreren Morgen Flächeninhalt. Wird ein solches Plateau von einem Fluß durchschnitten, so bildet das bedeutend harte Gestein an beiden Seiten steil abfallende Uferbänke.

Die Grubenarbeiter betrachten dieses Mineral als ein sicheres Anzeichen von Goldlagern irgend welcher Art. Daran ist nun allerdings nichts, da der moco de hierro höchst

wahrscheinlich eine Alluvialbildung ist. In vielen Gruben, wo man Gold im Alluvium gewinnt, hatte man erst eine mehr oder weniger mächtige Schicht von moco de hierro zu durchbrechen, ehe man auf den goldhaltigen Alluvialthon stieß. Dieser Umstand leitete die Arbeiter zu dem irrigen Glauben, daß jenes Mineral auch ein Vorbote unterliegenden Goldquarzes sein müsse.

In den Alluvialgruben hat man nicht selten Goldkörner im Moco gefunden. Dieser Umstand gab Le Neve Foster den richtigen Schlüssel für die Erklärung der unterlagernden rothen Erde oder tierra de flor. Diese Schicht ist jedenfalls neuern Ursprungs und, geologisch geredet, nichts weiter als das Substrat einer Auswaschung. Sie ist in der That verwitterter Moco, oder eine von letzterm herrührende Auswaschung. Wäscht man die rothe Erde aus, so erhält man Quarzfragmente, Körner von pisolitischem Eisenerz, sogar Stücken von Moco, demnach nichts, was sich nicht aus dem Moco herleiten ließe. Da nun die rothe Erde häufig Goldkörner enthält, so müssen sich diese auch aus dem Moco erklären lassen. Verschiedene Versuche haben in der That ergeben, daß der Moco goldhaltig ist; doch ist dieses Resultat noch durch weitere Untersuchungen zu sichern. Sollte dasselbe günstig ausfallen, so wäre ein großes Arbeitsfeld erschlossen, da der Moco nicht selten Lager von 8 bis 20 Fuß Mächtigkeit bildet.

Die Temperatur im Minendistrict schwankt zwischen 16° und 26° C. Morgens gegen 7 Uhr ist 19° bis 20° C. die gewöhnliche Wärme; gegen 2 Uhr Nachmittags steigt sie auf 25° bis 26° C. Dergleichen Wärmegrade sind indessen durchaus nicht nach Erfahrungen zu beurtheilen, wie sie beispielsweise der norddeutsche Leser in seiner Heimath macht; denn 16° C. machen in Caratal den Eindruck einer bedeutenden Kühle. Die trockene Jahreszeit dauert von October bis April, die Regenzeit von Mai bis September.

Streng genommen ist das Klima nicht gesund zu nennen, da zahlreiche Fieberfälle vorkommen. Doch ist bei mäßiger und vernünftiger Lebensweise nicht viel zu fürchten, und die Fieber nehmen selten einen ungünstigen Verlauf. Ursache derselben sind hier nicht Sümpfe und Moräste, aus dem sehr tristigen Grunde, weil es keine giebt. Doch finden sie eine zureichende Erklärung in der großen Menge verwesender Pflanzentheile und in dem Mangel genügender Ventilation. Rund um die neuen Ortschaften schließt sich in unmittelbarer Nähe der dichtverschlungene Urwald, und wenn irgend welche Miasmen dem Boden entsteigen, ist kein Zugwind vorhanden, um sie fortzuschaffen. Die heiße, tropische Sonne erhitzt Tag für Tag die feuchten, verfaulenden Blätter, welche den thonigen Boden bedecken, und dieser Gährungsproceß muß Stoffe liefern, welche zymotische Krankheiten bedingen können. Wenn diese Erklärung richtig ist, so ist die Abhülfe nicht schwer zu beschaffen; man dehne die Waldlichtungen mehr und mehr aus, um dem Luftzuge Spielraum zu verschaffen, und man verbrenne den Holz- und Laubabfall, anstatt ihn verfaulen zu lassen. —

Der Boden ist im Allgemeinen thonig und fruchtbar. In der Nähe der Ortschaften baut man Bananen, Mais, Zuckerrohr und Yuca (die Cassavepflanze).

Es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß der Wald reich ist an werthvollen Holzarten, von denen die folgenden namentlich bis jetzt benutzt werden: Roble, ein hartes, röthlichbraunes Holz (wahrscheinlich eine Art Platymiscium); Zapatero, hart, purpurroth (Peltogyne floribunda, Vogel); Caramacate, sehr schwer und hart, grau; Capure, leicht spaltbar und zu Schindeln benutzt. Die letzten beiden Arten sind mir botanisch nicht bekannt.

Die nordamerikanische Compagnie beschäftigt jetzt ungefähr 80 Grubenarbeiter, und giebt jedem täglich außer Wohnung und Kost noch $1^1/_3$ Thaler (nach preußischem Gelde). Die tägliche Ration kostet der Compagnie $^5/_8$ Thaler per Mann. Geschickte Handwerker erhalten natürlich höhern Tagelohn. Zimmerleute, die ihr eigenes Werkzeug haben, bekommen etwas mehr als 3 Thaler täglich, und $2^1/_2$ Thaler, wenn sie mit dem Werkzeug der Compagnie arbeiten. Die Schmiede sind Eingeborene und verdienen $1^3/_4$ Thaler bis 2 Thaler täglich.

Von den 80 Arbeitern sind gegen 30 aus Trinidad und den Westindischen Inseln; die übrigen sind Venezuelaner. Es fehlt keineswegs an Arbeitern. Der Staat Guayana ist allerdings äußerst spärlich bevölkert; aber die Westindischen Inseln sind nahe genug, und im Falle eines Arbeitermangels würden viele Männer aus den anderen Staaten Venezuelas es vorziehen, nach den Minen zu gehen, als zu Kanonenfutter in den endlosen Parteikämpfen dieser Republik gepreßt zu werden.

Es wurden aus den Minen und zwar über Ciudad Bolivar ausgeführt im Jahre 1866: 15,587 Unzen Gold, im Jahre 1867: 30,142 Unzen, und in den ersten neun Monaten des Jahres 1868: 22,481 Unzen.

Der Staat Guayana entwickelt sich in gutem Sinne vor allen den 20 Gliedern der Vereinigten Staaten von Venezuela. Der Präsident, Herr J. B. Dalla Costa, ist ein höchst achtbarer, intelligenter Mann, Chef des bedeutendsten Handelshauses in Ciudad Bolivar, und hat die materiellen Interessen des unter seiner Leitung stehenden Gebietes vollkommen begriffen. Er hat sicherlich Recht, die Minen zu protegiren, und da dies in ehrlicher Weise geschieht, ohne den Leuten Sand in die Augen zu streuen, wird dem Staate ohne allen Zweifel ein nicht geringer Vortheil daraus erwachsen.

Schließlich nur noch die Bemerkung, daß deutsche Arbeiter sich nicht durch den hohen Tagelohn in den Minen zur Auswanderung nach denselben verleiten lassen mögen. Für Leute, die in der heißen Zone geboren sind, ist das Klima nicht gefährlich. Dagegen würden sich Deutsche sicherlich eher ein Grab, als eine Goldgrube dort graben. Auswanderung nach Guayana (sei es venezuelanisch, englisch, französisch oder holländisch) ist durchaus nicht anzurathen.

Die Deutschenfresser in Rußland.

Aus Livland, 10. September. Die russische „Moskauer Zeitung“ und mit ihr manche andere Blätter fahren consequent fort, das deutsche Element im Czarenreiche anzufeinden, und sind eifrig beflissen, eine gereizte Stimmung gegen dasselbe hervorzurufen. Sie führen diese Polemik in einer durchaus unwürdigen Weise, indem sie sich um die Wahrheit nicht kümmern; sie wollen die nationalen Leidenschaften aufstacheln und in einzelnen Kreisen haben sie auch

Erfolg. Die deutsche Presse wehrt sich so viel es ihr irgend erlaubt ist; denn sie steht unter Aufsicht und kann sich nicht so frei bewegen wie die russischen Blätter; immerhin ist sie jedoch in der Lage, falsche Angaben zu berichtigen und die vielen Entstellungen, welcher sich namentlich die „Moskauer Zeitung“ schuldig machte, in das wahre Licht zu stellen. Verständige Leute unter den Russen nehmen an dem bösen Treiben, dessen manche ihrer Landsleute sich schuldig machen, mit Recht ein Aergerniß, und neulich hat die Zeitung „Wjest“ diesem Mißmuth einen kräftigen Ausdruck gegeben. Ich sende Ihnen die Philippica, mit welcher Herr Slidin gegen die fanatischen „Deutschenfresser“ ins Feld gerückt ist; ich nehme an, daß der Inhalt für die Leser Ihres „Globus“ von Interesse sei, denn sie können vermittelst dieses Aufsatzes einen Einblick in den Stand der Dinge gewinnen. Von Seiten des Herrn Slidin gehörte in der That nicht geringer Muth dazu, die Wahrheit so rundweg zu sagen.

Zunächst tadelt er, daß der Theil der Presse, welcher sich ein Geschäft daraus macht, die Deutschen anzufeinden, viel zu viel danach strebt, Sensation zu erregen. „In der breiten russischen Natur herrscht überall die Neigung vor, zu übersalzen.“ Er meint, daß alle die Aufstachelungen und Anreizungen keine bösen Folgen haben würden, und äußert: „Die Natur des Russen kann zu augenblicklicher Erbitterung getrieben werden, aber der Haß dauert nicht lange. Der Russe kann nicht lange in Feindschaft leben, wenn man ihn auch beleidigt hätte; das wäre seiner innersten Eigenthümlichkeit zuwider. Er ist nicht nachtragend und ist bis zum Rührenden gutmüthig, wenn er keine Rolle spielt. Den Liegenden schlägt man nicht, sagt er.

Haß hat der Russe weder gegen den Tataren, noch gegen den Franzosen, noch gegen den Deutschen, noch gegen den Polen; es sind ja Menschen wie wir. In Bezug auf den Deutschen, besonders auf den russischen Deutschen, ist in den Sinn des einfachen Russen auch nicht einmal der Gedanke an einen Zwiespalt gekommen. Im Gegentheil, er sieht auf ihn mit einiger Achtung. Der Deutsche, sagt er, macht „deutsche Arbeit“. Er ist gelehrt, pflanzt Kartoffeln, spricht weise, hält sich stolz, liest Bücher, sammelt Geld und geht selten in die Schenke.

Jetzt fragen wir unsern gebildeten Leser, welchen Schaden haben ihm die Deutschen gethan?

Als er ein Kind war, wartete ihn Maria Karlowna als Amme. Sie strickte Strümpfe, um nicht unnütz Zeit zu verlieren, trank gern Kaffee, aber sie hielt das Kind ordentlich und gewöhnte es an nichts Schlechtes. Als unser Leser heranwuchs, hatte er Franz Iwanowitsch zum Lehrer. Franz Iwanowitsch rauchte eine Pfeife, trank Bier und liebte das Kegelschieben, aber er war ein erfahrener und gewissenhafter Lehrer und begünstigte weder die Faulheit noch die Schwächen seines Schülers. Schlecht der Amme und des Lehrers zu gedenken, ist folglich kein Grund. Hierauf betrat unser Leser den Schauplatz des Lebens und unter seinen Cameraden waren die Deutschen: August, Friedrich, Conrad, Gustav und Otto. August, als der Aelteste eines grundbesitzenden Geschlechts, wurde Landwirth und ließ sich auf dem Gute seiner Vorfahren nieder. Friedrich, der Sohn eines Kaufmanns, wurde Gehülfe bei seinem Vater. Conrad, der kein Vermögen hatte, wandte sich dem Gelehrtenstande zu. Gustav trat in ein Regiment und Otto in das Ministerium des Innern.

Was machten, natürlich nicht alle, aber doch einige unserer Leser? Sie wurden der Reihe nach Landwirthe, Kaufleute, Gelehrte, Militärs und Beamte, sie rührten Alles an und blieben bei keinem stehen. Im Leben stellten sie sich keine Aufgabe, sie wählten die dramatische Seite, die erregende und besonders die ergötzende. Sie reisten ohne Ziel ins Ausland, fesselten sich an nichts dauernd in der Heimath und gelangten nicht zur ruhigen Erkenntniß der Pflicht, sondern zur Ermüdung. Und wenn ihr Haar grau wurde, schauten sie sich um und sahen, daß August seine Wirthschaft vorzüglich eingerichtet hatte, daß Friedrich das dritte Waarenlager eröffnete, daß Conrad ein geachteter Professor geworden war, daß Gustav eine Division commandirte und daß Otto Gouverneur in derselben Provinz war, wo ihre derangirten Güter liegen. Wie soll man sich da nicht gekränkt fühlen, wie nicht die Deutschen schelten? Wie oft haben wir es gehört, daß die härtesten Gutsbesitzer und die größten Wsjatotschniks bei uns unter den Deutschen zu finden seien. Haben sie aber diese Laster aus ihrer Mitte zu uns gebracht, oder haben sie sie von unseren Mißbräuchen angenommen? Bei sich haben sie Niemand geprügelt und an Wsjatki gar nicht zu denken gewagt. Sie haben ihre Erziehung, ihr Gericht, ihre historische Entwickelung. Sie sind im Allgemeinen sittliche und ehrliche Leute, mit einem Wort — Deutsche. Und alle diese Deutschen sprechen deutsch, achten einander, gehen in die Kirche, haben deutsche Frauen, die nach der Küche, der Wäsche und der Reinlichkeit der Kinder sehen. Die deutschen Kinder besuchen deutsche Schulen, lernen nach deutschen Büchern und werden eben solche Deutsche, wie ihre Väter und Mütter.

Wahre russische Patrioten werden, alles dieses betrachtend, sagen — das ist ein gutes Beispiel, eine nützliche Lehre; Deutsche können wir nicht sein, aber wir sehen bei den Deutschen Tugenden, die nicht bloß deutsch, sondern allgemein menschlich sind, und an diese Tugenden sich zu halten, würde auch uns nicht schaden. Aber es giebt auch andere Anschauungsweisen. Viele glauben, daß Conrad und August es nicht deshalb so weit gebracht haben, weil sie sich in Sparsamkeit, Ordnung, sittlichem Leben und Ausdauer abmühten, sondern nur deshalb, weil sie Deutsche waren. Vor diesen Deutschen kann man nicht mehr leben — haben wir mehr als einmal gehört. Alles haben sie an sich gerissen: den Ackerbau, den Handel, die Wissenschaften, die Apotheken und die Beamtenstellen. Wo man hinblickt, sitzt ein Deutscher unter einem Deutschen und zieht einen Deutschen hinauf. Es ist, als wäre ganz Rußland ihr Erbtheil, und als wäre ohne die Deutschen keine Rettung. Hier geräth schon das russische Temperament in Bewegung und die Uebersalzung, gereizt von übersalzenen Broschüren und Zeitungsartikeln, beginnt. Die Gegner der Deutschen fordern die Ausrottung derselben, wollen sie in Worten lebendig verspeisen und werden zu vollständigen Deutschenfressern. Fort mit den Deutschen, wir brauchen keine Deutschen, herunter mit den Deutschen von der Bühne! Die Ostseeprovinzen müssen in ein Tambowsches Gouvernement verwandelt werden. Wir haben genug von ihrer Bosheit gelitten, der Tag der Abrechnung ist da.

Die ostseeprovinziellen Deutschen werden angeklagt, daß sie die Entwickelung des örtlichen finnischen Stammes unterdrückt haben und daß sie außerdem als Hochverräther geheim an die Vereinigung mit Preußen denken.

Da haben wir's.

Inzwischen kommt es keinem in den Sinn, die Kasanschen Gutsbesitzer deswegen zu verdammen, daß sie die Entwickelung der Tschuwaschen, der Stammgenossen der baltischen Nationalen, hemmen. Die Tschuwaschen sollen, wie man hört, noch in die heiligen Wälder gehen, d. h. noch nicht vom Heidenthum abgefallen sein; von einer tschuwaschischen Literatur, von tschuwaschischen Zeitungen haben wir nie etwas gehört. Auch im Ostseegebiete sind die Nationalen (d. h. die Esten, welche zum finnischen Volksstamme gehören, und

die Letten) nicht bewegliche und bevorzugte, wenn auch zur Genüge eigensinnige und nachtragende Menschen. Selbst die wirklichen oder eingebildeten Bedrückungen, über die man sie jetzt aufklärt, sind nicht im Stande gewesen, in ihnen die Lebenskraft und die Anstrengungen zu wecken, die derselbe Stamm weder in Ossetien, noch in Finnland, noch an der Westgrenze des europäischen Rußlands gezeigt hat. Das Verhältniß zwischen Deutschen und Finnen wird dadurch bedingt, daß die Deutschen als Deutsche und die Finnen als Finnen geboren werden. Wäre das anders, so wären schon der ungeheuern Mehrzahl wegen die Finnen die Herren im Lande.

Daß die baltische Landbevölkerung sich in etwas schwerer Abhängigkeit von den Gutsbesitzern befindet, daß im Wesen der Ostseeprovinzen noch mittelalterliche Ideen anklingen, — darüber läßt sich kaum streiten. Aber wir sehen, daß der Zustand der Bauern in den Ostseeprovinzen sich merklich verbessert und daß die Ueberlieferungen der feudalen und städtischen Corporationen zeitgemäßeren Ideen Platz machen. Die Deutschen ihrer Vergangenheit wegen zu hassen, wäre eben so, als wollte man die russischen Gutsbesitzer deshalb hassen, weil Boris Godunow den Bauer an den Boden gefesselt hat. Noch unnatürlicher ist die Anklage auf Verrath, auf Verschwörung zu Gunsten Preußens.

Man nennt die Deutschen nicht umsonst berechnend, und kann sie nicht im Verdacht eines groben Fehlers haben. Wie! das ganze russische Reich ist ihr Erbtheil geworden; sie haben unsern Handel, unsern Ackerbau, unsere Wissenschaft, unsere Apotheken und die besten Stellen auf allen Gebieten des Staatsdienstes in Händen, und sie sollten daran denken, wie sie sich am rascheſten von allen diesen Vortheilen befreien, wie sie am schnellsten sich von Rußland lostrennen könnten, um das Vergnügen zu haben, ähnlich wie Posen, ihre stummen Vertreter im Parlament des norddeutschen Bundes zu sehen. Das kann man in der That nennen vom Popen Kirchendiener oder selbst Glockenläuter werden. Und bei solcher Absicht sollten sie es nicht verstanden haben, die Nationalen, von denen auf jeden Deutschen 15 Mann Esten oder Letten kommen, um ihn zu binden und ihn dem nächsten Militärchef zu überliefern, zu germanisiren und an sich zu fesseln?

Was wollen denn die Deutschen? Was haben sie verbrochen? Sie haben sich schuldig gemacht, nicht immer mit der Administration zufrieden zu sein. Dazu braucht man aber nicht Deutscher zu sein. Mit einigen Seiten der Administration waren auch die Russen nicht zufrieden, und deswegen wird jetzt so eifrig für die Verbesserung des administrativen Mechanismus gesorgt. Die Deutschen trennen den Begriff der höchsten Staatsgewalt vom russischen Beamtenthum, aber die Russen thun dasselbe. Die Deutschen versichern ihre Ergebenheit dem monarchischen Princip gegenüber; die Deutschenfresser sagen, sie verstellen sich und vergessen, daß fast auf jedem Schlachtfelde, auf welchem die russische Fahne sich entfaltete, Tausende von Leichen aufstehen und ihrerseits die Ankläger der Verleumdung bezichtigen können. Die ostseeprovinziellen Deutschen begreifen vollständig die Nothwendigkeit der Reichseinheit und nennen sich im Auslande Russen — weil Wolfenbüttel und Braunschweig und das ganze Bismarck'sche Preußen nicht das ist, was das völkerreiche Rußland mit seinen Grenzen von der Weichsel bis zum Amur.

Hiernach spricht der Deutsche in der That deutsch, hält seinen protestantischen Glauben werth, liebt seine Heimath, seine Brüder, seine Gefährten, und steht für dieselben unerschüttert ein. Er ehrt die Gräber seiner Vorfahren, ist stolz auf die Verdienste seiner Landsleute. In Allem beobachtet er Mäßigung, erfüllt seine bürgerlichen und häuslichen Pflichten treu und steht deshalb für das ihm von der Zeit überlieferte Recht ein, bis es, nicht durch Gewalt, sondern durch die Kraft der historischen Nothwendigkeit verändert wird. Was wollen denn die Deutschenfresser, die Vertilger des deutschen Volksstammes? Daß der Deutsche seiner Sprache entsage, vor Schreck den orthodoxen Glauben annehme, mit seinen Brüdern zu kämpfen beginne, auf seine Vergangenheit speie, und daß er, indem er, um ungefährdet zu leben, seine Rechte aufgiebt, bezeuge, daß er es eben so mit seinen Verpflichtungen halten werde.

Wenn man aber den Deutschenfressern selbst zumuthen wollte, das zu thun, was sie von den Deutschen fordern, — was würden sie sagen?

Und sollen denn die sittlichen Principien zwiefacher Art sein: die einen für die Deutschen, die anderen für die Russen? Der gesunde Sinn wird hiermit nie übereinstimmen, wenn er nicht bis zum Ekel überfalzen ist. Es giebt, scheint uns, in Rußland genug Völker, verschieden im Glaubensbekenntniß, verschieden im Typus, verschieden in der Sprache. Warum läßt man sie denn in Ruhe? Deshalb, weil ihr Bildungsgrad gleichsam in der allgemeinen staatlichen Masse verschwimmt. Aber die Unruhe der Polen und die Abgeschlossenheit der Deutschen weisen jene auf eine wirkliche, diese auf eine eingebildete Gefahr. Daß die Polen es selbst laut verkünden, daß bei ihnen Vorsicht nöthig, darüber braucht man nicht weiter zu reden. Daß man aber den Deutschen vorwirft, daß sie irgend etwas im Geheimen ersinnen und vorbereiten, nachdem sie schon eine solche Bedeutung im russischen Leben erhalten und nie in der Erfüllung ihrer Pflichten gewankt haben, — diese Anschauung kann nur den Deutschenfressern eigenthümlich sein. Sie erinnert an die Entscheidung von Puschkin's Capitän: „Untersucht, wer Recht und wer Unrecht hat, und dann bestraft beide."

Wenn man die volle Wahrheit sagen will — und wir sind dazu entschlossen —, so kommt der Streit daher, daß das Niveau der russischen Bildung das der deutschen noch nicht erreicht hat. Wenn das russische Niveau höher gestiegen sein wird, — dann werden die Ostseeprovinzen nichts mehr sein, als der Theil eines viele Volksstämme umfassenden Reichs, und die nationalen Controversen werden aufhören. Das aber ist Sache der Zeit, nicht Sache des Streites, der Gewalt, der Verstimmung und der Feindschaft. Die Deutschen lieben ihren Vortheil: dafür sind sie Menschen. Sie sind geduldig und berechnend: dafür sind sie Deutsche. Ihr Leben kann kein nichtdeutsches sein, die Gewalt über ihnen aber muß eine russische sein, ohne kleinliche Nergeleien, aber in den großen Zügen der Staatseinheit. Wie man sie noch mehr an die russischen Interessen fesseln kann, — ist natürlich keine unwichtige Frage, das aber kann man voraussagen, daß die Deutschenfresser ein solches Resultat nimmermehr erreichen werden, weit eher ein ganz entgegengesetztes, als sie wünschen. Wäre es nicht besser, seinen Eifer zu mäßigen, seine Beredtsamkeit zu beruhigen, und zu bedenken, daß man bei den lobenswerthesten patriotischen Aufwallungen die Wahrheit nicht verunstalten darf?"

Aus allen Erdtheilen.

Ein Campmeeting auf Long-Island bei Neuyork.

Ueber die „frommen Felddienstübungen", welche die Methodisten in der Mitte des Augustmonates in Scene gesetzt haben, erstattet das deutsche „Newyorker Journal" folgenden Bericht.

Unter allen seltsamen Erscheinungen des amerikanischen Culturlebens ist die Abhaltung sogenannter „Campmeetings" von vereinigten Kirchengemeinden gewiß die wunderlichste. Unter freiem Himmel, den Einflüssen der ungünstigen Witterung ausgesetzt, zu campiren, Bußübungen sich zu unterziehen, dreimal des Tages salbungsvolle, bombastische Predigten der die Gemeinde hütenden Seelsorger mit anzuhören und während der Zwischenzeit auch noch religiöse Gegenstände zu verhandeln, ist wahrlich mehr, als ein weltlich gesinnter Erdenwurm zu begreifen vermag. Da hier in Amerika in dem Lande, wo sich Gegensätze nur zu oft berühren, jeder nach seiner Façon selig werden kann, so finden sich auch in dieser verderbten Zeit Glaubensstarke genug, die ihrem gottesfürchtigen Drange durch Extragottesdienst immer neue Nahrung zu geben das Bedürfniß fühlen. In der Woche vom 12. bis 19. August haben sich, wie alljährlich, die Methodistengemeinden der Insel bei Merrik, an der Southside-Eisenbahn zusammengefunden, um sich am unmittelbaren Genusse der freien Luft zu erlaben, unter Zelten frommen Betrachtungen nachzuhängen und Gott laut und mit Ostentation zu loben und zu preisen. Achttausend Personen hatten sich am vergangenen Sonntag allein von allen Richtungen der Windrose hier eingefunden; in 1500 Gefährten, welche eine förmliche Wagenburg bildeten, waren sie herangeströmt, um das Wort Gottes zu vernehmen; vom leichten „Buggy" und eleganter Carrosse herab bis zur schwerfälligen Familienkarete waren alle Vehikel vertreten; der 40 Acres umfassende Hain, in der Nähe der Station Merrick, glich einem friedlichen Feldlager, in welchem statt der kriegerischen Trommel und des weithin schallenden Signalhorns fromme Hymnen ertönen, und wo statt barscher Commandoworte eines martialischen Offiziers milde und sanfte Reden der Herren Pastoren, die nur zuweilen in frommem Glaubenseifer zu höheren Tönen sich steigern, erschallen.

Alle Altersclassen, vom unmündigen Säugling im Arm bis zum Greise am Stabe, waren vertreten; alle Weiler und Flecken, dreißig Meilen in der Runde, hatten ihre Gläubigen gesendet, welche, 900 an Zahl, auf dem grünen Rasen lagern und Nachts in den 150 errichteten Zelten campiren. Für die Hirten der verschiedenen Gemeinden waren etwa hundert Zelte aufgeschlagen, die sich durch größern Comfort der Einrichtung auszeichnen. Die äußere Gestalt des Lagers ist fächerartig; in einiger Entfernung von der Landstraße gelegen, ist es in Avenues eingetheilt, die die Benennung der Straßen führen, welche mit der Gemeinde correspondiren. Da ist eine Fleer-, Johnson-, South-, Secondstraße, Hudson Place, de Kalb Avenue u. s. w. Im Centrum dieser temporären Stadt befindet sich ein beträchtliches Viereck mit Sitzen für die Andächtigen und der Kanzel, oder besser Rednertribüne, vor welcher im Halbkreise die Versammlung dreimal des Tages Platz nimmt. Neben der Befriedigung der geistigen Bedürfnisse ist auch auf die der materiellen wohlweislich gebührende Rücksicht genommen; ein „fliegender" Groceryladen, eine ziemlich umfangreiche Restauration bieten Speise und Trank, aber keine Spirituosen; sogar ein Gesichtsverschönerer mit seinen Gehülfen hat sich dort eingefunden. Auch für den Fall, daß die Andacht der Frommen durch gottlose Eindringlinge gestört werden sollte, ist ein Polizeicapitän mit einigen Polizisten stationirt, die sich in einer für sie errichteten Laube recht heimlich zu fühlen scheinen. Die Tage gehen in eintönigem Einerlei hin; Hymnensingen, Gebet, Predigt, sowie geistliche Betrachtungen und Unterhaltungen bilden die Haupt-, wo nicht einzige Beschäftigung der gläubigen Seelen.

Wer zu schlafen im Stande ist, mag schlafen, so lange es ihm beliebt; eine Lagerregel existirt nicht; doch wenigen Glücklichen ist es beschieden, länger als bis fünf Uhr in Momus Armen zu ruhen; das Frühgebet seiner Zeltgenossen, wie Nachbarn, das Kindergeschrei, welches von allen Orten her sich zu einem nicht erheiternden Morgenconcert vereinigt, die Hymnen und Choräle schlagen in wüstem Durcheinander an das Ohr des schlaftrunkenen und durchfröstelten „Campmeeters". Vielleicht mag sich oft ein unheiliger Fluch auf die Lippen manches Frommen ob des Heidenlärms mitten unter den Gläubigen drängen, aber „der Anderen wegen" drückt er ihn zurück und begnügt sich, mit stiller Wehmuth an seine friedlichen Penaten zu denken. Nach eingenommenem Frühmahl beginnt die Morgenandacht, die sich mit kurzen Unterbrechungen in den verschiedensten Auflagen, als Predigt, geistliche Controverse, Selbstbetrachtung bis zum Nachmittagsgottesdienst in ewigem Einerlei wiederholt, um vom Abendgottesdienst, der um 7 Uhr beginnt, fortgesetzt zu werden. Um 10 Uhr Nachts enden die officiellen Andachtsübungen und Predigten, und Jedem bleibt es überlassen, sich in der Stille seines Zeltes von Neuem frommen Betrachtungen hinzugeben. Alle an die profane Welt erinnernden Genüsse sind strengstens verpönt; „fancy Drinks", Cigarren und dergleichen sind ein horror, und so mancher weltlich gesinnte junge Fant, der am vergangenen Sonntag, in dem Wahne, er besuche ein heiteres Piknik, sich einfand und getäuscht sah, bezeichnete die ganze Comödie als einen Humbug, welcher Ansicht wir uns aber nicht anzuschließen vermögen.

Die Nachtscenen, welche dem unbefangenen Beschauer sich darbieten, sind seltsam und üben auf ein phantasiereiches Gemüth einen gewissen Zauber aus. Zerstreute Lämpchen werfen ihren ungewissen Schein über die Rasenfläche; die aus den Zelten dringenden Lichter beleuchten gespenstisch die Schatten hin und her wandelnder Gruppen; zu Häupten bemüht sich der blasse Mond, einige verstohlene Strahlen durch die rauschenden Bäume zu senden, säuselnde Abendwinde streichen durch die Gebüsche, brünstige Gebete hört man in allen Winkeln lispeln, gegen welche Lobgesänge, mit Stentorstimme vorgetragen, seltsam contrastiren. Alles scheint in Frömmigkeit und Hingebung förmlich aufgelöst; hier ein frommer Eiferer, eine Schaar Hörer, die sich um ihn gesammelt, zur steten Gottesfurcht ermahnend, dort ein Häuflein Sänger, die mit ziemlich harmonischem Gesange den Hain wiederhallen lassen. Mit Zuhülfenahme von etwas Phantasie glaubt man sich in das Reich der Ueberirdischen versetzt, wenn die kühle Nachtluft und der rieselnde Regen, der sich in der „Betwoche" sehr häufig einstellt, nicht an die reale Welt gemahnten. Man mag nun als „Outsider" über diese Campmeetings denken und urtheilen wie man will, jedenfalls wird man den Theilnehmern das Verdienst nicht schmälern können, daß sie eine Beharrlichkeit im Glauben und Eifer im Befolgen ihrer Lehren an den Tag legen, von dem man behaupten kann, daß in ihrer religiösen Begeisterung, um nicht einen stärkern Ausdruck anzuwenden, ein System liegt.

Eine Spaltung unter den Mormonen. Während auch im laufenden Jahre wieder Tausende von Neubekehrten zum Tabernakel in der Stadt am Großen Salzsee wandern, um als Heilige des jüngsten Tages selig zu werden, ist dort unter den wahren Rechtgläubigen ein Schisma ausgebrochen. Joseph Smith, der Gründer und erste Prophet der Secte, hat zwei Söhne hinterlassen, und diese betrachten sich gleichsam als legitime Nachfolger in der Würde ihres Vaters. Sie treten gegen

das dermalige Oberhaupt der Mormonen, **Brigham Young**, feindselig auf, beschuldigen ihn der Ketzerei und behaupten, daß ihr Vater, der erste und echte Prophet, die Vielweiberei verdammt habe. Sie sind im Juli nach Salt Lake City gegangen, gerade in die Höhle des Löwen hinein, und seitdem werden dort Controverspredigten gehalten. Ueber den Stand der Dinge äußert sich ein Correspondent der „Chicago Tribune" in folgender Weise.

Des ersten Propheten Söhne, **David** und **Joseph**, predigen zweimal in jeder Woche in der Independence Halle, welche nicht den Mormonen, sondern den „Heiden" gehört. Dieselben scheinen mit Erfolg eine Spaltung in Brigham's Kirche hervorzubringen. Sie predigten und tauften zwei oder drei Wochen hindurch in Provo, und einige Tage darauf ging Brigham ebenfalls dahin, um ihnen entgegenzuwirken und den von ihnen etwa angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Er soll ihnen, wenn sie sich nicht wieder taufen ließen, mit **ewiger Verdammniß** gedroht und sie und ihre Mutter mit Heftigkeit beschimpft haben. Als sie hierher kamen, besuchten sie Brigham und baten ihn, ihnen das Tabernakel oder ein anderes Local zum Gebrauche zu überlassen. Brigham schlug es ihnen aber rund ab und vergaß sich so weit, daß er ihre Mutter Emma eine Lügnerin und Diebin nannte. Darauf hielten sie ihm seine Niederträchtigkeit vor, daß er in seinem eigenen Hause ihnen Dinge sagte, die er ihnen auf der Straße nicht sagen dürfte.

Der Streit zwischen Brigham und den Söhnen von Joseph Smith wurde auf den Kanzeln ausgefochten. Am 1. August predigte Joseph jun. in der Halle, die nicht alle Zuhörer fassen konnte. Er behauptete, daß die christliche Kirche, so wie sie von den Aposteln organisirt worden, gleich nach ihrem Tode wieder dahingefallen sei, und es habe von da an auf der Erde keine wahre christliche Kirche gegeben bis zum Jahre 1830, als der Engel vom Himmel das ewige Evangelium gepredigt, und der Prophet Joseph (sein Vater) nach dem Vorbilde der Beschreibung des neuen Testaments die Kirche der Latter Day Saints gestiftet habe. Dann ging er zur **Bekämpfung der Polygamie** über, die er zu dem Verbrechen der Unzucht und des Ehebruchs rechnete, und bewies aus dem Book of Mormon den „Times and Seasons" (dem kirchlichen Blatte der Mormonen vor der Hedschira von Nauvoo) und anderen mormonischen Urkunden, daß die Polygamie als ein Verbrechen im Namen Gottes feierlich und bestimmt verdammt worden sei. Diese Predigt wurde mehrmals durch Beifall unterbrochen, einmal aber auch durch einen lauten Widerspruch von Seiten eines Brighamisten, worauf sich Rufe wie: „Werft ihn hinaus!" vernehmen ließen. Smith versprach dem Widersprechenden auf den Abend eine Erwiderung. Und so war denn an diesem Abend wieder eine Versammlung in einem andern Local, wobei auch Brigham gegenwärtig und der Hauptsprecher war. Er drückte sein Bedauern über die Verblendung der jungen Smiths aus und die Hoffnung ihrer Bekehrung. Im Gegensatz zu ihrer Verwerfung der Polygamie behauptete er — und offenbar mit gutem Grund — daß ihr Vater selbst die Polygamie lehrte und praktisch ausübte. „Sie können," sagte er, „die Werke seines Vaters nicht ungeschehen machen, die vor uns und unter uns sind. Ich habe selbst gesehen, wie Emma, Josephs erste Frau, ihrem Manne zwei Mädchen, Schwestern, zu Frauen gab, und ein ander Mal noch zwei, die ihm „versiegelt" wurden, so hübsche Mädchen, als man je gesehen hat. Ich selbst habe ihm zwanzig bis dreißig Frauen „versiegelt". Die „Jungen" (die Söhne von Smith) seien von ihrer Mutter falsch berichtet worden; sie predigten „Emmaismus", nicht „Josephismus". Sie könnten übrigens damit bei den wahren Heiligen so wenig Schaden thun, als sie ihre Häuser in die Tasche stecken und nach Hause tragen könnten; sie könnten nur das Aas sammeln, und je bälder sie das thäten, desto besser ꝛc."

Der Correspondent glaubt übrigens, daß die Bemühungen der beiden jungen Smith, eine durchgreifende Aenderung im Mormonismus hervorzubringen, von Erfolg sein werden. Brigham habe seine Rolle ausgespielt, und es sei ohnedem bald für ihn Zeit daß er zu seinen Vätern versammelt werde. Die Polygamie könne sich unter den Europäern nicht auf die Dauer halten, und er glaube, daß viele Mitglieder der Kirche sich nach der Abschaffung derselben sehnen.

Britisch-Columbien. Ueber den derzeitigen Zustand und die Zukunft von **Britisch-Columbien** äußert sich der Gouverneur desselben in einem unlängst veröffentlichten Blaubuche wie folgt: „Der wichtigste Fortschritt, welchen unsere Colonie gemacht hat, ist die Vermehrung von Fahrstraßen und anderen Communicationsmitteln. Schon beginnt das bei uns im Inlande erzeugte **Mehl** die fremde Einfuhr zu verdrängen. Das prachtvolle **Holz**, welches um unseren Häfen wächst, findet die mannichfaltigste Verwendung, und Stämme und Stabholz wurden im Jahre 1866 für mehr als zehntausend Pfund Sterling ausgeführt. Die Goldausbeute in demselben Jahre wurde auf sechsmalhunderttausend Pfund Sterling geschätzt, und da keinenfalls mehr als dreitausend Menschen in den Goldgruben thätig waren, so kam im Durchschnitt auf den Kopf ein Verdienst von zweihundert Pfund, was den durchschnittlichen Gewinn in Californien und Australien bei Weitem überschreitet."

Von den Goldminen von **Caribo** erzählt Whymper in seinem Reisewerke über Alaska und andere nördliche Gebiete am Stillen Ocean, daß dieselben noch immer ein sehr reiches Feld seien; eine einzige Goldgräbergesellschaft habe in einem Tage daselbst 180 Pfund Gold gewonnen, und er selbst sei Zeuge gewesen, wie man durch nur achtstündige Arbeit über zweihundert Unzen zu Tage gefördert habe. Im Ganzen aber seien die Arbeitsspesen so hoch, daß oft ein, zwei, ja drei Jahre vergingen, ehe von irgend einem nennenswerthen Reinertrage die Rede sei, der tägliche Arbeitslohn müsse auf mindestens zehn Dollars angeschlagen werden. Das Schicksal der Entdecker von „Williams Creek", dem reichsten Thale in Caribo, beweise, daß das Loos der Goldgräber oft genug ein wenig beneidenswerthes sei. Der eine derselben, ein **Deutscher, Namens Wilhelm Dietz**, lebte, durch Strapazen und Beschwerden aller Art arbeitsunfähig geworden, während Whymper's Aufenthalt in Victoria dort von Almosen, und der andere, Rose, ein Schotte, starb im Walde buchstäblich Hungers. Erst nach längerer Zeit fanden Freunde seine Leiche und neben derselben einen Zinnbecher, auf welchem er durch ein paar eingekritzelte Worte die Geschichte seiner Leiden zu erzählen versucht hatte.

Wissenschaftliche Expeditionen im russischen Reiche. Im Laufe des Sommers sind im Auftrage der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg eine Anzahl von Gelehrten thätig gewesen. **Tschubinski** bereist zu ethnographischen und statistischen Forschungen das südwestliche Gebiet; **Kusnezow** stellt im Nordwesten Forschungen über die Letten und Litthauer an; **Barkowski** über Getreideerzeugung und den Handel an der obern Wolga. Zu demselben Zwecke durchreist **Taratschkow** das Okabecken, also die Centralprovinzen. — Auch der Moskauer Naturforscherverein hat mehrere Expeditionen ausgerüstet. **Kroneberg** ist an die Gestade des Weißen Meeres gegangen; **Ulianin** und **Poggenpohl** sind am Schwarzen Meere, **Sänger** an jenem der Ostsee, **Fedtschenko** in Turkestan; **Meschajew** untersucht den Bielosero (Weißen See). Außerdem sind einige Mitglieder zur Erforschung des lettischen Gebietes thätig gewesen.

Wir wollen hier bemerken, daß Rußland dahin trachtet, sich einen **neuen Handelsweg** nach dem **westlichen China** zu eröffnen. Zu diesem Zwecke hat der russische Consul in **Kuldscha, Pawlinow**, eine Reise in diejenigen chinesischen Provinzen unternommen, in welchen die Mohammedaner sich im Aufstande gegen die Pekinger Regierung befinden, also namentlich nach Sze tschuen.

Gereizte Stimmung in China gegen die Europäer. Ueberall, wo zwei ganz verschiedenartige Civilisationen zusammentreffen, müssen Conflicte entstehen, weil die Gegensätze scharf auf einander prallen. Es dauert allemal lange, bevor auch nur ein richtiges Verständniß zwischen beiden Theilen Platz greift, und

die Abneigung wird um so stärker sein, wenn der eine Theil der Besiegte und der andere übermüthig ist. In China, das in unseren Tagen eine so wichtige Rolle spielt, sind die Europäer nicht mit Sammethandschuhen aufgetreten und verlangen immer neue Zugeständnisse. Sie stören das System im Blumenreiche der Mitte, und ihre Missionäre sind sehr unwillkommene Gäste. Der Anschauungskreis der Chinesen ist eben grundverschieden von unserm europäischen, und es kann gar nicht Wunder nehmen, daß die Barbaren des Abendlandes, welche dem Reiche das Opium aufzwingen und den Sommerpalast des Kaisers in Asche gelegt haben, insbesondere von den Mandarinen gehaßt werden. Neuerdings haben sich Geheimbünde gebildet, deren Zweck auf Austreibung und wo möglich Vernichtung der Eindringlinge aus dem Abendlande hinausläuft. Sie werden denselben nicht erreichen; indessen ist eine Proclamation kennzeichnend, welche von Seiten der Vorsteher eines Geheimbundes in mehreren chinesischen Städten als Maueranschlag veröffentlicht worden ist. Dieser Bund wird als Mih ten bezeichnet; sein in J tschang erlassenes Manifest äußert sich unter Andern wie folgt:

„Alle, die menschlich fühlen, können nur das tiefe Wohlwollen und die großmüthige Güte unserer Regierung preisen. Es giebt gegenwärtig einen Winkel auf dem Ocean, Namens England, bewohnt von einer unbedeutenden, ungebildeten und gesetzlosen Race; sie treiben sich umher wie Schweine oder Wölfe. Ihr Hauptzweck ist Leute beschädigen, und in der Zuversicht ihrer Selbstüberschätzung schwindeln sie und machen Uebergriffe auf die Rechte anderer Völker und hoffen durch Vergrößerung ihres Gebietes tyrannische Usurpatoren zu werden.

Ihre wichtigste Lehre spricht von Jesus Christus. In ihren gottesdienstlichen Versammlungen behaupten sie, daß alle Menschen Sünder sind. Sie verehren den Herrn des Himmels. Im Lichte des Kreuzes gesehen, sind sie alle Ketzer und Dämonen; in ihrem abgelegenen Winkel schließen sie sich ab mit ihren eigenen Ideen. Sie bemühen sich, die Leute durch ihre falschen Lehren irre zu leiten; sie vertrauen hauptsächlich auf ihre Räderschiffe, die trotz widriger Winde sich hin und her bewegen können. Gleichviel ob ein Platz arm oder reich ist, sie sparen keine Mühe, um sich in Besitz desselben zu setzen; ihren eigenen selbstsüchtigen Zwecken folgend, stiften sie Unfrieden, wohin sie immer kommen.

Schon haben sie sich unseres Marktes in Hankeu bemächtigt, und jetzt beabsichtigen sie, uns hier in J Chang zu stören, dessen Handel sie an sich zu reißen im Begriffe sind; sie haben weitere Absichten auf unsern Platz und unsere Habe. Dieses abscheuliche Treiben nimmt alle mögliche Gestalten an, die so wenig zu zählen sind, wie die Haare auf unseren Häuptern.

Im Namen alles dessen, was rein und gut ist, wie kam diese teuflische Race in dieses unser Land? In diesen Tagen des Friedens und der Fülle, wie können wir diese schändlichen Dämonen dulden?

Wie die Sache steht, so geziemt es uns, uns zu vereinigen zu einem gemeinsamen Zwecke mit einem gegenseitig bindenden Eide, und diese geheime Gesellschaft sorgfältig zu organisiren, um uns von diesen Landplagen zu befreien.

Deshalb haben wir folgende Regeln festgestellt: 1) Für jeden getödteten Fremden wird die Gilde eine Belohnung von 10,000 Cash aussetzen. 2) Für jeden verbrannten oder zerstörten Dampfer wird die Gilde eine Belohnung von 10,000 Cash gewähren. 3) Wenn ein eingeborener Händler eigennützig genug ist, um ein Grundstück für ein Hong (Geschäftslocal) an einen Fremden zu verkaufen, so wird der Verkäufer getödtet, ohne Unterschied, und die Person, die ihn der Gilde anzeigt, erhält 10,000 Cash Belohnung. 4) Wenn ein eingeborner Händler einem Fremden ein Haus zu vermiethen beabsichtigt, um ein Hong zu eröffnen, so wird das Haus zerstört werden, ohne Ausnahme, und der Angeber erhält 10,000 Cash Belohnung. 5) Wenn irgend ein Boot oder eine Dschonke einen Fremden den Fluß hinauf oder hinab oder über denselben bringt, so wird dies Boot ans Ufer gezogen und verbrannt werden. 6) Wenn irgend Jemand im Kampfe mit Ausländern irgend welche Beschädigung erleidet und mit dem Nachweise der Beschädigung zu der Gilde kommt, so wird sie abgeschätzt werden, ob sie leicht oder schwer ist, und ihm Schadenersatz gewährt werden. 7) Wenn irgend Jemand beim Tödten eines Fremden verletzt wird, so wird die Gilde ihm einen Sarg geben, seine Begräbnißkosten zahlen und überdies 300,000 Cash für den Unterhalt seiner Familie geben.

Die oben erwähnten sieben Clauseln gehen sämmtlich die Hauptpersonen der geheimen Gesellschaften an, die über die Aufbringung der Fonds zu den Belohnungen zu berathen haben; und im Verhältniß zu ihrem Landbesitz zu den Fonds beitragen werden.

Es hat nichts zu thun mit den Localbehörden; strengt euch selbst, jeder einzeln und für sich, an, so viel an euch liegt, aber verklagt einander nicht verläumderisch. Ihr müßt euch alle gleichmäßig diesen Gesetzen fügen, um den Platz ruhig zu halten. Dies ist eine Specialankündigung.

Gegeben in der Versammlungshalle der „Mihten" am 15. Tage im 3. Monat des 8. Jahres von Tungche."

Die Litthauer in Ostpreußen. Wir haben jüngst einige Mittheilungen über dieselben gebracht; jetzt ist uns folgende Notiz aus Ostpreußen zugekommen.

Der Volksstamm der Litthauer, welche in früheren Zeiten einen nicht unbeträchtlichen Theil von Preußen einnahm, ist jetzt in rascher Umwandelung begriffen, so daß wohl die Zeit nicht mehr fern liegt, da man der litthauischen Sprache und Sitte nur noch in den angrenzenden russischen Provinzen begegnen wird. Sicher wird die Sitte, wie natürlich, am längsten sich erhalten und trotz mannichfacher Veränderungen immer noch erkennbar bleiben; aber die Sprache verschwindet von Jahr zu Jahr mehr. Namentlich hat die Eisenbahn, welche im Jahre 1861 bis zum Grenzorte Eydtkuhnen — in gerader östlicher Richtung von Königsberg — geleitet wurde, bereits sehr merklichen Einfluß ausgeübt. Während man früher bis Goldapp und bis zum Angerburger See hin überall Litthauer fand, ist dieser Theil südlich von der Eisenbahn jetzt bereits ganz deutsch geworden. Zwar verstehen einzelne alte Leute hier und da noch die Sprache, aber ihre Kinder kennen nur wenige Wörter oder Sätze, und schämen sich nicht selten, dies zu gestehen. „Sie (oder er) spricht litthauisch" ist dort die verächtliche Bezeichnung für mangelhafte Bildung selbst unter Bauern und besseren Arbeitern. Nördlich von der Eisenbahn ist die Sprache im Bereiche von einer bis zu drei Meilen ebenfalls schon verschwunden. Arbeiterfamilien, die wir vor sieben Jahren nur mangelhaft deutsch sprechen hörten, gebrauchen die litthauische Sprache, welche ihnen doch ursprünglich Muttersprache war, jetzt nicht einmal beim Umgange im Hause. In einem kleinen, etwa zwei Meilen von der Bahn gelegenen Dorfe fand ich damals noch drei alte Landwirthe, die ganz nach der Weise ihrer Väter lebten. Sie gingen auch im Winter stets mit offenem Rock und Hemdekragen, so daß man Hals und Brust sehen konnte. Jetzt sind sie ausgestorben, und das ganze Dorf spricht deutsch. Dieselben Beobachtungen hat man in der Nähe der Insterburg-Tilsiter Eisenbahn gemacht. In dem Kirchspiele B., zwei Meilen von der Bahn entfernt, hat sich die Anzahl derjenigen Kirchenbesucher, die nur litthauisch sprechen, so vermindert, daß der litthauische Gottesdienst, welcher vor 20 Jahren von etwa 250 Personen besucht wurde, jetzt nur noch 15 bis 20 Personen hinzieht. Da die Litthauer regelmäßig zur Communion gehen und die Zahl der Communicanten verzeichnet wird, so sind dergleichen Zahlen als ein richtiger Beweis für das Erlöschen der Sprache anzusehen. Am längsten wird sich die Sprache noch unmittelbar an den von der Bahn nicht berührten Theilen der Grenze (in den von Schmugglern bewohnten Grenzdörfern) und in den Fischerdörfern am kurischen Haff und der kurischen Nehrung halten.

Bernsteinbaggerungen im kurischen Haffe. In der Nähe des auf der kurischen Nehrung gelegenen Badeortes Schwarz-

ort sind seit mehreren Jahren im kurischen Haffe Bernsteinbaggereien unternommen worden, die bereits einen sehr reichen Ertrag liefern und über 400 Arbeiter beschäftigen. Man findet den Bernstein stets mit Sprockholz vermischt in einer Tiefe von 12 bis 15 Fuß unter der Oberfläche des Haffbodens. Nach den geologischen Annahmen haben die Wogen der Ostsee, die noch heutzutage viel Bernstein im Seetang mit sich führen, einst dies Harz mit Sprockholz vermischt in die Küsten unseres Landes und in die in der Nähe gelegenen großen Sümpfe und Wasseransammlungen geschlendert.

Nicht selten werden bei diesem Baggern Stücke, die bereits von Menschenhand bearbeitet sind, zu Tage gefördert. Die physikalisch-ökonomische Gesellschaft in Königsberg in Preußen bewahrt drei verschiedene Arten dieser Artefacten, die sich von den bereits im Samland und anderen Theilen gemachten Funden wesentlich unterscheiden, und hiesigen Sammlern fremd und neu sind. (Siehe „Altpreußische Monatsschrift", 5. Heft 1867.) Die ältesten Stücke sind ganz roh bearbeitet und nur mit einer kleinen Oeffnung zum Aufziehen auf Schnüre versehen. Sie zeigen Spuren von Schneideinstrumenten. Die der zweiten Art sind von flacher Form, Knöpfen ähnlich. Sie haben auf der innern Seite schräge Bohrlöcher, so daß sie sich beim Tragen dem Körper anpassen und die Schnur verdecken. Dazu gehören oval oder dreieckig geformte Stücke, welche bereits punktirte Linien zeigen. Jene der dritten Art sind cylindrisch zugeschnittene Stücke mit guter Bohrung. Daß sie nicht modern sind, geht daraus hervor, daß sie nicht abgedreht, sondern abgeschabt sind. Auch hat man zwei Stücke von 3½ Zoll Länge gefunden, die augenscheinlich Götzenbilder darstellen und vielleicht als Amulete um den Hals getragen wurden, wie aus den Bohrlöchern, die sie zeigen, hervorgeht.

* * *

— In den Südstaaten der nordamerikanischen Union will es mit der Einwanderung von Europäern nicht vorwärts gehen. Der Grund liegt theilweise im Klima, theils in der Lebensweise, an welche sie sich nicht gut gewöhnen können. Ein Herr Eduard Preiß bespricht den Gegenstand in dem zu Charleston in Südcarolina erscheinenden „Südlichen Correspondenten" in folgender Weise.

Ich begegnete mehreren Deutschen, die aus unserm Staate wieder nach dem Norden wanderten. Auf meine Frage: warum sie Südcarolina verließen? erhielt ich zur Antwort: „Wir haben dort nichts zu essen. Von Speck und Corncake (Maisbrot) können wir nicht leben." — Im Jahre 1866 machte ich eine Reise von Lima in Peru durch Südamerika, bis Para in Brasilien, an der Mündung des Amazonenstromes. Am westlichen Abhange der peruvianischen Gebirge leben die Einwohner von Mais und von Maisbrot, und selbst in hochgelegenen Gegenden kommen locale Fieber häufig vor. Auf den höheren Tafelländern, wo Weizenbrot genossen wird, hören die Fieber auf. Am östlichen Abhange der Gebirge und in den Gegenden des obern Amazonenstromes werden Bananen und Yuka (eine eßbare Wurzel) genossen, und obgleich die Gegenden daselbst sehr heiß und sumpfig sind, gehören doch Wechselfieber zu einer Seltenheit, und selbst in den Sümpfen des untern Amazonenstromes, wo „Farina" (Mandioca) statt Brot gegessen wird, giebt es selten Fieber; selbst Ausländer bleiben gesund. Eine Ausnahme machen in allen warmen und heißen Ländern die Küstenstriche, wo die Ausdünstungen der Manglewälder das gelbe Fieber verursachen. In ganz Mexico wird Maisbrot gegessen, und selbst auf den höchsten Tafelländern sind Wechselfieber sehr häufig. Im vorigen Jahre reiste ich durch Texas und machte die Beobachtung, daß unter den amerikanischen Familien, die meistens von Maisbrot leben, mehr Fieberfälle vorkommen als unter den Deutschen, die mehr Weizen- als Maisbrot essen. In Arkansas war dasselbe der Fall, und die Fieber hörten erst auf, als ich unter die Deutschen in Missouri kam, die bloß von Weizenbrot leben. In allen anderen Staaten würde sich dasselbe Resultat herausstellen (die Küstenstriche nicht mitgerechnet). — Nach den hier angeführten Beobachtungen zu schließen, scheint der Genuß von Maisbrot in manchen Localitäten sehr viel zur Entstehung der Fieber beizutragen. — Der Mais enthält sehr wenig Klebstoff, ist daher für den menschlichen Magen schwer verdaulich, wofür die Excremente eines Maisbrot essenden Menschen ein hinreichender Beweis sind. Der Zweck des Essens ist: dem Körper Nahrungsstoff zuzuführen und nicht bloß den Magen auszufüllen. — Bekanntlich ist Schweinefleisch die am schwersten verdauliche unter allen Fleischgattungen, die wir genießen, und wenn der Speck stark ausgebraten wird, wie es hier im Lande häufig geschieht, wird der Magen nur mit dem unverdaulichen Faserstoff gestopft, was in warmen Ländern keinesfalls der Gesundheit zuträglich sein kann. Und wenn selbst Menschen, die von Geburt an Speck und Corncake gewohnt sind, in verhältnißmäßig gesunden Gegenden häufig von Fiebern befallen werden, so ist es wohl zu erwarten, daß ein von Europa neuangekommener Einwanderer dieser Krankheit selten entgehen wird, wenn er mit dem ihm ungewöhnten Maisbrot und bloßem Speck gefüttert wird; außerdem erscheint Maisbrot vielen Menschen unschmackhaft, bis sie daran gewöhnt sind, oder wenn es mit Milch und Eiern angemacht wird, welches den Geschmack erhöht.

— Ein bewegliches Tabernakel. Im Yankeelande speculirt man auf Alles, und einige schlaue Köpfe haben herausgebracht, daß man mit portativen Kirchen ein erkleckliches Geld herausschlagen könne. Es giebt im fernen Westen viele neue Ortschaften, die noch keine gottesdienstlichen Gebäude haben, und wo die Leute gern ein Sitzgeld zahlen, wenn sie einen Pastor predigen hören können. Das ist ja der am „Sabbath" einzig erlaubte Zeitvertreib, wenn es einer ist. Die Prediger kommen gleich mit dem Tabernakel herangewandert, über den Preis für eine so oder so lange Rede wird man schon handelseins. Die Speculanten Hubbard und Compagnie haben ein mächtiges portatives „Tabernakel" in Chicago gebaut, und dasselbe an einem schönen Julitage förmlich einweihen lassen. „Freunde der Religion" haben dieses Zelt geschenkt. Dasselbe ist 30 Fuß hoch, hält 70 Fuß im Durchmesser, hat amphitheatralisch geordnete Sitze und soll 1500 fromme Gemüther fassen. Wenn es mit solchen gut gefüllt ist, wirft es gewiß guten Profit ab. Mit dem großen Tabernakel sind zwei kleinere Zelte verbunden; eins bildet eine Küche, das andere ist ein Berathungszimmer. Mit diesem Tabernakel sollen nun die Ortschaften in Kansas heimgesucht werden, welche noch keine „Meetinghäuser" haben, und wo doch die lieben Christenseelen sich nach Erbauung sehnen. „Zwei Geistliche, gewaltig packende Redner, Reverend Stimson und Reverend Scott, haben die Sache in die Hand genommen, und man darf nicht zweifeln, daß sie Succeß haben werden."

— Die indischen Eisenbahnen hatten im ersten Quartale dieses Jahres eine Länge von 4090 englischen Meilen und standen unter 11 Compagnien.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Barcelona und der Montserrat.

Von **Franz Koppel.**

I.

An hellen, sonnbeglänzten Tagen sieht man vom Mont Ventoux zwischen Isère und Durance den Golf von Marseille, und in südwestlicher Ferne den schneebedeckten Gipfel des Canigou, der, keine Tagereise weit vom Meer entfernt, als höchste Spitze der Ostpyrenäen sich aufthürmt. Der Meridian von Paris führt über sein schneeiges Haupt, und zwischen ihm und dem Cap Rosas, der Südostspitze des seltsam zerklüfteten Vorgebirges, durchsetzt eine einzige tiefere Thalsenkung die vierfache Scheidewand der Pyrenäen von Nord nach Süd. Hier hatte die Natur die große catalonische Heerstraße angedeutet, die Kunst hat sie ausgeführt. Die Römer bahnten einen Weg für ihre Legionen; am Col Pertus durchbohrten sie den Fels; die Scipionen, Cäsar und Pompejus bauten hier Altäre, Hannibal zog mit seinen Elephanten und numidischen Reitern auf dieser Straße hinüber in die lachenden Gefilde der Provence.

Noch heute ist dieser Paß von Bellegarde der sehr besuchte und bequeme Landweg von Marseille nach Barcelona; eine klingende Maulthierpost fährt täglich zwischen Perpignan und Gerona hin und her, es giebt keine bequemere Alpenstraße in der Welt.

Zunächst führt sie durch die gluthheiße, kornreiche Ebene von Perpignan, dann sanft ansteigend durch Hügelland mit trefflichem Weinbau und Olivencultur in die schöne Gebirgslandschaft von Roussillon, die ihren Namen von den Rhodiern haben soll, wie Cap Rozas von dem dahinterliegenden sichern Hafen, den rhodische Seeleute entdeckten. Heute ist das romantische Hügelland das Mekka aller Weinreisenden, am bekanntesten durch den beispiellosen Reichthum an dunkelfeurigen Weinen. Weiter hinauf beginnt ein mehrere Stunden langes steiles Ansteigen bis zum Bergdorf Pertus; ein langgewundenes romantisch-wildes Felsthal führt nach Spanien hinein; links und rechts stehen trotzige Bergfesten, theilweise in Felsen gehauen; das französische Bellegarde überragt sie alle und beherrscht den Hauptpaß. In Junquera betritt der Wanderer die erste hohe Bergterrasse Cataloniens, welche mit Korkeichen ganz überdeckt ist, und nun steigt er in das weite zerrissene Bergland Cataloniens hinunter. In Gerona, „dem Titanengrabe spanischer Tapferkeit", nimmt das moderne Fortbewegungsmittel, der Dampfwagen, ihn wieder auf und führt ihn rasch in blühendes, wohlangebautes, üppiges Land.

Nun merkt er bald, daß er einer großen gewerbreichen Stadt sich naht: Alles weist darauf hin; die Polypenarme der industriellen Handelsmetropole von Spanien erstrecken sich rings ins umliegende Land hinein. Prächtige Villen, die in Gärten voll südlich prangender Vegetation stehen, wechseln mit rauchenden Schloten und hämmernden Werkstätten, aus blühenden Feldern tauchen volksbelebte, lärmende Vorstädte; Fleiß, Sauberkeit, üppiger Wohlstand ist der herrschende, überall hin sichtbare Charakter. „Man glaubt nicht in Spanien zu sein, sondern irgendwo in einem Stück von England, durch Zauber unter den Himmel Cataloniens versetzt" — so ruft Gustav Körner aus, der frühere amerikani-

Barcelona vom Meere aus gesehen.

sche Gesandte in Madrid. Ihm war Barcelona — ich sage es mit seinen eigenen Worten — nun einmal „die liebste und interessanteste Stadt Spaniens“. Jedenfalls ist sie die einzige des Landes, welche bei ernster Betrachtung noch einige Hoffnung für die Zukunft der Nation fassen läßt. Die anderen — Cadiz und Madrid auch nur halbwegs ausgenommen — sind „Katakomben der Romantik“, leben von der Erinnerung an das Reich, in dem die Sonne nicht untergehen konnte, leisten nichts, lassen sich die Verbesserungen von Fremden um theures Geld erst nach und nach aufdringen, und was das gerühmte Leben einzelner darunter betrifft, so macht es oft nur den Eindruck von Ansiedelungen vergnügungssüchtiger Leute um einen beliebten Stierplatz herum.

Ganz anders Barcelona. Land und Leute passen hier glücklich zusammen, um einen auf der übrigen Halbinsel, wie es scheint, unmöglichen Herd der Arbeit und des Wohlstandes zu schaffen. Die Catalanen sind als Bewohner eines Landes, welches durch das Hochgebirge und das Meer von zwei Seiten gekühlte und gemilderte Luft athmet, an und für sich zur Arbeit tauglich, dauern aus und nehmen das Leben nicht bloß von der leichten Seite des trägen Genusses. Fernerhin aber haben sie auch von ihrer Eigenschaft als Grenzvolk frühzeitig doppelten Vortheil gezogen. Erstens sind sie in den unzähligen glorreichen Kämpfen immer frisch geblieben, haben den freien Sinn unablässig gestählt, haben des Landes Vortheile kennen und schätzen gelernt — und sie haben zweitens in steter wachsamer Berührung mit dem in moderner Cultur und Industrie bedeutend überlegenen Nachbarvolk Anregungen und Erfahrungen zu eigenem Nutz und Frommen in reichem Maß gesammelt.

So weit die Leute. Betrachten wir das Land! Von dem Hochgebirge, das im Norden gewaltig emporstarrt, rinnen durch vielgewundene Schluchten die munteren Wasser, welche, von den ewigen Schneemagazinen gespeist, nicht austrocknen, herab in die milden Hügelgelände und gießen unerschöpfliche Kraft und den Zauber üppig quellender Fruchtbarkeit über das absinkende Land bis zum Meere.

Oft sind diese Wasser, von plötzlichen Gewittergüssen angeschwellt, momentan zu hochfluthenden Strömen angewachsen, in die Dörfer und Städte gedrungen, haben Straßen verwüstet, die Gärten überschwemmt, die Cultur vernichtet, und nach kurzer Frist, in der sie getobt, nichts, so schien es, als ein sandiges Bett voll Geröll und Geschiebe hinterlassen, durch welches das wieder zusammengeschmolzene Flüßchen nur mühsam sich hindurcharbeiten konnte. Ein solches Flußbett hieß dann eine Rambla. Doch die Zerstörung war kurz und lang war der Segen, der auf sie folgte. Die Wasser hatten, wie der Nil über Aegypten, so hier über Catalonien eitel Gold gestreut, und in wenigen Stunden vollbracht, was in anderen Provinzen des Landes das ganze Jahr hindurch mit Tagesfleiß und Nachtwachen in den Rinnen und Netzen des maurischen Canalsystems noch heute nur mühsam und zur Hälfte erreicht wird.

Wir haben Barcelona erreicht. Die Festungsmauern sind gefallen, um die früheren Wälle herum siedet und zischt und braust die Arbeit, durch die prächtigen Thore rollen hochbeladene Wagen, fluthet ein Meer von thätigen Menschen aus und ein, enge Straßen mit thurmhohen Häusern, glänzenden Kaufhallen, schimmernden Gewölben bis hoch hinauf unter das Dach, weite Plätze, mit Statuen, unter schattigen Bäumen und neben springenden Brunnen, nehmen uns auf, zuletzt eine prächtige Promenade mitten im Verkehr, breit, elegant und belebt wie irgend ein Boulevard von Paris, mit schallendem Leben, schimmernden Palästen und blendendem Luxus von innen und außen. Das ist die Rambla von Barcelona, das ist wie nach tropischem Regen unter Indiens Sonne die üppigste Vegetation, am sandigen Flußbett schnell und riesig aufgewachsenes Wohlleben, das von allen Seiten uns entgegenleuchtet. Das ist das heutige Barcelona, welches trotz des langen, eifersüchtigen Widerstandes von Madrid die Fesseln brach, die Mauern schleifte, groß und bedeutend und die bedeutendste Stadt in Spanien wurde. —

Ein bunteres und großstädtisch bewegteres Bild als die Rambla bietet sich daher dem Reisenden auf dieser Halbinsel an keinem andern Orte.

„Wer, der auf Barcelonas Gasse
Mein andalusisch Mädchen sah . . .“

Diese Anfangsworte eines charakteristischen Liedes von Alfred de Musset kamen mir unwillkürlich auf die Lippen, als ich von einem Balcon des vorzüglichen Gasthofes zu den „Vier Nationen“ auf das bunte Treiben der Rambla hinuntersah.

Da sagte ich mir: Das ist „Barcelonas Gasse“, wie keine andere, aber das andalusische Mädchen hier herauszufinden, würde schwer fallen in diesem Gewirr von Trachten und farbigen Gestalten, in dieser schimmernden Fluth „staffeleifähigen“ Volkes, das zu meinen Füßen zwischen blühenden Acacien hin- und herwogt. Einer unabsehbaren Front neuer Erscheinungen gegenüber irrt der fragende Blick von Haus zu Haus, von Balcon zu Balcon, von Gruppe zu Gruppe, vom Menschen zum Menschen.

Am belebtesten ist die Rambla nach Sonnenuntergang; das versteht sich in einer Stadt des Südens ganz von selbst. Nicht aus Bedürfniß nach Bewegung, noch weniger aus Freude an der Natur geht der Südländer spazieren, es ist einmal Stil, nach Sonnenuntergang auf der Promenade zu sein, sehen und gesehen zu werden, zu repräsentiren, wenn auch mit erborgtem Glanz und Flitter. Das ist seine Leidenschaft. Darum liebt er auch nicht die schattigen Wege oder die freie Natur, sondern lärmende, zugige Straßen mit Roß und Reiter und Wagengetümmel, oder Quais, wo Wind und Wellen spielen, die Kaffeehäuser leuchten, die Schiffe kommen und gehen und rauschende Musik mit dem Getöse des Verkehrs um die Wette die Luft erschüttert.

Orang-puti makan angin, zu Deutsch: weiße Menschen fressen Wind, d. h. gehen spazieren, sagt der Malaie mit tiefer Verachtung von den Europäern. Diese Worte kamen mir auf der Rambla mehr oder weniger richtig vor; ein tüchtiger Seewind wehte vom Hafen herauf, aber er hinderte den zerlumpten und den „seidenen Pöbel“ nicht, sich mit gleichem Wohlgefallen im Spaziergange unaufhörlich selbst zu genießen.

Prächtig ist die Beleuchtung der Rambla; große Candelaber stehen zwischen den Acacien so hoch und lichterreich, daß es, wie Hackländer treffend bemerkt, fast erscheint, als hängen überall Kronleuchter hier von den Bäumen herab, und bei ihrem Schein machen die originellen typischen Figuren einen fast theatralischen Effect. Hier schleicht der Pfaffe, träg und scheu wie immer, seit langer Zeit in diesem Lande nur „in kleberiges Schwarz“ gekleidet, und hat den Kopf voll von Beichtgeheimnissen, die er an den Mann zu bringen sucht. Ein Hut à la Basilio mit absolut breiter Krämpe deckt jegliche Tonsur. Hier geht, in die dunkelfarbige Manta gehüllt, mit weißen Gamaschen und die Gorra (eine phrygische Mütze) übers krause Haar gestülpt, der stolze Catalane, würdevoll auch in der untersten Schicht der Gesellschaft, förmlich einher; er raucht und spricht tief, aber laut; neben ihm der hochgeschürzte Valencianer, die helle Manta nachlässig handhabend, leicht ausschreitend, bronzefarbig von Teint, ein buntes Kopftuch turbanartig umgeschlungen. Dort steht eine Gruppe von engeren Landsleuten des Don Quixote und sei-

nes dickwanstigen Schildknappen; es sind abgehärtete Söhne der Mancha, starkknochige Bauern in dunkelen, schattenden Mänteln. Dazwischen drängen sich leichtfüßige directe Nachkommen der berühmten Schleuderer von den balearischen Inseln; sie sind kenntlich an dem hohen, trichterförmigen Hute. Um ein mit buntglänzendem Glockengeschirr behangenes Gespann von vier isabellenfarbigen Ponies drängt sich Civil und Militär, um den Wagenlenker zu begrüßen. Dieser trägt die rundgeschnittene andalusische Jacke, den kleinen Majohut von schwarzem Filz und eine rothe Binde, die Faja, um die Taille; die gedrungene Gestalt ist schlank und elegant, auf den kräftigen Nacken fällt ein kleines, zierlich aus dem eigenen, wohlgescheitelten Haar geflochtenes Zöpfchen, daran Jedermann den Torero, den Stierfechter von Profession, erkennt. Er muß wohl ein Matador ersten Ranges sein; denn die Herren schütteln ihm die Hand, die Damen lächeln ihm zu. Jetzt verschwindet er im Gedränge. Reiter auf flüchtigen, zumeist schwarzen Rossen mit der langen andalusischen Mähne jagen dahin; die Wasserverkäufer rufen ihr Agua fria aus heisern Kehlen, braune Jungen, wie sie dem Murillo einst gesessen haben, schreien Zeter und Mordio, um eine Zeitung zu verkaufen; Matrosen aus aller Herren Länder wälzen sich von der Muralla del mar herauf, das Gedränge wird immer dichter. Man stößt sich, um nur fortzukommen, es ist ein ewiges Ansprechen um Feuer zur Cigarre, ein Entschuldigen, Rufen, Grüßen. Aber immer und überall Platz, galant angebotener Platz für die Damen, deren Augen, Haar, Gang, Grazie oder irgend sonstige ihm einleuchtende Eigenschaft in lauten Betheuerungen, sogenannten Requiebros, anzupreisen dem vorübergehenden Spanier erlaubt, ja fast Sitte dünkt. „Du bist schön, wie die Madonna! — Ich liebe Dich mehr, als die Bibel; — Dein Haar ist flatternde Seide; — Deine Augen tödten mehr Herzen, als der Tod Menschen!“ — Das Alles und Anderes, stärker, unaussprechlicher Klingendes sonst noch rufen die in mikroskopisch verengerten Beinkleidern und regenbogenfarbigen Cravatten steckenden Zierbengel — die Pollios — sowohl, wie der auf Sandalen gehende Mann aus dem Volke den Schönen zu.

Diese sind zwar nicht alle schön, aber sie tragen bekanntlich mit unnachahmlicher Grazie die reizende Mantilla und sehen mit den großen, fragenden Augen in die schöne, spanische Welt hinein, als wären sie alle Königinnen dieses Landes.

So ist es auf der Rambla, wann die Fluth am höchsten geht, um die Zeit, wann die Sterne sichtbar werden und die Theater sich öffnen. Die Nacht wird dunkler, noch lange währt das Leben in den glänzend erleuchteten Cafés, namentlich in dem mit den sieben Thüren, wo in sieben Sprachen zum Eintritt aufgefordert, aber nur in einer Chokolade servirt wird, — dafür aber auch nur Chokolade und Gefrornes. Eine unglaubliche Nüchternheit herrscht in diesen prachtvollen Marmorräumen mit Wänden von Spiegelglas und wasserreichen Marmorbecken, Blumen in der Mitte. Ich habe nie begriffen, wozu die Zahnstocher dort so wohlgeordnet auf allen Tischen herumstehen.

Nach Mitternacht wird die Rambla leer und verödet, die Lampen löschen aus, die Sterne des Südens treten in ihre ewigen Rechte ein und erhellen die Nacht. Gespenstisch ragen die Paläste in den dunkeln Himmel. Jetzt tönt ein dumpfes Donnern gleichmäßig herüber, — es ist der tiefe Athemzug des Meeres; hier und da glimmt noch eine Cigarre unter den Bäumen, eine Guitarre wacht wieder auf, einige Castagnettenschläge, vielleicht ein flüchtiger Tanz dort unter der duftenden Acacie — doch

„Señor glaubt nicht, was sie klimpern
Auf den schlottrigen Guitarren.“ —

Das Leben der Rambla ist vorbei, und während draußen in Barceloneta das arme Fischervolk beim Feuerschein die Netze flickt und vor dem Frühroth des Tages hinaus auf den Fischfang rudert, sind die perlenbestickten Fächer längst der müden Hand entfallen und die reiche Stadt ist in die trägen Kissen des Schlummers gesunken. Einer nur geht schlaflos über die breite Rambla, wie durch die engen Gassen der innern Stadt, und ruft unablässig: „Ave Maria purissima, las dos y sereno“ — der biedere Nachtwächter —, welcher verpflichtet ist, das Wetter mit der Stunde auszurufen, und da in Spanien der Himmel fast immer sereno, d. h. heiter aussieht, deshalb fast nur sereno rufen muß, und somit einfach auch sereno, „der Heitere“, im Munde des Volks genannt wird *).

Früh Morgens, wenn die Straßenverkäufer alle ihre Artikel unter Hinzufügung der kühnsten Epitheta ornantia wieder auszurufen beginnen und die südliche Sonne uns zu keinem Schlaf mehr kommen läßt, eilen wir am besten zum Hafen und machen eine kleine Gondelfahrt; das erfrischt und hat noch einen Vortheil.

Da Barcelona im Westen von Bergen umrahmt wird, im Osten aber das offene Meer hat, so sind die Morgenbeleuchtungen hier die schönsten, wenn die Stadt in der warmen, gelblichen Sandsteinfärbung erglüht. Je weiter wir hinausrudern aus dem Hafen, um so plastischer taucht die wahrhaft stolze Häusermasse auf hinter der hohen, prächtigen Quaieinfassung, welche unter dem Namen Muralla del mar zugleich einen der beliebtesten Spaziergänge mit herrlicher Aussicht bildet. Rechts, wenn wir auf die Stadt zurückblicken, springt eine schmale Landzunge, durch einen stattlichen Damm, der neuerdings künstlich verlängert worden ist, ins Meer hinaus; auf ihr liegt das ganz rechtwinkelig gebaute Barceloneta, theils Docks, Magazine, Lagerhäuser aller Art, theils und eigentlich mehr noch Fischer-, Matrosen- oder, allgemein gesagt, Meerproletarier-Vorstadt. Immer mehr tritt die Stadt hervor, ihre Lage in der üppiggrünen Huerta unweit der Mündung des Llobregat rings von den Ausläufern der Pyrenäen umgeben.

Am südwestlichen Ende der Stadt ragt ein hoher Kegelberg empor — im Alterthume der Mons Jovis geheißen, später in Mont Judaicus verketzert —, in der Neuzeit unter dem Namen Monjuich als unbezwingliche Festung bekannt, welche Stadt und Hafen beherrscht. Vier gewaltige Bollwerke krönen die Spitze, Gräben, Glacis und eine ungeheure Caserne mit einem hohen Thurme zur Recognoscirung des Meeres haben den Platz lange zum Schrecken der Freiheitsmänner in Barcelona und Umgegend gemacht. Den gleichen Zweck erfüllte am entgegengesetzten nordöstlichen Ende der Stadt die berüchtigte Citadelle, die unter Philipp V. als eigentliches „Zwing-Barcelona“ errichtet wurde. Sie war eine vollständige, in sich geschlossene Festung, in Form eines Fünfecks mit vielen Gassen, einer eigenen Parochialkirche und mehreren Klöstern im Bereich ihrer Wälle. Diese und mehrere andere Forts geben, vom Meere aus gesehen, der Stadt den vorherrschenden Festungscharakter für alle Zeit.

Der Hafen ist nicht so belebt wie der von Marseille, die Stadt baut sich nicht so amphitheatralisch auf wie Genua, die Küste ist nicht so schön wie die von Malaga; keine Bucht, wie die von Neapel, dringt hier ins Land und wird zum Spiegel idealer Ufer, — und doch, auch wenn man jenes

*) Sereno, der Nachtwächter, von dem Adjectiv sereno, heiter, abzuleiten, ist wohl nur Sache einer sogenannten populären Etymologie. Wissenschaftlich betrachtet stammt das Wort wohl von serum, Abend, serenus, das Abendliche, wie serenata, Abendlied, im Gegensatz zur alba, dem Frühlied. — Vergl. auch Dietz Wörterbuch der romanischen Sprachen.

Der königliche Palast und das Zollhaus in Barcelona.

Alles kennt und bewundert, verlohnt es der Mühe, Barcelona vom Wasser aus zu sehen. Es ist ein goldenes Haus, das der Bürger am Meere sich erbaut und das der stolze Hof von Aranjuez ihm lange geneidet hat. —

Nun noch eine kleine Wanderung durch die Straßen. Wenn ich in einer mir fremden bedeutenden Stadt umherschlendere, hat dies für mich immer einige Aehnlichkeit mit einem Gange durch eine große Bibliothek. Die Werke aus vielen Jahrhunderten, von verschiedenem Geist eingegeben, stehen da herum, theils historische, theils künstlerische, oder auch nur bloß unterhaltende. Hier und da wird aufs Gerathewohl aufgeschlagen, geblättert, selten, wenn man nicht gerade zum speciellen Studium hergekommen ist, versenkt man sich ins Einzelne. Der Reisende verwendet in der Regel nicht viel Zeit auf Barcelona, und hat ganz Recht, denn es ist eine Stadt für den Totaleindruck und nicht eigentlich für das artistische Detailinteresse. Länger fesselnde Merkwürdigkeiten oder Kunstschätze besitzt die Stadt so gut wie keine; deshalb blättert man nur, schlägt da und dort etwas auf, geht hier und dort einmal in einen Hof von auffallender Architektur, bleibt vor diesem oder jenem Hause betrachtend stehen, und so fliehen unter vergleichendem Schauen die Stunden des Tages rasch dahin. Am meisten Zeit beansprucht noch der denkwürdigste Bau der Stadt — die **Kathedrale**. Sie ist vielleicht die edelste Schöpfung der durch spanische Nationaleigenthümlichkeiten modificirten Gothik des vierzehnten Jahrhunderts. Die imposante Weiträumigkeit, die kühne Wölbung, die edle Gliederung, der reiche Chor und ein nicht bloß in den hohen Querschiffen, sondern auch auf drei Flügeln des Kreuzganges fortgesetzter Capellenkranz, mit einem Worte die erhabene Einfachheit des Ganzen und der decorative Reichthum des Einzelnen, dies Alles stammt aus der Zeit, da Catalonien vor den anderen Reichen der Halbinsel durch freie Verfassung sowie durch Handelsreichthum seines Bürgerthums sich rühmlich hervorthat.

Diese Domkirche ist der Schutzpatronin der Stadt, der heiligen Eulalia, gewidmet. Ihr Namenstag wurde stets mit fabelhaftem Pompe gefeiert; in prachtstrotzenden Processionen hat Barcelona, die fleißigste Stadt des Landes, von jeher mit Sevilla, dem Herd andalusischer Genußsucht, gewetteifert.

Eine andere Kirche, welche unter dem Einflusse der Kathedrale gebaut wurde, **Santa Maria del mar**, hat besonders hohe, schlanke Säulen und ein magisches Licht erfüllt zu jeder Tageszeit die weihrauchgeschwängerten Räume. Beide Kirchen liegen leider sozusagen in den tiefsten Eingeweiden der Stadt, ein wahres Darmgewinde von in einander geschachtelten Häusern und engen Gäßchen umschlingt die Außenseiten, so daß kein Ueberblick möglich ist. Um so schöner sind die inneren Klosterhöfe, mit Citronen- und Orangenbäumen und wohlriechenden Blumen reich besetzt; an gothischen Fensterbogen rankt die das ganze Jahr hindurch blühende Rose empor, ein Brunnen plätschert leise, das ewige Licht der Sonne und der Sterne scheint hinein.

Aus dem beschaulichen Frieden dieser poetischen Räume heraus tritt man mit einem Schritte wieder in den lärmenden Wirrwarr des Alltagslebens und des unauflöslichen Menschenknäuels, dem die schmalen, hohen Gassen der Altstadt von Barcelona vom frühen Morgen bis zum späten Abend als Schauplatz dienen. Das Geschrei der Fisch- und Obstverkäufer hat jetzt den höchsten Grad erreicht; wir retten uns auf den zunächst gelegenen Palaisplatz. Dort steht der sogenannte königliche Palast, nicht zu verwechseln mit dem frühern Sitze der Grafen von Barcelona, dem spätern berüchtigten Inquisitionshofe, wo noch im Jahre 1820 die letzte Sitzung gehalten wurde. Dies solchergestalt im Gedächtniß der Menschheit geschändete Gebäude stand in der Nähe der Kathedrale und wurde im Jahre 1828 größtentheils demolirt, später theilweise umgebaut und verschwand zuletzt als Individualität unter einem Haufen nichtssagender Gebäude. Das jetzige sogenannte königliche Palais wurde erst in den vierziger Jahren aus dem kleinlichen Anlaß eines Besuchs der Königin Isabella in einem schandbar mißhandelten gothischen Stil erbaut und mit al fresco auf die Wand gemalten Pilastern, Nischen, Fenstern und aller nur denkbaren decorativen Ueberfülle, wie man sagt geschmückt.

Einen bessern Anblick gewährt das nebenanliegende **Zollhaus**, die **Aduana**, welche jedoch schon nicht mehr dem täglich wachsenden Verkehre genügt. Schöner, bedeutender und geräumiger ist der dritte moderne Bau dieses Platzes, die in griechischem Stil erbaute neue **Börse**, **Casa Lonja**, welche in einem großen, von schlanken gothischen Säulen getragenen Saale täglich die reichen Handelsherren der Stadt vereinigt. Es ist sehr zu bedauern, daß kein den Handelsinteressen gewidmetes öffentliches Gebäude aus der Zeit erhalten ist, wo Barcelona eine große Rolle auf dem Meere spielte. Im dreizehnten Jahrhundert wurde Barcelona von dem **Rathe der Hundert** (consejo de ciento) regiert; dieser schuf das noch heute bestehende Oberhandelscollegium, die „Junta del commercio"; aus diesem wiederum gingen die Consules del mar mit ausgedehnter Gerichtsvollmacht hervor, und ihnen wahrscheinlich verdankt man die Abfassung des unter dem Namen **Consolato del mar** berühmten und mehrere hundert Jahre vor der Entdeckung Amerikas im Mittelmeere schon allgemein anerkannten Gesetzbuches für das Seerecht.

Die Falascha oder abyssinischen Juden.

Seit länger als dreißig Jahren sind Missionäre in Abyssinien sehr geschäftig gewesen, sie haben jedoch mit ihrem Bekehrungsgeschäfte so gut wie gar keinen Erfolg gehabt. Dagegen ist die Völkerkunde theils durch diese Sendboten, theils in Folge der Ereignisse, zu welchen dieselben Veranlassung gaben, wesentlich bereichert worden.

Vor etwa zehn Jahren wurde von London aus ein zum anglikanischen Kirchenthum bekehrter Jude, Namens **Stern**, nach Habesch gesandt, um die in jenem Lande wohnenden Juden näher kennen zu lernen und sie für das, was in England als Christenthum gilt, zu gewinnen. Vor sechs Jahren veröffentlichte er dann ein Werk über diese **Falascha**, und wir haben seiner Zeit aus demselben im „Globus" Mittheilungen gegeben. Jetzt lesen wir, daß auch der Missionär **Flad** eine kleine Arbeit über diese interessante Völkerschaft veröffentlicht hat. Das Werk ist uns noch nicht zu Gesichte gekommen, wir haben aber eine andere Skizze vor uns, welche ein französischer Jude, Herr **Joseph Halevy**, entworfen hat. Er unternahm die Reise nach Abyssinien lediglich zu dem Zweck, um die Religion der Falascha genau kennen zu

lernen, und seine Beobachtungen sind von ethnographischem Interesse.

Halevy ging von der Hafenstadt Massawa zunächst nach dem ostmals beschriebenen Keren, dem Hauptdorf im Lande der Bogos, und legte die Strecke auf directem Wege in 25 Reisestunden zurück, während man auf der Karawanenstraße deren 34 gebraucht. Er kam durch viele Dörfer, deren Bewohner alle dem reinen Geezstamm angehören und das Tigraï reden. Diese Mundart steht dem Aethiopischen der Bibelübersetzung nahe und wird auch Chasi genannt; das arabische Wort bedeutet: rein, unverändert. Vormals war diese Bevölkerung christlich, sie hat aber längst den Mohammedanismus angenommen, welcher für Nomaden besser geeignet ist. Nur die Bogos sind eine Colonie der Agaus aus der Provinz Lasta, und reden noch die Sprache der Agaus, welche jedoch mehr und mehr vor dem Tigraï zurückweicht. Die Bogos sind lediglich dem Namen nach Christen, aber auch bei ihnen gewinnt der Islam immer mehr Boden, trotzdem die katholische Mission, welche in Keren eine Kirche und eine Schule hat, demselben entgegen zu arbeiten bemüht ist.

Von dem Plateau der Bogos bis zur Mündung des Mareb liegt die ausgedehnte Ebene Barka oder Baraka, so genannt nach einem Torrent, welcher dieselbe durchzieht, und dessen zeitweilig trocknes Bett als Straße von den Karawanen benutzt wird, welche von Massawa nach Kassala gehen. Halevy benutzte Werner Munzinger's Karte dieser Gegenden und fand dieselbe sehr genau. Der Weg von Keren nach Barka geht über den Berg Agat nach dem Thale von Begu, das treffliche Weiden hat. Ein großes Dorf, Ad ali Bakit, war von Leuten aus dem Stamme der Beni Amer bewohnt; am Fuße der Amba Tsada wollten Italiener eine Ansiedelung gründen, aber in der Nähe hatte ein aus Arabien herübergekommener Scheich eine Anzahl von Beni Amer um sich versammelt; sein Hauptzweck war, die noch schwankenden Stämme für den Mohammedanismus zu gewinnen.

Ad ali Bakit ist ein Sammelplatz für die Karawanen; die Bogos kaufen dort Getreide, das aus Daga kommt. Halevy ging dem Bette des Barka, der auch nur ein Torrent ist, entlang, an dem Berge Soft Quand vorüber. Die Beni Amer, deren Hauptortschaft Daga ist, sind zum größten Theil von ungemischtem Geezstamm und reden Tigraï; die Häuptlinge scheinen jedoch von Hadendoa-Abstammung zu sein. Der oberste Häuptling wird als Degel bezeichnet; er wird in seiner Würde von der ägyptischen Regierung bestätigt, für welche er die Abgaben, im Betrage von etwa 15,000 Francs, einsammelt. Der Stamm ist schon seit langer Zeit zum Islam übergetreten; wenn aber dürres Wetter lange Zeit anhält, ruft man Jesus Christus und Maria an. Nicht selten ziehen Banden von Fugara von einem Stamme zum andern; sie predigen den Koran und den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. Die deistischen Stämme im Mogoreb und die Bogos haben viel von den Beni Amer zu leiden.

Halevy giebt dann einige Nachrichten über die Gebiete der Nere und der Kunama. Die Strecke, welche Bischa und Algeden vereinigt, bildet die südliche Grenze von Barka und der Gegend, welche sich von dieser Linie aus durch den Mogoreb und den Mareb einerseits bis zum Setit (Tacazze) zieht, andererseits vom Dembelas bis nach Bitama. In dieser Region leben noch zwei von den Stämmen des Barka ganz verschiedene Völker, die auch ihrerseits nur Religion und Sitten gemeinschaftlich haben. Während die ihnen benachbarten Tigrestämme Nomaden und Mohammedaner sind, beschäftigen sie ihrerseits sich mit dem Ackerbau, den sie vortrefflich verstehen. Sie graben Bewässerungscanäle, haben solid gemauerte Brunnen, und sowohl der Bau ihrer Hütten wie die Verfertigung von allerlei Geräthschaften zeugen von einer gewissen Kunstfertigkeit und gutem Geschmacke, dergleichen man bei den benachbarten Völkern nicht findet.

Die Nere wohnen in dem Gebiete, um welches der Torrent Mogoreb sich herumzieht. Sie sind unter der Benennung Baria, d. h. Sklaven, bekannt; ihre Sprache ist das Nere buna. Der am Mogoreb liegende Theil ihres Landes wird nach diesem Torrent benannt, der östliche Theil heißt Higre, der am weiten nach Osten hin liegende Asillo (— bei Munzinger Afla —); die Gesammtzahl der Nere mag sich auf etwa 30,000 Köpfe belaufen. Sie werden stets von ihren nördlichen Nachbaren bedrängt und haben es nicht verhindern können, daß Mohammedaner sich bei ihnen ansässig gemacht haben. Diese suchen ihren Glauben zu verbreiten auf Kosten des Deismus, welchen man in seiner Reinheit nur noch im Bezirke Kambadere findet; hier hat sich auch die Sprache noch unvermischt erhalten. Mit dem Eindringen des Mohammedanismus geht auch die alte demokratische Verfassung verloren; sie macht einem aristokratischen Systeme Platz, welches bei den übrigen Völkerschaften Barkas in Geltung ist.

Im Süden des Mogoreb beginnt das Gebiet der Kunama, die weit zahlreicher sind als die Nere. Von den Abyssiniern werden sie Schangalla genannt, Bewohner des Unterlandes, von den Arabern Baza, nach einem ihrer Bezirke. Sie selbst nennen sich Kunama und ihre Sprache das Bazene aura oder Dika aura. Jedes Dorf wird durch seine Aeltesten verwaltet; ein staatlicher Zusammenhang ist nicht vorhanden.

Die nördlichen Kunama haben viel Aehnlichkeit mit den Nere, während die südlichen, namentlich die Dika, von welchen Halevy auf dem Sklavenmarkte zu Walkaït eine Anzahl zum Verkauf ausgestellt sah, dem Negertypus sehr nahe kamen. Die Sprache ist harmonischer als jene der Nere, mit welcher sie keine Aehnlichkeit hat; doch entlehnen beide Völker einander manche Wörter. Die Religion besteht in einem Deismus ohne Cultus oder Ceremonie. Es scheint, als ob sie ein höchstes Wesen haben, das Anna, d. h. der Häuptling, genannt wird; doch betet Niemand zu demselben. Bei anhaltender Dürre wird der Regenmacher in Anspruch genommen. Derselbe bekommt von jeder Gemeinde eine gewisse Jahresabgabe, wenn er aber keinen Regen schaffen kann, wird er unerbittlich getödtet und durch einen andern ersetzt, welcher mehr Gewalt über die Wolken hat. Die Seelen der Vorfahren spielen eine gewisse Rolle, denn man pflegt auf dem Grabe einen Eid zu leisten. Eine bestimmte Vorstellung von der Unsterblichkeit ist nicht vorhanden; man nimmt aber an, daß der Lebensgeist, Aschilma, nach dem Tode ins Sennaar wandere; vielleicht sind die Kunama von dort hergekommen. Merkwürdigerweise behaupten auch die abyssinischen Agaus, daß ihre Urheimath im Sennaar gewesen sei.

Gleich den Nere sind auch die Kunama den Angriffen ihrer Nachbaren ausgesetzt. Es ist nicht etwa Raubsucht und Beutelust, welcher die Mohammedaner wie die Christen antreibt, über dieses von Natur sanfte und harmlose Volk herzufallen, sondern wilder Haß gegen die „Ungläubigen". Sie morden und brennen Dörfer nieder, lassen Kinder und Greise über die Klinge springen, und verkaufen Jünglinge und kräftige Männer als Sklaven. Die Abyssinier von Walkaït machen ostmals Einfälle in den Bezirk Dika und schleppen allemal viele Sklaven mit sich fort. Freilich unterhalten die Aegypter in Kusit eine Besatzung, und die Kunama zahlen ihnen Tribut, aber trotzdem finden Raubzüge statt. Als Halevy im Mai 1868 in Tender sich aufhielt,

wurden nicht weniger als 14 Dörfer eingeäschert, ohne daß die Aegypter es gehindert hätten. Die Kunama sind dermaßen in Verzweiflung gebracht worden, daß sie nun alle Welt als ihren Feind betrachten und jeden Fremden umbringen, welcher nicht unter dem Schutz eines der ihrigen steht. Doch liegt eine solche Grausamkeit nicht in ihrem Naturell; die Missionäre z. B. fühlen sich unter ihnen ganz sicher, und der europäische Reisende, in welchem sie eine Art von providentiellem Beschützer sehen, wird freundlich aufgenommen.

Wir übergehen, was Halevy über die Völkerschaften in dem Gebiete zwischen dem Mareb und dem Takazze (Setit) anmerkt, um auf die abyssinischen Juden zu kommen.

* * *

Ein Europäer, der zum ersten Male nach Abyssinien kommt, erstaunt über die Mannichfaltigkeit der Hautfarben, welche er bei den Landesbewohnern antrifft. Bei längerm Aufenthalte bemerkt er eine Verschiedenheit der Züge, welche bestimmten Provinzen und Volksclassen eigenthümlich sind, die er aber nicht bestimmt definiren kann. Er sagt sich aber, daß irgend eine mächtig wirkende Ursache diese Modificationen der menschlichen Gestalt fixirt und fortgesetzt hat.

Auf den ersten Blick findet man keine Verschiedenheit zwischen den Falascha und den christlichen Abyssiniern. Sie haben dieselbe Kleidung, ihre Priester tragen Turbane wie jene der Christen; der Bau der Wohnungen ist derselbe, sie bedienen sich derselben Geräthschaften und reden das Amharische so rein und fließend wie jene. Sobald man aber näher zusieht, findet man viele Abweichungen. Die Falascha sind im Allgemeinen beleibter und dunkler als die Amharas; ihr Haar ist kürzer und oft gekräuselt; ihr Auge ist nicht so weit geschlitzt und das Gesicht weniger lang. Halevy dachte bei ihnen oft an manche Züge der Bogos, welche, wie schon früher bemerkt wurde, Nachkömmlinge von Agaus aus der Provinz Lasta sind. Als er dann die Kamanten kennen lernte, welche er als Deisten bezeichnet, und die gleichfalls vom Stamme der Agaus sind (— sie wohnen zwischen Wochne und Dschanfankara —), war er betroffen über die Aehnlichkeit zwischen diesen Kamanten und den Falascha, so weit Physiognomie und Dialekt in Frage kommen. Denn die Falascha reden im Familienverkehr eine Mundart der Agausprache, und dieser Dialect ist ihnen so eigenthümlich, daß er im Lande als Falaschina oder Kaïlina bezeichnet wird, denn die in Kuara gebräuchliche Sprache hat eine besondere Pronunciation. Den Kindern wird die Bibel im Falaschina vorgelesen; dasselbe ist auch bei Gebeten im Tempel gebräuchlich, und wenn diese Mundart nicht etwa ihre urthümliche Sprache ist, so haben sie doch dieselbe weit früher geredet als das Amharische. Halevy glaubt nachweisen zu können, daß das Agau-Idiom eine Stelle einnehme unter den Sprachen des nordöstlichen Afrika, deren äußerste bis jetzt bekannte Grenzen von dem Berber und dem Galla eingenommen werden. Er möchte diese Sprachengruppe als hamito-semitisch bezeichnen.

Das Judenthum der Falascha besteht in einem reinen Mosaismus, gemäß der Geezübersetzung des Pentateuch und modificirt durch örtliche Bedürfnisse. Dergestalt bilden die Falascha eine besondere Secte des Judenthums, und man darf sie eben so wenig mit den Rabbaniten zusammenwerfen, wie mit den Karaiten oder den Samaritanern. Sie verheirathen und vermischen sich nie mit anderen Völkern und halten streng auf Einweiberei, obwohl sie zugeben, daß die Vielweiberei durch das Gesetz Mosis nicht verboten worden ist. Sie verheirathen sich früh; der Bräutigam giebt dem Vater der Braut kein Geschenk; Ehescheidungen sind selten und finden in einer öffentlichen Versammlung statt, nicht vermittelst einer schriftlichen Urkunde, wie bei den übrigen Juden.

Ein eigenthümlicher Brauch bei der Beschneidung erscheint von Bedeutung im Hinblick auf den Ursprung der Falaschas. Sie verrichten dieselbe nicht am achten Tage, wie die übrigen Juden, sondern am siebenten, und zwar bei beiden Geschlechtern. Das erstere erklärt sich aus einer Variante des Geezbibeltextes, nicht aber die Beschneidung der Mädchen. Diese wird im Pentateuch nicht geboten, und wir irren wohl nicht, wenn wir meinen, daß sie schon gebräuchlich war, bevor die Falascha das Judenthum angenommen hatten. Daraus ergiebt sich wohl klar, daß sie Landeseingeborene vom Agau-Stamme sind, welche in einer uns unbekannten Zeit den Mosaismus angenommen haben.

Dieser kam nach Aethiopien durch die yemenischen Himyariten. Bei diesen Arabern war derselbe in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung weit verbreitet, und das jüdische Element bei den Falascha rührt vorzugsweise von Himyariten her, die König Kaleb, Besieger ihres letzten Herrschers Du Nuas, als Gefangene nach Abyssinien brachte. Diejenigen Himyariten, welche sich in die Gebirge jenseits des Takazze flüchteten, um dort ihrem Glauben zu leben, haben dann einen Theil der äthiopischen Landeseinwohner, nämlich der Agaus, bekehrt, sich mit denselben vermischt, und auf solche Weise bildete sich der Falaschatypus heraus. Die Verwandtschaft desselben mit jenem der Agaus kann gar nicht in Zweifel gezogen werden.

Die Kleidertracht ist, wie schon bemerkt wurde, bei Juden und Christen dieselbe. Sehr hochgehalten wird eine Art römischer Toga mit rothen Rändern; diese Schamma wird am Sabbath und an Festtagen angelegt. Die Knaben betrachten ein Kleidungsstück als Putzsache und hängen dasselbe über den Arm oder über die Schulter. Die Frauen tragen ein langes hemdartiges Gewand mit Stickereien am Rande; sie schmücken sich mit Armbändern, Ohrringen, Halsbändern von Korallen und Glas ꝛc., aber der Nasenknorpel wird nicht durchbohrt. Der Falascha trägt keine Kopfbedeckung und scheert insgemein das Haar kurz ab, während die Amharas viel Sorgfalt auf den Haarputz verwenden. Am Turban erkennt man den Priester oder den Mönch. Fußbekleidung ist nicht im Gebrauch.

Die christlichen Amharas fressen rohes Fleisch (Borende), die Falascha nicht, und deshalb bleiben sie vom Bandwurme verschont. Sie nähren sich vorzugsweise von Brot, das in Kuchenform gebacken wird; Gemüse kommen nicht häufig vor, außer Knoblauch und einer kleinen Zwiebel; die Brühen werden stark gepfeffert. Man trinkt Meth (Thedy) und ein aus Hirse bereitetes Bier (Thella). Auf Reisen genießt der Falascha nur Durrha, die er in Salzwasser abkocht und mit Ingwer würzt. Die Käseverfertigung ist in Abyssinien unbekannt, Milch und Butter sind in Folge der langanhaltenden inneren Kriege sehr selten geworden.

Die Benennung Falascha ist die amharische Form des Geezwortes fallasi (Mehrzahl fallasyan), d. h. eingewandert. Diese Bezeichnung ist von ihnen selber angenommen worden, und Halevy hat dieselbe auch in ihren Liturgien gefunden. Ein anderer Name ist Kaïla, d. h. gehe nicht hinüber, nämlich nicht über einen Fluß, was der Falascha am Sabbath niemals thut. In Walkaït und in Thegadieh nennt man sie wohl auch Foggara, und bei den Ilmormas (Gallas) heißen sie Fendscha. Unter sich im Haus- und Familienleben sagen sie: Haus Israel, oder auch nur Israel; der Name Aïhud, Jude, ist beinahe unbekannt.

Bemerkenswerth sind die Eigennamen, welche sich aus drei verschiedenen Quellen herleiten. Den ersten Rang nehmen die biblischen Namen ein, welche nach äthiopischer Art

ausgesprochen werden. Dann kommen die aus dem Geez und dem Amharischen abgeleiteten, welche uns vielleicht einen Fingerzeig über diejenigen Eigennamen geben können, welche wir in den sinaitischen und himyaritischen Inschriften finden. Der strenge Monotheismus gestattet dem Falascha nicht, bei der Zusammensetzung eines Namens jenen eines Heiligen oder eines Engels zu gebrauchen, was dagegen bei den abyssinischen Christen ganz allgemein geschieht. Die einfachen Namen deuten oftmals auf ein tief religiöses Gefühl, z. B. Befekadu, durch seinen Willen; — Kidanu, sein Bund; — Yaïnieh misa, mit meinen Augen frühstücken. Auch die Agausprache liefert Beiträge, z. B. Sachuyan, mitleidig. Chaldäische, griechische und arabische Namen fehlen bei den Falaschas ganz und gar, und daraus ergiebt sich, daß sie mit fremden Ländern in keiner Berührung gestanden haben.

Die buchstäbliche Beobachtung der Reinigungsgesetze ist auf die Vertheilung der Gebäude von Einfluß. Jede Familie muß mindestens drei Hütten haben; in den beiden geringeren müssen sich die Personen aufhalten, welchen die beiden Grade der Unreinigkeit anhaften. Einer, dessen Unreinigkeit aufhört, nachdem er bei Sonnenaufgang ein kaltes Bad genommen hat, darf neben der Familienwohnung hausen, und man kann ihn besuchen. In seiner Wohnung werden auch die Fremden empfangen, welche noch nicht gereinigt sind, d. h. einem andern Cultus angehören. Die letzte Hütte liegt in einem entfernten Winkel und ist für solche bestimmt, deren Unreinigkeit länger als einen Tag dauert. Wer in dieser Hütte irgend ein Geräth anrührt, wird selber unrein, und man kommt ihr nicht einmal nahe. Jede Häusergruppe ist mit einem Dornzaun umgeben, der nur eine einzige Oeffnung hat. Die Dörfer der Falascha liegen allemal von jenen der Amhara entfernt und an einem Bache, damit die gebotenen Abwaschungen vorgenommen werden können. In jedem, sei es auch noch so klein, befindet sich ein gottesdienstliches Gebäude; neben demselben ertheilen die Priester und Debteras (Schriftgelehrten) den Kindern Unterricht im Bibel- und insbesondere Psalmenlesen. Auswendiglernen ist die Hauptsache; dazu kommen Erzählungen aus der Religionsgeschichte und Gebete. Wer schreiben kann, gilt für einen Künstler, nicht für einen Gelehrten. Die äthiopischen Buchstaben sind bekanntlich sehr steif, und man muß sie mehr malen als, in unserm Sinne, schreiben.

Die Tempel (Mesguids) der Falascha sind nicht Versammlungsörter wie die Synagogen anderer Juden, sondern dem alten Tempel in Jerusalem nachgeahmt. Nur die Priester dürfen denselben betreten, das Volk steht, jedes Geschlecht getrennt, auf dem Hofe. Man verbrennt Weihrauch und macht Geräusch mit Schlüsseln und Klappern. Die Gebete werden mit klagender Stimme gesprochen. Jede Stelle wird erst im Geez vorgesagt und dann in das Kaïla übersetzt; in der letztern Mundart hat man auch besondere Gesänge, und diese gehören zu den schönsten im gesammten Judenthume.

Bei den Falaschas bildet Jerusalem den Angelpunkt alles Denkens, aber merkwürdigerweise wissen sie nichts von einem Messias. Allerdings glauben sie, daß einmal Jemand auftreten werde, um in der Welt die Gerechtigkeit wieder herzustellen, aber sie kümmern sich weiter nicht um die Person. Die Liturgie ist offenbar einheimisch; man kann das schon daraus abnehmen, daß alle in derselben vorkommenden Bibelstellen sich streng an die Geezübersetzung halten und von der griechischen Uebersetzung wie vom hebräischen Urtexte vielfach abweichen. Den letztern scheinen die Falascha niemals gekannt zu haben. Sie nehmen alle Bücher an, welche in der äthiopischen Bibel enthalten sind, aber den nach Esra geschriebenen Büchern erkennen sie keinen bestimmenden Werth für ihre Ceremonien zu. Deshalb feiern sie denn auch weder das Fest der Makkabäer (Fest der Tempelweihe), noch der Esther (Purimfest). Uebrigens haben sich auch Apokryphen bei ihnen eingeschlichen, welche unter dem Namen hochgeehrter Patriarchen und Propheten umlaufen, aber zum großen Theil von Juden-Christen herrühren.

Wir wissen nicht, auf welche Weise die Falascha alle Namen, welche das höchste Wesen in der Bibel führt, kennen gelernt haben. Eine Menge mystischer Bezeichnungen scheint vermittelst gnostischer Vorstellungen aus Aegypten nach Abyssinien gekommen zu sein. Die Falascha haben eine eigene, allerdings nur kleine Literatur, die sich freilich bloß auf religiöse und eschatologische Dinge bezieht und so ziemlich im Stile der talmudischen Midraschim geschrieben ist, hin und wieder kommt auch ein historisches Datum in derselben vor.

Die Falascha haben im gewöhnlichen Lebensverkehre die abyssinische Zeitrechnung, welche die sogenannte Erschaffung der Welt 5500 Jahre vor Christus festsetzt und dabei den Anfang der christlichen Zeitrechnung um sieben Jahre vorrückt. Jeder der zwölf Monate hat 30 Tage; man fügt am Ende jeden Jahres vier Tage hinzu und allemal nach Verlauf von vier Jahren noch einen weitern Tag. Für die Bestimmung religiöser Epochen kommt das Mondsjahr in Anwendung mit den hebräischen Bezeichnungen.

Der Sabbath wird, wie schon bemerkt, strenger beobachtet als bei anderen Juden, dagegen wird es mit den übrigen Festen weniger streng genommen. Die Fasttage stimmen mit jenen der anderen Juden wohl in Betreff der Monate, aber nicht der Tage. Fromme Männer fasten am Montag und am Donnerstag, aber der Tag der Zerstörung Jerusalems ist ein verbindlicher Fasttag für Jedermann. Vor dem Essen wäscht man die Hände, nach der Mahlzeit wird ein Segen gesprochen. Beim Abschlachten eines Thieres werden viele Förmlichkeiten beobachtet, von denen manche nicht mit den bei anderen Juden üblichen übereinstimmen. Bei den Opfern werden die mosaischen Vorschriften nicht ganz genau befolgt, sie kommen auch nur bei den großen Jahresfesten vor. Sehr häufig ist, auch bei den Christen, das Teskar, ein Opfer für die Ruhe eines Verstorbenen. Die Falascha begraben ihre Todten auf Friedhöfen, die weit vom Dorf entfernt liegen; die Leichensteine bekommen keine Inschriften.

Die Falascha sind mäßig und arbeitsam; Ackerbau ist ihre Hauptbeschäftigung, doch treiben sie auch alle Handwerke, sind gute Baumeister, Maurer, Waffenschmiede und Baumwollenweber, aber den Handel verschmähen sie.

Die Frauen sind dem Manne gleichgestellt, nicht verschleiert und bewegen sich in der Gesellschaft der Männer. Sie arbeiten gemeinschaftlich mit diesen und haben keine Sklaven nöthig, welche ohnehin, gemäß dem mosaischen Gesetze, nach sechsjähriger Dienstzeit frei sein würden. Religiösen Fanatismus kennen sie nicht, und ihr gutes Einvernehmen mit den Christen wird nur aus politischen Ursachen gestört oder durch die Raubsucht der kleinen Tyrannen, durch welche so viel Unheil über das Land kommt. Die Falascha sind muthige Leute und wehren sich; manche treten freiwillig ins Heer, und jene von Kuara und Athyefer werden von den Amhara sehr gefürchtet. In Theodor's Armee dienten viele Falascha und auch an den Kämpfen gegen die Galla haben sie sich betheiligt.

Viele Legenden haben sie mit der abyssinischen Kirche gemeinsam, deren Ritus ohnehin stark jüdisch gefärbt ist. Sie verdankt es vorzugsweise diesem Umstande, daß sie überhaupt in Aethiopien sich bis jetzt erhalten hat. Sobald diese jüdischen Gebräuche in Abgang kommen, wird das Volk eine Beute des Islam. Den Beweis dafür liefert der Religionswechsel, welcher auch heute

bei den Tigraïstämmen im Norden wie im Osten Abyssiniens und auch bei den Bogos seinen ununterbrochenen Fortgang hat.

Falascha finden wir auch in Tigraï, namentlich in Schire; viele wohnen im Lande der Azabo=Galla bis nach Schoa hinein. In Amhara leben sie in den Gebirgsgegenden der Landschaft Walkaït, am Takazze von Semien bis Lasta. Wenig zahlreich sind sie in Armathyoho und der östlichen Uferlandschaft des Tsanasees; in Miethya und Godscham fehlen sie ganz. In Dembea und Thyelga leben sehr viele, eben so in den Provinzen westlich vom Tsanasee in Kuara, Alefa und Athyeser.

Ueber die Anzahl dieser Falaschas finden wir bei Halevy keine Angabe.

Das Ende der Hudsonsbai=Compagnie.

Nun ist auch die letzte jener großen Monopolcompagnien gefallen, welche in früheren Zeiten eine so große Rolle in Bezug auf den Handelsverkehr gespielt haben; der ostindischen Gesellschaft ist endlich jene der Hudsonsbai gefolgt. Sie bekommt 300,000 Pfund Sterling baar als Entschädigung, behält ihre Handelsposten und das liegende und fahrende Eigenthum in denselben, und obendrein bleiben ihr beträchtliche Strecken von Grund und Boden. Aber das ungeheure Gebiet, welches von den großen Binnenseen bis zur Nordküste Amerikas reicht, geht im November an die „Dominion of Canada“ über, und wird bis auf Weiteres ein Territorium dieses unter britischer Oberhoheit stehenden Bundesstaates bilden.

Die Hudsonsbai=Gesellschaft hat, unter verschiedenen Modificationen, genau zweihundert Jahre lang bestanden, denn sie erhielt ihr erstes Privilegium im Jahre 1669 von König Karl dem Zweiten. Sie hat im Verlaufe der Zeit manche Wechselfälle erfahren und viele Kämpfe bestanden; sie mußte sich rivalisirender Compagnien erwehren, aber stets gelang es ihr, die Oberhand zu behalten und aus dem Pelzhandel großen Vortheil zu ziehen. Denn ausschließlich um diesen handelte es sich. Ein großer Theil der Besitzungen, welche einen Flächenraum von 80,000 bis 90,000 Quadratmeilen umfassen, besteht aus dichtbewaldeten Regionen, und diese sind der Aufenthalt von pelztragenden Thieren: Bibern und Bären, Füchsen verschiedener Varietäten, Mardern, Minxen, Moschusratten, Ottern, Wölfen, Hermelinen, Wolverenen 2c. Dieses „amerikanische Sibirien“ ist neben dem asiatischen dasjenige Land, welches die meisten Rauchwaaren liefert.

Die Compagnie war in ihrer Art und zu ihren Zwecken vortrefflich eingerichtet. Sie hatte ihr Gebiet in vier große Departements getheilt, welche in Districte zerfielen. An der Spitze eines jeden Departements stand ein Oberfactor, welchem die Beamten in den einzelnen Forts und Stationen untergeben waren. Die Oberleitung des Ganzen hatte ein Gouverneur, dem in Amerika selbst eine Rathsbehörde zur Seite stand; diese waren dem in London residirenden Gouverneur und den ihm zur Seite stehenden Räthen untergeben. Zum Betriebe des Handels hatte sie eine große Anzahl von Factoreien gegründet, sogenannte Häuser, Niederlassungen und Posten; ein Blick auf die erste beste Karte kann zeigen, daß dieselben über die ganze Breite des nordamerikanischen Continentes, hoch hinauf bis an den Yukon und an den Mackenziestrom, zerstreut liegen. Von diesem aus unternehmen ihre Reisediener und Handelsleute ihre Fahrten und Züge zu den verschiedenen Indianerstämmen, welche gegen den Ertrag ihrer Jagden europäische Waaren erhalten, und die sich auch zu gewissen Zeiten bei den verschiedenen Forts einfinden.

Die Compagnie gab sich alle Mühe, alle nicht in Abhängigkeit von ihr stehenden Leute fern zu halten; sie überwachte ihr Monopol mit großer Eifersucht. Das ist ihr auch bis in eine verhältnißmäßig neue Zeit gelungen in dieser Pelzregion, welche einen Flächenraum einnimmt, der etwa gleich ist der Ländermasse im Norden einer Linie, welche man vom Biscayischen Meerbusen nach Norden hin durch den nördlichen Busen des Mittelländischen Meeres, das Adriatische und Schwarze Meer bis zum Kaspischen und Aralsee zieht und weiter in nordöstlicher Richtung bis zum Ochotskischen Meere. Der südliche Theil ist Prärieland, wohl bewässert, auch auf weiten Strecken zum Ackerbau geeignet, und hier bildet der Saskatschewan den Hauptstrom. Die dann folgende Region ist bewaldet, und hoch im Norden liegen offene, baumlose Einöden, die ein ganz arktisches Gepräge tragen.

Als die Besitzungen an der Westküste durch die Goldentdeckungen eine gegen früher ungemein gesteigerte Bedeutung gewannen, mußte die Compagnie sich in Britisch Columbia eine Verkürzung ihres Monopols gefallen lassen. Ihr Gebiet wurde ein Passageland zwischen dem Westen und dem Osten; viele „Fremdlinge“ drangen ein und siedelten sich an. Der Verkehr zwischen St. Paul in Minnesota und Pembina am Red River wurde lebhafter, der letztere und der Winipeg=See wurden mit Dampfern befahren. Die vom schottischen Lord Selkirk 1811 gegründete Ackerbaucolonie Assiniboia unterhält mit den Nordamerikanern lebhaften Verkehr. Auch über die canadische Grenze drangen nach und nach Tausende von Ansiedlern in das Gebiet der Compagnie. Dieser war ihr Freibrief zum letzten Mal im Jahre 1853 bestätigt worden, aber die canadische Regierung erhob Einspruch; sie hat seitdem auf Einverleibung hingearbeitet, und diese wird, wie schon gesagt, im November zu einer Thatsache werden.

Diese Erwerbung ist von großer Wichtigkeit, denn nun fallen alle Schranken, welche bisher einer frischen Entwickelung entgegenstanden. Es kann nicht fehlen, daß reges Leben sich in jenen Einöden entfaltet. Man hat sofort mit der Errichtung eines Telegraphen von St. Cloud, oder vielmehr Fort Abercrombie nach Fort Garry, begonnen, und im nächsten Jahre soll eine ununterbrochene Dampfschifffahrt von Toronto am Ontario=See nach Fort Garry, dem Hauptorte der Redriver=Colonie (Assiniboia), welche nur 25 Stunden vom Winipeg=See entfernt liegt, eingerichtet werden. Gleichzeitig wird vom amerikanischen Gebiet aus die Eisenbahn bis Fort Abercrombie vollendet sein, und von diesem letztern Punkte ab ist der Redriver bei Hochwasser für Dampfer fahrbar. Auch ist eine Bahn vom Wäldersee bis Fort Garry in Aussicht genommen worden, und von dem letztern Punkte soll eine 97 Miles lange Zweigbahn bis Pembina gelegt werden.

Von den zwei Millionen Quadratmiles des „Nordwestterritoriums“, denn so lautet die amtliche Bezeichnung,

sind etwa 360,000 Quadratmiles Prärieland, das sich zum Ackerbau eignet. Das Flußsystem bietet eine zusammenhängende Strecke von mehr als 8000 Miles fahrbaren Wasserwegen dar. Die Prärie reicht vom Wäldersee nach Westen hin bis an den Fuß der Felsengebirge und vom 49. bis 60. Grade nördlicher Breite. Es gedeihen namentlich in den südlichen und mittleren Strichen die verschiedenen Getreidearten, Kartoffeln, Rüben und Gemüse, und in vielen Gegenden ist der schwarze Boden ungemein fruchtbar. Der Graswuchs ist üppig, und am Saskatschewan ziehen Hunderttausende von Büffeln umher. Außerdem findet man in der Waldregion die schon oben erwähnten Pelzthiere und das amerikanische Elenn (Moosethier). Der Holzreichthum ist groß, Kohlen lagern in großer Menge, Salz ist reichlich vorhanden. Das Klima ist gesund, Fieber treten selten und nicht heftig auf. Der Winter tritt erst zu Anfang Decembers auf, der Frühling in der zweiten Hälfte des März; die Saatzeit beginnt in der Mitte Aprils, die Getreideernte in der ersten Woche des August. Der Winter ist viel gleichmäßiger als in Canada.

Nach Fort Garry führen drei Straßenzüge. Jener von der Hudsonsbai (Fort York) landein ist nur etwa sechs Wochen im Jahre zu benutzen, — vom obern Ende des Superiorsees, in der Pidgeon-Bai, und von St. Paul oder St. Cloud in Minnesota, und dieser letztere ist jetzt der belebtere. St. Cloud ist 450 Miles vom Winipeg-See entfernt. Zwischen St. Cloud und Abercrombie, 280 Miles, hat man Postverbindung. In dieser südlichen Region sollen etwa 250 Millionen Acres anbaufähig sein.

Shaw und Hayward in Ostturkestan.

Aus einem Privatschreiben **Hermann Vambery's.**

Pesth, 29. September 1869.

Dieser Tage reiste durch Pesth einer meiner Bekannten, Herr T. Forsyth, der britische Civilbeamte von Dschellender (im nordöstlichen Indien), und da er so gefällig war, mir ein ziemlich langes Privatschreiben, das er von Herrn Shaw, der eben aus Ostturkestan glücklich zurückkehrte, zu zeigen, so bin ich in der glücklichen Lage, den Lesern des „Globus" eine Nachricht zu geben, die in keiner geographischen oder sonstigen Zeitschrift bis jetzt gemeldet werden konnte.

Herr Shaw, ein unternehmender Theepflanzer im Kangrathale (Himalaya), und sonst ein tüchtig gebildeter Mann, ist also der erste Europäer, der in der Neuzeit aus Ostturkestan lebendig zurückgekehrt ist. Er war in Jarkand (richtiger Jerkend, d. h. Erdedorf) und Kaschgar, wo der unglückliche Schlagintweit ein Opfer des fanatischen Wüstlings Veli Chan Töre's wurde, und hat dort gute Theegeschäfte gemacht, besonders jedoch über jene unbekannten Gegenden recht viele Erfahrungen gesammelt. Wahrscheinlich wird er ein ohne allen Zweifel sehr interessantes Buch ausarbeiten, wofür wir ihm Alle recht herzlich dankbar sein werden.

Herr Shaw ist, wie ich aus dem Schreiben ersehe, von Jaakub Kuschbegi, dem jetzigen Regenten Ostturkestans, freundlich empfangen worden, nachdem er in Schadullah, im Grenzorte Ostturkestans jenseits des Tschangtschenmopasses, mit dem Dadschah (Gouverneur) einige gespannte Pourparlers bestehen mußte. Er hatte früher mehrere Lasten Kangrathee nach Jerkend expedirt; obwohl er als Geschäftsmann seiner Waare folgte, war es ihm dennoch schwer, ja beinahe unmöglich, in den Augen der Ostturkestaner sich als Kaufmann zu accreditiren. Man betrachtete ihn als einen Iltschi (Gesandten) und Gast des Fürsten und als solcher durfte er nur durch Agenten sich in Handel einlassen; auch scheint der ganz freie Verkehr in den Straßen ihm einigermaßen verwehrt gewesen zu sein, denn man liebte ihn so sehr, daß man befürchtete, er könne irgendwo Schaden leiden (wohl verstanden!). Er hatte indessen Revanche in den häufigen Audienzen bei Jaakub Kuschbegi, den Herr Shaw als einen ganz intelligenten Menschen schildert, und das hat auch viel Wahrscheinlichkeit, denn dieser Mann hat sich vom einfachen Schreiber zum Herrscher eines Reiches hinaufgeschwungen, dessen territoriale Größe der des heutigen Preußens gleich ist (ich rechne natürlich von Komul bis zum Terekpaß) und gewiß drei Millionen Einwohner hat. Jaakub Kuschbegi ist von sartischer (Tadschick-) Abkunft, nennt sich heute nur noch immer Atalik Gazi, d. h. der für Religion kämpfende erste Minister oder Vicekönig, wie man es nehmen will; doch ist dies nur ein Ausdruck der Bescheidenheit, denn er ist factisch Herrscher über ganz Ostturkestan und außerdem noch Protector der in der Neuzeit von China unabhängig gewordenen Provinz Ili (Thien Schan Pe Lu), wo Kalmücken und Dörgenen herrschen. Ob er sich lange auf dem Throne erhalten werde, das ist bis jetzt noch fraglich; er hat seine hierauf bezüglichen Besorgnisse dem Herrn Shaw mitgetheilt. „Von drei Seiten her drohen mir Feinde," sagte er; „von Osten die Chinesen, von Norden die Russen und von Westen die Chokander, und da mir mein nördlicher Gegner der gefährlichste ist, so thäte es mir besonders wohl, mich von Süden her durch einen Freundschaftsbund mit Euch (Engländern) gesichert zu sehen." — Es ist dies eine ganz richtige Ansicht, doch wird die pfenningkarge Britannia den Liebeserklärungen des tatarischen Freiers wohl kein Gehör geben.

Interessant ist der Umstand, daß mit Herrn Shaw zu gleicher Zeit ein anderer Engländer, Herr Hayward, den die Londoner geographische Gesellschaft in jene Gegenden ausschickte, in Ostturkestan anlangte. Auch dieser Engländer wurde gut behandelt und freundlich aufgenommen, doch war es den beiden Briten nicht gestattet, mit einander zu verkehren, vielleicht verspürten sie auch wenig Lust dazu, denn kaum auf dem jungfräulichen Boden der „sechs Städte" angelangt, hatte schon Rivalität sie entzweit. Hoffentlich wird auch Hayward seine Notizen veröffentlichen, und die verschiedenen Ansichten werden zur Erweiterung unseres beschränkten Wissens über jene Gegenden beitragen. Vambery.

Nachschrift. Ich habe vergessen mitzutheilen, daß der jetzige Herrscher Ostturkestans Herrn Shaw gegenüber sein tiefes Bedauern ausdrückte über den beklagenswerthen Tod Schlagintweit's; eine solch ruchlose That, meinte er, hätte auch nur ein wahnsinniger Wüstling wie Veli Chan Töre verüben können.

Dr. Alfons Stübel in Neugranada.

Der Reisende hat anderthalb Jahre lang einige Theile Neugranadas (der Republik Colombia) gründlich, speciell zu geologischen Zwecken erforscht, und ist dann nach Ecuador gegangen, wo er sich gegenwärtig befindet. Der nachstehende Brief aus Popayan ist vom 27. Mai datirt. Dr. Stübel schildert in demselben seine Besteigung des Vulcans von Purace und äußert sich über die traurigen Zustände in jener „Republik“.

„In meinem Briefe vom Ende des März theilte ich mit, daß die Expedition nach dem Huilavulcane doch schließlich geglückt sei. Nachrichten aus Europa langen hier sehr spärlich und verspätet an, weil die Postverbindung mit Panama außerordentlich schlecht ist, und Europäer in Popayan nicht ansässig sind. Im Januar schrieb ich nach Panama, und nach dreizehn Wochen traf hier die umgehende Antwort ein!

Nachdem ich die Resultate meiner Huila-Excursion in Popayan geordnet hatte, unternahm ich am 24. April die Besteigung des Vulcanes Purace, welcher in der Nachbarschaft Popayans gelegen ist. Es ist dieselbe, da man bis zur Höhe von 4400 Meter reiten kann, mit gar keinen Schwierigkeiten verbunden, falls nicht das Wetter solche bereitet. Der Weg nach dem Krater des Purace wird fast täglich von den Indianern begangen, welche den Schnee herabholen und während der Nacht nach Popayan zum Verkauf tragen. Eine Carga (Last) von etwa 100 Pfund kostet in Popayan 10 Francs. Einrichtungen nach europäischer Art, wie am Aetna, für die Besteigung sind natürlich am Purace nicht vorhanden. Die Einwohner von Popayan, d. h. die gebildeten, wissen, daß der hohe Berg, der zuweilen aus den Wolken hervorragt, Purace genannt wird; mehr vermögen sie nicht darüber zu berichten. In ganz Popayan sind gewiß nicht fünf Leute von der anständig gekleideten Classe, die an der Natur so viel Interesse nehmen, daß sie es unternommen hätten, den Vulcan zu besuchen. Das ist für die Intelligenz der Popayangos gewiß charakteristisch. Von Popayan erreicht man zu Pferde in acht Stunden das Dorf Purace (2600 Meter über dem Meeresspiegel, also wie Bogata; Popayan 1730 Meter), und in einer gleichen Zeit vermag man vom Dorfe bis zum Kraterrande zu steigen. Die Excursion läßt sich also mit einer Besteigung des Aetna vergleichen, der freilich in seiner absoluten Höhe nur etwas mehr als die Hälfte mißt. In Wirklichkeit fällt aber die Rechnung etwas anders aus. Auf meiner ersten Expedition, die ich nach dem Purace unternahm, brachte ich dreizehn Tage zu, ohne meinen Zweck nur zum vierten Theile zu erreichen, und auf der zweiten nochmals sechs Tage. Die Ungunst des Wetters erschwert in diesen beträchtlichen Höhen die Untersuchungen und Beobachtungen, die man zu machen wünscht, außerordentlich. Wenn es im Unterlande gutes Wetter, „Verano“, giebt, ist der Paramo am wildesten, „bravissimo“.

Von dem Dorfe Purace aus bin ich dreimal nach dem Krater hinaufgestiegen und habe sechs Nächte und sieben Tage in einer Höhe von 14,000 respective 15,530 Fuß zugebracht. Während fünf Tagen und vier Nächten war das Wetter von der Art, daß man den Fuß nicht gern zum Zelte herausstellte. Einmal mußten wir sogar mit Zurücklassung sämmtlicher Sachen die Flucht nach dem Dorfe ergreifen, weil das Zelt dem heftigen Winde und Regen nicht widerstehen konnte. Die Peone (Diener) pflegen in Folge der Kälte arbeitsunfähig zu sein oder laufen davon, was die Annehmlichkeit der Situation, eingehüllt in einem dichten Nebel, wesentlich erhöht, auch ist es tagelang unmöglich, Feuer anzuzünden.

Der Purace hatte zu der Zeit, als Humboldt in Popayan war, eine andere Gestalt als gegenwärtig; die großen Eruptionen von 1830 und 1849 scheinen den jetzigen Kraterberg geschaffen zu haben. Die Form dieses Berges entspricht nicht der eines Kegels, wie es gewöhnlich der Fall ist, sondern der einer abgestumpften vierseitigen Pyramide. Caldas giebt die Höhe des Purace zu 5100 Meter an, während er gegenwärtig nur die von 4600 erreicht. Da unter dem Aequator in dieser Höhe erst die Grenze des ewigen Schnees zu liegen pflegt, entbehrt der Purace dieses Schmuckes, und nur an einzelnen Stellen vermag sich derselbe das ganze Jahr hindurch zu erhalten.

Den Rückweg von Purace nach Popayan nahm ich über einen Ort, welcher Coconuco heißt, und wo der Grand General Mosquera eine Hacienda besitzt. Diese liegt in einem tiefen, engen Thal, und das alte von den Jesuiten erbaute Haus ist von hohen Cypressen umstanden. Ein permanent betrunkener englischer Gärtner verwahrlost den Garten, welcher nach europäischer Art angelegt und mit Stiefmütterchen, Nelken &c. ausgestattet ist. Das Ganze machte einen traurigen Eindruck; immerhin ist es die einzige Spur eines Gartens, die ich seit Bogata gefunden. Unweit der Hacienda fließt der Rio Cauca, welcher hier den Charakter eines sehr reißenden Alpenbaches hat. Die Brücke war seit drei Wochen ungangbar, und so hatten wir die größte Mühe, unsere Maulthiere durch den hochangeschwollenen Fluß zu treiben. Um dieser Unannehmlichkeit bei meiner nächsten Reise zu entgehen, bereitete ich dem Alcalde von Coconuco, der die Schuld an dem Fehlen der Brücke trug, einige Fatalitäten in Popayan; zwei Tage darauf war die Brücke fertig. Das Wetter hat einen günstigern Charakter angenommen, den es aber in jetziger Jahreszeit nicht lange behalten kann, und so werde ich mich so schnell als möglich nach einem andern vulcanischen Berge, dem Satara, aufmachen, und in etwa drei Wochen die Reise von hier nach Pasto antreten, woselbst ich mit Dr. Reiß wieder zusammentreffe. Wir nähern uns jetzt also beträchtlich dem Gebiete, auf welchem die vulcanische Thätigkeit im vorigen Jahre so viele Zerstörungen bewirkt hat. Ich vermuthe, daß die ganze Sache sehr übertrieben worden ist, denn von der Art und Weise, wie man hier zu lügen pflegt, hat nicht einmal ein europäischer Zeitungsschreiber einen Begriff; z. B. spricht man hier in Popayan seit längerer Zeit von den großartigen Eruptionen, durch welche der Vulcan von Pasto die Einwohner der Stadt beunruhigt; Jeder will briefliche Nachrichten darüber erhalten haben und erzählt die Details und was Dr. Reiß dazu gesagt &c. Im Gegensatz hierzu schreibt mir Reiß, daß sich zu seinem großen Leidwesen der Vulcan vollkommen ruhig verhalte. Pasto liegt nicht mehr als sechs Tagereisen von Popayan entfernt.

Die Leute, das heißt die spanischen, auf Bildung Anspruch machenden Abkömmlinge sind geistig hier unglaublich verkommen. Popayan hat — man wagt es kaum auszusprechen — eine Universität, und doch ist in der ganzen Stadt kaum ein Bogen Schreibpapier, viel weniger ein gedrucktes Buch zu kaufen. Heiter ist die Universität und heiter sind die Kenntnisse der Herren Doctoren, welche diese Universität neben den Universitäten von

Bogota und Medellin in die Welt setzt. Alle Leute werden Herr Doctor genannt, man erfährt aber nie, bei welcher Facultät sie ihre Weisheit schöpften. Ich vermuthe, daß die meisten Juristen sind, denn Jeder ist darauf bedacht, die bestehenden Gesetze zu umgehen und neue, weniger unbequeme, an die Stelle zu setzen. In der That gehört auch in Bogota die „Gesetzgebung" zu den ersten Fächern, mit welchen sich der akademische Fuchs zu befassen hat; wenn er lange genug auf der Universität aushält und es nicht vorziehen sollte, wieder zum Lasso zu greifen, so kann er es auch — nach dem hinlänglichen Studium der Gesetzgebung — dazu bringen, einige Anfangsgründe im Latein durchzumachen. Ich könnte über diesen Gegenstand noch manches Komische berichten, doch will ich auch den moralisch-gesellschaftlichen Zuständen eine Zeile gönnen und gleich durch ein Beispiel dieselben charakterisiren.

Es sind wenige Monate her (Dr. Reiß befand sich damals in Purace), daß der Schwiegersohn des Grand General Mosquera, ein gewisser Cardenas Mosquera, nach Purace ritt, vor dem Hause eines Indianers abstieg, in dasselbe hineinging und den darin wohnenden Indianer (wegen eines Verdachtes des Diebstahls von Chinarinde) niederstach. Dieser Thatbestand, für welchen das ganze Dorf Zeuge war, wurde von der Dorfbehörde sofort festgestellt, der Cadaver recognoscirt u. s. w. Diese Documente hatte der Alcalde (Ortsvorsteher) nach Popayan zu bringen, doch begab es sich, daß er dieselben auf dem Wege — verlor! Die Untersuchung wurde nun aufs Neue vorgenommen, und im Widerspruche zu der ersten fand sich, daß zu der Stunde, als Cardenas vor dem Hause abgestiegen und mit dem blutigen Messer wieder herausgekommen und davongeritten war, der Indianer sich einige Stunden weit vom Orte im Walde befunden hätte. Die früheren Zeugen schwiegen still, Cardenas wurde freigesprochen, und obgleich Jedermann weiß, daß er den Mord begangen, so ist doch Niemand im ganzen Lande, der ihm seine gesellschaftliche Stellung — wenn man überhaupt hier von Gesellschaft sprechen kann — streitig machen würde.

Alle Leute phantasieren, weil sie nicht arbeiten und doch reich werden wollen, von Gold- und Silberminen; da aber diese nicht leicht zu finden sind, so legen sie sich auf Schatzgräberei oder auf das Falschmünzen. So haben z. B. zwei hiesige Kaufleute jetzt große Massen von Medios (1/2 Thaler), die um 20 Procent zu leicht sind, in Umlauf gesetzt. Ehe die Regierung bei den mangelhaften Verkehrsmitteln die Annahme untersagen kann, ist das Geschäft bereits gemacht, und wenn das Verbot erfolgt, beginnt das neue Geschäft, nämlich der Rückkauf, mit 25 Procent Verlust für den Besitzer. Wenn man fragt, wer dieses falsche Geld eingeführt, so wird Niemand anstehen, die Namen zu nennen, es wird aber auch Niemand anstehen, vor diesen Leuten respectvoll den Hut zu ziehen und ihnen freundschaftlich die Hand zu schütteln, vom Präsidenten bis zum Peon herab; im Gegentheil bedauert nur Jeder im Stillen, nicht bei dem Geschäfte betheiligt gewesen zu sein.

Noch Erstaunlicheres passirt auf dem Gebiete der Politik. Die drei Parteien, Liberale, Conservative und Mosqueristen, welche sämmtlich wieder in verschiedene Classen getheilt werden, stehen sich fortwährend feindlich gegenüber, und jede Partei behauptet in bombastischen Redensarten allein das Glück des Staates und den „Progreso" im Auge zu haben. Natürlich sucht jede Partei an das Ruder zu kommen, nur um sich auf Unkosten der andern zu bereichern. Wenn eine Revolution zum Ausbruch kommt und die liberale Partei die mächtigere ist, dann übergeben die conservativen Grundbesitzer ihre Haciendas durch Scheinkauf an Mitglieder der liberalen, damit das Grundstück nicht ausgeraubt werde. Die Biederleute aber, zu deren Gunsten der Scheinkauf ausgestellt ist, betrachten denselben sehr häufig als einen wirklichen, und der liberale Sohn, Neffe oder Freund verweigert, wenn wieder Friede herrscht, dem conservativen Vater, Onkel oder Freunde die Rückgabe seiner Güter. Die „kriegführenden" Parteien, wie man hier zu sagen pflegt, fallen zu Hunderten in eine Hacienda der feindlichen ein und halten sich, die Häuser verwüstend, so lange dort auf, wie noch ein Ochse oder eine Kuh vorhanden ist; dann erst ziehen sie weiter, alles Bewegliche, besonders aber Pferde und Maulthiere mitnehmend. Um später den rechtlichen Besitz dieser Gegenstände nachweisen zu können, pflegen die Herren Generäle eiserne Stempel mitzuführen, die den Thieren aufgebrannt werden.

Und die Leute, welche das thun, sind dieselben, welche uns mit der größten Artigkeit bewillkommnen, ihre Dienste in einer Weise anbieten, daß Einem unwohl werden kann, es sind dieselben, welche sich Doctoren nennen und von Humboldt und anderen Gelehrten sprechen, als wenn sie in der nächsten geistigen Beziehung zu ihnen ständen. Wenn sie gar erst auf den „Progreso" kommen, dann besorgt man, daß sie in dem Ausdruckgeben der edelsten patriotischen Gesinnung ihrer Gesundheit schaden! Jeder erscheint ein Engel und würdig, Präsident zu sein, und doch ist Jeder ein Lump — ohne Ausnahme. Mosquera, der von den Conservativen und einem Theile der Liberalen grenzenlos gehaßt wird, ist der einzige Mann hier im Lande gewesen, welcher, wenn er auch seinen Geldbeutel hauptsächlich bedachte, doch durch Anlegung von Wegen und Einführung von Maschinen 2c. etwas zum Fortschritte beigetragen hat. Mosquera lebt gegenwärtig in der Verbannung in Peru, doch hat dieser alte, der Trunksucht ergebene Mann bei der nächsten Präsidentenwahl (August) manche Aussicht, wieder gewählt zu werden. Wenn seine Partei siegt, giebt es Revolution. Das sind einige flüchtige Andeutungen über colombianische Zustände." (— Mosquera ist bei der Wahl im August unterlegen. —)

Aus allen Erdtheilen.

Livingstone und Pascha Samuel Baker.

Im November 1868 sprach Murchison in London die Vermuthung aus, daß David Livingstone wohl um Weihnachten in Europa anlangen werde. Die letzten brieflichen Nachrichten, welche damals von dem Reisenden in Sansibar angelangt waren, datirten vom December 1867. Seitdem haben wir nicht die geringste Kunde von ihm, wir wissen auch nicht, ob er vom Tanganyika-See aus nach Westen hin, also dem Atlantischen Oceane zu, oder nach Norden hin vorgedrungen ist, um an die beiden großen Aequatorialseen Luta Nzige und Nyanza Ukerewe (Albert und Victoria) zu gelangen.

Es ist erklärlich, daß man abermals die Frage aufwirft, ob Livingstone noch am Leben sei. Nun ist jüngst wieder einmal Herr W. Desborough Cooley, der in afrikanischen Entdeckungsangelegenheiten dann und wann Krakeel macht, hervor-

getreten; er verlangt, daß die Londoner geographische Gesellschaft eine Expedition ausrüste, um über Livingstone's Verbleiben und Schicksale nähere Erkundigungen einzuziehen. Gegen ihn ist nun H. W. Bates (der ausgezeichnete „Naturforscher vom Amazonenstrom") in seiner Eigenschaft als Schriftführer der genannten Gesellschaft aufgetreten, um Herrn Desborough Cooley den richtigen Standpunkt klar zu machen. Die letzten vier Briefe Livingstone's, sagt er, sind, wie bekannt, vom December 1867 und an den britischen Consul und andere Personen in Sansibar gerichtet worden. Sie nahmen vorzugsweise Bezug auf die Vorräthe und Arzeneien, welche der Reisende zu Udschidschi (am Tanganyika-See) in Empfang zu nehmen wünschte. Livingstone schrieb jene Briefe an verschiedenen Punkten südlich und südwestlich vom Tanganyika-See, an verschiedenen Daten zwischen dem 25. September und dem 14. December 1867, sie gelangten aber alle gleichzeitig nach Sansibar durch einen befreundeten arabischen Handelsmann, Seyd ben Ali. Diesen Mann hat Livingstone dem Consul sehr eindringlich empfohlen, und Dr. Kirk schreibt Folgendes: „Nachdem Livingstone den Tanganyika erreicht hatte, war es sein Wunsch, Msama's Land zu besuchen, das nach Westen hin liegt; er wollte, im Juli 1867, die dortigen Flüsse erforschen. Aber ein Krieg, welcher eben ausgebrochen war, führte eine dreimonatliche Verzögerung herbei; als indeß der Friede hergestellt wurde, gelang es ihm, den Häuptling Msama zu besuchen. Livingstone ging dann an den Moero-See, war also in der Nähe des Cazembe und wollte auch diesen besuchen. Er ist in guten Händen, in Gesellschaft befreundeter Araber, die keine Sklavenhändler sind."

Livingstone sagt in dem „Cazembe, 14. December" datirten Brief an Consul Kirk, daß er binnen zwei Tagen nach Udschidschi aufzubrechen und von dort seine Tagebücher (nach Sansibar) abzuschicken gedächte; dieselben enthielten Alles, was er in geographischer Beziehung ermittelt habe. In einem andern Schreiben äußert er sich höchst anerkennend über die Freundlichkeit, welche die Araber ihm monatelang bewiesen hätten. Einige derselben waren damals beim Cazembe. In keinem einzigen Briefe spricht Livingstone von Gefahren. Er wünschte Vorräthe und Arzeneien, die ihm auch in Menge nach Udschidschi geschickt wurden, selbst Ochsen gingen dorthin von Sansibar aus für ihn ab. Wir wissen außerdem, daß der Sultan von Sansibar, welcher großen Einfluß auf die Handelsleute im Innern übt, denselben zu Gunsten des Reisenden geltend gemacht hat.

Unter solchen Umständen, sagt Herr Bates weiter, liegt für die geographische Gesellschaft kein Anlaß vor, abermals eine Nachforschungsexpedition auszurüsten. Sie hat bekanntlich schon einmal die Regierung veranlaßt, eine solche nach Afrika zu schicken. Diese kam im Januar 1868 nach Europa heim und brachte vollkommen beruhigende Nachrichten über Livingstone's Wohlergehen und Sicherheit. Es ist vollkommen ungeeignet, zu behaupten, daß man Livingstone „seinem Schicksal überlassen habe". „Allerdings liegt einige Ursache zu Besorgnissen vor, weil wir immer noch ohne Nachrichten über Livingstone's Ankunft in Udschidschi sind, denn seinen Briefen zufolge wollte er dort in den ersten Wochen des Januar 1868 eintreffen. Dieses Schweigen würde sich erklären, wenn Murchison's Vermuthung richtig ist; der zufolge Livingstone, bevor er zu Wasser in Udschidschi angelangt sei, einen Abfluß aus dem Tanganyika-See gefunden habe und an diesem abwärts gegangen sei."

(— Wir unsererseits möchten eine Frage aufwerfen. Weshalb ist Livingstone nicht nach Udschidschi gegangen? Er bedurfte der Vorräthe und Arzeneien und wußte, daß er dergleichen dort vorfinden würde. Wenn er nun auch einen westlichen Ausfluß aus dem See fand, so blieb dieser ihm für alle Fälle unverloren. Er konnte leicht über den zwar sehr langen, aber sehr schmalen See fahren und die Vorräthe abholen. Sie sowohl wie die Arzeneien waren ihm um so nöthiger, wenn er sich in noch unerforschte Gegenden nach Westen hin wagen wollte. Auf jeden Fall hätte er nicht verfehlen dürfen, nach Sansibar Nachrichten über seine weiteren Pläne und über sein Nichteintreffen in Udschidschi abzufertigen. Zwischen Sansibar und der Stadt des Cazembe treiben ununterbrochen Araber einen Handel; diese besuchen, wie wir schon durch Richard Burton wissen, alljährlich auch den Tanganyika-See, und sie waren mit Livingstone „befreundet". So wird das lange Schweigen Livingstone's räthselhaft und unheimlich, und Murchison's Vermuthung hat, für uns wenigstens, bis auf Weiteres gar keinen Werth. A. —)

Uebrigens erfahren wir durch Herrn Bates, daß einige erfahrene und unternehmende Männer sich erboten haben, eine Expedition zum Cazembe zu unternehmen.

Murchison wiederholt seine Hypothese in einem Briefe an die „Times-Mail" (1. October), und betont abermals, daß ein so langes Schweigen sich erkläre, wenn Livingstone nach Westen gegangen sei und dann an der Küste des Atlantischen Oceans wieder zum Vorschein komme.

Inzwischen will Samuel Baker Alles aufbieten, um an seinen Albert-See zu gelangen und von demselben aus Erkundigungen über Livingstone einzuziehen. „Dort werde ich sicherlich etwas über ihn hören, denn ich bin dann nur wenige (?) Miles vom Tanganyika entfernt. Ganz bestimmt wissen die Häuptlinge der verschiedenen Stämme etwas davon, ob und wann ein weißer Mann im Lande gewesen ist. Ich meinerseits habe Macht und Mittel genug, um ihm Beistand zu leisten, und stehe in directer Verbindung mit Chartum."

Baker giebt (in einem Briefe aus Alexandria vom 15. September) Mittheilungen über seine Expedition. Er schreibt an Murchison, daß Alles zum Aufbruche bereit sei. Eine kleine Flotte von Dampfern und Barken war schon vorher von Kairo abgegangen, um nilaufwärts bis Chartum zu fahren. Man wußte noch nicht, ob sie glücklich über die Katarakten hinweggekommen seien, doch konnte man das Beste hoffen, da der Nil Wasser vollauf hatte. Baker hat 400 Kameelladungen (800 Gepäckstücke) durch die nubische Wüste, über Korosko, nach Chartum vorausgeschickt; er erwartete nun die in England für die Fahrt auf den Aequatorialseen gebaueten Dampfer und sechs Maschinenleute, welche jene Fahrzeuge am Albert-See zusammensetzen sollten. Die einzelnen Schiffstheile gehen mit den Mechanikern zu Wasser bis Korosko, wo 800 Kameele bereit gehalten werden, um die Schiffstheile 2c. nach Chartum zu bringen.

Baker wollte am 4. October sich von Suez nach Suakim einschiffen. Dort stehen 200 Kameele bereit, um ihn, seine Begleiter und sein Gepäck nach Berber am Nil (18° N.) zu bringen. In Berber liegt ein Dampfer, welcher in drei Tagen die Strecke bis Chartum zurücklegt.

Baker's Unternehmen hat einen etwas abenteuerlichen Anstrich, wir wünschen aber dem unternehmenden Manne den besten Erfolg, schon deshalb, weil seine Expedition der geographischen und ethnologischen Wissenschaft reiche Früchte bringen wird.

Die Expedition des Dr. Hayes nach Grönland.

Wir erwähnten vor einiger Zeit, daß Doctor Hayes, wie er selber sagte, „einen kleinen Ausflug" nach Grönland unternommen habe. Wir finden nun im „Newyork Herald" (vom 8. September) die ersten Berichte über diese Fahrt. Sie sind datirt aus Ivigtut (61° 15′ N., 48° 5′ O.) in Südgrönland, vom 26. Juli. Das kleine Dampfschiff „Panther" war von Neufundland nach Cap Desolation gesteuert und hatte am 15. Juli Julianenhaab erreicht. Am 16. wurde ein Ausflug zu den alten normannischen Ruinen von Krakortak unternommen; der Pastor Anton, ein alter Bekannter des Dr. Hayes von Upernavik her, führte die Reisenden dorthin. Sie bestiegen ein von sechs rüstigen Frauen gerudertes Weiberboot (ein Umiack), das etwa 36 Fuß lang war. Temperatur 65° F.; Scenerie großartig, herrliches Wetter, aber Moskitos, welche in jener Gegend lästiger und bissiger sind als sonstwo in der Welt, waren eine arge Plage.

Jene Ruinen sind mindestens 800 Jahre alt. „Als ich über den Friedhof und um die Mauern wandelte, innerhalb deren einst die muthigen Wikinger gewohnt hatten, war es mir, als ob ich die Thaten jener Männer in jedem Steine verewigt sähe.

Die Ruinen der Kirche fand ich noch so wie Graah, der sie vor etwa 40 Jahren besuchte, sie sah. Ein Giebel ist noch 18 Fuß hoch; die drei Eingangsthüren sind vollkommen erhalten; ebenso auch einige Fensteröffnungen. Die Mauern sind 5 Fuß dick und an einigen Stellen noch ganz stark. Während die Künstler (der Maler Bradford und die Photographen Dunmore und Cricherson) geschäftig waren, untersuchte ich genau alle Ruinen; es sind deren neun an der Zahl."

Von Julianenhaab fuhr der „Panther" nach einer „Nebenansiedelung", Krassiment, wo Hayes einen weißen Mann, den Dänen Motsfeld, antraf, und dann in die Föhrde hineinsteuerte bis an den Fuß eines gewaltigen Gletschers. Dort lagen die Reisenden vier Tage, um zu zeichnen, zu photographiren und den Gletscher zu besteigen. Das Wetter war warm und angenehm wie ein schöner Herbsttag bei uns; aber die Moskitos waren auch dort eine arge Plage. Dafür diente jedoch die Großartigkeit der Scenerie als Entschädigung. Dazu kam, daß in Zwischenräumen gewaltige Massen von dem Gletscher sich ablösten, und außerdem sahen die Reisenden, wie nach einander nicht weniger als sieben Eisberge in die See hinabstürzten. Das Meer wurde dadurch so stürmisch bewegt, daß man einen besser geschützten Ankerplatz aufsuchen mußte. „Es ist nicht Vielen vergönnt, zu sehen, wie die Eisberge vom Gletscher abbrechen; wir aber haben das geschaut und auch die Wirkung empfunden. Man weiß so viel zu sagen vom Niagara und dessen Getöse, aber was will das bedeuten gegen einen herabstürzenden Eisberg?"

Grönland ist bekanntlich sehr reich an werthvollen Mineralien, namentlich auch jene von Hayes besuchte Gegend. In Ivigtut stehen die Minenarbeiten unter der Leitung der Herren Sartorf und Fritz; auch ist der Agent einer nordamerikanischen Gesellschaft am Platze. „Man staunt förmlich über den unerschöpflichen Vorrath von Kryolit (Eisstein, prismatischer Kryonhaloid). Die in Angriff genommene Grube gleicht einem Steinbruche, dessen Boden etwa 40 Fuß tiefer liegt als die Meeresfläche. Die Grube liegt auf der Südseite der tiefen Föhrde von Arsuk, welche sich weit ins Land zieht bis an einen Gletscher; das letztere ist bekanntlich bei den meisten Föhrden der Fall. Etwa 100 Arbeiter fördern im Jahre ungefähr 11,000 Tons (zu 20 Centner) von diesem Mineral, das 96 bis 99 Procent Soda und Alaun enthält. Daneben kommen andere Mineralien vor; auf einem Gange von nur einer halben Stunde fand ich Proben von Eisen, Silber, Blei, Kupfer und Arsenik. Man sagt, daß das Kryolit bisher nur an dieser einzigen Stelle gefunden worden sei."

Ein zweiter Bericht geht näher auf die Kryolitgrube ein. Die „natürliche Sodaasche" kommt, wie schon angedeutet wurde, neben verschiedenen anderen Mineralien vor. Die Entdeckung verdankt man einem Zufalle. Die Eskimos lieben den Taback leidenschaftlich und namentlich die Frauen schnupfen stark. Da aber das Kraut theuer ist, so vermischten sie es mit einem weißen Pulver, welches sie dadurch gewannen, daß sie ein gewisses Gestein zerstampften. Das letztere erregte die Aufmerksamkeit der Dänen, welche vor nun etwa 10 Jahren eine Probe desselben nach Kopenhagen schickten. Eine Untersuchung ergab, daß jenes Gestein aus beinahe reiner Soda bestand; es sieht aus wie feines Porzellan, und in großen Ablagerungen kommen mit demselben vor: Schwefelkupfer, Schwefeleisen und sehr reines Bleierz, das 5 Procent Kupfer enthält. In Dänemark wurde eine Compagnie zur Ausbeutung des Kryolits gebildet; ihre Absicht ging zunächst dahin, dasselbe von den übrigen Metallen abzuscheiden. Es wurden bald zwei Schiffsladungen abgefertigt, man hat aber von beiden nie wieder etwas gehört; sie sind verloren gegangen. Dadurch wurde die Compagnie entmuthigt, und erst nach Verlauf von Jahren bildete sich eine andere, welche sich ein Privilegium auf 25 Jahre auswirkte. Dieses ist sehr umfassend, denn es erstreckt sich auf alle Minen, welche in Grönland entdeckt werden; die dänische Regierung erhält 25 Procent des Ertrages als Abgabe. Die Compagnie läßt seit etwa 5 Jahren arbeiten und liefert den Kryolit so wie er aus der Grube kommt, ohne andere Mineralien auszuscheiden. Sie bekommt für die Tonne 13 Dollars Gold. Der größte Theil geht nach Dänemark und Philadelphia; die Fracht stellt sich auf 9 Dollars Gold für die Tonne; nach Philadelphia wurden bisher jährlich 7000 Tonnen geliefert. Versuche, aus dem Kryolit Geschirre zu verfertigen, sind mißlungen; es zerbricht bei starker Hitze. Man verwendet es nur zur Bereitung von Sodaasche. In Grönland ist man jetzt darüber aus, auch Blei in größerer Menge zu gewinnen.

Racenkämpfe in Mexico. In dem, was man als mexicanisches Volk bezeichnet, ist gar kein innerer Zusammenhang vorhanden. Von den 8 bis 9 Millionen Menschen besteht noch nicht eine Viertelmillion aus „Weißen", und bei etwa zweimalhunderttausend derselben ist die Reinheit des Blutes keineswegs sicher. Die Indianer zerfallen in mehr als 30 verschiedene Völker und reden eben so viele verschiedene Sprachen. Um es mit einem Worte zu bezeichnen: in Mexico herrscht eine unheilbare ethnische Anarchie, und eine Staatsgesellschaft in unserm europäischen Sinne fehlt ganz und gar. Daraus erklären sich auch die unaufhörlichen Rebellionen und Revolutionen. Der Indianer Benito Juarez ist Präsident der „Republik", aber seines Lebens wird er nicht froh. Erst vor Kurzem, im Juli, wurde eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt; im ganzen Lande herrscht Zerrüttung nach wie vor. Am grimmigsten aber sind die Racenkämpfe. Bald hier, bald da erheben sich die Indianer gegen die Weißen; so gegenwärtig in den Staaten Chiapas und Jalisco, und die Regierungstruppen vermögen denselben wenig anzuhaben. Die braunen Leute haben eine Proclamation erlassen, in welcher sie erklären, daß sie nicht länger der ungerechten und gesetzwidrigen Behandlung, welche ihnen zu Theil werde, sich unterwerfen wollen. Der Gouverneur seinerseits wendet sich mit einem Weherufe an die Chiapaneken; in demselben sagt er wörtlich: „Ihr wißt es, der Racenkrieg ist ausgebrochen. Allerdings haben wir in zwei blutigen Schlachten gesiegt, aber der Krieg dauert fort, und um ihn abzukürzen, ist es nothwendig, daß Ihr die Regierung aus allen Kräften unterstützt. In der Stadt Chamula und in anderen Ortschaften hat man die schwarze Fahne aufgezogen. Wir müssen die Aufrührer niederschlagen, wenn anders die Gesellschaft gerettet werden soll. Mitbürger, vertheidigt die Nation; es handelt sich darum, einem Kriege ein Ende zu machen, der in einen Vernichtungs- und Ausrottungskrieg auszuarten droht. Es handelt sich um den Sieg der Civilisation über die Barbarei. Laßt alle Parteizwiste ruhen und rettet die Civilisation." — Im Staate Jalisco ist der Indianerhäuptling Lozada seit etwa drei Jahren Herrscher im Lande; die Centralregierung kann ihm nichts anhaben, denn seine Truppenmacht besteht aus mehr als 15,000 braunen Kriegern, und er schaltet ganz nach Belieben. Er nimmt, was ihm gefällt, und vertheilt den Raub und den Ertrag der Zwangssteuern unter seine Soldaten. — Auch im Staate Mechoacan haben sich die Indianer erhoben, und jene in Yucatan sengen und brennen weit und breit.

Dampfschifffahrt auf dem Tocantins in Brasilien. Dieser Fluß, welcher von Süden her in das Delta des Amazonenstromes mündet, kommt aus dem Innern des Landes und ist von großer Bedeutung für den Verkehr namentlich mit der Provinz Goyaz, respective mit Matto grosso. Bisher war die Schifffahrt durch eine Reihe von Stromschnellen gehemmt, und man hielt dieselben für ein unübersteigliches Hinderniß. Nun hat aber der um die Hydrographie sehr verdiente Dr. Couto de Magelhaens diese Stromschnellen vermittelst eines kleinen Dampfers überwunden und ist glücklich bis in den Araguay, einen Hauptzufluß des Tocantins, gelangt. Er hat ermittelt, daß verhältnißmäßig geringe Anstrengungen und Kosten erforderlich seien, um die Stromschnellen passirbar zu machen; es handelt sich nur darum, einige Felsen zu sprengen. Sobald das geschehen, ist eine ungehinderte Fahrbahn von Para an der Mündung des Amazonas, auf dem Tocantins und Araguay

bis an einen Punkt offen, der nur etwa 36 deutsche Meilen vom schiffbaren Paraguaystrom entfernt liegt.

Brennerbahn. Die Steigung der Brennerbahn ist auf der Nordseite weit bedeutender als auf der Südseite; daher können die von Italien kommenden Lastzüge gegen 2000 Centner mehr befördern als die von Innsbruck abgehenden. Jene können 7000, diese nur 5000 Centner fassen. Dabei schleppt eine Locomotive vorn, während eine andere nachschiebt.

Post- und Telegraphendienst in der Schweiz. Die auffälligste Zahlenveränderung ergiebt sich in der Zahl der Telegramme. Dieselbe hängt mit der Herabsetzung der Depeschentaxe von 1 Fr. auf $^1/_2$ Fr. für den internen Verkehr zusammen. Während 1867 kaum 400,000 Depeschen zur Beförderung gekommen sind, ist deren Zahl 1868 auf das Doppelte, gegen 800,000, gestiegen, und trotz der Herabsetzung der Taxe ein Mehrertrag von 100,000 Fr. erzielt worden. Dazu beförderte die eidgenössische Post- und Telegraphenverwaltung über 1 Million Postreisende, etwa 39 Millionen zahlbare Briefe, über 30 Millionen Stück Zeitungen und vermittelte durch die Geldanweisungen einen Gesammtbetrag von 95 Millionen Franken im internen Verkehr, im Verkehr mit Italien, Frankreich und Deutschland, endlich kamen noch $3^1/_2$ Millionen portofreie Briefe und $5^1/_3$ Millionen Drucksachen zur Versendung. Die Packetpost beförderte über 5 Millionen Stück Packete und Geldsendungen. Die Gesammtlänge des schweizerischen Telegraphennetzes beträgt 4288 Kilometer (Drahtlänge 9027 Kilometer).

Lachsfischerei in Alaska. In der unmittelbaren Nähe von Sitka, dem Hauptorte des von den Vereinigten Staaten erworbenen ehemaligen russischen Amerika, befinden sich die größten Fischereien; allein nach den Sandwichsinseln werden von dort jährlich 100,000 bis 150,000 Lachse ausgeführt. Sobald eine Bootladung voll Fische an der Werfte anlegt, stellt sich sofort eine Anzahl armer Frauen, darunter viele Indianerinnen, in zwei lange Reihen und besorgt das Reinigen und Ausweiden der Fische mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Dann werden ein paar Eimer Wasser über den Lachshaufen gegossen und die Fische in Fässer gepackt und in die Lake gethan. Jede Frau erhält als ihren Antheil einen großen Lachs von 20 bis 30 Pfund, der freilich in Sitka so gut wie keinen Werth hat. Im Frühling soll der Lachs in allen Bergströmen der Gegend in solcher Menge vorhanden sein, daß die Passage von Kähnen und Booten dadurch gehemmt wird und daß er, bei einem starken Südostwinde auf die Küste getrieben, hier massenweise abstirbt und verfault.

Indianerhumor. Daß es den Indianern nicht an einem gewissen Humor fehlt, bekunden manche ihrer Sagen und Geschichten. Eine der letzteren, offenbar eine indianische, und zwar sehr ergötzliche Version des bekannten Jonasabenteuers, ward dem englischen Reisenden Whymper von einem Mischlingsindianer während eines Ausfluges durch das Innere der Vancouverinsel erzählt.

Ein Indianer, der in seinem gebrechlichen Nachen über den großen Salzsee ruderte, ward sammt seinem Fahrzeuge von einem mächtigen Fische verschlungen und lag bangen Herzens auf dem Magengrunde des Thieres, in trübseliger Erwägung, daß nun Alles aus sei mit ihm und daß er niemals sein Volk wieder sehen werde. Doch mitten in der Noth kam Trost; ein glänzender Gedanke durchzuckte das Gehirn. Wenigstens Rache, süße Rache war noch möglich, und unverzüglich ging er an die Ausführung des rasch gefaßten Planes. Er zerschnitt das Ruder zu kleinen Spähnen, zerbrach das Canoe in Stücke und zündete im Magen des Fisches ein großes Feuer an. Es währte nicht lange, so zeigte der Unhold durch ein krampfhaftes Winden und Krümmen seines Leibes, daß die Operation ihm nicht behagte. Er schluckte Welle auf Welle hinab, um sich den glühenden Körper zu kühlen, allein es gelang ihm nicht, das Feuer zu löschen, obgleich unser Held durch die Manipulationen des Thieres beinahe ertränkt wurde. Wie alle seine Landsleute schien derselbe eben kein Freund des Wassers zu sein; er gerieth daher in sehr üble Laune, zog sein langes Messer und stach dem Fische in das Unterfutter des Magens, bis die Wände des letztern ganz zerfetzt waren. Das Thier war offenbar dem Tode nahe und schwamm mit dem Reste seiner Kraft nach dem Strande hin. Während es in den letzten Zuckungen lag, kroch unser Freund vorsichtig den Schlund hinauf und kam gerade zu rechter Zeit oben an, um die Berührung mit den Kiemen des Räubers zu vermeiden, welche sich mit einem entsetzlichen Krachen schlossen in dem Augenblicke, als der Fisch seinen letzten Athemzug that.

* * *

— Der Waldstand in Bayern beträgt 34 Procent des Gesammtareals, nämlich 7,622,000 Tagewerk. Am meisten Wald besitzt die Pfalz, Unterfranken und Oberbayern (37 bis 38 Procent), Schwaben dagegen nur 23 Procent. Der Staat besitzt 36 Procent, die Gemeinden und Körperschaften besitzen 13 Procent, die Stiftungen 2 Procent, die Privaten 49 Procent der Gesammtwaldfläche.

— Ueber einen Strafarrest in Stellvertretung theilt die „Russ. Ztg." folgenden, für die Rechtsanschauungen des einfachen Volkes sehr charakteristischen Fall mit: Ein Friedensrichter des moskauschen Bezirks, Pukalow, hatte den Bauer des Dorfes Wichona, Kokorin, wegen Ankaufs von Holz, von dem er wußte, daß es gestohlen war, zu einer Gefängnißstrafe von $1^1/_2$ Monaten verurtheilt. Der bei dieser Angelegenheit interessirte Verwalter der Güter des Fürsten Golizyn bemerkte, daß Kokorin, trotz des friedensrichterlichen Urtheils, in voller Freiheit umherging, und benachrichtigte davon das Friedensrichterplenum. Die angestellten Recherchen ergaben, daß Kokorin den mit ihm in einem Dorfe wohnenden Bauer Nesterow für 7 Rubel und ein Paar Stiefel engagirt hatte, diese Gefängnißstrafe von $1^1/_2$ Monaten abzusitzen. Der Stellvertreter hatte bereits 28 Tage im Gefängniß zugebracht und wurde nach Feststellung des Sachverhalts entlassen, dagegen Kokorin sofort arretirt und zugleich gegen ihn eine neue Untersuchung eröffnet.

— Die Stadt Guayaquil in Ecuador ist am 21. Juli von einem Erdbeben und am 23. und 24. Juli von einem furchtbaren Aschenregen heimgesucht worden; man vermuthet, daß er von dem alten Vulcan Pichincha ausgeworfen worden ist. Sowohl dieser Vulcan als der Cotopaxi sind jetzt in voller Thätigkeit. Die Stadt Janina in Albanien ist durch Feuer total zerstört.

— Der Ausdruck „Ort" in geographischen Ortsnamen (vergl. „Globus" XVI. Nr. 4) findet sich namentlich im skandinavischen Norden. Auch in Deutschland kommt er häufig vor, nicht bloß an der See, sondern auch an Flußmündungen, z. B. Störort, Angerort, Ruhrort. Ursprünglich bedeutet es ganz allgemein Spitze, Vorgebirge. Ehe sich der fremde Ausdruck „Cap" einbürgerte, brauchte man die Bezeichnung „das Ort". So sagte man im sechzehnten Jahrhundert „das grüne Ort" (grüne Vorgebirge, Cabo, Verde). Auch der Name Ortles hängt vielleicht damit zusammen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Barcelona und der Montserrat.

Von **Franz Koppel.**

II.

Die schönen Zeiten Barcelonas sind vorüber; bald unter despotischem Regiment, bald unter Militärwillkürherrschaft mit sogenannten liberalen Tendenzen und pseudohumanen Bestrebungen wechseln schon lange in Spanien die Begriffe des positiven Rechts; immer wird von Madrid aus die Provinz durch Satrapen regiert, die Bestechung thut das Uebrige, das Geld giebt den Ausschlag. Die neue Börse ist auch ein unverkennbarer Ausdruck dieser materiellen Richtung des öffentlichen Lebens; mit einem verschwenderischen Luxus ausgestattet schimmern die Säle, in denen über falschen Bankerott und die Verbrechen im Handel und Wandel zu Gericht gesessen wird. Sie sind stets überfüllt, leer dagegen stehen die mit prunkender Reclame den schönen Künsten, dem Unterricht und belehrenden Vorträgen zugewiesenen Räume.

Kehren wir in die Vergangenheit zurück. Von alten sehenswerthen Bauten führen wir die Casa de la diputacion, den alten Audienzhof, auf. Dort werden die Bilder der Grafen und die der Könige von Aragonien verwahrt, und das berühmte aragonische Archiv liegt dort in tiefem Staube begraben. Der Palast ist ein Denkmal der besten gothischen Zeit in Spanien; eine schöne weite Treppenanlage und der im südlichen Lande für diesen Stil so charakteristische Arkadenhof, hier mit vollen drei Geschossen, zeichnen ihn aus. Gegenüber, gleichfalls auf dem Constitutionsplatze, liegt die derselben Zeit angehörige, leider mit moderner Façade versehene Casa consistorial, welche ein untergeordnetes und freilich auch durchaus ungeordnetes Archiv der Stadt enthält.

Weitere Gebäude, die eines eigenen Besuches werth wären, hat Barcelona nicht aufzuweisen. Die Stadt, obgleich sehr alt und der Sage nach von Hamilkar, dem Vater Hannibal's, aus dem Geschlechte der Barkas, gegründet und darum Barcino geheißen, von den Römern gekannt, sehr besucht und lange beherrscht, später abwechselnd von den Gothen, den Mauren, Franken erobert und behauptet, — diese Stadt hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder gehäutet. Ihre schillernde Außenseite von heute ist wesentlich modernen Ursprungs. Wenn wir auf unserer Wanderung nach der Muralla del mar zurück in die Verlängerung derselben kommen, in die Baja Muralla, so wollen wir nicht verabsäumen, an dem Hause Nummer 33 ein mit gothischem Ornament verziertes Reliefbild zu betrachten; es soll den berühmten Verfasser des Don Quixote darstellen, und man erzählt, Don Miguel Cervantes de Saavedra habe einst hier in diesem Hause gelebt.

Den Abend wollen wir im Opernhause auf der Rambla verbringen. Die Spanier sagen, es sei das zweitgrößte Theater von Europa; da aber die Scala und San Carlo in Neapel meines Wissens in der Größe nur um eine Loge differiren, so könnte es höchstens das dritte im Bunde sein, doch, glaube ich, giebt es noch mehrere so geräumige Theater in der neuern Zeit, als das Teatro del Lyceo zu Barcelona.

Eine nationale spanische Oper hat sich bis jetzt noch nicht recht entwickeln können; die Anläufe dazu haben es nicht weiter gebracht, als zu der Form eines meist unkünstlerischen,

Die Teufelsbrücke über den Llobregat bei Martorell.

zusammenhangslosen Singspiels, Zarzuela genannt, und es herrscht daher hier, wie in England, ja noch mehr, die eigentliche italienische Oper vor. Was wir sahen, war eine recht mittelmäßige Aufführung der „Lucia", und wir wollen uns daher lieber nur an das Haus und seine Zuschauer erinnern. Die Einrichtungen sind bequem und elegant; sechs Logenreihen mit fächerwiegenden Damen und munterm Volke besetzt, ein weites Parterre von Fauteuils, ein ewiges Verkaufen von Zeitungen, Früchten und Süßigkeiten, — Alles wie in Italien oder in den großen Theatern von Paris, jedoch mit einem spanischen Zusatze — dem unvermeidlichen alle Räume durchdringenden Rauche der Cigarretten. Der Billetabnehmer raucht, während er uns die Plätze anweist, in allen Corridors gehen die Herren spazieren und rauchen, die Zwischenacte dauern gerade eine kunstgerecht gewickelte Cigarrette lang; ohne diese kein Genuß! Die Vorstellungen fangen spät an, erstrecken sich tief in die Nacht hinein, und mit ihnen erlischt gewöhnlich das Leben des Tages. Die Rambla war schon still, als wir nach dem Theater unser Hotel aufsuchten, und als ich auf dem Balcon noch einige Stunden saß, um die frische Nachtluft zu athmen, gehörte viel Spiel der Phantasie dazu, mich in den erträumten Wohlklang südlicher Nächte zu versetzen. Wo blieben die Serenaden und Tänze, im „schönen Land des Weins und der Gesänge", wo blieben die weichen Liebeslieder? War dies nicht die Stadt der Troubadours am Liebeshof der Grafen

Das Kloster auf dem Montserrat.

von Barcelona? Ja — die romantische Zeit ist vorüber, „wo um die künstlich goldne Blume, rang und sang der Troubadour" —

> „Wo, sobald Rodrigo nahte
> Seiner Dame mit Gesang,
> Vor dem Fenster die Granate
> Zitterte beim Zitherklang." —

Statt der Minnelieder höre ich Matrosen drunten im Hafen französische Weisen singen, eine abgespielte Orgel müht sich, Verdi'sche Walzerfinales zu dudeln, die Abfahrtssignale eines Dampfers schrillen durch die Luft, Omnibusse jagen zu den Nachtzügen nach Madrid und Tarragona, die Wachtposten rufen einander an, schwere Wagen, die einen übeln Pesthauch mit sich führen, rollen durch die Stadt. Ich schließe das Fenster und gehe zur Ruhe, um vielleicht zu träumen, ich sei in Spanien. —

Am andern Morgen war ich Barcelonas satt und beschloß, was jeder Reisende beschließen sollte, ehe er von hier scheidet, eine Fahrt auf den Montserrat.

Oefter schon hatte dieser Berg, welcher vom Meere sowie von den nächsten Höhen um die Stadt herum sichtbar ist, meine Blicke gefesselt und die Sehnsucht geweckt, ihn zu besteigen. — Der Weg führt zunächst durch das schöne, reich bebaute Llobregatthal hinauf; ein Tunnel führt uns durch die Barcelona knapp umschließende Hügelkette in eine weite, von unzähligen Wasserfurchen durchschnittene Ebene, deren Hintergrund stets der graue, in Form von dicht neben einander emporstarrenden Obelisken zum Himmel ragende Sägeberg (daher mons serratus) bildet. Bei der Station Martorell steht eine uralte Brücke, wie fast alle derartigen Teufelsbrücke genannt, die wahrscheinlich von Hannibal errichtet worden ist, aus rothem Stein, eng und steil, mit dem Ueber-

rest eines von Schlingpflanzen jetzt ganz überwucherten Triumphbogens. Die Gegend wird hier plötzlich wildromantisch; zwischen Felsen sucht das Flüßchen seinen Weg zum Meere. Man gelangt nun rasch nach Collbato, dem gewöhnlichen Versammlungsorte der Bergbesteiger, über Esparraguera, und hat stets den Zackenkamm des Berges vor Augen. Senkrechte, schmale Klüfte, von niedrigem, immergrünem Gestrüpp durchwachsen, durchschneiden ihn. Die südlichen und südwestlichen Abhänge zeigen Vegetation; man sieht Oliven, Trauben und Feigen. Man ist hier jedoch schon dem Berge zu nahe, um auf dessen breitem Kamme die seltsamen, launisch zackigen Felsenkegel sehen zu können, welche ihm seinen Namen verschafft haben.

In der Posada nueva de las cuevas (Herberge zu den „neuen Höhlen") wird gewöhnlich Halt gemacht, und der alte Wirth Don Pedro mit seinen Söhnen bietet nun den Fremdlingen seine Führerdienste an.

Drei Wege führen auf den Berg.

Der erste, von der Eisenbahnstation Monistrol aus, ist unter allen Umständen der bequemste; eine erträgliche Chaussee, 19 Kilometer lang, Fahrweg bis zum Kloster, auf dem breiten Kamme des Berges, und Omnibusse vermitteln hier den Verkehr.

Ein zweiter, um 8 Kilometer kürzer, ist der von Collbato im Zickzack sich hinaufschlängelnde Saumpfad für Maulthiere und Fußgänger, durchweg steil, mit schwindligen Stellen, oft an Abgründen sich hinziehend. Der dritte ist nur ein natürlicher Staffelweg, vom Llobregat direct durch die Brüche und Spaltungen, auf zerbröckelnden Stufenabsätzen sehr steil emporsteigend, nur für Fußgänger und jedenfalls nur für ganz schwindelfreie, geübte Steiger geeignet.

Doch es ist gleichgültig, auf welchem Wege man den Wunderberg besteigt, ein dreifaches Interesse lockt den Wanderer hinauf: seine eigenartige, räthselhafte Natur, die Geschichte der Wunder und Sagen, welche ihn umweben, und der ganze Zauber jener unvergeßlichen Blicke in das schöne Land um ihn her.

Der Montserrat ist ein altberühmtes geologisches Räthsel; seine ganze gewaltige Masse besteht*) aus einer uralten Bildung von Conglomeratfels, dessen Bestandtheile, wie Gneis, Thonschiefer, Granit, Syenit, Quarz, Kalk- und Glimmerschiefer, in abgerundeten Stücken von Erbsengröße sich in einem eisenharten, braunrothen Bindemittel zusammengekittet darstellen. Sein Hauptkörper ist ziemlich genau von West nach Ost gestreckt; die östliche Hälfte der Länge nach bis tief hinab gespalten. Die Rinnen und Schluchten sowie die Felsvorsprünge sind mit immergrünem Buschwerk überkleidet. Man findet hier Rosmarin und Thymian, kleine Cypressen und Wachholder, hier und da auch einen stark wohlriechenden Lorbeer.

Die Besteigung des wunderbaren Bergstockes, den „todtschlaglaunige" Urweltsriesen einst, so scheint es, mit sehr vorhistorischen Werkzeugen einmal ausfeilen wollten, beginnt in der Regel mit einer Wanderung durch die Cuevas — die Grotten — del Monserrate.

Sie alle zu besichtigen, dazu gehörte ein Tag oder mehr Zeit, doch genügt es, einige davon bei Fackellicht und theilweise auch bengalischer Beleuchtung gesehen zu haben, um einen Gesammteindruck aus diesem unterirdischen Zauberreiche mit sich zu nehmen.

Man steigt bis zu einer Tiefe von 56 Meter hinab, und ist inmitten einer weiten, kühn gewölbten Halle; man glaubt die Kathedrale von Barcelona unter der Erde wiederzufinden. Vierzehn sogenannte Säle und Galerien folgen hierauf; zu den schönsten darunter gehört die „Grotte der Hoffnung" (Cueva de la Esperanza); sie zeigt eine Menge von Steingebilden in fast menschlicher Form, freilich ins Kolossale erweitert und überchinesisch verzwickt und verzopft; dann der „Salon Camarin", der mit seinen Stalaktitenwänden fast einer überladenen gothischen Capelle gleicht; eine Schlucht mit überaus schönen Krystallisationen trägt den artigen Namen „tocador de las Silfides" (Sylphidenboudoir). Am Ende dieser Grotten befindet sich ein 20 Meter tiefer Brunnen, Pozo del Diablo genannt. Eine Inschrift an den Galerien besagt, daß Mönche schon im Jahre 1654 in diese Tiefen und noch weiter, wo jetzt kein Fuß mehr sich hingetraut, hinabgestiegen seien. Es ist, als ob die Fanatiker des Glaubens sich vorgenommen hätten, an diesem heiligen Berge Cataloniens die Ueberwindung der Natur durch den menschlichen Willen so recht anschaulich zu machen. In die tiefsten Höhlen sind sie gedrungen, wo geheimnißvoll ewiges Wasser von den Wänden rinnt und in unergründlichen Schlünden von ewiger Nacht bedeckte Teiche bildet, deren Oberfläche nie ein Hauch der Luft, wohl nie ein belebtes Wesen, von Jahren zu Jahren vielleicht nur einmal ein sich abbröckelnder Stein des Gewölbes berührt und bewegt. Auf die höchsten Felsennadeln dieses zerklüfteten Urgesteins, wo nur hier und da ein von den Pyrenäen herüberverschlagener Adler sich niederlassen mag, sind sie hinaufgeklommen, haben sich ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl aus dem Felsen gehauen, und stiegen nie wieder herab in das wohnliche Land zwischen den Bergen von Catalonien.

Noch ist die Stalaktitengrotte zu erwähnen, welche bei bengalischen Flammen einen feenhaften Anblick gewährt, die Grotte des Elephanten, von einem isolirt in der Mitte sich erhebenden Steinungeheuer so genannt; die Galerie de las fantasmas, wo die Felsengruppen wie reich drapirte Menschen aussehen, und dann der nur auf einem beschwerlichen Wege zu erreichende Salon del Abrido gotico, in welchem die Stalaktiten sich durch eine glänzend rothe Farbe auszeichnen.

Der lange Aufenthalt in der Tiefe hat die Lust nach der lichtstrahlenden Höhe bedeutend vermehrt. Ein mühsames Steigen bringt nach einigen Stunden auf die Spitze von San Geronimo zu den Ruinen einer Eremitage. Ein etwas höherer Standpunkt läßt sich von hier aus noch gewinnen, wenn man vollends zu der erreichbar höchsten Spitze, der sogenannten Meseta (dem kleinen Tische), hinanklettert.

Und nun liegt ganz Catalonien, das schöne Bergland, vor den trunkenen Blicken. Im Norden grenzt der silberne Grenzwall des Landes, die blendend weiße, schneebedeckte Kette der Pyrenäen in des Alpenlandes voller erhabener Majestät. Ein tausendgipfeliges Hügelland schließt sich daran, im Westen und Süden von segenschweren Culturstrichen unterbrochen bis über den deutlich erkennbaren Monjuich hinaus an das den ganzen Osten bedeckende blaue ferne Meer. Im fernsten Horizont schwimmen, in Nebelduft zerfließend, ein paar Umrisse: es sind die balearischen Inseln. Tief unten aber liegt die reizende Fülle der nächsten Umgebung; zwischen grünen Algarrobos schimmern die grauen Häuser von Esparraguera, zwischen Wein und silbergrauen Oelbäumen leuchtet Martorell, Silberfäden gleich ziehen der Llobregat und Noya der Küste zu, in tausend glänzenden Farben, im höchsten Licht, im tiefsten Schatten das nahe und das ferne Land — ein berauschendes Schauen!

Und nun erst der Blick auf das Nächste, Interessanteste, auf den Montferrat selbst! Da liegt die Sphinx des ganzen Landes, ein klaffendes Ungeheuer aus unvordenklicher Zeit; hundert steinerne Arme streckt es zum Himmel empor und scheint nach den Wolken zu greifen. Die Sage geht, am

*) Nach Professor Roßmäßler's Untersuchung.

Das Kloster auf dem Montserrat. (Zweite Ansicht.)

Tage, da der Erlöser jene letzten Worte von dem Kreuz herab gesprochen, in jener Stunde seines Todes sei der Berg geborsten und gerissen, und er bleibe so bis zum Tage des Gerichts.

Ob der Montserrat so bleiben wird bis ans vermeintliche Ende der Dinge, wer vermag das zu entscheiden? Die Klöster aber und Eremitagen auf seinem Rücken und seinen schwindeligen Vorsprüngen haben bald begonnen zu zerfallen und zu veröden. Einst zogen zu dem Gnadenbilde von Nuestra Señora del Monserrate in jedem Monde des Jahres Tausende von Pilgern; der Bettler wie der König setzten ihren Fuß auf das harte Gestein; heute sind es nur noch die kosmopolitischen Pilger der Welt, die Touristen und die Forscher, welche die Höhen erklimmen. San Geronimo auf der Höhe ist eine Ruine, unbewohnt und theilweise zerfallen; theilweise schon ganz unzugänglich kleben die berühmten dreizehn Eremitagen auf den kühnsten Felsenvorsprüngen. Die Zeit der Felsen- und Säulenheiligen ist vorbei. Das berühmte Kloster auf dem breiten Kamme des Gebirges, zu dem wir jetzt heruntersteigen, wird nur noch von einigen Mönchsinvaliden bewohnt. Ein byzantinisches Portal und die fast den Einsturz drohenden großen Gebäude von ungeheuerm Umfang und einer Höhe von acht Stockwerken predigen laut den Verfall; die noch am meisten erhaltene schöne Kirche hat den Zauber eingebüßt, den sie einst auf die katholische Welt geübt, als von allen Himmelsgegenden her die Gläubigen kamen zu dem Bilde der Jungfrau, das der heilige Lucas aus dunkelm Holz geschnitzt und Sanct Petrus an die Küste von Spanien gebracht hat, wie die Legende erzählt. Die Gothen, so glaubte man, haben es vor den Arabern auf die Höhe des unüberwindlichen heiligen Berges geflüchtet.

Ja, damals war ein hochbewegtes Leben auf dem wundersamen Bergesrücken; der feurige catalonische Wein ward aus kühlen Kellern geschenkt, die Madonna war freigebig gegen alle Pilger. Achtzig schwere silberne Leuchter brannten zu ihren Füßen Tag und Nacht, das Kloster war eins der reichsten in der weiten spanischen Welt. Einst kam zu ihrem Gnadenbild ein spanischer Ritter gepilgert voll tiefen Leids, und bat um Heilung seiner Wunden. Schwert und Lanze legte er hinweg für immer und zog in eins jener Felsennester, wo er oft drei Tage lang ohne Speise und Trank auf den Knien lag und in inbrünstigem Gebet um das Gelingen seines großen Vorhabens flehte. Von da zog er nach Rom und stiftete einen Orden. Die Felsenklöster des Montserrat sind im Laufe der Zeit zerbröckelt und zerfallen, der Orden des Ignaz von Loyola besteht noch immer und ist heute geschäftiger denn jemals.

Leben und Treiben in einem Harem zu Mekka.

Wir wissen aus hundert Schilderungen, wie es in den türkischen, ägyptischen und persischen Harems aussieht, auch über die Zenanas der Mohammedaner in Ostindien haben wir vielfach Kunde erhalten. Ueber die Harems in Arabien dagegen wußten wir bisher nichts. Wer hätte eine Beschreibung derselben geben sollen? Ins Innere des Landes sind nur wenige europäische Reisende gedrungen, und sie haben über das Leben im Hause der Araber wenig oder nichts erfahren können; das Harem ist ja das „Abgeschlossene“ und gleichsam ein Heiligthum.

Dem Freiherrn Heinrich von Maltzan verdanken wir es, daß diese Lücke ausgefüllt worden ist. Bekanntlich ist es diesem muthigen Reisenden gelungen, als verkleideter Mohammedaner nach Mekka zu kommen. Er reiste als moghrebinischer (nordafrikanischer) Pilger und hatte vollauf Gelegenheit, die heilige Stadt des Islam und ihre Bewohner genau zu betrachten. In seinem lehrreichen Werke: „Meine Wallfahrt nach Mekka; Reise in die Küstengegend und im Innern von Hedschas“ finden wir ein Capitel über die „Sittenzustände in Mekka,“ aus welchem wir einige Auszüge geben wollen.

Herr von Maltzan hatte seine Wohnung bei einem Manne Hamdan ben Hamidu. Derselbe begnügte sich mit drei legitimen Ehegattinnen, obwohl er, dem moslimischen Gesetze zufolge, deren vier hätte haben dürfen. Dieser Platz wurde aber zur Zeit der Pilgerfahrt, und nur während derselben, von einer vierten Frau und zwar oftmals ausgefüllt, und nicht selten lösten sich in der Pilgerzeit vier bis fünf temporäre Ehehälften in der Besitznahme dieses Platzes ab. Dieses Institut zeitweiliger Gattinnen ist wohl eine der heiligen Stadt allein eigenthümliche Erscheinung, welche in anderen muselmännischen Ländern in dem Grade schwerlich vorkommt.

Streng genommen dürfen Frauen die Pilgerfahrt nur in Begleitung ihrer legitimen Ehemänner machen. Da es aber viele Wittwen und geschiedene Frauen giebt, so kommt es häufig vor, daß solche ohne männliche Begleitung die Pilgerreise unternehmen. Unterwegs geht Alles gut, aber in Mekka macht sich ihnen das Bedürfniß nach einem legitimen Ehegatten fühlbar. Denn in der heiligen Stadt kann eine Frau, die nicht als eine völlig Gesunkene gelten will, keinen Schritt thun, wenn sie keine legitime Begleitung hat; ohne solche dürfte sie keine Moschee betreten. Deshalb sehen sich die frommen Pilgerinnen gewöhnlich bald nach ihrer Ankunft nach einem Manne um, der die Rolle eines legitimen Ehegatten spielen kann und will. Da jedoch sehr viele Mekkaner schon mit Frauen hinreichend gesegnet sind und überhaupt nicht gern eine Fremde heirathen, so werfen jene Frauen sich auf die Pilger. Von diesen haben die meisten daheim selber Gattinnen und können also sich nur auf ein vorübergehendes Verhältniß einlassen, und ein Gleiches thun auch manche speculative Mekkaner, welche zu diesem Zweck einen Platz in ihrem viersitzigen Harem freilassen. So entstehen diese temporären Verbindungen, welche übrigens als völlig regelmäßig geschlossene Ehen angesehen werden. Sie gelten keineswegs für unmoralisch, und manchmal ist die ganze Ehe nur eine Komödie, da der vermeintliche Gatte contractlich auf seine Rechte verzichtet. Er ist dann lediglich Begleiter der Frau, welche er in die Moscheen führt. Es giebt ältliche, bettelhafte Männer genug, welche des Geldes wegen sich zu einer solchen Rolle verstehen; dahin gehören insbesondere die Metnafin, religiösen Lohnbedienten. Solch ein Mann war auch ein guter Bekannter des Herrn von Maltzan, Ssadak ben Hanifa, welcher neun Monate im Jahre Wittwer war, während der drei übrigen Monate jedoch sich eines wahren Cyclus legitimer Ehegattinnen erfreuete. Solch eine Ehe dauerte durchschnittlich nicht länger als vierzehn Tage. Während dieser Zeit hatte die Pilgerin, welcher

er für gutes Geld seine Hand geschenkt, ihre verschiedenen Andachten verrichtet und wurde dann wieder geschieden. Das war außerordentlich leicht, da hier der Fall des matrimonium non consummatum vorlag. Auch Ssadak's Sohn trieb dasselbe Geschäft.

Der oben erwähnte Hauswirth des Herrn von Maltzan hatte den vierten Platz im Harem freigelassen, um von Zeit zu Zeit eine schöne, junge und reiche Pilgerin aufzunehmen, welche reichlich zahlen mußte, und so lange sie im Hause war, alle Pflichten einer wirklichen Ehegattin gegen ihn erfüllen mußte. Hamdan trieb das Geschäft bereits seit länger als 30 Jahren, und manchmal, wenn er der Fremden die besten Federn ausgerupft hatte, ließ er sich schon nach der ersten Woche wieder von ihr scheiden. „Während ich in seinem Hause wohnte, fand ein Wechsel der Gattinnen statt, und ich sah sowohl die frühere wie die neue Frau mit eigenen Augen."

Die neue wurde übrigens mit der größten Aufmerksamkeit behandelt und galt offenbar für die erste Person im Hause; sie war im Haremszimmer im ersten Stocke (— im Erdgeschosse befindet sich der „Pilgerstall", welchen keine Frau betreten darf —) unumschränkte Herrin. Manchmal setzte sie sich im Haremszimmer auf ein großes, mit Goldbrocat überzogenes Kissen, und um sie herum standen ihre zeitweiligen Unterthanen: die Gattinnen und Nebengattinnen ihres Eheherrn; denn alle waren angewiesen, ihr zu Diensten zu stehen. Die Negerinnen waren gleichsam ihre persönlichen Sklavinnen geworden, bereiteten ihr Bad, wuschen, kneteten und bürsteten sie, halfen ihr bei den Geheimnissen der Toilette, beim Färben der Augenwimpern und beim Schminken der Wangen. Für die drei Frauen war die Anwesenheit der vierten eine willkommene Zerstreuung in dem monotonen Haremsleben. Sie bildete gleichsam ihr Kaffeehaus, ihr Theater, ihre Zeitung, ihre Romanlectüre, kurzum, sie vertrat ihnen die Stelle jeder Art von Unterhaltung, auf welche die Haremsgeschöpfe sonst verzichten müssen.

Als Herr von Maltzan Hamdan's Gast wurde, hatte derselbe seine vierte Gemahlin schon seit zehn Tagen, und nun sollte sie durch eine neue ersetzt werden. Sie war eine junge Wittwe aus Aleppo in Syrien, Wittwe eines türkischen Offiziers, der in seiner Jugend Günstling des reichen Paschas von Bagdad gewesen war und als solcher sich Reichthum gesammelt hatte; er war von der jungen Wittwe beerbt worden. Was diese mit sich gebracht hatte, das nahm ihr Hamdan Alles ab; er ließ ihr nur etwas Schmuck und das nothwendigste Geld zur Rückreise. Sie war schön, nicht spröde, und wenn Hamdan fern war, zeigte sie sich in der Hausflur unverschleiert. Sie kleidete sich reich und behängte sich mit vielem massiven Geschmeide. Auffallend war der Contrast zwischen der Schwärze ihres Haares und ihren grauen Augen; letztere kommen bei Araberinnen ungemein selten vor. Man nannte diese Frau Fatma deshalb „Mutter des blauen Auges", denn so wurde das Grau bezeichnet. Herr von Maltzan hieß Bu ain asrak, d. h. Vater des blauen Auges. Bekanntlich lieben es die Araber, den Leuten Beinamen zu geben, die bei Männern fast immer mit Bu, „Vater", beginnen. Man ist Vater von Allem, was man um und an sich hat. Richard Burton wurde als Vater des Schnurrbartes bezeichnet, Leon Roches als Vater der schielenden Augen. Ebenso sind die Frauen nach ihren unterscheidenden Kennzeichen Mütter. Die eine ist Mutter des Haarzopfes, wie Hamdan's zweite Gattin; die andere war Mutter der Triefaugen; eine schwarze Favoritin war Mutter des Hundegeschlechts, Fatma aber, wie gesagt, Mutter des blauen Auges. Dieser hatte Hamdan ihre besten Kostbarkeiten abgeschwatzt. Herr von Maltzan sah sie stets reich gekleidet. Des Morgens erschien sie, nach Art der Bräute, bald in Goldbrocat, bald in weißem, goldgesticktem Moiré; sie trug feine, indische Goldstofftücher auf dem Haupte und um den Leib einen sehr reichen Kaschmirschwal. An den Füßen hatte sie kleine, zugespitzte Schuhe von rosenrothem Leder, das mit Perlen gestickt war. Wenn sie ging, klapperten die Ketten ihres Halses, welche aus lauter an einander gehefteten türkischen Goldstücken bestanden. Dieser Lärm lockte Herrn von Maltzan jedesmal aus seinem Zimmer hervor, denn nun war er sicher, daß Hamdan nicht zu Hause sei und ihn in seinen Haremsbetrachtungen nicht stören konnte. Auch wußte er dann, daß die Schöne sich in das Haremszimmer im ersten Stocke begeben hatte, wo sie in ihrer Art Triumphe feierte.

„Da saß sie auf dem Kissen von Goldbrocat, und um sie herum standen oder lagen ihre dienstbaren Geister des Augenblicks. Die Negerinnen brachten ihr eine schöne, lange Pfeife von Jasminholz mit einem Mundstücke von milchig trübem Bernstein. Sie füllten den goldberänderten Pfeifenkopf mit wohlriechendem schwarzem Latakiatabak, legten eine brennende Kohle darauf, und bald entstiegen dem kostbaren Rohre duftende Rauchwolken, welche sich in phantastischen Spiralen zur Decke des Zimmers emporwölkten. Dann brachten sie in kleinen, silbernen Kannen den aromatischen, frisch gebrannten Mokkakaffee, schenkten ihn in feine, japanische Täßchen und reichten ihn der schönen, neunzehnjährigen Fatma und den drei anderen Gattinnen ihres Herrn auf kunstvoll gearbeiteten, silbernen Untergestellen von indischer Filigranarbeit dar. In dieser Haremscene bot sich mir ein Bild von so echt orientalischem Gepräge, wie ich es in meinem Leben noch nicht gesehen hatte."

Das eigentliche morgenländische Frauenleben war bisher für Herrn von Maltzan verschlossen gewesen; was er in Algerien vom Haremsleben gesehen, war nur ein charakterloses Zwitterding, welches nicht mehr den echten Stempel trug. Auch orientalischen Luxus hatte er stets vergeblich gesucht, denn in der Türkei und Nordafrika ist der orientalische Luxus durch den europäischen oder durch ein häßliches Gemisch beider ganz verdrängt worden. Aber dort in Mekka, „dem letzten Zufluchtsorte des Orients vor europäischem Schwindel und türkischer Reform, dieser in ihrer Art einzigen Stadt," sollte es ihm gelingen, noch ein Stück unverfälschten Orientes, und sogar die sonst unzugänglichste Seite desselben, das Haremsleben, zu sehen und zu beobachten.

Herr von Maltzan giebt davon dann eine ungemein plastische Schilderung.

Man denke sich jedoch, sagt er, dieses Haremsbild nicht als ein fleckenloses, selbst im buchstäblichen Sinne des Wortes. Im Orient ist kein Bild ohne seine schreienden Schattenseiten. Neben Palästen liegen Ruinen und elende Reiserhütten, neben Goldbrocat und Perlen findet man Lumpen und Schmutz. So ist es wohl von jeher im Orient gewesen. Diese Leute haben nie auf die Einheit eines Bildes gesehen. Daß man in Schriftstellern voriger Jahrhunderte, welche mit der Levante in Berührung kamen, immer nur von dem „Luxus des Orientes" reden hörte, ist kein Beweis, daß die Lumpen damals nicht auch in ihrer vollen malerischen Zerfahrenheit existirten. Sie fanden nur keine Beschreiber. Heutzutage ist der „orientalische Luxus", wo er nicht ganz durch pseudo-europäischen verdrängt worden ist, wie in Konstantinopel und Kairo, nur etwas ärmlicher und schwächer geworden, die Lumpen haben überhand genommen, das ist Alles. Die Verhältnisse sind geändert, aber Luxus und Lumpen existirten gewiß schon in der glänzenden Zeit des Islam neben einander wie jetzt, nur daß letztere jetzt vorherrschend geworden sind. Natürlich verstehe ich unter solchem Nebeneinandersein von Luxus und Aermlichkeit

nicht jenes, das in allen Ländern vorkommt, wo arme und reiche Leute neben einander wohnen. Nein, ein solches Nebeneinandersein würde gar keine Merkwürdigkeit bilden. Daß aber in einer und derselben Häuslichkeit, in einer und derselben Familie die Eine in Edelsteinen und Schmuck prangt, die Andere in Lumpen geht, das findet man nur im Orient. Ja, was uns Europäern noch auffallender vorkommt, ist der Umstand, daß oft eine und dieselbe Person ein Gemisch von Luxus und Lumpen darbietet. In Europa würde eine Frau, welche zum Beispiel einen echten, kostbaren Kaschmirschwal besitzt, denselben nur mit einem entsprechend werthvollen Kleide, mit einem schönen Hute tragen wollen, oder, wenn es ihre Mittel vielleicht im Augenblick nicht erlauben, ein theures Kleid anzuschaffen, so würde sie doch ein solches wählen, das nicht durch seine Aermlichkeit, oder weil abgetragen, allzu sehr gegen den kostbaren Schwal abstäche. Nicht so im Orient. Macht der Gatte seiner Frau ein kostbares Geschenk mit irgend einem Tuche von Goldstoff, Kaschmir oder persischer Seide, so bestrebt sich die Schöne gar nicht, ihre übrige Toilette mit diesem Gegenstande in Einklang zu bringen. Nein, ist sie auch noch so sehr zerlumpt, sieht sie auch völlig aus wie Aschenbrödel, so wird doch das neue Geschenk ihrer alten Toilette einverleibt, und so bietet sie uns Europäern das größte Toilettenräthsel, das wir sehen können.

Allerdings haben die Haremsbewohnerinnen wenig Geld, aber sie können sich doch meist reinliche, weiße, wenn auch wohlfeile Kleider verschaffen, und diese würden keinen so grellen Contrast gegen die Kostbarkeiten bilden, wie die Lumpen. Nein, die unglaubliche Nachlässigkeit der Orientalen ist allein an dieser Inconsequenz ihrer Kleidertrachten Schuld. Zudem zieht eine Orientalin stets ein zerlumptes, einst reiches Gewand einem unzerlumpten, wohlfeilen vor. Lumpen aber werden selbst die schönsten Kleider bei diesen Damen sehr schnell, die nicht die geringste Sorgsalt darauf verwenden, die des Nachts in denselben Kleidern schlafen, welche sie Tags vorher trugen und welche sie morgen wieder tragen werden, die ihre Anzüge durch all den Schmutz, welchen das Essen mit den Fingern mit sich bringt, besudeln und beflecken, die so linkisch sind, daß sie oft Kaffee darauf träufeln und brennende Kohlen aus der Tabackspfeife darauf fallen lassen, die Tag und Nacht auf dem Fußboden liegen, die zuweilen wohl auch in kindischen Spielen sich zerren und balgen, zwar bei jedem Riß ihrer feinen, durchsichtigen Schleier zu weinen anfangen, aber nichts ausbessern, und denen Flickarbeit ebenso unbekannt ist, wie ein Waschen ihrer Gewänder.

Man klagt in neuester Zeit viel über die Kostspieligkeit europäischer Damenmoden. Ich glaube aber, daß es noch viel kostspieliger sein würde, wenn man eine orientalische Frau stets unzerlumpt und reinlich gekleidet halten wollte, von allen Kostbarkeiten abgesehen. Man müßte ihr eben jeden Morgen einen neuen Anzug schenken.

So bot auch das Haremsbild im Hause Hamdan's mannichfache Dissonanzen, welche ein europäisches Auge beleidigen, die aber ein Orientale gar nicht bemerkt. Die schöne Fatma war freilich untadelhaft in der reinlichen, unzerlumpten Haltung ihres Costüms. Sie kleidete sich eben als eine Arussa (Braut), und die Bräute sind im Orient die einzigen Wesen, welche sich täglich neu ankleiden, hier eine unumstößliche Bedingung für Reinlichkeit des Anzuges, da das Schlafen in den Kleidern ihnen schon am zweiten Tage jede Frische raubt. Fatma glänzte somit als ein fleckenloses Gestirn am Himmel des Harems. Aber wie viele Flecken besaß derselbe nicht sonst!

Da war die „Bent el Am“, die Hauptgattin; sie trug zwar auch kostbares Geschmeide, auch auf ihrem Haupte zeigte sich ein indisches Tuch von Goldstoff, aber wie wenig paßten hierzu ihre anderen Gewänder! Da klafften zahlreiche Wunden in ihrer Sederija, da malten sich häßliche Butterflecken auf ihrem Unterkleide, da schien ein ganzer Topf von Kaffeesatz über ihre Schärpe ausgegossen zu sein. Die zweite Gattin war geradezu ekelhaft anzusehen, so strotzte sie von Lumpen, Schmutz und leider auch von Ungeziefer. Die dritte, die aus edlem Blut stammende, war leider auch nicht von Lumpen frei, aber selbst diese Lumpen sahen bei ihr malerisch aus, sie drapirte sich mit vielem künstlerischen Geschmack in dieselben, man hätte sie für eine gefallene Königin halten können. Die Negerinnen waren plumpe, unförmige Packete von grobem, durchlöchertem und beflecktem Baumwollenstoff, doch auch sie waren nicht ohne Toilettenprätentionen, trugen goldene Spangen auf ihren ungewaschenen Armen und Perlenschnüre im unordentlichen, buttergetränkten, allzu bevölkerten Haare. Hamdan's Töchter, wovon die zwei ältesten wirklich hübsche Mädchen waren, schienen sich Mutter Eva in ihrer Paradiesestracht zum Modebild gewählt zu haben. Sie trugen nur die dürftigsten Kleidungsstücke an sich, und sie thaten vielleicht recht daran, denn so waren sie wenigstens sicher, keine Lumpen auf ihren zarten, schlanken Körpern zu haben. Am stattlichsten waren Hamdan's Söhne gekleidet, welche zwar nicht regelmäßig den Harem bewohnten, jedoch in demselben täglich und stündlich ein- und ausgingen. Sie trugen schöne seidene Kaftans mit Schärpen von Kaschmirschwalen; da sie die Dschebba (Untermantel) und den Benisch (Obermantel) jetzt, in der heißen Jahreszeit, abgelegt hatten, so war ihre Tracht ebenso einfach wie geschmackvoll. Daß man die jüngeren von ihnen im Harem frei ein- und ausgehen ließ, wunderte mich nicht. Daß aber selbst der Sohn der „Bent el Am“, der achtzehnjährige, geschminkte Jüngling, daselbst freien Zutritt hatte, fiel mir sehr auf.

Dieser jüngste Sohn von Hamdan's Hauptgattin hieß Mehdi, stand jetzt ungefähr im achtzehnten Jahre und war ein so verzärteltes Muttersöhnchen, wie es nur eines geben kann. Seine ganze Erscheinung war eher vortheilhaft, als das Gegentheil, falls man überhaupt die Schönheit eines Weibes, wenn sie bei einem Manne gefunden wird, vortheilhaft nennen kann. Davon also abgesehen, daß er durchaus weibisch aussah, war sein Aeußeres ein gewiß sehr günstiges. Sein Gesicht war fein und nicht allzu mager; kleiner Mund, weiße Zähne, gerade Nase, schwarze, schmachtende Augen, langes, dunkles Haar, nichts fehlte ihm, was man bei orientalischen Jünglingen schön nennen kann. Zu dieser natürlichen Schönheit kam noch die künstliche hinzu, wenn diese überhaupt den Namen von Schönheit verdient. Die Haare trug er gegen die arabische Männersitte lang und in so phantastischen Locken, daß, glaube ich, das Brenneisen hierbei das Seinige geleistet haben mußte, obgleich dieses Instrument sonst bei Arabern ganz unbekannt ist; aber Mekka ist ein solcher Sammelplatz fremdartiger Waaren, daß man kaum in Erstaunen dadurch gesetzt wird, selbst den ungewöhnlichsten Gegenstand hier anzutreffen. Seine Wangen waren mit einer zarten, rosenrothen Schminke bemalt, sehr künstlerisch und sehr geschickt aufgetragen, so daß ich die Röthe derselben gewiß für Natur gehalten hätte, wäre mir nicht bekannt gewesen, daß in ganz Arabien Niemand von Natur rothe Backen hat. Sonst war seine Gesichtsfarbe für einen Eingeborenen des Hedschas ziemlich hell, das heißt sie war immer noch braun genug, mit der Farbe eines Türken oder eines Mauren von Algier verglichen, aber sie nahm sich doch hier, in Mitte so vieler schwarzen, schwarzbraunen und braungelben Gesichter beinahe weiß aus.

Dieser Jüngling kleidete sich in amaranthrothe Halbseide von der Art, welche man Garmasut nennt, und die in einer syrischen Stadt, welche ebenso wie der Stoff heißen

soll, fabricirt wird. Garmasut ist einfarbige Halbseide, während die zwei- oder mehrfarbige, meist gestreifte Halbseide den Namen Aladscha, ebenfalls den einer syrischen Stadt, führt. Aladscha und Garmasut sind die Lieblingsstoffe der Mekkaner für Sommerkleider. Ganzseidene Gewänder werden zwar auch in Mekka getragen, sind aber natürlich verhältnißmäßige Luxusartikel; sie werden von Bagdad und meistentheils wohl aus Persien bezogen. Mehdi sah in seinem amaranthrothen Kaftan recht hübsch, aber auch hierin entschieden weibisch aus, wozu die Form des mekkanischen Kaftans nicht wenig beitrug; denn derselbe gleicht fast einem europäischen Damenschlafrock aus der Zeit vor Einführung der Crinolinen. War Mehdi zu Hause, so schlang er eine goldene Schärpe um den Leib, welche sonst nur Frauen tragen; auf der Straße hätte er diese jedoch nicht anbehalten können, da man ihn sonst gewiß für einen Bewohner eines gewissen Quartiers gehalten haben würde, in welchem beide Geschlechter dasselbe Geschäft betreiben.

Als Fatma nach Syrien abgereist war, langte Hamdan's neue temporäre Gattin an, eine junge Indierin von schönen, regelmäßigen Zügen und schlankem Wuchs, aber so schwarz wie die Kohlen. Auch sie war reich und wurde von Hamdan während der Honigwoche tüchtig ausgeplündert.

Ein Culturbild aus Süditalien.

Die Bourbonen und die Geistlichkeit in Neapel haben das Möglichste gethan, um der Verwilderung des Volkes den besten Vorschub zu leisten. Die Kirche des Syllabus, der Encyclica, des ökumenischen Concils und des Cölibates kümmert sich wohl um die unbefleckte Empfängniß der Maria, Peterspfennige und Geldeinnahmen, aber nicht um Schulen, Bildung und Veredelung der Schafe in ihrem Stalle. Süditalien und der Kirchenstaat waren, respective sind, ihr Paradies, und wir wissen, was aus Neapel geworden ist. Im hohen Grade kennzeichnend sind die Vorgänge, welche sich in der ersten Woche des September zu Montella, einer Stadt in der Provinz Principato ultra, begeben haben. Ein Correspondent der „Times" hat ganz recht, wenn er sagt, daß in geordneten und civilisirten, nicht durch Pfaffen demoralisirten Staaten solche Dinge rein unmöglich sein würden.

Seit neun Jahren war die genannte Provinz und insbesondere auch die Umgegend von Salerno den Barbareien der Briganten völlig preisgegeben: so sehr, daß in manchen Gegenden die Landleute nicht wagen durften, ihre Felder zu bestellen; sie ließen dieselben unbebaut liegen. Bauern wurden von den Räubern hinweggeführt und, wenn sie kein Lösegeld zahlten, ermordet, den Frauen wurde Gewalt angethan, harmlose Menschen wurden auf der Landstraße oder auch hart in der Nähe ihrer eigenen Wohnungen überfallen und fortgeschleppt. Wenn auf die erste Aufforderung das verlangte Lösegeld nicht geschickt wurde, erfolgte eine zweite, die gewöhnlich mit einem Ohre begleitet war, welches man dem Geraubten abgeschnitten hatte. Ueberall wurde Rind- und Schafvieh geraubt. Die Dinge standen geradezu verzweifelt, als endlich die italienische Regierung wirksame Mittel ergriff.

General Pallavicini, der sich den Ehrennamen eines „Brigantenjägers" erworben, nahm die Sache in die Hand und erklärte rundweg, daß er „den wilden Bestien" das Garaus machen wollte. Der Mann hat Wort gehalten und bewiesen, daß es allerdings möglich ist, dem Brigandaccio ein Ende zu machen; nur muß man nicht die kindische Pseudophilanthropie im Kopfe haben, Mördern die Todesstrafe zu ersparen, sondern die „Bestien" auf dem Flecke todtschießen. Das allein hilft.

Drei große Banditenhäuptlinge, welche wir den unbedingten Abschaffern der Todesstrafe zu sympathischer Berücksichtigung angelegentlich empfehlen möchten, trieben ihr Handwerk im besten Stile. Der eine, Guerra (Krieg), ist nun von Pallavicini's Soldaten lahm geschossen, der zweite Biedermann, Namens Pace (Friede), gefänglich eingebracht worden, der dritte, Fuoco (Feuer), bisher seinen Verfolgern mit knapper Noth entgangen.

Es war aber noch ein vierter Bandenheld, Carbone, unschädlich zu machen. Dieser Brigant hatte im August eine gute That verübt, indem er einen andern Brigantenführer aus Eifersucht todtschoß. Er verdient, gleich Fra Diavolo, in einem Drama zu figuriren. Den Aufforderungen, sich zu ergeben, hatte er stets ein trotziges Nein entgegengesetzt, obwohl man ihm günstige Bedingungen geboten hatte. Da kam Pallavicini, trieb ihn in die Enge und an ein Herausbrechen im Stile Rinaldo Rinaldini's war nicht mehr zu denken. Nun beschloß er, sich mit seiner ganzen Bande den Behörden zu stellen, und das hat er in folgender Weise ausgeführt.

Montella ist eine Stadt mit ungefähr 8000 Einwohnern. Zu nicht geringer Ueberraschung derselben zieht Held Carbone mit seinen Leuten in dieselbe zwar bis an die Zähne bewaffnet, aber ganz friedlich ein. Die Banditen lenken ihre Schritte zunächst nach der Kirche; dort legen sie ihre Waffen auf dem Hochaltar nieder und erklären, daß sie Gefangene der Behörden seien. Es waren ihrer elf Männer; doch war außerdem das schöne Geschlecht in der Person einer Brigantessa vertreten; diese Dame heißt Antonia Scarrano; sie weiß am besten, wie viel Blut an ihren Händen klebt.

Daß die Briganten in die Kirche gingen, versteht sich von selber. Religion ist zwar bei ihnen nicht zu finden, sonst wären sie nicht Raubmörder von Handwerk; aber durch die Pfaffen sind sie mit dickem Aberglauben durch und durch getränkt worden. Der Brigant schneidet einem Nebenmenschen ganz kaltblütig den Hals ab, er wird aber nie versäumen, die äußeren Kirchenceremonien mitzumachen, Kreuze zu schlagen und was dergleichen mehr ist. Alle jene Banditen in Montella waren über und über behängt mit Kreuzen, Amuleten, Marien- und Heiligenbildern. Mehrere trugen auch Zauber bei sich; sie hatten dieselben aus der päpstlichen Hauptstadt, dem frommen Rom, erhalten und glaubten durch solche von Geistlichen eingesegnete Schnurrpfeifereien kugelfest zu werden. Einige Banden haben stets einen Priester bei sich gehabt, der regelmäßig Messe lesen, Beichte hören und absolviren mußte. Diese Priester könnten Aufschluß über die Zahl der verübten Mordthaten geben; denn jeder fromme Brigant beichtet ehrlich, — um sich absolviren zu lassen. Dann hat er ein hübsch reines Gewissen und kann wieder guten Muthes weiter morden.

Dem Briganten Carbone und seiner Bande wird natür-

lich nicht viel zu leide gethan. Man wird sie vor Gericht stellen und einsperren. Nach ein paar Jahren werden sie vergessen, gute Freunde sind ihnen zur Flucht behülflich, und das alte Handwerk wird wieder ergriffen, vorausgesetzt, daß es Vortheile verspricht; wenn nicht, nicht.

Allgemein sind die Klagen in Betreff des Ueberhandnehmens schwerer Verbrechen in Süditalien. In Neapel ist Mord auf offener Straße an der Tagesordnung. Ein italienisches Blatt, „Pungolo" (Lanze), sagt mit dürren Worten: „Der Zustand der Dinge ist in hohem Grade beunruhigend; wir haben unbedingt strengere Gesetze im Interesse der öffentlichen Sicherheit nöthig. Die alte Camorra ist in ihrer scheußlichsten Gestalt wieder erstanden; am hellen Tage wird den Leuten auf offener Straße Geld abgepreßt; Mordthaten kommen in wachsender Menge vor; die Gesetze sind viel zu gelinde, und sie werden schüchtern und nachlässig vollzogen."

Im August ist eine amtliche Statistik der Verbrechen für das Jahr 1867 erschienen. Gegen das Vorjahr hatte die Zahl der Mordthaten (omicidii) sich um etwas vermindert, aber sie betrug in ganz Italien doch 2626, freiwillige und zufällige Morde. Von Männern wurden deren 2626, von Weibern 306 verübt. Italien hat in Europa den Vorrang, denn auf je 100,000 Köpfe entfallen 10.82 Morde. In Spanien 8.24, in Schweden 2.02, in England 1.95, in Belgien 0.16. Was in Italien die einzelnen Provinzen anbelangt, so kommt auf Venetien nur 1.59 Mord, aber auf Calabrien entfallen für je 100,000 Köpfe 30.78 Mordthaten!

Der amtliche Bericht sagt: „Alle südlichen Provinzen, mit Ausnahme Apuliens, wo 1866 und 1867 die Zustände in Betreff der öffentlichen Sicherheit sich gebessert haben, stehen in dem traurigen Blutcapitel in vorderster Reihe: Sicilien, Sardinien, die Marken und Umbrien." Im Jahre 1867 wuchs die Zahl der Morde in Sardinien und Calabrien, während sie in den übrigen Provinzen mehr oder weniger abgenommen hatte. Auf Kindermord entfallen in Piemont 22 Procent aller Morde, in den Abruzzen und Molise 21, in Toscana und Apulien je 11, in der Aemilia 1 und in Sicilien 2 Procent.

* * *

Raffinirte Mordthaten bilden eine Nachtseite unserer angeblich hochcivilisirten Gesellschaft, welche sich einerseits in möglichst aufregenden Sensationen gefällt, und andererseits in pseudohumanen Bestrebungen und in schönklingenden Redensarten.

Wir wollen hier mit aller Schärfe eine Anklage gegen einen Theil auch der deutschen Tagespresse erheben. Viele Localblätter füllen ihre Spalten zu nicht geringem Theile mit nichtswürdigen Sensationsnachrichten; sie gehen förmlich darauf aus, Unglücksfälle, Diebstähle, Einbruch, Mord aller Art in jeder Nummer mitzutheilen. „Wir müssen alle Tage Pfeffer ins Blatt bringen," so sagte uns einst der Herausgeber eines Blattes, welchem wir Vorwürfe über sein verwerfliches Treiben machten. Hat man die Verbrechen nicht in der nächsten Nähe, so holt man sie aus der Walachei oder Rußland, aus Amerika oder wo sonst her, und fehlt es einmal an neuem Stoffe, so werden alte Verbrechergeschichten aufgetischt. Selbst amtliche Zeitungen füllen regelmäßig ganze Spalten Tag für Tag mit Scheußlichkeiten, und wir könnten ein gewisses „Journal" nennen, das im Uebrigen sehr dürftigen Inhalts ist, aber in jeder Nummer einen Unglücks- und Mordkalender hat. Solch ein Treiben ist in hohem Grade verwerflich, es demoralisirt und giebt außerdem Zeugniß von einem durchaus rohen Geschmacke; es ist gebildeter Leute unwürdig.

Wir unsererseits pflichten ganz und gar dem bei, was ein französischer Berichterstatter der „Times" (vom 28. September) über die geradezu infame Sensationsliteratur sagt, die vorzugsweise in Frankreich grassirt und leider auch diesseits der Vogesen einigen Boden gewonnen hat.

Alle Welt kennt die Mordthaten, welche bei Pantin oder Aubervilliers in der Nähe von Paris verübt worden sind. Der Berichterstatter knüpft an die traurige Thatsache zunächst Betrachtungen über die sogenannte literarische Presse. Wenn man, sagt er, einen Blick in derartige Blätter wirft, so findet man sofort, daß sie sich vorzugsweise mit Verbrechen beschäftigen und in Mittheilung von Sensationsberichten einander den Rang abzulaufen suchen. Sie kosten wenig; sie werden täglich in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt und finden Millionen von Lesern. Solch ein Blatt bringt in jeder Nummer mindestens drei Rubriken von Verbrechen. Zuerst werden die Mordthaten des Tages erzählt; dann wird irgend eine Verbrechergeschichte aus früheren Zeiten aufgetischt, allemal möglichst ausgeschmückt, drastisch, packend. Drittens kommt dann eine Erzählung oder Novelle, in welcher allemal ein Verbrecher die Hauptrolle spielt, der dann zuletzt allerdings eingesperrt wird. Das ist die Tageskost heute, morgen und immer für Hunderttausende von Lesern, welche somit in einer Verbrecheratmosphäre athmen.

„Diese Presse hat viel zur moralischen Fäulniß der Massen beigetragen, ihr ist zu nicht geringem Theile das Anwachsen der Verbrechen zuzuschreiben. Aber auch die beklagenswerthe Schlaffheit, welche in der Vollziehung der Strafgesetze mehr und mehr überwuchert, trägt einen großen Theil der Schuld. „Das Gesetz an sich steht unverändert da; es ist gemäßigt, aber doch repressiv genug. Aber die Anwendung leidet entschieden unter der schweren Dosis von Unsinn, welcher durch die französische Presse über die Todesstrafe unter dem Publicum verbreitet worden ist. Schon Victor Hugo hatte sich in den „Letzten Tagen eines Verurtheilten" gegen dieselbe ausgesprochen. Das Sturmlaufen gegen die Todesstrafe wurde ein Glaubensartikel der romantischen Schule; das Declamiren gegen dieselbe ging in die Politik über, und ein Theil der republikanischen Partei verwarf die Todesstrafe, um zu zeigen, daß die blutdürstige Gesinnung, welche ihre Gegner ihr zur Last legten, eine Verleumdung sei. Die Presse war einmal im Zuge, und das Gebot, jeden Artikel mit dem Namen des Verfassers zu unterzeichnen, leistete der Sache Vorschub. Denn es ist leicht und nimmt sich so hübsch aus, Milde zu predigen, „humanitäre" Lehren zu verkündigen und im Strome der Popularität zu schwimmen. Nun sind freilich die Resultate gekommen: das unverantwortliche Freisprechen von überwiesenen Verbrechern, Schlaffheit in Anwendung der Gesetze und eine steigende Frechheit der schlechten Gesellen."

Um den nachtheiligen Einfluß dieses Declamirens zu würdigen, muß man die Beschaffenheit der französischen Geschworenengerichte in Erwägung ziehen. Diese sind anders, wie jene in England, wo man den Angeklagten einfach freispricht oder für schuldig erklärt. Eine englische Jury kann den Verurtheilten der Gnade der Königin empfehlen, und dann steht die Entscheidung bei einem verantwortlichen Minister. In Frankreich können die Geschworenen erklären, daß mildernde Umstände vorliegen; das ist ihre gesetzliche Befugniß; aber thatsächlich liegt es in ihrer Hand, die Strafe sofort zu vermindern und einen von ihnen selber schuldig erklärten Mörder vor dem Schafott zu bewahren. Factisch üben sie, ohne alle Verantwortlichkeit, das Recht aus, jede Strafe, die auf irgend ein Verbrechen gesetzt worden ist, umzuwandeln. Wo es sich gesetzlich um Todesstrafe handelt, wird insgemein über dieselbe debattirt, als wäre der Gerichts-

saal ein Parlament, und allzu oft werden „mildernde Umstände“ geltend gemacht, wenn auch die abscheulichsten Verbrechen sonnenklar bewiesen worden sind. — Nebenher bemerkt, so hat sich Kaiser Napoleon der Dritte für einen Gegner der Todesstrafe erklärt, d. h. jener auf dem Blutgerüste; Cayenne, Lambessa &c., also die klimatische Guillotine, bleibt außer Frage.

„Ich brauche nicht des Weitern auszuführen, wie gefährlich ein solcher Zustand wirkt, aber die Abhülfe wird, wenn überhaupt möglich, sehr schwierig sein. Die Presse müßte ehrlicher werden und mehr gesunden Menschenverstand zeigen, als jetzt der Fall ist. Folgendes aber wird für jeden vernünftigen Menschen klar sein: je milder die Sitten und Anschauungen des Publicums werden, und je mehr man es dem Verbrecher in dem Gefängnisse behaglich macht, ist die Todesstrafe die einzige, welche der Verbrecher von Profession fürchtet. Und dann: Wenn Gesetzgebung und Geschworene einer Bestie in Menschengestalt Milde und Gnade angedeihen lassen, dann tritt Richter Lynch auf; das Volk nimmt die summarische Gerechtigkeit in seine eigenen Hände und — es thut wohl daran.“

So ist's. Wir haben im „Globus“ mehrfach Beispiele dafür beigebracht. In dem Mischlingsstaate Peru, wo man auch recht human sein wollte, schaffte man die Todesstrafe unbedingt ab. Die vielen Räuber von Handwerk waren hoch erfreut über die Prämie, welche ihnen solchergestalt zugebilligt wurde, und bald war keine Landstraße mehr sicher. Eingefangene Briganten wurden von ihren Spießgesellen durch List, Bestechung oder Gewalt befreit. Die Raubmorde stiegen in die Hunderte. Da gab Präsident Balta Befehl, jeden Räuber oder Mörder unmittelbar nach der Gefangennehmung niederzuschießen. Um einen legalen Vorwand zu haben, wird der Verbrecher zu einer Art von Widersetzlichkeit aufgereizt und dann „kalt gemacht“. — In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben einige Staaten die Todesstrafe wieder eingeführt, weil das Lynchen in der bedenklichsten Weise überhand nahm.

Es gehört zu den Verirrungen in unserer „Zeitströmung“, daß man so viel sanftmüthige Theilnahme für überwiesene Mörder und Halunken zur Schau trägt und dieselben bei Leib und Leben erhalten will, während von den Ermordeten und deren Familien, die doch ein ganz anderes Anrecht auf unsere Sympathie haben, kaum die Rede ist. Der Mörder bekommt die Prämie, die Gesellschaft hat den Schaden.

J. W. Powell's Erforschung des westlichen Colorado.

Wir haben derselben früher schon im „Globus“ erwähnt; jetzt lesen wir, daß Powell sein gefahrvolles Unternehmen glücklich zu Ende gebracht hat. Zur Erläuterung der unten folgenden Notiz wollen wir ein paar Bemerkungen vorausschicken.

Das weite Strombecken des westlichen Colorado, welcher in den californischen Meerbusen mündet, dehnt sich im Osten der Wahsatschkette und südlich von dem großen Binnenbecken aus, östlich von der Sierra Verde und deren südlichen Fortsetzungen bis zum Rio Gila. Den nordwestlichen Arm des Colorado bildet der Green River oder Sheetskadie, der etwa unter 43° N. südlich vom Fremont Pik im Windrivergebirge herabströmt. Sein oberes Flußthal zieht sich, gleich einer „Prairiebucht“, zwischen die Hauptkette der Felsengebirge und die vorspringenden Windrivergebirge hinein, mit schroffen, abgerissenen Granitformen und tiefen Schluchten. Der südöstliche Arm kommt als Grand River aus der Sierra Verde und vereinigt sich unter etwa 37°45′ N., 110°45′ W. mit dem Green River; von dort ab führt der Strom den Namen Colorado, etwa 2500 Fuß über dem californischen Meerbusen, der etwa 700 Miles weit entfernt liegt. Das Land am Strome ist, wie wir schon früher wußten, zum großen Theil eine Wüstenei; die Gewässer strömen durch tiefe Schluchten (Cañones), deren Ränder hoch, steil und abschüssig sind. Nach Osten wie nach Süden hin liegen dürre Einöden; nur wenige grüne Stellen erquicken das Auge in dem „unglückseligen, trostlosen Lande“. Nach den Berichten des Dr. Lyman aus Buffalo, der vor mehr als 20 Jahren sich in einige Strecken des mittlern Colorado wagte, bricht sich dieser Strom seine Bahn mit reißender Schnelligkeit durch wilde Schluchten. Weiter abwärts folgt eine öde, mit Flugsandhügeln bedeckte Ebene, abermals mit vielen Schluchten; sie hat nur Brakwasser und fast gar keine Vegetation, Alles ist mit Salz geschwängert und die Luft ungemein trocken.

Der untere Lauf des Colorado ist mehrfach von Dampfern befahren, und zuerst durch Lieutenant Ives näher erforscht worden. Der Strom war lange Zeit in vieler Beziehung räthselhaft; erst Pater Kino (Kühn) gab, um 1700, einige zuverlässige Nachrichten. Späterhin wurde einige Kunde durch die Trappers, diese Fallensteller und Pelzjäger, verbreitet. Sie erzählten grausige Dinge von gewaltigen Schluchten, in welchen der Spiegel des Wassers so tief liege, daß man, von oben hinabschauend, das Wasser nicht zu unterscheiden vermöge. Ueber den Stromlauf blieb man im Unklaren (von der Vereinigung der beiden Hauptarme bis zu 35° N.), bevor Capitän Whipple denselben 1854 überschritt.

Die Ermittelungen der Expedition des Lieutenants Ives im Spätsommer 1857 bestätigen, daß vom Zusammenflusse des Grand River und des Green River bis zur Mündung des Rio Virgen (— die Strecke, welche jetzt Powell erforscht hat; siehe weiter unten —), 36° N., der Colorado eine unzugängliche Felsenwüste durchströmt. Seine Schiffbarkeit reicht nicht über diese Mündung hinaus; die Strecke bis dorthin, von dem innersten Punkte des californischen Meerbusens ab gerechnet, beträgt etwa 500 Miles. Aber die für jene Fahrt bestimmten Dampfer müssen ganz flach gebaut sein; bei niedrigem Wasserstande wird das Fahrwasser durch viele Sandbänke verstopft, die nur wenige Zoll Wasser haben, während bei Hochwasser gewaltige Fluthen durch die Felsenthore schäumen, und zwar so heftig, daß auch starke Dampfer nicht stromaufwärts laufen können.

Auf dieser bedingt fahrbaren Strecke, die bis Fort Colville aufwärts reicht, liegen bald dürre Wüsteneien und Kiesebenen, welche bis ans Ufer reichen, bald schmale, wenig fruchtbare Thäler zu beiden Seiten. Ueber diese hinweg erblickt man phantastisch ausgezackte Gebirgszüge, die sich vielfach dem Colorado nähern und ihn in enge Schluchten einzwängen, so daß er an den abschüssigen Porphyr- oder Sandstein-

wänden abprallt. In den Wellen spiegeln sich die wunderlichsten Formen von Schlössern und Obelisken, welche die Natur aus dem Gestein aus den Höhen ausgemeißelt hat. Ueberall mangelt die Baumvegetation. Hin und wieder ragen einzelne Cottonwoodbäume (Pappeln) über die schmalen Streifen der Weidengebüsche empor; dornenreiche Mesquitebäume drängen sich zu grünschimmernden, undurchdringlichen Gruppen zusammen; im dürren Kies und in Felsenritzen schlagen riesenhafte Cacteen ihre Wurzeln. Dem Coloradothale, das solchergestalt unwirthlich erscheint, mangelt die Schönheit einer lebenden Natur, welche sich in üppiger Vegetation kundgiebt und die durch groteske Formationen der mächtigen, aber starren Gebirgsmassen nicht ersetzt werden kann.

Der Rio Virgen, an dessen Mündung in den Colorado, wie schon bemerkt, die Schiffbarkeit des letztern beginnt, hat seine Quellen in dem Wahsatschgebirge in der Nähe eines Passes, durch welchen eine alte spanische Straße in das große Binnenbecken führt. Balduin Möllhausen, welcher an der Expedition des Lieutenants Ives Theil nahm (— „Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas bis zum Hochplateau von Neumexico, unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition;" Leipzig, Costenoble, 1861, zwei Bände; vergl. Capitel I und XX —), entwirft eine Schilderung der Coloradoregion oberhalb der Mündung des Virgen. Wenn man, sagt er, eine kurze Strecke vor der Mündung des Rio Virgen den Fluß auf der Ostseite verläßt, um die verworrenen vulcanischen Gebirgsmassen zu umgehen, welche eine Landreise am Colorado hinauf unmöglich machen, dann gelangt man bald bis zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. In solcher Höhe entdeckt der Reisende zuweilen Schluchten, welche zugänglich sind und an den Strom hinabführen. Man hat dann immer einen langen, beschwerlichen Weg, aber man findet Gelegenheit, mächtige Felswände zu bewundern, welche sich bis zu dreitausend Fuß hoch senkrecht über dem etwa eintausend Fuß über dem Meere liegenden Spiegel des Colorado erheben. Dieser stürzt wild tobend über abgerissene Felsblöcke dahin. Zurück auf das Hochland führt anfangs die Hauptschlucht und später jede der wie ein Geäder einmündenden Nebenschluchten, welche nicht etwa durch herabgerolltes Gestein verstopft ist. Auf der Wanderung weiter nach Osten hin gelangt man in dem Winkel, welcher von dem Colorado und dem aus Südosten herkommenden Colorado Chiquito (d. h. dem kleinen) gebildet wird, auf eine Höhe von 9000 Fuß über dem Meere, etwa 7500 Fuß über dem Colorado. Dort beginnt das Hochland, welches sich wie eine weite, ununterbrochene Fläche nach allen Richtungen ausdehnt und dessen Horizont selten von nebeligen Bergkuppen, häufiger jedoch von spaltenähnlichen Ausschnitten in der Ebene selbst unterbrochen wird. Dort oben herrscht eine unbeschreiblich beängstigende Einsamkeit; verkrüppelte Cedern wechseln, vermöge der Luftspiegelung, in der Ferne scheinbar ihre Gestalt, oder sie ragen, abgestorben und ihres dunkeln grünen Schmuckes beraubt, gleich verwitterten riesenhaften Geweihen vorweltlicher Hirsche empor. Die felsige Fläche hat eine brennende Hitze, dörrt die im einsamen Winkel keimenden Halme und reift die stacheligen Früchte saftreicher Cacteen. Manchmal wirbelt ein eisiger, von heftigem Donner begleiteter Sturm dichte Schneemassen über die Hochebene hin, den dorthin verirrten Menschen oder Thieren Untergang drohend.

Wenn man in der Absicht, den großen oder kleinen Colorado wiederzufinden, seine Schritte gegen Norden lenkt, dahin, wo Spalten im Boden mächtige Thürme und Mauern bilden, zugleich aber auch den Lauf großer Gewässer verrathen, dann gelangt man bald in ein Labyrinth von Schluchten, welche durch ihre Tiefe um so mehr überraschen, als sie, aus der Ferne gesehen, kaum an einer geringen Senkung des Bodens zu erkennen sind. Einer solchen Schlucht nachzugehen, gelingt nur theilweise, indem Abgründe von 50 bis 500 Fuß Tiefe den Weg in der Schlucht selber bald abschneiden. Auf einer vorstehenden horizontalen Felsenlage gelangt man, gleichsam auf dem äußersten Rande eines Daches an grauenvollen Abgründen hinreitend, nur dahin, wo selbst der sichere Huf des Maulthieres keinen Halt mehr findet. Man muß den Weg zurück wieder einschlagen, — einen Weg, welcher über der furchtbaren Tiefe frei in der Luft zu schweben scheint, wo man sich gern die Augen beschattet, wo die unter den Füßen sich ablösenden Steine nicht rollen, sondern, unhörbar, weite Räume durchfliegen, tief unten auf felsigem Boden zerspringen, und der auf solche Weise erzeugte, aber durch die Entfernung gedämpfte Schall unheimlich in den Spalten und Klüften verhallt.

Was man dort oben erblickt, ist überraschend und unbeschreiblich. Tiefe Schluchten verschwimmen chaotisch in einander, Tausende von Fuß hoch liegen die Formationen verschiedener Epochen über einander und sind deutlich an den grellen Farbencontrasten erkennbar. Die Wände stehen senkrecht und so, daß man meinen könnte, die geringste Erschütterung vermöchte sie hinabzuwerfen. Schwindelnd bebt man bei solch erhabenem Anblicke und gewinnt eine schwache Ahnung von der Unendlichkeit bei dem Gedanken, daß der fallende Tropfen die Schlünde bildete, welche dem Beobachter von allen Seiten entgegenstarren.

„Die äußersten Schluchten, bis zu welchen unsere Expedition gelangte, waren gegen 3000 Fuß tief; dort bildete rother Sandstein den Boden. Wenige Meilen weiter, noch 4000 Fuß tiefer, floß der Colorado; doch mehr als menschliche Kräfte wären nöthig gewesen, um dahin zu gelangen, von wo ein Blick hinunter auf den Fluß hätte gewonnen werden können. Wir sahen den Colorado nicht wieder."

„So steht dort der Mensch nahe vor seinem Ziele, das ihm dennoch unerreichbar ist. Gegenüber einer furchtbaren Natur fühlt er seine Ohnmacht; er beneidet den Vogel, welcher furchtlos über den Abgründen schwebt; er folgt ihm im Geiste und schafft sich mit ahnungsvollem Grauen ein Bild von dem Felsenthal des Colorado des Westens, welches vielleicht noch für kommende Jahrhunderte dem Menschen ein Geheimniß bleiben wird."

Wir haben die Schilderung unseres Landsmannes (Möllhausen) hier mitgetheilt, um den Charakter dieser Region zu kennzeichnen, welche in keinem andern Erdtheile ihres Gleichen hat. Wir können aus derselben abnehmen, welche Schwierigkeiten Powell auf der bisher unbekannten, von ihm erforschten Strecke des Colorado zu überwinden hatte. Sie ist nun kein Geheimniß mehr. Der muthige Reisende ist den Colorado vom Green River bis zur Mündung des Rio Virgen hinabgefahren; er erreichte dieselbe am 20. August 1869, und am 20. September ist er wohlbehalten wieder in Chicago eingetroffen.

Als Ergebniß finden wir im „Pittsburgh Chronicle" vom 25. September Folgendes:

„Powell ist den großen Cañon in dessen ganzer Länge hinabgefahren, auf einer Strecke von 400 Miles fortwährend zwischen senkrechten Felsenwänden, die von 500 bis zu 1500 Fuß hoch sind. Der äußere Rand des Cañon hat eine Höhe von 2500 bis zu 4000 Fuß über dem Flußbette. Powell zählte mehr als zweihundert Wasserfälle und Cascaden, welche über die Felsmauern des Cañon in den Strom hinabstürzen. Der Cañon besteht zumeist aus Kalkstein und

Sandstein; Granit wurde nur an drei Stellen gefunden und nur auf kleinen Strecken. Ein Theil des Cañon bestand aus schönem Marmor, der wie polirt aussah. Die ganze Gegend ist über alle Beschreibung öde und unfruchtbar, und auch die sorgfältigste Bewässerung würde diesem Boden keinen Ertrag abgewinnen."

Sobald Powell's Reisebericht erscheint, werden wir das Wichtigste aus demselben mittheilen.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten über Franklin's Expedition.

Dergleichen sind, wirklich oder angeblich, in Californien gefunden worden. Das „San Francisco Evening Bulletin" vom 13. September enthält Folgendes:

„San Buenaventura, 8. September 1869. Gefunden wurde am Strande bei San Buenaventura am 30. August ein sehr beschädigtes Document, 13 Zoll lang, 11 Zoll breit. Der Finder wird darin ersucht, dasselbe dem Admiralitätssecretär in London zu übermitteln oder auch dem nächsten britischen Consul. Dieses Gesuch ist in den sechs Handelssprachen geschrieben. Der Rand und jede leere Stelle ist mit schriftlichen Bemerkungen ausgefüllt, welche sich auf Sir John Franklin und dessen Begleiter beziehen. Das Document wurde offenbar ins Meer geworfen unter 69° 37′ 42″ N. 98° 4′ 5″ W.; es enthält einen Bericht über das Verlassen (durch die Mannschaft) der Schiffe „Erebus" und „Terror". Als die Schiffe verlassen wurden, bestand die Partie aus 105 Köpfen unter dem Befehle Croziers, und sie gelangte nach Süden hin bis zu der eben angegebenen Breite und Länge. Dort fanden sie Sachen, welche der verstorbene Sir John Roß zurückgelassen hatte. Das Document besagt, daß Sir John Franklin und dessen Partie in 1846 auf 1847 auf der Beechley-Insel überwintert haben, in 74° 43′ 28″ Breite, 91° 35′ 15″ Länge, nachdem sie den Wellington-Canal bis 77° Breite hinabgefahren und an der Westseite der Cornwallis-Insel zurückgesteuert waren. Es besagt weiter, daß Sir John Franklin am 11. Juni 1847 gestorben sei; es enthält ferner Angaben über manche interessante Vorgänge, welche sich auf die Expedition beziehen und die später mitgetheilt werden sollen. Das Document ist gefunden worden von James Daly, von der Handelsfirma Daly und Rodgerd, Holzhändler in San Buenaventura."

Wenn wir derartige Nachrichten von Amerikanern erhalten, so bleibt es bis auf Weiteres immerhin zweifelhaft, ob man denselben Glauben beimessen darf. Weshalb druckte man jenes gedruckte Schiffsformular nebst den darauf geschriebenen Angaben nicht wörtlich ab? Weshalb schickte man nicht das Originaldocument nach San Francisco ein? Weshalb sagt man nicht, ob das Document, das als „very mutilated", also stark beschädigt, geschildert wird, in einer Flasche gefunden worden sei? Lag es in einer Flasche, so war es schwerlich stark beschädigt. Etwas Neues enthält das Document nicht; im besten Falle und angenommen, daß es echt sei, enthält es ein Duplicat.

Wir wollen auf Mac Clintock's Forschungsexpedition eingehen, so weit sich die Dinge auf den fraglichen Gegenstand beziehen. Er landete im Mai 1859 an der Küste der King Williamsinsel, an welcher, allem Anschein nach, Franklin's Gefährten gewesen sein mußten. Er traf am 25. Mai, bald nach Mitternacht, als er langsam an einer aus Kies gebildeten Hügelkette hinzog, auf ein theilweise mit Schnee bedecktes Menschengerippe, und neben demselben Bruchstücke von Kleidern. Man sammelte die Lappen, fand auch ein zusammengefrorenes Taschentuch, eine Kleiderbürste und einen Taschenkamm. Das Gerippe lag mit dem Gesicht auf dem Boden, die Glieder und kleinere Knochen waren abgefallen oder durch kleine Nagethiere abgefressen worden. Eine alte Eskimofrau, welche Nachrichten über die weißen Leute gegeben, hatte wahr gesprochen, als sie sagte: „Sie fielen nieder und starben, während sie gingen." Zwölf englische Meilen vom Cap Herrschel (an der Südküste) fand Mac Clintock einen von seinem Gefährten Hobson (welcher die Westküste untersucht hatte) aufgeworfenen Steinhaufen und in demselben einen Bericht. Hobson war bis an diesen Punkt gekommen, ohne etwas von einem Schiffswrack gesehen zu haben, auch Eingeborene hatte er nicht gefunden, wohl aber an der Victoriaspitze, an der Nordküste von King Williamsinsel, an der Backbay, ein gedrucktes Formular von der Art, welche die Londoner Admiralität den Schiffern mitgiebt, auf welchem sie ihre Entdeckungen verzeichnen, das Blatt in eine Flasche stecken und diese über Bord werfen. Auf ein solches Blatt hatte Lieutenant Gore Folgendes geschrieben:

„28. Mai 1847. Ihrer Majestät Schiffe „Erebus" und „Terror" überwinterten im Eise unter 70° 5′ N., 98° 23′ westl. Länge. Im Winter 1846 auf 1847 hatten sie auf Beechey Island unter 74° 34′ 28″ N., 91° 39′ 15″ W. überwintert. Vorher waren sie den Wellingtoncanal bis 77° N. hinaufgefahren und hatten die Rückfahrt an der Westseite von Cornwallis Island bewerkstelligt. Sir John Franklin befehligte die Expedition. Alles wohl. Eine Partie, bestehend aus zwei Offizieren und sechs Mann, verließ die Schiffe am Montag, 24. Mai 1847. Gm. Gore, Lieutn. Chas. F. des Voeux, Steuermann."

In diesem Document ist die Angabe, daß die beiden Schiffe 1846 auf 1847 an der Beechey-Insel überwintert hätten, falsch; es muß 1845 auf 1846 heißen; die übrigen Mittheilungen sind zutreffend.

Franklin also hatte den Wellingtoncanal und auch den Queens Channel erforscht, war 1846 nach Südwesten bis in die Nähe der Nordspitze der King Williamsinsel vorgedrungen; dann aber, im Winter 1846 auf 1847, konnten die Schiffe nicht weiter. Die Reisenden scheinen jenen Winter ohne große Sterblichkeit überstanden zu haben, denn als im Frühjahre die oben erwähnte Partie die Schiffe verließ, war an Bord noch „Alles wohl".

Aber am Rande des Formulars stand, von einer andern Hand geschrieben, Folgendes:

„25. April 1848. Ihrer Majestät Schiffe „Erebus" und „Terror" wurden am 22. April verlassen, fünf Seemeilen nordnordwestlich von diesem Punkte, nachdem sie seit dem 12. September 1846 von Eis eingeschlossen waren. Offiziere und Mannschaft, zusammen 105 Köpfe, landeten unter Befehl von Capitän F. R. M. Crozier hier, in 69° 37′ 42″ N., 98° 41′ W. Sir John Franklin starb am 11. Juni 1847; der Gesammtverlust an Todten, welchen bis heute die Expedition erlitten hat, beträgt 9 Offiziere und 15 Mann. Unterzeichnet: F. R. M. Crozier, Capitän und Senior officer. James Fitzjames, Capitän des „Erebus"." Am Rande steht noch eine Notiz: „und breche morgen, am 26., nach Backs Fischfluß auf."

Alle diese an den Rand des Documentes geschriebenen Mittheilungen sind, bis auf die letzten Worte, welche Crozier beifügte, von der Hand des Capitäns Fitzjames. Außerdem findet sich ein Zusatz in Betreff der Fortschaffung des Documentes nach der Stelle, wo es niedergelegt wurde, nämlich bei „Sir John Roß' Pillar". Es wurde von einem 4 Miles weit entfernten Punkte im Norden, bei Point Victory, dorthin von dem verstorbenen Commandeur Gore gebracht.

Diese Nachrichten waren unter einem Steinhaufen geborgen; es wird nirgends gesagt, daß eine gleichlautende Ab-

schrift auch in eine Flasche gethan und ins Meer geworfen worden sei. Eine solche konnte in jenem Eislabyrinthe jede Minute einfrieren.

Es ist möglich, daß wir irren, wenn wir annehmen, jenes angeblich bei Buenaventura aufgefundene „Document" sei aus den hier mitgetheilten Berichten zusammengestoppelt worden und laufe auf einen Humbug hinaus. Es giebt die Breite eben so an wie Crozier; während aber dieser die Länge auf 98° 41′ W. bestimmt, hat das Buenaventura-Document 98° 4′ 5″.

Die „Flaschenströmungen" sind bekanntlich in der Nautik von großer Wichtigkeit. Ein einfaches und sicheres Mittel, den Gang und die Ausdehnung der Meeresströmungen zu verfolgen, besteht bekanntlich darin, daß man hermetisch verschlossene Flaschen ins Meer wirft; in der Flasche befindet sich ein Papier mit den Angaben, von welchem Schiffe, unter welchen Graden der Breite und Länge dieselbe den Wellen übergeben worden ist. Die Admiralitäten mehrerer Länder haben allen Regierungsschiffen das Auswerfen solcher Flaschen zur Pflicht gemacht, und die Handelsfahrzeuge sind dringend aufgefordert worden, ein Gleiches zu thun. Der erste Versuch fällt in das Jahr 1808; gegenwärtig wendet man nicht bloß Glasflaschen, sondern auch Kautschuckbouteillen an. Begreiflicherweise gehen viele Flaschen verloren; sie werden an Felsen zertrümmert, im Eise zerquetscht, von Seekräutern umwickelt, von gierigen Haifischen weggeschnappt und viele, welche an den Strand treiben, werden unter dem Sande begraben. (Karl Andree, Geographie des Welthandels. I. S. 301 ff.)

Am 27. Februar 1850 warf Capitän Mac Clure, welcher zur Aufsuchung Franklins nach der Behringsstraße fuhr, von seinem Schiffe „Investigator" unter 12° N. 26° v. Gr. eine Flasche aus, welche man am 27. August auf Ambergris Cay vor der Küste von Yucatan fand. Eine andere Flasche hatte Capitän Collinson, der gleichfalls zur Aufsuchung Franklin's ausgesegelt war, unter 1° N. 26° W. ausgeworfen und sie trieb in derselben Ambergrisbucht, nur 30 Seemeilen von jener Flasche Mac Clure's entfernt, ans Land.

Angenommen, daß es mit jenem „Documente" bei Buenaventura seine Richtigkeit habe, so müßte die Flasche die ungeheure Strecke von Prinz Williamsinsel, dem nordamerikanischen Festlande in der Gegend von Backs Großem Fischflusse gegenüber, durch einen großen Theil des arktischen Labyrinthes, durch eine der nach Westen führenden Straßen genommen haben und wunderbarer Weise nicht vom Eise zerquetscht worden, überhaupt allen Gefahren entgangen sein. Sie mußte durch die Behringsstraße in den Großen Ocean treiben, wer weiß wohin? Sie wäre dann irgendwie, vielleicht durch die von Japan her kommende Strömung, an die Westküste Nordamerikas gekommen, und nach Verlauf von zwanzig Jahren durch einen Zufall aufgefunden worden. Möglich ist das Alles, aber den Holzhändlern in Buenaventura messen wenigstens wir erst Glauben bei, wenn das „Document" im Originale beigebracht wird.

Weitere Nachrichten über den Tod des Fräulein Tinne. Baron v. Maltzan giebt darüber in der „Allgemeinen Zeitung" Mittheilungen aus dem vom 5. August datirten Schreiben des Scheich ben Allua aus Mursuk. Skedenna (Alexandrine) erhielt zwei Wunden: einen Säbelhieb auf die rechte Hand, welche vollständig vom Körper abgetrennt wurde, und einen Büchsenschuß in die Brust; letztern feuerte ein Araber ab. Der eine holländische Diener wurde erschossen, der andere durch Lanzenstiche der Tuareggs ermordet. Alle drei sind begraben worden; die Behörden von Mursuk und die Freunde der Verstorbenen schickten eine Karawane mit drei Särgen nach Birguig; dort wurden die Ermordeten in die Erde versenkt. Man glaubt allgemein, daß Ichenuchen, der große Häuptling der Tuareggs, an der Katastrophe unschuldig sei. Mit ihm stand Fräulein Tinne im besten Einvernehmen; er hatte ihr schon im Mai nach Mursuk geschrieben, daß er sie beschützen und, falls sie es wünsche, nach Tuat, nach dem Sudan und selbst bis Timbuktu begleiten wolle. Sie hatte auch eine Zusammenkunft mit ihm am Wadi esch Scharghi, einige Tagereisen südöstlich von Mursuk. Ichenuchen war damals in Unfrieden mit der türkischen Regierung, und Fräulein Tinne suchte zwischen beiden Theilen zu vermitteln. Jener verlangte vom Pascha die Auslieferung einiger rebellischen Tuareggs; die Verfolgung anderer Rebellen nahm seine Zeit in Anspruch und er konnte deshalb die Reisende nicht sogleich bis Ghat begleiten, und er erbot sich, ihr eine Bedeckung nach Mursuk zu senden.

„Bald darauf schrieb sie wieder an Ichenuchen, sie wünsche, zu ihm zu kommen. Dieser sandte ihr nun einen gewissen Hadsch Ahmed ben Saleh, und mit diesem berieth sie sich über die Vorbereitungen zur Reise und die Geschenke für die Tuareggs. Unterdessen kam jedoch ein anderer Tuaregghäuptling, gleichfalls von Ichenuchens Partei (doch, wie es scheint, unzufrieden mit ihm), in Mursuk an. Dieser, ein gewisser Hadsch bu Bekr el Hoggari, begab sich mit seinem Gefolge zu Fräulein Tinne und erbot sich, sie nach Ghat zu bringen. Nun beging die Reisende die Unvorsichtigkeit, welche für sie so verhängnißvoll werden sollte, oder, wie der Araber Ben Allua schreibt, „ihr vorausbestimmtes Schicksal zog sie unabwendbar in den Abgrund." Sie vertraute sich nämlich dem zuletzt gekommenen Tuaregg und nicht dem directen Abgesandten Ichenuchen's an, wahrscheinlich weil ersterer ein besser bewaffnetes Gefolge besaß. Sie trat jedoch nicht mit demselben die Reise an, sondern traf erst in Scharba (drei Tagereisen von Mursuk) wieder mit ihm zusammen. Dort machte sie ihm von Neuem Geschenke an Waffen, Burnussen und Geld, und erhielt sein Versprechen, sie sicher bis zu Ichenuchen zu führen.

Bu Bekr begleitete sie nun bis nach Birguig. In seinem Gefolge befanden sich auch Araber, Flüchtlinge aus der Regentschaft Tripolis, die nur vom Räuberleben ihr Dasein fristeten. Ein gewisser Othman vom Stamme Bu Sif und fünf Männer der Ulad Kossen scheinen den Mord geplant zu haben, auf welchen Bu Bekr gern einging, einmal des Raubes wegen, und dann, weil er sich dadurch an Ichenuchen zu rächen hoffte dafür, daß dieser einen Frieden mit anderen Stämmen geschlossen hatte, gegen welche Bu Bekr sehr einträgliche Raubzüge zu unternehmen pflegte, und ihm so eine namhafte Bereicherungsquelle versiegt war.

In Birguig fand nun das schreckliche Ereigniß statt. Einige der bei dem Morde mitschuldigen Araber vom Stamme der Ulad Kossen sind schon in die Hände der türkischen Beamten von Mursuk gerathen. Die Drohung des Paschas von Tripolis gegen Ichenuchen (man sagt: er wolle diesen als den Mörder ansehen, wenn er die Schuldigen nicht ausliefere) ist übrigens ganz sinnlos, da der Pascha dem mächtigen Häuptling nicht das Geringste anhaben kann. Dieser könnte sogar mit Leichtigkeit Mursuk nehmen, wenn es ihm gefiele.

Der unruhige Zustand des Landes südlich von Mursuk scheint auch unsern Landsmann Dr. Nachtigal, der bald aus Tibesti zurückerwartet wird, mit Gefahr zu bedrohen. Die arabischen Raubstämme der Ulad Sliman und die aus dem Gebiete der Tibbu Reschade haben sich in neuester Zeit selbst in der Umgegend von Mursuk blicken lassen, und dürften es wohl darauf abgesehen haben, dem Reisenden den Weg zu versperren.

Die prächtigen Geschenke, welche Fräulein Tinne für den Sultan von Bornu bestimmt hatte, und mit welchen sie die des Königs von Preußen zu verdunkeln hoffte, sollen nun in Tripolis unter den Hammer kommen, und werden wahrscheinlich ebensogut um Spottpreise abgehen, wie vor einigen Jahren die höchst ansehnlichen und luxuriösen Effecten eines preußischen Reisenden, des verstorbenen Freiherrn von Krafft auf Krafftshagen, die auch in Tripolis um ein Spottgeld versteigert wurden."

Eisenbahnen in Nordamerika. Amtlichen Berichten zufolge ist das in Eisenbahnen angelegte Capital viermal so groß als jenes in den Banken. Das gesammte Bankcapital der incorporirten Compagnien betrug (Mitte 1869) 493,000,000 Dollars. Davon kommen 426 Millionen auf die 1630 Nationalbanken und 67 Millionen auf 240 Staatsbanken. Sie ma-

chen durchschnittlich 10 bis 12 Procent; die Dividenden stellen sich auf etwa 50 Millionen. Die Anlagekosten der 48,000 Miles Eisenbahnen werden auf 1870,000,000 berechnet und ihre Bruttoeinnahme für 1868 auf 400,000,000; davon entfallen auf den Waarentransport 280, auf den Passagierverkehr 120 Millionen Dollars.

Dampferverbindung zwischen Europa und Südamerika.

An der Westküste von Amerika reicht eine regelmäßige Dampferverbindung von der Magellansstraße nach Norden hin bis Britisch-Columbia, und gelegentlich bis nach Sitka im neuen Territorium Alaska hinauf. Mit Nordamerika haben wir Europäer heute schon eine fast-tägliche Verbindung durch Dampfschiffe, und auch mit Westindien und der Ostküste Südamerikas ist dieselbe während der letztverflossenen Jahre in geradezu großartiger Weise vermehrt worden.

Zwischen Europa und Südamerika haben wir gegenwärtig nicht weniger als zehn verschiedene Dampferlinien.

1) Die Royal Mail Steamship Company. Ihre Schiffe verlassen am 1. eines jeden Monats Southampton; sie laufen an: Lissabon, Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro. Bisher wurden in dem letztgenannten Hafen Waaren und Fahrgäste auf einen kleinern Dampfer übergeladen und nach Montevideo und Buenos Ayres befördert; neuerdings aber fahren die großen Dampfer direct bis nach jenen beiden Häfen am Laplatastrome.

2) Die Messageries imperiales (service maritime) fertigen von Bordeaux am 25. jeden Monats ein Schiff ab, welches die eben genannten Häfen anläuft und von jetzt an direct auch nach dem La Plata geht; so fällt auch auf dieser Linie die Ueberladung weg.

3) Die London Belgian Brazil and La Plata Steamship Company. Ihr Abfahrtshafen auf dem Festlande ist Antwerpen, von wo die Dampfer am 30. oder 1. jeden Monats abfahren. Sie laufen Falmouth und Rio an, und gehen von dort weiter nach dem La Plata. Die Fahrt von Antwerpen bis Montevideo nimmt etwa 30 Tage in Anspruch, den Aufenthalt in den Zwischenhäfen mitgerechnet.

4) Die Liverpool-Postlinie. Ihre Dampfer fahren am 20. jeden Monats ab und sind gewöhnlich am 18. des folgenden Monats in Buenos Ayres. Sie laufen allemal Rio an, seltener auf der Fahrt nach Amerika auch andere brasilianische Häfen, z. B. bald Santos, bald Bahia und Pernambuco.

5) und 6) Die Liverpooler Frachtdampfer, welche am 10. und 30. jeden Monats abgehen, nehmen auch Fahrgäste mit und legen in den großen Zwischenhäfen an.

7) Die Schiffe der Marseiller Dampferlinie von Genua und Marseille aus legen in Gibraltar und Rio an. Sie haben durchschnittlich bis 400 Fahrgäste.

8) Die Liverpooler Compagnie der Westküste schickt am 13. jeden Monats einen sehr rasch fahrenden Dampfer, welcher in St. Nazaire Post und Passagiere einnimmt, Lissabon und Rio berührt, Montevideo anläuft und sofort die Reise um die Südspitze Amerikas nach Valparaiso in Chile fortsetzt.

9) In Buenos Ayres hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche Dampfer für die Fahrt nach Neapel bauen läßt, und in der nächsten Zeit wird eine combinirte Dampfer- und Segelschifflinie von Havre aus ihre Thätigkeit beginnen.

10) Von Hamburg aus fahren Dampfer nach den brasilianischen Häfen; hoffentlich wird die Zahl derselben sich bald vermehren, da der deutsche Handel mit Brasilien von großer Bedeutung ist.

Nur vier Linien erhalten Subventionen: die Southamptonlinie von der britischen, die Bordeauxlinie von der französischen Regierung; die London-Antwerpenlinie von Seiten Belgiens; für die Linie Liverpool-Valparaiso zahlt Chile eine Subvention.

Handelsverkehr und Baumwolle in Ostindien. Bekanntlich hat der Anbau der Baumwolle seit 1861 einen großen Aufschwung genommen. Im Jahre 1868 wurden 697,630,976 Pfund ausgeführt (gegen 614,056,049 in 1867); sie hatten in den Ausfuhrhäfen einen Geldwerth von 20,149,825 Pf. St. (gegen 19,188,674 im Vorjahre); 1860 betrug die Baumwollenausfuhr kaum $5^1/_2$ Millionen Pfund Sterling.

Der Handel Ostindiens hat in dem Finanzjahre, das mit dem 30. März 1869 abschloß, sich auf die Summe von 108,000,000 Pf. St. belaufen; etwa 8 Millionen mehr als im Vorjahre. Die Bewegung vertheilt sich auf die fünf großen Handelsprovinzen und deren respective Ausfuhrhäfen in folgender Weise:

1868/1869	Bengalen.	Bombay.	Madras.	Birma.	Scinde.
Waareneinfuhr	16,934,771	14,017,625	3,005,890	1,448,756	686,897
Güterausfuhr	20,728,159	21,667,846	5,969,183	2,444,661	866,383
Wiederausfuhr	98,790	1,244,046	26,958	5,508	10,630
Baareinfuhr	4,320,829	9,621,010	1,098,744	38,509	6,862
Baarausfuhr	439,374	824,437	117,900	8,208	5,660

In diesen Ziffern nimmt Bengalen (Calcutta) den zweiten Rang ein, steht aber factisch in erster Linie, denn wenn man Edelmetalle und Wiederausfuhr abrechnet, stellt sich sein Verkehr auf $37^3/_4$ Millionen Pfund Sterling, während auf Bombay $35^3/_4$ entfallen. Birma (Ranguhn und die sogenannten Reishäfen) macht Fortschritte; in Scinde (Hafenplatz Karratschi) ist das nicht der Fall; doch ist nach Vollendung der im Bau begriffenen Indusbahnen bis Peschawer hinauf eine Zunahme des Verkehrs mit Sicherheit anzunehmen. England hat für etwa 20 Millionen Pfund Sterling rohe Baumwolle aus Indien bezogen und dagegen für 19 Millionen Baumwollenwaaren und Garne verkauft.

Die Ausfuhr von Kaffee betrug 1,101,384 Pf. St. gegen 188,532 in 1860; jene von Thee 951,376 Pf. St., während 1860 noch gar kein Thee exportirt wurde.

Zur Statistik der Baumwollenfabrikation Großbritanniens. Im Jahre 1861 wurde dieselbe in 15 englischen Counties betrieben, in Schottland in 11 Counties, in Irland 1868 in 7 Counties. In Lancashire waren mit derselben beschäftigt 1839: 152,150 Personen, 1859: 315,627, 1868: 277,846; in Cheshire 1868: 32,541; in Yorkshire 23,844; in Derbyshire 10,454; Cumberland 3213. Dazu kommen dann die Counties Nottingham, Stafford, Glocester, Leicester und Warwick. In Schottland sind in Lamarck 26,183 Personen in dieser Fabrikation beschäftigt, 8873 in Renfrew, in Ayr 1642. In Irland sind Waterford und Antrim am bedeutendsten. — Die Anzahl der in der Baumwollenmanufactur beschäftigten Arbeiter stellte sich 1839 auf 259,365; 1856 auf 379,213; 1861 auf 451,569 und 1868 auf 401,064. — Anzahl der Spindeln: 1861: 30,387,467; 1868: 32,000,014. — Kraftwebestühle: 1850: 249,627; 1868: 379,329. — Die Einfuhr von Rohbaumwolle betrug 1861: 1,256,984,736 Pfund; 1868: 1,328,084,016 Pfund.

Die Leinwandfabrikation in Irland hat seit 1839 eine große Ausdehnung gewonnen. Damals beschäftigte sie 9017 Personen; 1850 schon 21,121; 1856 schon 28,573 und 1868 war die Zahl der Arbeiter auf 57,050 gestiegen. In England und Wales betrug im letztgenannten Jahre die Zahl nur 21,859; in Schottland 40,020. Irland hat 143 Leinwandfabriken mit 894,273 Spindeln und 12,969 Kraftwebestühlen, davon 10,710 mit Dampf, 2384 mit Wasser. Männliche Arbeiter 16,782, weibliche 40,268; Kinder unter 13 Jahren 1374. Die Leinwandfabrikation wird in 14 Counties betrieben, unter welchen Antrim mit etwa 32,000 Arbeitern in vorderster Reihe steht.

Aus dem Kaiserreiche Marokko. Dasselbe ist, gleich allen mohammedanischen Ländern, mehr oder weniger im Verfall und hat außerdem während der letztverflossenen Jahre schwer

durch Mißernten und Cholera gelitten. Viele Menschen sind in diesem an sich so fruchtbaren Reiche buchstäblich Hungers gestorben. Nach der ersten Fehlernte verbot der Sultan die Getreideausfuhr; die Folge war, daß weniger Weizen ausgesäet und der Mangel hinterher noch größer wurde. Dazu kamen die niedrigen Wollpreise, denn Wolle bildet einen Hauptartikel der Ausfuhr. Der Gesammtexport marokkanischer Erzeugnisse betrug vor den Mißjahren etwa 5,500,000 Thaler, sank jedoch 1868 auf 3,550,000. Die größere Hälfte entfällt auf den Handel mit England, das commerciell in vorderster Linie steht. Von ungereinigter Wolle wurden 37,930 Centner, von gewaschener 13,753 Centner ausgeführt. Es gingen 232,749 Paar Pantoffeln nach Aegypten; diese Waare findet bei den von Mekka heimkehrenden Pilgern regelmäßigen Absatz. Nicht weniger als 2,510,000 Blutigel, für welche Marokko eine Hauptbezugsquelle ist, gingen ins Ausland; nach Spanien wurden 16,650 wollene Gürtel exportirt. — Die Einfuhr hatte einen Geldwerth von 854,000 Pf. St., wovon auf England allein 657,000 kommen, und davon 319,255 auf Baumwollenwaaren. Eisen kommt aus England und Schweden, Rohseide aus Syrien. — Der Hafen Rabat an der Westküste könnte von großer Wichtigkeit werden, wenn die Mauren sich zur Ausbaggerung der Barre verstehen wollten; sie sehen jedoch in diesem Stromriegel einen Schutz gegen fremde Eroberer! Deswegen werden die Güter in Dar el beida gelandet, das etwa zwölf deutsche Meilen weiter südlich liegt, und werden dann auf Kameelen nach Rabat befördert. Diese letztere Stadt liefert Teppiche, Mäntel (Haiks), mehrere andere Wollenstoffe, Töpferwaaren und Maroquinleder.

Endlich Nachrichten von Livingstone. Wir finden in der „Times" vom 15. October ein Telegramm aus Bombay vom 6. October folgenden Inhalts: „Dr. Kirk (in Sansibar) hat einen Brief von Livingstone erhalten; derselbe trägt das Datum: Banglewo-See, 8. Juli 1868. Livingstone sagt darin: Ich habe zwischen dem 10. und 12. Grade südlicher Breite das gefunden, was ich für die Quellen des Nils halte. Dr. Livingstone war gesund und heiter als er den Brief abschickte." — Bombay, 11. October: „Ein Brief des Dr. Kirk an die Regierung von Bombay ist veröffentlicht worden. Derselbe besagt, daß eine Karawane, welche nach Sansibar gekommen war, gemeldet hat, Livingstone sei in Udschidschi angekommen. Die Straße zwischen Udschidschi und der Küste war offen und sicher. Man erwartete kleinere Partien und noch eine Karawane."

* * *

— Seit Eröffnung der Ueberlandroute durch Aegypten nach Ostasien sind vorderasiatische Leute in wachsender Menge nach Indien, China und Japan gegangen. Griechen, Syrer, Armenier und Malteser sind in Schanghai und Yokohama keine Seltenheit mehr. Eine Anzahl dieser Leute treiben Handel, aber ein großer Theil besteht aus „nichtsnutzigem Gesindel", dessen man sich gern entledigt sähe.

— Von Neuyork nach Chicago führen drei Bahnlinien auf directem Wege: 1) Die Pennsylvania Central, 2) die Erie und 3) die Newyork Central. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt bei 1 899 Miles, bei 2 980, bei 3 981 Miles, und diese Strecke von mehr als 200 deutschen Meilen soll von den durchgehenden Zügen, Anhaltezeit mit eingerechnet, in dreißig Stunden zurückgelegt werden. Der „Philadelphia Ledger" sagt: „Uns wird angst und bange, wenn wir daran denken, was kommen wird, bei der mangelhaften Schienenlegung, den scharfen Curven und den 40 Tonnen schweren Maschinen."

— Der „Baby"-Markt von Neuyork. Wir haben uns (schreibt das deutsche „Newyorker Journal") die Mühe genommen, nachzuzählen, wie viele neugeborene Kinder in einer gewissen Zeit in dem meistverbreiteten englischen Morgenblatte zur „Adoption" ausgeboten werden, und gefunden, daß die Zahl dieser kleinen Würmer wöchentlich durchschnittlich 43 beträgt. „Adoption" heißt natürlich so viel als Ankauf. Negerfleisch wird nicht mehr nach Dollars und Cents geschätzt, aber weiße Kinder kann man kaufen wie ein Pfund Kaffee oder ein Quart Milch. Mütter, die auf eine nicht ungewöhnliche, aber ihnen nicht angenehme Weise oder, wie es in Schottland heißt, „auf der falschen Seite der Decke," zu solchen kleinen Verantwortlichkeiten gekommen sind, pflegen sich mit großer Leichtigkeit von ihrem Fleisch und Blut und zwar auf Nimmerwiedersehen — full surrender, wie es in den Annoncen heißt — zu trennen. Die Mütter selbst machen dabei kein anderes Geschäft, als daß sie sich von einer unwillkommenen drückenden Last befreien, Geld erhalten sie nur in den seltensten Fällen; es fließt in die Taschen der „weiblichen Aerzte", die als Zwischenhändler in dem „Adoptions"-Geschäfte fungiren. „Pfänder der Liebe" sind, wie viele andere Dinge in der Welt, ungleich vertheilt. Viele, die sie gern haben möchten, bekommen sie nicht, Andere, die sie haben, machen sich durchaus nichts aus ihnen. Die von der Natur mit Kindern Gesegneten müssen sie nehmen, wie sie kommen; diejenigen, welche sich durch Käufe deren verschaffen, haben die Wahl, wie bei jedem andern Handel. Manche suchen brünette, Andere blonde Kinder, und in Folge dessen wird die lebendige Waare auch gleich mit Angabe der körperlichen Eigenschaften annoncirt und ausgeboten. So liest man:

„Ein hübsches, dralles Mädchen von vier Monaten, mit blauen Augen und blondem Haar, von gesunden Eltern stammend, ist sofort zu adoptiren."

„Ein neugeborenes, ungewöhnlich großes Kind, männlichen Geschlechts, von wohlgeformten Gliedern und angenehmen Gesichtszügen (!) kann sofort adoptirt werden. Die besten Referenzen betreffs der Gesundheit der Eltern werden gegeben."

„Eine süße, kleine Blondine von sieben Monaten, mit pechschwarzen Augen und mit einem reizenden Muttermal auf der linken Backe, wird an anständige Leute zum Adoptiren weggegeben."

„Ein lebhafter, wohlgenährter Knabe intelligenter Eltern, $3\frac{1}{2}$ Monat alt und wohl gebildet, ist sofort zu adoptiren."

„Ein acht Monate altes Mädchen (Haare schwarz, Augen braun), das schon sieben Zähne hat und schon allein sitzt, ist zu adoptiren." ꝛc. ꝛc.

Kinderbedürftige Eheleute haben also, wie man sieht, die Auswahl. Am meisten gesucht sind jedoch Blondinen, jedenfalls eine Nachwirkung des Blondinencultus in unseren Theatern. Blauäugige Kinder sind gleichfalls sehr begehrt, besonders wenn sie brünett sind; es sollen für solche Exemplare bisweilen bis zu 500 Dollars gezahlt werden.

Dieses „Baby"-Geschäft ist abscheulich, aber wer kann's ändern? Es ist jedenfalls besser, daß ein Kind verkauft, als daß das arme Wurm grausam abgemurkst oder zu Tode gehungert wird. In dieser Beziehung ist der Kinderhandel ein Fortschritt zum Bessern vom Kindermord, wiewohl zu fürchten ist, daß die im erstern beschäftigten „Damen" auch gelegentlich in letzterm machen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Spaziergänge in der japanischen Hauptstadt Yeddo.

I.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß „O Yeddo", d. h. das große Yeddo, weit über eine Million Einwohner zählt und einen viel größern Flächenraum einnimmt, als selbst London. Es wird in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von dem „großen Flusse" (O Gawa) durchströmt, welcher die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt. Der nordöstliche Theil, das Stadtviertel Hondscho, wird von zahlreichen Canälen durchzogen, und auch andere Stadtviertel sind reich an natürlichen und künstlichen Wasserläufen.

Der Europäer, welcher zum ersten Male Yeddo betritt, erstaunt über das ungemein bunte und lebendige Treiben auf den Canälen und in den Straßen dieser merkwürdigen Stadt, in welcher ihm Alles im höchsten Grade fremdartig erscheint. Er sieht, daß er sich inmitten einer hohen, durchaus eigenartigen Civilisation befindet, unter einem kräftigen, begabten Volke, welches eine große Intelligenz und lebhaften Geist besitzt, und sich durch Arbeitsamkeit und Kunstfertigkeit vor allen übrigen Asiaten auszeichnet. Die Japaner sind ein Culturvolk. Ihr Leben ist bewegt und rührig; ihm haftet nicht jene öde Einförmigkeit an, welche für die meisten Völker des Ostens kennzeichnend ist, und sie haben eine sehr stürmische Geschichte, die in unseren Tagen in eine ganz neue Phase getreten ist.

Darüber reden wir ein anderes Mal; heute wollen wir durch die Straßen Yeddos wandern und uns das Leben und Treiben auf denselben betrachten. Der Japaner, so fleißig er sonst ist, liebt Zeitvertreib und Kurzweil; er hat viele Festlichkeiten, welche zum Theil religiöse Beziehungen haben, und an Ergötzlichkeiten mangelt es ihm weder bei Tage wie bei Nacht. Er findet dergleichen auf freien Plätzen, in und neben den Tempeln, in Buden, im Circus und im Theater, und sie kosten nicht viel, was eine Hauptsache für die große Menge ist. Selbst die Sibaia, welche etwa unseren großen Opernhäusern entspricht, nimmt nur sehr mäßige Eintrittspreise.

Die einzelnen Stadttheile tragen auch in Betreff der Volksbelustigungen einen verschiedenen Charakter. In der Vorstadt Fukagawa sieht man nur Histrionen der niedrigsten Classe; im Hondscho werden zweimal im Jahre große Ringkämpfe aufgeführt; Yamasta hat einen Markt, welcher das ganze Jahr hindurch keine Unterbrechung erfährt und auf welchem tagtäglich „Künstler" auftreten; in Asakfa findet sowohl der feinere wie der derbere Geschmack seine Befriedigung.

Der Stadttheil Fukagawa liegt am Strande und hat vorzugsweis eine Bevölkerung, die aus Matrosen, Fischern und dergleichen Leuten besteht. Ich pflegte, so sagt der Schweizer Humbert, manchmal am Morgen mit steigender Fluth in nördlicher Richtung auf die Rhede hinauszufahren, gewöhnlich bis zur Insel Iskawa, welche vor der Mündung des großen Flusses liegt, und von dort weiter bis hinter die großen Regierungswerften, welche den südwestlichen Theil von Hondscho begrenzen. Die Straßen an der Rhede sind stets sehr belebt. Hier trocknet man Fische, Mollusken und Seetang; dort sind Seile ausgespannt, auf welchen Abura-Kami hängt, dieser Stoff, der aus stark geöltem Papiere besteht und welcher den Japanern Ersatz für unsere wasserdichten Zeuge bietet. Dort verfertigt man auch ganz vortreff-

lichen Fischleim, dann auch aus gewissen Meergewächsen falsche eßbare Vogelnester, welche den Nestern der javanischen Seeschwalben (Salanganen) täuschend ähnlich sind. Sie werden sorgfältig verpackt und nach China geschickt.

Sehr belangreich ist auch die Fabrikation von Fischbratwürsten verschiedener Art, deren jede ihre besondere Farbe hat. Inmitten einer geräumigen Küche steht ein mächtiger, angeweißter Ofen, in welchem eine bestimmte Gattung von Fischen gekocht wird; andere Arten werden noch zerhackt, kleinere Sorten erst getrocknet und dann zu Pulver zerstampft. Die verschiedenen Massen werden gewürzt, die Teigmassen in lecker aussehende Umschläge eingerollt und sorgfältig in Kisten verpackt. Diese Wurstmacher singen bei der Arbeit lustige Weisen nach dem Takte der Messerschläge. Plötzlich ruhen die Arme, die Leute springen auf und gehen aus der Thür. Weshalb? Weil der koreanische Löwe tanzt. Man hat denselben vielleicht schon hundertmal gesehen, aber allemal, wenn er sich nahet, übt er dieselbe Anziehungskraft auf sein Publicum, sobald dasselbe den schrillen Ton der Pfeife und die Musik des Tamburins vernimmt.

Vier „Künstler" kommen aus einer Nebengasse; drei bilden das Straßenorchester und der vierte giebt den Darsteller ab. Dieser letztere ist mit einem langen Mantel aus gestreiftem oder getigertem Zeuge behängt und trägt einen phantastischen Löwenkopf. So bildet er ein Ungeheuer, das sich nach Belieben verlängern oder verkürzen kann. Darob gewaltiger Jubel bei Klein und Groß. Dreiste Knaben versteigen sich zu dem Wagnisse, einen Zipfel des Mantels aufzuheben, um

Gaukler aus Kioto.

zu sehen, was wohl darunter stecken könne; ja der eine oder andere kneipt auch wohl die Wade des gewaltigen Monstrums. Dann wendet dasselbe den Kopf nach den kecken Buben hin und brüllt, so laut er kann; er sperrt seinen Rachen weit auf und schüttelt seine aus Papierstreifen bestehende Mähne, welche in Zotteln um das rothbemalte Gesicht herumbaumelt. Dann hüpft und springt er wieder nach der Musik seines Orchesters, er hat aber auch seinerseits ein Tamburin, auf das er tapfer losschlägt. Nachdem er sich so hoch als möglich emporgehoben hat, läßt er sich urplötzlich zusammenfallen, verwandelt sich in ein vierfüßiges Thier, schneidet einige groteske Capriolen und wirft zuletzt seinen Mantel und sein Löwenhaupt zur Erde. Nun ist er nicht mehr Ungeheuer, sondern Jongleur. Er nimmt einen Trommelstock auf den Daumen seiner linken Hand, stellt auf diesen ersten Stock einen zweiten, und auf diesen legt er einen dritten in die Quere. Dann wirft er sie alle in die Luft, fängt sie in den Händen auf, läßt sie fortwährend mit immer größerer Schnelligkeit in drehender Bewegung und fügt drei Kugeln hinzu. Das Publicum ist voll Bewunderung und somit der rechte Zeitpunkt gekommen, damit ihm der Fächer vorgehalten werde. Dieser vertritt in Japan die Stelle des Tellers auf unseren europäischen Jahrmärkten. Nachdem das Einsammeln der Gaben vorüber ist, ruhet der koreanische Löwe sich aus und raucht eine Pfeife Taback. Zum Ergötzen der lieben Jugend stülpt er dann wohl sein Löwenhaupt wieder auf den Kopf, um doch einigermaßen als Monstrum auszusehen.

Unter den nützlichen Leuten, welche ihr Gewerbe auf der Straße ausüben und von früh bis spät umherziehen, bemerken wir den muntern Schuhflicker, welcher die Holzsandalen

Der Tanz des koreanischen Löwen.

ausbessert; den Zinnschläger und Kesselflicker, den Mann, welcher zerbrochenes Porcellan wieder zusammenkittet, und den Kleiderhändler, welcher ein ganzes Sortiment seiner Waaren mit sich führt. Eine wichtige Person ist insbesondere auch der Lumpensammler, der, ohne es zu wissen, selbst für die Papierfabriken Europas arbeitet; er ist den ganzen Tag über in Thätigkeit und füllt den papierenen Korb, welchen er am linken Arme trägt, so rasch als möglich. In der Rechten hat er zwei lange Stäbe, vermittelst deren er seinen Fund in den Korb befördert, ohne daß er nöthig hätte, sich zu bücken. Gleich den übrigen eben genannten Industriellen der Gasse findet er häufig Gelegenheit zur Augenweide und allerlei Ergötzlichkeit; deswegen bleibt er dann und wann stehen. Er trifft einen Bekannten, redet mit demselben einige Worte und raucht ein paar Züge Taback. Unweit von der Ecke, an welcher dieser gute Freund seinen Bummlerstand hat, läßt ein anderer einen Hanswurst auf dem Pflaster tanzen. Niemand findet es anstößig, daß diese Figur die Tracht der sogenannten springenden Priester trägt. Ein anderer zeigt das Modell eines Tempels, in welchem ein weißes Mäuslein die Treppe hinaufgeht, vermittelst eines Fadens die Glocke läutet und dann vor einem Altare die Andacht verrichtet. Ein dritter zeigt Vögel, welche er in verschiedener Weise abgerichtet hat; der eine schießt Pfeile vom Bogen, ein anderer zieht einen kleinen mit Baumwolle beladenen Wagen, ein dritter schöpft Wasser. Da ist ein Gaukler, der sich auf zwei hochkant gestellten Brettern im Gleichgewicht hält, während drei oder vier Porcellantassen um seinen Kopf herum im Kreise schwirren; dabei zerbricht er ein Ei, aus welchem er hundert Ellen Band herauszieht. Er knetet ein kleines Stück Papier zwischen den Händen und sofort flattert aus denselben eine wahre Wolke von Fliegen heraus.

Die meisten „Künstler" betrachten das, was sie durch solche Gaukeleien erwerben, mehr oder weniger als Nebenverdienst; es kommt ihnen hauptsächlich darauf an, Käufer für die Waaren herbeizulocken, welche sie von den Kaufleuten in Commission erhalten. Auf ihrem Gerüste stellen sie Marionetten und Zuckerpuppen zur Schau und vertheilen auch einige Süßigkeiten an die Kinderschaar, welche niemals fehlt.

Ein Blick in die Läden von Fukagawa verlohnt sich schon der Mühe. Dort liegen in sehr zierlicher Verpackung, auf welche sich überhaupt die Japaner meisterhaft verstehen, Bündel seidener Schnüre; dann jene Stäbchen aus hartem Holz oder aus Bambus (Hasi), welche die Stelle unserer Gabeln ersetzen; Zahnstocher, die aus einem weichen, wohlriechenden Holze verfertigt werden (Viburnum kambok), Zahnbürsten aus weichem Holze, das an beiden Enden einen kleinen aus halbgekräuselten Fäden bestehenden Wulst hat. Das Zahnpulver der Japaner ist vortrefflich; man sagt, daß gepulvertes Elfenbein einen Bestandtheil desselben bilde. Es liegt in kleinen hölzernen Büchsen, die einen Schiebedeckel haben und mit Figuren verziert sind; in Metallkästchen dagegen wird ein Pulver anderer Art aufbewahrt: dasjenige nämlich, vermittelst dessen die verheiratheten Frauen sich ihre Zähne schwärzen.

In Handwerkerarbeiten werden die Japaner von keinem andern Volke übertroffen; als Schreiner, Kunsttischler und Drechsler liefern sie eine Menge vortrefflicher Arbeiten, namentlich auch kleinere Schmucksachen aus Ulmenholz, Baumrinde, Bambus, Knochen, Hirschgeweihen, Elfenbein, Bernstein, Seemuscheln, Schildpat und Kokosnuß. Während die chinesischen Elfenbeinarbeiter sich in allerlei Künsteleien gefallen, welche zeitraubend sind und viel Geduld erfordern, lassen die japanischen sich auf dergleichen gar nicht ein. Ihnen liegt vor allen Dingen daran, die Natur so getreu als irgend möglich nachzuahmen, und wenn sie ihrer Einbildungskraft freien Spielraum gewähren, so geschieht es durchgängig in humoristischer Weise und mit einer Komik, welche ihres Eindruckes nicht verfehlt. Bei den Elfenbeindrehern in Yeddo findet man kleine Figuren von bewundernswürdiger Arbeit, namentlich solche, die Thiere darstellen, z. B. Tiger, Büffel, Bären, Affen und Mäuse. Derlei Kunstsachen haben für uns Europäer nur als Curiositäten Werth, bei den Japanern beiderlei Geschlechts gelten sie in praktischer Beziehung für unentbehrlich. Sie tragen ihre Tabackspfeife und den Tabacksbeutel bei sich; an der einen wie am andern sind seidene Schnüre befestigt und das eine Ende derselben ist mit solchen kleinen Figuren verziert. Durch diese wird verhindert, daß Pfeife und Beutel, die am Gürtel hängen, nicht zur Erde fallen; sie verrichten also einen ähnlichen Dienst, wie die Petschafte an unseren Uhren. Auch an den Arzneibüchschen, welche der Japaner bei sich trägt, sind solche Schnüre befestigt.

Beträchtlich ist die Zahl der Weber, welche nicht bloß Seide und Baumwolle verarbeiten, sondern auch Zeug aus den Fasern der Nessel verfertigen; von dem letztern wird viel an die Maler verkauft, welche diesen Stoff jedem andern vorziehen. Vortrefflich ist auch der aus Hanf verfertigte Stoff; die Pflanze wird in Japan acht bis zehn Fuß hoch. Die Korb- und Mattenflechter liefern grobe und feine Waare, und die Böttcher sind in ihrem Handwerke, bei welchem sie vorzugsweise Bambus verarbeiten, sehr geschickt.

Schachteln, Büchsen und Kästen spielen in der Industrie wie im Haushalte der Japaner eine wichtige Rolle. Gesucht und geschätzt sind insbesondere jene, welche aus Kampherholz von der Insel Kiusiu verfertigt werden; sie bewahren ihren Duft für alle Zeit. Ein Assortiment von Kästen wird gewöhnlich derart „aufgemacht" (wie unsere Kaufleute sagen), daß es ein halbes Dutzend enthält und jeder einzelne Kasten in den andern paßt. Man verfertigt dergleichen auch aus Papiermaché, das dann schön mit Lack überzogen wird; überhaupt werden viele Geräthe, zu welchen wir Metall verwenden, in Japan aus Holz oder Pappe bereitet.

Bei einer nähern Betrachtung der japanischen Handwerke erstaunt man über die geringe Anzahl und die Einfachheit der Instrumente, mit welchen so vortreffliche Arbeiten hergestellt werden. Da gehe ich an einer Anzahl Buden vorüber, in deren jeder ein anderer Handwerker thätig ist; ich kann versichern, daß die Werkzeuge, welcher sie sich bedienen, zusammengenommen, nach unserm Gelde gerechnet, keine dreißig Thaler werth sind. In der einen Bude werden Puppen aus Papiermaché verfertigt, ein sehr beliebter Artikel. Die Puppe besteht aus Kopf und Brust und hat einen scharlachrothen Mantel; man giebt ihr diese Form, weil sie das Andenken an einen Hohenpriester Buddha's verewigen soll. Dieser fromme Mann rutschte und kniete mit so inbrünstiger Andacht auf seinen Beinen, daß diese zuletzt ganz verschwanden und daß bloß Rumpf und Kopf von ihm übrig blieb. Diese Puppen richten sich immer von selbst wieder auf, wie unsere kleinen Figuren aus Fliedermark. In einer andern Bude ciseliren zwei Männer, die weiter nichts als einen Hammer und einige Grabstichel haben, Pfeifenköpfe aus Metall, und ein dritter bohrt in einfachster Weise die hölzernen Rohre dazu. Ein Bogenmacher ist damit beschäftigt, über brennenden Hobelspänen ein Stück Holz in die gehörige Form zu bringen; sein Gesell befestigt mit Leim und Bindfaden die aus Seide, Haar oder Papier bestehenden Quasten und Troddeln, welche man an langen Lanzen befestigt. An diesen Troddeln erkennt man von Weitem den Rang oder das Amt eines Civil- oder Militärbeamten.

In einer Seitengasse finde ich ein halbes Dutzend Arbeiter, welche Sandalen und Holzpantoffeln verfertigen. Bei

Der Jahrmarkt in Yamasta.

ihnen herrscht das System der Arbeitstheilung, und jeder hat seine Specialität. Der eine zerlegt vermittelst einer Handsäge ein Stück Holz in gleichlange Schnitten, welchen ein zweiter die Gestalt einer Sohle giebt, ein dritter behobelt dieselbe und rundet sie ab, ein vierter bohrt die erforderlichen Löcher, durch welche die Strohseile gezogen werden. Die auf solche Art verfertigten Schuhe gelangen dann in die Hände der Lackirer.

Bemerkenswerth ist die Verfertigung von Uhren, welche an die „Kuckucks" der schwarzwälder Industrie erinnern, und von Sonnenzeigern. Die japanischen Uhren gehen jedoch nach dem Systeme beweglicher Stunden, welche je nach den Jahreszeiten länger oder kürzer sind. Der Künstler sitzt vor einem kleinen Ambos und verfertigt auf demselben alle einzelnen Theile des Werkes mit Ausnahme der Glocke, auf welcher die Stunden angeschlagen werden. Seine Werkzeuge liegen neben ihm auf der Matte; es sind einige Feilen, ein Hammer, ein paar Zangen und Bohrer. Die Sonnenzeiger trägt der Japaner bei sich; sie haben etwa die Größe einer Kastanie, und dieses Gehäuse wird vom Kupferschmied verfertigt; der Uhrmacher hat es mit der Herrichtung des Innern zu thun. Man kann das Gehäuse öffnen wie eine Nuß; die beiden Schalen sind durch ein Scharnier mit einander verbunden. In der Mitte der einen Hälfte befindet sich ein kleiner Zeiger, dessen Schatten auf die flache Ebene der Peripherie fällt; diese ist in zwölf gleiche Theile getheilt, gemäß den zwölf japanischen Stunden, deren jede zwei unserer Stunden ausmacht. Die andere Hälfte enthält in einer walzenförmigen Vertiefung eine Magnetnadel, welche frei über der horizontalen Fläche oscillirt. Unterhalb der Nadel befinden sich vier Zeichen, die je neunzig Grad von einander entfernt sind und die Cardinalpunkte anzeigen. Die kreisrunde Fläche dieser Halbkugel ist ebenfalls in zwölf Theile abgetheilt, welche jenen der andern entsprechen und mit denselben Nummern bezeichnet sind, jedoch in umgekehrter Ordnung. Wer den Sonnenzeiger gebrauchen will, orientirt ihn vermittelst der Magnetnadel; die Richtung des Schattens vom Zeiger deutet dann mehr oder weniger genau die Stunde an.

Während der Uhrmacher hämmert, kommt eine Truppe von Gauklern auf den Platz, an dessen Ecke seine Bude steht, und wenige Minuten später erscheint eine zweite. Die eine arbeitet unter freiem Himmel und unter ihren „Künstlern" macht sich zuerst der Säbelfresser und dann das Nonplusultra, der Luftspringer, bemerklich. Der letztere springt durch zwei kreuzweis gestellte Reifen, welche an einer Stange befestigt sind. Auf dieser steht ein Wasserkrug, aus welchem während des Sprunges nichts verschüttet werden darf. Ein zweites Kraftstück des Künstlers besteht darin, daß er durch einen drei bis vier Ellen langen, aus Bambus geflochtenen Cylinder springt, der auf einem Bocke befestigt ist, und daß er im Innern dieses Cylinders über vier hohe brennende Kerzen hinweghuscht, ohne ein Licht zu berühren oder auszulöschen. Seine zarte Ehehälfte sitzt daneben und spielt während der Vorstellung auf der Zither; sie spricht und singt zu dieser Musik bald mit tief aus der Brust hervorgeholten Tönen, bald kreischt sie laut auf.

Die zweite Gauklerbande kam aus Kioto her zugereist, um in Yeddo Geld zu machen und sich bewundern zu lassen. Sie giebt ihre Vorstellungen unter einem großen Mattendache und hat allerlei Werkzeuge, dergleichen wir auch auf unseren europäischen Jahrmärkten bei ihren Berufsgenossen sehen können, nur daß jene japanischen Handwerksgeräthe vorzugsweise aus Bambus verfertigt sind. Dieser Truppe geht ein großer Ruf voraus, und ihr Spiel zieht eine große Menschenmenge an. Sie hat keinen besondern Komiker; sie darf sich rühmen, daß jedes einzelne Mitglied sowohl als Rüpel wie als tragischer Darsteller Ausgezeichnetes leisten und sich im Handumdrehen vom Lächerlichen bis zum Erhabenen versteigen könne. Das Costüm ist mehr als einfach, denn die japanischen Künstler haben es noch nicht bis zu Tricots gebracht; aber diese Gaukler aus Kioto tragen eine Kopfbedeckung, welche als eine Art von Carricatur der Mützen oder Hüte erscheint, mit welchen die großen Feudalherren, die Daïmios, einherzustolziren pflegen.

Die communistische Secte der Rappisten in Economy.

Vor dreißig und noch vor zwanzig Jahren war viel die Rede von dem alten würtembergischen Weber und Sectenstifter Johann Georg Rapp, der aus Iptingen im Oberamt Maulbronn nach Amerika zog, weil man ihn und seine Anhänger in Schwaben verfolgte. Der begabte Mann, der in seiner Art Großes geleistet hat, starb im August 1847, zu derselben Zeit, als Franz Löher sein lehrreiches Werk: „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" in Cincinnati drucken ließ.

Seit 1848 war nur selten die Rede von den Rappisten, und sie sind fast in Vergessenheit gerathen. Jetzt endlich hören wir wieder etwas über sie. Ein Herr F. Herold hat von Pittsburg aus (9. September 1869) einen Bericht an die zu Chicago erscheinende „Illinois Staatszeitung" geschickt, und wir wollen demselben das Nachstehende entlehnen. —

Etwa 18 Meilen unterhalb Pittsburg liegt auf einem Plateau, das sich gegen 100 Fuß über dem Ohio erhebt, das Dorf oder die Stadt der schwäbischen Communisten: Economy. Von der Eisenbahn, die in der halben Höhe des Abhanges hart am Flusse vorbeiführt, steigt man auf einer Treppe nach dem Plateau hinauf; am Rande desselben angelangt, übersieht man noch einmal den Fluß, das Thal und die waldigen Berge, dann thut man ein paar Schritte nach der Ansiedelung hin, und die Pforten der Welt haben sich hinter Einem geschlossen. Man steht in einem Reich, wo die Zeit ihre Schwingen zusammengefaltet und sich zur Ruhe gesetzt hat, in einer Klosterzelle, die keine Wände hat und deren Decke der Himmel ist. Economy ist ein Stück Erde, das seinen jüngsten Tag schon gehabt hat, obgleich seine Bewohner auf dessen Erscheinen noch warten. Wenn die Sonne dort am Abend niedergeht, hat sich nichts begeben, worüber zu sprechen wäre, und wenn sie am Morgen wieder heraufkommt, findet sie Alles unverändert, wie sie es am Abend verlassen hat. Ehen werden dort nicht geschieden, weil keine geschlossen werden, Kinder werden dort nicht geboren, und wenn Einer stirbt, so wird diese Veränderung nicht einmal durch ein neues Grab bezeichnet, denn die Economysten vergraben ihre Todten nur in einer Wiese und lassen dann das Gras darüber wachsen, so hoch es will — kein Kreuz, kein Hügel verräth dem Fremden, dessen Fuß den Rasen betritt, daß er sich auf einem Kirchhofe befindet.

Nach Geld und Gut wird in Economy nicht gestrebt, denn Jeder hat dort so viel wie der Andere; den Ehrgeiz kennen diese Menschen kaum dem Namen nach, und was sonst für Leidenschaften das Leben wild aufregen, die scheinen hier gänzlich ihre Macht verloren zu haben — es ist ein Bild von dem Leben nach dem Tode und von einer schwäbischen ewigen Seligkeit.

Economy, die Colonie des Schwaben Rapp, ist schon von Vielen und auf verschiedene Weise beschrieben worden; ich will es auf meine Weise versuchen. Das Plateau, auf dem das Städtchen liegt, ist etwa vier Meilen lang und nicht ganz eine Meile breit; nach dem Flusse zu fällt es steil ab, während es auf der entgegengesetzten Seite von sanft ansteigenden, bebauten Hügeln begrenzt wird. Das Städtchen selbst macht einen wunderlichen Eindruck; wenn man seine Straßen durchwandert, wird es Einem so einsam zu Muthe, als ob man sich mitten in der Prairie oder im Urwalde befände. Schnurgerade reihen sich die zweistöckigen Häuser, die theils von Backstein, theils von Holz gebaut sind, an einander; auf den breiten Straßen wächst das Gras, und wer ein feines Ohr hat, kann es wachsen hören, so tiefe Stille herrscht rings umher. Keine Thür führt von den Häusern nach der Straße heraus, da sie alle von einem kleinen Seitenhof aus betreten werden; an den Fenstern sind die Vorhänge sämmtlich geschlossen, und keine menschliche Seele wird sichtbar. Doch nachdem man die lange, breite Hauptstraße, die von sämmtlichen Nebenstraßen in rechtem Winkel durchschnitten wird, durchgangen hat, gelangt man in das Hotel, ein großes, helles Haus, woselbst die ersten lebendigen Wesen zum Vorschein kommen.

In früheren Zeiten ging es in diesem Hotel der frommen Männer von Economy manchmal recht weltlich lustig her, denn die Pittsburger, die trotz ihrer vielen Kirchen nicht ganz ohne irdische Gelüste sind, wallfahrteten öfter hinaus und thaten sich gütlich im Wein der Economysten.

Doch den stillen Leuten von Economy wurde die lustige Gesellschaft allmälig unbequem, weshalb sie beschlossen, die Quelle der Fröhlichkeit nicht ferner fließen zu lassen, und seitdem ist es in dem geräumigen Hotel so still geworden, wie in einer Kirche. Wer Durst hat, möge jetzt lieber an dieser Herberge vorbeigehen, aber der Hungrige findet in dem stillen Hause Alles, was sein Herz begehrt, wenn er nämlich gerade zur Essenszeit kommt und etwas Geld mitbringt. Beim Eintreten in die Wirthsstube, die außer einem eisernen Ofen und ein paar Bänken keine Merkwürdigkeiten aufzuweisen hat, trifft man einen kleinen untersetzten Mann in blauer Jacke und Hosen von derselben Farbe, einen mächtigen runden Hut auf dem Kopfe, die gewöhnliche Tracht der Economysten. Dies ist der Mann, an den man sich wenden muß, wenn man zu essen haben oder bezahlen will; er ist der Kopf in der Wirthschaft, an den jeder Frager verwiesen wird, und nach den beiden Vorstehern der größte Geist in Economy.

Mit den anderen Leuten, die ich in dieser Colonie gesehen habe, ein Gespräch anzuknüpfen, ist schwer, denn diese Menschen sind nicht redselig; sie leben ein inneres Leben, und haben sich gegen die Versuchungen der Welt mit etwas Taubheit und sancta simplicitas gewappnet.

Die Mitglieder der Gesellschaft „Harmonie", wie sie eigentlich heißt, sind recht alte Leute, da seit ungefähr sechzig Jahren keine Kinder mehr dort geboren wurden, und neue Mitglieder nicht mehr aufgenommen werden; die Männer sind fast alle klein und sehen etwas zusammengeschrumpft aus; die Frauen scheinen dagegen im Cölibat recht wohl zu gedeihen, denn ich sah viele stattliche, wohlgenährte Gestalten unter ihnen.

Der größte Mensch in Economy ist der zweite Vorsteher der Gemeinde, Herr **Lenz**. Er ist ein hübscher, behäbiger, freundlich blickender alter Mann, der in seinem blauen Tuchrock mit der schwarzseidenen Weste und dem breiten Hut das echte Bild eines Gentleman-Farmer gewährt. Herr Lenz ist gewöhnlich zu Hause zu treffen und macht gern den Führer des Fremden, der sich die Colonie näher ansehen will, während der erste Vorsteher, **Henrici**, dem außer dem geistlichen Wohl der Gemeinde auch deren materielles anvertraut ist, sich häufig in Geschäften auswärts befindet.

Die Residenz der Vorsteher ist ein stattliches Gebäude von rothen Backsteinen mit einem prächtigen Garten dahinter. Die Zimmer sind comfortabel, fast elegant eingerichtet, und man findet darin sogar Bilder, Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend, die von nicht unbedeutendem Kunstwerth sind. Die Hauptmerkwürdigkeit im Garten ist eine Grotte, die von außen aus einer Masse über einander gethürmter Felsen besteht, innen aber einen hübschen griechischen Tempel darstellt. Früher, als der alte Rapp noch lebte, befand sich hier auch ein Thiergarten und eine Sammlung von seltenen Steinen, Vögeln, Muscheln und dergleichen, doch diese Herrlichkeiten sind seitdem verschwunden. Ueberhaupt gab es einmal eine Zeit, wo die Ansiedelung noch nicht den Charakter der vollkommenen Weltabgeschiedenheit hatte, den sie jetzt an sich trägt. Unter dem alten Rapp wurde auch die Musik gepflegt, und Jung und Alt in der Gemeinde gab sich der edlen Kunst des Gesanges mit Eifer hin. Das ist jetzt Alles anders geworden; ein Theil der Sänger hat den Mund für immer geschlossen, und dem andern hat das unmusikalische Alter den Gesang verleidet.

Die Gesellschaft „Harmonie" besteht jetzt 64 Jahre. Sie wurde im Jahre 1805 in Butler County von Rapp gegründet, der zwei Jahre vorher aus Würtemberg eingewandert war, um einen geeigneten Platz für die Colonie auszusuchen. Zehn Jahre wohnte die Gemeinde in Butler County, zog dann in das Wabashthal in Indiana, wohnte dort wieder zehn Jahre und ließ sich endlich im Jahre 1825 in Economy nieder, wo sie sich heute noch befindet.

Ein erstaunliches Stück Arbeit haben diese Leute vollbracht. Dreimal ließen sie sich in einer Wildniß nieder und dreimal schufen sie dieselbe zu einem blühenden Garten um; sie sind nicht als faule Heilige in die Wüste gezogen, um in Unthätigkeit unfruchtbaren Betrachtungen nachzuhängen, sondern sie handelten, wie alle protestantischen Secten, nach dem Gebot: Bete und arbeite! und haben sich daher so gut wie die Heiligen am Salzsee unleugbare Verdienste um die Cultur erworben. Diese **praktische** Frömmigkeit hat denn auch ihre Früchte getragen; die Economysten sind gegenwärtig Besitzer von vielen Tausend Acker Landes, das theils vortrefflich bebaut ist, theils des Pfluges noch harrt. Wie viel ihr Vermögen, Alles in Allem, beträgt, ist schwer zu sagen. Einige schlagen es auf 15 Millionen an, Andere auf noch mehr. Jedenfalls kann sich jedes Mitglied der gegenwärtig etwa 250 Seelen zählenden Gemeinde als Millionär betrachten, da ja Jeder Eigenthümer des Ganzen ist.

Der Communismus in Economy ist ein vollkommener, er erstreckt sich sogar auf das Verhältniß der Männer zu den Frauen. Da nämlich die Liebe entschieden anticommunistische Tendenzen hat, indem sie ihren Gegenstand ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, so haben diese principientreuen Deutschen kurzen Proceß gemacht und die Liebe einfach abgeschafft, das heißt, sie leben so zusammen, als ob es unter ihnen weder ein männliches noch ein weibliches Geschlecht gäbe. Damit ist zugleich die große Frage der Frauenrechte, welche jetzt so vielen amerikanischen Ladies Kopfzerbrechen verursacht, auf die einfachste Weise gelöst. Doch liegt diesem ge-

schlechtslosen Leben der Economysten auch eine besondere religiöse Anschauung zu Grunde. Sie halten nämlich die Geschlechtslosigkeit für den idealen Zustand der Menschen; nach ihrer Ansicht war Adam ohne Geschlecht geschaffen, oder vielmehr beide Geschlechter waren ursprünglich in ihm vereinigt, und dieselben trennten sich erst, als Gott ihm die historische Rippe wegnahm und das Weib daraus formte. Im Himmel, der den Economysten viel näher scheint als uns, da sie Christi Wiederkunft in der nächsten Zeit erwarten, werden die Menschen wieder in den ursprünglichen adamischen Zustand zurückkehren.

Die Economysten haben sich übrigens eine Entsagung auferlegt, zu deren Durchführung nicht geringe Tapferkeit gehört. Einmal erlitt ihre Beharrlichkeit einen schweren Stoß. Dies war im Jahre 1831, als der berühmte Graf Leon den einfachen Schwaben einen Besuch abstattete. Dieser Graf Leon, der sich auch „Broli“ nannte, und die Titel Herzog von Jerusalem, Messias u. s. w. führte, weil ihm sein ehrlicher deutscher Name, Bernhard Müller, nicht vornehm genug klang, hatte dem biedern alten Rapp durch den sehr gelehrten Doctor der Philosophie und Theologie, Johann Georg Gönflen, einen langen Brief von Frankfurt aus schreiben lassen, worin er ihm anzeigte, daß er das gottlose Europa, welches seine göttliche Mission (ob er sich für einen Propheten, den Sohn Gottes oder Gott selbst hielt, weiß man nicht genau) nicht anerkennen wollte, im Stich zu lassen und nach der neuen Welt überzusiedeln gedenke.

Dieser Brief, in sehr mystischem Ton gehalten, nahm den ehrlichen Rapp, der kein großer Gelehrter war, ganz für den angekündigten Gottesmann ein, und als derselbe wirklich nach Amerika kam, wurde er in Economy mit großen Ehren empfangen. Allein dort richtete er Unheil über Unheil an. Graf Leon war ein ganz anderer Heiliger als Rapp; das Evangelium, das er predigte, war nicht das der Entsagung, sondern des Genusses, und so verstand er denn auch den Communismus in Betreff der Geschlechter ganz anders als Rapp und seine Anhänger. Darüber brach in dem sonst so stillen Economy eine förmliche Revolution aus; ein Theil, besonders der jüngeren Mitglieder der Gesellschaft, lauschte begierig der neuen Lehre, und die Gemeinde theilte sich zuletzt in zwei Heerhaufen, von denen der eine für die Befreiung, der andere für die Kreuzigung des Fleisches kämpfte.

Schließlich einigte man sich dahin, daß Leon gegen Empfang von 105,000 Dollars mit seinen Anhängern Economy verlassen sollte. Der Abgesandte Gottes und Messias nahm das Geld und zog mit seinen Getreuen nach Phillipsburg auf der andern Seite des Ohio, wo er eine Weile der Kunst des Geldmachens oblag; nachdem sich aber dieses Geschäft als brotlos erwiesen, schiffte er sich mit einer kleinen Zahl seiner Anhänger ein, und fuhr nach Alexandria am Red River in Louisiana. Dort ist er im Jahre 1833 an der Cholera gestorben.

Die Economysten haben seitdem noch manchen Sturm erlebt, sind aber durch alle Fährlichkeiten glücklich hindurchgesegelt, bis sie in den Hafen ihrer jetzigen vollkommenen Gemüthsruhe einliefen. Gegenwärtig sind sie das sorgenfreieste Völkchen von der Welt. Ihr Gemeinwesen ist das einzige in den Vereinigten Staaten, wo Niemand nach Aemtern jagt, selbst ihre einstige große Hinterlassenschaft macht ihnen keine Sorge. Wenn ein Weltkind sie fragt, was denn aus ihrem großen Vermögen werden soll, sobald die jetzigen Mitglieder, die durch keine neuen ersetzt werden, einmal alle gestorben sind, so lächeln sie stillvergnügt in sich hinein: das Weltkind weiß ja nicht, daß bis dahin längst der jüngste Tag gekommen ist, wo es keine Erbschaften und keine Erben mehr geben wird.

Eine Fahrt von Bombay durch den persischen Meerbusen nach Basra.

Von **Lothar Becker.**

I.

An Bord eines arabischen Fahrzeuges. — Indische Fischer. — Der Luvbaum. — Die Thiere im indischen Ocean. — Wie die Araber an Bord leben. — Arabische Nautik. — Die Araber als Schwimmer. — Ihre Gebete.

Wir haben das Vergnügen, unseren Lesern die nachfolgenden Reiseschilderungen eines viel gewanderten Landsmannes mitzutheilen. Der schlesische Naturforscher Herr Lothar Becker unternahm seine erste Reise 1849 nach Victoria in Australien, wo er etwa zwei Jahre lang verweilte. Er besuchte dann Singapore und einen Theil der Insel Java; vom September 1852 bis Januar 1853 durchwanderte er Ostindien; er ging von Calcutta aus über Benares, Allahabad, Agra und Indor, besuchte die Felsengrotten von Ajenta, Ilura und Garli, und ging nach Bombay. Von dort schiffte er durch den Persischen Meerbusen nach Basra, besuchte Bagdad und die Ruinen von Birs Nimrud, und zog dann mit der Karawane durch die syrisch-mesopotamische Wüste bis ans Mittelmeer. Den Beschluß seiner Reisen bildet ein Besuch Aegyptens und Palästinas.

Aber schon nach Verlauf von anderthalb Jahren ging er, 1855, wieder nach Victoria, blieb dort bis 1865 und unternahm einen Ausflug nach Otago auf der Südinsel Neuseelands. Seine Rückfahrt nach Europa machte er um das Cap Horn.

Herr Becker ist ein sorgfältiger Beobachter, und wir erfahren durch ihn manches Neue sowohl in ethnologischer wie in naturwissenschaftlicher Beziehung. Uns haben diese vortrefflichen Schilderungen vielfach an Carsten Niebuhr's klassische Reisebeschreibung erinnert. Das uns eingesandte Manuscript ist ziemlich umfangreich, und wir können dasselbe nur mit Unterbrechungen mittheilen, aber so, daß jeder Abschnitt ein in sich abgerundetes Ganze bildet.

* * *

Nach längerm Aufenthalte in Australien, Java und Singapore landete ich zur günstigen Zeit, d. h. nach Ablauf der Regenzeit, in Calcutta, und reiste von da über Benares nach Agra, um von dort die Heimreise über Kabul und Buchara anzutreten. Das Gefährliche dieses Vorhabens wurde mir jedoch von Allen, deren Bekanntschaft ich in Hin-

dostan machte, auf so dringende Weise dargestellt, daß ich meinen Vorsatz änderte und den Weg nach Bombay einschlug. Hätte ich indessen damals die Kenntniß der westasiatischen Völker und die Erfahrung gehabt, welche ich mir später während meiner Reise durch Westasien erwarb, so würde diese Schilderung der Gefahr meinen Entschluß, durch Buchara zu reisen, nicht wankend gemacht haben. Nachdem ich die berühmten, von der geraden Straße abgelegenen Felsentempel und Kirchen zu Ellora, Ajenta oder Ferdapur und Garli besucht, und in viermonatlicher, ununterbrochener Reise an 400 deutsche Meilen zurückgelegt hatte, erreichte ich in den letzten Tagen des December Bombay.

Während meines Aufenthaltes in dieser Stadt machte ich die Bekanntschaft mehrerer Europäer, welche mir dringend von meinem Vorhaben, mit einem arabischen Schiffe nach Basra zu segeln, abriethen, indem sie mir viele Fälle von Mißhandlung und noch Schlimmerem, sowie die Thatsache mittheilten, daß kein Europäer wage, mit Arabern zu fahren. Wahr ist es, daß die Araber Abneigung gegen den Europäer und dessen Lebensart haben; ich muß jedoch gestehen, daß mir kein Volk mit so viel Theilnahme entgegengekommen ist, als diese sonnverbrannten Söhne des arabischen Strandes, und ich bewahre ihnen zeitlebens ein ehrendes Andenken. Als Beweis ihrer Herzensgüte erwähne ich, daß, während der Nachoda, d. h. Capitän, bei meiner ersten Zusammenkunft mit mir, dem Christen, nicht gewillt war, mir einen Platz in der Cajüte einzuräumen, er mir, nachdem ich an Bord gekommen war, von selbst die Cajüte freistellte, und zwar ohne irgend welche Erhöhung des höchst mäßigen Fahrgeldes. Von allen Leckerbissen, welche sich an Bord befanden, erhielt ich vor allen Anderen meinen Theil; landeten wir, so gab man mir stets einen Begleiter mit, welcher mich vor Unbilde schützen sollte.

Es ist bekannt, daß die Araber es nicht gern sehen, wenn ein Europäer mit seinem Geschirr aus ihrem Wasserbehälter schöpft, und als ich, in Bombay von Europäern darauf aufmerksam gemacht, letzteres vermied, erriethen sie sogleich den Beweggrund und bedeuteten mir, daß sie mir gegenüber kein Bedenken der Art trügen. Ich bin mit Seeleuten vieler europäischen Nationalitäten in Berührung gekommen, habe aber keine besseren Herzen und größere Gesittung gefunden, als unter den Söhnen des Islam auf dem Baggala (Einmaster von 200 bis 300 Tonnen) Sultani (d. h. Sultanin), welches mich, unter dem Befehle des Nachoda Ali ben Dschasom, innerhalb zwei Monaten wohlbehalten nach Bassora (— sprich Basra —) brachte.

Die Fahrt verlängerte sich deshalb so sehr, weil verschiedene Güter zu Maskat, Linnie, Tschirou, Buschir und Kwoidt ausgeladen wurden, und in letzterer Stadt in Folge der kriegerischen Ereignisse in der Umgegend von Bassora ein neuntägiger Aufenthalt stattfand. Dieser Umstand kam mir indeß ganz erwünscht, weil ich dadurch Gelegenheit hatte, die Vegetation u. s. w. verschiedener Punkte kennen zu lernen, und das Eintönige, welches jede längere Seereise begleitet, öfters unterbrochen wurde.

Am 8. Februar verkündeten Schellen und Trommelschlag, daß der Anker gehoben werden sollte, und ein Kanonenschuß signalisirte die Abfahrt. Nachdem wir die schlammigen, mehr oder minder Süßwasser enthaltenden, schmutzig-bräunlichen Massen, welche gleich Fettaugen scheinbar über dem Salzwasser schwimmen, und an der Mündung aller größeren Flüsse vorkommen, verlassen hatten, nahm das Meer eine blaugrüne Farbe an, und trotz der sehr beträchtlichen Entfernung vom Lande begegneten wir doch einem indischen Fischerboote, von dessen Bemannung wir Fische gegen Datteln, Reis und Wasser eintauschten. Die meisten dieser verwegenen Fischer hatten die Physiognomie der indischen Kulis, aber einer von ihnen hatte, bei echt europäischen Gesichtszügen, einen so bösartigen Blick, wie ich mich nicht erinnere sonst je gesehen zu haben. Ihre Boote hatten jene Vorrichtung, welche die Deutschen „Luvbaum“ oder „Ausleger“, die Briten „outrigger“ und die Franzosen „balancier“ nennen; sie besteht darin, daß ein Balken, Baumstamm und dergleichen, wenig kürzer als das Boot, in der Entfernung von etwa drei Fuß an zwei oder drei Hölzern befestigt ist, welche mit dem Boote in Verbindung stehen. Diese Luvbäume, welche die Bestimmung haben, das Umschlagen des schwachen Bootes zu verhindern, sind sonst nur in der Südsee, dem Pacific, gebräuchlich; hier aber sieht man sie allgemein von Arabien bis zu den östlichsten Inselgruppen des Stillen Meeres, oder mit anderen Worten, so weit sich malaiischer Einfluß geltend gemacht hat.

Am 10. Februar war Indiens hohe Küste unter dem Horizonte verschwunden und die blaugrüne Farbe des Meeres jener blauen gewichen, welche in tiefer See durch die Reflection des blauen Aethers erzeugt wird. Am sechsten Tage ließ das Erscheinen der grünlichen Farbe auf eine Abnahme der Meerestiefe schließen; sie erstreckte sich jedoch nur über einen verhältnißmäßig geringen Raum, denn bald trat wieder jene Farbe ein, welche den tiefen Ocean kennzeichnet.

Im Februar und den folgenden Monaten ist in diesen Gegenden der Regen unbekannt, und daher bringen die Passagiere Tag und Nacht auf dem Decke zu; ja, seitdem ich Calcutta verlassen hatte, traf mich während der 18 Monate, die ich von dort bis Alexandria gebrauchte, kein Regen. Der Wind wird des Nachts gewöhnlich schwächer; er kommt meist aus nördlicher Richtung und verursacht heiteres und kühles Wetter; doch ist die Luft dabei sehr feucht, so daß sich in kürzester Zeit Pilze (Schimmel) auf der Tinte und getrockneten Früchten einfinden, und das Meer nicht selten durch den Dunst ganz verschleiert wird. Auffallend ist, anderen Meeren gegenüber, die Armuth an Algen und Tang, sowohl hinsichtlich der Arten- als Individuenzahl. An Thieren dagegen ist diese Meeresgegend reich. Die Fische sind zahlreich, und unter ihnen bemerkte ich auch den Stachelfisch (Gergomber der Araber), welcher bei drohender Gefahr seine Stacheln aufrichtet. Nicht selten erscheinen auch die Seeschweine oder Delphine (Dochs der Araber), von welchen die europäischen Matrosen glauben, daß sie die Richtung des bevorstehenden Windes anzeigen. Höchst anziehend ist es, sie zu beobachten, wenn sie mit pfeilschneller Geschwindigkeit das Schiff im schnellsten Laufe einholen und sich um dasselbe herumtummeln, indem sie sich bald in die Tiefe stürzen, bald mit ihrer Rückenflosse oder dem ganzen Rücken über dem Wasser zeigen. Die Araber verachten ihr Fleisch und haben darin gleichen Geschmack wie die europäischen Seeleute. Von Vögeln bemerkte ich unter anderen den Jenni (ähnlich dem Albatros), den Kreck, den Karahni und die kleinen geselligen, dicht über der Meeresfläche hinfliegenden Suehdi, welche die Nacht am Lande zubringen sollen. Wie in allen weniger tiefen Gewässern der südlichen Gestade sieht man auch hier Quallen, welche des Nachts als leuchtende Kugeln von der Größe des Mondes erscheinen, sowie Seeschlangen mit bräunlichen und helleren Ringen, 5 Fuß und länger, ähnlich denen der Sundastraße. Zahllos sind die kleinen milchblauen Mollusken mit fleisch- oder rosafarbigem Innern (leuchtende Punkte bildend, die in geraden oder krummen Linien verlaufen), welches mit phosphorartigem Glanze leuchtet. Sie alle verändern bei Luft- oder Händedruck den phosphorartigen Glanz in das Blau des brennenden Schwefels oder des hellblauen Himmels; besonders aber vermehrt sich der Glanz bei verstärktem Händedruck an das Gefäß, was wohl durch

Elektricität zu erklären ist. Ein Tau, welches ich aus der See zog, schien in Feuer verwandelt zu sein und verbreitete Phosphorgeruch.

Herrliche Tage, wie sie nur die gemäßigte Zone aufzuweisen vermag — an denen das unvergleichliche Blau des Himmels sich in dem Meere abspiegelt, worin die Sonnenstrahlen sich wie in flüssigem Glase brechen —, wechselten während der Fahrt mit stürmischen, wo die See am Bugspriete sich hoch aufbäumte, wo die Masten knarrten und Neptun das Tauwerk in eine unharmonisch pfeifende Aeolsharfe umgestaltete. Eben so prachtvoll waren die Nächte, und ich werde nie jene des 15. Februar vergessen, wo das schwache Licht der schmalen Mondsichel die spiegelnde, sanftwogende See, auf welcher das Schiff geräuschlos dahinschaukelte, wie im Zwielichte beschien, und der magisch verschleierte Himmel vereint mit der lautlosen, geheimnißvollen Stille einen höchst ergreifenden Eindruck auf mich hervorrief.

Die Einrichtung an Bord eines arabischen Schiffes ist wesentlich von der unter Europäern gebräuchlichen verschieden. Der Matrose hat freie Zeit, so lange in den Segeln 2c. nichts Nothwendiges zu thun ist, und füllt dieselbe durch Dame- und andere Spiele aus. Der Steuermann, und sein Stellvertreter, ist in der That das, was der Name besagt, denn ihm liegt nur die Handhabung des Steuerrades ob, welches er sitzend regiert. Auf den indischen Schiffen wird das Steuer gewöhnlich von vier Portugiesen oder Indoportugiesen gelenkt, welche sich ablösen, den Namen Suckanies von ihrer Beschäftigung (Suckan: das Steuer) tragen und andere Arbeit an Bord nicht verrichten, wie dies dagegen bei europäischen Matrosen der Fall ist. Die Laskahr (hindustanische Matrosen) und Malaien sind mit dem Steuern und den Namen der Windrichtungen in ihrer Sprache vollkommen vertraut; allein sie sind nicht dahin zu bringen, die englischen Namen und Bezeichnungen der Windrichtungen zu lernen. Der arabische Matrosengesang ist in gewisser Hinsicht dem europäischen ähnlich, kräftig, mit Baßrefrain schließend und keineswegs eintönig. Die liebreiche Behandlung, welche die arabischen Matrosen seitens ihrer Vorgesetzten erfahren, und die sie auch ihren Genossen gegenüber zeigen, bildet einen schroffen Gegensatz zu der Rohheit christlichen Seelebens.

Für die Strecke von Bombay bis Maskat nehmen die Schiffe einen Lootsen (Malom) mit, welcher im Stande ist, die geographische Breite und Länge zu bestimmen. Den nautischen Apparat gebrauchen sie seit langer Zeit, denn sie haben eigene Namen für die Instrumente. Das Fernrohr nennen sie „Derbiehl“, den Sextanten „Kamahn“, den Compaß „Dehra“ und „Dehre“, das Log „Beht“, die Sonde „Rohm“ (Prohm der Malaien) und „Bild“, die Sanduhr (von Gestalt der unserigen), deren eisenfarbiger Sand in etwa einer Minute abläuft, „Schische“ oder „Schidsche“. Messen sie die Schnelligkeit des Laufes mittelst des Log, so bedienen sie sich, wie die Europäer, bei Beginn und Ende des Verfahrens des Ausrufes „tup“! Dies ist übrigens nicht das Einzige, was an europäische Seemannsworte erinnert, denn auch sie nennen den Rand des Schiffes „Bohrd“ *). Der Anker (Banar) ist nicht an eine Kette, sondern, wie bei den Chinesen, an ein sehr dickes Tau befestigt, und damit derselbe, wenn er bei Sturm abreißt, nicht verloren gehe, befestigt man ihn an einer langen Schnur mit einer verschlossenen Kalebasche (Flaschenkürbis **), welche auf dem Wasser schwimmt und dadurch die Stelle, wo der Anker liegt, anzeigt. Das Steuerrad (Skahn; von Suckahn) und die Strickleiter (Treh) haben nichts Abweichendes von den europäischen, und auch der Compaß ist auf ähnliche Art auf einer kleinen Säule vor dem erstern angebracht. Die Taue sind größtentheils die auch auf britischen Schiffen gebräuchlichen Kajataue (von den Fasern der Kokosnußschale), und die Segel (Schra; Gallemi = Besansegel; Schifderi = Vorderfegel) bestehen aus grobem Segeltuch oder Getten (Baumwolle) 2c. Das Wasser bewahrt man auf dem Decke, nicht in Tonnen, sondern in einem mächtigen Holzkasten (Tangki oder Tangki mal mei, d. h. Wassertank), dessen kleine Oeffnung durch einen Deckel verschlossen wird.

Da Bauholz in Arabien und Persien fehlt, so kauft der Araber sein Schiff in Indien, wo es gewöhnlich aus dem dauerhaften Tiekholze (Tectona grandis), mit Anwendung weniger Eisennägel, gebaut wird. Diese Schiffe (Markab, d. h. Dreimaster, Bagla 2c.) sind an 100 Jahre seetüchtig, und unsere „Sultani“ mußte manche Fahrt gemacht haben, da sie an der Außenseite, so weit sie stets im Wasser ging, vollkommen einem grünen Beete glich, welches zahllose, kleine, grüne Algen bildeten.

Die meisten Araber können schreiben und rechnen. Die Araber schreiben nicht mit Federn, wie die Europäer, noch mit Pinseln, wie die Chinesen, sondern, wie die Indier und andere Asiaten, mit einem Stück Rohr von der Länge eines halben Fußes, welches aus Indien kommt und Galam oder Kalam genannt wird. Als meine Begleiter während der Reise von Mosul nach Halep in den Fall kamen, schreiben zu müssen, ersuchten sie mich um einen Kalam; da ich aber keinen derselben besaß, auch meine Stahlfedern verloren hatte und an deren Stelle eine Adlerfeder gebrauchte, bot ich ihnen diese an. Sie konnten sich nicht denken, daß man mit derselben schreiben könne, bis sie selbst den Versuch damit gemacht hatten; und ich glaube, dies war die erste derartige Anwendung, welche ein Bewohner des westlichen Asiens von einer Vogelfeder (Gänse hält man hier sehr selten) machte. Ihre Zahlenziffern, welche von links nach rechts (nicht umgekehrt, wie die übrige Schrift der Araber) geschrieben werden, und von den indischen nur wenig abweichen, sind, wie sie mir auch zugaben, indischen Ursprungs. Statt der Nullen machen sie Punkte, ähnlich wie das Urdu. Sie werden auf folgende Weise geschrieben:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	
١	٢	٣	٤	٥	٦	٧	٨	٩	١٠	arabisch;
۱	۲	۳	۴	۵	۶	۷	۸	۹	۱۰	urdu oder hindi;
१	२	३	४	५	६	७	८	९	१०	auf der alten Mahnmanda (Sternwarte) zu Benares; ähnlich den Gujeratiziffern.

*) Eine nicht geringe Zahl arabischer Worte sind identisch mit deutschen, oder erscheinen nur in etwas veränderter Gestalt, z. B. Gheil (Gaul), Tasse, Madde (Matte), Ehsch (Essen), Bahar (Meer, Mare), Kanahr (Kanariengras, Phalaris canariensis), Hendebe (Endivie, Cichorium Endivia etc.), elf, d. h. gegenwärtig „1000“, früher aber wohl „10“ (vergl. mari der Araukaner = 10, myrion, mille); daher es richtiger ist, zu schreiben eilf (ein elf) statt elf (vergl. zwo elf, eleven und tw-elve der Briten).

**) Am Amazonenstrom und bei Rio Janeiro trägt er den hindustanischen Namen Kuja oder Ghija.

Oefters hatte ich Gelegenheit, wenn die Windstille auf offener See zum Baden einlud, ihre Geschicklichkeit im Schwimmen (welches nach europäischer Art geschieht) zu bewundern; sehr erstaunt war ich aber über die Verwegenheit, womit sie, auf ihre Fertigkeit vertrauend, selbst bei hoher See und schnellem Laufe des Schiffes, nach verlorenen Gegenständen schwimmen. So ereignete es sich auf hoher See, daß der Sturm einem Matrosen, der keineswegs zu den kräftigsten gehörte, den Fehs (Käppchen) über Bord führte. Trotz der Schnelligkeit, womit das Schiff dahin flog, und trotz der hochwogenden See besann er sich keinen Augenblick, dem Fehs nachzufolgen. Sobald dies bemerkt ward, wendete man das Schiff und zog die Segel ein, während gleichzeitig alle an Bord zu erreichenden Taue an einander geknüpft wurden und fünf Matrosen, entkleidet, das Ende dieses Taues in die Hand nehmend, dem Tollkühnen entgegenschwammen. Von den Wellen bald gehoben, bald verdeckt, erblickte man diesen in weiter Ferne nur dann und wann als kleinen Punkt, wie eine Ente schwimmend und den Fehs hoch in der Linken haltend. Sobald jene fünf Matrosen ihn erreicht, und er das Tau ergriffen hatte, zogen die an Bord Befindlichen dasselbe mit seiner Bürde auf die „terra firma" des Deckes. Die Vorwürfe, welche dem Verwegenen nach seiner Rückkehr von allen Seiten gemacht wurden, weil er wegen eines „Peissa-Fehs" (Groschenmütze) sein Leben der Gefahr seitens der Haifische ausgesetzt habe, sowie die Neckereien, welche er dieserhalb späterhin erdulden mußte, gingen an ihm nicht ohne Eindruck vorüber.

Es giebt wohl wenige Erdenbürger, welche mit größerer Andacht ihre Gebete verrichten, als die Araber. Sobald die indische Küste verschwunden war, versammelten sie sich zu einem gemeinsamen Gebete um glückliche Fahrt, und so lange ich an Bord war, hatte ich täglich mehrmals Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten, welche bei ihren Gebeten stattfinden, zu beobachten. Der Vorbeter spricht, während die Uebrigen schweigen, und sobald er geendet hat, fallen bei manchen Gebeten Alle im Chorus ein, wobei sie wiederholt knien und das Haupt gegen die Erde beugen, wie es auch bei anderen Asiaten Sitte ist. Zuweilen bücken sie sich und stützen dabei die Arme auf die Knie. Auffallend und unpassend bei dieser feierlichen Gelegenheit erscheint das laute und hastige Aussprechen des Wortes „hett!", welches bei Gebeten mit unangenehmem Tone von einem Manne wiederholt wird. Lag das Schiff im Hafen, so ließ man an Freitagen die arabische (Doppelschwert) oder türkische Flagge (Halbmond, und zur Rechten ein Stern) auf einem schwarzweißen Baume wehen, was dagegen an Freitagen auf hoher See nicht geschah. Die Araber sind nicht frei von Ansichten, welche aus alter, heidnischer Zeit stammen; sie gedenken, wie manche Stämme Nordasiens, Nordamerikas, der Südsee, und wie die alten Römer, der Verstorbenen nur ungern; sie scheinen auch, wie Malaien, Chinesen und Zigeuner, dem Wahrsagen aus der Hand und dem Glauben an böse Dämonen zugethan zu sein.

Die Erdbeben und der Ausbruch des Vulcans von Colima.

Die Erdrinde ist fortwährend in einer gewaltigen Thätigkeit und einer geradezu unheimlichen Unruhe. Manche Vulcane haben stärkere Ausbrüche als je zuvor, und in jeder Woche erhalten wir Kunde von wiederholten Erdbeben. Während das Rheinthal Erschütterungen erfuhr, wurden fast gleichzeitig auf den Sandwichsinseln heftige Stöße verspürt. Seit den furchtbaren Eruptionen des Mauna Loa und des Kilauea auf Hawaii, im März 1868, haben sich dieselben in Zwischenräumen wiederholt. Auch die Westküste Südamerikas ist seit dem August vorigen Jahres nicht mehr zur Ruhe gekommen. Die Menschen sind erschreckt worden durch die Unheil verkündenden Prophezeiungen des deutschen Priesters Falb, welcher für den Herbst 1869 schwere Katastrophen vorausgesagt hat, und das Volk legte denselben um so größeres Gewicht bei, da Falb ein katholischer Geistlicher ist. In der That wird die ganze Küste der Südsee von Chile bis Ecuador wiederum schwer heimgesucht. Im August waren an der südlichen Küste von Chile Ebbe und Fluth so unregelmäßig, daß die Gezeiten mehrfach drei Mal in der halben Stunde wechselten.

Wir haben einen Bericht aus Lima vom 26. August vor uns, welchem wir folgende Angaben entnehmen. Am 19. August zählte man in Arica, das im vorigen Jahre fast ganz zerstört wurde, nicht weniger als 40 zum Theil sehr heftige Stöße. Die Bewohner besorgten, daß abermals die Meereswellen sich hoch emporheben und die Umgegend weit und breit verwüsten würden; sie flüchteten deshalb ins Innere, zumeist nach Tacna, für welche Stadt Arica den Seehafen bildet. Am 15. August empfand man auch in Iquique einen furchtbar heftigen Stoß, und auch dort wurde die Stadt von den Bewohnern verlassen. Tacna ist gleichfalls nicht verschont geblieben, und das ohnehin schon heimgesuchte Arequipa hat wieder schwer gelitten. Am 13. August wurde zur Erinnerung der Katastrophe des vorigen Jahres ein großer kirchlicher Umzug gehalten, aber die Erde ist doch nicht ruhig geworden. In einem Briefe aus Iquique vom 20. August („Brazil and River Plate Mail", London, vom 7. October) finden wir Folgendes: „Ich schreibe diese Zeilen um 10 Uhr 55 Minuten Abends. Eben wurde ich durch ein Erdbeben unterbrochen, das lange anhielt und sehr gewaltig war. Die Leute sind alle auf den Straßen, und die Frauen laufen unter lautem Geschrei und dem Rufe: Misericordia, misericordia, Señora! nach den Anhöhen; der erste Stoß war auch der heftigste und er dauerte wohl zwei Minuten! Fünf Minuten später folgte ein zweiter, der fast eben so heftig war und beinahe eben so lange anhielt. Es kamen dann, etwa in Zwischenräumen von einer Stunde, mehrere andere, bis um drei Uhr Morgens; dann legte ich mich schlafen. Dieses Erdbeben hat große Aehnlichkeit mit jenem vom August 1868. Meine Lage ist nicht beneidenswerth. Denken Sie sich eine Einwohnerschaft von etwa 5000 Seelen, die noch mit Grauen über die vorjährige Heimsuchung erfüllt ist und nun wieder, von Schrecken gepackt, in wilder Unordnung auf den Straßen hin und her rennt und jeden Augenblick eine Ueberfluthung durch die Meereswellen besorgt. Erd- und Seebeben sind an dieser Küste so sehr Tagesgespräch, daß dasselbe in der That langweilig wird."

Während unser europäischer Aetna sich im Zustande heftiger Eruption befand, hatte auch der etwa 12,000 Fuß hohe Vulcan von Colima an der Westküste von Mexico stärkere Ausbrüche als je zuvor. Ein Correspondent des „Newyork Herald" (vom 9. September) giebt über das ge-

waltige Phänomen sehr interessante Mittheilungen aus Colima vom 12. August.

Am 22. Juli, so schreibt er, lud mich Herr Hüsselmann (der in Zapotlan oder, wie man die Stadt auch nennt, in Ciudad Guzman wohnt) freundlich ein, mit ihm, Herrn Sedgwick und Professor Solarin aus Guadalajara einen Ausflug bis in die Nähe des Vulcans von Colima zu machen und so genau als möglich die Eruption desselben zu beobachten. Am 23. ritt ich in Begleitung eines Inspectors der Agua-Blanca-Kupferwerke von Agua blanca aus nach Zapotlan, das etwa 17 Leguas entfernt liegt. Dort traf ich die oben genannten Herren, und wir beobachteten zunächst bei Nacht den Krater, welcher sich vor Kurzem an der Südostseite gebildet hat.

Der Vulcan liegt etwa mittewegs zwischen Zapotlan und Colima und ist von jeder der beiden Städte etwa 20 Leguas entfernt. Die erstere liegt 2200 Fuß höher als die letztere, und man hat von ihr aus einen Blick auf einen Theil des Berges; nicht auf das Ganze, weil eine zwischenliegende Bergkette, die Alicas, die Aussicht verdecken. Wir sahen also nur den alten großen Krater und einen von den vier neuen Kratern, während wir von dieser Stadt (Colima) aus eine prachtvolle Aussicht sowohl auf den großen alten Krater wie auf drei der kleineren haben, welche sich seit dem 12. Juni bildeten.

Das Schauspiel, welches wir bei Nacht von Zapotlan aus beobachteten, war großartig, ungeheuer, ich möchte sagen schreckbar. Hier, von Colima aus, hat die aus Feuer, Asche, Dampf und Qualm bestehende Säule, welche aus dem alten Krater des Kegelberges aufsteigt, anscheinend eine Höhe von etwa 2000 Fuß. Wir befinden uns hier, wie schon angedeutet wurde, 2200 Fuß tiefer als in Zapotlan, von wo aus diese Feuersäule etwa 3500 Fuß hoch zu sein schien; eine andere, welche aus einem neugebildeten Krater an der Südostseite emporstieg und welche wir am 25. um drei Uhr Morgens betrachteten, schien 4000 Fuß hoch zu sein. Dieser scheinbare Unterschied in der Höhe erklärt sich daraus, daß wir die Säule von verschiedenen relativen Höhenstandpunkten aus beobachteten.

Zapotlan oder Ciudad Guzman liegt im Staate Jalisco nach Südwesten hin auf der Straße, welche von Guadalaxara aus nach Colima führt, und zählt etwa 13,500 Einwohner. Sie ist eine der ältesten Städte im nordwestlichen Mexico, aber innerhalb der Ringmauer liegen zwei Drittel der Wohnungen in Ruinen. An zweistöckigen Gebäuden findet man höchstens ein halbes Dutzend; die Kirchen haben keine Thürme, der Erdbeben wegen, von welchen die Stadt, seit ihrer Gründung im Jahre 1563, vielfach heimgesucht worden ist.

Wir verließen Zapotlan am 25. um 2 Uhr Mittags und rasteten unterwegs vielfach, um von verschiedenen Punkten aus Beobachtungen anzustellen. Don Jose Barrera, Alcalde von Zapotlan, und Pater Pugaro hatten sich uns angeschlossen. Vier Leguas nach Süden hin kamen wir an den vielbesprochenen Pedral Colorado, einen Landstrich, welcher unter allen Ebenen Mexicos am schwierigsten zu passiren ist. Unsere Pferde litten viel, weil sie sechs Leguas weit durch diese mit spitzen und scharfen Steinen bedeckte Wüstenei gehen mußten. Diese Steine liegen, wie unsere Untersuchung ergab, bis zu 100 Fuß hoch über einander und bestehen aus denselben Massen wie jene an den Abhängen des Berges von Colima; sie sind bimssteinartig, aber so hart wie Eisenerz. Auf diesem Steinfelde gewahrten wir glatte Stellen, Ablagerungen von Lava, welche in flüssigem Zustande dorthin geströmt ist.

Auf diesem ganzen Pedral, der 6 Leguas lang und 3 Leguas breit ist, fanden wir nicht die geringste Spur von Pflanzenwuchs, und doch liegt zwischen ihm und der Stadt Colima ein Strich ungemein fruchtbaren Landes mit tiefem Thonboden. Auch findet man, vom Colimaberge abgesehen, in dieser Region keine Spur vom Vorhandensein einer vulcanischen Thätigkeit. Wir zogen daraus den Schluß, daß früher einmal der Vulcan bei einer furchtbaren Eruption aus seinem Krater die Massen hervorgeschleudert habe, welche jetzt das Steinfeld bilden; mit jenem Ausbruche wird dann eine große Convulsion oder Schwankung des Continentes verbunden gewesen sein. Denn woher sollten diese vulcanischen Steinmassen gekommen sein, wenn nicht aus dem Vulcane von Colima?

Jenseit des Pedral rasteten wir Nachts, am 25., an der Barranca Zital. Diese Schlucht (Barranca ist Schlucht, tiefer Einriß) ist eine von den sieben Barrancas, welche zwischen Zapotlan und Colima liegen. Sie liegt im Staate Colima, hart am Rande des Abhanges des Vulcans, aber doch etwa 40 Miles vom Hauptkrater, dem Gipfel, desselben entfernt. Von der Barranca Zital aus hatten wir einen prächtigen Blick auf drei Krater, nämlich auf den Hauptkrater und auf zwei von den zehn Kratern, welche plötzlich in der Nacht des 25. Juni hervorbrachen. Diese kleineren liegen etwa 2000 Fuß tiefer als der Gipfel; sie haben an Umfang nur etwa ein Fünftel von jenem des Hauptkraters, doch schien es uns, als ob ihre Flammen viel höher emporstiegen als jene aus dem letztern. Der uns zunächst liegende von den kleinen Kratern gewährte Nachts einen Anblick, den keine Feder beschreiben kann. Auf drei Seiten strömte ein rother Lavafluß in drei verschiedenen Abtheilungen abwärts, während nach oben hin eine Feuersäule emporstieg, vor deren Gluth die Sterne erbleichten und die gewaltige Steine über die emporwirbelnden Qualmwolken und Aschenmassen hinausschleuderte.

Am andern Morgen passirten wir die sechs übrigen Barrancas, von denen jede folgende breiter und tiefer war als die übrigen. Die letzte Schlucht, nach der Stadt Colima hin, gehört zu den Wundern Mexicos; sie hat eine Tiefe von 3500 Fuß; die Wände dieser Schlucht fallen senkrecht ab, und die Breite von einer Wand zur andern beträgt 16,000 Fuß, also ungefähr 3 Miles. Sie beginnt unmittelbar am Fuße des Vulcans und hat eine Länge von 13 Miles. Allem Anscheine zufolge ist sie durch einen vom Berge herabkommenden Lavastrom ausgewaschen worden.

Nachdem wir diese Barranca Beltran hinter uns hatten, gelangten wir nach der Stadt Colima. Dort fanden wir mehrere wissenschaftlich gebildete Mexicaner aus der Hauptstadt, aus Morelia und Zamora, welche sich uns anschlossen.

Der Vulcan hat 12,034 Fuß über der Meeresfläche (nach Humboldt's Bestimmung) und liegt am westlichen Abhange einer ausgedehnten Hochebene, welche von der Basis des Vulcans allmälig nach dem etwa 80 Miles entfernten Stillen Ocean abfällt. Der Berg liegt 70 Miles vom Vulcane Jorullo, welcher in der Nacht vom 29. September 1759 urplötzlich aus der Ebene emporstieg. Der Colima besteht aus Porphyrgestein, und sein Krater macht insofern eine Ausnahme von allen übrigen, als er ganz genau im Mittelpunkte des Gipfels liegt und nicht länglichrund, sondern bei einem Durchmesser von 1100 Fuß genau kreisrund ist. Der Berg ist ohne Vegetation und ganz mit vulcanischen Auswurfmassen bedeckt.

In hohem Grade bemerkenswerth ist der Zusammenhang, welcher zwischen den Vulcanen Mexicos stattfindet; sie sind gewissermaßen von einander abhängig: der Colima, Jorullo, Nevado de Toluca, Popocatepetl, Iztaccihuatl, Orizaba (Citlaltepetl) und Tuxtla. Diese

vulcanische Kette beginnt mit dem Tuxtla, der sich unweit von der Küste des mexicanischen Golfes erhebt, und läuft quer durch den Continent nach Westen hin bis zum Colima. Dieser und der Jorullo durchschneiden die Cordilleren, während der Nevado de Toluca, der Popocatepetl und Iztaccihuatl genau auf derselben sich erheben und der Orizaba und Tuxtla an der Ostseite derselben liegen.

Wann immer im vorigen Jahrhundert in irgend einem dieser Vulcane eine ungewöhnliche Störung eintrat, empfanden alle übrigen die Einwirkungen davon; man könnte sagen, daß unter allen eine gewisse Sympathie vorhanden sei. Diese trat z. B. ganz entschieden am 13. März 1834, 10 Uhr Abends, hervor. Die Bewegung war anfangs so heftig, daß man sich kaum auf den Beinen halten konnte. Sie ging stufenweis und langsam, aber regelmäßig von Osten nach Westen über den ganzen Continent. Manche Leute bekamen den Schwindel und wurden förmlich seekrank. Diese Bewegung dauerte von 3½ bis 4 Minuten und wurde in der ganzen Breite Mexicos, vom Atlantischen bis zum Stillen Oceane verspürt, am stärksten auf der Querlinie der oben genannten Vulcane. Am 2. Februar 1866 empfand Mexico abermals einen ähnlichen Stoß von Vera Cruz bis Colima, welchen ich selber verspürte, denn ich war gerade damals in der Hauptstadt.

Ich hebe diese Thatsachen geflissentlich hervor, um anzudeuten, welche wichtige Rolle diesen neuen Kratern des Colima möglicherweise zufallen kann. Die intelligenteren Bewohner dieser Stadt wissen längst aus Erfahrung, daß, wenn die Erde unter ihnen rollt und bebt und es unter dem Vulcane thätig ist, eine seismische Bewegung durch den ganzen Continent geht. Viele von ihnen sind nicht von der Meinung abzubringen, daß einmal über kurz oder lang eine gleichzeitige und gemeinschaftliche vulcanische Katastrophe sich ereignen und daß in Folge derselben der mexicanische Isthmus durchbrochen werden könne. Dann würden vermittelst einer ungeheuern Barranca die Meereswellen des Golfes sich mit dem Wasser des Pacific vereinigen!

Am 31. Juli brachen wir, jetzt etwa 100 Mann stark, aus der Stadt Colima auf, ritten zunächst bis Zapilon, das zwei Leguas vom nördlichen Fuße des Vulcans entfernt liegt, und übernachteten dort. Wir hatten die besten Gläser, darunter zehn aus dem Colegio de Minas in Mexico und einige andere aus Morelia, der Hauptstadt des Staates Mechoacan. Wir beobachteten nun nicht weniger als fünf Vulcane, die alle auf einer und derselben Basis standen, und es kam uns insbesondere auch darauf an, die Beschaffenheit der ausgeworfenen Stoffe zu prüfen. Die zwei neuen kleineren Krater an der Nordwest- und an der Nordostseite sind von den beiden schon weiter oben erwähnten nicht verschieden.

Nachts waren wir dem Vulcane näher als die Klugheit gebot. Die Mehrzahl der Einwohner von Zapilon haben sich gleich nach dem 25. Juni nach der Stadt Colima geflüchtet; sie besorgen, daß ihre Ortschaft verschlungen werde. Allerdings haben sich schon allein von dem großen Krater viele Millionen Quadratruthen vulcanischer Auswurfsstoffe angehäuft; sie bilden einen gewaltigen Ueberhang, der in jedem Augenblick wie eine Lawine auf Zapilon hinunterstürzen kann. Auch in Colima selber hegt man schwere Besorgnisse, denn jene Ablagerung hängt über der Oeffnung desjenigen der kleinen Krater, welcher der Stadt zunächst liegt. Sollte nun diese erkaltete Lawine mit ihrer ungeheuern Masse in den kleinen, thätigen Krater stürzen, dann würde eine furchtbare Bewegung die unausbleibliche Folge sein, und wer kann sagen, was dabei aus der Stadt und deren reizenden Umgebungen würde?

In jener Nacht sahen wir gerade vor und über uns drei Krater: den alten großen und zwei neue. Aus ihrem gewaltigen Schlunde schossen die Feuermassen hoch in die Lüfte; Stein- und Aschenmassen fielen nieder, und das Geräusch glich dem Kanonenfeuer einer Feldschlacht. Die Lava floß in rothen Strömen, geschmolzenem Eisen vergleichbar, an den Abhängen des Berges hinunter. Ein großartigeres Feuerwerk hat die Welt schwerlich je zuvor gesehen!

Colima liegt, wie ich schon sagte, 20 Leguas vom Krater entfernt, nicht vom Berge selbst; vielmehr ist die Stadt am niedrigen Rande der letzten Ausläufer desselben erbaut worden. Man braucht gewöhnlich drei Tage bis zum Krater; der Berg selber ist, wie bemerkt, ohne Vegetation, über und über mit vulcanischem Gestein bedeckt. Man sieht nicht einmal einen Vogel. Gegenwärtig sind fünf Krater in voller Thätigkeit.

Wir haben Kunde erhalten, daß in der Nähe des Jorullo unterirdisches Getöse und Rollen bemerkt wird und daß sein Krater raucht. Ich will daran erinnern, daß in der Nacht, in welcher der Jorullo sich aus der Ebene emporhob und seinen Krater öffnete, jener des Colima plötzlich seine Thätigkeit einstellte. Wenn der Vulcan von Orizaba ruhet, pflegt der Popocatepetl unruhig zu werden, und Aehnliches bemerkt man auch beim Tuxtla, beim Nevado de Toluca und dem Iztaccihuatl.

* * *

Nachdem wir das Vorstehende geschrieben, erhielten wir weitere Nachrichten über Erderschütterungen. Am 21. August wurde die Stadt Schamachi in Transkaukasien von heftigen Stößen heimgesucht. Am 17. September, 10 Minuten nach 3 Uhr Nachmittags, wurde Sanct Thomas, das schon so viel gelitten hat, wieder aufgeschreckt. Ohne irgend ein Vorzeichen erbebte die ganze Insel 15 Secunden lang mit eben so furchtbarer Heftigkeit wie am 18. September 1867 (gleichfalls um 3 Uhr Nachmittags). Diesmal ist jedoch kein Menschenverlust zu beklagen. Drei oder vier andere Stöße waren schwächer; die im Hafen liegenden Schiffe verspürten auch diese. — Auf Jamaica fand ein Erdbeben statt, welchem gleichfalls kein unterirdisches Getöse vorausging. Dasselbe wurde am 15. September verspürt, 10 Minuten vor Mitternacht, und zwischen 4 und 5 Uhr Morgens fand dann noch eine wellenförmige Bewegung in der Richtung von Osten nach Westen statt. — Aus Valparaiso wird vom 2. September gemeldet, daß am 24. August der Berg bei Maipo an seiner Basis heftig erschüttert wurde, daß die Umgegend heftige Bewegungen verspürte und ein unterirdisches Getöse minutenlang gehört wurde.

Aus Lima haben wir jetzt Nachrichten vom 13. September. Sie melden, daß am 20., 21. und 24. August im südlichen Peru wiederholt „entsetzlich furchtbare“ Erdstöße stattgefunden haben und daß die Menschen dort in einer wahren Verzweiflung seien. Viele Häuser sind der Küste entlang eingestürzt, namentlich am 24., als die Stöße nicht in wellenförmiger, sondern in verticaler Weise stattfanden. Bei Iquique und Arica wich das Meer mit rasender Schnelligkeit zurück und fluthete dann eben so gewaltig wieder ans Land, 6 Fuß über die Fluthmarke hinaus. Dieses beängstigende Schauspiel wiederholte sich mehrmals; die Bewohner flüchteten landein. In Tacna und Pisagua dauerten die Stöße in Zwischenräumen fort. Auch Seebeben fehlen nicht. Der Dampfer „Payta“ befand sich am 25. August um 1 Uhr 35 Minuten Nachmittags in 19° 17′ S., 70° 21′ W., etwa 49 Miles südlich von Arica, 3 Miles von der Küste entfernt; die Meerestiefe betrug 75 Faden (450 Fuß). Das Schiff empfand einen Stoß, der eine volle Minute an-

hielt und so heftig war, daß ein Theil des an Bord befindlichen Porcellans und Glases zerbrach und eine mehrere Centner schwere eiserne Kiste mehrere Zoll weit von ihrer Stelle hinweggerückt wurde. Die Erschütterung ging von Norden nach Süden. In dem bolivianischen Hafen Cobija, 144 Miles südlich von Iquique, wurde sie nur schwach verspürt. Während derselben befand sich der Dampfer inmitten einer „gleichsam kochenden" Wassermasse, und man vernahm ein „dumpfes und krachendes" Geräusch. Die in jener Gegend etwa 2000 Fuß hohe Küste sah aus, als ob sie mit einer Staubwolke überzogen wäre. Arequipa, Puno, Cuzco und Moquegua haben im August Erdbeben gehabt, die man allgemein als Vorboten noch stärkerer Erschütterungen betrachtet. Es kann wirklich nicht Wunder nehmen, daß die Leute an Falb's Vorhersagungen glauben.

* * *

Ueber diese Erdbebentheorie geben wir folgende Mittheilungen:

Professor Falb zu Gratz, Herausgeber der populär-astronomischen Zeitschrift „Sirius", hatte aus wissenschaftlichen Gründen ein großes Erdbeben in Peru vorausgesagt. Seit Mitte August haben wirklich in jenen Küstengegenden am Pacific eine Reihe von Erdbeben begonnen, die, wie wir eben gezeigt, nach den letzten Nachrichten noch immer, bald heftiger, bald schwächer, fortdauerten. Nach Falb's Vorhersagung soll das Haupterdbeben vom 28. September bis 8. October eintreten.

Alexis Perry in Frankreich war der erste, der den Gedanken aussprach, daß die Erdbeben durch Ebbe und Fluth des feurigflüssigen Erdinnern entständen. Professer H. Spiller in Berlin hat seit Jahren dieselbe Theorie gelehrt. Falb hat sie in einem Werke: „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulcanausbrüche" (Graz 1866) weiter begründet. Wenn das Erdinnere wirklich eine feurigflüssige Masse ist, wie die meisten Forscher annehmen, so würde sein Halbmesser etwa 860 Meilen betragen.

Wie nun die Sonne und der Mond die Wasserfluthen der Erde, die durchschnittlich nur eine Meile Tiefe haben, an den ihnen zunächst liegenden Erdtheil anziehen, wodurch Fluth und Ebbe entsteht, so muß auch die feurigflüssige Masse im Innern der Erde von ihnen angezogen werden und eine Ebbe und Fluth haben, natürlich in einem Verhältniß, welches der 860 Mal größern Tiefe dieser Masse entspricht. Der Mond wirkt dabei stärker als die Sonne, beide aber am stärksten, wenn sie sich in der größten Erdnähe befinden. Die Stellung beider Gestirne bringt die mannichfachsten Combinationen hervor; ihr vereinter Einfluß erzeugt die höchste Fluth im Meere, die sogenannte Spring- oder Kaiserfluth, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf das Erdinnere ähnlich einwirken.

Diese Fluthen der feurigen Massen, welche nach der einen Seite der Erde gezogen werden, während auf der entgegengesetzten Seite Ebbe herrscht, erzeugen Erdbeben, wenn sie mit größerer Kraft (bei Springfluthen mit der größten) an die festen inneren Wandungen der Erde geschleudert werden.

Erdbeben sind also zu erwarten dann, wenn diese Wellen am stärksten sind. Und das ist der Fall:

1) Zur Zeit der großen Mondfläche;

2) bei Voll- oder Neumond, wo Mond und Sonne sich auf denselben oder entgegengesetzten Seiten von der Erde befinden;

3) wenn der Mond im Aequator steht;

4) wenn die Declination der Sonne gleich ist der des Mondes.

Sobald mehrere dieser Fälle zusammentreffen, sind die Erdbeben am sichersten zu erwarten. Eine solche Conjunctur entsteht zwischen dem 28. September und 8. October bevor, auf welche Professor Falb aufmerksam machte; es könnten dann leicht, sagt er, in Peru, Ostindien ꝛc. große Erdbeben stattfinden. Natürlich ist es unmöglich, mit Gewißheit die Zeitbestimmung dafür zu geben, da ja die Wellen der feurigen Massen durch Hindernisse aller Art verspätet eintreffen müssen, — vorausgesetzt, daß die ganze Theorie richtig ist.

Widerspricht der Richtigkeit aber nicht der Umstand, daß die Erdbeben schon im August begonnen haben? Darauf ist zu erwidern, daß die Ursache der Erdbeben allmälig zu wirken beginnt, und daß die Wirkung von Sonne und Mond immer mächtiger wird, bis sie ihren Höhepunkt erreicht hat. So werden also diese Erdstöße in Peru im August nur die Vorläufer der noch zu erwartenden gewaltigeren sein.

Um einen Anhaltspunkt für das Verständniß der planetarischen Einwirkungen zu geben, die in die Periode der Falb'schen Vorhersagung (28. September bis 8. October) fallen, machen wir auf Folgendes aufmerksam. Am 28. September tritt der Mond ins „letzte Viertel", bildet demnach mit Erde und Sonne einen rechten Winkel. Von da an nähert er sich der Sonne, und am 5. October tritt Neumond ein, d. h. der Mond steht zwischen Sonne und Erde, obgleich nicht genau in derselben Linie, was bloß bei Sonnenfinsternissen der Fall ist. Der Neumond vom 5. October erhält aber eine besondere Bedeutung dadurch, daß er mit dem Tage der größten Erdnähe des Mondes zusammenfällt, was sonst mit keinem Neumonde dieses Jahres der Fall ist. Hierzu kommt noch, daß der Mond an jedem der drei folgenden Tage mit einem Planeten (und darunter mit einem der größten) in Conjunction tritt, nämlich am 7. mit dem Mars, am 8. mit der Venus und am 9. mit dem Jupiter, d. h. der Mond tritt an den genannten Tagen in eine Linie mit diesen Planeten und der Erde, wodurch eine concentrirte Wirkung der Anziehungskraft derselben auf die Erde und hieraus eine erhöhte Fluctuation flüssiger Materien eintritt, auf welche Falb seine Theorie basirt. Ferner ist noch zu beachten, daß Tag- und Nachtgleiche in diese Zeit fällt, Sonne und Mond somit „im Aequator stehen".

Aus allen Erdtheilen.

Englische Reisende in Ostturkestan.

Wir gaben vor einigen Wochen („Globus" XVI. S. 154) aus einem an uns gerichteten Privatbriefe des Herrn Hermann Vambery einige Mittheilungen über Shaw's und Hayward's Aufenthalt in Ostturkestan. Wir finden jetzt (in der „Times Mail" vom 12. October) in einer Correspondenz aus Calcutta vom 10. September einige weitere Nachrichten, die wir im Wesentlichen mittheilen wollen.

Shaw besitzt eine Theeplantage in Kangra im Himalaya. Bekanntlich liegt den Engländern sehr viel daran (und im „Globus" ist der Sache mehrmals erwähnt worden), ihrem Himalaya-

thee in Centralasien Absatz zu verschaffen und namentlich in Ostturkestan, welches sich der Herrschaft des Kaisers von Peking entzogen hat, die chinesische Waare, welche jetzt zum großen Theile von den Russen geliefert wird, zu verdrängen. Das wird keine Schwierigkeiten haben, weil die Turkestaner den chinesischen Thee allzu erhitzend finden. Wie dem aber auch sei, Shaw machte in eigener Person den Versuch, die centralasiatischen Absatzmärkte zu erforschen, und trat im März 1869 eine Reise nach Yarkend und Kaschgar an. Sein Begleiter Hayward reiste im Auftrage der Londoner geographischen Gesellschaft, und beiden kam es zunächst auch darauf an, das Problem einer großen Handelsstraße durch Centralasien über Tschitral und Badachschan zu lösen.

Beide sind wohlbehalten nach Indien zurückgekommen. Hayward scheint sowohl von Peschawer wie von Kaschgar aus die Straße über Tschitral nicht praktikabel gefunden zu haben. Die Reisenden blieben monatelang in dem Gebiete Mohammed Yakubs (— Jaakub Kuschbegi —), der früher „Herr des Ohrs" genannt wurde, jetzt aber den Titel Ataligh Ghasi (— d. h. der für die Religion Kämpfende —) führt. Shaw wurde mit Auszeichnung behandelt und erhielt Erlaubniß von Yarkand (— Jerkend —), nach Kaschgar zu reisen, wo er drei Monate als Gast des Herrschers wohnte. Yakub war dorthin gegangen, um die Russen zu beobachten, welche ihre Außenposten am Naryn (— obern Jaxartes —) haben. Ihnen stehen, wenige Tagereisen entfernt, die Yarkandis im Kara tagh (— dem schwarzen Gebirge —) gegenüber, und sie bewachen dort ihre Nordgrenze so streng, daß kein Mensch hinüber kann. Zwei russische Offiziere, welche im vorigen Herbst den Versuch machten, nach Kaschgar zu gelangen, wurden verhaftet und zurückgeschickt. Gegen Ende des vergangenen Jahres ist noch eine Karawane aus Chokand nach Kaschgar gekommen, seitdem jedoch all und jeder Verkehr unterbrochen worden. Uebrigens sind die Bazare von Yarkend und Kaschgar reichlich mit russischem Tuche versorgt, Thee kommt über Kabul und Buchara; der grüne Thee von Kangra wird mit 8 Schilling das Pfund bezahlt. Der Correspondent der „Times Mail" äußert die Ansicht, daß der Himalayathee in Turkestan gute Aussichten habe, falls der Herrscher von Kaschmir freien Handel durch seine Provinz Ladakh erlaube; England werde wohl thun, ihm dieses Land abzunehmen und ihm dafür eine Entschädigung im Pendschab geben.

Weitere Nachrichten lauten dahin, daß Chadayer Chan in Chokand noch Vasall der Russen sei, aber diese würden vom Volke gehaßt. Dagegen hat Yakub Kuschbegi seine Machtsphäre so weit ausgedehnt, daß auch Ili und Urumisi, die weit nach Osten hin liegen, ihm Tribut zahlen. Man ersieht daraus, wie groß der Gebietsverlust der Chinesen ist. —

Yakub Chan sprach über die Ermordung Adolf Schlagintweit's sein Bedauern aus; bekanntlich ist Weli Chan, welcher die That verübte, durch Yakub gestürzt und getödtet worden. Der letztere war über Shaw's Besuch dermaßen erfreut, daß er versprach, mit ihm einen Gesandten an die Königin von England zu senden. Dr. Cayley, der politische Agent Englands in Ladakh, schreibt: „Ataligh Ghasi scheint ein sehr intelligenter und aufgeklärter Herrscher zu sein, mit liberalen Gedanken, fast wie ein Europäer. Er hält darauf, daß seine Unterthanen genau alle Gebote und Bräuche des Islam beobachten, ist aber gegen Andersgläubige und Fremde sehr duldsam. Selbst Hindus und andere Heiden werden nur in einigen wenigen Beziehungen anders behandelt als die Mohammedaner; sie dürfen z. B. keinen Turban tragen und in den Städten nicht auf Pferden reiten. Kaufleute, gleichviel von welcher Religion, werden in liberaler Weise aufgemuntert."

Der Reisende C. F. Hall aus Cincinnati, dessen wir in unserer Zeitschrift oftmals erwähnt haben, ist in der zweiten Hälfte des Septembers aus dem arktischen Labyrinthe, wo er auch während seines jüngsten Verweilens Spuren von Franklin suchte, an Bord eines Walfischfahrers nach Neu-Bedford in Massachusetts zurückgekehrt. Er hat auch diesmal einige Eskimos mitgebracht und meldet allerlei Interessantes über Franklin's Expedition. Von diesen, so meint Hall, habe kein Einziger Montreal Island erreicht. Er sprach Eskimos, welche Crozier und dessen Gefährten gesehen hatten. Unter anderen Ueberbleibseln brachte Hall die Gebeine eines jungen Mannes mit. Er gedenkt im Laufe des Winters ein Werk zu schreiben und dann abermals nach dem hohen Norden zu gehen, um noch weitere Nachforschungen anzustellen.

Colima, die Stadt der Palmen im westlichen Mexico. An einer andern Stelle unseres Blattes haben wir den Ausbruch des Vulcans geschildert, in dessen Nähe diese für Mexico immerhin bedeutende Stadt liegt. Derselbe amerikanische Berichterstatter giebt folgende Notizen. Man sieht, gleichviel von welcher Seite her man sich der Stadt nähert, Gruppen von Palmen, unter deren Schatten die mit sehr wenigen Ausnahmen nur einstöckigen Häuser liegen. Colima nimmt sich ähnlich aus wie die meisten Küstenstädte Westindiens, und erscheint weniger armselig als so viele andere Städte in Mexico. Die Bewohner haben sehr geringen Verkehr mit den nach Osten hin wohnenden mexicanischen Leuten. Der Bedarf an Waaren kommt aus Europa, China, Japan und seit einigen Jahren auch aus San Francisco nach Manzanillo, welches den Einfuhrhafen für Colima bildet und, nächst Guaymas, der beste Hafen von ganz Mexico ist. Auch Guadalaxara, Durango, Morelia und Mechoacan beziehen einen nicht geringen Theil ihres Bedarfes über Manzanillo. Der in Colima gebaute Kaffee ist vorzüglich; auch wird viel Reis, Mais und Weizen gewonnen. Hamburg unterhält lebhaften Verkehr mit Manzanillo; die deutschen Schiffe laden dort namentlich viel Kokosnüsse. Das Klima ist mild; das Mineralreich liefert Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Kohle. Drei Baumwollenfabriken verarbeiten den im Lande selbst gewonnenen Rohstoff und beziehen außerdem etwas Baumwolle aus Peru.

Asiatische Pflanzenproducte in Californien. Die asiatische Oelpflanze, in japanischer Sprache „Goma" genannt, gehört, wie die Ramiepflanze, zur Familie der Nesseln. Der Stengel ist faserig, wurde aber bis jetzt nicht, wie die Fasern anderer Arten derselben Familie, zu Gewebefabrikaten benutzt. Das Kraut wächst sehr rasch zu einer Höhe von 4 bis 5 Fuß, trägt blaue Blüthen, bedarf aber in der ersten Zeit seines Wachsthums viel Feuchtigkeit. Die kleinen schwarzen Samenkörner sind in einer Kapsel eingeschlossen, ähnlich denen des spanischen Pfeffers; sie gleichen dem Rapssamen. Der Samen ist sehr ölhaltig, und man darf den Ertrag auf 136 Pfund Oel per Acker schätzen. In Californien kann man die Saat während irgend einer Zeit der Regensaison vornehmen, und die Ernte wird im Juli reif sein. Mit künstlicher Bewässerung könnten jedoch drei Ernten im Jahre erzielt werden. Die jungen Schößlinge geben einen trefflichen Salat. — Das Omaöl brennt ohne Geruch und hinterläßt keinen Schmutz. Raffinirt kommt es für den Tischgebrauch dem besten Olivenöl gleich, vor welchem es den Vorzug hat, nicht so leicht ranzig zu werden. Für die Bienenzucht wäre der Bau der Gomapflanze in größerm Maßstabe von großem Werthe, da deren Blüthen den Bienen eine ausgezeichnete Nahrung liefern. — Die japanesische Colonie nahe Placersville hat den Bau dieser Pflanze eingeführt. Fünf Acker stehen daselbst, wie Berichte aus San Francisco melden, in solch luxuriösem Wachsthum, daß über das Gedeihen der Pflanze in jenem Klima auch nicht der mindeste Zweifel herrschen kann. — Auch mit der Theecultur in Californien geht es vorwärts. Im nächsten Jahre wird man daselbst den ersten einheimischen Thee trinken, und hofft in ein paar Jahren des Bedürfnisses, denselben von außen zu beziehen, ganz enthoben zu sein. Verschiedene andere asiatische Nutzpflanzen, wie der Firnisbaum, der Bambus, der verbesserte gepfropfte Maulbeerbaum zur Seidenzucht u. s. w., sind (wie wir früher mehrfach gemeldet haben) durch die japanische Colonie eingeführt und in Californien einheimisch gemacht.

Zur Volksstatistik des preußischen Staates. Nach den neuesten statistischen Ermittelungen über die Seelenzahl der Confessionen im preußischen Staate ist die protestantische mit $64,_{64}$ Proc. vertreten, während auf die katholische $32,_{71}$ Proc. und auf die übrigen Confessionen zusammen $2,_{65}$ Proc. treffen. In den alten Provinzen zählte man vor der Annexion 11,736,734 Evangelische oder $60,_{73}$ Proc. der Bevölkerung, 7,201,911 Katholiken oder $36,_{81}$ Proc., wogegen sich die übrigen $2,_{96}$ Proc. auf 1524 Griechen, 13,786 Mennoniten, 38,652 Dissidenten, 262,001 Juden und 41 Andersgläubige vertheilen. Durch den Hinzutritt der neuen Landestheile hat sich das Verhältniß zu Gunsten der evangelischen Kirche gehoben. Hannover zählt nämlich 1,682,777 Protestanten, 226,009 Katholiken, Schleswig-Holstein nebst Lauenburg 990,085 Protestanten und 19,500 Katholiken; Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. und Homburg zählen 985,605 Protestanten und 336,075 Katholiken. In den alten Provinzen zählt die evangelische Kirche 8401 Kirchen und 1113 andere dem Cultus gewidmete Räume mit 6531 Predigern, die katholische Kirche 5548 Kirchen und 2564 andere dem Gottesdienst gewidmete Räume, an denen 6706 Pfarrer ꝛc. wirken, und außerdem noch 243 Klöster und Congregationen. Bei den Evangelischen kommt je 1 gottesdienstliches Gebäude auf 1284 und je 1 Geistlicher auf 1797 evangelische Christen, bei den Katholiken kommt je 1 Gotteshaus auf 887 und je 1 Geistlicher auf 1074 Katholiken. Was die Juden angeht, so trifft je 1 auf 73 Einwohner, und die meisten Juden zählt die Stadt Berlin, nämlich 25,000, oder den zehnten Theil aller im preußischen Staate vorhandenen. In nationaler Hinsicht ist der preußische Staat gegenwärtig so zusammengesetzt, daß er $88,_{1}$ Proc. Deutsche, 10 Proc. Polen, $0,_{6}$ Proc. Dänen, $0,_{6}$ Proc. Litthauer, $0,_{4}$ Proc. Wenden und $0,_{3}$ Proc. Tschechen und Mährer zählt.

* * *

— An Armensteuer sind während des Finanzjahres 1868 in England und Wales erhoben worden 11,061,000 Pfund Sterling, — mehr als 70,000,000 deutsche Thaler!

— Die gesammte Staatseinnahme Großbritanniens betrug in dem mit dem 30. September 1869 abschließenden Finanzjahre 73,262,767 Pf. St., 2,955,205 Pf. St. mehr als im Vorjahre.

— Die eingeborenen Stämme auf der Grenze zwischen Assam und Tibet haben in geographischer Beziehung und auch in commercieller Hinsicht eine nicht unwichtige Stellung. Man hat sich, seitdem zuerst die Gebrüder Schlagintweit nähere Nachrichten über dieselben gegeben, von Seiten der Engländer bemüht, diese Völker genauer kennen zu lernen. Jetzt eben befindet sich der Reisende Cooper in Oberassam, um die Sprachen der Abors zu erlernen. Dieselbe scheint einen Uebergang zwischen der tibetanischen und der assamesischen Sprachgruppe zu bilden. Ob sie, wie behauptet wird, mit der Sprache der kaukasischen Georgier einige Verwandtschaft habe, wird sich bei gründlicher Untersuchung herausstellen.

— Im Lookoutberge, im Staate Tennessee, sind neuerdings 11 Höhlen bekannt geworden, die seit undenklichen Zeiten von unzähligen Fledermäusen bewohnt werden. Sie liefern eine beträchtliche Menge Guano, der an Ammoniakgehalt den besten peruanischen weit übertreffen soll.

— Dem anonymen Verfasser einer Zuschrift aus „Berlin vom 7. October“ zur Nachricht, daß Präsident Grant durch eine Minoritätswahl zu seiner Stelle gelangte; Neger konnten ihre Stimmen abgeben, aber zwischen 300,000 und 400,000 ehemalige „Rebellen“ waren des Stimmrechtes beraubt und sind es zum großen Theile noch heute in der „Musterrepublik“. Das Volk in den Vereinigten Staaten ist in Bezug auf die Parteien nahezu in zwei ziemlich gleich zahlreiche Parteien gespalten: die radical-republikanische und die demokratische. Unsere deutschen Stammgenossen gehören theils zu der einen, theils zu der andern. Die politischen Blätter in Deutschland erhalten ihre nordamerikanischen Correspondenzen zumeist aus der Feder radicaler Berichterstatter; es ist aber im Interesse der Wahrheit sehr zweckmäßig, daß auch die andere Seite zu Worte komme. Das verdrießt die Radicalen in Amerika und die, welche in Deutschland so befangen und so unkundig sind, ihnen Glauben zu schenken und sich von ihnen leiten zu lassen. Wir haben von jeher gewußt, daß diese Leute mit der Auffassung, welche wir in Betreff der nordamerikanischen Angelegenheiten zur Geltung bringen, nicht einverstanden sind; wir trachten auch nicht nach dem Beifall jener Partei.

Was nun den Präsidenten Grant anbelangt, dessen „Wahl durch überwältigende (!!) Mehrheit durch die abstrusen politischen Ansichten (des „Globus“ nämlich) desavouirt ist,“ so ist dieser Götze der Radicalen schon nach wenigen Monaten seiner Amtsführung durch Leute seiner eignen Partei gründlich „desavouirt“ worden. Man braucht nur einen Blick in die ersten besten Blätter derselben zu werfen. Sie versteigen sich schon längst bis zu Schmähungen, und das zu Norwich im Staate Connecticut erscheinende „Bulletin“ nennt ihn sogar einen pig-headed-Philistine.

Wir finden soeben in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 7. October einen Bericht aus San Francisco vom 30. August, in welchem es heißt: „Die Unzufriedenheit mit der Administration des Präsidenten Grant nimmt täglich zu. Die Demokraten suchen ihn durch Carricaturen lächerlich zu machen, und die Republikaner wagen kaum, ihn zu vertheidigen, da er den unverschämten Forderungen vieler Tausend Amtsjäger nicht genügen konnte, trotzdem er die politische Guillotine unbarmherzig walten ließ. Viele achtbare Beamte wurden abgesetzt, um jämmerlichen Charakteren Platz zu machen, und manche neue Ernennung ward zurückgenommen, wenn auf die Empfehlung eines einflußreichen Mannes ein neuer Candidat ins Feld rückte. Der tüchtige R. Browne wurde aus China zurückberufen, um einen hungerigen Politiker für schmutzige Dienste zu belohnen; desgleichen mußten unsere tüchtigen Münzbeamten, zum Theil Deutsche, einer ähnlichen Bande weichen, trotz des Protestes unseres ganzen Kaufmannstandes.“

„Als Beweis, wie halsstarrig Grant sein kann, dient folgender Fall. Die meisten Bewohner Georgias zwangen (— wozu die „reconstruirte“ Verfassung ihnen das Recht giebt —) die in jenem Staate für die Legislatur gewählten Neger, ihre Sitze zu verlassen. Grant, um jene dafür zu strafen, ernannte einen Neger des schlechtesten Rufes zum Postmeister daselbst, und als dieses Individuum der Fälschung angeklagt war, erhielt Grant diesen Neger dennoch im Amte, bis der Beweis geführt ward und der Neger eine defamirende Strafe erhielt.“

Wir könnten eine ganze Aehrenlese von abfälligen Urtheilen über den Präsidenten Grant aus den Blättern beider Parteien zusammenstellen. Wenn dem Berliner Anonymus unsere Auffassung nicht gefällt, so trösten wir uns damit, daß wir für unser Auftreten im Interesse der Wahrheit gar nicht selten das Lob deutscher Zeitungen in Nordamerika einernten. Auf den Beifall der radical-republikanischen Partei haben wir, wie gesagt, von vornherein verzichtet.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

November Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Spaziergänge in der japanischen Hauptstadt Yeddo.

II.

Zu den beliebtesten Schauspielen der Japaner gehören die Ringkämpfe. In dem vortrefflichen Werke: „Die preußische Expedition nach Ostasien" bemerkt der Verfasser A. Berg (II, S. 41) Folgendes:

„Einige von uns hatten Gelegenheit, sich von der Wahrheit der unglaublichen Beschreibungen zu überzeugen, welche frühere Reisende davon gemacht haben. Die Ringer werden von den japanischen Großen zur eigenen und zur Volksbelustigung gehalten; es scheint, als ob sie zu deren Hofstaate gehören und ihr Metier in gutem Ansehen stehe. Von Gestalt sind sie wahre Riesen, nicht bloß an Höhe, sondern an Ausdehnung aller Körperformen, klumpige Fett- und Fleischmassen, denen man Gewandtheit und andauernde Muskelkraft nicht zutrauen sollte. Doch hebt ein solches Ungeheuer nach glaubwürdigem Zeugnisse zwei centnerschwere Reissäcke auf die Schultern und trägt sie tanzend davon. Von Gewandtheit und Ausdauer zeugen ihre Kämpfe, bei denen sie bald ringen und einander zu Boden werfen (?), bald wie Bullen die Köpfe mit solcher Donnergewalt gegen einander werfen, daß Blutströme zur Erde fließen. Der Anblick soll widerlich sein; die Ringer ahmen auch die Gewohnheiten des Stieres nach, dessen Natur sie angenommen haben. Sie stampfen vor dem Angriffe den Boden mit den Füßen, starren einander wüthend an, wühlen den Sand auf und schleudern ihn brüllend und schnaufend über die Schultern. Dank den dicken Fettmassen sind ihre Wunden nicht gefährlich, und nach dem Kampfe stehen sie lachend wieder auf."

Der Schweizer Humbert seinerseits betont, daß beim Volke in Yeddo die Athletenkämpfe vor allen anderen Belustigungen und Schaustellungen am beliebtesten seien. Die Zunft der Ringkämpfer leitet ihre Gründungsurkunde aus dem hohen Alterthume, aus dem siebenten Monate des dritten Jahres der Regierung Zinmu's, her, dieses ersten Mikado, also aus dem Jahre 658 vor Christi Geburt. Sie steht unter dem Schutze der kaiserlichen Regierung und legt derselben in jedem Jahre ein Programm vor, dem gemäß sie einzelne Abtheilungen der zu ihr gehörenden Athleten in die verschiedenen Provinzen sendet; sie hat aber in keiner Stadt einen permanenten Circus. Ein solcher wird für die jedesmalige Dauer der Vorstellungen auf einem freien Platze aufgeschlagen und hat manchmal einen beträchtlichen Umfang. Die Einrichtung ist immer dieselbe. Die Galerie steht mit dem Parterre vermittelst schlichter Bambusleitern in Verbindung; Männer und Frauen sitzen, wie in unseren Theatern, bunt durch einander. Die Beamten und hohen Würdenträger sitzen in reservirten Logen; im Uebrigen giebt es nur zweierlei Eintrittspreise.

Der Circus ist gewöhnlich mit Menschen überfüllt; die Zuschauer drängen sich lange vor Anbeginn der Vorstellung ein und unterhalten sich lebhaft über die Vorzüge des einen oder andern Kämpfers, und es werden Wetten, zum Theil von hohem Betrage, vorgeschlagen und angenommen. Die Ringer befinden sich inzwischen im Garderobezimmer, wo sie ihre Kleider ablegen und sich mit einer langen seidenen Schärpe umgürten. Als Schmuck dient außerdem eine Sammetschürze, auf welcher das Wappen des Kämpfers gestickt ist und auf welcher man auch in aufgestickten Buchstaben die Auszeichnungen lesen kann, welche bisher dem Kämpfer zu

Theil geworden sind. Diese Vorbereitungen dauern lange, denn dem Athleten sitzt der Gürtel immer noch nicht fest genug oder seine Kameraden haben ihn zu fest geschnallt; die Kopfbedeckung muß mehr nach vorn oder hinten hin gerückt werden, die Schürze höher oder niedriger hängen. Dann werden Arme und Beine ausgestreckt, man läßt sich die Gelenke ausrenken, bis sie krachen, jeder Muskel wird angespannt und geprüft. Endlich ertönt der Schall der großen Trommel, welche über der Eingangsthür angebracht ist, und die bisher geräuschvolle Menge schweigt augenblicklich. Sie erwartet eine großartige Vorstellung, denn die Anschlagezettel haben ja ein Noupluſultra versprochen; im Circus sollen gleichsam Götter, Helden und Riesen erscheinen.

Zuerst tritt ein sorgfältig gekleideter Mann auf und grüßt das Publicum in der höflichsten Weise. Dieser Regisseur, denn das ist er, stellt sich in die Mitte des Gerüstes und verkündigt mit heller Stimme, in taktmäßigen Absätzen, was die Zuschauer zu erwarten haben; auch führt er alle Kämpfer mit Namen auf und erzählt die Großthaten, welche von den Mitgliedern der beiden mit einander kämpfenden Parteien schon verübt worden sind. Dann erschallt die Trommel zum zweiten Mal und die Kämpfer ziehen im Parademarsch auf, einer nach dem andern, langsamen Schrittes und mit herabhängenden Armen; den Kopf halten sie möglichst hoch und blicken stolz auf die Zuschauer, die nun ein Gemurmel des Staunens und der Bewunderung hören lassen. Dasselbe ist auch vollkommen gerechtfertigt, denn schwerlich wird man irgendwo in der Welt ein Nebenstück zu diesem Triumphmarsche der Yeddoer Athleten finden. Diese Leute vererben vom Vater auf den Sohn durch viele Jahrhunderte hindurch eine Lebensweise und eine Abrichtung für ihren Beruf, die in jeder Weise zweckmäßig ist, und durch welche sie zu in ihrer Art vollkommenen Exemplaren ausgebildet werden.

Japanische Ringkämpfer im Circus.

Nach dem Parademarsche theilen die Ringer sich in zwei Partien, legen die Schürzen ab und setzen sich, wie unsere Illustration zeigt, um die Arena herum. Diese ist ein etwas erhöheter, kreisrunder Platz, mit Sand bedeckt und mit einem doppelten Kranze von Strohwülsten umringt. Auf vier mit verschiedenen Farben bemalten Pfählen ruhet ein elegantes Dach; im Uebrigen ist der Schauplatz ganz offen. Von der höchsten Galerie des großen Circus Houdscho-Mirokudsi in Yeddo hat man, über die Yetaibrücke hinweg, einen Blick über viele Dächer bis zum Park des kaiserlichen Castells, und im fernen Hintergrunde steigt der Fusi yama empor. An dem einen Pfahle hängt ein Wedel (der Goheï), am zweiten ein Papiersack, der mit Salz gefüllt ist; am dritten ein Ehrensäbel, am vierten steht ein Kübel voll Wasser mit einer Schöpfkelle.

An jedem Pfeiler sitzt ein Kampfrichter, und der Regisseur verläßt die Arena nicht. Als Befehlstab hat er einen Fächer mit seidenen Schnüren, und vermittelst desselben giebt er zwei Kämpfern der verschiedenen Parteien ein Zeichen, auf die Arena zu kommen. Sobald sie dort bereit stehen und sich dem Publicum zeigen, verkündet er dem letztern Namen und Titel der beiden Männer. Nun beginnt aber nicht sofort der Ringkampf; es gehört zu den herkömmlichen Bräuchen, noch allerlei Umstände zu machen. Sie betrachten einander und messen ihre Größe; nach einer solchen Recognosci-

rung drehet der eine dem andern den Rücken zu; jeder schöpft Athem aus tiefster Brust, stampft mit den Füßen auf den Boden, trinkt einen Schluck Wasser und nimmt aus dem Papiersack etwas Salz, welches er auf dem Boden umherstreut. Das letztere ist sehr nothwendig, denn man beschwört dadurch die bösen Geister. Nachher begegnen sich die beiden Ringer wieder, scheinbar durch Zufall, und setzen sich dann derart gegenüber, daß der eine seine Fußsohlen gegen die des andern stemmt. Dann blicken sie sich eine Zeitlang starr in die Augen, und wenn sie daran genug haben, stehen sie gemächlich auf, der eine geht nach dem Papiersacke mit Salz, der andere zum Wasserkübel, und ziehen den Gürtel fester an. Nachdem das geschehen ist, klatschen sie mit den Händen auf Knie und Lenden, und heben erst das linke, dann das rechte Bein in die Höhe. Dieses langweilige Manöver wird ein paarmal durchgemacht; dann aber beginnt urplötzlich, ehe man sich dessen versieht, der Kampf. Beide Ringer stemmen die flachen Hände gegen einander, um zu prüfen, wer der stärkere sei. Nach einer Weile erklären die Richter, daß keiner etwas voraus habe und die Kämpfer ein wenig ausruhen könnten.

Humbert, welcher als Augenzeuge spricht, erklärt diese japanischen Ringkämpfe für interessante Schauspiele. Es kommt darauf an, daß der eine Mann den andern über den Kreis hinausdränge oder werfe, welchen die Strohbündel bilden (also, wie man sich ausdrücken könnte, über die Mensur hinaus). Sobald er auch nur einen Schritt weit darüber zurückweicht, hat er verloren. Der Kämpfer sucht den Sieg

Pilger, die von Fusi yama heimkehren.

vorzugsweise dadurch zu erringen, daß er seine gewaltige Fleischmasse in heftigen Stößen und mit gewaltigem Drängen gegen die Fleischmasse des Gegners wirken läßt, so daß Muskelkraft und Geschicklichkeit keine Rolle spielen. Humbert hat niemals gesehen, daß ein Ringer zur Erde geworfen worden wäre, doch machen sie häufig den Versuch, einander emporzuheben; wenn der Kampf jedoch heftig oder leidenschaftlich werden will, legt sich der Regisseur mit seinem Fächer pathetisch ins Mittel. Das Publicum bricht in lauten Jubel aus, wenn einer den andern bei der Lende packt und ihn in die Höhe hebt.

Der Sieger wird reichlich von denen belohnt, welche auf ihn gewettet haben; auch wirft man ihm Gürtel und seidene Tücher zu, welche er am andern Tage den Eigenthümern zurückbringt und dafür ein Geldgeschenk erhält. Berühmte Ringkämpfer spielen dem Publicum gegenüber eine ähnliche Rolle, wie renommirte Stierfechter in Spanien; sie haben in den Häusern reicher Bürger und auch bei Edelleuten Zutritt, und die Regierung erlaubt ihnen, einen Säbel zu tragen. Die Kinder auf der Straße kennen ihren Namen, und sie erhalten überhaupt manche Beweise von Aufmerksamkeit.

Wir verlassen diese Athleten, um unsern Spaziergang fortzusetzen. Der Ogawa, dieser „große Fluß“, welcher, wie schon früher bemerkt wurde, Yeddo in zwei verschiedene Städte theilt, umzieht in einem weiten Bogen die ausgedehnten Stadtviertel im Norden des kaiserlichen Castells. Er strömt zuerst in fast gerader Linie von Westen nach Osten durch die nördlichen Vorstädte und macht dann plötzlich eine Biegung gen Süden. Am linken Ufer liegen die Gärten und Uferstaden der Stadtviertel Semidagawa-Mukostima,

Hondscho und Fukagawa; auf dem rechten jene von Asaksa-Imato und Asaksa-Okaramaya; ferner die Quartiere, welche von der eigentlichen Altstadt durch den Fluß Tamoriike getrennt sind; dieser fällt in den Ogawa und bildet die Basis eines großen Dreiecks, als dessen Spitze jene Biegung des Ogawa erscheint. In demselben liegen die beiden Asaksaviertel und noch zwei andere: Neghis-Taninakahen und Staïa. In diesen vier Quartieren findet man vorzugsweise Vergnügungsanstalten für alle Classen und für jeden Geschmack. Hunderte von Tempeln rivalisiren mit den Theehäusern; Circus und Theater, Lustgarten und Jahrmarkt, Seen, Canäle, Straßen und Plätze liegen neben einander.

Wir überschreiten von Hondscho aus die über den Ogawa führende Riogoku-Bassi. Diese schöne Brücke hat eine Länge von ungefähr 1000 Fuß, und von ihr aus gelangen wir an einen Platz, auf welchem die vier Haupttheater von Yeddo stehen. Sie heißen Hunnegahora, Sakaïdscho, Fukidschutio und Saru-Sakawadsi. Wir sind an der Einmündung des Tamoriike in den Ogawa. Dem rechten Ufer entlang stehen in langer Reihe prächtige Trauerweiden; zum linken Ufer gelangt man über eine prächtige Brücke in das Quartier Asaksa; dieselbe bildet den eigentlichen Ausgang zu der großen nördlichen Kaiserstraße; die südliche, der Tokaïdo, hat bekanntlich ihren Anfang an der Nippon-Bassi. Jene Nordstraße läuft dem Ogawa so ziemlich parallel, ist aber bis zur Adsumabrücke von demselben getrennt durch den Ogawa bata, eine Gruppe sehr großer massiver Gebäude, welche die kaiserlichen Docks und Reismagazine enthalten.

Bagirogio baba, Reitschule in Yeddo.

Auf dieser Straße begegnet man häufig Pilgern, welche vom Fusi yama zurückkommen. Sie bieten für den Europäer, welcher sie zum ersten Male sieht, einen eigenthümlichen Anblick dar; manche tragen Bilder und Fahnen, andere haben auf dem Rücken Kästen, in welchem sich ihre Vorräthe von Thee und Reis und Küchengeräthe befinden.

Die ganze Gegend unterhalb der großen Landstraße und des Sees bildet ein unbeschreibliches Gewirr und Durcheinander von bürgerlichen Wohnungen, öffentlichen Gärten und Theehäusern, Regierungsmagazinen, Tempeln und Palästen mit Wappenschildern; oberhalb dagegen liegen nur Tempel und Vergnügungsörter. In dieser obern Gegend befinden sich die Rennbahnen und Theegärten der Aristokratie, welche jedoch in zwei Kategorien zerfallen, jene des hohen Adels und die der Edellente, welche von den Taïkunen ihren Rang erhalten haben. Diesen letzteren gehört zum Beispiel die Reitschule und Rennbahn von Bagirogio baba, von welcher wir eine Abbildung mittheilen. Sie ist nicht überdacht und man kann sie gemächlich übersehen. Die vielen Restaurationen in der Nähe liefern den Hattamotos (Edelleuten von des Taïkuns Gnaden) allerlei Speisen und Erfrischungen. Am einen Ende der Reitbahn befindet sich ein Park mit hohen Bäumen; diesem gegenüber, am andern Ende, erhebt sich einer der höchsten Allarmthürme der Stadt. Solche Thürme, deren Yeddo eine sehr große Anzahl hat, sind einfache aber sehr dauerhaft gebauete Gerüste mit verschiedenen Bretterböden über einander, zu welchen man auf Leitern hinansteigt. Ganz oben hat der Wächter seinen Platz; sobald er den Ausbruch einer Feuersbrunst bemerkt, schlägt er mit einem ehernen Hammer auf eine am Dach hängende eherne Glocke.

Die Rennbahnen der Feudalaristokratie sind von einem Plankenzaun umschlossen. An demselben schlagen wandernde Komödianten und Sängerinnen ihre Buden auf; im Innern läuft eine offene Galerie an allen vier Seiten hin, und sie ist in Logen abgetheilt. Jedes Mitglied der Gesellschaft, welcher die Rennbahn gehört, hat seine eigene Loge, die mit dem Wappen der Familie verziert ist. Man macht und empfängt in diesen Logen Besuche, und sowohl in den Reitschulen wie in den Rennbahnen herrscht eine strenge Ordnung.

Die Theehäuser der Aristokratie unterscheiden sich im Aeußern nicht von denen des Bürgerstandes, nur haben sie geräumigere Säle, feinere Möbeln, hübschere Gärten, und das Ceremoniel bei der Bedienung ist ein anderes.

Im nördlichen Quartiere machen die grün bewachsenen Anhöhen von Yamasta einen hübschen Eindruck. Auf dem höchsten Punkte erhebt sich ein geräumiger Tempel mit großen Galerien; hinter ihm dehnt ein heiliger Hain sich aus. Von dort übersieht man den reizenden See von Sinibase; die in ihm liegende kleine, dem Benten geweihete Insel, hängt mit dem festen Lande durch eine mit Bäumen bepflanzte gewölbte Brücke zusammen. Um den See herum stehen Hunderte von Theehäusern, die allezeit stark besucht werden, am meisten aber zur Zeit der Pfirsichblüthe. Die meisten werden von Bürgersleuten besucht, die mit Frau und Kindern sich dort erholen wollen. Knaben und Mädchen spielen auf den Rasenplätzen und auf den Verandas, oder sie rudern mit den kleinen Booten umher.

Viele Spaziergänger nehmen den Rückweg über den

Theegarten für solide Bürgerfamilien.

Markt von Yamasta, dessen schon früher erwähnt worden ist. Man kann diesen Platz als die Champs Elysees von Yeddo bezeichnen. Da sind Wasserträger, welche die macadamisirten Wege besprengen; da sammeln sich Schaaren froher Kinder um einen Mann, der Affen tanzen läßt, oder um einen andern, der Gliederpuppen und künstliche Schmetterlinge verkauft, oder um einen chinesischen Feuerwerker. Zu beiden Seiten des breiten Fußweges sind hohe Ahornbäume, und unter denselben stehen oder sitzen Verkäufer aller Art. Die Gassenindustrie ist in Japan eine sehr mannichfaltige, und man kann sich keinen buntern Anblick wünschen, als hier in Yamasta. Wie pittoresk und bunt nehmen sich nicht die vielen Schilder mit ihren farbigen Bildern und den großen Schriftzeichen aus! Weniger ansprechend erscheint freilich der Kaufmann, welcher „Rattentod“ feilbietet, denn um und neben ihm liegt eine Anzahl von Thieren, an welchen sich sein Mittel glänzend erprobt hat; sie sind gewaltig angeschwollen, und wer die Plage im Hause hat, kann hier sehen, daß er nur das probate Mittel zu kaufen braucht, um sie los zu werden. Neben dem Rattentodtmacher steht ein Mann, der sich so dicht in einen Pelzrock eingehüllt hat, als sei tiefer Winter; mit diesem Pelze macht er Reclame, nicht minder mit einem Bärenkopfe und zwei Bärentatzen, welche er den Gaffern vorzeigt. Wer möchte nun noch bezweifeln, daß sein Bärenfett, welches er theils in Seemuscheln, theils in gefirnißten Papierdüten feilbietet, unbedingt echt sei? Die Japaner halten Bärenfett für ein wirksames Mittel in Hautkrankheiten; wozu aber abgebalgte Froschhäute, welche auf dem Yamastamarkte ausgestellt sind, nützlich und dienbar sein mögen, das wissen wenigstens wir nicht. Da ist ferner

ein kluger Mann, der wahrsagen kann; auf dem vor ihm stehenden Gerüste sitzt ein ganz nettes Teufelchen mit scharlachrothem Mantel und beantwortet die Fragen, welche der weise Mann stellt, durch Klopfen mit einem Hammer, der auf eine eherne Scheibe fällt.

Das japanische Teufelchen hat Hörner. Der weise Mann verkauft auch Bücher geheimnißvollen Inhaltes. Da junge Japaner auf den Universitäten zu Heidelberg und Berlin studiren, um deutsche Wissenschaft an der Quelle kennen zu lernen, so möchten wir diesen Jüngern der Wissenschaft einen guten Rath geben. Möchte nicht einer von ihnen ins Japanische übersetzen das eminente Büchlein: „Ueber die Geschichte des Teufels. Ein Vortrag von A. Disselhoff, Archidiaconus an St. Jacobi in Berlin. Berlin, Verlag von Eduard Bock. 1868.“ Wenn mit einer Vignette des Teufels und dem Bildnisse des Archidiaconus geschmückt, müßte die Uebersetzung auf dem Meßmarkte von Yamasta in Yeddo mehr Anklang finden, als leider in Deutschland der Fall ist.

Stereoskopen haben sich in Japan bereits eingebürgert; Bonzen, die ungestraft mit dem Feuer spielen und am linken Arme einen ganzen Feuerwerksapparat mit brennender Lunte hängen haben, geht man gern aus dem Wege; Verkäufer, welche Schnitten von Wassermelonen feilhalten, sind beliebter, ebenso die, welche auf freier Straße Thee ausschenken. Ein Colporteur hat Pfeifen und gefüllte Tabacksbeutel; er zeigt eine Lunte, und wer sein Pfeifchen daran anzünden will, mag es thun; es kostet nichts. Unsere Phosphorfeuerzeuge passen nicht für Japan, sie verderben gar zu leicht in der sehr feuchten Luft. In jedem Hause brennen Tag und Nacht Kohlen in einem Metallbecken. Das Anmachen von Feuer vermittelst des Stahles, Feuersteins und Zunders kennt man nicht; ohnehin versteht sich jeder Japaner darauf, vermittelst des Reibens mit zweierlei verschiedenen Hölzern Feuer zu machen.

Deutsche und slavische Pflanzensagen.

Von **A. Leist.**

II.

Der Alraun. Mandragora officinalis.

Der Sage nach ist die Mandragora aus derselben Erde gewachsen, aus welcher Adam geschaffen worden war. Schon im ersten Buche Mosis 30. Capitel wird diese seit den ältesten Zeiten geheimnißvolle Wurzel unter dem Namen „Dudaim“ erwähnt*). Die Druiden der Kelten wendeten den Alraun in der Medicin an und den Deutschen galt die Alraunwurzel als das gepriesenste Zaubermittel; sie heißt daher auch Zauberwurz, Glücksmännchen, während Alraune, Alrune gleichbedeutend mit „Zauberin“ war. Man unterschied Alraunmännchen und Alraunweibchen. Die 3 bis 4 Fuß lange rübenartige Wurzel dieser Giftpflanze wurde nämlich zu dieser Verschiedenheit mit dem Messer geformt und dann als Zaubermittel verkauft. In der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien ist als Rarität ein Alraunmännchen aus früherer Zeit noch heute zu sehen. Schreiber dieses hat in seiner Jugend einen Mann in Ungarn gekannt, welcher an die Zauberkraft des Alraunmännchens glaubte und sich rühmte, ein solches zu besitzen. —

Im abergläubischen Mittelalter bereitete man aus der Alraunwurzel und mit einem Zusatze von Bilsenkraut und Nachtschatten eine sogenannte „Hexensalbe“, womit man sich mehrere Theile des Körpers einrieb und sich durch diese Giftstoffe in einen träumenden Zustand versetzte, in welchem die Träume so lebhaft waren, daß man die Traumgebilde für Wirklichkeit hielt.

Diese Wurzel mußte Freitags vor Sonnenaufgang und in Gesellschaft eines schwarzen Hundes, der kein einziges weißes Haar hatte, gegraben werden, nachdem man um die Pflanze mit der Spitze eines Degens drei Kreise gemacht hatte. Auch mußte der Graber drei Tage zuvor fasten und durfte sich während des Grabens von den verschiedenartigsten Blendwerken des Teufels nicht beirren oder zum Lachen verleiten lassen. Oft ächzte und schrie diese Wurzel, wenn sie ausgegraben wurde, so gewaltig, daß der Graber sterben mußte.

Auch die Aufbewahrung eines solchen Glücksmännchens war nicht leicht. Es mußte nämlich mit rothem Wein gewaschen, in weiße und rothe Seide eingewickelt und in ein Kästchen gelegt werden. Ferner mußte es wieder alle Freitage gebadet und mit reinem weißen Hemde angethan werden. Fragt man nun einen solchen Alraun, so offenbart er heimliche Schätze und allerlei heimliche und zukünftige Dinge, macht reich, verdoppelt die Geldstücke, welche man über Nacht zur Wurzel legt, woher dieselbe auch „Heckemännchen“ genannt wird, — aber man lege seiner Habgier Zügel an und treibe mit demselben die Dinge ja nicht zu arg!

Die Alraunwurzel hieß auch „Galgenmännchen“, weil sie unter dem Galgen der Erbdiebe zu wachsen pflegte.

Einige schreiben auch: „Allraun oder Allräunchen“, gleichsam als ob die befragte, zugeschnitzte Wurzel auf Befragen den Menschen Alles in das Ohr geraunt hätte.

Der Beifuß. Artemisia vulgaris.

Artemis (Diana), die Heil und Kraft verbreitende Göttin, war eine Schwester des Apollo, und wurde mit diesem zusammen in den Haupttempeln verehrt. Ob nun die Mythe obige Pflanze sie finden ließ, oder ob sie die Heilkräfte derselben den Menschen zuerst lehrte, genug, sie ist mit der Benennung einer Pflanze verewigt, welche im Sagenkreise verschiedener Völker eine bedeutende Rolle spielt. Der deutsche Aberglaube hat ihr die Kraft zugeschrieben, daß sie die Müdigkeit nicht eintreten läßt, wenn sie unter gewissen Umständen und Bedingungen gepflückt und zu den Füßen in die Schuhe gelegt wird, daher ihr Name: „Bei Fuß“.

Die Franzosen nennen den Beifuß: „Herbe de St. Jean“, weil er dem Aberglauben zufolge, am Johannisabend um Mitternacht gepflückt, denjenigen, der ihn bei sich trägt, Glück im Spiele bringt.

---

*) דּוּדָאִים *μῆλα μανδραγορῶν* (LXX), die gelben, stark und angenehm riechenden, muskatnußgroßen Aepfelchen der Alraune, welche die Alten, wie noch heutiges Tages die Araber, für ein Beförderungsmittel der Fruchtbarkeit hielten.

Auch schottische Sagen rühmen seine Heilkraft. Als ein Mädchen in Galloway beinahe der Schwindsucht erlag, sang eine Meerfrau, welche dem Volke oft guten Rath ertheilte, daß der Kranken mit diesem Kraute zu helfen sei. Man pflückte das Kraut, gab der Jungfrau den Saft, und sie wurde hergestellt.

(Bei den Griechen wie im Mittelalter glaubte man, daß Beifuß kreisenden Frauen große Erleichterung verschaffe. Er verjagt alle Geister, welche Eheleuten einen Tort anthun wollen. Wer ihn an die Füße bindet, wird nicht ermüden, und wenn er im Zeichen der Jungfrau gegraben worden ist, schützt er gegen die Bisse von Hunden und Schlangen. Er vertreibt alle Käfer und anderes Ungeziefer aus den Speichern und sichert Kinder vor Behexung. Verschriecene Eier und behexte Milch werden durch einen Schlag mit einem Beifußstengel entzaubert. Der Teufel fürchtet den Beifuß, und es können, wo Wurzeln der Pflanze an das Haus genagelt sind, keine bösen Geister herein und das Gebäude ist vor Feuersgefahr geschützt. Wer sich am Johannistage mit Beifuß umgürtet und dann die Kränze in das Johannisfeuer wirft, wird aller Uebel und Plagen ledig. Unter den Wurzeln findet man sogenannte Narrenkohlen oder Toretensteine; wer diese um den Hals hängt, wird vom Fieber und der fallenden Sucht geheilt.)

Der Flachs. (Slavische Legende.)

Isis, die Göttin der Aegypter, hat die wohlthätige Benutzung des Flachses den Menschen zuerst gelehrt, und eingedenk dieser Wohlthat waren auch ihre Priester in Linnen gekleidet. Eine christliche Sage schreibt den Ursprung der Flachspflanze und den Gebrauch derselben einer weit spätern Zeit, der Jungfrau Maria, zu.

Martha, die einzige Tochter frommer Eltern, blickte mit Bangigkeit und Besorgniß in die Zukunft, denn die Abnahme der Kraft und das Schwinden der Gesundheit ihrer geliebten Eltern war ihr nicht entgangen, und sie sah mit Betrübniß den Zeitpunkt herannahen, wo die Hochbetagten den Garten und den Acker, von deren Ertrag die kleine arbeitsame Familie lebte, zu bearbeiten nicht mehr im Stande sein würden. Die Kräfte der zarten Martha waren bei allem Fleiße kein genügender Ersatz für die schwindenden Kräfte, denn außer den Obliegenheiten der Hauswirthschaft und der Besorgung der Küche nahm jetzt die Pflege der kränklichen Eltern ihre Zeit vorzugsweise in Anspruch. Als sie nun einst in später Stunde einer kummervollen Nacht ihre müden Augenlider geschlossen hatte, erschien ihr die hehre Himmelskönigin Maria in strahlender Glorie. In der Linken die Lilie haltend, trug Maria in der Rechten ein Büschlein zartstengeliger Pflanzen mit blauen Blümchen und zum Theil mit goldenen runden Samenkapseln versehen. Maria tröstete die um die Pflege ihrer Eltern besorgte Tochter und sagte die Worte: „Martha, verzage nicht! Diese Pflanze, welche du morgen im Garten finden wirst, wird dir lohnenden Gewinn bringen, und durch sie wirst du eine Wohlthäterin der Menschheit werden.“ Die himmlische Erscheinung verschwand, und Martha erwachte bald aus dem Schlafe und gedachte des wunderbaren Traumes.

Als aber Martha beim Anbruch des Tages in den Garten eilte, fand sie dort — o Wunder! — das Pflänzchen der Himmelskönigin mit seinen schlanken Stengelchen im frischen wachsenden Zustande himmelwärts blickend. Gleich blauen Schmetterlingen wiegten sich die Blümchen an den Wipfeln der gestreckten Glieder und daneben prangten in der aufgehenden Morgensonne die goldenen Samenkapseln. Sie nahm letztere ab und streute den gewonnenen und fort und fort sich vermehrenden Samen auf das Feld ihrer Eltern. Es währte nur wenige Wochen, da war ein großes schönes Leinfeld sichtbar, dessen reife braune Samenkapseln sich zur Erde neigten.

Auf welche Weise aber die Pflanzen des Wunderfeldes der armen Familie zur Aushülfe und zum Segen gereichen mögen und wie Martha durch diese Himmelsgabe eine Wohlthäterin der Menschheit werden solle, dies war ihr noch immer verborgen, und all ihr Nachsinnen über die Verwendung und Verwerthung der Pflanze war eine vergebliche.

Von zahlreichen Engeln begleitet, erschien der noch immer bekümmerten Martha wiederum die vom Heiligenscheine umflossene Jungfrau Maria und offenbarte ihr das Geheimniß der Flachsgewinnung, sowie das Spinnen des Garnes und das Weben und die Zubereitung der Leinwand. Die Engel nämlich, welche mit den verschiedensten Geräthen und Werkzeugen versehen waren, verrichteten diese Geschäfte vor den geistigen Augen der armen Martha.

Der Flachs auf dem Felde wurde von vielen Engeln gerauft und an der Sonne getrocknet, der reife Samen ausgedroschen, die Stengel wurden im Wasser geröstet, im Feuer gedörrt und zwischen zwei Hölzern gebrochen.

Der insoweit zubereitete Flachs wurde dann von anderen Engeln auf Hecheln, die mit scharfen eisernen Stiften versehen waren, gehechelt, und damit er noch geschmeidiger werde, geklopft, gemangelt, geschabt und gebürstet, so daß die Rührigkeit der Engel in einer neuen, sehr vielfältigen Arbeit, der sich zum Theil auch schwächliche Personen unterziehen können und die in Zukunft Millionen Menschen beschäftigen sollte, eine außerordentlich große war.

Nachdem in dieser Weise die Zubereitung des Flachses vollendet war, wurde derselbe gleichfalls von Engeln mit der Spindel gesponnen, das gewonnene Garn gehaspelt und endlich auf dem Webestuhle zu Leinwand gewebt. Dieser nützliche Bekleidungsstoff wurde nun auf dem mit Gänseblümchen geschmückten Rasen gebleicht und — das Linnen war erfunden. Martha ahmte die Arbeit nach, wobei ihr die Engel in unsichtbarer Weise behülflich waren. So war das fromme Mädchen im Stande, für ihre Eltern zu sorgen, und wurde auch durch den reichlichen Erwerb, den es geschaffen, zur Wohlthäterin der Menschheit.

(Der Flachs oder Lein war der Freya geheiligt; ihr Katzengespann war mit Strängen vom blühenden Flachs angeschirrt, und sein Säen, Röften, Hecheln und Spinnen wurde ihrem Schutz anheimgestellt. Freya (Frau Holle) wird als spinnende Frau dargestellt; sie schenkt den fleißigen Mädchen eilende Spindeln und spinnt ihnen Nachts die Spulen voll; den Faulen aber beschmutzt sie den Rocken oder zündet ihn an. Wenn Frau Holle zu Weihnachten einzieht, werden alle Spinnrocken reichlich mit Flachs belegt, und man läßt dieselben für sie stehen; zu Fastnacht aber, wenn sie von ihrer Wanderung heimkehrt, müssen alle Rocken vor ihr versteckt werden, sonst straft sie die Spinnerinnen; denn das Fest ihrer Heimkehr ist so heilig, daß nicht gearbeitet werden darf.

Der Flachs war wegen der blauen Blüthe auch dem Donar geheiligt, und am Wodanstage (dem Mittwoch) säete man keinen Lein, damit das Pferd des Gottes, welcher an diesem Tage seinen Umzug hielt, die Saat nicht zertrete. Aus der Flachsblüthe entstehen auch die Feen, und je dunkler die Farbe der Blume ist, um so fruchtbarer wird das Jahr. Wer Lein säet, soll zuerst den Sack mit dem Samen auf den Acker legen und sich, mit dem Angesichte gegen Osten gewendet, dreimal darauf setzen. Gestohlener Leinsamen, unter die Aussaat gemischt, bringt besonderes Gedeihen. Flachs, der am Gründonnerstage gesäet wird, friert nicht ab. Die Römer stecken nach der Aussaat Palmzweige auf die Flachsfelder; dadurch wird Mißwachs verhütet. Der Sack, in welchem der Samen auf den Acker gebracht wird, darf nicht zugebunden sein, sonst bleibt der Flachs kurz; wenn aber beim Samentragen die Bäuerin weite Schritte macht, wird er lang. Nach dem Säen steigt die Hausfrau oder die Magd auf den Tisch und springt rücklings herab; so hoch sie herabspringt, so lang wird der Flachs. Die Weiber sollen am Lichtmeßtage

tanzen, dann geräth der Flachs gut. — Im Hildesheimischen gingen am Himmelfahrtstage die Dorfmädchen auf den Kirchthurm und läuteten mit den Glocken, um eine gute Flachsernte zu bekommen; im Rhöngebirge laufen am ersten Fastensonntage Knaben und Mädchen mit brennenden Strohwischen wie wild auf den zum Flachsbau bestimmten Feldern umher, um den „bösen Säemann" zu verjagen. In Oberbayern beginnt man den Harfang, d. h. das Ausziehen des Flachses, um 12 Uhr Mittags, und am nächsten Tage um 10 Uhr Morgens muß die Arbeit vollendet sein. Auf dem Acker läßt man drei Flachsstengel stehen, welche man mit einer Binse zusammenbindet. Im Koburgischen flicht man aus diesem Büschel einen Zopf, und die jungen Leute schreien dazu;

Holzfräule,
Da flecht i dir a Zöpfle,
So lang als wie ein Weiden,
So klar als wie ein Seiden.
Holzfräule!

Das wird wohl ursprünglich ein Anruf an die Frau Holle, als der Beschützerin des Flachsbaues, gewesen sein. — Wenn beim Waschen des Garns recht viel gelogen wird, gewinnt es an Weiße, aber am Sonnabend soll am Rocken kein Flachs hängen bleiben, sonst spinnen die Hexen daran.)

Das Pfriemengras. Stipa pennata. (Ungarische Sage.)

Waisenmädchenhaar, Arva-leányhaj, wird von den Ungarn diese schöne Grasart genannt, welche mit ihren langen, weißen, federartigen Grannen eine Charakterpflanze der ungarischen Haiden — Pußten — ist. Wenn die weißen Fäden dieser bis drei Fuß hohen Grasart im Winde hin und her geweht werden, gewähren dieselben der ohnedies, besonders in der Nacht, nicht geheuern Pußtagegend etwas Feen- und Märchenhaftes; es ist, als sähe man die Waisenmädchen mit weißblonden fliegenden Haaren, als luftige Gestalten windesschnell über die Blumen der Haide dahin eilen, und dann und wann hört man traurige und schaurige Windestöne, in die sich manchmal das Geschrei der Nachteule oder der Nachtschwalbe mengt. Und kommt der Csikos (sprich: Tschikohsch), Pferdehirt, dieser wilde Sohn der Wüste, auf flinkem Rosse daher, dann zerstäuben die Waisenmädchen nach allen Seiten, und bald ist keines mehr sichtbar, denn die Gegend ist vor ihm in Staub gehüllt. — Die Sage erzählt weiter: Ein Waisenmädchen irrte einst, um ihre Eltern trauernd, auf der Pußta mit aufgelösten Haaren umher, bis es endlich ihrem Herzeleide erlag. Die Thränen sind in Haidekraut verwandelt worden, das Haar ist aber als Schmuck der öden Wüste verblieben.

Der Magyar steckt das „Waisenmädchenhaar" eben so wie die Reiherfedern auf seinen Hut und singt:

„Der Ungarsohn ein herrlich Leben führt,
Den Hut das Haar des Waisenmädchens ziert;
Es thut ihm nichts zu Leide
Im Wald und auf der Haide."

Das Stiefmütterchen. Viola tricolor.

Die Blumenblätter dieses Pflänzchens sind bekanntlich von ungleicher Größe und von dreierlei Farbe, weiß, blau und gelb. Das unterste Blatt macht sich groß und breit; es ist eine böse Stiefmutter, welche lieblos nur an ihren Putz und an ihre Bequemlichkeit denkt. Die beiden Kelchblätter bilden ihre zwei Stühle, auf welchen sie sich ausgebreitet hat. An ihrer rechten und linken Seite sitzen, jede auf einem besondern Stuhle, gleichfalls mit Bequemlichkeit in schönem farbigen Gewande ihre beiden eigenen Töchter. Weit entfernt von ihr und eng auf einem einzigen Stuhle zusammengedrängt sitzen, in schlichtem Kleide, ihre beiden Stieftöchter. Aber da erbarmte sich der liebe Gott der bedrängten Stieftöchter und strafte die lieblose Stiefmutter sammt ihren eitlen, übermüthigen Töchtern. Er drehte den Stiel der Blüthe um, und so ist die Stiefmutter, die früher obenan saß, zu unterst gekommen, und hat noch obendrein einen garstigen Höcker erhalten. Ihren beiden Töchtern aber ist ein häßlicher Bart gewachsen, und sie wurden zum Spotte der Leute, während die zurückgesetzten Stieftöchter erhoben worden sind.

(Das Stiefmütterchen galt einst als ein außerordentliches Heilkraut und duftete viel schöner als das Veilchen. Es wuchs damals im Getreide, und weil die Leute es so häufig aufsuchten und dabei so viel Korn zertraten, that ihm das leid. Es bat in seiner Demuth die heilige Dreifaltigkeit, ihm doch den lieblichen Duft zu nehmen. Dieser Bitte wurde willfahrt, und seitdem nennt man die Blume Dreifaltigkeitsblume.)

Das Marienblümchen (Gänseblümchen). Bellis perennis.

Es war am großen Auferstehungsmorgen des Welterlösers. Auch die Erde feierte ihr Auferstehungsfest, denn der milde Frühling hatte sich auf sie niedergesenkt und die ersten Frühlingsblumen öffneten nach kurzen Tagen der Trauer wieder ihre Kelche.

Die Dunkelheit wich dem Lichte, denn die rosige Botin der Sonne, die Morgenröthe, war am östlichen Himmel zum Vorschein gekommen. Da stand Maria Magdalena schon zum zweiten Male vor dem leeren Felsengrabe und weinte, denn sie glaubte, man habe den Herrn weggenommen, den Herrn, der mit der Palme als Held und Sieger auferstanden war. Zwei Engel in weißen Kleidern sah sie da, wo sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten, sitzen, einen zu dem Haupte, den andern zu den Füßen.

Die Engel sahen die Büßerin weinen und gewahrten, wie aus den perlenden Thränen, sobald sie die Erde berührten, liebliche Blümchen entstanden. Die Blumenblätter derselben hatten die weiße Farbe des Gewandes der Engel, deren einer das Blümchen mit diesen Worten segnete: „Sittsam und bescheiden sollst du sein, ein Sinnbild der Demuth dieser Heiligen, deren Thränen dir soeben das Leben gegeben. Grünen und blühen sollst du zu jeder Jahreszeit, selbst unter dem Schnee des Winters sollst du die Knospe bergen, die das Blümchen umhüllt, das sich den ersten Sonnenstrahlen des Vorfrühlings aufschließt. Und weil du aus den Thränen einer einst Schuldigen entstanden bist, wirst du, obgleich von allen guten Menschen geliebt, insbesondere ein Liebling der unschuldigen Kleinen sein, und wie immer, so auch allerwegen gedeihen und blühen."

Der Engel sprach's und verschwand. Maria aber sieht Jesum stehen, den vermeintlichen Gärtner, der ihr den Namen Maria zuruft, und seit jener Stunde heißt das bescheidene Blümchen Marienblümchen, und die Worte des Engels gingen an ihm in Erfüllung.

So lautet die Legende. Das Marienblümchen führt auch den poesielosen Namen Gänseblümchen und den passenderen Angerblume, weil es gern auf dem von Gänsen besuchten Anger wächst. Weil es fast immer blüht, heißt es auch Tausendschön und Monatsblümchen, und außer diesen hat es auch die schönen Namen Maßliebe und Margarethenblümchen.

(Das Maßliebchen war der Ostara gewidmet, denn mit dieser Blume wurde der festliche Osterpokal geschmückt. Kaiser Ludwig der „Heilige" wählte Lilie und Maßlieb zu seinem Sinnbilde und ließ einen Goldring anfertigen, der einen aus diesen Blumen geflochtenen Kranz darstellte. — Man benutzte das Maßlieb auch als Blumenorakel und nannte es Rupfblume. „Wer

Rupfblumen trägt ungerupft, der weiß nichts Besonderes an seiner Liebsten; wer sie gerupft trägt bis auf zwei Blätter, der versteht dabei Gerechtigkeit; wenn aber ein Blättchen stecken bleibt, so bedeutet es, daß ihm Unglück geschehen sei."

Die Perlenblume (Margarita oder Chrysanthemum leucanthemum), eine nahe Verwandte des Maßliebchens, diente gleichfalls zu jenem Orakel, wurde aber auch zu anderen Loos-zeichen benutzt. So warf man z. B. die inneren gelben Blüthenblätter in die Luft und hielt die umgekehrte Hand hin; so viele derselben nun auf ihr liegen blieben, so viele Jahrzehnte lebte man, so viele Frauen oder Kinder sollte man haben. Wenn man eine Perlenblume am Charfreitage pflückt und sie schweigend in eine Schachtel legt, so wird nach einem Jahre ein schwarzer Wurm daraus. Wer dann die Schachtel öffnet, muß sehr vorsichtig sein; denn sieht der Wurm den Menschen zuerst, so muß dieser noch in demselben Jahre sterben; erblickt aber zuerst der Mensch den Wurm, so bringt dieser viel Geld.)

Das Farnkraut. Wünschelsamen.

Sage und Aberglaube haben sich vielfach des Farnkrautes bemächtigt, wozu jedenfalls schon das wunderbare Wesen der Pflanze beigetragen hat. Will man das Farnkraut ausrotten, so muß es am Tage Johannis Enthauptung ausgerissen werden. Blühendes Farnkraut über die Hausthür geheftet bringt Glück. Nach einer deutschen Sage reift der Farnkrautsamen in der Mittsommernacht, er fällt ab und — ist verschwunden. Eine westphälische Sage erzählt: Ein Mann, der gerade in dieser Nacht sein verlorenes Füllen suchte und über eine Wiese kam, auf welcher Farnsamen reifte, dem fiel solcher Samen in die Schuhe. Des Morgens kehrte er nach Hause und angekommen in seiner Stube wunderte er sich sehr, daß ihn weder Frau noch Kinder beachteten. Und als er endlich sagte: „Das Fohlen habe ich nicht gefunden," erschraken Alle sehr, da sie seine Stimme vernahmen, aber ihn nicht sahen. Als ihn nun die Frau beim Namen rief, stellte er sich mitten in die Stube und sagte: „Was rufst du mich? ich stehe ja vor dir." Da war der Schreck der Frau und der Kinder noch größer. Endlich fiel ihm ein, daß ihn etwas in den Schuhen wie Sand drücke. Flugs zog er die Schuhe aus, staubte sie aus und — war wieder sichtbar. Das ist die Sage vom Wünschelsamen.

(Der Teufel kann den Farnsamen herbeischaffen, und wer diesen haben will, muß sich jenem verschreiben. Wer ihn aber selber holen will, hat gewisse Regeln zu beobachten. Er darf während der ganzen Adventszeit nicht beten, keine Kirche besuchen, kein Weihwasser berühren und muß beständig wünschen, daß der Böse ihm zu Gelde verhelfe. In der bestimmten Nacht mußte er zwischen 11 und 12 auf einen Kreuzweg gehen, über welchen schon Leichen nach dem Friedhofe getragen worden sind. Da erscheinen ihm dann eine Menge Verstorbener, bekannte und unbekannte, um ihn von seinem Vorhaben abzurathen. Er darf sich nicht regen und keine Miene verziehen, sonst wird er sogleich vom Teufel zerrissen. Wenn er aber Schlag zwölf Uhr die Probe bestanden hatte, erschien der Teufel und gab ihm eine Düte mit Farnsamen. Wer den hat, kann in seinem Gewerbe so viel arbeiten, wie sonst zwanzig Männer. Der Farnsamen macht auch unsichtbar; er hilft dem Jäger zu Freischüssen. Wer ihn hat, dem muß der Teufel Alles bringen, was er von diesem begehrt, sogar den Wechselthaler. Geld, zu welchem man Farnsamen legt, nimmt nie ab. Ein Bursch zu Eschelbach im Badischen hatte sich vom Bösen den Samen verschafft und konnte nun fahren, wie er wollte; er jagte mit vier Pferden die steilsten Abhänge hinunter. Einst kam er mit dem Erntewagen in die Scheune und fuhr, weil Niemand zum Abladen da war, über die Leiter auf den Dachboden und warf dort das Korn ab. Der Bauer kam hinzu, sah die gefährliche Geschichte, schwieg aber; denn hätte er nur ein Wort gesprochen, so wären Pferde, Wagen und Fuhrmann heruntergestürzt. — Ein Bauer aus Alpach in Tyrol kam mit leichter Mühe zum Farnsamen. Er ging eines Abends in den Wald, breitete sein Hemd unter einem Farnbusch aus und steckte sieben kreuzförmige Hollunderreiser im Kreis in die Erde. Dann ging er heim; am andern Tage lag der Farnsamen auf dem Hemde. — Im Thüringer Walde heißt das Farnkraut auch Irrwurz. Denn wenn man über dasselbe hinwegschreitet, ohne es zu sehen, verliert man den Weg und kann sich nur wieder zurecht finden, wenn man die Schuhe wechselt. Frauenzimmer müssen außerdem noch die Schürze abbinden und verkehrt aufbinden. Es heißt auch Otterkraut, denn wer es bei sich trägt, wird von Ottern verfolgt. Man kann es an einer Stelle ausrotten, wenn man es am Tage der Enthauptung Johannis ausrauft. Ein gestürztes Pferd, welchem man die Farnwurzel unter die Zunge legt, kann wieder aufstehen.)

Eine Fahrt von Bombay durch den persischen Meerbusen nach Basra.

Von **Lothar Becker.**

II

Fahrt im arabischen Meere. — Zimmtfarbige Thiermassen in der See, Sehhori-Mollusken. — Das Mare erythräum und die Insel Arados. — Maskat. — Die persische Küste. — Linja als wichtiger Handelshafen. — Bauart der Fischerboote. — Die Flora der Küste; Banianenbäume.

Zehn Tage waren seit der Abfahrt von Bombay verstrichen, als am 18. Februar der Ruf „Kanahra!" (Küste) erschallte und auf Alle an Bord eine elektrische Wirkung ausübte. Die Matrosen eilten auf den Diggal oder Destuhr (Mast), und allgemeines Jubelgeschrei ertönte, als sie von der Höhe des Mastes die Nachricht bestätigten. Schnell brachte uns das Bagla dem Lande näher, welches sich als eine, anscheinend vegetationslose Landspitze südlich vom Ras Hed, d. h. Cap Hed, herausstellte und einem von den Seeleuten wegen seiner Untiefen gefürchteten Gestade angehörte. Mit der Landnähe erschien auch, bald um 4½, bald um 5 Uhr Nachmittags, der Landwind, welcher sich, wie der Seewind an Neuhollands Südküste und der Landwind zu Singapore u. s. w., durch eine eigenthümliche, brausende, zitternde und wallende Bewegung der Luft und ähnlich dem Geräusche einer Locomotive — nur weit schwächer — ankündigt.

Am 22. Februar passirten wir das vegetationsarme Ras Hed, wo ich mittelst des Fernrohres einen Dattelbaum erkannte. Von hier erstreckt sich bis Maskat ein felsiges, bald höheres, bald niedrigeres, schroff in die See fallendes, vege-

tationsarmes Gestade, dessen Höhe, von unserm Standpunkt auf der See, ich mit der von Helgoland verglich. In diesem Striche liegen Suriwalla, das Cap Bodaunt, Cap Great, die Alahniberge u. s. w. An Suriwallas felsigem Gestade war es, wo nach der Erzählung meiner Reisegefährten in dem letzten Kampfe mit den Briten die Araber ein englisches Schiff eroberten, indem sie des Nachts, entkleidet und nur mit Dolchen bewaffnet, mittelst Klötzen den Kopf über dem Wasser haltend, an das Schiff schwammen und die arglose Bemannung niedermachten.

In der Nähe des Ras Hed sah ich den kleinen Simmed und den großen Lochma (Walfischart), und zum ersten Male die merkwürdigen Streifen zimmtfarbigen Stoffes, welche ähnlichen Ursprungs wie jene in der Sundastraße und bei Singapore zu sein scheinen. Der Bahahr (persische Busen) und das Meer in dieser Gegend wimmeln von diesen Massen (welche manche europäische Seeleute für Fischlaich halten), zumal in den Grenzlinien zweier Strömungen der Fluth, welche auf hoher See bei Windstille durch den weißen Schaum und breite, glatte, flußähnliche Streifen und Windungen sich bemerkbar machen. Ich zog mehrere Becken mit der zimmtfarbigen Masse herauf und fand, daß sie verschieden von den erwähnten leuchtenden Mollusken der offenen See war. Meist waren es kleine Bläschen mit zimmtfarbigem Innern, zum Theil waren es Thierchen mit geschwänztem Innern, zum Theil größere Mollusken, ähnlich denen im Atlantischen Ocean, welche nach Art der Orgelpfeifen, oft zu vier, vereint, nach Art der Fische unablässig den Mund öffnen. Außer diesen bemerkte ich schwärzliche Thierchen, welche sich indeß mit solcher Behendigkeit im Wasser bewegten, daß sie meiner Beobachtung entgingen. Um sie im Dunkel der Nacht zu beobachten, bewahrte ich sie in einem andern Gefäße bis zum Abend auf, und fand, daß der Inhalt desselben zu dieser Zeit gleichsam in Feuer verwandelt war. Schüttelte ich dasselbe, so sanken die Bläschen sofort unter; sie stiegen aber bald wieder empor und setzten sich gern an schwimmende Fädchen und dergleichen an. Standen die Bläschen still, so glänzte der Inhalt wie Feuer, und bei Luft-, aber noch mehr bei Händedruck an die Wand des Gefäßes wurde das Leuchten noch intensiver. Am folgenden Morgen lagen alle kleinen Mollusken, die Träger der Phosphorescenz, welche die Araber Sehhohri nennen, zu einer Flocke vereint, auf dem Boden des Gefäßes. Die größeren Mollusken entgingen des Nachts dem Auge, da sie keinen Schein verbreiteten.

Die Zimmtfarbe dieses Stoffes könnten Einige für die Ursache halten, warum die Alten, wie sie meinen, den persischen Busen „rothes Meer“ genannt hätten. Ehrenberg sucht den Grund dieser Benennung des arabischen Busens in den zeitweis um Tor auftretenden blutrothen Algen; Niebuhr aber sagt mit Recht, solche Färbung sei, wenn sie auch manchmal vorkomme, doch so selten, daß sie keinen Grund zu solcher Benennung geben könne. Sollte der arabische Busen so arm an Tang sein wie der persische (woran ich nicht zweifle), so würde die Uebersetzung des hebräischen Namens Jam Suph mit „Schilfmeer“ eine ganz unpassende sein. Das Wasser des persischen Busens ist, gleich dem des arabischen, nichts weniger als roth, sondern hat eine andere merkwürdige Farbe; es ist nämlich an vielen Stellen mehr oder minder milchweiß, was nicht allein die Folge der Reflexion der Strahlen von dem kalkigen Meeresgrunde, sondern auch die Folge der Auflösung des Kalkes und der Mischung mit dem Seewasser zu sein scheint; es würde daher mit vollem Rechte vor allen anderen den Namen „weißes Meer“ verdienen.

Was nun die Benennung „Mare Erythraeum“ betrifft, welche die Alten (nach dem Periplus) sowohl einem Busen als auch einem großen Meere gegeben zu haben scheinen, so leitet man sie wohl am richtigsten von dem Namen der Insel Arados ab; daß aber diese im persischen Busen gelegen habe, muß ich nach Allem, was ich von den Inseln desselben und von Arados weiß, bezweifeln. Mit welcher Vorsicht der gewissenhafte Forscher den gegenwärtigen, aus dem unwissenden Mittelalter stammenden Text der alten griechischen und römischen Schriften benutzen sollte, erhellt unter Anderm aus der Unsicherheit, welche hinsichtlich der Feldzüge Alexander's des Großen herrscht. Einige, wie Plinius, lassen ihn das hochberühmte Land, wo der Thus oder Libanos gebaut ward, erobern, Andere lassen ihn bis zur „Nilquelle“ vordringen und eine Erforschungsexpedition in das Schwarze Meer senden, welches ja doch lange vor seiner Zeit den Griechen wohl bekannt und von ihnen colonisirt war. Andere wiederum wissen nichts von seinem Feldzuge in jenem Theile Arabiens und in Aethiopien, während die Araber behaupten, daß Skander (Alexander) nach Unterjochung des Ostens auch den Westen mit Krieg überzogen habe! Hätten Tylos und Arados, jene beiden berühmten, wohl bebauten und bevölkerten Inseln und phönicischen Colonien, im persischen Busen gelegen, und wäre Nearch durch diesen gesegelt, so würde die von Noth gedrängte Flotte dieses Admirals doch wahrlich auf einer dieser Inseln, denen er auf seiner Fahrt ganz nahe kommen mußte, gelandet sein.

Am 24. Februar liefen wir mit starkem Winde in das ehemalige Seeräubernest, die höchst romantische Felsenbucht von Maskat, oder, wie es gewöhnlich gesprochen wird, Mùskat, ein, von wo arabische Bagla mit gutem Winde Buschir in fünf, Kwoidt in sechs und Bassora in sieben Tagen erreichen. Diese Felsenbucht ist unzweifelhaft der malerischste Punkt an der arabischen Küste. Von der Bai aus ist der Anblick der wild romantischen, zerrissenen, zackigen, zerklüfteten und steilen Steinmauern, welche kahl und braun sind wie die Berge Moabs, weniger großartig; doch erhöhen die runden, jetzt von Vögeln (Schwalben, Thurmfalken 2c.) bewohnten Wacht- oder Kanonenthürme an den Seiten des Einganges, auf einem Inselfelsen und anderen vorspringenden Punkten, welche aus der Zeit der portugiesischen Herrschaft stammen und den Eingang zur Bucht vollständig beherrschen, den Reiz des Gemäldes. Obgleich die Spitzen der Bergrücken nur die Höhe von 500 Fuß erreichen dürften, so ist es doch in dieser Jahreszeit etwas Gewöhnliches, über ihnen Wolken schweben zu sehen. Steigt man über den Bergrücken, welcher Maskat von Riam trennt, durch das bewachte Thor des Engpasses auf die nahe Höhe, so genießt man eine imposante Aussicht auf die fast kreisförmige Bucht zu Füßen der braunen Kalkfelsmauern, in deren Spalten und Ritzen eine grüne Feige den einzigen Strauchwuchs bildet. Zahlreiche Vögel, Schiffe und Houri oder Hori (Passagierboote), sonst Maschua genannt, bringen Leben in dieses Gemälde. Letztere gleichen zum Theil den Kähnen, die man aus hohlen Baumstämmen macht, und werden durch Schaufelruder regiert, ähnlich denen der Malaien, der Maori Neuseelands und anderer Südsee-Insulaner.

Die Bai theilt sich in mehrere Schluchten, und auf ihrem Saum, am Fuße der fast senkrecht abfallenden Bergrücken, liegen die Ortschaften Erkab, Riam, Maskat, Mattra und Mterre. Die genannten Orte sind wegen Mangels an ebenem Raum zum Theil die Bergwand hinaufgebaut, und bilden am Strande eine krumme, unregelmäßige und dunkle Gasse, welche mit einem Geflecht aus Dattelblättern und Holzstücken bedeckt ist, das die Sonnenstrahlen zwar abhält, in der nassen Zeit aber den Regen durchläßt. In der heißen Zeit ist der Aufenthalt in diesen Buchten wegen der

zuweilen 39° R. übersteigenden, durch die Refraction der Sonnenstrahlen von den nackten Felswänden erzeugten Hitze höchst lästig, weshalb Alles, was kann, dieselben verläßt. In dieser Hinsicht sind diese Buchten mit den Schluchten der kahlen Gebirge Beludschistans zu vergleichen, von welchen die Bewohner sagen: „Allah! warum schufst Du die Hölle? — Hast Du nicht Beludschistan geschaffen?“

Nachdem wir den Lootsen ans Land gesetzt und Maskat am 26. Februar verlassen hatten, erschien am 1. März die persische Küste bei Bender (Hafen) Kuh, worauf wir durch das Bab el Bahar (die Pforte des Meeres) in den innern Busen und darauf in die Nähe der niedrigen Insel Bafsido gelangten, welche einst unbewohnt war, und, da weder Perser noch Araber sie beanspruchten, von der ostindischen Compagnie mit Sipahis (indischen Soldaten) besetzt ward. In dieser Gegend hatte das Wasser eine graue Milchfarbe und war so trübe, daß man hineingeworfene Gegenstände in wenigen Zoll Tiefe nicht mehr sehen konnte. Des Tags glänzten die zahllosen Mollusken gleich Silberblättchen, des Nachts leuchteten sie selbst bei stiller See; und ich gestehe, daß ich in keinem der vielen Meere, welche ich kennen gelernt habe, eine so prächtige Erscheinung beobachtete, als im persischen Busen, wenn ein ruderndes Boot oder ein größerer Fisch die See durchschneidet; verdunkeln Wolken den Himmel, dann erscheint das Meer, so weit man sehen kann, gleich einem Feuermeere.

Eine lange Reihe von Dattelbäumen, welche dem Strande sich entlang zog, verkündete die Nähe von Linnie, Lennie oder Linge, wo wir am 3. März landeten. Diese kleine Stadt liegt am Saum einer schmalen, etwa ½ Meile breiten Fläche am Fuße des persischen Hochlandes, welches von der Pforte des Busens bis in die Nähe von Buschir, vom Busen aus gesehen, als ein imposantes, mächtiges, nur stellenweise in seiner gleichmäßigen Höhe unterbrochenes, vegetationsarmes Tafelland erscheint, das bald dicht ans Meer tritt, bald niedrigere Höhen hervorsendet. Meist weißglänzend, wie Englands Kreidefelsen, treten doch hin und wieder dunklere Massen auf, welche vermuthlich durch das Auftreten von Bäumen und Sträuchern bedingt sind. Hier und da findet sich am Strande eine schmale Ebene, worauf Städte und Dörfer erbaut sind, deren Ankerplätze indeß nicht Häfen, sondern nur Rheden sind*).

Das Land geht bei Linnie so allmälig in die See, daß selbst kleine Boote nicht ans Land gelangen können, und Bagla in einer Entfernung von zehn Minuten ankern müssen. Der Ort wird von einigen eisernen Kanonen geschützt und bildet fast nur eine Gasse, welche in langen Windungen den Strand entlang läuft. An sie schließen sich landeinwärts die unregelmäßig gebauten Hütten der Aermeren, welche hier und da von Gärtchen mit Dattelblattzäunen umgeben sind. Die Fläche ist wenig bebaut, und als größte Merkwürdigkeit trägt sie einige Banianenbäume, hier Rohl genannt. Der Reisende, welcher soeben Hindostan und den Bereich des Monsun verlassen hat, sieht sich beim Landen an diesem Gestade in eine vollkommen andere Welt versetzt, sowohl was das Klima und den Menschen, als was die einheimische Thier- und Pflanzenwelt betrifft. Die letztere enthält manche Pflanzen, welche auch Deutschland besitzt, wie den wilden Rettig, die rundblätterige Malve, den wilden Hafer (Arena fatua), Antirrhinum Orontium und Sennebiera.

Nachdem hier Waaren ausgeladen und Brennholz, das hier billiger als zu Maskat zu haben ist, eingenommen worden, landete man nach zwei Tagen wiederum, theils wegen widrigen Windes, theils um Wasser einzunehmen, und zwar bei dem Fischerdorfe Tschirou. Dieser Ort liegt am Rande einer mit Dattelbäumen bepflanzten Ebene von weit größerer Längen- und Breitenausdehnung als jene von Linnie, und trotzdem er nur klein ist und außer einigen Lehmthürmen nichts Besonderes aufweist, so werden doch Bagla zuweilen hier gebaut. Auffallend hierselbst sind die hohen Dunghaufen, welche ich auch später im Tigrisgebiete öfters zu sehen Gelegenheit hatte, und welche vermuthlich zur Bereitung des Salpeters dienen, so wie die großen Haufen von Köpfen des Fisches Jesch, welche, da man sie nicht genießt, abgeschnitten werden. An dem Strande, welchen 5 bis 6 Fuß hohe, aus höchst fein zertrümmerten Muscheln und anderen Schalthieren gebildete Dünen begleiten, bemerkte ich die eigenthümlichen kleinen Fischerboote, welche man Wärihe nennt, und die, mit Ausnahme der Oberfläche, ganz unter Wasser gehen, wie es scheint, zum Theil aus Dattelblattstielen erbaut sind und gleichzeitig als Fischkum dienen. Die Fischer regieren sie mit zwei breiten Putschen, und bedienen sich großer, mit Steinen beschwerter Netze aus dicken Schnüren. Größere Boote gebrauchen als Anker ein Stück Sandstein und dergleichen von Gestalt eines Mühlsteines, welches mit zwei Löchern versehen ist. Ihr Hintertheil oder „Stern“ ist hoch gebaut; am Vordertheile vermißte ich jedoch den Stern oder das Auge, welches wenigen Booten und Schiffen des südlichen und östlichen Asiens fehlt, und auch in der Südsee sowie an Amerikas Küsten angetroffen wird. Ein Chinese, welchen man einst nach dem Zwecke dieses Auges fragte, antwortete in seinem Jargon: you fool! suppose got no eye, how can see? Das heißt: Du Thor! wenn das Boot kein Auge hat, kann es dann sehen?

Auch hier ist der Anbau sehr beschränkt, und zu der Flora gesellen sich unter anderen die wilde Runkelrübe, Endivie, Kanargras, die gemeine Saudiestel, Anagallis coerulea, Sisymbrium officinale var., Calendula arvensis, Chenopodium album var., Spergula vulgaris und die Krötenbinse (Juncus bufonius). Unter den angepflanzten Gewächsen muß ich zweier gedenken, welche besonderes Interesse beanspruchen, nämlich des Banianenbaumes und der Studentenblume. Denn was hier meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, war ein Banianenbaum — nicht, weil er eine bedeutende Größe erreicht, sondern weil er bisher an diesem Busen so weit westlich nicht erwähnt wurde. Er scheint indeß noch in geringer Entfernung westlich von hier vorzukommen, da mich meine Begleiter versicherten, daß ein Baum dieser Art auf der niedrigen, unfern von Tschirou gelegenen und vom Festlande durch einen schmalen Meeresarm getrennten Insel Henderahbi oder Hinderab stehe.

*) Linja, denn auch so wird der Name geschrieben, fehlt in den geographischen Handbüchern. Wir wissen aber durch Palgrave, welcher im Jahre 1863 dort war, daß sich der Ort zu einer wichtigen Handelsstadt emporgeschwungen hat (Narrative of a years journey through Central and Eastern Arabia, 1862—1863, by William Gifford Palgrave, London 1865. II. 288—291). Sie liegt an der persischen Küste und gehört zu den Besitzungen des Sultans von Oman, 26° 33′ N. Sie wurde zum Freihafen erhoben. Die Schiffsabgaben sind gering. Das ehemalige Piratennest wuchs rasch empor; die freie Beweglichkeit, die religiöse Toleranz und die vortheilhafte Handelslage zogen viele Leute an. Linja hatte, als Palgrave dasselbe besuchte, etwa 20,000 Einwohner, einen Dock für Ausbesserung der Schiffe und bedeutenden Schiffsbau. Da fließendes Wasser und Brunnen fehlen, hat man große Cisternen angelegt. „Die Stadt ist zu Land und See ungemein geschäftig; man sieht dort Seeleute von allen Küsten; in den Buden findet man Waaren aus Schiras und Ispahan, Chorassan und Herat, aus Sindh und Bombay, aus Oman und von der afrikanischen Ostküste. Man sieht im bunten Durcheinander Perser, Tataren, Inder, Beludschen, Araber, Omanis, sehr viele Neger, viele Juden, welche hier trefflich gedeihen; dann auch Aegypter, Armenier und Syrer. Linja ist ein gutes Musterbild einer orientalischen Handelsstadt.“ (Karl Andree, Geographie des Welthandels, II. S. 183.)

Weiter östlich kommt er am persischen Busen weit häufiger gepflanzt und selbst von riesigem Wachsthum vor. Derjenige, welchen Oehlschläger und Mandelslo bei Laar unfern Gomruhn beschreiben, gewährte einigen Tausend Menschen Schatten, und der von Kämpfer bei Nabam (eine Parasange, d. h. 2/3 Meile östlich von Gomruhn oder Bender Abbahs) besuchte hatte 240 Schritt Umfang und bildete Wurzeläste. Andere sahen Banianenbäume zu Ormuhs und auf der Insel Tumbo. Kämpfer nennt ihn „Luur", Della Valle „Albero del Lul", Mandelslo „Arbo de rays" (Wurzelbaum). Zu Linnie nannte man ihn „Rohr" und „Rohl" (was Arealu, dem malabarischen Namen dieses Baumes entspricht), zu Tschiron „Marohl" (Aymalu heißt dieser Baum auf Amboyna). Tschiron besitzt nur einen Baum dieser Art; doch ist er größer als jene zu Linnie; nämlich 15 bis 25 Fuß hoch, 4 Fuß dick in der einen und 2 Fuß in der andern Richtung, reich an kurzen Astwurzeln, welche jedoch gar keine Neigung zeigten, sich weiter auszubilden. Das trockene Klima und die einsame, ungeschützte Stellung in der Nähe des windigen Strandes mögen — mehr als der Boden — die Ursache sein, daß sich die Astwurzeln hier nicht verlängern, bis sie die Erde erreichen, dort wurzeln, und der Wuchs dem des Banianenbaumes zu Nabam nicht gleichkommt, sondern von fern an das gedrungene Wachsthum des Affenbrotbaumes oder Baobab (Adansonia digitata) in Afrika und dem nördlichen Neuholland erinnert.

Der Banianenbaum fällt wegen seines Schattenreichthums, aber noch mehr wegen seines seltsamen Wachsthums und in Folge dessen seiner kolossalen horizontalen Ausdehnung selbst denjenigen auf, welche kein Interesse an der Pflanzenwelt nehmen. Er hat nämlich die merkwürdige Eigenschaft, aus den Aesten Wurzeln herabzusenden, welche bei günstigen Wachsthumsverhältnissen den Boden erreichen, dort im Laufe der Zeit wurzeln und von nun an in selbständige Stämme verwandelt werden, welche die Ausbreitung des grünen Laubdaches steigern. An einigen Orten in Hindostan (z. B. im Badschika oder botanischen Garten zu Calcutta) entfernt man alle Wurzeln bis auf gewisse, die sich in bestimmter Entfernung vom Hauptstamme gebildet haben. Dadurch erreicht man die Bildung eines oder mehrerer concentrischen Kreise von Stämmen rings um den Hauptstamm, so daß das Ganze einem Tempel mit so vielen Säulen gleicht, und dessen Dach die schattige Krone bildet.

Dieses sonderbare Wachsthum ist unzweifelhaft die Ursache, daß dieser Baum bei Millionen von Menschen eine wichtige Rolle spielt, und daß man ihn als den Wohnsitz von Geistern betrachtet, weshalb er überall im tropischen Asien bis nach China, auf den asiatischen Inselgruppen bis zu den Karolinen, und in Südafrika von der Ost- bis zur Westküste verehrt wird. Die Ansicht von K. Ritter (Erdkunde), daß die Verehrung dieses Baumes der brahminischen Religion charakteristisch und von derselben eingeführt worden sei, hat der scharfsinnige Schleiden widerlegt; und die Ansicht des Letztern kann ich durch eigene Wahrnehmungen im tropischen Asien dahin vervollständigen, daß die Buddhisten mehr als die Brahminen (für welche dagegen die Verehrung des Pipala oder Ficus religiosa charakteristisch ist) diesen Baum verehren. Die Thatsache allein, daß Millionen von Menschen im tropischen Afrika, zu denen weder der Brahminismus noch der neuere Buddhismus gelangte, diesen Baum verehren, ist an sich schon Beweis genug, daß seine Verehrung vor Entstehung dieser beiden Religionen stattfand. Die Botaniker halten ihn für die Ficus indica des Plinius 2c., und geben ihm demgemäß diesen Namen; allein sie übersehen, daß der Text seiner „Naturalis historia" ihre „Frucht" als ausgezeichnet beschreibt, und daß Plinius sie im 12. Buche erwähnt, welches nach seinem eigenen, wiederholten Geständniß nur von ausländischen (überseeischen) Aromaten oder Unguentpflanzen handelt; sie übersehen ferner, daß die herrliche Ficus indica — von deren Verehrung nichts verlautet — am Akesines wuchs, und daß der Banianenbaum an dem Flusse, den man jetzt dafür hält, keineswegs jene Größe erreicht, die der Text angiebt; endlich daß da, wo der Banianenbaum seine riesenhafteste Entwickelung erreicht (z. B. um Barohdsch), die Ficus indica von den Schriftstellern, welche Alexander's Thaten beschrieben, nicht erwähnt wird.

Die andere Pflanze, deren Vorhandensein in der alten Welt vor dem Jahre 1492 denjenigen, welche glauben, Amerika hätte mit Asien vor dieser Zeit in keinem Verkehr gestanden, ein unlösbares Räthsel bleiben muß, ist die Tagetes patula, welche sich unter den farbigen Darstellungen eines Felsentempels zu Ajenta (dessen Malerei nach der herrschenden Annahme aus dem elften Jahrhundert stammt) findet und sich eines besondern Vorzuges, ja einer gewissen Verehrung unter den Brahminen auf Bali und durch ganz Hindostan erfreut, und seit langer Zeit in Westasien und Nordafrika allgemein verbreitet ist. Diese Pflanze gehört zu einer Gattung, deren Arten bisher nur in der neuen Welt wild gefunden wurden. Die Hindu nennen sie Ghenda, die Perser Gul asahrd, die Türken Kadiseh tschitscheghi, die Briten French Marygold, und die Deutschen Studenten-, Sammt- und Tunisblume. Den letzten Namen empfing sie von den älteren Botanikern, die da glaubten, Karl's V. Soldaten hätten sie nach der Eroberung von Tunis zum ersten Male nach Deutschland gebracht.

Sebenico und die Fälle der Kerka in Dalmatien.

Von **Albert von der Gabelentz.**

Im „Globus" wurde schon früher (vergl. V. Bd. 11. Lieferung) Sebenico als einer der malerischsten Orte Dalmatiens bezeichnet. Es ist außerdem bemerkenswerth durch das bunte Volksleben der Morlachen, welches man nirgendwo besser beobachten kann als hier, und ebenso durch seine interessanten Umgebungen, unter denen die Katarakten der Kerka bei Scardona obenan stehen.

Ein Ausflug nach Sebenico, der sich von Triest aus mit dem Lloyddampfer leicht bewerkstelligen läßt, kann in der That nicht genug empfohlen werden. Ich wüßte kaum eine andere Tour, auf welcher man von Deutschland aus so leicht und schnell in eine ganz fremdartige Welt versetzt werden könnte, wie hier, wo Orient und Occident in einander fließen. Trotz alledem wird Dalmatien auch noch heute von Touristen so gut wie gar nicht besucht. Unterkommen und Verpflegung sind freilich meist schlecht, und selbst der „Pelle-

grün“ in Sebenico, welcher für das beste Gasthaus in Dalmatien gilt, genügt nur ganz bescheidenen Ansprüchen. Um so herzlicher fanden wir das Entgegenkommen der Einwohner jenes Städtchens, als ich mit meiner Frau im vergangenen Frühjahr dort verweilte.

Hier wie in allen Städten des dalmatischen Küstenlandes bilden die Italiener das vorwiegende Element in der städtischen Bevölkerung. Wohlstand und Bildung finden sich, wenn man von den wenigen Deutschen absieht, noch am meisten bei ihnen. Die höhere Classe kleidet sich eleganter und moderner, als man es in deutschen Kleinstädten zu sehen gewohnt ist, vom benachbarten Orient haben sie aber, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die Absperrung der Frauen und Töchter angenommen. So wurde uns erzählt, daß es auffallen, ja Anstoß erregen würde, wenn ein Herr wagen wollte, eine Dame auf der Straße oder Promenade zu grüßen oder gar anzureden, auch wenn er mit ihr während des Carnevals auf allen Bällen getanzt haben sollte. Einen ähnlichen Einfluß der morgenländischen Anschauungen kann man bekanntlich fast überall da wahrnehmen, wo westliche Volksstämme in längerm Contact mit Orientalen gewesen sind, und im südlichsten Dalmatien, an der Boca von Cattaro, gewahrt man weit mehr hiervon, als in der Gegend von Sebenico.

Die den Italienern an Zahl weit überlegenen Slaven befinden sich großentheils noch auf einer sehr niedrigen Culturstufe. Dies gilt vor allen Dingen von der ländlichen Bevölkerung, den Morlachen, welche, wie schon angedeutet wurde, dem Volksleben von Sebenico ein überaus buntes und malerisches Gepräge verleihen. — Von den Italienern durch Sitte, Religion und Sprache ebenso geschieden, wie durch ihre politischen Bestrebungen, stehen übrigens auch die Slaven in den Städten zu ersteren in einem Antagonismus, der selbst dem flüchtigen Besucher des Landes auffallen muß. Daher kommt es, daß kleine Städte, wie Sebenico, neben dem italienischen noch ihr slavisches Casino haben.

Die morlachischen Männer gehen stets in indigoblauen groben Wollstoff gekleidet. Die Weste ist geziert mit großen Metallknöpfen; im Gürtel stecken Messer und Pistolen und den Kopf deckt, beim Wickelkind wie beim Greise, eine flache rothe Mütze ohne Schirm. Einen Schnurrbart trägt Jeder, und ab und zu erblickt man auch einen kurzen Zopf, der besonders bei den Gebirgsbewohnern an der bosnischen Grenze noch heute Mode sein soll. Die Frauen tragen ihre Zöpfe um den Kopf gewickelt, mit rothen Bändern künstlich durchflochten, und darüber ein weißes Tuch. Man sieht unter ihnen gerade in Sebenico oft recht hübsche Gesichter und Gestalten. Thätiger als ihre tschibukrauchenden Männer tragen sie auf den Straßen entweder eine Spindel in der Hand oder irgend eine Last nach italienischer Weise auf dem Kopfe. Dann muß die eine Hand die Last, z. B. ein Gefäß mit Wasser, stützen, während die andere in die Seite gestemmt wird. Vergebens bemühten wir uns, Photographien junger Morlachinnen aufzutreiben. Man sagte uns, daß unter den Frauen und Mädchen eine abergläubische Furcht vor dem vermeintlichen Zauberapparat des Photographen herrsche, und daß nur alte und häßliche Weiber ohne Scheu an sich „herumhexen“ lassen. Deren Portraits mochte ich aber natürlich nicht mitnehmen.

Von dem Aberglauben sowohl wie von dem religiösen Sinne der Morlachen kamen uns überhaupt mancherlei Beispiele vor. So hatte ich auf den Höhen der benachbarten Meeresufer eine Anzahl ganz roh aus zwei Stangen angefertigter Kreuze bemerkt und fragte einst nach deren Bedeutung. Da erklärte mir Marinelieutenant P., er sei mit einer Aufnahme der Küsten beschäftigt gewesen und habe zu diesem Behufe auf verschiedenen Höhen Signalstangen errichten müssen. Regelmäßig in der nächsten Nacht waren aber diese Stangen entwendet worden als willkommene Beute in einem so holzarmen Lande. Endlich verfällt P. auf den Ausweg, an jede Stange ein Querholz in Kreuzesform nageln zu lassen. Nunmehr blieben die Signale unbehelligt an ihrer Stelle und wurden sogar von den Morlachen verehrungsvoll begrüßt. Lieutenant P. steht aber bei der Landbevölkerung seitdem im Geruche der Heiligkeit.

Die Holzarmuth ist übrigens eine Hauptcalamität nicht nur der Gegend von Sebenico, sondern des ganzen dalmatinischen Küstenstriches. Die Karawanen mit Brennholz, welchen man häufig in den Städten begegnet, gewähren dem Nordländer ein interessantes Schauspiel. Ein Morlache schreitet, ruhig den langen Tschibuk schmauchend, der Reihe seiner Esel voran. Jeder derselben zieht, mit Reisigbündeln schwer bepackt, zur Stadt ein. Diese Bündel bestehen nur aus fingerdicken, meist krummen Stecken, wie sie eben das spärliche Gestrüpp der benachbarten Berge liefert. Die Frau marschirt, oft auch bepackt, nebenher und hält den Zug in Ordnung. Ab und zu macht dieser vor einem Hause Halt, ein paar Holzbündel werden abgeladen, und so geht es fort, bis Alles verkauft ist.

Wälder oder auch nur Gehölze giebt es um ganz Sebenico herum gar nicht, wenn man nicht die schönen Oliven- und Maulbeerpflanzungen dahin rechnen will, welche sich besonders im Süden der Stadt ausdehnen. Die seit Jahrhunderten abgeholzten Berge der Umgegend sind von allem Humus entblößt und bieten mit ihren nackten, grauen Geröllflächen, welche höchstens noch etliche Wachholdersträucher sowie einige stachelige Cactus und Aloe ernähren, ein entsetzlich ödes Bild dar. An den Berghängen in der Nähe der Ortschaften gewahrt man zuweilen kleine kranzförmige Steinwälle; in den innern Raum ist etwas Erde gefüllt und ein Bäumchen eingepflanzt. Nur auf diese mühsame Weise läßt sich hier dem verarmten Boden noch ein Ertrag abgewinnen.

Die größte Sehenswürdigkeit der Umgegend von Sebenico sind die Katarakten der Kerka, welche in dem Ruf stehen, die größten Wasserfälle von ganz Europa zu sein. Zur Besichtigung derselben mietheten wir einen mit vier morlachischen Ruderern bemannten Nachen und fuhren in nordwestlicher Richtung der nahen Mündung des Flusses zu. Von hier hat man einen prachtvollen Blick über den weiten, ruhigen Wasserspiegel der Bucht nach dem Städtchen, welches an einem burggekrönten Felsen terrassenförmig aufsteigt. Der Strom ist trotz seines verhältnißmäßig kurzen Laufes breit und tief und kann bis an den ersten Katarakt selbst mit mäßigen Seeschiffen befahren werden. So hatte wenige Tage vor uns der Prinz Napoleon diese Tour mit einem Dampfschiffe gemacht. Freilich ist der Wasserstand der Flüsse in diesem baumlosen Lande ein sehr schwankender und nimmt auch bei der Kerka gegen den Herbst hin bedeutend ab.

Einer unserer Ruderer erzählte den anderen Geschichten, welchen diese schweigend lauschten. Leider verstanden wir von Allem kein Wort. Lautlos glitt unser Kahn über den stillen, klaren Strom, der hier an Breite die Elbe bei Dresden weit übertrifft. Auf beiden Seiten begrenzen ihn Berg- und Hügelketten. Am westlichen Ufer sind sie sanft geformt, am östlichen dagegen, in dessen Nähe unser Nachen hinfuhr, wild und schroff. Kahl sind sie auf beiden Seiten, nur in den Klüften und zwischen den zahlreich verstreuten Felsblöcken wucherten Wachholder, Thymian, Myrthen, Cactus und noch verschiedenes andere Gestrüpp. In der Luft kreisten ein paar Aasgeier, ab und zu sah man auch eine Herde Schafe oder Ziegen an den Hängen herumklettern, aber kein Dorf unterbricht die Einsamkeit der Landschaft. Nachdem wir über

eine Stunde zwischen immer höher werdenden Kalkfelsen stromaufwärts gefahren waren, öffnete sich plötzlich der Blick auf eine weite, hellgrüne Wasserfläche: wir kamen in den See von Proclian. Dieses von der Kerka gebildete große Wasserbecken ist ebenso einsam, wie der Fluß selbst. Es könnte reizend sein, wenn die Umgegend nicht alles frischen Grüns entbehrte. Nur einige mattgrüne Oelbäume erblickt man am südlichen Ufer. Im fernen Osten, über den Hügelketten des Ufers erheben sich zwei hohe Bergrücken, von welchen der eine, vielleicht der 5500 Pariser Fuß hohe Dinaraberg, noch Schneefelder zeigte.

Im Schatten unseres Regenschirmes, bei glühendem Sonnenbrande, durchschifften wir die Breite des Sees in etwa einer halben Stunde, worauf wir uns wieder im Fahrwasser der Kerka befanden. Diese, noch immer ein breiter Strom, bekommt allmälig höhere, beiderseits schroffe Ufer, zwischen denen sie sich in vielen Windungen hindurchschlängelt. Man braucht noch über eine halbe Stunde bis zu dem Städtchen Scardona, einem trübseligen Nest an ödem Felshange. Trümmer alter Befestigunswerke überragen den Ort. Dieses ist bei fast allen Städten des buchtenreichen Dalmatiens der Fall und deutet auf die langen Zeiträume, während welcher dieses Grenzland der Tummelplatz blutiger Kämpfe war zwischen Christen und Mohammedanern, zwischen Venetianern, Serben und noch manchen anderen Nationen, bis ihm endlich die österreichische Herrschaft ruhigere Zeiten, wenn auch bis jetzt noch wenig Cultur und Wohlstand gebracht hat.

Wir hatten wohl daran gethan, uns in Sebenico mit einigen Lebensmitteln zu versehen, denn Scardona hat zwar seine „Locanda", diese war aber auf den Besuch von Gästen wenig eingerichtet. Als wir eintraten, um ein Mittagessen zu bestellen, führte man uns in ein großes Gemach, in welchem auf luftigem Gestelle Tausende von Seidenwürmern sich an frischen Maulbeerblättern delectirten. Da wir uns nun daran nicht sattessen konnten, so fragten wir, was sonst noch im Hause sei. Außer Eiern sei nichts vorräthig, aber Fische könnten beschafft werden, meinte unsere Wirthin. Wir bestellten also Fische und Eier für unsere Rückkehr und fuhren sodann stromaufwärts weiter.

Der Fluß wird etwas schmäler, die Berge beiderseits werden höher, womöglich noch kahler, aber minder schroff, als vorher. Nach kaum einviertelstündiger Fahrt wird man durch den Anblick der Katarakten überrascht. Quer durch das Flußbett zieht sich ein felsiger, aber von prachtvollem Laubwerk überwucherter Damm, über welchen der Strom in einer Anzahl größerer und kleinerer Cascaden herabbraust. Rechts, von fern zwei breiten weißen Bändern gleich, sieht man die beiden größten Katarakte, zwischen beiden eine Insel voll des üppigsten Grüns, aus dem mehrere Felszacken hervorstarren. Links ein wahres Labyrinth von kleineren Cascaden, dazwischen Felsen, hier schroffe Zacken, dort geheimnißvolle Grotten bildend, und dazu eine Vegetation von beinahe tropischer Fülle. Feigen-, Oel- und Maulbeerbäume drängen sich allerwärts aus dem undurchdringlichen Gestrüpp hervor, welches den Boden und selbst einen Theil der Wasserfälle bedeckt. Der Contrast zwischen dem glänzenden Grün des Laubwerks und dem blendenden Weiß des schäumenden Wassers, welches überall dazwischen durchschimmert, ist von zauberhafter Wirkung, und die hohen einförmig kahlen Berge, welche das Bild umrahmen, machen dieses nur um so reizvoller. Trotz der bedeutenden Wassermenge ist aber der Eindruck des Ganzen doch mehr lieblich und idyllisch, als großartig, da sich die stürzenden Gewässer in so viele kleinere Arme und Cascaden theilen und das Auge des Beschauers sich hier unwillkürlich in die Einzelheiten versenkt.

Unten, dicht bei dem größten Falle, befindet sich eine Mühle, und ein Stück oberhalb derselben ein verfallenes epheuumranktes altes Gemäuer, von wo aus wir eine Zeichnung der Katarakten aufnahmen. Leider hat man von keiner Stelle aus einen Totalüberblick derselben. Nachdem wir unsere Skizzen beendigt, stiegen wir noch ein Stück bergaufwärts und sahen nun erst den obern Theil der Fälle, der von unten aus dem Beschauer verborgen bleibt. Die ganze Höhe der Katarakten soll 150 Fuß betragen, sie übertreffen also hierin den Rheinfall bei Schaffhausen bedeutend. Uebrigens sind sie von diesem und von jedem andern mir bekannten Wasserfall so gänzlich verschieden, daß ich keinen Vergleich anzugeben wüßte.

In sengender Nachmittagsgluth fuhren wir nach Scardona zurück. In der Locanda wurden die bestellten Fische aufgetragen. Sie waren in schlechtem Oel gesotten, und die ganze Schüssel duftete nach der Küchenlampe; wir langten indeß zu, denn wir waren nun einmal in Dalmatien und mußten uns in die Landesart schicken.

Als die Hitze etwas abgenommen hatte, bestiegen wir wieder unsern Nachen, der uns in anderthalb Stunden nach dem freundlichen Sebenico zurückbrachte.

Aus allen Erdtheilen.

Alte Erdhügel in den Rocky Mountains.

Die alten Denkmäler im Gebiete der Vereinigten Staaten bestehen zum größten Theil aus Erdaufwürfen, künstlichen Hügeln (Mounds) und Umwallungen aus Erde und Stein. Ihre Erbauer, die sogenannten Moundsbuilders, haben ganz offenbar ein durchaus planmäßiges Verfahren beobachtet, und diese Alterthümer, in welchen man eine große Anzahl von Schmucksachen und Geräthen aus Metall, Stein, Knochen und Muscheln findet, sind über eine weite Landstrecke verbreitet. Nach Osten hin findet man sie bis zu den Quellen des Alleghanyflusses im westlichen Neuyork, in Michigan und Wisconsin, dann auch in Jowa und Nebraska. Sie sind über das ganze Mississippithal bis an den mexicanischen Meerbusen zerstreut, und an der Küste dieses letztern kann man sie von Texas bis Florida verfolgen; auch reichen sie, obwohl in geringerer Menge, bis nach Südcarolina. Am häufigsten erscheinen sie in Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin, Missouri, Arkansas, Kentucky, Tennessee, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia, Florida und Texas; weniger häufig im westlichen Neuyork, Pennsylvanien, Virginien und beiden Carolina, in Michigan, Jowa und auf dem rechten Ufer des Rio grande del Norte. Sie kommen also im ganzen Mississippibezirk und in den fruchtbaren Landstrichen am mexicanischen Golfe vor. Erdhügel von geringerm Umfange und wenig beträchtlicher Höhe trifft man selbst in Oregon und auch am westlichen Colorado sind dergleichen gefunden worden.

Sie haben offenbar ein hohes Alter; auf dem Ursprunge und dem Verschwinden dieser Hügelbaue ruht indeß ein geheimnißvolles Dunkel. Aber so viel ist sicher, daß sie auf einer sehr weit ausgedehnten Landstrecke heimisch waren und eine im Allgemeinen gleichartige Bevölkerung bildeten. Sie wohnten als Ackerbauer dicht beisammen, hatten Silber, Kupfer und Blei,

verstanden sich auf die Sculptur, waren geschickte Töpfer, kannten und genossen Salz, baueten Festungswerke mit großem Geschick und hatten einen ziemlich ausgebildeten religiösen Cultus. Aber sie waren nicht etwa auf einer hohen Stufe der Civilisation angelangt, standen vielmehr weit hinter jener zurück, zu welcher die Peruaner und Mexicaner sich emporgearbeitet hatten. Sie verstanden nicht, das Metall zu schmelzen, hatten keine Buchstaben- oder Bilderschrift, keine Töpferscheibe, verstanden auch nicht, massive Bauwerke aufzuführen oder Steine zu behauen. Nichtsdestoweniger sind die von ihnen aufgeworfenen Erdhügel, Umwallungen, Vertheidigungswerke, Erdaufwürfe zu religiösen Zwecken, abgestuften und gebahnten Wege, die Erdaufwürfe in Gestalt von Thieren und Menschen, Opferhügel, Todtenkammern und Tempelhügel von hohem Interesse. Auch umschließen sie eine große Menge von Geräthen und Schmucksachen. (Karl Andree, Nordamerika. S. 291 bis 316.)

Wir lesen nun, daß in der jüngsten Zeit Spuren von Moundbuildern auch in den Rocky Mountains aufgefunden worden seien („Newyork Day-Book, 18. September); auch hat man dergleichen im südlichen Utah entdeckt. Die letzteren gleichen jenen des Mississippithales, und man hat in ihnen mancherlei Ueberreste angetroffen, die von einer gewissen Kunstfertigkeit der Erbauer zeugen. Diese Mounds in Utah sind die ersten, welche man im Westen der Felsengebirge gefunden hat. Zu ihnen kommen nun die, welche im August durch den Ingenieur C. A. Deane aus Denver hoch oben in den Rocky Mountains entdeckt wurden. Er vermaß im Auftrage der Regierung von Colorado das Land und fand „auf dem äußersten Gipfel der Schneekette" Steinbaue, die offenbar sehr alt sind und bisher unbemerkt geblieben waren. Dem South Boulder Creek gegenüber und auch in dessen Quellgegend fand er eine große Menge von Granitsteinen in einer solchen Lage und Stellung, welche offenbar nicht dem Zufall angehört. Sie sind aufrecht in eine Reihe gestellt, welche den allgemeinen Umrissen der Bergscheide auf einer Strecke von einigen hundert Yards folgt. „Manche Steine sind umgefallen, andere stehen nun schief, während die meisten ihre aufrechte Stellung noch jetzt haben. An zwei Stellen dieser Linie findet man lose aufgeworfene Steinhügel von etwa zwei Fuß Höhe, welche einen kreisrunden Raum von etwa zehn Fuß Durchmesser einschließen. Diese Steine sind offenbar an Ort und Stelle aufgesammelt worden, denn in der nächsten Umgebung der Mounds ist der Boden von Steinen frei. Die theilweise Zersetzung des Granits giebt Zeugniß für ein hohes Alter dieser Bauten; die Steine in den Mounds sind mit Moos überzogen. Bemerkenswerth ist, daß diese Bauwerke in Zwischenräumen Projectionen nach Westen hin zeigen. Deane fordert Alterthumsforscher auf, diese Mounds näher zu untersuchen; das Offenlegen derselben bietet keine Schwierigkeiten dar. Sie liegen etwa 3000 Fuß höher als die Grenze des Baumwuchses. Schwerlich kann man sie als Opferstätten betrachten; sie sind zu klein, um als Vertheidigungswerke zu dienen und Schutz zu gewähren. Vielleicht waren sie, wie die Mounds in anderen Gegenden, Begräbnißstätten."

Wir wollen hier hinzufügen, daß im Staate Indiana, in Spencer County, unweit von Newtonville, viele indianische Alterthümer gefunden worden sind: Pfeile, Meißel, Steinbeile ꝛc. Bemerkenswerth ist namentlich der Mounds auf Corn Island bei Troy, auf welchem jetzt ein zweistöckiges Wohngebäude steht. Man hat in denselben einen Keller und eine Cisterne hineingegraben. Dieser Mound bedeckt eine Bodenfläche von etwa drei Acres und hat eine Durchschnittshöhe von 25 Fuß. „Etwa zwölf Zoll unter der Oberfläche findet man eine Lage von Steinplatten und unter derselben Menschenknochen in großer Menge." Es ist beklagenswerth, daß die Yankees das Humbuggen nicht unterlassen können; wir finden nämlich in dem Berichte, welchen die „Cincinnati Gazette" giebt, wieder die Behauptung, daß diese Knochen von ungewöhnlicher Größe seien; „man findet Schädel, die größer sind als ein Mannskopf; der Unterkiefer bedeckt Kiefer und Fleisch (?) des Gesichtes großer Männer; das ganze Gerippe ist sehr groß. Eine hohle Stelle in der Nähe zeigt, woher die Erde zum Aufwerfen des Hügels genommen worden ist. Anbei sende ich Ihnen zwei Zähne aus dem Ober- und Unterkiefer eines Menschenschädels, welcher 21 Fuß unter der Oberfläche gefunden wurde; sie sind groß und scharf, deuten an, daß diese Menschen Fleischesser waren und einer größern Race angehörten als die jetzt lebenden. Etwa eine Viertelstunde von diesem Mound liegt ein etwas kleinerer und nicht weit entfernt davon kann man 20 bis 30 zählen, die noch kleiner sind. In allen findet man Menschenknochen in beträchtlicher Menge, und sie waren offenbar Begräbnißstätten für eine große Anzahl von Menschen. In einem Mound ist ein Meißel von reinem Kupfer gefunden worden, der mehr als ein Pfund wiegt. Ich will noch auf den sehr großen Mound bei Petersburg, Pike County, Indiana, aufmerksam machen, der an seiner Basis etwa 4 Acres Fläche einnimmt; auf dem 70 Fuß hohen Gipfel hat er einen Umfang von etwa einem Morgen. Menschenknochen von ungeheurer Größe, Beile, Pfeile ꝛc. zeugen dafür, daß dort ein kriegerisches Geschlecht von Riesen wohnte." Natürlich, die Yankees wollen in ihrem Lande um jeden Preis „Riesen" finden!

Die Wandertschuktschen.

An der Westgrenze der Behringssee, im äußersten Nordosten Asiens, ziehen Wandertschuktschen mit ihren großen Herden zahmer Rennthiere von Weideplatz zu Weideplatz umher. Sie sind gewissermaßen arktische Patriarchen, denn manche der Wohlhabenderen des Stammes besitzen tausend und mehr Stück jener nützlichen Thiere. Die Zelte dieser Nomaden bestehen aus Thierfellen. Früher scheinen sie auch unterirdische Wohnungen besessen zu haben, wie man aus noch hier und da vorhandenen Ueberresten ersieht (— Gangbaue —); bei dem gegenwärtigen Geschlechte aber sind dergleichen Behausungen nicht mehr im Gebrauch.

Von außen sehen die Fellzelte sehr roh und primitiv aus und sind aus allen Arten von Häuten — Walroß-, Robben- und Rennthierfellen — zusammengeflickt; dazu kommt hier und da auch wohl das Bruchstück eines Segels, welches die Tschuktschen von einem Walfischjäger erhalten haben. Die Wohnungen sind wahre Kunstbauten; sie bestehen aus einem Gerüste von großen Walfisch- und Walroßknochen, die äußerst zweckmäßig in einander gefügt sind. Die Winterstürme in diesen, den Unbilden der Witterung völlig preisgegebenen, unter dem unfreundlichsten Himmel liegenden Dörfern müssen fürchterlich sein, dennoch findet man sie zu allen Zeiten des Jahres von Tschuktschen bewohnt. Holz haben diese nicht, und Thranlampen sind das einzige Heizmaterial, welches sie besitzen. Auch die Gestelle ihrer ebenfalls mit Fellen überzogenen Fahrzeuge sind meistens Walfischknochen, und ihre sehr starken Fischnetze aus dünnen Streifen von Walroßhaut verfertigt.

Die Tschuktschen scheinen im Allgemeinen ein kräftiger Menschenschlag zu sein, wenn auch viele durch den Verkehr mit den Walfischjägern demoralisirt wurden. Schwere Kisten von zweihundert Pfund und mehr transportiren sie ohne merkliche Anstrengung auf dem Rücken. Sie sind ein gutmüthiges Völkchen und nicht begehrlicher, wie dergleichen „Natursöhne" überhaupt zu sein pflegen. Ihre Kinder werden so fest in Rennthierfelle eingenäht, daß dieselben wandernden Säcken gleichen und sich keinen Schaden thun, wenn sie dann und wann einmal hinfallen. Alle Tschuktschen tragen Röcke, Beinkleider und Stiefeln aus Fellen, außer an hohen Festen im Sommer, wo sie in ein paar alten Kleidungsstücken civilisirterer Art umherstolziren, die einst bessere Tage gesehen haben und ihnen meist von Matrosen verkauft worden sind.

Der echte Tschuktsche schluckt den Rauch seiner einem Horn ähnlichen langen Tabackspfeife hinunter, so daß er manchmal schon nach sechs bis acht Zügen vollkommen berauscht umsinkt. Der Kopf der eigenthümlichen Pfeifen ist übrigens außerordentlich klein, so daß er nur ein geringes Tabacksquantum faßt.

Die Tschuktschen sollen eine eigenthümliche Art von See-

assecuranz haben. Wenn sie die Behringsstraße kreuzen, wirft der Besitzer des Bootes, in praktischer Verwirklichung des Sprichwortes: „Selbst ist der Mann," sobald ein Sturm losbricht, seine Mannschaft, Einen nach dem Andern, über Bord, und zuletzt erst seine Ladung; seine Leute lassen dies Schicksal „mit dem größten Wohlgefallen" über sich ergehen, ohne jemals auch nur die Miene einer Opposition zu machen.

Ebenso sagt man auch, daß die Tschuktschen ihre alten und gebrechlichen Angehörigen umbringen, freilich bloß mit Zustimmung der Opfer. Dabei scheinen sie alle unnöthige Grausamkeit zu vermeiden, vielmehr die zu Tödtenden erst zu betäuben, bevor sie ihnen die Adern öffnen. Die Narcose soll durch eine Substanz bewirkt werden, welche man dem in das Jenseits zu Befördernden vor die Nasenlöcher hält. Die ganze Angabe muß jedoch mit Vorsicht aufgenommen werden, obschon sie unser Gewährsmann einem eingebornen Tschuktschen verdankt, der von den in Plovers Bai anlegenden Schiffscapitänen als Dolmetscher gebraucht zu werden pflegte; er sprach leidlich englisch. Der Mann hieß Nau=Kum, und war zu mancherlei Verrichtungen zu verwenden. Einige seiner Bemerkungen sind einer Mittheilung werth. Einmal hatte man ihn in den Maschinenraum des Dampfschiffes hinabgeführt, mit welchem unser Berichterstatter, der schon öfters erwähnte Engländer Whymper, nach der Bai gekommen war. Nau=Kum sah sich Alles sorgfältig an und schüttelte dann den Kopf. „Zu viel Rad," sagte er feierlich, „macht Menschen zu viel denken." Seine Neugierde an Bord war unersättlich. „Was ist das für ein Kerl?" lautete seine stehende Frage, wenn es sich um die Maschine oder auch um den großen Mast handelte. Man hatte ihm einen Anzug mit blitzenden Messingknöpfen und mehrere andere Gegenstände geschenkt. Einer der Schiffsleute sagte zu ihm: „Nun, Nau=Kum, jetzt werdet Ihr bald ein König sein!" „Der Teufel hole den König!" war seine äußerst radicale Antwort, die klärlich darthat, bei wem er in die Schule gegangen war. Nichts konnte den unerschütterlichen Tschuktschen aus seiner Ruhe bringen; bei Allem, was der „weiße Mann" that und was den „weißen Mann" überhaupt anging, galt bei ihm das „Nil admirari" in weitestem Umfange. Einmal zeigte man ihm verschiedene Canarienvögel, welche die Frau des Capitäns sich von San Francisco mitgebracht hatte. Nau=Kum hatte solche Vögel noch nie gesehen, nichtsdestoweniger behauptete er auch jetzt seine Apathie und legte auch nicht die mindeste Verwunderung an den Tag. Einer der Anwesenden ärgerte sich über die Gleichgültigkeit des Tschuktschen. „Die Vögel sind in San Francisco ihre zehn Dollars werth, Nau=Kum; sind sie nicht schön?" sagte er. „Ach," erwiderte Nau=Kum, indem er die Achseln zuckte, gelassen, „zu viel!"

„Seid Ihr ein christlicher Indianer?" fragte man einst einen Tschippewäh. „Nein," antwortete jener wahrheitliebende Wilde ohne Zögern. „Ich sein Wyschkey=Injuschen (Branntwein=Indianer)!" Genau dasselbe würde jeder wahrheitliebende Tschuktsche entgegnen, denn der ganze Stamm hat einen leidenschaftlichen Hang zu allen Spirituosen. Die Händler verkaufen den Tschuktschen einen Branntwein der entsetzlichsten Art, der nicht viel besser ist als der Camphin unserer Lampen. Das nennt man dann: „Die Wilden civilisiren!"

Die Einwanderung in Nordamerika ist in den drei Monaten April, Mai und Juni geradezu kolossal gewesen. Während dieser Zeit landeten in den Vereinigten Staaten 165,987 Ausgewanderte. Davon kamen auf Irland 26,138; England, Schottland und Wales 35,574; Deutschland 50,999; Skandinavien mit Dänemark 20,109; auf Frankreich nur 153, auf Italien 105. Unter den Eingewanderten befanden sich 60 Geistliche, 65 Aerzte, 58 Künstler, 5559 „Mechanics", 560 Handlungsgehülfen, 16,553 Grundbesitzer, 46,255 Feldarbeiter, 3108 Bergleute, 486 Seeleute, 5699 Dienstboten. Alle Handwerker sind reichlich vertreten, und der Bericht hebt hervor, daß die Einwanderer sich durchschnittlich einer gewissen Wohlhabenheit erfreuen.

Im Jahre 1868 gingen von Hamburg direct nach transatlantischen Gegenden 48,628 und 6422 über Liverpool, zusammen 55,050; von Bremen 66,533. Aus diesen beiden Häfen sind in den letztverflossenen 15 Jahren eine Million Auswanderer über See gezogen; genau gesagt: 973,879 Köpfe, wovon 594,423 über Bremen, 379,456 über Hamburg.

Goldausfuhr Neuseelands und Australiens. Wir finden darüber einen amtlichen Nachweis, welcher die zehn Jahre bis zu Ende 1867 umfaßt. Nach England kam an Gold aus:

	Neuseeland.		Australien.	
1858 . . .	52,443	Pf. St.	9,064,763	Pf. St.
1859 . . .	28,427	„	8,624,566	„
1860 . . .	17,585	„	6,719,000	„
1861 . . .	752,657	„	6,331,225	„
1862 . . .	1,591,389	„	6,704,753	„
1663 . . .	2,432,479	„	5,995,368	„
1864 . . .	1,857,847	„	2,656,971	„
1865 . . .	2,252,689	„	5,051,170	„
1866 . . .	2,897,412	„	6,839,674	„
1867 . . .	2,724,276	„	5,801,207	„

Neuseeland hat 1868 gleichfalls für etwa $2^3/_4$ Millionen Pfund Sterling ausgeführt.

* * *

— In Boston hat Agassiz die Denkrede auf Alexander von Humboldt gehalten. Der Mayor einer neuengländischen Stadt äußerte gegen den berühmten Gelehrten, daß er früher viele Neigung zum Studium der Naturwissenschaften in sich verspürt habe, doch sei ihm das Geschäft dabei in den Weg gekommen. „Sehen Sie, Herr, ich wurde ein Bankier und bin nun der Mann, der ich bin." Der Yankee sprach diese Worte mit dem ganzen Dünkelhochmuth, welcher für emporgekommene Geldbrozzen so kennzeichnend ist. Agassiz entgegnete mit großer Seelenruhe. Er erzählte, wie sein Vater in der Schweiz ihm eine Stelle in einem Bankiergeschäft ausgemacht und dringend gewünscht habe, daß er den gelehrten Studien den Abschied gebe. „Ich aber bat, er möge mich nur noch ein Jahr lang das Gymnasium besuchen lassen, und als das abgelaufen war, bat ich um ein zweites und dann um ein drittes. Und nun, mein lieber Herr W., wäre ich nicht fest geblieben und hätte ich keine Ausdauer gezeigt, so wäre ich heute sicherlich weiter nichts als nur ein Bankier."

— Ein norwegischer Walroßjäger ist im verflossenen Sommer mit seinem kleinen Schiffe von Hammerfest nach Osten gesegelt und fand die Waigatzstraße zufällig vom Eise frei. Er fuhr der Küste entlang bis in den obischen Busen und ist mit einem reichen „Segen" zurückgekommen. Er erlegte 238 Walrosse, 30 große Robben und 3 Eisbären. Nun will eine Compagnie von Hammerfest aus Dampfer nach dem Busen des Obi ausrüsten, welche im nächsten Jahre ihr Glück versuchen sollen.

— Am 18. September 1869 zahlte man auf Haiti 1000 Papierdollars für einen Silberdollar.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierbei eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Spaziergänge in der japanischen Hauptstadt Yeddo.

III.

Je näher man dem großen Platze von Yamasta kommt, um so stärker wird das Gewühl. Man sieht den Fußwegen entlang eine Menge „fliegender Buden", das heißt vier Bambusstangen, die mit einer Strohmatte überspannt sind. Manche betriebsame Leute arbeiten völlig in der freien Luft, z. B. der Volksastronom und der fliegende Buchhändler. Der erstere erklärt seinem Publicum das Planetensystem und preist die Kraft seines Fernrohres an, vermittelst dessen ein Jeder für eine Kleinigkeit Beobachtungen an Sonne, Mond und Sternen machen kann. Der zweite rühmt mit näselnder Stimme die Beschreibung der jüngsten Mordthat und Hinrichtung und bietet seine illustrirten Blätter aus. Er hat aber auch noch andere Literaturwaaren zu verkaufen. Die Presse in Yeddo liefert auch Berichte über Stadtneuigkeiten mit Illustrationen und giebt auch Nachrichten über Begebenheiten, die sich im Abendlande ereignen. Bis zu raisonnirenden Leitartikeln hat sie es in dieser Beziehung noch nicht gebracht; sie stellt nur Thatsachen neben einander; es läßt sich aber nicht verkennen, daß diese schwachen Anfänge einer Publicistik der Entwickelung fähig sind. Im Jahre 1868 ist bereits ein Wochenblatt in japanischer und englischer Sprache erschienen, welches auch über politische Angelegenheiten erörternde Aufsätze bringt. Herr Humbert hat eine Anzahl jener fliegenden Blätter gesammelt; manche derselben behandeln den amerikanischen Bürgerkrieg, den Kampf der Dampfer „Merrimac" und „Monitor", ein Porträt des Präsidenten Lincoln rc.

Politische Anspielungen sind den Japanern keineswegs fremd, und auch an Ausfällen gegen kirchliche Personen und Sachen fehlt es nicht. Die Satire spielt auf den großen und kleinen Bühnen und selbst in den Puppentheatern eine nicht unbedeutende Rolle. Der Gott des Reichthums hat die Obliegenheiten des Hanswurstes zu verrichten; die Straßenkomödianten nehmen keinen Anstand, in ihren Umzügen auch die Gestalten alter Mikados figuriren zu lassen; viele Puppen haben die Tracht der Daïmios, welche sich solchergestalt zu allerhand Possen herbeilassen müssen. Eine Lieblingsfigur im heroisch-komischen Drama ist der hohe Herr Matamore, ein Fürst, der nach allen Seiten hin Händel anfängt und dabei höchst aufgeblasen und blutdürstig erscheint. Auch die Beamten und die Edelleute von des Taïkuns Gnaden (— die Yakunins und Hattamotos —) müssen herhalten und werden dem Gelächter preisgegeben.

Der Markt- und Meßplatz von Yamasta enthält nicht weniger als zwanzig bis dreißig Theater für Possenreißer, Jongleure, Taschenspieler, Märchenerzähler, bürgerliche Lustspiele und Possen und historische Maskeraden. Dazu kommen zwei olympische Circus und auf allen vier Seiten des Platzes, sodann auch am Eingange zu den öffentlichen Gärten und unter den Baumgängen eine Menge von Speisehäusern und Theebuden, in welchen Musik gemacht wird. Wir finden solchergestalt in Yeddo genau dasselbe, wie in unseren großen europäischen Städten, natürlich in national-eigenartiger Weise, urwüchsig, echt japanisch.

Alle jene Gebäude sind einfach und aus leichtem Material aufgeführt, aus Balken und Latten von Bambus und Tannenbrettern; Matten, Vorhänge von Seiden- oder Baumwollenzeug, Decken und Tapeten von wasserdichtem Papier

Vorstellung in einem Theater zu Yeddo.

bilden die Ausschmückung. Aber die Außenseite ist allemal ungemein bunt durch die vielen Anschlagzettel, Gemälde, Schilder und Fahnen von allen möglichen Farben. Die verschiedenen Künstler halten Umzüge, die Verkäufer üben sich beim Anpreisen ihrer Waaren in der Beredtsamkeit, und durch das Geräusch der Trompeten, Trommeln, Pauken, Pfeifen und Gongs wird der Lärm manchmal infernalisch.

Die Punkte, an welchen große Schaustellungen stattfinden, erkennt man schon aus der Ferne an hohen viereckigen Thürmen oder, richtiger gesagt, Bambusgestellen, die mit wasserdichtem Papier überzogen sind. Ueberall tritt das volksthümliche Element in den Vordergrund, und selbst das größte und vornehmste Theater in Japan, die Sibaïa, hat keinen aristokratischen Charakter. Auf ganz Nippon ist nur ein einziges Hoftheater vorhanden, jenes des Mikado. Man kann, beiläufig bemerkt, das höhere Drama der Japaner nicht als originell bezeichnen; sie stehen in dieser Beziehung nicht auf eigenen Füßen, sondern halten sich noch viel zu sehr an chinesische Muster. Bei einem so begabten Volke liegt darin etwas Auffallendes.

Aber trotzdem ist die Sibaïa eine der interessantesten Merkwürdigkeiten, die man sehen kann. Die Stücke, welche dort aufgeführt werden, dürfen sich an literarischem Verdienst mit den chinesischen nicht messen, auch stehen die japanischen Darsteller hinter jenen des Blumenreiches der Mitte zurück, dagegen ist aber der ganze Charakter hier viel poetischer, naiver, leidenschaftlicher, man kann sagen, viel menschlicher. In China besteht das Publicum aus Zuschauern, welche sich der Darstellung gegenüber kritisch und beurtheilend verhalten, in Japan dagegen in gewisser Hinsicht aus Mitwirkenden, welche den lebhaftesten Antheil äußern. Die Sibaïa erinnert an die kleinen Tagestheater in Italien, nur geht es in ihr noch viel lebhafter zu, und auf einen Europäer macht das Ganze einen phantastischen Eindruck.

In Yeddo sind die Haupttheater in den beiden Asaksa-Vorstädten. Dort finden wir zunächst eine Gruppe von Schauspielhäusern in der Nähe der Riogokubrücke, dann eine zweite im nordöstlichen Asaksa-Imato, zwischen Yosiwara und dem Großen Flusse, welcher an diesem Punkte Semidawa gawa heißt, endlich auch die dritte Gruppe, Sibaïa matsi genannt. Diese nimmt drei Längs- und vier Querstraßen ein, und ihre drei Schaubühnen heißen Wakamurasa, Nisimmura und Kawasasaki.

Die dramatischen Dichter Yeddos schreiben ihre Stücke vorzugsweise für diese Bühnen, und von der Hauptstadt aus verbreiten sich dieselben über das ganze Reich. Gleich den europäischen Mimen gehen auch jene von Asaksa auf „Urlaub“ und gaukeln während der Ferien in den Provinzialstädten. Auch die früher von uns geschilderten Ringkämpfer machen alljährlich ihre Kunstreisen. Die Rollen im Drama werden nur von Männern gespielt; weibliche Personen treten lediglich in der großen Oper auf und auch dort nur als Tänzerinnen im Ballet. Uebrigens bilden die Schauspieler eine besondere Classe, einen eigenen Stand, welcher bei Leuten, die etwas auf sich halten, nicht in Achtung steht. Der Japaner hat nichts dagegen, daß man ihn in Scene setze, er mag aber gesellschaftlich nichts mit denen zu schaffen haben, welche ihn auf der Bühne darstellen. In der Sibaïa besteht das Publicum vorzugsweise aus den mittleren Classen, doch finden sich auch Arbeiter und Proletarier ein, wenn sie einmal das Eintrittsgeld erschwingen können. Vornehme Leute kommen nicht oder sitzen in vergitterten Logen. Ein Edelmann übrigens, welcher naïbun, d. h. verkleidet ist, keinen Säbel trägt und eine Kreppkaputze über Kopf und Gesicht zieht, so daß nur für Augen und Mund eine Oeffnung in derselben ist, mag sich wohl unter das Volk mischen.

Vor Sonnenuntergang erscheinen die japanischen Künstler, ähnlich wie jene auf unseren Jahrmärkten, zur rechten und zur linken Seite der großen Eingangsthür auf einem Gerüst, in bürgerlicher Kleidung und mit einem Fächer. Ein Redner spricht die Menge an, verkündigt den Titel des Stückes, welches an diesem Abend gegeben werden soll, und erwähnt lobend der Darsteller, welche die Hauptrollen spielen. Hinterher reißt ein anderer allerlei derbe Witze, und ein Pantomimiker schneidet Gesichter, während er in sehr gewandter Art allerlei Kunststücke mit dem Fächer macht. Nun werden die Laternen angezündet, denn das Stück soll anfangen, aber das Publicum hat keine Eile, es bleibt noch eine Weile draußen, um sich an der hübschen Beleuchtung zu erfreuen. Zwei Reihen bunter Laternen, eine am Erdgeschoß, eine andere dem Dache entlang, nehmen sich gar schön aus, und die Zwischenräume sind mit farbigem Papier ausgefüllt, hinter welchem Lichter brennen. An den Eingangsthüren hängen mächtig große, länglich runde Laternen, deren Licht auf die Bilder und Inschriften fällt, welche die Hauptscenen des Stückes versinnlichen und erläutern; Fahnenstangen reichen über das Dach hinaus. Jedes Theater hat sein eigenes Wappen und seine besonderen Farben auf Schildern, Fahnen, Laternen und an einer Art von Belvedere, einem Mansardengerüst, welches oben auf dem Gebäude steht. Neben dem Theater befinden sich viele Restaurationen, deren äußere Verzierungen mit jenen der Schauspielhäuser wetteifern und zum Theil nicht ohne künstlerischen Werth sind. Die Gemälde und Statuen deuten auf den Namen, welchen das Wirthshaus führt, z. B. Restauration zum Fusi yama, zur aufgehenden Sonne, zum Fisch Taï, zum Kauffahrteischiff, zum Kranich, zu den beiden Liebhabern &c.

Wir gehen nun ins Theater und steigen die Treppe zur zweiten Galerie hinauf, wo ein Diener uns die Thür einer großen Loge öffnet. Nachdem wir Platz genommen, bringt eine Magd auf einem großen Präsentirteller Thee, Saki (warmen Reiswein), Kuchen, Zuckerwerk, eine kleine Kohlenpfanne, Pfeifen und Taback.

Die Schauspielhäuser sind im Viereck gebaut und haben zwei Reihen Galerien. Die obere enthält die ersten Plätze, und man sieht dort viele Damen in großer Toilette, das will besagen, sie sind bis an die Ohren in ihre Kreppkleider und einen seidenen Mantel eingehüllt; auf der andern Galerie sitzen Männer. Rampe und Orchester sind nicht da, wohl aber einige Prosceniumslogen. Das Parterre gleicht, von oben gesehen, einem Damenbrett; es hat Abtheilungen, jede für etwa acht Zuschauer. Die meisten dieser Sperrsitze werden im Jahresabonnement von Bürgersleuten genommen, welche ihre Kinder und ihre Freunde aus der Provinz mit ins Theater nehmen. Während des ganzen Abends werden von Theaterdienern Erfrischungen und Taback herumgereicht, wie in unseren europäischen Tivolis und Sommertheatern Bier und Sodawasser.

Zu beiden Seiten des Parterres sieht man eine Bretterlage, welche als Verlängerung der Bühne betrachtet werden kann; auf derselben erscheinen manchmal heroische oder tragikomische Personen und Balletttänzerinnen. Die Beleuchtung des Hauses geschieht vermittelst einer großen Anzahl von Papierlaternen, welche an den Galerien hängen; ein Kronleuchter ist unbekannt und der Plafond ganz flach; die Architektur der Japaner kennt die Kuppel nicht. Ich habe übrigens in Yokohama gesehen, daß man auch an der Decke große Laternen aufhängt; das geschah bei einer Vorstellung von Luftspringern, unter welchen „der fliegende Mann“ die wichtigste Person war. Er flog in der That in der Luft umher, vermittelst eines beweglichen Mechanismus, der in sehr ge-

Ballet der Schmetterlinge.

schickter Weise verborgen war. Auf dem Vorhange steht in riesengroßen Lettern eine chinesische Inschrift, und oben hängt eine Scheibe von Pappe, welche in der Mitte von einem Pfeile durchbohrt wird. Dadurch soll symbolisch angedeutet werden, daß die Darsteller vermittelst ihres Talentes einen durchdringenden Einfluß auf die Zuschauer machen werden.

Diese fangen an, unruhig zu werden; da und dort hört man lebhaften Wortwechsel, der jedoch gleich übertäubt wird durch einen Höllenlärm von Trommeln und Pfeifen, Gongs und anderen Instrumenten. So wird Ruhe geschafft.

Die Vorstellung währt gewöhnlich bis ein Uhr in der Frühe. Sie besteht aus einem Lustspiel, einer Tragödie und einer Feenoper mit Ballet. Dazwischen treten Luftspringer und Gaukler verschiedener Art auf. Der Darsteller einer Hauptrolle wird allemal dadurch angekündigt, daß ein Theaterdiener mit einem dicken Holzstab auf die Bretter der schon erwähnten Bühnenverlängerung klopft, ein Höllengeist dagegen wird allemal durch einen Blitz angekündigt.

Solche Darsteller, auf welche man vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Zuschauer hinlenken will, werden von einem paar „Koskeïs“ auf die Bühne begleitet. Jeder derselben hat auf einem langen Stabe einen Leuchter mit brennender Kerze, und die Zuschauer brauchen nur den Bewegungen dieser Lichter zu folgen, um auf die Secunde zu wissen, ob und was sie nun zu bewundern haben: den Ausdruck der Physiognomie, seine Stellung, seine Handbewegungen, dann auch gewisse Details seiner Tracht oder seines Kopfputzes. Ein Gleiches ist der Fall mit den Tänzerinnen. Während des Ballets pflegen diese Koskeïs auf der Bühnenverlängerung Platz zu nehmen; sie halten dann wohl dem einen oder andern Zuschauer die Kerze hin; er weiß schon, was das bedeuten soll, und schneuzt das Licht, wohlverstanden mit den Fingern. Ueberhaupt ist das Publicum sehr gutmüthig. Es ist keineswegs selten, daß bei der Darstellung eines bürgerlichen Dramas Zuschauer mit hineinreden. Manche Theaterliebhaber machen solchen Schauspielern, die ihnen besonders gefallen, mehr oder weniger werthvolle Geschenke, und die Mimen ihrerseits versäumen nicht, diese Freigebigkeit öffentlich zu preisen. Sie thun es derart, daß sie den Namen des Spenders und den Betrag seiner Gabe auf buntes Papier drucken lassen und dasselbe als Plakat im Theater aufhängen.

Es ist noch nicht an der Zeit, den Werth des japanischen Theaters in literarischer Hinsicht zu beurtheilen. Kein Stück ist bis jetzt in irgend eine europäische Sprache übersetzt worden, doch irrt man wohl nicht in der Annahme, daß die Japaner mit ihrem Drama sich noch in der Kindheit befinden. Ein geschichtliches Drama ist der politischen Verhältnisse wegen unmöglich; die Stücke, welche sich demselben etwa annähern, sind ein Durcheinander von Geschichte, Mythologie und burlesken Phantasien, in welchem wohl die Japaner selbst keinen Zusammenhang finden können.

Die Oper ist noch viel weniger entwickelt als das Drama, und steht weit unter den lyrischen Aufführungen in China. Man hat von den letzteren nur die widerwärtigsten Partien entlehnt, die Wundergeschichten der buddhistischen Dämonologie. Allem Anschein nach ist allein die bürgerliche Komödie entwickelungsfähig; für diese sind alle Grundbedingungen vorhanden, aber sie leidet jetzt gleich der Oper an einer unglaublichen Plumpheit und ist für Europäer allzu derb und saftig. Es muß indeß hervorgehoben werden, daß von den Japanern unser Theater für höchst unsittlich und unanständig gehalten wird. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich indessen sehr leicht. Der japanische Realismus gestattet auf der Bühne wie im Romane Personen und Situationen, von welchen die bekannten liederlichen Machwerke der Franzosen, z. B. die „Kameliendame“, „die Marmortöchter“ und dergleichen, nicht einmal eine schwache Vorstellung geben können; dagegen ist aber unbedingt all und jedes streng ausgeschlossen, was den Charakter einer verheiratheten Frau irgendwie antasten könnte.

Im Foyer und hinter den Bühnenwänden bewegen sich nur männliche Personen, außer den Aufwärterinnen und den Frauen der Darsteller, welche ihren Männern Erfrischungen bringen oder ihnen bei der Toilette behülflich sind. Es ist nicht uninteressant, dort die verschiedenen Gruppen zu beobachten. Hier kauern Musiker, die sich mit Speise und Trank erquicken, und warten, bis der Regisseur sie ruft; dort probiren zwei Komödianten die Stellungen und das Gebärdenspiel, durch welches sie das Publicum zu bezaubern hoffen; ein anderer Künstler steht vor dem Spiegel und schminkt sich das Gesicht; ein junger Teufel hat seine Maske mit Hörnern und seine Mähne für den Augenblick abgenommen und wehet sich mit einem Fächer Kühlung zu; auch thut er einige Züge aus seiner Tabackspfeife; Statisten erscheinen, um an den Decorationen etwas zu verändern; der Maschinenmeister probirt die Versenkungen, aus welchen demnächst Höllengeister und Flammen emporsteigen sollen. Auf der Bühne wird inzwischen unablässig fortgespielt.

Nicht minder bunt geht es in der Theaterrestauration zu. Dort hat man auf den Matten Platz genommen und belustigt sich auf mannichfaltige Weise; man spielt Dame, Trictrac, Morra, oder würfelt. Die japanischen Würfel sind länglich-viereckig und lackirt; zwei Personen gebrauchen vier Stück, eins für jede Hand. Eben treten Sängerinnen ein, welche unter dem Bilde des Gottes der Zufriedenheit Platz nehmen. Als sie die Zither gerührt haben, tritt ein Stutzer aus dem höhern Bürgerstande vor sie hin, macht allerlei Pas nach dem Tacte der Musik und kokettirt dabei mit seinem Fächer in exquisiter Weise. Dann läßt er sich eine Portion gekochten Fisch mit Reis bringen und trinkt dazu eine Tasse Thee.

Plötzlich wird es leer in diesem Raume, denn die Schläge auf dem Gong verkündigen das Auftreten der Gaukler, welche beim Bürgersmanne sehr beliebt sind. Aber die dramatischen Schriftsteller, die Literaten, die Mäcene und die gebildeten Dilettanten der Sibaïa halten sich für zu gut und zu vornehm, als daß sie der Luftspringer wegen sich bemühen sollten; sie ziehen ästhetische Unterhaltungen vor.

Das urgeschichtliche schleswig-holsteinische Land.

Von **J. Mestorf.**

I.

Eine bei allen historischen Forschungen nicht zu unterschätzende Thatsache ist der Wechseleinfluß, den Land und Leute auf einander üben. Wo ein fremder Volksstamm in einem Lande auftritt und sich ansiedelt, ändert er allmälig nach der Beschaffenheit desselben seine Lebensweise, drückt er seinerseits dem Lande den Stempel seiner nationalen Eigenthümlichkeit auf, der oftmals bleibend und dem Auge des Forschers noch wohl erkennbar ist, nachdem er selbst lange mit den anwohnenden Stämmen verschmolz oder, einem innewohnenden Wandertriebe folgend, seine Wohnzelte abbrach, um sie in einem andren Lande wieder aufzuschlagen.

Außer den eigentlichen Hülfswissenschaften hat die Specialforschung deshalb vor allem auch die örtlichen Verhältnisse der Gegenwart zu berücksichtigen. Die Untersuchung der geologischen und topographischen Verhältnisse eines Landes, die Aufdeckung einer sogenannten Culturschicht des Erdreiches, die Localnamen, ja selbst ein altes Histörchen aus der Spinn- oder Kinderstube haben dem Geschichtsforscher bisweilen wichtigere Dienste geleistet, als die bestäubten Folianten unserer stark belesenen gelehrten Chronisten.

Ein Buch, gering an Umfang, aber ein wahres Schatzkästlein an fruchtbarem Wissen, welches diese Methode der historischen Forschung in umfassender Weise in Anwendung bringt, ist die vor kurzem in zweiter erweiterter Auflage erschienene Schrift von Maacks: Urgeschichte des schleswig-holsteinischen Landes, Kiel 1869, sowohl hinsichtlich ihres Inhaltes als Zweckes von hohem Werthe und weittragender Bedeutung.

Schon bei dem ersten Erscheinen dieser Schrift (1860) erklärte der Verfasser in einem kurzen Vorworte, daß er seit Jahren mit dem Plan umgehe, die älteste Geschichte seines Landes bis zur Zeit Karl's des Großen zu schreiben, wie er indessen bald zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß man, bevor man die historischen Ereignisse berichte, erst den Schauplatz derselben schildern und — vor allem auch selbst kennen müsse. Die Resultate dahin zielender Untersuchungen sind es, welche jetzt vor uns liegen.

Die kimbrische Halbinsel hat noch in historischer Zeit große Veränderungen erlitten: sie hat ganze Landstriche eingebüßt und hat deren gewonnen; landfeste Districte sind zu Eilanden, Eilande sind landfest geworden — weshalb zum Verständniß der politischen Umwälzungen die Kenntniß der physischen von erheblichem Nutzen ist. An der Hand der Geologie, der Anthropologie, der vergleichenden Sprachwissenschaft und selbst der Mythologie sucht von Maack auf diesem dunklen Felde der Forschung zum Ziel zu gelangen. Er sieht voraus, daß diese, von ihm zuerst praktisch angewandte Methode der historischen Forschung viele Gegner finden werde; allein sie hat auch bereits zahlreiche Freunde erworben. Noch kürzlich waren wir Zeuge, als derselben mit großer Anerkennung Erwähnung geschah, und zwar an einem Orte, wo der Verfasser es am wenigsten erwarten durfte: bei der jüngst stattgehabten Versammlung des internationalen archäologischen Congresses in Kopenhagen. — Inwiefern alle seine Schlüsse stichhaltig, alle Punkte, die er für bewiesen hält, wirklich als bewiesen zu betrachten sind, vermögen wir nicht zu beurtheilen; können indessen nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß die von ihm gebrochene Bahn von den Geschichtsforschern des gesammten Europa betreten werden möge, daß zum Heil der Geschichtsforschung und der Geschichtskunde in allen Ländern Fundgruben erschlossen werden, ähnlich derjenigen, welche Dr. von Maack uns für Schleswig-Holstein zur Ausnutzung überantwortet hat.

Die kimbrische Halbinsel sondert das nordeuropäische Mittelmeerbecken in einen östlichen und einen westlichen Theil, und schon durch diese eigenthümliche Lage zeichnet sie sich aus vor den anderen Ländern des Nordens. Das Wasser, welches scheinbar Länder und Leute trennt, ist in Wirklichkeit ein Cultur förderndes und vermittelndes Element. Die classischen Culturvölker saßen an den Küsten des südeuropäischen Mittelmeeres, und am Rande des nordeuropäischen nahm die germanische Cultur ihren Aufschwung. Zwischen zweien Meeren gelegen, ward die kimbrische Halbinsel zum Mittelpunkte des Verkehrs zwischen Osten und Westen, der Schauplatz eines nicht geringen Handelsverkehrs, ein Durchzugsland wandernder Völkerstämme. Stellen wir neben diesen gewiß oft feindlichen Zusammenstoß handelnder und wandernder Völker den zerstörenden Einfluß der Naturgewalten, der Stürme und Meeresfluthen, so sehen wir, daß das Land seit entlegenster Vorzeit ein Schauplatz unabläßigen Kampfes um die Existenz und Nationalität gewesen ist.

Von unberechenbaren Folgen für alle angrenzenden Länder der Nordsee war der Durchbruch der Landenge, welche England mit dem Festlande verband. Bis zum Eintritte dieser Katastrophe bildete die Nordsee einen großen Busen, an dessen Küsten die gleichmäßigen Fluthen den im Wasser suspendirten feinen Thon absetzten, welcher von Jütland bis nach Holland hinab den fruchtbaren Marschboden bildete, der noch heute eine Quelle des Reichthums für die Bewohner ist. General von der Wyck machte in Leonhard's und Bronn's Zeitschrift für Mineralogie zuerst darauf aufmerksam, daß die Mündung der Flüsse und Bäche einem steten Wechsel unterworfen ist und sich immer nach der Seite hinzieht, von welcher die Fluth kommt und wohin die Ebbe sich zurückzieht. Forchhammer fand dieses an den Flüssen der Nordsee bestätigt: der Rhein mündete vor dem Durchbruche des Canals in den See Flevus, die Elbe bei Hoyer und noch früher bei dem Nissumfjord an der Küste von Jütland ins Meer. Der Lauf der Flüsse und Bäche war demnach zu jener Zeit ein anderer, das Klima war ungleich kälter, weil das warme Wasser des Golfstromes noch von der schleswig-holsteinischen Küste abgeschlossen war, dahingegen ein eisiger Polarstrom aus dem Weißen Meere durch Mittelschweden in das Kattegat geführt wurde, welches, wie wir später sehen werden, damals noch mit dem Polarbecken in directer Verbindung stand. Auch die Fauna und Flora war eine nordische und deutet eine niedrigere Temperatur an, die, wie Steenstrup nach der von ihm festgestellten Pflanzenfolge bewiesen, nach und nach eine mildere geworden ist. Die ältesten Waldbäume waren erst die Espe, dann die Föhre, darauf die Eiche (Wintereiche Quercus sessiflora), Hasel, Erle und zuletzt die Rothbuche. Die Birke zieht sich durch alle Perioden hindurch, doch hat man in keinem Moore Spu-

ren der Buche gefunden, welche einen warmen, trocknen Boden verlangt. Die genügsameren Bäume mußten den empfindlicheren, anspruchsvolleren weichen, sogar die kräftige aber lichtbedürftige Eiche konnte in der Nähe der schattenreichen Buche nicht mehr gedeihen.

Man hat versucht, die verschiedene Pflanzenfolge mit den drei bekannten Culturperioden in Verbindung zu setzen: die Föhre mit dem Steinalter, die Eiche mit der Bronze-, die Buche mit der Eisenzeit. Ohne uns dieser Theorie anzuschließen, wollen wir doch nicht ungesagt lassen, daß die untersuchten Holzkohlen aus den Gräbern der Steinzeit sich allerdings als Reste von Coniferen erwiesen haben.

Vor dem Durchbruche des englischen Canals scheinen in Schleswig-Holstein zwei Neubildungen des Bodens stattgefunden zu haben, die durch eine große Naturrevolution von einander geschieden sind: die Moorbildung und die ältere Marschbildung. Die Moorbildung im allgemeinen dürfen wir als bekannt voraussetzen. Die Lagunenmoore bildeten sich auf zweierlei Weise: entweder aus den seichten Seen, die sich in den Niederungen unfern der Küste aus den von dem Rücken des Landes dem Meere zufließenden Gewässern gebildet hatten und allmälig der Torfbildung verfielen, oder aus den Gewässern, welche sich dadurch ansammelten, daß eine Welle, durch Sandbänke von der See abgeschnitten, stehen blieb und durch Zufluß von süßem Wasser zu einem Teiche oder See anwuchs, der, nachdem aller Salzgehalt ausgewaschen war, allmälig in Moor verwandelt wurde. Eine ähnliche Moorbildung ist auch der Darg oder Thul, eine zum Brennen untaugliche Torfart, die sich noch jetzt aus den Sümpfen bildet, welche durch mangelhafte Ableitung des Binnenwassers zu entstehen pflegen. Dieser Darg oder Seetorf bedeckt den Boden in ungleicher Mächtigkeit. Die größte Entwicklung (von 20 Fuß) dürfte er in der Wilstermarsch erreicht haben. Der beträchtliche Salzgehalt, der ihm bei Hochfluthen durch das eindringende Meerwasser verliehen ward, führte die Bewohner auf den Gedanken, ihn zur Salzbereitung zu benutzen, indem sie ihn verbrannten, die Asche mit Seewasser begossen und die Lauge eindampften — das Geschäft der armen Salzbrenner, deren in den nordischen Sagen oftmals Erwähnung geschieht.

Da trat eine plötzliche Senkung des Landes ein, durch welche die Lagunenmoore und die Birken-, Föhren- und Eichenwälder unter den Meeresspiegel hinabgedrückt wurden, eine Naturerscheinung, die sich nicht auf die kimbrische Halbinsel beschränkte, da die unterseeischen Moore und Wälder, welche sie verbürgen, von Jütland bis nach Spanien, von Bornholm bis nach Cornwallis nachgewiesen sind. Daß die Senkung eine plötzliche gewesen, beweisen die wohl conservirten Stämme, die man an der Westküste Schleswigs, Schonens u. s. w. gefunden hat, sowie die Wurzeln und Baumstümpfe, die noch vollkommen aufrecht stehen in dem Sande, in dem sie gewachsen sind. Eine höchst interessante Entdeckung im Hafen von Husum beweist, daß diese Senkung vor dem Durchbruche des englischen Canals stattgehabt hat und daß das Land damals schon von Menschen bewohnt gewesen ist. Man fand dort bei den Arbeiten zur Verbesserung des Hafens unter einigen Fuß Marscherde eine Torfschicht, unter dem Torf einen Birkenwald, und in diesem ein aus weißem Dünensande aufgeworfenes Grab, welches Steinwerkzeuge und Glas (?) enthielt*). Das Grab war sonach vor der Senkung errichtet worden. (An der Küste von Cornwallis hat man unter ähnlichen Verhältnissen Menschenschädel gefunden.) Daß der Durchbruch des Canals damals noch nicht stattgefunden hatte, läßt sich gleichfalls beweisen. Die Fluth, welche in Folge jener Katastrophe die Halbinsel überschwemmte, hat nämlich, so weit sie sich erstreckte, den Boden mit einer Steinahlschicht bedeckt, d. i. eine Schicht loser, theils abgerundeter, theils scharfkantiger Steine. Auf der Insel Sylt hat man Gräber geöffnet, die in einiger Tiefe mit dieser Steinahl überdeckt waren; das Grab im Husumer Hafen aber zeigte keine Spur davon, folglich hatte die Senkung vor der mit der kimbrischen (?) Fluth zusammenhängenden Steinahlformation stattgefunden. Es ist denkbar, daß dieses Naturereigniß die Uferlinie wesentlich veränderte. Die Senkung scheint sich überhaupt nicht auf den Küstensaum beschränkt zu haben; auf der kimbrischen Halbinsel hatte sie eine Versumpfung des Innern zur Folge, weil das durch die atmosphärischen Niederschläge sich bildende Wasser in Folge des höheren Meeresstandes einen trägeren Abfluß hatte. Plötzliche Senkungen haben übrigens auch noch später stattgefunden. Im Mittelalter gingen mehrere holsteinische Elbkirchspiele verloren; im Jahre 1634 versank ein Theil von Nordstrand, und wo das Meer das Land angreift, ist dies ein Beweis von dem Sinken desselben (Peschel). Der schwedische Alterthumsforscher Bruzelius kam nach einer Untersuchung des untermeerischen Waldes*) im Hafen von Ystad zu der Ueberzeugung, daß die dort stattgehabte Bodensenkung nicht über die historische Zeit hinausliege, eine Ansicht, die freilich in Kopenhagen von mehreren Seiten lebhaft bekämpft wurde. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob die kimbrische Halbinsel etwa das Schicksal der skandinavischen theile. Schweden hebt sich bekanntlich im Norden und sinkt an der schonenschen Küste, und von Jütland ist erwiesen, daß es sich nördlich der Linie, die man sich von Nyeborg auf Fünen bis nach dem Nissumfjord an der jütischen Westküste gezogen denkt, hebt, während manche Erscheinungen sowohl an der Ost- als Westküste Schleswig-Holsteins auf ein Sinken des Bodens hindeuten.

Nachdem durch die vorbesprochene Senkung die Moore unter das Meer hinabgedrückt waren, begann die ältere Marschbildung. Das Material dazu, den feinen Thon (Schlick), liefert die See, doch kann die Ablagerung nur in ruhigem Wasser, hinter der Schutzwehr vorliegender Inseln oder Sandbänke vor sich gehen. Die alte Außenküste, welche sich von der jütischen Küstenlinie über die Inseln Fanöe, Manöe, Romöe, Sylt, Föhr und Amrum hinabzieht und, kleine Marschstriche an der Ostküste ausgenommen, aus einem Hochlande von Sand und Geröll besteht, begünstigt die Marschbildung an der Küste. Weiter ins Meer hinaus dehnen sich die Watten, Reste zerstörten oder Anfänge neugebildeten Landes. Im Schutze einer bei starkem Wellenschlage aufgeworfenen Sandbank lagert sich der feine Thon ab, auf der Sandwatte bildet sich eine Schlickwatte, die sich, sobald sie abtrocknet, mit feinen, grünlichen Fäden, Conferva chthonoplastes, überzieht. Herbst- und Winterfluthen erhöhen die Schlickwatte beträchtlich; jedes Stadium des Anwachsens ist von einer neuen Pflanzenart begleitet, unter welchen einige die Ablagerung des Schlickes außerordentlich befördern. Um

*) Ob man wirkliches Glasfabrikat in dem Grabe gefunden hat, ist nicht verbürgt, da die Ausgrabungen leider nicht von Sachverständigen überwacht wurden und die Fundgegenstände in verschiedene Hände gelangt sind.

*) Die Bodenschichtung war folgende: Unter 10 Fuß Sand ein Torflager, unter dem Torf eine Kies- und Lehmschicht, darunter eine Moräne. In der oberen Sandschicht fand man eine Menge von Gegenständen (Schiffsüberreste, messingene Teller, Schießgewehre, Kugeln u. s. w.), die kaum über 200 bis 300 Jahre alt sein können. In dem Torflager fand man circa 100 Baumwurzeln und Steine verschiedener Größe. In der unter dem Torf befindlichen Sand- und Kiesschicht ein Flintsteinmesser, einen schönen Flintdolch, einen bronzenen Streitkolben und die Schalen eines knöchernen Messerheftes, das seiner Form und der zierlichen, schönen Arbeit wegen schwerlich über das neunte bis elfte Jahrhundert zurückreichen kann.

das Wachsen des Bodens zu beschleunigen, pflegt man auch künstliche, bei hoher Fluth überschwemmte Deiche, sogenannte Lahnungen, im Meere zu errichten. Nach den Conferven, dem Queller, dem Meerwegerich, dem Drückdal (Poa maritima, Poa distans) u. s. w. erscheint endlich der weiße Klee, trifolium repens, und giebt das Zeichen, daß das Land zur Eindeichung reif ist.

An der Küste der kimbrischen Halbinsel beginnt die Marsch am Ringköbingsjord; die Deiche ziehen sich indessen erst von Hoyer aus bis nach Wedel hinunter. Man unterscheidet Moormarschen und Sandmarschen, und erstere, je nachdem sie auf reifem oder unreifem Moor lagern, als feste oder schwebende Moormarschen. Bei den festen Moormarschen, welche der Torf durch das Gewicht der darüber lagernden Schlickmassen zusammendrückt, hat die Compression ihr Ende erreicht; die schwebende Marsch ist dahingegen in Folge der noch fortdauernden Compression in stetem Sinken begriffen. Die Wilstermarsch, die Insel Pelworm, sind schwebende Marschen, und wahrscheinlich war auch der versunkene Theil von Nordstrand schwebender Marschboden. Die Wilstermarsch liegt gegenwärtig 7 bis 8 Fuß unter dem Niveau des Elbspiegels. Der innere Theil derselben bildete noch im Mittelalter einen See, der im Norden mit der Elbe, im Süden mit der Stör in Verbindung stand. Steht das Wasser der See mit dem Moorwasser unter der schwebenden Marsch in Verbindung, so wird es bei einer Fluth, wo das Wasser höher als die Marsch anschwellt, einen gewaltigen Druck von unten nach oben auf die Marsch üben, und wenn alsdann der Gegendruck der Marsch auf das Moorwasser nicht überwiegend bleibt, so ist die gänzliche Zerstörung dieses fruchtbaren Landstriches unausbleibliche Folge. Daß eine gründliche Drainirung, die den Kleiboden zusammenpreßt, das Sinken der schwebenden Moormarsch beschleunigt, hat die Erfahrung gelehrt. Uebrigens hat auch die Marschbildung ihrerseits eine abermalige Veränderung der Uferlinie bewirkt, indem manche Inseln unter sich verbunden oder landfest geworden sind.

Eine Fahrt von Bombay durch den persischen Meerbusen nach Basra.

Von **Lothar Becker.**

III.

Die Rhede von Abuschehr. — Pillingu, die leuchtende Pflanze. — Die Dattelinseln. — In der Bai von Kwoidt. — Arabische Wohnungen in der Stadt. — Oede Umgebungen. — Gerstenfelder. — Zizyphusarten. — Die Araber der Wüste; ihre Spiele. — Tabackspfeifen verschiedener Art. — Die Bereitung des Kaffees. — Mahlzeiten. — Fahrt nach Mohammera.

Nach einer Fahrt von vier Tagen ankerte die „Sultani“ auf der Rhede von Buschir oder Abu Schehhr, der bedeutendsten Stadt am persischen Gestade, welche 12 Tagereisen von Schiras, 20 von Isfahan liegt. Ihr Aussehen ist das aller anderen Städte Westasiens: Häuser ohne Fenster oder Oeffnungen nach der Straße zu, mit weiten Hofräumen, platten Dächern, wo auch hier die Einwohner die Nacht hinbringen, schmutzige, enge Straßen, wo kein Wagen fahren kann und die beladenen Kameele, Maulesel, Esel rc. oft gänzlich den Weg versperren. Daß die Stätte, wo Buschir liegt, seit Jahrtausenden von Menschen bewohnt ward, geht daraus hervor, daß man Grabsteine mit unbekannten Schriftzügen gefunden hat, und beim Brunnengraben oft auf unterirdische Gewölbe und Graburnen stieß, welche Reste von menschlichen Gebeinen, Münzen und Samen von Khubazi oder Tula (Malve?, Tulsi?, d. h. Ocymum sanctum) enthielten, letztere Bestattungsweise der Todten aber seit Jahrtausenden hier nicht Sitte war. Obgleich viele Schiffe hier landen — zu meiner Zeit lagen 11 Bagla und 2 Markab hier, darunter ein britisches Kriegsschiff —, so geschieht doch nichts für den Hafen oder richtiger die Rhede, denn die Schiffe müssen wegen der weit hinaustretenden Sandbank fern von der Stadt ankern. Als ich zum Bagla zurückkehrte, mußte man $2^1/_2$ Stunden rudern, ehe dasselbe erreicht ward. Das Meerwasser ist hier so gesättigt mit Kalktheilen, daß die Ankerkette, trotz ihrer steten Bewegung, binnen einigen Tagen einen weißen Ueberzug erhielt.

Im December und Januar, wo die Berge in der Richtung nach Schiras mit Schnee bedeckt sind und den Stadtbewohnern Eis liefern, herrscht hier eine kühle Temperatur; doch scheint dieser Umstand nur die Blüthezeit zu verspäten, und auf die Strandvegetation von geringerm Einflusse zu sein, als die Trockenheit während der folgenden Monate, von denen der vergangene Januar und Februar gar keinen Regen gebracht hatten.

Von Cultur ist in der sandigen zur Zeit der Springfluth theilweise überschwemmten Umgebung nicht viel zu merken. Baumwollsträucher (Pamba) stehen zerstreut auf den Brachen, eine Beute des Viehes, da man den Anbau in Folge der hohen Abgabe aufgegeben hat. In den wenigen Gärten wachsen die Brennnessel (Urtica urens), Dill, Gartenkresse (Lepidium sativum) und das Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris) als Unkraut; während die einheimische Flora eine reiche Ausbente liefert, darunter die Giß oder Dscheß (Tamariske), Sserberinia (Sisymbrium Sophia var.), Lolium arvense, Parmelia parietina, den wilden Rettig, Tausendgüldenkraut (Erythraea pulchella), den weißen Klee und die Mäusegerste. Die auffallendste Erscheinung war für mich die Pillingu oder Chappa (Orobanche), eine Schmarotzerpflanze, welche so häufig ist, daß sie weite Strecken mit ihren Blüthen blauroth färbt. Sie wächst auf der langen, rübenartigen Wurzel der Emex spinosa, welche wegen ihres Tiefganges dem Ackermanne hier so lästig ist, wie die Brombeere oder Quecke im Norden. Von den Bergen bei Schiras, wo Salep gesammelt wird, hat man in Buschir dieselbe Sage, welche von dem Libanon rc. im Umlauf ist. Man erzählt sich nämlich, daß dort ein Kraut wachse, welches die Zähne der dasselbe fressenden Ziegen vergolde. Kotschy gedenkt derselben Sage im „Bulghar Dagh“ Ciliciens, und erwähnt, daß man ihm in Persien zum Besteigen der Berge, um Blumen zu suchen, gewöhnlich Glück wünschte, mit dem Beisatze, es möchte ihm die „leuchtende Pflanze“ erscheinen. Nach der Perser Aussage soll sie den Weg zu jener bahnen, deren

Wurzel Kupfer in Gold verwandele, und schon das Abgrasen vergolde Rindern und Schafen die Zähne.

Am 17. März, einem regendrohenden, fühlbar kalten Tage, schwanden uns die persische Flagge (Löwe) und Buschirs Thürme aus dem Gesicht. Es erschienen zahlreiche Seeschlangen, 4 Fuß lang, mit weißem Bauche und abwechselnd braunen und weißen Ringen, die Räubergegend der Schuri, welche den Weg nach Bagdad unsicher machen; ferner die Inseln Hari, Chuere, und ein Inselfels, dessen Gestalt mir die Fabel von dem zu Stein gewordenen Schiffe der Phäaken ins Gedächtniß zurückrief. Am folgenden Tage nahten wir uns den Dattelinseln Feliedsche, Auel, Kobbar, Ras el Ard und der niedrigen, unbewohnten Ohha, worauf wir am 19. März in der fischreichen Bai von Kwoidt oder Grahn ankerten, wo ein neuntägiger Aufenthalt in dem Hause des Capitäns mich mit dem häuslichen Leben derjenigen Araber näher bekannt machte, welche im Rufe stehen, die besten Moslem zu sein.

Die Veranlassung zu diesem langen Aufenthalte war der Krieg, welcher damals zwischen den Türken und den um Bassora hausenden, den Tribut verweigernden Araberstämmen entbrannt war. Denn der Nachoda befürchtete, daß das Schiff, welches einem Araber daselbst gehörte, wenn er vor Beendigung desselben in Bassora ankäme, von den Türken („Tirk" der Araber) in Besitz genommen werden könnte. Er hielt es daher für gerathen, bei seiner Heimathsstadt Kwoidt, wo er Haus, Weib und Kind hatte, zu landen, und dort so lange zu warten, bis er Verhaltungsbefehle von dem Schiffseigenthümer erhalten haben würde.

Kwoidt ist eine sehr ansehnliche, bisher von wenig Europäern besuchte Stadt, drei Tagereisen zu Lande von Bassora, zwischen diesem Orte und dem Berge Adahn, der jedoch von hier nicht sichtbar ist. Sie liegt am Strand einer öden, baumlosen, und mit Ausnahme von einem Dutzend am Strande gepflanzter Zidder- oder Kanarasträucher (Zizyphus) auch strauchlosen Ebene, deren Grundlage hier und da Muschelsandstein ist. Zum Schutze gegen die Badu (Beduinen) ist sie an der Landseite mit einer hohen — jetzt theilweise zerfallenen — Mauer umgeben, welche aus ungebrannten, in der Sonne erhärteten Ziegeln errichtet ist. Die Bauart der aus Stein oder Lehm erbauten Häuser hat nichts Abweichendes von der anderer westasiatischen; die Dachsparren bestehen zum Theil aus Tschendalholz, welches aus „Ssingebahr" (Sansibar) gebracht wird und (vielleicht angestrichen?) so roth wie der Red gum (Eucalyptus) Neuhollands ist; darüber liegen Geflechte von einer Rohrart Namens Manghur. Arabien besitzt nur an wenig Orten Brenn-, viel weniger Bauholz; man ist daher genöthigt, dasselbe von Afrikas Ostküste oder Hindostan zu holen; was übrigens nichts Auffallendes ist, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der neuholländischen Seestädte (wie Melbourne) aus schwedischem, nordamerikanischem und anderm nicht in Neuholland erlangten Holze erbaut ist. Von Maskat und Linnie holt man den Ssommer und Gimr (Germ), von Kangun den Denggo, Schhahs, Ssidder und Gahf, von Buschir vier Arten Brennholz. Ist der Vorrath ausgegangen, so behilft man sich mit den Stielen der Dattelblätter, welche allerdings schlecht brennen, oder mit dem Dung von Kameelen, Pferden, Eseln, Kühen 2c., wie dies bekanntlich überall in der trockenen oder Steppenzone Afrikas und Asiens, ja selbst noch im südlichen Rußland und in Ungarn geschieht; in Hindostan erhält der Kuhmist unter Beimischung von gehacktem Stroh oder Spreu die Gestalt flacher Kuchen.

Tritt man in eine arabische Wohnung, so wähnt man in einem deutschen Bauerngehöfte zu sein, wenn man die hölzerne, mittelst einer Schnur gehobene Thürklinke und den gekerbten Holzriegel erblickt, wie er z. B. im Glogauischen üblich ist. Die meisten Gebäude und deren Hofräume sind in Abtheilungen, die eine für das weibliche, die andere für das männliche Geschlecht, geschieden; sie haben Dachrinnen, Luken statt der Fenster, Hallen mit spitzen Bogen, und von den Dächern oder aus den Oeffnungen in der Mauer ragen oft hölzerne Vorbauten ähnlich Balkonen hervor. Das Speisezimmer, welches zugleich Empfangszimmer ist, und Diwahni genannt wird, enthält Teppiche (Sulli), aber weder Stuhl noch Tisch, welche letzteren hier überhaupt nicht gebräuchlich zu sein scheinen.

Trotz der Warnungen meiner Schiffsgenossen und der Gefahr, welche mir drohte, wenn ich in meiner europäischen Kleidung von den Badu bemerkt werden sollte, konnte ich mir nicht versagen, einen Ausflug landeinwärts auf das Blachfeld zu unternehmen. Hier eröffnete sich mir ein Anblick, wie man sich ihn kaum öder vorstellen kann, ein Anblick, welcher geeignet war, mir eine Vorstellung von der schauerlichen Wüste im Innern zu verschaffen; denn wie der Ocean umzog der Horizont eine einförmige, nur hier und da schwach steigende und fallende Linie, wo das Auge keinen Ruhepunkt findet. Die Atmosphäre ist oft so sehr mit Staub erfüllt, daß der Mond erst spät nach seinem Aufgange sichtbar wird. Von erfreuendem Grün war selbst jetzt, im Frühlinge, kaum eine Spur vorhanden, indem der größte Theil von Triebsand bedeckt war, welchen der Wind wie die Wellen des Meeres anhäuft. Von Sträuchern erblickt man nur einige, nicht fern von der Stadt am Strande, meist zu zwei in eine Reihe gepflanzte Kanahra, auf denen Knaben eine eigenthümliche Vogelfalle, Fach genannt, aufgestellt hatten. In ihrer Nähe befinden sich Gruben, welche unseren Sandgruben gleichen, und darin 3, 4, 5 oder 10 Fuß tiefe Löcher, aus denen die Einwohner eine geringe Menge Wasser beziehen. Es ist nämlich eine eigenthümliche, auch in Neuholland 2c. beobachtete Erscheinung, daß man im Sandboden dicht an dem Meeresstrande Süßwasser findet. An einer andern Stelle befinden sich die Grabsteine des Mokbaret (Todtenstätte), wo keine Blume blüht und keine Schrift die Namen der hier Ruhenden verkündet. Von Cultur traf ich, mit Ausnahme eines kleinen Weizen- und Gerstenfeldes, keine Spur; die meisten Weizenstauden standen, bei einer Höhe von ½ Fuß, sehr dicht und ihre Aehren enthielten nur 1 bis 2 Körner, während die in unbestelltem Lande dicht daneben verwilderten an 20 Körner hatten und in Blüthe standen, während die gesäeten schon verblüht waren. Weiter landein gewahrte ich Spuren des Pfluges, und nicht weit davon, auf unbestelltem Felde, weite, mit Gerste bedeckte Flächen, so daß ich glaubte, die Heimath dieser Pflanze entdeckt zu haben. Ich begnügte mich jedoch nicht mit einer oberflächlichen Betrachtung, sondern untersuchte die Wurzel von einer und dann von hundert Pflanzen, und fand bei allen, daß sie aus Schafdung entsprangen, so daß ich zu dem Schlusse kam, daß die Keime der Samen nicht stets im Darme der Schafe vernichtet werden. Der geschäftige Wind vertritt die Stelle des Landmannes, indem er die samenblattlosen, von Dung umgebenen Keime mit Sand bedeckt. Diese sprossen auf und die aus ihnen entstehenden Stauden erzeugen Samen, welche wiederum von den Schafen gefressen werden, so daß das Bestehen dieser Gerstenfelder unter gewöhnlichen klimatischen Verhältnissen für so lange gesichert ist, als Schafe hier weiden. Eine ähnliche Erscheinung beobachtete ich sehr häufig in Neuholland, wo unter anderen der kleine Sauerampfer (Rumex acetosella), die Plage des Landmannes, durch den Dung des Rindviehes über die ganze Colonie verbreitet worden ist.

Von einheimischen Gewächsen erwähne ich die Hundsribbe (Plantago lanceolata var.), welche die Araber Rib-

bele nennen, den wilden Levkoi (Matthiola incana), die Subsa (blaugraue Reseda) und zwei Zizyphus. Es ist dies eine Gattung, zu welcher auch Zizyphus Lotus gestellt wird, den man für das gefeierte Gewächs der Lotophagen hält, dessen unschmackhafte Frucht aber diese Ansicht durchaus nicht rechtfertigte. Es ist auch nicht der heilige Lotus der Alten, den auch die Vorfahren der Deutschen verehrten (wie der Ausdruck „Sakr Lot!" andeutet [— ?? —]), und welchen man für die prächtige Nelumbium speciosum hält, trotzdem dieselbe weder in Unter- und Mittelägypten, noch auch auf den Monumenten der alten Aegypter vorkommt. Die Arten der Gattung Zizyphus sind charakteristisch für den Wüstenstrich, welcher sich vom Westrande der Sahara durch Arabien und ganz Asien bis zum Gestade des chinesischen Meeres erstreckt; sie bilden vielfach fast den einzigen Strauchwuchs und das einzige Brennholz.

Die Bewohner von Kwoidt sind nach der Aussage meiner Gewährsleute ausschließlich Mohammedaner, da Juden, Christen und Banianen längerer Aufenthalt nicht gestattet werden soll; ich habe jedoch Ursache, daran zu zweifeln, da man mir den Antrag machte, mich für immer hier niederzulassen. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Schifffahrt, Fischfang, Handel und Schiffbau, und halten viele Negersklaven, darunter auch solche, die dem Stamme der Madjungo in Ssingebahr angehören.

Die Araber, welche die Wüste bewohnen, haben in Folge des gefahrvollen Lebens, welches sie führen, mißtrauische und abstoßende Züge, sowie, wegen des Wüstenstaubes und der Gewohnheit, die Nacht auf den Dächern zuzubringen, selten zwei gesunde Augen. Wie zeitig die Küstenbewohner mit dem Meere vertraut werden, ersah ich aus dem ersten Besuche, welchen wir bei Ankunft in der Bai erhielten; es war ein nur mit Kindern bemanntes Boot, welche gleich alten Seeleuten sogleich aufs Deck kletterten, und sich ohne alle Umstände Wasser erbaten. Sie sind große Freunde des Spieles, und oft sieht man Greise an Straßenecken, Mauern und Sandhügeln vor Grübchen sitzen, in welche sie, nach Art des Schippelspieles, Steine werfen. Dies Spiel nennen sie Gubbeth, das Kartenspiel Gandjifa, das Ballspiel Läb Gobba, das Schachbrett Erga, das Damenspiel Schah. Andere Spiele sind das Tchaup, Patschies eiam und Schattranje. Das Brummeisen (Maultrommel), das die Britten „Jews harp", d. h. Judenharfe, nennen, heißt bei ihnen Mortjeng.

Das Tagewerk beginnt der Araber, nachdem er sich von seinem Lager erhoben hat, indem er zur Tschattub (Schibuk) greift, worin er den köstlichen Tittin von Bagdad 2c. raucht. Sie haben zwei Instrumente, worin sie den Taback „trinken" (schrub), deren Construction von der Sorte Taback abhängt, welche geraucht werden soll; denn nicht alle Sorten können, sollen sie Genuß bringen, in jeder von beiden geraucht werden. Die eine Sorte, hier Tittin genannt, wie bei den Türken, Persern, Russen, Polen, Ungarn 2c., wird nicht in der Wasserpfeife, und der Tombaku nicht in der Tschattub geraucht. Das erstere ist eine höchst sinnreiche Erfindung, welche schon an den alten Ruinen zu Nakschi Rustan in Persien abgebildet ist und dort zur Seite eines Pferdes in derselben Weise herabhängt, wie es noch heute in Persien und Arabien der Fall ist, wenn Wohlhabende auf Reisen sind. Sein Gebrauch in Asien muß deshalb ein sehr alter sein, was auch der Umstand bestätigt, daß der „Tombaku" von Schiras, welcher schon zu Oehlschläger's Zeit in großer Menge exportirt wurde, von einer Pflanze (Nicotiana persica Ldl.) stammt, die weder in Amerika noch — so viel man bis jetzt weiß — sonst wo gebaut und nur in der Wasserpfeife geraucht wird, welche letztere in Amerika 2c. unbekannt ist. Je nach ihrer Verschiedenheit nennt der Araber die Wasserpfeife: Giddu (aus Thon), Nargiele (aus Kokosnuß), Schische, Boru, Ankire 2c. Ihre Construction ist bekannt. Mehrmals habe ich versucht, die Wasserpfeife zu rauchen, allein das dabei nöthige, tiefe Einathmen des Rauches in die Lungen verursachte mir stets Husten. Aus der Tschattub — dem Vorbilde (??) der langen deutschen Pfeife — raucht der Araber nur den Tittin, und zwar wie es in Europa üblich ist, d. h. man verschluckt den Rauch nicht, was bei vielen Völkern Nordasiens, Südafrikas und Amerikas geschieht. Manche Araber sind auch Freunde des Schnupftabacks, den sie in vorzüglicher Güte vom Sind beziehen und in Schnupfdosen (Kagassi, Gouti) bewahren, welche zum Theil die Gestalt europäischer haben. Gleiches gilt auch von der Gestalt des Stahles, Steines und Schwammes, welcher letztere über Bagdad und Schahm (Damaskus) bezogen wird.

Der unzertrennliche Begleiter des Tschattub ist der Kahua (Kaffee), welcher stets ohne Milch und oft auch ohne Zucker aus kleinen weißen Porcellanschalen, Finniahn und Tasse*) genannt, ähnlich den Theeschälchen der Chinesen, geschlürft wird. Die Art der Bereitung ist folgende: Nachdem man die mit Wasser gefüllte Kaffeekanne (Dölle mal Kahua) an das Feuer gestellt hat, legt man die Kaffeebohnen auf ein Eisenblech (Mugla mal Kahua), das mit zwei Henkeln versehen ist, worauf man dieselben mittelst eines Stöckchens beständig umrührt, bis sie genügend geröstet sind, und in einem Mörser (Hauen) zerstampft. Mittlerweile kocht das Wasser, worauf der Kaffee hineingeschüttet, umgerührt und die Kanne vom Feuer entfernt wird. Dieses letztere wird vier- bis sechsmal wiederholt, so daß der Trank so schwarz und bitter wird, daß er wenigen Europäern behagen dürfte. Tjah (chinesischer Thee) ist weniger gebräuchlich, dagegen Thee aus Ingwer beliebt.

Die Mahlzeit (Ehsch) wird wie überall in Asien, mit Ausnahme von China, wo zu dem Zwecke zwei Stäbchen, sehr ähnlich Bleistiften, mit der fünffingerigen Adamsgabel gemeinsam auf einem Teppich eingenommen, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß sie vorher gewaschen wird. Die Hauptmahlzeit bestand an Bord aus Reis, welcher mit Rosinen gekocht und mit Ghi (d. h. Butter, welche, damit sie sich in der Hitze halte, gekocht ist) vermischt wird, in Verbindung mit Rubbiahn (kleinen Seekrabben, welche getrocknet verkauft werden), was ein sehr schmackhaftes Gericht ist. Täglich gab es auch frisches, ausgezeichnetes Schaffleisch, zu welchem Zwecke Schafe an Bord gehalten werden. Auch der frische Reis hat einen ganz andern Geschmack als der alte, welchen man in Europa genießt; denn er verhält sich zu dem des letztern wie etwa der neuer Kartoffeln zu dem der alten. Nach Entfernung der Schüssel folgte der Nachtisch, welcher aus Kaffee, Datteln, verschiedenen Arten Confect und darunter der wohlschmeckenden Hallua bestand, welche von Maskat und Ostpersien kommt, zu Linnie ½ Gulden das Pfund kostet, in kleinen, trichterförmigen Bastkörbchen in den Handel kommt und vermuthlich aus Mehl, Honig, Butter, Milch und Gewürzen bereitet wird; zu Bagdad soll die Halwa aus Zucker, Butter und gebranntem Mehle bestehen; in Dschulamerk giebt man diesen Namen einem Kuchen aus Mehl, Butter und Brot. Den Schluß des Mahles machte die Tschattub. Am Lande sind die Gerichte mannichfacher und bestehen aus guten Fischen, welche der Busen in großer Menge liefert, aus Milch, Schlippermilch (Libben), Kobbuhs oder Kobbies (dünnen Kuchen, ähnlich den jüdischen Osterkuchen und den indischen Schapatti oder

*) Dies Wort bezeichnet auch größere flache Gefäße.

Roti) und anderen Arten Brot, bestreut, wie in China und Indien, mit Ssimssim (Sesam), aus Zuckerbrötchen, Chobsirgahg, Kuchen aus Mehl, Datteln und Ghi, welche nur gewendet, nicht gebacken werden; ferner aus eingelegten Mischmisch (Aprikosen) und anderen Früchten.

Nachdem der Nachoda den Reisbedarf seiner Familie für das kommende Jahr ausgeladen hatte, verließen wir Kwoidt am 27. März und liefen am letzten dieses Monats in die Mündung des Schat el arab (d. h. arabischer Fluß) ein. Links liegt hier der mit einer Erdmauer und Dattelbäumen umgebene Ort Fau, zur Rechten der Ort Ssind, und weiter oberhalb, dicht dabei, Gaspa oder Gaswa. Die Breite des Stromes ist zwischen diesen Orten beträchtlicher als die des Hugli bei Ketscheri, und auch seine Tiefe dürfte demselben nicht sehr nachstehen. Mit Ausnahme einiger Dattelbäume ist das untere Stromland eine niedrige, baumlose Fläche, reich an Riesenschilf (Phragmites, Gossup genannt), Essel, Dscholan (Mariscus) und anderen Binsen, der Aufenthalt zahlreicher Vögelschaaren, darunter auch des Pelikans, ein Weideland für Büffel, Ochsen, Zebu und weiße Schafe. Weiter aufwärts beginnt bei Mearmir der Dattelwald, welcher, abgesehen von einigen Unterbrechungen, bis Basra hinauf in größerer oder geringerer Breite das grünumsäumte Stromufer begleitet und sehr viele Ortschaften nebst Obstgärten einschließt, darunter als die bedeutendste: die Stadt Mhammera.

Doctor C. F. Hall's Bericht über seine arktische Reise und Franklin's Expedition.

Wir haben in unserer Zeitschrift bereits der Rückkehr Hall's und einiger Resultate seiner Wanderungen erwähnt. Der muthige Reisende hat fünf Jahre lang in den unwirthlichen Gegenden des hohen Nordens zugebracht, viele Entbehrungen ertragen und große Gefahren überstanden. Im „Globus" Bd. VI. (1864) S. 223 meldeten wir, daß Hall, nachdem er achtzehn Monate lang von seiner ersten arktischen Reise sich ausgeruht hatte, abermals in die eisigen Regionen gehen wolle. Er fuhr auf dem Walfischjager „Monticello" nach der Repulsebai, am Nordwestende der Hudsonsbai; „sein Plan war, im Jahre 1865 auf Hundeschlitten bis nach Boothia Felix und nach König Wilhelm's Land vorzudringen und allen Spuren von Franklin's Gefährten zu folgen, um über das endliche Schicksal derselben volle Klarheit zu gewinnen."

Von 1865 an kamen in jedem Spätsommer durch Walfischfahrer einige Nachrichten von Hall nach den Vereinigten Staaten; jetzt liegt der Bericht vor, welchen er vor seiner Heimkehr noch an der Repulsebai am 20. Juni 1869 verfaßt hat. Wir erhalten durch denselben einen Ueberblick seiner Thätigkeit, und wollen ihn selber reden lassen. Hall schreibt an H. Grinnell in Newyork: —

Heute bin ich von einer Schlittenreise nach King William's Land zurückgekommen; sie hat 90 Tage in Anspruch genommen. Es war meine Absicht, diese Fahrt schon im vorigen Jahre zu machen, und ich hatte auch alle nöthigen Vorkehrungen getroffen. Nun erfuhr ich aber, daß Eingeborene auf der Halbinsel Melville, in der Nähe der Fury- und Heklastraße, weiße Männer gesehen hätten, und deshalb schlug ich über Am i toke, Uglit-Insel und Ig lu lik, dorthin die Richtung ein; ich hoffte so, einige Gefährten Franklin's retten zu können. Als Resultat dieser Reise stellte sich heraus, daß ich einen Zeltplatz einiger weißer Männer und einen von ihnen errichteten Steinpfeiler fand, im Hintergrunde der Parrybai, die etwa 50 Miles vom westlichen Ausgange der Fury- und Heklastraße liegt. Auch besuchte ich mehrere Stellen, an denen weiße Männer und deren Spuren von Eskimos aus Ig lu lik und der Umgegend in den Jahren 1846 und 1847 gesehen worden waren. Weitere Erkundigungen habe ich bei meinem diesmaligen Besuche von King William's Land eingezogen. Meine Schlittenreise nach der Fury- und Heklastraße, von dort nach der Parrybai und zurück nach Repulsebai auf der oben gemeldeten Route nahm drei Monate in Anspruch.

Als Ergebniß meiner Forschungen auf King William's Land stellt sich heraus, daß keiner von Franklin's Gefährten die Insel Montreal (— welche in der Mündung von Back's Großem Fischflusse liegt —) erreicht hat. Crozier und seine Partie, etwa 40 bis 50 Mann, gingen in der zweiten Hälfte des Juli 1848 an der Westküste von King William's Land hin, bis in die Nähe von Cap Herschel. Sie zogen zwei Schlitten über das Meereis, das dem Zerschmelzen ganz nahe war; den einen großen Schlitten hatten sie mit einem Boote beladen, das mit einem Dach überspannt war; auf dem kleinern hatten sie Lebensmittel und Lagergeräthschaften. Bevor sie Cap Herschel erreichten, trafen sie in der Nähe desselben einige Eskimofamilien und schlugen neben denselben ihr Lager auf. Zwei dieser Eskimomänner gaben mir traurige Kunde; es wurde mir dabei ganz weh ums Herz, ich gerieth aber auch in Zorn und Wuth. Sie gestanden mir nämlich, daß sie und ihre Gefährten insgeheim aufgebrochen seien und die weißen Männer im Stiche gelassen hätten. Diese hatten nun viel zu leiden und starben, weil es ihnen an frischen Lebensmitteln fehlte. Es wäre jenen Eskimos ein Leichtes gewesen, die ganze Partie am Leben zu erhalten.

Die nächste Spur von Crozier und dessen Partie haben wir in dem Gerippe, welches Mac Clintock etwas weiter abwärts, südwärts und ostwärts vom Cap Herschel fand; den Eskimos war es nicht zu Gesicht gekommen. Wieder eine Spur ist ein Lagerplatz an der Küste von William's Land, etwa drei Miles östlich vom Pfeffer-River; dort sind zwei Mann gestorben und christlich begraben worden. Die Eingeborenen fanden dort Fischknochen, ein Beweis, daß die Leute Crozier's dort Fische gefangen hatten.

Fünf bis sechs Miles nach Osten hin, auf einer langen, niedrigen Landspitze von King William's Land, ist ein Mann gestorben und begraben worden; drittehalb Miles weiter nach Südsüdost, auf Todds Island, liegen die Gerippe von fünf Mann. Ferner findet man sichere Spuren dieser Partie an der Westseite des Inlets, westlich von der Richardsonspitze, auf niedrigem Boden, der je nach dem Wasserstand eine Insel bildet oder zum Festlande gehört. Dort liegen das oben erwähnte große, mit einer Decke überspannte Boot und 30 bis 35 Mann von Crozier's Partie; diese Spuren wurden von dem Eskimo Pu yet ta aufgefunden, dessen Sir John Roß in der Beschreibung seiner 1829 bis 1834 in der Victory unternommenen Reise erwähnt.

Im Frühjahre 1849 fanden einige Eingeborene, welche ich selber gesprochen habe, ein großes Zelt, dessen Boden über und über mit Gerippen und Ueberbleibseln der weißen Leute bedeckt war; in der Nähe befanden sich zwei Gräber. Dieses Zelt stand etwas landeinwärts von der innern Seite der Terrorbai.

Als im Frühjahre 1861 der Schnee ziemlich hinweggethaut war, fand eine Eskimopartie zwei Boote und in und neben denselben viele Gerippe. Eins dieser Boote war früher schon von Mac Clintock gesehen worden, das andere lag eine gute Viertelstunde Wegs entfernt. Es muß damals, als Mac Clintock's Leute dort waren, mit Schnee bedeckt gewesen sein, sie würden es sonst gewiß bemerkt haben. In diesem Boote nun lagen außer den Gerippen auch mancherlei Sachen, ähnlich denen, welche Mac Clintock in dem andern Boote gefunden und die er verzeichnet hat. Der Eskimo, welcher als Obmann mit einer Anzahl seiner Landsleute eine Untersuchungsreise durch King William's Land unternahm, ist in den nördlichen Gegenden wohl bekannt, und derselbe Mann, von welchem Dr. Rae die erste Kunde darüber erhielt, daß weiße Männer westlich von der Stelle, wo er sich damals, im Frühjahre 1854, befand, nämlich der Pellybai, gestorben seien. Dieser Eskimo heißt In nuk pu zhe ink, ist ein Eingeborener von Neitchille, ein großer Reisender und recht intelligent. Man kann ihn als eine umherwandelnde Geschichte des Schicksals der Expedition Franklin's betrachten. Ich traf diesen Eingeborenen, als ich noch eine Schlittenreise von King William's Land entfernt war, auf der Höhe von Point Dryden, und blieb einige Tage bei ihm und seinen Leuten. Er hat mich dann auf meinen Wanderungen auf und um King William's Land als Führer begleitet.

* * *

„In demselben Jahre, als der „Erebus" und der „Terror" verlassen wurden, hat einer derselben die große nordwestliche Durchfahrt gemacht; es befanden sich fünf Mann an Bord. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Zahl ist klar. Auf diesem Nordwestpassageschiffe von Sir John Franklin's Expedition war Alles in vollständiger Ordnung; an den Schiffsseiten hingen vier Boote, ein anderes stand auf dem Quarterdeck; das Fahrzeug stand unter einer Winterbedeckung von Segel- oder Zelttuch. Es wurde von den Uk juk lik-Eskimos aufgefunden bei O Reilly Island, 68° 30' N., 99° 8' W. zu Frühlingsanfang 1849 und lag eingefroren in einem glatten Eisfelde, das sich erst im Winter vorher gebildet hatte. Sowohl in Ig lu lik wie auf King William's Land habe ich sicher ermittelt, daß auf dem einen oder andern Schiffe sich ein Windhund befunden hat."

„Wer vollständig ins Klare über das Schicksal der Expedition kommen will, muß mit einer zahlreichen Partie einen Sommer auf King William's Land Untersuchungen anstellen; dort befinden sich ohne Zweifel noch viele Ueberbleibsel. Aus dem, was ich von Eskimos hörte und was ich selber gesehen, bin ich überzeugt, daß im Winter, wenn Schnee liegt, nur wenig ausgerichtet werden kann. Die ganze Küstengegend von King William's Land ist auf beiden Seiten, vom Südende bis zu Cap Felix (— Nordende; unter 70° N. —), vielfach durchstöbert worden, weil sie Ueberbleibsel von der Expedition aufsuchten; das geschah dann allemal, wenn der Schnee so ziemlich verschwunden war."

* * *

Hall schildert dann, in welcher Weise er seine Expedition ausgerüstet und seine Wanderzüge gemacht habe. Seine Schlittenpartie von der Repulsebai, dem Ausgangspunkte, nach King William's Land bestand aus 11 Köpfen, lauter Eskimos. Diese sind, sagt er, von Natur so wenig zahm zu machen, wie die Adler, aber nur vermöge ihres Beistandes war ich im Stande, an Oertlichkeiten zu gelangen, welche mir sonst unzugänglich geblieben wären. Ich gab mir alle erdenkbare Mühe, mehr zu ermitteln, als mir gelungen ist, aber von allen meinen Gefährten wollte nicht ein einziger um keinen Preis der Welt mit mir den Sommer über auf King William's Insel bleiben. Und gerade eine Durchforschung während der Sommermonate würde nach Allem, was ich von den Eingeborenen erfahren habe, sich reichlich belohnt haben. Ich würde die schriftlichen Berichte der Expedition gerettet haben, welche in einem Gewölbe etwas landein oder ein wenig ostwärts von Cap Victory geborgen sind.

Wenn ich übrigens den Charakter der Eskimos auf King William's Land und dessen Umgegend erwäge, so kann ich meine Repulsebai-Eskimos nicht darüber schelten, daß sie den Sommer über nicht dort bleiben wollten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß keiner von uns mit dem Leben davon gekommen wäre. Wir durften ja, falls wir in Noth und Mangel geriethen, von den Eskimos jener Gegend keine bessere Behandlung erwarten, als die 105 Leute, welche unter Crozier's Führung standen. Hätte ich aber einigermaßen auf Sicherheit rechnen und die Sommermonate zu einer Durchforschung der Insel King William's Land wählen können, dann durfte ich mit Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß ich nicht bloß alle Log- und Tagebücher der Expedition aufgefunden hätte. Ich konnte dann auch die Gebeine von etwa 100 Männern sammeln und begraben. Diese Gebeine liegen an den Stellen, wo die drei Boote gefunden worden sind, und auf dem großen Lagerplatze im Innern der Terrorbai; dann noch an drei anderen Stellen, deren schon weiter oben erwähnt worden ist. In der Bucht auf der Westseite von Point Richardson hat die Natur selber ihren Busen geöffnet und den Ueberbleibseln der unsterblichen Helden, welche dort starben, das Begräbniß gegeben. Doch überall, wo die Eskimos Gräber fanden, sind dieselben von ihnen aufgewühlt und beraubt worden; die Gebeine wurden dann ringsum zerstreut. Auf Todd's Eiland wurden fünf Leichen ausgegraben, beraubt und den Hunden zum Fraß überlassen. Ich habe überall, wo ich Gerippe fand, Denkzeichen errichtet, Salutschüsse abgefeuert und die amerikanische Flagge geschwenkt zum Andenken und aus Achtung für die Männer, welche die eigentlichen Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt gewesen sind.

Ich hätte eine sehr große Menge verschiedener Ueberbleibsel sammeln können; dergleichen sind nun unter den Eingeborenen weit und breit zu finden über die ganze weite Strecke von der Pondsbai (— an der Westseite der Baffinsbai, 73° N. —) nach Westen hin bis zum Mackenziestrom. Ich mußte aber schon zufrieden sein, daß ich auf King William's Land etwa 125 Pfund Reliquien auf meine Schlitten laden konnte. (Darunter befinden sich Brettertheile von einem Boote; die Kufe eines kleinen Schlittens von Eichenholz; ein Theil von dem Maste des Schiffes, welches die nordwestliche Durchfahrt gemacht hat; ein Chronometergehäuse; zwei lange Kupferplatten; ein Mahagonitisch; silberne Messer und Löffel; Messer; Theile von Uhren 2c.) —

Am Schlusse seines Berichtes erzählt Dr. Hall einen tragischen Vorfall, der ihn selber betraf, nur kurz; wahrscheinlich wird er späterhin die näheren Umstände bekannt machen; auch stellt er selber umfassende Mittheilungen in Aussicht über die Eingeborenen von der Repulsebai, Ig lu lik, Pellybai, Neitchille, King William's Land und jene an Back's Großem Fischflusse.

„Im Frühjahre 1865 unternahm ich mit Hundeschlitten einen Zug von der Repulsebai nach King William's Land.

Alle meine Begleiter waren Eskimos. Als wir etwa 200 Miles zurückgelegt hatten, trafen wir auf eine Partie Eingeborener von der Pellybai, welche aus ihrem Lande geflohen waren, weil dort Krieg war. Diese Nachricht wirkte auf meine Begleiter so entmuthigend, daß sie nicht weiter vorwärts wollten. Das war ein harter Schlag für meine Pläne und ich mußte umkehren. Ich meinte indeß, daß mir mein Vorhaben dennoch gelingen könne, wenn es mir gelänge, einige zuverlässige weiße Leute anzuwerben, Seeleute von den Walfischfahrern, welche etwa in der Repulsebai anlegen würden. Erst im Herbst 1867 bekam ich dergleichen; sie sollten mich nebst meinen Eskimodolmetschern Joe und Hannah auf meiner langersehnten Schlittenreise nach King William's Land begleiten und zu meiner Vertheidigung dienen. Diese weißen Leute erhielt ich aber erst im letzten Augenblicke, das heißt, als die Walfischfahrer eben die Anker zur Heimfahrt lichten wollten. Es waren Leute, über deren Qualität die Schiffscapitäne so wenig etwas wußten, wie ich selber. Einer von ihnen, Frank Laller, bewährte sich in dem ganzen Jahre, so lange diese fünf Männer in meinem Dienste standen, als ein zuverlässiger, arbeitsamer und energischer Mensch; er benahm sich anstellig und ehrenhaft. Zwei andere würden sich besser aufgeführt haben, wenn sie nicht bösen Einflüsterungen Gehör gegeben hätten. Nur Laller allein hat mich auf meinen größeren Schlittenfahrten begleitet. Als dieser treue Mensch im Herbst 1868 etwa 7 Miles weit entfernt in Geschäften abwesend war, wurde auf mich ein meuterischer Ueberfall gemacht, und ich sah mich genöthigt, zur Selbstvertheidigung meinen Revolver zu gebrauchen. Der Anstifter, Coleman, fiel, und er ist nach vierzehn Tagen gestorben. Damit war die Meuterei zu Ende; einer von der Bande erklärte mir dann, daß sie der schuldige Theil seien; ich möge ihnen ihr Unrecht vergeben, und das geschah auch. Wenn ich nicht den äußersten Schritt gethan hätte, so würde mir sicherlich Heinrich Hudson's Schicksal zu Theil geworden sein *)."

*) Hudson kam auf seiner vierten Nordfahrt, 1610, in die nach ihm benannte Straße (nördlich von Labrador). Auf seinem Schiffe, der „Discovery", entstand eine Meuterei, welche gedämpft wurde. Er fand am 11. Juli unter 62° 9′ N. die Gottesgnade-Inseln, sah dann ein weites, offenes Wasserbecken vor sich und glaubte schon die nordwestliche Durchfahrt gefunden zu haben; er wähnte, bereits im Stillen Oceane zu sein. Das Vorgebirge, welches den südwestlichen Punkt der Hudsonsstraße bildet, nannte er Cap Wolstenholme. — Schon am 10. August war sein Schiff im Eis eingefroren, die Lebensmittel waren fast aufgezehrt. Dann brach wieder eine Meuterei aus. Hudson hatte in England einen jungen Menschen Namens Green, der dort nicht gut thun wollte, an Bord genommen und ihn wegen schlechten Betragens mehrmals scharf getadelt. Green schwor ihm Rache und wiegelte andere Matrosen auf. Als Hudson am 22. August aus seiner Cajüte trat, ergriffen ihn die Meuterer, warfen ihn mit acht kranken Matrosen in ein Boot und segelten fort. Was aus diesen Unglücklichen geworden ist, weiß Niemand: die Meuterer aber trieben erst im Eis umher, rannten am Cap Digges fest und wurden von den Eskimos überfallen. Die eigentlichen Meuterer wurden von diesen Wilden erschlagen; die übrigen kamen ausgehungert und abgemagert nach Irland. A.

Aus allen Erdtheilen.

Zur Charakteristik der Bewohner von Uruguay.

Die Deutschen. — Decentes. — Gauchos. — Geistliche.

Wir finden in der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata", für deren regelmäßige Uebersendung wir der Redaction derselben unsern besten Dank sagen, manchmal interessante Schilderungen aus den argentinischen Landen. In einer der jüngsten Nummern, die uns zugekommen sind (vom 12. August), schreibt ein Deutscher, der in Montevideo lebt, über die Zustände in der Republik Uruguay, und charakterisirt ausführlich die Bewohner dieser „Banda Oriental". Man sieht, weshalb es mit dieser „Republik" nicht vorwärts gehen kann.

Die Deutschen in der Fremde, so sagt unser Landsmann, tragen das Bewußtsein von der erhöhten Geltung ihres Vaterlandes in sich. Sie sind weder in Nordamerika, noch hier am La Plata, die nämlichen wie früher. So wie der Yankee, der den aufgeblasenen Humbug erfinnende Knownothing den Deutschen respectiren gelernt hat, so sind die Seitensprößlinge des Cid Campeador, des Torquemada, Arbues und Vicente Ferrer gezwungen, dem deutschen Namen Achtung angedeihen zu lassen. Schon geht der Deutsche nicht mehr unterschiedslos in der hiesigen Nation auf, und selbst in den seltenen Fällen, da er sich ihr assimilirt, vererben sich durch ihn Eigenschaften, welche die materielle und intellectuelle Kraft derselben erhöhen.

Die einheimische Bevölkerung, eben sowohl die der Banda Oriental, als auch der sämmtlichen übrigen La-Plata-Staaten, ist nicht dazu angethan, dem fremden Element und namentlich dem deutschen gegenüber eine Superiorität irgend welcher Art fühlen zu machen. Aus zwei Gründen: erstens, weil sie an moralischem Werthe weit zurücksteht, und zweitens, weil sie, über einen ungeheuern Ländercomplex zerstreut, eine unverhältnißmäßig kleine Zahl aufweist. Die Banda Oriental mit beinahe 4500 Quadratmeilen Flächenraum hat kaum 400,000 Einwohner. Von diesen sind nahezu die Hälfte Fremde: Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier. Montevideo zählt 70,000 Seelen, von denen mehr als die Hälfte Nichthiesige sind. Die ersten Handelshäuser Montevideos sowie der übrigen nennenswerthen Plätze befinden sich in den Händen von Ausländern; die größeren ländlichen Etablissements sind ebenso Eigenthum von Fremden. Bei einer Reise durch die Banda Oriental wird man wohl selten andere Flaggen von den Dächern der Häuser herabwehen sehen, als fremde. Der Einheimische hat sich seine Scholle, seinen frühern Reichthum aus den Händen winden lassen; in Concurrenz mit vollsaftiger, gediegener Kraft gebracht, hat er weichen müssen. Einzelne ehrenvolle Ausnahmen können Nichts dagegen beweisen.

Unverkennbar heben sich aus der Masse der Nation zwei große Classen ab. Die erste, die sogenannten „Decentes" (Anständige), wie sie in prätentiöser Weise sich zu nennen belieben, und das eigentliche Volk.

Die ersteren verschmähen die Arbeit durchaus, denn sie haben niemals arbeiten gelernt. Nach ihrer Meinung ist der Staat verpflichtet, ihnen eine Verwendung zu geben. Sie sind Diplomaten, ohne etwas mehr als ein höchst oberflächliches Studium des internationalen und constitutionellen Rechts betrieben zu haben; Staatsmänner und Finanzielle, die von Volkswirthschaft absolut gar nichts verstehen, weshalb gründliche finanzielle Reformen zur Unmöglichkeit werden; Advocaten und Notare, die es vortrefflich verstehen, den Buchstaben eines dem spanischen Inquisitionsgeist entflossenen und auf eine wunderbar liberale Constitution gepfropften Rechts zu umgehen; Militärs, denen alle speciell technischen Kenntnisse vollständig abgehen. Endlich sonstige Angestellte in den verschiedenen Verwaltungsdepartements, die aus Unkenntniß und Trägheit nicht im Stande sind, ihre Pflichten zu erfüllen. Sie alle jagen nach Stellungen. Der Staat ist ihretwegen da.

Die Beamtenmanie ist in vollem Schwunge: eine traurige Erbschaft, welche alle früher spanischen Colonien vom Mutterlande beibehalten haben. Nur da, wo dieses Laster in einer Nation herrscht, sind Erscheinungen wie die der nichtsnutzigen Nonne Sor Patrocinio, die des ehrsamen Pater Claret und die des Intendanten Marfori möglich.

Die zweite Classe — das eigentliche Volk — hat ihren spanischen Typus fast gänzlich verloren. Sie weist ein buntes Gemisch von Europäern, Indianern und Negern auf; dem größten Theile desselben beliebt die Arbeit ebenfalls nicht; eine Art von chevaleresken dolce far niente sagt ihm am meisten zu. Mein Polizeisoldat z. B.. ist eines dieser Prachtexemplare von Landbewohnern (Gauchos). Wie viele andere mit ihm, so hatte auch er sich in der weiten Campagna zu einem vortrefflichen Reiter ausgebildet, der vielleicht an einem andern Platze und unter anderen Verhältnissen Tüchtiges geleistet haben würde, der aber hier weiter nichts gethan, als den lieben langen Tag herumzureiten, gelegentlich mit dem Lazo, der von seinem Recado (eine Art Sattel) niederhing, eine ihm nicht zugehörige Kuh einzufangen, sie zu tödten, ihr die Zunge auszuschneiden, um sich davon ein leckeres Mahl zu bereiten, und hernach einen Mate zu trinken, den ihm, vielleicht in Anerkennung seiner Simsonischen Eigenschaften, ein eingeängstigter Pulpero (Schänkwirth) gegeben hatte. Der sich sodann wieder auf den Sattel geschwungen, vielleicht in ein kleines Dorf gesprengt war, um an den muntern Tänzen anderer Gauchos und allfarbiger Landsmänninnen Theil zu nehmen, wobei es ihm nicht selten passirt, daß er seine chevaleresken Eigenschaften durch ein ernstes Messergefecht in das rechte Licht zu stellen gezwungen war, und nach deren Beendigung nicht minder oft zu dem süßen Zeitvertreib zu schreiten, ein halb folgendes, halb widerstrebendes Evakind auf den Sattel zu heben, um mit ihm in der durch nichts unterbrochenen Stille der Pampa, vielleicht an dem Ufer eines plätschernden Baches, ein erotisches Spiel zu treiben.

So leben diese ehrenwerthen Gauchos fast Alle. Nur selten arbeiten sie. Sei es, daß die Eingebungen irgend einer urplötzlichen Laune, oder aber, daß der ersehnte Besitz gewisser sehr nothwendiger Dinge sie verpflichte, sich für einige Zeit dem dienstbaren Stande hinzugeben, in jedem Falle sind sie höchst unzuverlässige Arbeiter, die den Ackerbauer, Viehzüchter und Industriellen oft gerade dann im Stiche lassen, wenn ihre Arbeit diesen am werthvollsten ist, also bei Gelegenheit der Ernte, der Schur und dergleichen. Sie fassen nun einmal die Arbeit als etwas Anormales auf, dem sie sich nur so lange unterordnen, als zur Erhaltung gewünschter Dinge nothwendig erscheint.

Der Gaucho ist sich seiner freien Manneswürde bewußt; der sattsam bekannte spanische Bettelstolz und der von den Indianern überkommene Hang zum Vagabundiren haben ihm ein wildes und rohes Freiheitsgefühl eingepflanzt, das jedoch den Bestand jeder sittlichen Ordnung gefährdet. Von Natur träge, fühlt er sich überdies durch die Arbeit gedemüthigt, und greift in Folge einer durchaus primitiven Erziehung, die noch frei von „Europens übertünchter Höflichkeit" ist, auch zu den durch die Satzungen der Gesellschaft verbotenen Mitteln, sich in den Besitz des Gewünschten zu setzen. Er siedelt sich z. B. auf Deinem Besitzthum an, baut sich seinen Rancho (Gehöft), wählt sich unter Deinen Rindern und Schafen hin und wieder ein vortreffliches Exemplar aus, besucht auch zuweilen Deine Maisanpflanzungen und Deine Pfirsichbäume, unterläßt es jedoch, Dir seine erfolgte Ankunft zu notificiren, und Du erfährst nur ganz gelegentlich, daß Du einen Mitbesitzer, zwar nicht de jure, aber doch de facto habest. Du wirst natürlich wohlweislich dazu schweigen; Du belästigst den guten intruso (Eindringling) nicht mit Reclamationen, denn sonst würdest Du an Deiner lebenden und todten Habe sehr bald die Wirkungen einer Gauchorache zu erfahren haben. Du machst gute Miene zum bösen Spiel; Du duldest nicht allein Deinen ungesetzlichen Mitbesitzer, sondern, wenn Du weise bist, suchst Du mit ihm auf gutem Fuße zu stehen. Du machst ihn Dir zum Freunde und erlangst somit, daß er seine Fouragirungen auf ein bescheidenes Maß zurückführt, ja, Dir sogar von Zeit zu Zeit und bei gehöriger Remuneration bei Deinen Arbeiten behülflich ist.

Es giebt Gauchos buenos und Gauchos malos. Die ersteren sind nicht gerade gefährlich. Bescheiden in ihren Bedürfnissen, begnügen sie sich damit, Dir in den Zeitpunkten, da sie zum Arbeiten nicht sonderlich aufgelegt sind, einige Stück Vieh zu stehlen, sei es, um den Bedürfnissen des mahnenden Magens Genüge zu thun, sei es, um die Häute, unter dem Marktpreise, einem der freisinnigen Speculation zugewandten Schänkwirthe, von denen es in der Republik wimmelt, zu verkaufen.

Die Gauchos malos dagegen sind wahrhaft gefährliche Subjecte, deren Rohheit sie leicht zu den abscheulichsten Verbrechen hinreißt. Sie gerathen zwar bald mit der Justiz in Conflict, aber der Geist der Wilden, welcher diese beseelt, läßt sie fast immer straflos ausgehen. Da stiehlt z. B. ein solcher Gaucho ein Pferd. Der unglückliche Polizeisoldat, welcher sich erdreistete, ihm dasselbe abspenstig machen zu wollen, empfing eine unpassende Oeffnung in der Luftröhre. Man fängt den Mörder ein, man schleppt ihn nach Montevideo, läßt ihn daselbst einige Wochen im Gefängnisse schmachten und stellt ihn dann in dem zur Vertheidigung des Vaterlandes bestimmten Heere oder aber, da vielleicht gerade im Polizeicorps eine unerwartete Vacanz eingetreten ist, bei diesem an, — und der Gaucho macht so einen wahrhaft großen Sprung. Ans Kopfabschlagen denkt Niemand, kaum ans Bestrafen; überhaupt habe ich doch zu verschiedenen Malen in Montevideo Gelegenheit gehabt, jugendliche Schwärmer argumentiren zu hören: „Wir haben kein Recht, über unsere eigene Existenz zu verfügen; gut, also ebensowenig über die fremden." Noch besser: der Mörder wird also nicht geköpft, trägt vielmehr nach vollbrachter That seinen Kopf so fest, wie irgend Einer.

Das Symbol des Gaucho ist sein langes scharf geschliffenes Messer, welches er stets bei sich führt. Der Gaucho, inmitten der Pampaeinöde, und der von Civilisation erfüllte, von Freiheit, Adel und Würde getragene, von demokratischen Extremen strotzende Creole, der die reichen, prachtvoll geschmückten Salons der Stadt frequentirt, beide haben, der eine unter dem weiten Poncho, in einem Gürtel verborgen, der andere unter seinem, nach dem neuesten Pariser Schnitt verfertigten Rocke die Daga des Banditen. (Ausnahmen können die Regel nicht umstoßen.) Der Gaucho gebraucht sein Messer, um das ihm nicht zugehörige Vieh zu tödten und zu zerlegen; er bedient sich desselben aber auch, um Diejenigen in die andere Welt zu befördern, welche, vielleicht in unvorsichtiger Weise, ohne dieses schätzbare Attribut ihm gegenüber zu treten die Dreistigkeit hatten. Das Messer ist ihm so sehr Alles, daß es ihm auch die Gabel ersetzt, welche ebenso wie der Löffel für den wahren, von echter Pampa-Urwildheit erfüllten Gaucho eine unbekannte Größe ist.

Das Messer ist das Symbol der Anarchie, des rohen zügellosen Instinctes, in den verschiedenen Ländern Südamerikas. Es ist der crasse und pure Gegensatz zu den politischen, socialen und humanistischen Theorien, welche einzelne Boten der Civilisation in diesen jungen Staaten zu realisiren streben. Das Messer hängt drohend über allem Edlen, Hohen und Großen; es repräsentirt den rohen Willen des Individiums gegenüber dem auf gemeinsamen Interessen basirten Gesetze.

Wir kennen nun einen Widersacher republikanischer Freiheit und Ordnung. Zwei andere sind die Geistlichkeit und eine höchst oberflächliche, auf falschen Principien beruhende Erziehungs- und Unterrichtsmethode. Die spanische und italienische Geistlichkeit ist gewiß verkommen genug, aber sie hat es verstanden, ihren Auswurf nach hier zu lenken. Ein eigentlich nationaler Clerus existirt nicht. Die geistlichen Würden befinden sich zum größten Theile im Besitze von verkommenen Ausländern. Ich habe in Montevideo einen Diener Gottes gekannt, von dem ich zuverlässig wußte, daß er ursprünglich ein biederer Tambour in einem neapolitanischen Regimente zu Zeiten

des hochseligen Ferdinand gewesen, und das zum Lesen nothwendige Latein erst in Montevideo eingetrichtert erhalten hatte, um die „Verkündigung des göttlichen Wortes“ bei dem gläubigen Volke vorzunehmen. Dieser Herr lebte ganz offen mit einer liebenswürdigen Italienerin.

Er hatte zwar keine Söhne, aber ein halbes Dutzend stattlicher „Neffen“. Denn wem Gott keine Kinder bescheert, dem verschafft der Teufel Neffen, oder, wie der Spanier sagt: A quien Dios ne le da hijos, el diablo le da sobrinos.

Einen andern biedern Neapolitaner kannte ich in dem kleinen Städtchen S., der neben der Ausübung seines geistlichen Amtes noch hinreichende Zeit fand, sich auf den Betrieb der Schweinezüchtung zu legen, und so durch den Verkauf von Würsten und vortrefflichen Schinken einen nicht geringen Zuschuß zu seinen ordentlichen Emolumenten zu gewinnen.

Drei slavische Volksstämme im österreichischen Albanien. Dieser zu Dalmatien gehörende Landstrich war früher venetianisch und wird als die Zuppa bezeichnet. Sie ist gegenwärtig Schauplatz von Unruhen, welche angeblich durch die Einführung des österreichischen Wehrgesetzes veranlaßt worden sind. Einem längern Berichte der Wiener Zeitung „Wanderer“ entnehmen wir Folgendes.

Die schroffe und mächtige Bergmauer von Montenegro läuft in ihrer Hauptrichtung von Nordwesten nach Südosten gewissermaßen parallel mit der Küste der Adria, zieht sich bei der Bucht von Cattaro etwas ins Innere zurück und zieht dann von diesem Orte aus, unter einem sehr spitzen Winkel zur Küste geneigt, längs dieser hin, bis sie mit ihr bei der Landspitze von Dubowitza zusammentrifft. Hierdurch entsteht ein längliches und sehr schmales Dreieck, das im Norden und Osten von der erwähnten Bergkette, im Westen von der Meeresküste begrenzt wird. Harte Kämpfe kostete es den Venetianern, den Türken, die sich auch in diesem Dreieck festgesetzt hatten, dieses Gebiet zu entreißen. Dasselbe hat ungefähr 30 Quadratmeilen und 40,000 Bewohner, die zwar aus verschiedenen kleinen Volksstämmen mit besonderen Namen bestehen, die aber in Sitten und Gebräuchen viel Gemeinsames haben. Es sind im Allgemeinen lauter Slaven oder slavisirte Albanier. Auch hat es, und zwar noch in der neuern Zeit, Fälle gegeben, wo sich diese Volksstämme als ein politischer Körper fühlten und gemeinschaftliche Acte vornahmen, so z. B. in der Zwischenzeit nach dem Abzuge der Franzosen und vor der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft, als schon damals die Russen unter Mitwirkung der Montenegriner sich hier festzusetzen versuchten. Die Zuppa insbesondere bildet durch die Größe und Fruchtbarkeit ihres Gebietes gewissermaßen das Hauptglied des österreichischen Albaniens. Die Bewohner derselben waren von jeher ein sehr kriegerischer, verwegener, auf seine Unabhängigkeit eifersüchtiger und sehr widerspänstiger Stamm, der besondere Privilegien beanspruchte und sie auch zu behaupten wußte. Den Namen Zuppa sucht man von dem slavischen Worte Schuppan, Dorfschulze oder Vorsteher, herzuleiten, so daß er ungefähr so viel heißen würde als Bezirk, District. Nach Anderen soll Zuppa so viel bedeuten als ein heißer, sonniger Landstrich, was auch ganz auf dieses Gebiet paßt, das schattenlos den sengenden Strahlen der südlichen Sonne ausgesetzt ist. Diese ursprünglich albanesische Zuppa ist seit allen Zeiten in vier Knäsenthümer oder Grafschaften getheilt gewesen, welche unter den Venetianern von Conti verwaltet wurden. Jede dieser Grafschaften hatte ihren eigenen, von der Bevölkerung selbst gewählten, aber von der Republik Venedig bestätigten Knäs. Das Nationalcostüm der Zuppaner ist ein sehr stattliches und malerisches. Man sieht sie nie unbewaffnet. Außer Pistolen und Messern im Gürtel tragen sie, wenn sie in die Stadt nach Cattaro gehen, auch ein gewöhnlich ziemlich kostbares Gewehr und ein langes Pfeifenrohr mit, doch hindert sie diese Last nicht im mindesten, mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit Felsen und Berge zu erklettern und über breite Klüfte zu springen. Seine Gattin behandelt der Zuppaner mit mehr Rücksicht und Freundlichkeit als der Montenegriner, mehr als seine Gehülfin denn als seine Magd. Auch sind die Frauen, selbst bei der gemeinsten Arbeit, vom Kopfe bis zum Fuße aufgeputzt. Die Häuser der Zuppaner sind meist ziemlich groß, geräumig und reinlich. Ueberhaupt herrscht unter ihnen bedeutender Wohlstand, und doch ist das Land nicht so fruchtbar, als es bei zweckmäßigem Anbau sein könnte; aber die Leute wissen nicht alle seine Vortheile auszubeuten, und die lange türkische Pfeife ist überall, wo sie sich einbürgert, ein großes Hinderniß anhaltender und angestrengter Arbeit. Der Thalboden ist unbewohnt, weil er in der Regenzeit zu sumpfig und von den Gießbächen überschwemmt ist, für deren Ableitung man nicht sorgt. Die Dörfer liegen auf beiden Seiten am Rande der Gebirge hin, und die Ebene besteht aus ausgedehnten Kukuruzfeldern. In trockenen Jahren — und diese sind hier vorherrschend — leidet die Cultur von anhaltender Hitze und Dürre, dann verbrennt ihnen der Kukuruz, und die Ernte ist eine sehr geringe.

Eine Seitenbucht des Canals von Cattaro ist die von Risano; sie hat ihren Namen von dem kleinen Orte Risano, der im Alterthum die vornehmste Stadt am ganzen Canal war, der auch von ihr den Namen Sinus Rhizonicus erhielt. Der Ort selbst liegt im Hintergrunde dieser Bucht, hart am Ufer, und ist noch heute ein rühriger Handelsplatz, dessen Bewohner sich durch regen Unternehmungsgeist, stattliche Körpergestalt und eine reiche Tracht auszeichnen. Der Erdeinschnitt, welcher den Meerbusen von Risano bildet, setzt sich vom Ufer aus noch als ein langes, von Felsen eingeschlossenes Thal fort, welches im Anfange ziemlich bebaut und mit Reben- und anderen Pflanzungen erfüllt ist, in seinem weitern Verlaufe aber zu einem wilden steinigen Hochthal ansteigt. Dieses Thal wird von den Crivoscianern, einem slavischen Hirtenvölkchen, bewohnt, das in dieser Abgeschiedenheit von der Welt ein halbwildes patriarchalisches Leben führt. Es zählt im Ganzen etwa 1000 Seelen, unter denen gegen 400 bewaffnete Männer sind. Die Crivoscianer sind ein sehr robuster, großer und schlanker Menschenschlag und sehr kriegerischer und rauflustiger Gemüthsart, worüber man sich nicht wundern wird, wenn man bedenkt, daß sie sich ihre Weiden und wenigen Felder seiner Zeit von den Türken erobern und bis in die neueste Zeit gegen diese und die Montenegriner behaupten mußten. Sie genossen auch bisher von Seite der Regierung gewisse Freiheiten, denn sie bildeten eine Art Militärgrenze gegen die türkischen, montenegrinischen und albanesischen Nachbarn. Die Pastrovicsaner sind ein anderer Volksstamm, welcher den Küstenstrich bewohnt, der sich vom Canal von Cattaro bis Budua und Castel Lastua, dem südlichen Städtchen der Monarchie, hinzieht. Die Pastrovicsaner sind ebenfalls ein schöner und tapferer, aber halbwilder Slavenstamm, der in fortwährenden Kämpfen mit Türken und Montenegrinern seinen Muth und seine Neigung zur Selbsthülfe geübt hat. Der kleine Küstensaum, den sie bewohnen, heißt slavisch Pastrovics, italienisch Pastrovichio. Die Seelenzahl ist nicht genau ermittelt, doch können sie über tausend Gewehre, wie man dort sagt, ins Feld stellen.

Powell's Erforschung des westlichen Coloradostromes. Wir haben darüber neulich (S. 171 ff.) eingehend berichtet; jetzt finden wir in nordamerikanischen Blättern noch allerlei Einzelnheiten. In einem Vortrage, welchen Major Powell am 20. September in Great Salt Lake City hielt, wurde von ihm bemerkt, daß die Strecke von der Mündung des Uintah in den Green River (welcher einen der beiden Hauptarme des Colorado bildet) bis zur Mündung des Rio Virgen in den Colorado etwa 800 Miles betrage. Auf derselben hat der Strom ein Gefäll von 5000 Fuß. Unter den verschiedenen Katarakten ist kein einziger von über 22 Fuß Höhe. Alle Wasserfälle und Stromschnellen werden nicht etwa durch Gestein des Strombettes selbst hervorgebracht, sondern durch die Felsmassen, welche von den Seitenwänden des Ufers herabgestürzt sind. Diese Uferwände haben in manchen Fällen eine Höhe bis zu 3200 Fuß; sie sind

durch die Kraft und Gewalt des Wassers ausgerissen worden, enthalten kein anderes Mineral als Kohlen, sind ohne alle Vegetation und haben sehr oft die seltsamsten Gestaltungen. Die Canones bilden eine ganze Reihenfolge solcher Stromschluchten. Cataract-Cañon ist etwa 50 Miles lang; er beginnt gleich unterhalb der Vereinigung des Grand und Green River, also da, wo der Fluß Colorado genannt wird; — Mound Cañon, 65 Miles lang; — Monument Cañon, 75 Miles; — Marble Cañon, 40 Miles. Gleich unterhalb dieses letztern mündet der kleine Colorado (Colorado chiquito) ein. Der Hauptstrom behält aber auch von da abwärts noch denselben Charakter wie weiter oben. Die Erforschung nahm drei Monate in Anspruch und verlief günstig, und es ging dabei kein Menschenleben verloren. Wohl aber ist man in Ungewißheit über das Schicksal dreier Gefährten, welche gegen Ende der Expedition sich weigerten, die gefährliche Fahrt über eine Stromschnelle mitzumachen. Sie nahmen einige Lebensmittel mit sich und zogen ab, um nach den etwa 150 Miles entfernten Ansiedelungen einiger Mormonen zu gehen. Powell hatte weiter nichts von ihnen gehört, bis er in die Stadt am Salzsee kam. Dort hatte man erfahren, daß drei Männer von den Indianern umgebracht worden seien, und zweifelte nicht, daß diese Leute Powell's drei Gefährten: O. G. Howland, dessen Bruder und noch ein Anderer seien. Es hieß, sie hätten eine Indianerfrau erschlagen und deshalb hätten die Indianer Rache an ihnen genommen. Powell behauptet Folgendes: „Der Colorado ist gebildet worden durch die Einwirkungen des Schneewassers, welches aus seiner Quellgegend herabkommt. Er strömt in seinem untern Theile durch eine regenlose Gegend und hat auf sehr weiten Strecken gar keine Seitenzuflüsse." Der Reisende hat schon während dreier Sommer Forschungen in den Felsengebirgen angestellt; im nächsten Jahre gedenkt er die Quellenregion des Rio bravo del Norte genau zu untersuchen.

Fortschritt in Japan. Bekanntlich ist der Mikado, der altlegitime, von den Götterheroen des hohen Alterthums abstammende Erbkaiser, in Folge einer Revolution wieder Alleinherrscher im Inselreiche des Sonnenaufgangs geworden. Die Würde des Sjogun oder sogenannten Taïkun ist abgeschafft, diejenigen nördlichen Daïmios, welche sich aufgelehnt hatten, sind besiegt worden. Japan ist nun ein constitutionelles Kaiserthum mit monarchisch-aristokratischer Verfassung; es hat ein Parlament, dessen Mitglieder allerdings nur aus Fürsten und Edelleuten bestehen. Der Bürgerstand hat bislang noch keinen Anspruch auf politische Rechte erhoben. Wenn man bedenkt, daß erst seit etwa funfzehn Jahren die Japaner mit den Abendländern in nähere, obendrein vielfach feindliche Berührung gekommen sind, dann muß man sich wundern über die Art und Weise, in welcher sie sich mit europäischen Elementen abzufinden und wie sie manche derselben sich anzueignen suchen. Sie brechen muthig mit vielen alten Anschauungen und Vorurtheilen. Im Heerwesen haben sie die europäischen Waffen eingeführt; die Kriegsflotte wird von dem zum kaiserlichen Admiral ernannten Nordamerikaner Grinnell befehligt. In Yeddo ist eine höhere Lehranstalt errichtet worden, an welcher vorerst vier europäische Professoren, neben den japanischen, Unterricht geben; auch in Niegata ist ein Gymnasium eröffnet worden, und viele Daïmios haben in ihren Hauptstädten Schulen gegründet, in welchen man Sprachen und Wissenschaften in europäischer Weise lehrt. — Das Parlament ist einberufen worden, um über Veränderungen zu berathen, welche in Folge der jüngsten, tief eingreifenden Revolution im Staatswesen nöthig geworden sind; eine eigentliche gesetzgebende Gewalt steht ihm dermalen noch nicht zu, doch sind seine Gutachten von großem Einflusse. Die Versammlung besteht aus 276 Mitgliedern, deren jedes eine Daïmiofamilie repräsentirt. Demnach sind sie sämmtlich Edelleute; um aber auch den Interessen des gesammten Volkes gerecht zu werden, haben sie eine eigenthümliche Einrichtung getroffen. Am Parlamentsgebäude hat man einen großen Kasten angebracht, der zur Aufnahme anonymer Zuschriften bestimmt ist; diese werden an Ausschüsse überwiesen und in Erwägung gezogen. — Von zwei alten urjapanischen Bräuchen will man sich vorläufig noch nicht trennen. Der Antrag, das Tragen zweier Schwerter (als Standesabzeichen) abzuschaffen, wurde nicht genehmigt, weil es einem tapfern Volke zukomme, Schwerter zu tragen. Auch das Aufschlitzen des Bauches (das Harakiru) soll in Ehren bleiben; diese Art, sich den Tod zu geben, sei die einzige, welche eines in Ungnade gefallenen oder vom Unglück heimgesuchten Mannes von Stande für würdig erachtet werden könne.

Ein italienischer Bandit auf Ischia. Man schreibt uns: Aus einem Briefe, den wir von Besuchern des Seebades auf der Insel Ischia vor einigen Wochen erhielten, ergiebt sich die Bestätigung dessen, was der von Ihnen mitgetheilte Aufsatz: „Ein Culturbild aus Süditalien" („Globus" S. 169 ff.) über neapolitanische Sittenzustände besagt. Dort lebt in behaglicher Ruhe ein früherer Banditencapitän, der lange Zeit die Umgegend Neapels mit Furcht und Schrecken erfüllte. Ueber funfzig Mordthaten soll er mit eigner Hand begangen und eine neunzig Mann starke Bande commandirt haben. Als die Regierung des Königreichs Italien mit etwas stärkerer Hand als jene der Bourbonen auf die Briganten drückte und der Verdienst dadurch magerer wurde, zog jener Capitän es vor, seinen Pact mit den Behörden zu schließen. Nachdem man ihm und seinem Bruder Straflosigkeit, die Insel Ischia als Verbannungsort und ein Jahrgeld von 300 Ducaten zugesichert hatte, ward er zum Verräther an seinen Raub- und Mordgesellen, die, wie man sagt, theils gehängt, theils zur Galeere verdammt wurden. Bis jetzt scheint jenem pensionirten Räuberhauptmann sein ruhiges Leben mit Weib und Kind auf jenem wunderschönen Flecke der Erde ganz wohl zu gefallen, zumal er dort in Ischia wohl auch die Rache der Angehörigen der von ihm Verrathenen nicht zu fürchten braucht. Wer weiß aber, ob nicht die alte Lust am vagirenden Leben noch einmal in ihm auflebt, falls das Auge noch scharf und die Kraft der Sehnen noch nicht geschwächt ist, wenn ein Pallavicini nicht mehr dort im Süden den Räubern gegenübersteht! Es soll übrigens unser Capitän nicht sehr von den Einwohnern Ischias gemieden werden, auch gar nichts von „blutdürstigem, banditenmäßigem Wesen" an sich tragen, vielmehr von Leuten, die ihn nicht kennen, eher für einen reisenden polnischen Juden, als für einen Banditenchef gehalten werden.

* * *

— Vom 1. Januar bis 30. September 1869 sind aus Philadelphia 22,051,624 Gallonen Petroleum nach Europa verschifft worden.

— Zwischen Buenos Ayres am La Plata und Valparaiso in Chile wird jetzt an einem internationalen Telegraphen gebaut. Unternehmer ist der Engländer Clark. Er überschreitet das Hochgebirge auf dem Los-Patos-Passe und soll zu Ende 1870 fertig sein. Die argentinische Regierung zahlt eine Subsidie.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1869.**

Römische Bilder.

Von **Franz Koppel.**

I.

Wer lange ins Meer schaut, sieht oft vor lauter Quallen das Wasser nicht, und wer nach Rom kommt, der findet oft vor lauter „Pfaffen“ die Kirche nicht.

Laßt mich den Vergleich anschaulicher ausführen und versetzt Euch einmal ans Meer, an das Ufer einer sonnigen Bucht oder auf ein Verdeck, am liebsten zur Zeit der Windstille, und schaut hinab in die Salzfluth. Es währt nicht lange, so kommt ein Zug seltsamer Wanderer dahergeschwommen; von weitem glaubt Ihr, es sei ein Haufen sogenannter Hutpilze, die wie Miniaturregenschirme aussehen, dabei äußerst fadenscheinig sind und gruppenweise mit der Strömung dahintreiben; die meisten sind grau, doch leuchten farbige in Menge hervor, bunt gefleckte, violett getüncht, die blauen und rothen nicht zu vergessen. Genauer betrachtet, scheinen es gallertige Glocken, schleimige Körper, zu Halbkugeln geformt, von deren Rand unzählige zarte und lange Fangfäden herabhängen; das sind die Quallen oder Medusen, eine bunte Schaar niedriger Organismen, welche unter allen Längen und Breiten die Oberfläche der See beleben, Nesselthiere mit vielen Giftbläschen behaftet, deren Saft, bei jeder Berührung sich entleerend, eine Entzündung hervorruft, wie die Brennnesseln. Einige davon werdet Ihr ganz besonders im Gedächtniß behalten: sie haben ein großes dunkel geflecktes oder hell leuchtendes Kreuz auf dem Rücken.

Doch nun vom Meeresufer hinweg nach Rom! Es ist nicht weit. Denkt Euch auf den Thurm des Capitols, wo die gefürchtete und geliebte Glocke hängt. Sie ertönt nur, wenn der Papst stirbt, wenn Aufruhr ausbricht, und wenn der Senat, um den Carneval zu eröffnen, seinen mittelalterlichen Umzug auf dem Corso beginnt. Oder erklimmt das Pantheon, steigt immerhin in die Laterne von St. Peter's wunderbarer Kuppel, wenn nur die sieben Hügel des ewigen Roms tief zu Euren Füßen liegen, dann gewahrt Euer Auge bald, wohin es auch sich wenden möge, einen Schwarm gar wunderlich einherschreitender Gestalten, von denen die Einen durch dumpfes Gesumm, die Anderen durch gellendes Geschnatter und wieder Andere durch eintönig unmelodischen Unkengesang das Ohr selbst aus der Ferne beleidigen.

Das sind die in alle Farben gekleideten Werkzeuge der allein seligmachenden streitenden Kirche; im großen Müßiggängerheere des Südens bilden sie das stärkste Contingent. Wie die Quallen das Meer, so bevölkern sie Rom, ziehen truppweise durch alle Winkel der Stadt, kleben in Masse an Kirchen und Klöstern und überschwemmen die Plätze, die Villen und Gärten, vom frühen Morgen bis tief in die Nacht. Trefflich schildert sie unser berühmter Landsmann*), der die Geschichte Roms im Mittelalter schreibt und seit vielen Jahren dort einheimisch ist, in folgender Weise:

„. . . Unsere Aufmerksamkeit nimmt jetzt ein wunderlicher Zug von Wesen in Beschlag, welche paarweise und feierlich daherschreiten und dem tiefsten Mittelalter anzugehören schei-

*) Ferd. Gregorius' Wanderjahre in Italien. II. Bd. Figuren. S. 233 ff. (Brockhaus 1864.)

Im Innern von Sanct Peter.

Andacht des Papstes an der Statue des Apostels Petrus (dessen großer Zehen bereits halb weggeküßt ist).

nen, wie dessen Gestalten von Giotto oder Ghirlandajo und Sandro Botticelli gemalt wurden. Diese Männer sind von Kopf bis zu Fuß in ein langes, rothes Gewand gekleidet; eine Kapuze, welche spitz zuläuft, verhüllt ihr Haupt und läßt nur die Augen wie durch die Augenlöcher einer Maske sehen. Alle sind sie barfuß. Ein Strick umgürtet ihre Lenden; einige tragen Kreuze, aber jene beiden rothen Gespenster, die den Zug eröffnen, halten vor sich in beiden Händen einen Menschenschädel und Menschenknochen. So schreiten sie im Zuge einher und murmeln Gebete. Es ist die Brüderschaft der *rothen Sacconi*. Wahrlich, ihr Anblick ist von unsaglicher Bizarrheit und versetzt in die ältesten Jahrhunderte zurück. Aber es giebt auch Brüderschaften von anderen Farben, und wenn wir Abends Rom durchwandern, können wir wohl mehr als einem Zuge von *Todtenbrüderschaften* begegnen, diese in schwarzen Kapuzen, jene in himmelblauen, andere in weißen oder gelben Gewändern. Dies sind *römische Figuren*, welche man täglich sieht, und wenn sie jene menschenöden und alterthümlichen Stadtviertel Roms, die Regionen de Monti, Campitelli oder Trastevere durchschreiten, oder wenn die Kapuziner selbst in ihren braunen Kutten und silbergrauen Bärten mit angezündeten Wachskerzen feierlich hinter dem Kreuz oder einem Sarge voraufgehen, erfüllen sie die öden Plätze und Straßen Roms mit einem schauerlichen Geiste des Todes und der Schwermuth. —

„Der Cultus Roms, ja das ganze innere Leben der Stadt, hat wesentlich den Charakter der Procession, denn Rom ist *die Stadt der Processionen*. Und selbst wenn es nicht kirchliche Umzüge sind, die zumal im Sommer mit dem Mai und Juni ihren Anfang nehmen, sind es ungezählte andere Züge von Genossenschaften, welche paarweise über die Plätze hinwandeln und überall ein feierliches Wesen verbreiten ... —

Garten einer Villa in der Umgebung Roms.

„Es ist unmöglich, alle diese Vereine und Körperschaften zu nennen, welche in localer Uniform Rom durchschreiten. Es sind Hunderte von pädagogischen Provinzen in dieser Stadt des geistlichen Socialismus. —

„Seht, da kommt wieder ein anderer Zug von Jünglingen, schwarz uniformirt in kaftanartigen Röcken mit aufstehenden Kragen, welche ein rother Streifen verziert. Ein paar Mohren aus Afrika sind darunter, andere haben dunkelgelbe Gesichter. Sie sprechen in diesem Zuge Sprachen aus allen Zonen, europäische und asiatische wie afrikanische; sie reden chinesisch, persisch, hindostanisch, malabarisch, abyssinisch, koptisch und orangutisch. Das sind *Schüler der Propaganda*, spazierende junge Missionäre. Aber die dort, die rothgekleideten, flachshaarigen Jünglinge, welche eben vorüberkommen, paarweise wie die anderen, sprechen alle *deutsch*, denn es sind die Zöglinge des *Collegium Germanicum*. Und so sehen wir noch andere Collegien, bald hellblau gekleidete Jünglinge, bald weißgewandige und bald schwarze, Engländer oder Schotten, Nazarener und Nobili — wer möchte sie alle benennen!“ —

Es ist wahr, die *Mönche* und die *Ruinen* geben Rom den Charakter des stillen Verfalls, des langsamen Hinsterbens in melancholischer Zurückgezogenheit, doch wohlgemerkt, nur im Sommer. Wenn die bleierne Hitze des Juli oder August auf den menschenleeren Plätzen liegt, wo kein Geräusch gehört wird, als das vollends einschläfernde Plätschern der Fontänen, wenn auch nicht der leiseste Luftzug die mit Staub bedeckten Epheubehänge der Carracallathürme bewegt, wenn die tödtliche Fieberluft der pontinischen Sümpfe und der glühenden Campagne mit selten ungestraft durchbrochener Schranke

der heiligen Stadt den Verkehr mit außen abgesperrt hat, ja dann ist Rom so recht eigentlich die Todtenmaske der alten Welt, die mitten im blühenden Städteleben der Gegenwart uns das Herz zu Klagen und Mitleid aufrührt. Wer dann von dem ewig beweglichen, griechisch-heitern und im geschäftigen Müßiggange virtuosenhaft glänzenden Neapel herüberkommt, dem ist, als schaue er plötzlich in eines „Todten entstelltes Angesicht“, ihn drückt das Schweigen der Vergangenheit; vom heitern Mahl der Lebenden fliehen die Gedanken zu den theuren Todten hinüber.

Doch wenn die Sonne den Aequator wieder überschritten hat, wenn die ersten kühlenden Herbstregen gefallen sind und die schwindenden Tage mit dem goldenen Lichte, das sie verschwenderisch bisher über das schöne Land ergossen, zu geizen anfangen, dann beginnt „die mittelalterliche Ruine voll Moder, Wurmfraß und Unflat“, wie Scherr sie tauft, sich wieder zu bevölkern, und ein bunt zusammengewürfeltes, mit allen Contrasten prunkendes, mit hohlem Pathos und Pomp parasitisch überwuchertes Leben erfüllt das heutige Rom. Auf die glanzvolle Durchführung der Weihnachts- und Osterfestlichkeiten hin arbeitet nun die päpstliche Hofhaltung nicht anders, als unsere Hoftheaterintendanzen auf eine neue Ausstattungsoper mit Ballet; und bei heiligen Gesängen, prachtstrotzenden Aufzügen, Feuerwerk und strahlenden Beleuchtungen kann die durch eine überschwengliche Militärentfaltung stets wohlgehütete große Herde der Gläubigen und Ungläubigen eine Einsicht gewinnen, wie sehr weise die Oberleitung der katholischen Christenheit den **Peterspfennig** und andere leider noch immer fließende Geldquellen zu verwerthen versteht *). —

Ich stand an einem klaren Novembertage mitten im dichtesten Gedränge auf einem Treppenabsatze nahe der Vorhalle von St. Peter. Der ungeheure Platz zwischen den gelben Säulengängen rechts und links weit über die beiden Cascaden und den Obelisken hinaus war bedeckt mit päpstlicher Soldateska, Mann an Mann. Dahinter stand die Wagenburg der Nobili von Rom und der reichen Fremden, und weiter hinten in unübersehbarer Masse das Volk. Seine Heiligkeit, der neunte Pius, hielt eine Revue ab und segnete die zurückgekehrten „Sieger von Mentana“.

Clerici auf dem Monte Pincio.

Da plötzlich, während einer Pause, durch das verschiedenartige Sprachgezwitscher hindurch, sagte eine wohlklingende deutsche Mannesstimme: „Als aber Luther dergleichen sah, da sagte er, das ist der Antichrist.“ Ich wandte mich zu dem nahestehenden kühnen Sprecher. Unter dem Hute mit der breiten Krämpe sah ich die markigen, von studentischen Händeln her vielnarbigen und von Heinrich Heine darob besungenen Züge eines im Vaterlande wohlbekannten hochgebildeten Mannes. Wir haben seitdem vielfach zusammen Rom bei Tag und Nacht durchwandert, uns auch am „Antichrist“ noch oft gelabt, namentlich seit wir erkannten, daß er, trotz aller Schminken und Masken, die er vornimmt, doch so ziemlich in den letzten Zügen liegt und in convulsivischen Zuckungen verenden zu wollen scheint.

Zu diesen letzten verzweifelten Anstrengungen der erlöschenden Lebenskraft rechne ich auch die wahrlich an den Haaren herbeigezogenen **Concile** des regierenden Papstes. Es war am 8. December 1854, so schreibt Gregorovius, als Rom sich plötzlich in Nicäa verwandelte. Zweihundertfünfzig Bischöfe und Prälaten, aus allen Ländern der Welt zusammengeströmt, gleichsam ein Volk von Greisen, eine Versammlung von Patriarchen katholischer Christenheit, Männer gleich Methusalem und Noah, waren nach Rom gekommen. Und wo man ging und stand in diesem trümmerreichen Rom, wandelte man wie unter aufgestandenen Aposteln, Kirchenvätern, Heiligen und Päpsten. Ja, wer wenige Jahre zuvor die Tricoloren der jungen Freiheit in den Straßen wehen sah und nun plötzlich in diese überall auftauchenden steinalten, silberhaarigen Medusenhäupter der Erzbischöfe von Portugal und Spanien, von Brasilien und Irland, von Oesterreich und Indien, von Frankreich und von Schottland blickte, der mußte glauben, ein Zauber sei ihm angethan und er sei plötzlich über viele Jahrhunderte hinweg in das mittelalterliche Rom, in ein lateranisches Concil zurückversetzt worden. Da war es, am 8. December 1854, daß Pius der Neunte ein Dogma verkündete, jenes der unbefleckten Marienempfängniß. Dies war der Abschluß der „Reformen“ des Papstes! — Auf dem Spanischen Platze, vor dem Palaste der Propaganda, erhebt sich eine entwürdigte antike Säule; man hat eine moderne Jammerfigur darauf gesetzt, und diese soll das Bild der „Madonna Immaculata“ vorstellen. Diese Figur legt Zeugniß ab von der beklagenswerthen Stunde, in welcher der vom Glücke wie selten ein Sterblicher begünstigte Mastai sein Jugendleben, seinen Geist, seine glühende Vaterlandsliebe vor Gott und der Welt abschwor, verleugnete und verdammte. Er erschien wie ein Dalai-Lama des Abendlandes, und mit dem Feldgeschrei „non possumus“ trat er auf zum offenen Kampfe gegen Freiheit, Bildung und Wissenschaft.

Seit dieser Zeit haben rothhosige Franzosen auf dem Forum Romanum exercirt und das Volk in Schranken gehalten, wenn der Pontifex Maximus den Segen über die Stadt und den Erdkreis hersagte — und ein Gesindel angeworbener Landsknechte, dergleichen das tiefste Mittelalter nie roher und liederlicher gesehen hat, hat die Heiligsprechung Dieser und Jener mit Trompeten und Trommeln und wilden Trink-

*) Wir wollen bemerken, daß der Herr Verfasser **Katholik** ist. Red.

gelagen gefeiert, und hat erst neulich noch die ganze Nacht hindurch die Stadt gesperrt und Wache gestanden, als Seine Heiligkeit, der Statthalter des allbarmherzigen Gottes, drunten am Tiberufer vor dem runden Heiligthum der Vesta, unweit der Trümmer des Rienzihauses, auch einmal köpfen zu lassen geruhte.

Der Schrei der Entrüstung, welcher in unserer Zeit allgemeiner politischer Amnestien bei diesem Anlasse durch die ganze gebildete Welt ging, hat denn doch das alte Criminalcollegium soweit in Schrecken versetzt, daß es seinen erzürnten Oberhirten zur Begnadigung der übrigen Verurtheilten bestimmte. Aber (als lebten wir noch in der Zeit der Gregore und Innocenze) aufs Neue erhebt die Statthalterschaft des Absoluten ihr Haupt und wähnt, daß ihre Stimme auf der ganzen bewohnten Erde Wiederhall finden werde. Wir sehen Ungeheuerliches sich wieder vorbereiten. Einer alten Tradition zufolge soll kein Papst länger als 25 Jahre sein Hirtenamt ausüben dürfen; im vierundzwanzigsten seines Pontificats steht Pius der Neunte jetzt schon, und die Stunde, wo die Gnade des Herrn ihn abberufen wird, dürfte bevorstehen. Vielleicht von solcher Vorahnung ergriffen, will der heilige Vater nun auch sein Gebäude krönen, wie man zu sagen pflegt, und hat deshalb wieder ein Concil berufen, ein allgemeines, ökumenisches, welches die katholische Welt mit einem neuen Dogma, die ganze übrige aber mit einem neuen Gegenstande des Spottes und Gelächters bereichern wird.

Die „Unfehlbarkeit" des Papstes in allen Stücken und seine weltliche Herrschaft von Gottes Gnaden, frisch einstudirt und mit allem nur denkbarem Pomp in Scene gesetzt, das ist das neueste, wer weiß, ob auch das letzte Schaustück, welches im Laufe dieses Winters auf dem alten Welttheater von Rom aufgeführt werden soll. Schon haben Hunderte und Tausende sich auf den Weg gemacht, ein Jeder fährt nach Rom, und die Saison verspricht jedenfalls sehr glänzend auszufallen. Man läßt die Zuaven aufmarschiren und die Castraten singen, man wird Menschen und Vieh segnen, so viel nur zusammengetrieben werden können, die Kuppeln und die Stadt werden in einem Flammenmeere leuchten, eine Girandola wird den Monte Pincio überwölben. Und damit nach allen diesen vorübergehenden Herrlichkeiten doch auch ein bleibendes Denkmal die Herzen der Gläubigen erfreue, wird eine mit Gold bedeckte Reiterstatue des Kaisers Konstantin (des Mörders), nach dem classischen Vorbilde des Marc Aurel, vor dem Vatikan errichtet werden, welche die auf göttliche Inspiration erfolgte Schenkung des Patrimonium Petri versinnbildlichen soll.

Zu dem geräuschvollen Jubelfeste des vorigen Jahres mit seinem antiken Wagenrennen in der Villa Borghese kam die Cholera als ungebetener Gast, und die „Kirchenfürsten" stoben entsetzt aus einander, wie Spreu vor dem Winde; nachher klopfte Garibaldi an die Thore von Rom, das Chassepotgewehr rettete, wie einst die Gänse, das Capitol in der zwölften Stunde; es waren verhängnißvolle Augenblicke, der Bogen war zu straff gespannt. Wird er diesmal springen?

Betrachtungen über den Suezcanal.

Von **Karl Andree.**

Die Kreuzzüge, welche in unseren Tagen nach dem Morgenlande unternommen werden, sind ganz anderer Art als jene in den Zeiten des fanatischen Einsiedlers Peter von Amiens, des eisengepanzerten Gottfried von Bouillon, des ritterlichen Richard Löwenherz, des großmüthigen Saladin und des viel betenden Ludwig, welchen man als den Heiligen bezeichnet. Die Heerschaaren des neunzehnten Jahrhunderts ziehen aus Europa nach dem Osten nicht mit Kreuz, Schwert und Brandfackel, um die Länder Andersgläubiger zu verwüsten, und Städte einzuäschern; ihre Waffen bestehen in Hacke und Schaufel, in Dampf und Maschinen; sie führen Waarenballen mit sich, gründen Ortschaften und bringen frisches, friedliches Leben in Länder, die einst sich hoher Blüthe erfreueten, dann aber mehr oder weniger starr und unproductiv geworden sind. Der Genius, welcher im Alterthume den Orient beseelte, ist ihm in den christlichen und mohammedanischen Zeiten abhanden gekommen; was diesem Orient an befruchtenden Keimen und Anregungen zugebracht wird, das erhält er aus dem Abendlande, dessen Civilisation er nicht mehr abweisen kann. Er muß die Ueberlegenheit derselben anerkennen, sie macht sich ihm tagtäglich mehr und mehr fühlbar, und er hat sich ihr unbedingt zu fügen, weil er nicht im Stande ist, etwas gegen sie auszurichten.

Ostasien und Australien haben eine gegen früher ungemein gesteigerte Bedeutung gewonnen. Der Schwerpunkt der Colonialpolitik Großbritanniens liegt in Ostindien, und sein Handelsverkehr mit diesem reichen Lande stellt sich jetzt durchschnittlich im Jahre auf etwa 50 Mill. Pf. St. Die Regionen Hinterindiens, wo Frankreich sich das Mündungsgebiet des Mekong in Cochinchina angeeignet hat, sind, gleich dem malayischen Archipelagus, Haupterzeugungsländer für Reis und Zucker; der Waarenaustausch mit China und Japan wächst mit jedem Jahre an; Australien und Neuseeland liefern kolossale Quantitäten von Gold und Wolle in den Handel.

Die Schiffe, welche bisher zwischen Europa und jenen Regionen Asiens fuhren, mußten allesammt mit Nothwendigkeit ihren Weg um das Vorgebirge der Guten Hoffnung herum nehmen; es gab auf der See *keine andere Fahrbahn als diese atlantische*. Sie ist bisher die belebteste aller oceanischen Straßen gewesen.

Je wichtiger das ferne Morgenland für unsere europäischen Verkehrsinteressen wurde, um so mehr fühlte man das Bedürfniß, mit demselben in möglichst rasche Verbindung zu gelangen. Seit 1840 nahm die Ueberlandpost durch Aegypten ihren Weg; die große Peninsular and Oriental Company sandte Schiffe von Southampton nach Alexandria; diese correspondirten mit anderen Dampfern in Suez, welche durch das Rothe Meer über Aden nach Indien fuhren. Man bauete in Aegypten eine Eisenbahn von Alexandria am Mittelmeer über Kairo nach Suez, und durch dieses Alles erreichte man, daß die Strecke zwischen dem britischen Canal und Bombay auf 21 bis 24 Tage abgekürzt wurde. Dazu kommt der indisch-europäische Telegraph, welcher von Karatschi an der rechten Seite des Indusdelta, am und im persischen Meerbusen, von Basra und Bagdad aus in einer zwiefachen Linie theils durch Mesopotamien und Kleinasien bis Konstantinopel reicht, theils durch Persien geht und über Tiflis mit den russischen Linien Verbindung hat.

Auch der Plan zu einer Euphratbahn wurde entworfen und ist in der neuesten Zeit wieder aufgenommen worden. Sie soll am Busen von Alexandrette in Syrien beginnen und bis Basra, dem Endpunkte der Seeschifffahrt im Schat el Arab (dem vereinigten Euphrat und Tigris), reichen. Man würde auf diesem Wege von Europa aus nach Bombay in etwa 14 Tagen gelangen.

Aber mit einer Euphratbahn, so wichtig dieselbe auch werden kann, ist kein Seeweg gewonnen, und gerade auf einen solchen kommt Alles an.

Auf beiden Hemisphären liegt ein schmaler Isthmus als Landscheide zwischen zwei Oceanen; in Centralamerika die Landenge von Darien; zwischen Afrika und Asien jene von Suez. Die Durchstechung der erstern wurde seit langer Zeit projectirt, und eben jetzt geht man mit Ernst daran, die große Idee zu verwirklichen. Ein großer Dariencanal würde für den gesammten Weltverkehr von ganz incommensurabler Wichtigkeit sein und die Fahrten um das gefährliche Cap Horn, welche jetzt unumgänglich sind, zur Ausnahme machen. Die Herstellung einer Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen Weltmeer und dem Großen Ocean wird kolossale Arbeiten, Kosten und vielleicht zwanzig Jahre Zeit erfordern.

Centralamerika hat, gleich Aegypten, seine interoceanische Eisenbahn, den Schienenweg zwischen Aspinwall-Colon am caraibischen Meer und Panama an der Südsee. Der Verkehr wächst jedoch in solcher Progression an, daß diese eine Bahn nicht ausreicht. Man hat im laufenden Jahre den Bau einer solchen durch Honduras begonnen, welche auf der Westseite an der Fonsecabai münden soll, deren Hafen zu den besten in der Welt gehört. Man will auch eine Bahn über die Landenge von Tehuantepec, von Minatitlan nach Ventosa bauen, und eine französische Gesellschaft projectirt wieder einmal einen Canal durch Nicaragua, von dem wir unsererseits uns wenig oder nichts versprechen.

Während man in Amerika Pläne macht und bauet, ist der Canal von Suez so weit vollendet worden, daß Schiffe aus dem Mittelländischen Meere in das Rothe Meer fahren können. Während wir, in der ersten Woche des November, diese Zeilen schreiben, sind Tausende von Menschen aus Europa auf dem Wege nach dem Lande der Pharaonen, um der Eröffnung dieses Wasserweges beizuwohnen. Die französischen Unternehmer und der ägyptische Vicekönig haben nichts versäumt, um das Ereigniß zu einer Haupt- und Staatsaction zu machen; die Zeitungspresse hat ihnen tapfer geholfen; Gelehrte sind in Schwärmen an den Nil gezogen; ein Kaiser und eine Kaiserin, Kronprinzen, Diplomaten ohne Zahl, Techniker in ganzen Schaaren und unzählige Touristen sollen das Schauspiel verherrlichen.

Wir sagen schwerlich zu viel, wenn wir diese Eröffnung als einen welthistorischen Moment bezeichnen. Zwei Ereignisse, welche in das Jahr 1869 fallen, werden von ungeheurer Tragweite für den Weltverkehr sein. Die große nordamerikanische Bahn, welche San Francisco mit Newyork verbindet, hat allem Anscheine nach manche Mängel; sie wird in den Wintermonaten theilweise gar nicht oder doch nur unter großen Schwierigkeiten praktikabel sein, auch wird sie nicht, wie man phantasirt hat, den größten Theil des Waarenzuges zwischen Europa einerseits und China mit Japan andererseits über Chicago und Newyork lenken. Sie bleibt aber dessen ungeachtet von tief eingreifender Wichtigkeit und erscheint auch so, wie sie ist, als ein bewundernswürdiges Unternehmen.

Dasselbe gilt vom Suezcanal; er ist eine große und großartige That. Die Technik feiert einen mächtigen Triumph: die Arbeiten am Canale sind musterhaft und mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit ausgeführt worden; man hat Hindernisse überwunden, deren Bewältigung noch vor dreißig Jahren außerhalb der Möglichkeit gelegen wäre. Die Schranke, welche bisher zwei Meere von einander trennte, ist gefallen; ein Schiff kann aus Europa vermittelst des Canals direct in den Indischen und in den Stillen Ocean fahren. Die Eröffnung dieses Seeweges muß nothwendig anregend zunächst auf die Länder am Rothen Meere und auf die Küstenregionen Ostafrikas einwirken; er wird viel zur Belebung des Handels überhaupt beitragen und den europäischen Einfluß in Regionen bringen, welche bisher von demselben gar nicht oder doch nur schwach berührt worden sind. Er ist eine Wohlthat für den Weltverkehr und wird namentlich den Häfen am Mittelländischen Meere großen Vortheil zuwenden. Durch ihn wird es möglich, daß ein Theil des indischen und ostasiatischen Waarenzuges wieder den alten Weg einschlägt, welchen er im Mittelalter nahm. Dieser Handel wird von jetzt an nicht mehr durch Zwischenhände vermittelt werden, sondern er wird direct sein. Triest, Marseille 2c. kommen in unmittelbare und nahe Verbindung mit Sansibar oder Bombay, Singapore, Saigong, Schanghai, Yokohama, Melbourne und umgekehrt. Dadurch erhält dieser Verkehr einen neuen Charakter.

Die Unternehmer des Canals, Herr von Lesseps voran, haben von vornherein ausgesprochen, daß es sich darum handle, der großen Schifffahrt zwischen Europa und dem weiten Osten, bis Japan und Australien hin, eine kürzere Route zu verschaffen, auf welcher Raum, Zeit und Geld in einem so beträchtlichen Maßstabe erspart werden könne, daß keine andere Fahrbahn den Wettbewerb mit ihr zu bestehen vermöge. Der Weg über Suez solle die atlantische Route überflügeln, und von derselben den überwiegend großen Theil des Waarentransportes in einer Weise ablenken, daß sie mindestens in die zweite Linie zurücktreten müsse und wahrscheinlich nahezu lahmgelegt würde. Lesseps behauptete mit erstaunlicher Dreistigkeit, daß sein Canal den Weg um das Cap der Guten Hoffnung überflüssig machen solle, um dem großen Verkehr „Milliarden“ zu ersparen!

Die Herstellung des Canals ist an und für sich ein so nützliches und preiswürdiges Werk, daß man, um dasselbe anzupreisen, nicht nöthig hat, windige Aufschneidereien zum Besten zu geben. Herr von Lesseps hat jedoch von vornherein im Aufpuffen das Mögliche geleistet und ist dabei von einem Theile der Presse, welche er für sich zu gewinnen verstand, eifrig unterstützt worden. Er hat nicht bloß den Engländern, welche kleinlicherweise dem Zustandekommen des Canals manches Jahr lang entgegenarbeiteten, viele Blößen gegeben, er hat auch bei ruhigen und sachkundigen Beobachtern, welche dem großartigen Werke den besten Erfolg wünschten, großen Anstoß erregt. Er hat als Regisseur des Stückes, welches er in Scene setzte, zu viel Comödianterei getrieben, und gegenwärtig soll ein Abschluß unter großem Brillantfeuerwerk stattfinden, bei welchem sich auch einige Potentaten beleuchten lassen. Diesen Theil des Stückes hat der Regisseur vortrefflich in Scene gesetzt, es fragt sich nur, ob die Maschinerie vorhält und ob Alles glatt abgeht. Denn der Canal wird zwar eröffnet, aber es fehlt noch viel, daß er auch fertig und vollendet sei. Das Brillantfeuerwerk soll eine Art von Programm für eine neue Anleihe sein, denn einer solchen bedarf man dringend*).

*) Als das Obige geschrieben war, fand ich in der Wiener „Neuen Freien Presse“ vom 7. November einen Bericht aus Kairo vom 29. October, in welchem es heißt: „Ich knüpfe für den Augenblick wenig Hoffnungen an den ganzen Suezcanal, der in der That eben so

Das europäische Publicum ist von Anfang an durch Herrn von Lesseps und dessen Publicisten bis auf diesen Tag, wie es allen Anschein hat, planmäßig vielfach getäuscht worden. Der „Herzog von Suez“ in spe verkündete seit 1856, daß sein Canal im Jahre 1861 völlig hergestellt sein und für Schiffe von 3000 Tonnen Last fahrbar sein werde; die Kosten würden sich auf etwa 150 Millionen Francs stellen. Diese Ziffer wurde bald nachher auf 200 Millionen erhöht, und die Eröffnung des Canals auf 1862 vertagt. Sie erfolgte nicht, und man verschob sie auf 1868, nachdem die Kosten schon 1867 sich auf 237,246,473 Francs gesteigert hatten. Man verschaffte sich vermittelst einer Lotterieanleihe weitere 100 Millionen, nachdem man den Vicekönig von Aegypten für 83, respective 173 Millionen in Mitleidenschaft gezogen hatte. Jetzt, nachdem der Canal angeblich vollendet ist, hat man abermals Geld nöthig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß am Ende die Canalkosten sich auf mindestens 350 bis 400 Millionen stellen werden. Wir wollen nicht sagen, daß diese Summe zu viel sei für ein Werk, das großartig genug ist und ohne Zweifel dem Verkehr vielfachen Nutzen bringen wird, wir wollen nur den Schwindel betonen, welchen man getrieben hat.

Die Dreistigkeit des Herrn von Lesseps ist unüberboten. Er behauptete wiederholt und mit großer Bestimmtheit, daß das Rothe Meer auch für Segelschiffe ganz ungefährlich sei. Nun aber ist gerade dieser 350 Meilen lange, schmale und enge Trog, um mit Richard Burton zu reden, „ein nichtswürdiges Wasser, das von Felsen und von Korallenriffen starrt und viele gefährliche Untiefen hat.“ Eine andere und zwar nautische Autorität, Admiral Tegethoff, liefert den Nachweis („Oesterreichische Revue“, März 1866), daß Herr von Lesseps geradezu unwahre Angaben mittheilt, wenn er das freie Fahrwasser zwischen den an beiden Küsten sich hinziehenden Korallenriffen auf 60 bis 70 Seemeilen angiebt, während doch jeder Schiffer weiß, daß diese Riffe, welche oft 20, 30, ja 40 Meilen vom Ufer entfernt sind, außer Sicht vom Lande liegen und dann plötzlich aus der Tiefe emporragen. „Das Senkloth ist im Rothen Meere kein sicherer Wegweiser. In der nördlichen Hälfte herrscht fast ununterbrochen (— acht Monate im Jahre —) Nordwind vor. Die gegen denselben aufkreuzenden Kauffahrer können es daher kaum wagen, ihre Gänge gegen die Riffe sehr auszudehnen, und müssen darauf verzichten, sich Nachts den Landwind zu Nutze zu machen, was sonst in allen engen Meeren, wo man sich ungefährdet den Küsten nahen kann, das Aufkreuzen wesentlich erleichtert. Der Handelsverkehr im Rothen Meere wird beinahe ausschließlich von arabischen und indischen Kauffahrern betrieben, welche geringen Tiefgang haben, das Fahrwasser zwischen den Riffen und dem Festlande benutzen und vor Einbruch der Nacht entweder irgendwo zwischen den Korallenbänken vor Anker gehen, oder sich mit einem Tauende, welches ein Matrose schwimmend auslegt, an ein Riff festmachen.“

Admiral Tegethoff bemerkt weiter, daß die im Rothen Meere vorherrschenden Winde periodisch seien und im Allgemeinen mit den Monsunen im Indischen Ocean wechseln; im Sommer sind sie der Fahrt nach Indien, im Winter dagegen der Rückfahrt günstig. „Es ist jedoch mehr als zweifelhaft, daß der Welthandel zwischen Europa und Indien sich den von den Monsunen vorgezeichneten Reiseperioden werde anbequemen können. Die mittlere Dauer im Rothen Meere wird immer eine lange sein. Zieht man überdies den Zeitverlust und die Auslagen für die Fahrt durch den Isthmuscanal, sowie den Weg durch das Mittelmeer in Betracht, so läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen, daß die von atlantischen Häfen nach und von Indien gehenden Segelschiffe mit seltenen Ausnahmen den Weg um das Vorgebirge der Guten Hoffnung vorziehen werden; daß es den Seeplätzen am Mittelmeere mit Segelschiffen allein nicht gelingen werde, in erfolgreicher Weise mit England zu concurriren und den Handel mit dem fernen Osten in neue Bahnen, d. h. über die eigenen Küsten zu lenken.“ So weit Admiral Tegethoff.

Im Jahre 1856, als die Controverse über den Canal und dessen commercielle und handelspolitische Tragweite warm zu werden anfing und man in England den großartigen Plan nach jeder möglichen Seite hin in ungerechtfertigter Eifersucht bemängelte, verfaßte ich, auf Wunsch eines berühmten Staatsmannes an der Donau, eine Denkschrift über den Suezcanal, und 1857 eine zweite über die Euphratbahn und deren Bedeutung. Es kam darauf an, den Grad von commercieller Bedeutung nachzuweisen, welchen der Canal gewinnen kann, und die Täuschungen zu zerstreuen, in welchen Lesseps und die Franzosen überhaupt befangen waren*).

Ich will das Wesentliche meiner Argumentation zusammenstellen. Gegen Lesseps, welcher die atlantische Route zum großen Theil überflüssig machen will, wurde hervorgehoben, daß der nordatlantische Ocean ein germanisches Meer sei, dessen Anwohner in Bezug auf geistige Regsamkeit und Entwickelung, in Wissenschaften und Fertigkeiten, insbesondere aber auch in Handel und Schifffahrt eminent in vorderster Reihe sich befinden. Die Völker am Mittelmeer stehen namentlich in Bezug auf die letztere weit hinter jenen am Atlantischen Oceane zurück. Die Hauptfactoren im Welthandel sind Nordwest-Europa und Amerika; zwischen beiden findet ein größerer Waarenaustausch statt, als zwischen den übrigen Ländern. Allerdings wächst auch der Verkehr mit Indien, Ostasien und Australien an. Jeder Handelsmarkt hat ein Interesse, mit anderen Handelsplätzen in möglichst nahen Verkehr zu gelangen, die Reisedauer abzukürzen, den Waarenumsatz zu beschleunigen. Deshalb bauet man die Schienenwege und vermehrt die Dampferlinien. „Die große (damals schon projectirte) Bahn durch Nordamerika ist vorzugsweise mit darauf berechnet, einen Theil des Verkehrs zwischen dem asiatischen Osten und Europa durch Amerika in atlantische Häfen zu lenken; diese sollen Emporien auch für morgenländische Erzeugnisse werden. — An jeder Bahn, welche in Amerika von einem Meere zum andern führt, wird der Suezcanal einen Concurrenten finden, welche ihm Handelswaaren aus seiner Bahn ablenkt. (— Seit 1868 sind nun Californien und Ostasien durch eine Dampferlinie verbunden. —) Australische und pacifische Producte nehmen schon jetzt theilweis ihren Weg durch Amerika.“ —

Was den fernen Orient betrifft, so ist an und für sich die Straße über Suez um ein Beträchtliches kürzer, als jene um das Cap der Guten Hoffnung. Aber auf See ist es bekanntlich nicht allemal die kürzeste Linie, welche der Schiffer wählt; er schlägt im Gegentheil sehr oft die scheinbar längste Route ein, segelt auf einem großen Cirkel, statt in gerader

unfertig ist, wie Alles, was cultivatorisch neben ihm hergeht. — Der Canal ist fertig, sagt man. Gewiß ist er das, insofern das Wasser durch ihn hindurchläuft, und auf der Landkarte nimmt er sich vortrefflich aus. Ich scheue mich nicht, die Ansicht auszusprechen: Der Canal ist da, ob fertig oder nicht; man wird ihn im letzten Falle vielleicht fertig machen, und da er es in der That noch nicht sein soll, werden noch Millionen über Millionen darauf verwendet werden müssen.“

*) „Der Canal von Suez in geographischer, commercieller und handelspolitischer Beziehung.“ Geschrieben im Herbst 1856; zuerst abgedruckt in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung“; dann in meinen „Geographischen Wanderungen“. Dresden 1859. Bd. II, S. 121 bis 161.

Richtung, und kommt doch schneller ans Ziel. Winde und Meeresströmungen bestimmen ihn, seinen Strich zu wählen; die Hydrographie der Oceane zeichnet ihm seine Fahrbahn auf dem Salzwasser vor; Passate, Monsune, Roßbreiten, Stilltegürtel, Treib-, Golf- und Polarströme hat er aufzusuchen oder zu vermeiden, um möglichst rasch an seinen Bestimmungsort zu gelangen.

Nautisch betrachtet ist für Segelschiffe der Weg aus einem atlantischen Hafen Europas über Suez nach Calcutta, Singapore, dem malayischen Archipelagus, China und Australien nicht eben kürzer, oder für den Bezug der Hauptthandelsartikel, welche ja zumeist schwer ins Gewicht fallen, nicht billiger, als jener um das Cap. Der Handel mit dem fernen Orient ist beinahe durchaus in den Händen atlantischer Völker; jene am Mittelmeere waren bisher an demselben nicht stark betheiligt. Nun werfe man einen Blick auf die Karte und ziehe eine Linie von St. Petersburg bis Cadiz; man wird finden, daß die große Industrie- und Handelsthätigkeit sich vorzugsweise im Norden der Alpen concentrirt, daß auch Frankreich und Spanien zum großen Theil atlantisch sind. Mit Ausnahme von Marseille, Triest, Venedig, Genua, Livorno, Barcelona und Konstantinopel liegen alle großen Häfen am Atlantischen Ocean und dessen Nebenmeeren: St. Petersburg, Riga, Stettin, Lübeck, Kopenhagen, Hamburg, Bremen, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Dünkirchen, Rouen, Havre, Nantes, Bordeaux, Coruña, Lissabon, Cadiz und sämmtliche britische Seeplätze. —

Durch die verschiedenen Eisenbahnen über die Alpen und die Dampferfahrten im Mittelmeere wird ohne Zweifel auch der Waarenaustausch zwischen den im Norden dieses großen Scheidegebirges liegenden Ländern und dem Orient gesteigert werden; aber es wird sich dabei vorzugsweise um solche Artikel handeln, welche theure Frachten und hohe Assecuranzen tragen können; schwer ins Gewicht fallende Waaren, welche, wie bemerkt, den Hauptbestandtheil des Verkehrs ausmachen, werden nur in verhältnißmäßig geringen Quantitäten und ausnahmsweise den Weg durch den Canal nehmen: Baumwolle, Reis, Zucker und Kaffee, Wolle, Kupfer, Zinn, Hölzer ꝛc. Dagegen können Indigo, Seide und theilweise Thee wohl der Canalfahrt vermittelst der Schraubendampfer zufallen. Reisende werden, wie schon bisher, in überwiegender Menge den Weg durch das Rothe Meer wählen.

Es liegt in der Sache selber, daß der bei weitem größte Theil der schweren Handelsgüter auch künftig die billigere Fracht der Segelschiffe benutzt. Für sie ist überdies die Fahrt um das Cap sicherer, als im engen Rothen Meere und im Mittelmeere. Sie sind im Oceane nicht unbedingt abhängig von Meeresströmungen, wie im Rothen Meere und im Indischen Meere; sie können sich auf dem breiten, freien Wasser ihren Weg suchen; sie sind auf demselben nicht gebunden. Die Waaren wie die Schiffe haben auf dem oceanisch-atlantischen Wege geringere Assecuranz zu tragen und ersparen die Canalgebühren. Der Wind kostet nichts; der Canal erhebt allerlei Abgaben. Ein Schiff, das aus Stettin z. B. nach Batavia fährt und den Canal benutzen will, hat fünf mehr oder weniger gefährliche Meerengen zu passiren: den Sund, den Canal La Manche, die Straße von Gibraltar, das Rothe Meer mit der Bab el Mandeb und die Straße von Malacca. Für die deutschen Nordseehäfen fällt der Sund hinweg, die übrigen bleiben. Steuert aber ein Segelschiff um das Cap nach Indien ꝛc., so vermeidet es diese Engen und kommt eben so schnell, bequemer, sicherer und mit geringeren Kosten in den Indischen Ocean, als wenn es den Canal benutzt.

Wir ersehen aus den Bremer Schiffslisten, daß z. B. das Schiff „Roland“, Capitän Reichel, von Bremen aus, auf der Fahrt um das Cap, Batavia in 98 Tagen erreicht hat; der „Komet“ fuhr von dort nach Bremen in 92 Tagen, und nicht selten haben Bremer Schiffe in 116 Tagen Adelaide erreicht. Sie sind auch schon von Bremen nach Mauritius im Indischen Ocean in 79 Tagen gefahren. Die Reisedauer der Schiffe von Newcastle oder Bremen — beides macht keinen Unterschied — nach Konstantinopel, das nicht weiter entfernt ist als Alexandria, betrug 66, 91, 83, 96, 90, 84, 101, 91, 88 Tage; — das waren lange Reisen; die kürzesten nahmen 59, 57, 53 Tage in Anspruch, jene nach Smyrna 76, 70, 67. Drei Schiffe, welche von Alexandria kamen, gebrauchten 134, 111 und 73 Tage; diese letztere Reise wird in der Tabelle als eine besonders kurze hervorgehoben. Ein Segelschiff gelangt demnach aus nordatlantischen Häfen auf der Fahrt um das Vorgebirge der Guten Hoffnung eben so rasch in den Indischen Ocean als nach Alexandria oder Port Saïd; auf der Rückreise aus China und dem Indischen Archipelagus in derselben Zeit und von Australien um das Cap nicht minder rasch nach einem nordatlantischen Hafen als nach Suez.

Von Singapore bis nach Socotra legt ein Schiff bei günstigem Passat diese Strecke von 5000 Seemeilen in etwa 32, bei weniger günstigem Winde in 40 bis 42 Tagen zurück; es bedarf dann 6 Tage bis zur Bab el Mandeb, diesem Eingange zum Rothen Meere, in welchem es bis zu den Dahlakinseln hinauf acht Monat im Jahre den Südwind, Asiab, trifft, während hier im übrigen Theile des Jahres der Schamal (Nordwind) vorherrscht. Es hat 25 bis 30 Tage nöthig, um stets unter großen Gefahren bis Suez hinaufzufahren; es gebraucht also von Singapore bis zum Canal 60 bis 70 Tage. Dazu zwei Tage Canalfahrt und von Port Saïd nach Bremen wieder 60 Tage, macht in Summa vier Monate Zeit und erfordert höhere Assecuranzgebühr als auf der atlantischen Route, auf welcher auch die Canalkosten erspart werden.

Für die Häfen am östlichen Becken des Mittelmeeres ist dagegen der Weg über Suez entschieden kürzer, doch braucht auch hier ein Segelschiff von Port Saïd z. B. nach Genua, Marseille und Barcelona immerhin 16 bis 20 Tage. Wo es auf raschen Bezug von solchen Waaren ankommt, welche die theure Fracht auf den Dampfern und die Canalgebühren ꝛc. tragen können, wird hier der Canalweg der atlantischen Route mit Erfolg Wettbewerb machen, aber für die Segelschifffahrt der atlantischen Häfen wird er zu einem solchen kaum befähigt sein. Er wird den Schwerpunkt des großen Weltverkehrs nicht vom Atlantischen Ocean an das Mittelmeer verrücken. Aber die meisten Dampfer, auch aus den Häfen im Westen der Straße von Gibraltar, werden die Fahrt durch den Canal vorziehen; das Rothe Meer und der Indische Ocean sind von nun an nicht bloß von einer Seite her zugänglich, und die mediterraneischen Häfen werden in größerm Maßstab als bisher Stapelplätze für ostafrikanische und theilweise süd- und ostasiatische Erzeugnisse werden. Es wird von den Transportsätzen der Alpenbahnen und der Schienenwege bei uns in Deutschland abhängen, in wie weit die Plätze am Mittelmeer mit jenen am Atlantischen Ocean und der Nordsee werden concurriren können.

Den mediterraneischen Europäern wird der Canal großen Nutzen bringen. Aber im Welthandel greift Alles in einander; er bildet eine über die ganze Erde verschlungene Kette mit tausend Gliedern, die allesammt mittelbar oder unmittelbar in Berührung stehen, und durch welche eine elektrische Strömung geht, der kein Theil fremd bleibt. So wird ein Gedeihen der großen Handelsdomäne am Mittelmeer, der levantinischen Verkehrszone und des commerciellen Bereiches am arabischen Golf und in Ostafrika auch auf die

atlantischen Regionen fördernd und gedeihlich einwirken, und wir freuen uns im Voraus der Ergebnisse, obwohl wir unsere Hoffnungen kaum ein Drittel so hoch spannen, wie manche (französische) Fürsprecher des Canals. Aber wir hegen von seiner Bedeutung auch nicht die geringe Meinung, wie manche Engländer." —

Man nimmt an, daß gegenwärtig etwa 4 Millionen Tonnen Waaren den Weg um das Cap der Guten Hoffnung nehmen. Nach zwei oder drei Jahren wird sich herausgestellt haben, wie viel davon der Canal an sich zu ziehen vermag.

Der Suezcanal wird eröffnet, aber er ist noch nicht vollendet, ist in vieler Beziehung unfertig, und manche wichtige Probleme, die von wesentlichem Belang sind, harren noch der Erledigung. Der Leser wird aus dem Vorstehenden gesehen haben, daß ich weit davon entfernt bin, zu den Gegnern des Canals zu gehören oder das großartige Werk verkleinern zu wollen. Es walten aber in Bezug auf dasselbe manche Bedenklichkeiten ob, die hier angedeutet werden sollen.

Es fragt sich zunächst, ob man Port Saïd und Suez zu großen und bequemen Häfen wird machen können. Die südöstliche Ecke des Mittelmeeres zwischen Aegypten und Syrien ist bei den Schiffern mit Recht verrufen, weil bei der vorherrschenden Richtung der Winde die Dünen von El Arisch ihre Gefahren behalten. In jener ganzen Region zeigt das Meer, vermöge seiner Strömung der Küste entlang, bei dem seichten Wasser und der Masse von Sand, welcher ihm durch die Wüstenwinde Jahr für Jahr zugeführt wird, eine entschiedene Neigung, Untiefen zu bilden. Ich schrieb 1856: „Wegen der vorherrschenden Nordwestwinde geht der Wellenschlag und Meeresdrang vorzugsweise nach Osten, und deshalb können die erdigen Bestandtheile, welche der Nil ins Meer führt, nicht nach Norden oder Westen hin in die tieferen Theile des Mittelmeeres getrieben werden, um sich dort abzulagern; sie werden unabläßig nach Osten hingeführt. Durch diesen unwandelbaren Naturproceß ist Alexandria frei von Schlick und Sand geblieben, weil es westlich von den Nilmündungen liegt, während dagegen in Folge der Erdanhäufungen im Delta selbst während der geschichtlichen Zeiten die Häfen von Rosetta und Damietta sich ausgefüllt haben und völlig unbrauchbar geworden sind. In der noch weiter nach Osten hin liegenden Bucht von Pelusium (— also bei dem heutigen Port Saïd —) sind diese Schlammablagerungen noch viel mächtiger, als an irgend einer andern Stelle der ägyptischen Küste."

Das wurde, wie bemerkt, 1856 geschrieben; 1866 bemerkte Admiral Tegethoff Folgendes: „Port Saïd ist seit 1859 auf einer flachen Bank erbaut worden, welche den Menzalehsee vom Mittelmeere trennt. Man arbeitet dort an zwei Hafendämmen, die zunächst 400 Meter weit ins Meer hinausgeführt werden, doch soll der westliche Damm 1860 Klafter = 3500 Meter, also fast eine halbe deutsche Meile, weit ins Meer geführt werden; der östliche 1060 Klafter = 2000 Meter. Dadurch glaubt man 6 Faden (36 Fuß) Tiefe zu erlangen und einen Binnenhafen bis zu derselben Tiefe ausbaggern zu können. Die Oeffnung zwischen beiden künstlichen Dämmen wird Eingang und Mündung des Canals bilden, aber an der Ostseite kommen schon fortwährend Sandablagerungen vor und die Wassertiefe ist dort sogar für die Arbeiter ungenügend. Auch an der Westseite bilden sich dergleichen Ablagerungen. Im October 1865 war der Quai Eugenie, d. h. die nördliche Häuserfront von Port Saïd, schon durch einen zwei Kabel breiten Strand vom Meere getrennt, während drei Jahre vorher das Wasser bis fast unmittelbar an die Häuser reichte. Thatsache ist jedenfalls, daß sich an der Westseite des Molo Ablagerungen bilden."

Dazu kommt, daß die notorisch schlechte Rhede von Port Saïd gegen Nordwinde gar keinen Schutz hat. Es fehlt der Stadt an Wasser; sie erhält dasselbe aus Ismaïliah am Süßwassercanal vermittelst einer Röhrenleitung. Landeinwärts leiden die Abgrabungen an der Höhe von Tussum durch Sandverwehungen; ein Gleiches ist beim Serapeum der Fall, man glaubt jedoch diesen Uebelstand durch Anpflanzung von Bäumen beseitigen zu können.

Auch heute scheint die Tiefe des Canals bei Port Saïd noch nicht auszureichen; ein Schreiben aus Paris vom 31. October sagt: „Die Yacht der Kaiserin Eugenie, der „Adler", wird um jeden Preis in den Suezcanal gelangen, weil in der Eile Vertiefungsarbeiten gemacht werden, welche das Einlaufen jener kleinen Corvette ermöglichen. Seit dem Betriebe des Canals, zu Anfang Octobers, konnte noch kein Paketboot von demselben Gebrauch machen."

Im Jahre 1862 schrieb der englische Ingenieur Spratt, welcher die Südküsten des Mittelmeeres, insbesondere jene Aegyptens, aufgenommen und genaue Beobachtungen über die Bodenverhältnisse an der Küste vermittelst einer Anzahl von Karten und Durchschnitten anschaulich gemacht hat, daß es der physikalischen Verhältnisse wegen unmöglich sein werde, permanent einen guten Hafen in der Bucht von Pelusium herzustellen. Auch fortwährendes Baggern werde gegen ein Localgesetz der Natur wenig ausrichten. Der Flugsand der Wüste wird, so sagt Spratt ferner, von Westen nach Osten getrieben und wird möglicherweise Strecken des Canals verschütten. — In der „Times Mail" vom 1. December 1868 las ich den Bericht eines Engländers, welcher mit seinem eigenen Boote in der zweiten Novemberwoche des genannten Jahres eine Fahrt auf dem Canal unternommen hat. Er ist voll von Bewunderung über die gigantischen Arbeiten, welche er sah; indessen bemerkt er: „Eines Tages fuhr ein gewaltiger Sturm über den Canal dahin; die Luft war weit und breit mit gelbem Sand angefüllt. Durch solche Winde wird so viel Sand in den Canal getrieben, daß es eine sehr schwierige Sache sein wird, denselben in Ordnung zu erhalten."

Ein Theil des Canalbodens besteht aus Nilsand, der sich in früheren Zeiten angehäuft hat. Es fragt sich, ob derselbe auf die Dauer Wasser halten könne.

Die Arbeiten, vermittelst welcher man einen Hafen in Suez herstellen will, sind bewundernswürdig und haben bis jetzt schon große Summen Geldes in Anspruch genommen; sie sind aber nur zum Theil vollendet. Erst die Zeit kann lehren, ob dort ein allen Anforderungen entsprechender Hafen herzustellen ist.

Weitere Bedenken, welche da und dort auftauchen, sind folgende: Werden die Ufer haltbar sein? — Wird der Canal allzeit Wasser genug haben? — Wie hoch werden sich die Kosten für das Ausbaggern belaufen, das jahraus jahrein unbedingt nöthig ist? — Wird der Süßwassercanal auf die Dauer süß bleiben? Der Boden auf der ganzen Strecke ist salzhaltig; man muß deshalb dafür sorgen, daß fortwährend ein Stromzug stattfindet; wo das Wasser stagnirt, wird es überall salzig. Als man es im März 1867 aus dem süßen Canal in den maritimen Canal leitete, um durch das Einströmen die Baggerarbeiten zu fördern, war das süße Wasser schon am nächsten Tage salzig geworden.

Der Canal ist theuer; die Gesammtsumme der Kosten, welche seine Herstellung erforderte, sind erst festzustellen, wenn er aus dem gegenwärtigen „Provisorium der Eröffnung" heraus ist und als wirklich vollendet betrachtet werden darf. Schwerlich wird man mit 350 Millionen Francs ausreichen.

Nimmt man aber nur 300 Millionen an und die Verzinsung zu 5 Procent, so muß er für diese allein 15 Millionen aufbringen. Die Canalgebühren stellen sich für die bloße Durchfahrt auf 10 Francs per Tonne; um also jene Zinsen zu erschwingen, werden 1500 Schiffe, jedes von 1000 Tonnen, den Canal passiren müssen*). Die Zeit wird lehren, ob sich dieser Voranschlag als richtig erweist. Die Unterhaltungskosten werden jedenfalls beträchtlich sein, die Verwaltungskosten nicht minder, und es wird sich erst im Fortgange der Zeit herausstellen, ob der Ertrag der Schleppkosten, der Anker- und Hafengelder, der Ackerbauansiedelungen und Maschinenwerkstätten für den Betrag derselben aufkommen.

Die Aufgabe des Canals wird erst gelöst sein, wenn Schiffe von 3000 Tonnen Tragfähigkeit ihn befahren; wenn er ganz vollendet und ununterbrochen in durchaus brauchbarem Zustande ist.

Was Aegypten anbelangt, so läuft der Canal neben diesem Lande hin, und man bezweifelt vielfach, ob er demselben mehr Schaden oder Nutzen bringen werde; er zieht durch die Wüste. Aegyptens commercielle Bedeutung aber liegt, wie Herr v. Kremer in seinem inhaltreichen Werke über dieses Land ganz richtig hervorhebt, zum überwiegenden Theil in der Ausfuhr von Landeserzeugnissen und in der Einfuhr europäischer Waaren. Alexandria, dessen Handel in unseren Tagen einen so großen Aufschwung genommen hat, wird schwerlich durch Port Saïd überflügelt werden.

Die Länge des Suezcanals beträgt etwa 86½ Seemeilen oder 160 Kilometer; die Tiefe soll $25^3/_{10}$, also 8 Meter, betragen, die Breite $183^5/_{10}$ Fuß = 58 Meter. Bei Port Saïd, dem Mündungspunkte am Mittelmeere, wurden die Arbeiten 1859 begonnen; der Canal geht von dort in gerade südlicher Richtung durch den Menzaleh- und den Bellah-See, ist durch den etwa 60 Fuß hohen Hügelrücken von El Girsch (die „Schwelle El Gisr") geführt und tritt dann in den Timsah-See. Von dort ab ist er durch die Bodenerhöhungen von Tussum und Serapeum geleitet worden, durchschneidet die Bitterseen, welche bisher trocken lagen, ist durch den Höhenzug von Schaluf el Terraba gegraben worden und findet seinen Endpunkt bei Suez.

*) Ich finde jetzt, daß die Canalgebühren für die Tonne (20 Centner) Waaren auf 25, für Kohlen auf 20 Francs festgestellt sind.

Das urgeschichtliche schleswig-holsteinische Land.

Von **J. Mestorf.**

II.

In Folge einer Senkung des Bodens trat die ungeheure Fluth ein, welche England vom Festlande losriß, ihre gewaltigen Wassermassen über die angrenzenden Länder wälzte und der kimbrischen Halbinsel abermals eine andere Gestalt gab. Spuren dieser gewaltigen Fluth finden wir in der schon genannten Steinahlschicht, welche noch jetzt einen Theil des Landes bedeckt und als jüngste Bodenformation zu betrachten ist. Ihre Ausdehnung und Mächtigkeit gestattet Rückschlüsse auf die Natur und Wirkung der Fluth; sie erschöpfend untersucht zu haben, ist das Verdienst Forchhammer's. An der Ostküste, auf den Inseln des Kattegats und der Ostsee fehlt die Steinahl, folglich sind sie von der Fluth unberührt geblieben, die selbst auf der Halbinsel den Rücken des Landes nicht überschritten hat. Das Wasser hat die Unebenheiten des Bodens nicht planirt, sondern Sand und Lehm weggespült und die Steine bloßgelegt, und als es sich beruhigte, die aufgewühlte Erde abgesetzt, weshalb an einigen Orten die Steinahl mit einer bald 4 bis 5 Fuß, bald einige Zoll dicken Erdschicht bedeckt ist, an anderen Orten aber, z. B. auf Föhr und Amrum und oben in Jütland, frei zu Tage liegt. Wir haben gezeigt, daß diese Steinahlschicht gewissermaßen als Zeitmesser für gewisse vor oder nach der Fluth stattgehabte Naturbegebenheiten dient; auf ähnliche Weise läßt sich der Eintritt der Katastrophe selbst annähernd bestimmen. Daß das Land damals bereits bevölkert war, zeigen die in der Steinahl gefundenen Steinwaffen und die unter derselben liegende gepflügte schwarze Dammerde. Auf Sylt sind unter der weggewehten Düne eingetheilte Aecker, Fahrstraßen und Fußsteige zu Tage getreten. Ein von Forchhammer auf Sylt geöffneter Grabhügel enthielt Thongefäße mit Knochen und Kohlenresten, woraus er schließt, daß der Eintritt der Fluth in dem sogenannten Brennalter (Bronzealter) geschah. Pytheas von Massilia durchschiffte auf seiner berühmten Reise nach dem Norden (360 bis 337 v. Chr.) den Canal; da aber zur Zeit der Römer der Rhein noch in den Flevus mündete, der Lauf desselben aber zufolge des früher erwähnten Naturgesetzes nach dem Durchbruche des Canals westlich geleitet wurde, so kann die Fluth nicht über das erste Jahrtausend vor Christus hinausgerückt werden. Haben die Kimbern, die der Sage gemäß durch eine große Ueberschwemmung zur Auswanderung gezwungen wurden, ihre Heimsitze etwa um die Zeit verlassen, als Brennus Rom verbrannte (390 bis 389?), so kann die Fluth nur um einige Menschenalter vor Pytheas' Reise zurückreichen und ungefähr in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts vor Christus gesetzt werden.

Daß eine Fluth, deren Höhe an der schleswigschen Küste auf 40 Fuß berechnet wird, die Configuration derselben beträchtlich verändern mußte, ist selbstverständlich. Von der Insel Læssöe bis nach Holland hinunter ward die Seeküste mit einem Inselkranze umgeben, den die Alten Glessariae und Electrides nannten, nach dem Bernstein, welcher dort in großer Menge ans Land geworfen wurde. Noch heute bildet der an der Westküste gesammelte Bernstein einen schätzbaren Handelsartikel, und wiewohl der gegenwärtige Ertrag sich mit dem viel ergiebigern der Vorzeit nicht messen kann, so giebt Werlauf in seinem Buche über den Bernsteinhandel doch den Umsatz zweier jütländischen Handlungshäuser in dieser Waare auf 30,000 Thaler jährlich an. Der Bernstein war es bekanntlich auch hauptsächlich, welcher die Handelsleute aus dem Süden nach dem barbarischen Norden hinauflockte.

Es hält schwer, sich von dem damaligen Küstenumrisse eine richtige Vorstellung zu machen. Um ein Beispiel zu geben von dem steten Wechsel, dem sie von altersher unterworfen gewesen, sei erwähnt, daß die Inseln Sylt, Amrum und Föhr einst zusammenhingen, daß nach dem Chronisten Heimreich Amrum erst im Jahre 1362 bei einer hohen Fluth von Sylt abgetrennt wurde. Traten zur Ebbezeit die

Watten zu Tage, so verschwanden die Inseln, die erst bei auflaufendem Wasser wieder erkennbar wurden. Dieses seltsame Phänomen erschien den Südländern höchst wunderbar. Pytheas benennt demnach den Ort, wo er es beobachtete, mit einem Worte der alten Landessprache: Mentonomon, ein keltisches Wort, welches so viel wie „Stelle des niedrigen Wassers" bedeutet. Das römische „Aestuarium" wäre demnach dem deutschen „Watt" gleichbedeutend. Daß die Ausdehnung desselben auf 6000 Stadien angegeben wird, darf uns nicht beirren, da die Zahlenangaben des Pytheas oftmals reichlich hoch gegriffen sind. — In diesem friesischen Wattenmeere, wo die heftigen Stürme und Sturmfluthen den Seefahrer zwischen den unzähligen Riffen in tausendfache Todesgefahr bringen, zwischen den unter- und überseeischen Sandbänken und Untiefen, „diesen Leichensteinen auf den Wassergräbern der Strandbewohner", wie Dr. Clement sich ausdrückt, ist die eigentliche Wiege oceanischer Schifffahrt. „Hier lernte man zuerst das offene Meer durchschneiden, hier bildete sich eine Seemannssprache, deren Kunstausdrücke in die Sprachen aller seefahrenden Nationen Europas Eingang fanden, hier werden die besten Seeleute der Welt geboren und erzogen, und bei alledem hat die Westküste der kimbrischen Halbinsel keinen einzigen guten Hafen aufzuweisen."

Bevor wir unsere Blicke von der West- nach der Ostküste wenden, müssen wir noch einer merkwürdigen Formation gedenken: der Dünenbildung. Das Material, den Dünensand, liefert die See, die ihn bei jeder Fluth und zwar in viel größerer Menge als den feinen Marschthon am Lande absetzt. Ist der Sand von dem scharfen Westwinde getrocknet, so weht er landeinwärts. Auf einer ebenen Fläche kann er sich nicht anhäufen, dazu bedarf es einer Vertiefung oder Erhöhung des Bodens. Letztere ist leicht gefunden, denn nicht sobald ist der Sand trocken, als sich verschiedene Pflanzen in dem lockren Boden zeigen, welche den nächsten Transport Flugsand auffangen und dadurch eine geringe, aber rasch anwachsende Erhöhung des Bodens verursachen. Unter diesen Strandpflanzen scheinen namentlich die eine Höhe von 2 bis 3 Fuß erreichenden Ammophila arundinacea und Elymus arenarius eine wichtige Rolle gespielt zu haben, die, je heftiger es stürmt, desto üppiger und kräftiger gedeihen. Auf diese Weise entstanden die Dünenhügel, die alsbald unter sich zu einer Kette verbunden wurden und von fern einer zackigen Bergkette gleichen. Peitscht aber der Sturm die Meereswogen bis an den Fuß der Düne, da wird auch sie in Mitleidenschaft gezogen. Lüstern nagt die raubsüchtige See an dem Sande, und wie gierig sie ihn verschlingt, beweisen die auf Sylt angestellten Berechnungen, nach welchen diese Insel jährlich 11 bis 12 Fuß breit Landes dadurch einbüßt. Von Eiderstedt bis nach Hjerting in Jütland zieht sich diese Dünenkette hinauf, von Längs- und Querthälern durchschnitten und zum Theil mit Haide, Beeren und dem Gesträuche der Dünenrose bewachsen. Durch den Sturm in Bewegung gesetzt, wird der Sand von dem westlichen Abhange über den Kamm der Düne nach der Ostseite hinübergeweht, wo er sich wieder aufthürmt. Die Düne überschlägt sich also gewissermaßen und ist dadurch auf einer steten Wanderung von Westen nach Osten begriffen, alles zerstörend, was in ihrem Bereiche liegt. „Ueber Felder und Wiesen, über Deiche und Bäume schreitet sie mit gespenstischer Ruhe hinweg, Häuser, ganze Dörfer begräbt sie gleichsam lebendig, bis sie nach Jahrhunderten darüber hinweggeschritten ist und ihre zerstörten Reste wieder am Meere hervortreten, um von den Wellen vollends verschlungen zu werden. Um die fester gebauten, widerstandsfähigen Kirchen entspinnt sich ein langer, erbitterter Kampf. Durch die Fenster kriecht das Volk zuweilen noch ins Gotteshaus und lagert sich drinnen auf den Sandhügeln, während der Prediger auf seiner Kanzel tief unten in einer Sandgrube steht, bis endlich auch der letzte Eingang versperrt ist. Das ist der „Sandstaaf" (Sandgestöber), der grimme Feind der Friesen, der ihnen nächst den Sturmfluthen das meiste und größte Unheil gebracht hat." Aber nicht allein das friesische Volk, auch die Wissenschaft hat durch ihn Verlust erlitten, indem er die einzig zuverlässigen Urkunden, in denen sich die Urgeschichte des Landes nachschlagen und lesen läßt, die Gräber und andere Denkmäler der Vorzeit, begraben und der See überantwortet hat.

Wir haben uns bisher ausschließlich mit der Nordsee und dem ihr angrenzenden Küstenstriche beschäftigt; auch die Ostsee war schon im Alterthume bekannt und von den classischen Autoren gleich jener mit verschiedenen Namen bezeichnet. Die Skandinaven nannten sie Oestersalt (die Nordsee und das Atlantische Meer Westersalt). Die Benennung Mare Balticum findet man zuerst bei den Autoren des Mittelalters. Die Kimbern sollen sie Morimarusa genannt haben, d. i. das keltische Mor y marb, das todte Meer. Von Maack sieht in Morimarusa das Kattegat, welches von altersher zur Ostsee gerechnet wurde, weil beide im Gegensatze zur Nordsee und dem Skagerrack gezeitenlos sind, weshalb auch eben die Bezeichnung Morimarusa, das todte Meer, auf die Fluthlosigkeit des Kattegats bezogen ist. Bis zum Vorgebirge Rubeas, erzählt Plinius, heißt der nördliche Ocean Morimarusa, und was darüber hinausliegt: Cronium (gleichfalls ein keltisches Wort, welches so viel wie „das geronnene Meer" bedeutet). Wir können uns hier auf die zahlreichen Versuche, die alten geographischen Namen auf die entsprechende Oertlichkeit zurückzuführen, nicht weiter einlassen, und begnügen uns, daran zu erinnern, wie Nilsson mit Glück bewiesen hat, daß Pytheas in seiner Beschreibung des Mare concretum oder Cronium einfach und naturgemäß das Gefrieren des Meeres beschrieben habe, und ferner, daß von Maack in dem inselreichen Sinus Codanus die von der kimbrischen Halbinsel und der deutschen Ostseeküste bis Rügen gebildete große Meeresbucht erkennt, in welcher die dänischen Inseln, inclusive Schonens und vielleicht auch Smålands, belegen waren.

Die Ostsee ist in mehrfacher Hinsicht von der Nordsee verschieden; sie hat keine Gezeiten (nur in schwachen Spuren erkennbar), sie bildet ein muldenförmiges Becken, während die Nordsee in der Mitte weniger tief ist als am Rande, und ist überhaupt von geringerer Tiefe und geringerem Salzgehalte, weil die in sie mündenden Flüsse sie mit einem so großen Zuflusse von Süßwasser speisen, daß ihr Salzgehalt wohl gänzlich ausgewaschen sein müßte, wäre nicht anzunehmen, daß derselbe durch salzreiche Quellen in der Tiefe wieder ersetzt würde. In Folge dieses geringen Salzgehaltes haben an der Ostküste auch niemals die Salzbrenner ihr Handwerk getrieben. Auch das Verschwinden der Auster, welche früher z. B. am Isefjord auf Seeland in großer Menge lebte, hat man damit in Verbindung bringen wollen; allein von Maack weist nach, daß die Auster sehr wohl im süßen Wasser sich acclimatisiren läßt, und hält ihr Verschwinden im Kattegat eher für eine Folge der langsamen Umgestaltung und Wechselwirthschaft des Meeresbodens, hauptsächlich durch Röhrenwürmer erzeugt, welche die Bänke überwuchern und allmälig zu Grunde richten. Der ehemalige stärkere Salzgehalt wurde der Ostsee aus dem Weißen Meere zugeführt, das erwiesenermaßen einst mit dem Kattegat in Verbindung stand. Ein oberflächlicher Blick auf die Landkarte läßt schon die Theile Mittelschwedens und Finnlands erkennen, welche erst spät aus dem Meere zu ihrer gegenwärtigen Höhe emporgestiegen sind. Dieser directe Zusammenhang mit dem Polarbecken erklärt auch den eiskalten Strom, der früher bis an

die Ostküste und durch zahlreiche Wasserarme bis ins Innere des schleswig-holsteinischen Landes drang und die niedrige Temperatur noch rauher machte. Vor der Westküste zeichnet sich die Ostküste durch treffliche Häfen aus, die Fjorde, welche, als Rinnsale der Gletscher aufgefaßt, von einer einstmaligen Eiszeit im Lande zeugen. Sind die Veränderungen an der Ostküste auch bei weitem nicht so erheblich wie an der Westküste, so fehlt es doch auch hier nicht an Versandungen und Senkungen, unter welchen letzteren hauptsächlich der Untergang der sogenannten Kollberger Haide an den Ufern der Probstei Preetz und die Abtrennung der Insel Fehmarn zu nennen sind.

Ein Bruderkrieg in Südwestafrika.

Von **Theophilus Hahn***).

I.

Im vierzehnten Bande dieser Zeitschrift gaben wir eine kurze Skizze des Racenkampfes zwischen den gelben und schwarzen Völkern des südwestlichen Afrikas hart an der Capregion. Noch ist der Krieg nicht zu Ende, und meine damals ausgesprochene Ansicht, daß nur mit der vollständigen Vernichtung des einen oder andern Volkes Frieden zu erwarten sei, gewinnt zusehends an Wahrscheinlichkeit.

Pulver wird noch fortwährend von den Friedensboten verkauft! Und so ist den Wilden das gegenseitige Morden sehr erleichtert. Diesmal haben die Hereros (Damaras) einen besonders glänzenden Sieg davongetragen, der noch einmal wieder ein Zeugniß für „die moralische Kraft und Wirkung“ des ihnen nun schon mehr als 25 Jahre gepredigten Christenthums giebt. Den Bericht dieses Sieges entnehmen wir den Mittheilungen unsers südafrikanischen Correspondenten. Sein Brief datirt vom 23. December 1868, und es heißt darin: „Jan Jonker (Häuptling eines Orlamhottentotenstammes) schrieb vor einiger Zeit einen Brief an den Missionär Hugo Hahn, und bat um Kleidungsstücke (!), da er ganz nackt (!) sei, und verlangte auch Frieden mit den Weißen. (Natürlich, denn diese sind die Hauptstütze der Hereros.) Der Missionär Hugo Hahn sandte einige Chudaman (fälschlich Bergdamara genannt) mit Kleidung an den Häuptling. Diese trafen (den nackten (!)) Jonker an, als er mit seinem Bundesgenossen, dem Häuptlinge Jakobus Boois, sich mit aller Macht zu einem neuen Handstreiche gegen die Hereros rüstete. (Nach anderen uns zugegangenen Nachrichten soll der Hottentot den Missionär sogar seiner aufrichtigen Freundschaft versichert haben!) Die Hereros hatten sämmtlich Otyimbingue (und ihren Häuptling [dicitur!], den Missionär Hugo Hahn) verlassen und waren nach Okahantja gezogen. Die Chudamanboten verkündeten Herrn Hahn genau, was sie in Jonker's Lager gesehen und gehört hatten, und der weiße Häuptling benachrichtigte seine schwarzen Unterthanen von dem Vorhaben der Hottentoten, und jene paßten auf. Die Namahottentoten überfielen ein Ovambandyerudorf und tödteten sechs Menschen. Darauf eilten die Hereros in großer Anzahl herbei. Die Namas trennten sich in drei Rotten. Die erste besetzte eine Reihe Steinhügel, die zweite einen Busch, gleichsam als Hinterhalt, die dritte endlich hielt sich im Hintertreffen und hatte irgend welche besondere Absichten, oder sie that es aus Feigheit; kurz, diese entkamen allein, während die ersten beiden Abtheilungen von den Hereros umzingelt und mit Haut und Haar abgeschlachtet wurden. Das Gemetzel muß ganz entsetzlich gewesen sein. Vor einigen Tagen reisten die Missionäre Hahn und Brinker nach Okahantja zur Besichtigung des Schlachtfeldes und beerdigten, so viel sie konnten, die von Hyänen und Schakalen bereits zernagten Gebeine der Gefallenen. Auf Seiten der Namas sollen über 200 gefallen sein, und zwar die Blüthe der jungen Mannschaft, dagegen auf Seiten der Hereros nur 25. Ob nun endlich Frieden kommen wird?“ — — So weit unser Correspondent *).

Der Krieg zwischen Hereros und Hottentoten führte einen Bruderkrieg der letzteren herbei. Auf der einen Seite waren die im Anfang dieses Jahrhunderts aus der Capcolonie herübergekommenen Orlamhottentoten, auf der andern die Namas, die angestammten grundberechtigten Einwohner von Großnamaland. Schon längst war diesen das Vordringen der beiden Orlamhäuptlinge Jonker Afrikaner und Amraal unbequem und ärgerlich; allein was konnten sie bei ihrer Ohnmacht ausrichten? Hatten sie doch selbst den Bock in den Garten gelassen und die Orlams gegen die von Norden eindringenden Schwarzen zu Hülfe gerufen. Jonker, der zuerst eingedrungen war, hielt den nachrückenden Stämmen die Thür offen, und im Handumdrehen saß, wohin nur ein Namab blickte, solch ein |Garutanab **) (Gaudieb, Filou, eigentlich gesprenkelter Kopf, Tigerkopf, Schlaukopf), wie sie die Orlams zu schimpfen pflegen.

||Oasib, der Oberhäuptling der Namas, welcher den Orlams wohl das Land zu bewohnen, aber nicht zu besitzen gestattet hatte, gewahrte von Tage zu Tage, wie sich die Orlams dreiste und unberechtigte Eingriffe in die Rechte seines Volkes erlaubten; Eingriffe, welche zurückzuweisen er einem auf Hetzjagden unter und gegen die holländischen Friesjacken geschulten Gegner gegenüber nicht die erforderlichen Schießgewehre noch Klugheit und Verschmitztheit genug besaß. Denn Jonker, auf das Wachsthum seiner Macht eifrigst bedacht, zog fortwährend noch Verstärkungen aus versprengten Caphottentoten an sich und wußte durch Blutsbande dieselben an sich und seinen Stamm zu fesseln. Sein Hauptfreund

---

*) Um Irrungen vorzubeugen, bemerkt der Verfasser, daß er in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu dem Herrn Hugo Hahn, dem Missionär der Hereros, steht.

*) Soeben kommt die Nachricht, daß die Nama keineswegs so sehr gedemüthigt sind, sondern, da sie von der Walfischbai aus kein Pulver bekommen können, so haben sie sich dasselbe von den englischen Kupfergräbern am untern Oranjefluß (nordwestliche Capcolonie) verschafft, und wollen nun noch einmal einen Krieg bis aufs Messer beginnen.

**) Die hier wie im Folgenden vorkommenden Zeichen |, ||, !, ǂ vor den hottentotischen Namen sind die bekannten hottentotischen Schnalzlaute. Sie haben rein consonantischen Werth. Vergleiche „Globus“ Bd. XII. Die Namahottentoten.

und Waffenbruder war Kido Witbooi !Ã||eĭb, welcher anfangs auf Pella am untern !Garib wohnte. Nachdem die englische Regierung ohne alle Berechtigung diesen Fluß zur Nordgrenze der Colonie gemacht hatte, zog dieser Häuptling nomadisirend dreißig Jahre hin und her — sogar bis in das Griqua- und !Koranaland —, bis er endlich nach mannichfachen Irrfahrten 1854, am ||Karasgebirge vorübergehend, die Milch der ||Habobiga bei dem Häuptling !Nanib trank. Hier ließ es ihn nicht lange, denn von Norden kam eine Aufforderung seines Freundes Jonker |Haramūb. Dieser war ein Fuchs, und hatte gegen ||Oasib und den Gei||gaun dieselben Freundschaftsgesinnungen, welche Reineke gegen den gefiederten Inhalt eines Hühnerstalles zu haben pflegt. Der lakonische Zulukafir nennt die Verwirklichung solcher Gesinnungen „auffressen".

Jonker rief nun Kido Witbooi !Ã||eĭb und dessen |Kowisin herbei; er lockte sie besonders durch die Aussicht auf große Beute an Vieh, welches sie gemeinschaftlich den Hereros abnehmen wollten. Ein Hottentot kann auch diplomatisch denken, davon ist dieses Verfahren wieder ein Beispiel. Jonker |Haramūb saß zwischen zwei Feuern, Namas und Hereros. Er mußte eines nach dem andern löschen, wollte er sich feststellen und ausbreiten. Kido Wittbooi !Ã||eĭb leuchteten die Pläne Jonker's ein. Er kündigte diesem sein Kommen brieflich an. Zum Unglücke fiel der Brief in ||Oasib's Hände und der Plan war verrathen. Cornelius ||Oasib wollte nun durch einen Angriff den Orlams zuvorkommen; allein der leidige hottentotische Schlendrian ließ es nicht dazu kommen. Nicht nennenswerth sind einige Zänkereien zwischen ||Oasib und !Huisib auf der einen und Jonker |Haramūb auf der andern Seite. Man ließ die Gewehre vorläufig am Pflocke hängen, faullenzte, rauchte Dacha und trank Honigbier. Der Kater kam hinten nach. Die |Kowisin unter Kido Wittbooi schlichen allmälig den ||Aubfluß aufwärts bis |Orab, eine Tagereise nördlich von Gibeon (Kachatsus).

Da schrieb Cornelius ||Oasib im Jahre 1858 einen allgemeinen Landtag aus, um einmal sich von der Folgsamkeit der Häuptlinge seines Landes zu überzeugen. Mit Ausnahme des Abraham !Nauchab, Haupt der !Gami‡nuga, folgten alle Uebrigen seinem Rufe nach der Haupt!ās !Hoacha!nas.

Die versammelten Häupter setzten nun ein Schriftstück auf, welches sie mit dem schönen Fremdwort „Tractaad" benannten. Die deutschen Diplomaten geben ja ihren Verhandlungen auch fremde Bezeichnungen. — Auch etwas von dem „Beständigen in den Menschenracen"! — Sie schlossen ein „Schutz- und Trutzbündniß", und um der Sache die rechte Weihe zu geben, zeichnete jeder hinter seinen Namen ein Kreuz. Die Verträge nahmen sich auf dem Papiere recht schön aus, und die eingeflochtenen biblischen Floskeln, die man in den Predigten der Missionäre aufgeschnappt hatte, ließen dieselben ganz besonders im Lichte christlicher Nächstenliebe und Duldsamkeit erglänzen. Aber es hat schon mancher Wolf den Schafspelz angezogen; denn während die kleinen Potentaten die Friedenspfeife rauchten und im Dusel von Honigbier sich Brüderschaft schworen, lagen sich draußen die versammelten Orlams und Namas mit gespanntem Hahne gegenüber. Das Auseinandergehen war eine Flucht des Einen vor dem Andern; man glaubte sich nicht eher sicher, bis man den Rauch der heimathlichen Kraale aufsteigen sah. Vor der Hand war eine sechsjährige Ruhe, ähnlich jener, welche einem furchtbaren Orkane voranzugehen pflegt. Da brach der im vierzehnten Bande des „Globus" beschriebene Herekrieg los. Cornelius ||Oasib rief zur allgemeinen Heeresfolge gegen die schwarzen Hereros auf, doch nur zwei Häupter kamen, !Aimab und !Nanib. Das nahm der Oberhäuptling des „Königlichen Volkes" sehr übel auf, und die Hottentotenstämme theilten sich in zwei Heerlager und zwar folgendermaßen*):

I. Die Namas, vorwiegend aus heidnischen Elementen bestehend, zählten folgende Stämme:

1) Die Gei||gaun oder Gaobibkhoin unter Cornelius ||Oasib, später dessen Sohne Barnabas ‡Gorachab.

2) Die Rehobother, Stammverwandte der ersteren, unter Willem Zwartbooi !Huisib. Ihr Hauptkraal war Rehoboth oder !Anis. Jetzt haben sie sich auf !Ameib angesiedelt.

3) Die sogenannten Franzmannschen, welche auch echte Namas sind, nannten sich nach ihrem Häuptling Willem Franzmann (— sein hottentotischer Name ist mir entfallen —). Dieser Stamm wohnte früher nördlich vom Grooten Bronkaröß oder Geitsi!gubibberge. Jetzt ist er seit dem Tode des Häuptlings zerstreut und ohne festen Wohnsitz und Führer.

4) Die ||Habobiga oder Feldschuhträger am ||Karasgebirge unter Hendrik Zēs oder !Nanib.

5) Der „Große Todt" oder ||Ogeis, ein Zweig der ‡Aunin oder Topnaars, unter Führung eines gewissen !Aimab.

6) Die !Gami‡nuga oder „Schwarzbündler", deren Oberhaupt Abraham Christian !Nauchab ist.

7) Trümmer ehemaliger bedeutender Namastämme, wie z. B. die Bewohner von ‡Nu‡goais unter Tseib, ferner Ueberreste der ‡Aūnin und !Naringu.

II. Diesen gegenüber standen folgende Orlamstämme oder |Garutanagu:

1) Der Stamm von David Christian ||Naichab, deren Hauptkraal die Missionsstation Bethanien oder |Ui‡ganis ist. Sie heißen auch schlechtweg die „Bethanier". ||Naichab war eigentlich ein Usurpator. Anfänglich war er Vormund seines unmündigen Neffen gewesen und hatte allmälig Geschmack am Herrschen bekommen und den Thron ein- für allemal behalten. Diesen Act hatte der Missionär Knudsen durch eine officielle Salbung sanctionirt, indem er ihm eine Kanne Provenceröl über das hohe Haupt goß und eine papierene, goldbordirte, mit zahlreichen Spiegelchen gezierte Krone, worin sich die Hottentoten spiegeln konnten, aufsetzte. Zur Erhöhung der heiligen Handlung wurde aus einem holländischen Gesangbuche der Choral: Singt nu den lof van Davids soon; vallt engelen voor hem needer etc. gesungen. Der Heide ||Naichab hatte sich in der Taufe in einen wiedergeborenen David Christian verwandelt.

2) Verwandte dieses Stammes sind die Boois'schen unter Jan Boois !Gaub. Sie nomadisiren im nordwestlichen Namalande, und waren bisher der herdenreichste Stamm im Lande.

3) Die |Kaua von Bersaba oder ‡Outsawisis, schlechthin „Bersabaer" genannt. An ihrer Spitze steht der „Musterchrist" Paul Goliath ‡Howithab.

4) Ihre gleichnamigen Verwandten leben auf Gobabis im nordöstlichen Namalande unter dem Häuptling Amraal (für Admiral) Brandub.

5) Der thatkräftigste und energischste Häuptling außer Jonker |Haramūb ist unter allen Orlams der schon vielfach

---

*) Zur Orientirung in der politischen Geographie empfehlen wir Nr. 45d in Stieler's Handatlas, bearbeitet von Petermann, oder Grundemann's Missionsatlas. Afrika. Nr. 9. Beide Karten zeichnen sich durch vorzügliche Graphik aus, und ist in dieser Hinsicht, besonders Grundemann's Werk, allen Ethnologen und Linguisten auf das Beste empfohlen.

genannte Kido (für Cupido) Wittbooi !Ã||eĩb, welcher die Horde der |Kowisin anführt.

6) Die sogenannten „Afrikaner“ führte nach Jonker |Haramũb's Ableben der weniger energische Sohn Jan Jonker ||Harachab.

7) Ihre Brüder die Afrikaner vom !Garib halten sich zu David Afrikaner.

8) Endlich verstärken zahlreiche vom Caplande eingewanderte Bastarde die Orlams. Jener Zahl ist schon so bedeutend geworden, daß sie sich den hochtrabenden Namen Bastardryk gegeben haben. Ihr Führer ist Mattheis Moddel.

Beim Vergleich der Namen genannter Stämme bilden die Orlams im Grunde weniger selbständige Gruppen. Sie sind fast alle unter einander verschwägert. Außerdem zeigen auch die zahlreichen fremden (holländischen) Bezeichnungen und biblischen Personennamen, daß sie schon bedeutend von europäischen und missionärischen Einflüssen berührt sind. Ihren Kampf mit den heidnischen Namas könnte man gleichsam einen Kampf des Christenthums und Heidenthums nennen, wenn nur nicht so viele echtheidnische, respective menschliche Leidenschaften, Neigungen und Handlungen just im christlichen Heerlager zum Ausbruch kämen, welche dem Beobachter den leisen Verdacht einflößen, er habe es hier mit dem |Gurikhoisib (Urhottentoten) zu thun, und der alte Zauberdoctor Heitsieibib treibe noch einmal zu guterletzt seinen Unfug.

Zum bessern Verständniß des Folgenden müssen wir etwas in die früheren Jahre zurückgreifen. Im Jahre 1850 hatte sich ein Theil der |Kana unter Paul Goliath ǂHowichab am Geitsi!gubib angesiedelt. Das Land gehörte ||Oasib, dem Oberhaupt der Gei||gaun, und dieser vermerkte es übel, daß man nicht seine Genehmigung eingeholt hatte. Der „Alte“ knurrte so lange, bis ǂHowichab demüthig um Verzeihung bat. Außerdem forderte er als Buße eine Stute, und bemerkte ausdrücklich, „daß er den |Kana nur so lange zu wohnen gestatte, als bis er den Ort ǂOuthawisis selbst einmal beziehen wolle.“ Die |Kana verpflichteten sich gleichsam zu einer Pacht, welche in Gestalt einer Värse gezahlt werden sollte, in Wirklichkeit aber erlassen wurde, weil dazumal ein sehr gutes Einvernehmen zwischen ||Oasib und ǂHowichab herrschte.

Auch zwischen den |Kowisin und Gei||gaun fanden vor dem Kriege freundschaftliche Beziehungen statt. So räumte Cornelius ||Oasib jenen Wohnsitze ein, und als !Ã||eĩb an einer reichen Quelle Kachatsus seine Hütten bauen wollte, mußte er zuvor in !Hoacha!nas darum einkommen. Der Missionär J. Knauer und die Häupter der |Kowisin machten die Deputation, welche bei ||Oasib huldreiche Gewährung fand. Jetzt erst durften in Kachatsus „Kraale gezogen“ werden, und das Oberhaupt !Ã||eĩb taufte in alttestamentlicher Anwandlung den Ort in ein biblisches Gibeon um. Ob die Sonne auch da stillgestanden hat? Vor Entsetzen über die in der Folge dort geschehenen Greuelscenen hätte sie wenigstens oft genug Gelegenheit dazu gehabt.

Kaum war die Station zwei Monate angelegt und hatten die Bewohner das himmlische Manna gekostet, da brach der früherbeschriebene Hererokrieg los. Amraal Brandub hatte ||Oasib friedlich zu stimmen versucht und auch die Afrikaner zum Frieden bewegen wollen. Allein ||Oasib wies solche Zumuthungen energisch zurück und sah vielmehr in den wohlgemeinten Bemühungen des alten Brandub vorlaute Eingriffe in seine Oberherrlichkeit. Die etwas derbe Zurechtweisung nahm der Vasall empfindlich und als persönliche Beleidigung auf. Dies ist eigentlich des Pudels Kern und die Ursache der hottentotischen Stammesfehde.

Amraal Brandub schrieb nämlich einen Brief folgenden Inhalts an Kido !Ã||eĩb, Paul ǂHowichab und David ||Naichab, den Häuptlingen von Gibeon, Beersaba und Bethanien: „Lieben Brüder! (sic!) Ich mache Euch bekannt, daß ich zwischen Jonker und den Hereros Frieden stiften wollte, allein ||Oasib hat mich mit Verachtung zurückgewiesen! Er will seine Leute im Kriege sterben lassen, damit sie von den Raubvögeln gefressen werden! Kommt und helft mir, wir wollen ihn absetzen. Ich bin Euer Bruder in Christo, — Amraal Brandub.“ — Ein Prachtbrief! Der Alte hatte es nicht übel vor. Dennoch bezeugten seine christlichen Mitbrüder nicht die geringste Lust, auf diesen Vorschlag einzugehen. Dagegen mußte auch dieses Schreiben ||Oasib hinterbracht werden. Er war klug genug, die größte Kaltblütigkeit zu bewahren, und schickte Aufforderung an die verschiedenen Häupter zur Heeresfolge gegen die Hereros. Wir wissen schon, daß nur zwei dem Befehle Folge leisteten. — Der Alte drohte! — Vergebens! Niemand fürchtete sich, oder es fehlte nicht an faulen Entschuldigungen, wie z. B. „es mangele an Taback, an Karossen, Kleidern, Pulver, Blei &c. &c.!“ Die Hottentoten haben es nämlich noch nicht durch einen enormen Militäretat und hohe Steuern zur Schlagfertigkeit des norddeutschen Bundes gebracht. Die Missionäre riethen den südlichen Häuptlingen zum Frieden — eine an und für sich löbliche That, hätten sie nicht nur sonst etwas über Gebühr die Beiräthe der Häuptlinge gemacht. Andererseits fehlte es auch nicht an solchen, welche den Oberhäuptling ||Oasib gegen die Missionäre und südlichen Häuptlinge, zumal gegen die |Kana und |Kowisin aufhetzten. Ein solcher Haupthetzer war !Nanib, zugleich Zauberdoctor und Schwarzkünstler par excellence. Es kam ihm sehr gelegen, jetzt eine alte Blutrache zwischen sich und Kido !Ã||eĩb zum Austrag zu bringen.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Nachtigal's Rückkehr aus dem Tibbulande nach Mursuk.

Die Reise, welche unser Landsmann von Mursuk, der Hauptstadt der Oase Fessan, aus zu den Tibbus unternommen hat, war voll von Gefahren und Beschwerden. Seit langer Zeit waren wir ohne Kunde über das Schicksal Nachtigal's, und wir konnten uns der Besorgniß nicht erwehren, daß ihm ein ähnliches Schicksal zu Theil geworden sei, wie dem Fräulein Tinne. Die Befürchtungen waren auch nicht ohne Grund, wie ein Schreiben aus Mursuk vom 9. October zeigt, welches am 10. November in Dresden beim Freiherrn Heinrich v. Maltzan eingetroffen ist; letzterm verdanken wir die freundliche Mittheilung des Briefes.

Dr. Nachtigal schreibt: „Nach grausamen Leiden und qualvollen Gefahren während der letzten Monate bin ich endlich

gestern (8. October), halb nackt und ausgehungert, hier wieder eingetroffen, ohne, Gott sei Dank, einen einzigen meiner Leute verloren zu haben.

„Einen Monat hindurch (August) waren wir in Bardai gefangen und entzogen uns durch nächtliche Flucht seinen mordlustigen Einwohnern. Seit dem 4. September machte ich, ohne andere Nahrung als Datteln, täglich 10 bis 12 Stunden zu Fuß, der Welt das merkwürdige Beispiel liefernd, wie man zu Fuß und ohne Wasservorrath tragende Kameele die Wüste durchziehen kann. In der That, seit dem Gebirge von Afafi, welches in der Mitte zwischen dem Tümmo (El War) und Tibesti liegt, trugen wir unsern bescheidenen Dattelvorrath in der Tasche, das Wasser auf dem Rücken und dirigirten uns ohne eigentliche Wegkenntniß gegen den Tümmo hin, den wir halb todt erreichten. Drei Tage Rast an seinem erfrischenden Wasser brachte uns wieder etwas zu Kräften, machten aber auch unserm Dattelvorrath so gründlich ein Ende, daß wir, unglaublich aber wahr, die fünf Tage von El War bis Tedzerri ohne Nahrung, mit ungenügendem Wasservorrathe, gemacht haben.

„Die Details dieser grausamen Reise sende ich Ihnen theilweise mit nächster Post; für heute muß ich mich darauf beschränken, meine Freunde in aller Kürze von meinem Wohlsein zu benachrichtigen.

„Genug; die Tibbu Reschade sind die größten Canaillen, welche man sich nur denken kann. Wenn ich aber des traurigen Schicksals meiner frühern Mitreisenden (— Fräulein Tinne —) gedenke, muß ich noch froh sein, daß ich nur meine Habe verloren habe. Das entmuthigt mich übrigens durchaus nicht, sondern hat mir im Gegentheil das Bewußtsein meiner physischen Elasticität gegeben. Oftmals glaubte ich erliegen zu müssen, aber stets gelang es mir durch Zusammenraffen aller meiner Willenskraft, meine wankenden, zitternden Beine wieder zu stählen.

„Naher Tod durch Verdursten, drohende Ermordung durch Waffengewalt und Aussicht, allmälig zu verhungern, — nichts ist mir erspart geblieben! Unsere Rückreise hat die Be- und Verwunderung aller Araber, Fessaner und Tibbu-Fessans erregt. Niemand würde sie wagen, und ich selbst denke an sie schon wie an einen fremdartigen Traum.

„So ist diese Reise zwar ohne jene Ausbeute geblieben, welche ich erwartete, aber sie war reich an persönlichen Erlebnissen und bietet hoffentlich genug dar, um das Interesse eines gebildeten Publicums zu fesseln."

Dr. Nachtigal bemerkt im Verlaufe seines Briefes, daß er „in der nächsten Woche" einen Bericht für den „Globus" absenden zu können hoffe. Wir brauchen nicht erst zu versichern, daß wir das Eintreffen desselben mit Spannung erwarten.

Der Reisende bedauert, daß in Mursuk „noch keine Karawane vor der Thür" sei. „Vor meiner Abreise hatten die Araber mta el Scherkiya, in der Nähe von Mursuk, mehrere Tibbu mit ihren Kameelen aufgehoben. Dies hat die Tibbu von Dzebado veranlaßt, ihrerseits arabische Kameele und Menschen in unmittelbarer Nähe von Mursuk zu stehlen. Seitdem ist das Verhältniß zwischen Arabern und Tibbu gespannter als je zuvor. Bevor nicht eine Art von gegenseitiger Rücklieferung stattfindet, wird die Straße nach Bornu nicht frei sein und also keine Karawane zu Stande kommen."

John Pascoe Fawkner, Gründer der australischen Colonie Victoria.

Von Herrn Richard Oberländer, welcher mit dem am 4. September zu Melbourne verstorbenen Fawkner persönlich bekannt war, erhalten wir folgende Notizen über diesen Mann, der ein „friedlicher Eroberer" war, und dem es vergönnt gewesen ist, ein von ihm begonnenes Werk glänzend gekrönt zu sehen.

John Pascoe Fawkner, der Gründer und erste Ansiedler von Victoria, wurde am 20. August 1792 in London geboren. Er war bereits 1803 nach Port Phillip gekommen, unter Capitän Collins, als dieser den Versuch machte, daselbst eine Verbrechercolonie zu gründen. Die Oertlichkeit war indessen unzweckmäßig gewählt. Nach kurzem Aufenthalte erklärte Collins die Gegend für „unfruchtbar und wasserarm" und brachte die Transportirten nach Vandiemensland, dem heutigen Tasmanien, in die Gegend, wo jetzt die Stadt Hobarttown steht. Von dem Aufenthalt Fawkner's in Tasmanien läßt sich nur wenig berichten. Gleich den meisten Colonisten war er genöthigt, vielerlei Wege einzuschlagen, um sein Leben zu fristen. So sehen wir ihn nach und nach als Schäfer, Farmarbeiter, Winkeladvocaten, Landagenten, Baumeister, Gastwirth und Herausgeber des „Launceston Advertiser". Alles, was er angriff, scheint ihm mißlungen zu sein, und so kam er schließlich auf den Gedanken, jenen Port Phillip, den er als Knabe oberflächlich gesehen, einmal genauer untersuchen zu wollen. Er gewann bald John Batmann, Robert Hay, Robert Marr, G. Evans, W. Jackson und John Lancey für sein Vorhaben, und am 27. Juli 1835 verließen diese Abenteurer Vandiemensland im Schooner „Entreprise". Sie landeten am 15. August desselben Jahres an der Mündung des Yarra an derselben Stelle, auf welcher sich heute, also nach kurzen 34 Jahren, die 180,000 Seelen zählende Metropole der Colonie Victoria, das blühende, reiche Melbourne, erhebt. In dem Districte, welchen Capitän Collins voreiliger Weise für unfruchtbar und wasserarm erklärt hatte und den er deshalb mit seinen Verbrechern verließ, sind jetzt die lachenden Fluren und reichen Weizenfelder Victorias, und gegen 700,000 (— genaue Zählung am 30. Juni 696,161 Seelen —) fleißige Colonisten, die dort eine Heimath gefunden, gedenken in Ehren Fawkner's, des Pioniers, der Muth und Ausdauer genug hatte, einen neuen Versuch zu wagen, um verborgen gebliebene Quellen zu erschließen.

Anfangs beschäftigten sich die ersten Ansiedler namentlich mit der Schafzucht, und da sie bald im Stande waren, nach Tasmanien und Europa zu berichten, daß sie gute Weideplätze und reichliches Wasser gefunden, dauerte es nicht allzu lange, daß die Zahl der Colonisten sich mehrte. Die Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 brachte dann der Colonie einen ungeahnten Aufschwung.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich zu erzählen, wie aus der Squattercolonie der Schaf- und Rindviehzüchter nach und nach eine Ackerbau, Handel und Gewerbe treibende Bevölkerung erwuchs; unerwähnt aber darf nicht bleiben, daß der ersprießliche Einfluß Fawkner's in allen Phasen colonialen Lebens deutlich wahrnehmbar ist, und daß er mit seinen reichen Erfahrungen gern bereit war, die zu unterstützen, welche sich um Rath an ihn wandten. In der Legislatur Victorias nahm er eine hervorragende Stellung ein, und wer noch dazu, wie ich, das Glück hatte, den leutseligen, biedern, praktischen, alten Herrn näher zu kennen, der wie ein Vater sorgsam über das Wohl der Colonisten und namentlich auch der deutschen Einwanderer wachte, der wird den herben Verlust zu ermessen vermögen, den die Colonie durch seinen Tod erlitten. Ein Gefolge, wie es Melbourne noch nie gesehen, geleitete diesen verdienstvollen Mann zu seiner letzten Ruhestätte; der Name John Pascoe Fawkner aber wird mit goldenen Lettern auf den Tafeln der Geschichte Australiens geschrieben bleiben.

Der Telegraph in Nordamerika. Aus einem amtlichen Berichte des Vorsitzenden der „Western Union Telegraphen Association" ersehen wir, daß der erste elektrische Telegraph im Frühjahr 1845 zwischen Baltimore und Washington errichtet wurde; derselbe blieb jedoch fast unbenutzt. Allmälig lernte man jedoch den Nutzen der Telegraphen kennen; 1850 bestanden schon mehr als 50 Telegraphencompagnien, denen viele andere folgten. Gegenwärtig hat die „Westliche Union Compagnie" die überwiegende Mehrzahl der früheren Compagnien in sich aufgenommen und wird auch wohl bald die übrigen mit sich vereinigen. Die Telegraphenlinien der westlichen Union Compagnie erstrecken sich nun über nahezu das gesammte civilisirte Gebiet des nordamerikanischen Continents, von Plaister Cove am St. Lorenzstrome bis Indianola am Golf von Mexico, von Los Angeles in Californien bis zum Kischyorflusse, 800 Meilen nördlich von Westminster in

Britisch Columbia, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean durch alle Staaten und Territorien mit einziger Ausnahme von Minnesota, Neumexico und Arizona, aber mit Einschluß der britischen Provinzen, Neuschottland und Neubraunschweig. Die Linien dieser Compagnie haben auch den einzigen Anschluß an die Linien in Neufundland und Canada und an das Atlantische und Cuba-Kabel. Die Compagnie hatte im Jahre 1868 Linien in der Länge von 52,099 engl. Meilen, und ihre Drähte messen 104,584 Meilen.

Im Jahre 1850 waren nur 1400 Telegraphenstationen in den Vereinigten Staaten, jetzt sind es deren 5000. Im letzten Jahre allein wurden Telegraphen in der Länge von 6000 Meilen gelegt. Die folgende Tabelle zeigt das Telegraphengeschäft der Union-Compagnie und der anderen noch bestehenden Compagnien:

Meilenzahl von den Linien des Western Union-Systems	66,363
Meilenzahl von dem Telegraphendraht des Western Union-Systems	121,595
Zahl der Stationen des Western Unions-Systems	4,692
Meilenzahl von der Linie der Concurrenz-Compagnien	6,773
Meilenzahl von dem Telegraphendraht der Concurrenz-Compagnien	9,100
Zahl der Stationen der Concurrenz-Compagnien	337
Gesammtzahl von den Meilen der Linien	73,036
Gesammtzahl von den Meilen des Telegraphendrahtes	130,695
Gesammtzahl der Stationen	5,029

Das ursprüngliche Capital der „Western Union Compagnie" betrug 300,000 Dollars. Der Nominalwerth der Actien der Compagnie, worauf sie voriges Jahr eine Dividende zahlte, ist 40,568,300 Dollars. Die monatlichen Einnahmen der Compagnie seit dem ersten Januar betrugen durchschnittlich 600,000 Dollars, die Ausgaben 375,000 Dollars — ein monatlicher Gewinn von 225,000 Dollars. In den letzten drei Jahren betrugen die Einnahmen zusammen 8,161,645 Dollars oder 2,720,548 Dollars per Jahr. Der Werth des Eigenthums der Compagnie in Drähten, Maschinerie, Werkzeugen, Grundeigenthum u. s. w. wird auf 22,412,619 Dollars geschätzt.

Die Gesammtzahl der Depeschen, ausschließlich der Eisenbahndepeschen, die gleichfalls nach Millionen zählen, betrug vom Juni 1866 zu 1867: 10,067,768 zu einem durchschnittlichen Preise von 57 Cents per Depesche. Diese Compagnie allein versendet an Zahl zwei Drittel der Depeschen, die in ganz Europa versandt werden und dort durchschnittlich 81⅝ Cents per Depesche kosten.

Einer der besten Kunden der Compagnie ist natürlich die Presse, der im letzten Jahre 369,503,630 Wörter telegraphirt wurden, wofür 882,509 Dollars bezahlt wurden. Die Presse allein hat im letzten Jahre von dieser Compagnie mehr Depeschen bezogen, als auf dem europäischen Continente das gesammte Publicum, das für seine Depeschen 7,837,238 Dollars in Gold bezahlt hat.

Die Goldfelder in Neu-Schottland. Die Goldfelder von Nova Scotia haben eine Ausdehnung von 6000 Quadratmiles. Die Adern sind überall von derselben gleichmäßigen Dicke und sehr ergiebig bis zu einer Tiefe von 200 bis 600. Die Minendistricte von Nova Scotia besitzen überhaupt viele Vorzüge. Die Minen sind leicht zugänglich, Holz und Kohlen in großen Massen und sehr billig zu haben. Der Arbeitslohn beträgt nicht mehr als 1 Dollar 25 Cents per Tag. Die Kosten, das Erz zu zermalmen, betragen nur 1 bis 2 Dollars per Tonne. Land wird zu 10 Dollars per Acker verkauft, und wenn Gold gefunden ist, 20 bis 50 Dollars per Acker. Wenn reiche Aecker entdeckt oder schon Schachte angelegt sind, wird das Land oft für 100 Dollars per Acker verkauft. Während des Speculationsfiebers in 1868 stiegen die Preise von 200 bis zu 5000 Dollars per Acker. Seitdem ist jedoch eine Reaction eingetreten. Die Goldregion ist in 13 Districte eingetheilt. Der Tanquisdistrict wurde in 1860 eröffnet, doch wenig bearbeitet. Die Waverly, Sharbroke, Renfrew, Wine-Harbor und Oldham wurden in 1861 eröffnet. Bis zu 1866 wurden noch eine ganze Anzahl von Minen eröffnet. In dem ganzen Golddistrict sind 52 Mühlen, von welchen ein Achtel unbenutzt stehen. — Der ganze Ertrag seit der Entdeckung der Minen in 1860 bis 1869 war 157,000 Unzen von 147,685 Tonnen Erz und 3000 Unzen Alluvialgold. Der Totalwerth dieses Ertrages beträgt 3,200,000 Dollars. Der größte Ertrag war im Jahre 1867, wo nicht weniger als 27,814 Unzen erzielt wurden, und von Alluvialgold in 1861 1,700,000 Dollars. In den letzten acht Jahren waren durchschnittlich 718 Miner das Jahr beschäftigt, und ihre verhältnißmäßige Löhnung zu 312 Tagen per Jahr betrug 556 Dollars 58 Cents per Mann. Wenn man annimmt, daß die Einwohnerzahl von Nova Scotia 350,000 beträgt, so kommt auf je 500 Einwohner ein Miner. In Victoria sind ein Viertel der Einwohner Miner. Die Renten und Abgaben der Goldminen in 1868 betrugen 53,000 Dollars. Von 72 Compagnien bestehen jetzt nur noch 40. Im letzten Jahre wurden für die Goldregion einige neue Gesetze gegeben. Die Abgaben wurden vermindert und die Canalsteuer ist aufgehoben. Zugleich wurde in der McGill-Universität eine Schule für Miner etablirt, wo junge Leute, welche Miner werden wollen, Chemie, Geologie, Mathematik und Physik studiren können.

* * *

— Das Gymnasium für Mohammedaner in Calcutta ist „reducirt" worden. Die jungen Leute wollten sich nicht zum englischen Christenthume bekehren lassen. Als Grund für die Maßregel wird nun angegeben, das Gymnasium sei zu weiter nichts gut gewesen, als Persisch und Arabisch zu lernen und „Fanatiker und Verschwörer" zu bilden. Seit der großen Meuterei sind in Bengalen die Mohammedaner fast alle aus den öffentlichen Aemtern entfernt worden. Andererseits machen die Hindu einige Fortschritte. Als in diesem Jahre beim Feste des Götzen Dschaganatha der Wagen festfuhr, fand sich Niemand, der ihn aus dem Schlamme hätte herausziehen wollen, und im südlichen Indien vergreift sich das Volk sogar an den heiligen Affen; sie werden als lästig und unverschämt aus Dörfern und Städten vertrieben, und die conservativen Orthodoxen sind darüber untröstlich.

— Aus dem peruanischen Hafen Iquique sind im Monat Juli 1869 nicht weniger als 1,335,532 Centner Salpeter ausgeführt worden.

— Die Tabacksernte in den Vereinigten Staaten wird für 1869 auf etwa 275,000 Hogsheads geschätzt. Drei Viertheile derselben gehen nach Europa. Die wichtigsten Tabacksmärkte sind Cincinnati in Ohio, Louisville in Kentucky und Richmond in Virginien. In der Production stehen Virginien, Kentucky und Missouri voran.

— Die Missionsstation der Mährischen Brüder am Lake Hope in Australien ist eingegangen. Sie hatten ganz und gar keinen Erfolg, wie jeder Unbefangene von vornherein wußte.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Römische Bilder.

Von Franz Koppel.

II.

„Auf Schritt und Tritt Ruinen, bei Tag und Nacht die Phantasie in den Katakomben der Vergangenheit umherschweifen lassen, alle Tage Apollo von Belvedere, capitolinische Venus oder Juno Ludovisi, — das geht nicht. Ich will auch das Treiben der Gegenwart beobachten, Bauern, Trödler, Juden sehen, ich will auf den Markt, wo lebende Leute sich tummeln, wo die menschliche Stimme ertönt. Ich will jetzt auch einmal Volksscenen haben!" So oder ähnlich äußert es sich manchmal im normalen Menschen, der längere Zeit in Rom zubringt; und in solcher Stimmung bin ich zuweilen früh am Wintertage, wenn an den Brunnen noch die Eiszapfen glänzten, über den Spanischen Platz gegangen, die Via dei Condotti hinunter und jenem Stadttheile zu, von wo so viele Küchen Roms ihren täglichen Bedarf erhalten. Es ist dies die jetzt am dichtesten bewohnte Region, die Mitte des alten Marsfeldes, die Stadt zwischen Capitol und Engelsburg. Dort vorzugsweise lebt und webt das heutige römische Volk.

Im Alterthume war dies kein eigentlich bewohntes Quartier, hier standen selbst zur Zeit der späteren Kaiser noch keine Insulae, — Miethcasernen im heutigen Sinne. Der ganze Campus Martius war eine ununterbrochene Reihe von öffentlichen Pracht- und Wunderbauten. Da stieß Tempel an Tempel; von Thermen führten Säulengänge zu Thermen, Theatern und großartigen Circusräumen hinüber; zwischen ihnen ragten riesige Grabmäler, wie das des Augustus oder des Hadrian (heute Engelsburg), still und feierlich empor.

Wie ganz das Gegentheil heute!

Haus an Haus, eine geschlossene Kettenreihe von Wohnungen, und so recht in der Mitte der größte und schönste Volksplatz Roms, die Piazza Navona, wo es am lautesten hergeht. Von der alten Zeit ist nichts geblieben, als die ovale Form des Platzes: — er bildete das Stadium des Domitian.

Wann es zerfallen, davon erzählen weder das „Curiosum", noch die „Mirabilien" der Stadt; doch geht aus ihnen hervor, daß der Raum schon im zehnten Jahrhundert „in Agona" genannt wurde (von Circus agonalis), schlechtweg „'n Agona", und zuletzt Navona.

Ehe St. Agnese und der stattliche Häuserring sich erhob, lag der Platz in idyllischer Stille und Vergessenheit und war, wie damals noch so mancher andere Bezirk innerhalb der Aurelianischen Mauer, ganz mit Kohl und Wein bepflanzt. Im spätern Mittelalter führte man hier wie auf dem Monte Testaccio beliebte Volksspiele auf, die kostspieligsten zur Zeit des Carnevals. Alle Regionen der Stadt waren vertreten, jede führte einen bekränzten Stier herbei, den die Ritter vom Pferde herab bekämpften; mit Lanzenspielen wechselten Ringkämpfe und das in ganz Italien gebräuchliche „correr il palio", Rennen um den Preis eines Tuches. Pomphafte Maskenzüge mit mythologischen Darstellungen, aus denen nach und nach die dramatischen christlichen Rappresentazioni sich entwickelten, bildeten den Schluß.

Das Alles hat aufgehört, aber die Piazza Navona ist

heute belebter denn je. Schon von weitem hört man den Lärm ihres Marktes, Strömung und Gegenströmung ihres Verkehrs fühlt sich in den Straßen rings im Kreis herum, und es ist, man verzeihe mir die Kühnheit des Wortes, ein Stück Neapel mitten in Rom.

Seht nur die bunten Verkaufszelte von gestreiftem Tuche, die luftigen Marktbuden des Südens, die wandernden Krämer mit tausenderlei Flitter und Tand, die Auslegetische auf Rädern, die riesigen Sonnenschirme darüber, und darunter in unübersehbarer Fülle zu Pyramiden gebaut, zu Bergen des Ueberflusses gehäuft die schwellenden Früchte des Landes!

Dazu die nimmer ruhende Volksbrandung dieses Platzes. Wie manche fremdartige Perle verirrt sich da aus der Tiefe an den gleichförmigen Strand unseres Convenienzlebens! Da ist ein kahlköpfiger Franziskaner im heftigsten Handel mit einer drallen Dirne von Trastevere, er feilscht um Liebesäpfel, sie preist ihre Waare, der Stoff ist pikant, aus anzüglichen Worten werden drohende Bewegungen, die dunkeln Augen glühen, ein Schrei, ein Sprung, die Kleine klammert sich an einen stämmigen Burschen, der schon nach dem Messer greift, eine allgemeine Spannung, aber der Franziskaner ist schon vom dichtesten Gewühl hinweggedrängt und Alles löst sich in ein schallendes Gelächter auf.

Seht dort hinüber, an der Ecke jenes Vicolo sitzt die notorisch dickste Matrone von ganz Rom; sie erhebt sich, ein allgemeines Ah! zollt ihrem Umfange die gebührende Achtung des Volkes. Ihre leidenschaftlichen Gesticulationen gelten einem kleinen säbelbeinigen Manne, der seine weiße

Auf der Piazza Navona.

Küchenmütze über die Ohren zieht, und anstatt sie länger anzuhören, sich rasch aus dem Staube machen will. Es ist der verschmitzte Wirth der Palombella, dort hinter dem Pantheon. . . . „Ich kenne Dich, bankerotter Ehebrecher, wart', ich will Dir, meinen braven Mann zum Trunkenbold zu machen — e altro!“ ruft die dicke Frau aus dem Volke, greift mit mächtigem Arme nach dem Topfe voll verglimmender Kohlen und wirft ihn, weitausschwingend, dem Aermsten gerade in den Nacken.

Ein wahnsinniger Applaus, donnernde Evvivas und eine Springfluth von Spottreden überschütten gleichzeitig die Heldin und den angeschwärzten Kneipwirth.

Und so geht es immer fort! Welch ein Gelächter erschüttert die Luft, welche Scheltworte treffen unaufhörlich unser Ohr, hier, wo die Weiber der Suburra mit denen von Trastevere im Zungenkampfe sich begegnen! Dazu die üppigen Gestalten, in jeder Biegung von schönen Linien begrenzt, wenn sie, die Hände trotzig in die schwellende Hüfte gestemmt, den Korb mit Frucht und Blüthen anmuthig auf dem zierlichen Köpfchen schaukeln, oder stolz und frei blickend dahinschreiten. Und das Alles ist übermüthiges, in tausendathmiger Hast sich überstürzendes Leben, und dazu paßt vortrefflich der phantastische Brunnen des Bernini, der aus diesem lebendigen Chaos als ein versteinertes Chaos von Vegetation und Figuren, Palmen, Mohren und Krokodilen emporragt und in einem hohen altägyptischen Obelisken sich gipfelt.

„Vor Raphael waren alle Figuren schwindsüchtig,“ sagt Winkelmann, „durch den Bernini wurden sie wassersüchtig.“

Hinter seinem Brunnen, nach dem Palazzo Braschi zu,

stand in der Zeit, da ich die Piazza Navona öfters besuchte, eine langgestreckte einfache Bretterbude. Große Anschlagzettel in französischer Sprache machten bekannt, daß es nunmehr mitten in Rom einen Tempel Offenbach'scher Muse gebe, wo mit hoher päpstlicher Bewilligung dem „Blaubart und der schönen Helena“ und sonstigen Göttern blasirter Sinnlichkeit und des Massenblödsinns fortan täglich gehuldigt werden sollte.

Das römische Volk geht in kein Stück, das es nicht versteht, und den Offenbach versteht es noch nicht: es ging nach wie vor in das lustige Marionettentheater der Navona. Die „Schandbude“ aber war jeden Abend ausverkauft durch die sogenannte Elite der Fremdengesellschaft, französisch-päpstliches Militär und diplomatisches Corps, die hier unweit vom Capitol auf der Stelle, wo Giordano Bruno den Scheiterhaufen bestieg, dichtgedrängt saßen und in Jubel ausbrachen, wenn ein gallischer Gaukler ihnen vorkrähte:

„Ma première femme est morte,
Que le diable l'emporte!

Und so weiter im Texte der Gemeinheit.

Machen wir, daß wir fortkommen aus dieser „guten Gesellschaft“, welche die Piazza Navona entweiht; lieber gleich in den Winkel des niedersten Volkslebens auf dem Platze Montanara. Wir kommen am Theater des Marcellus vorbei, einem altersgrauen, verwitterten Rundbau, der im Mittelalter heute den Dieben, entlaufenen Söldlingen, und morgen einem alten Geschlecht als Schutzort, Festung oder Burg gedient hat. Die doppelte Reihe der Bogen mit dorischen und ionischen Säulen spricht noch von vergangener Pracht, das Parterre ist heute eine Art Bazar von Trödelbuden und Werkstätten für den Pöbel geworden, namentlich Schmiede treiben dort ihr lärmendes Handwerk.

In einer der vielen Kneipen niedersten Ranges, die sich dazwischen befinden, soll auch Goethe öfter verkehrt haben. König Ludwig I. von Baiern, der auch in Rom alle Winkel ausstöberte und Alles selbst erfahren wollte, ging hin und erkundigte sich nach dem deutschen Dichterfürsten. Es ist charakteristisch für eine ganze Classe von römischen Leuten, daß der nie um eine Antwort verlegene dicke Wirth die Augen zusammenkniff, schnalzte und zuversichtlich antwortete: „Si lo conosco bene, altrojeri è stato quì.“ („Ja, ich kenne ihn ganz gut, vorgestern war er hier.“) Solche Antworten bekommt man in Rom; sie wissen Alles, diese Prahlhänse. So auch der Barbier, der auf der Montanara im Freien rasirt. Er bringt den Mund nicht zu, und während er eben einen ganz dummen Bauern aus dem Volskerland grausam zurichtet, ist er im Stande und behauptet, vor einer Stunde habe er den Cardinal Antonelli eingeseift, den heiligen Vater kniend barbiert und dafür volle Absolution auf Lebenszeit erhalten. Dies Alles sagt er nur, damit ein Dutzend wartender schmutziger Campagnuolen nicht ungeduldig werden; und damit sie nicht, während er das Messer handhabt, zu seinem gegenüber thätigen Concurrenten laufen, seift er sie vorläufig Alle mit einander ein. Dies hindert aber den Einen oder Andern nicht, sich bei einem in der Nähe feilbietenden Jungen ein Pfund in den Straßenrinnen zusammengelesener Cigarrenstummel zu kaufen, oder an einen der alten wurmstichigen Tische zu treten und einem daselbst im Freien seine Büreaustunden haltenden Notar einen hochpoetischen Liebesbrief zu dictiren. Alle diese Geschäfte werden für einige Quadrini (Pfennige) abgewickelt, aber mit einer Großartigkeit und Hingebung, als ob Tausende auf dem Spiele ständen. Der Figaro auf der Montanara ist, wie mir einmal der Maestro professore eines Rasirsalons auf dem Spanischen Platze sagte, „eben auch nur ein Naturalist, unser Einer dagegen hat Stil!“ —

Campagnuolo zu Pferde.

Wir wollen uns wieder durch ein Gewirr von Gassen schlagen, nicht ohne Mühe die gerade Richtung nach Norden einhaltend, den Platz Campitelli überschreiten, die Via delle botteghe oscure kreuzen und so endlich die Piazza della Rotonda im Angesichte des Pantheons erreichen.

Hier ist so eigentlich das Hauptquartier der Charlatane. Zu welcher Stunde man auch an dem altehrwürdigen Thermenbau des Agrippa vorbeikomme, immer wird auf dem Bocke seiner Landkalesche, die in eine Apotheke auf vier Rädern verwandelt ist, der entartete Sohn des Aesculap die Wunder seiner Kunst ausposaunen und ein staunendes Publicum durch hochtrabende Redensarten fesseln.

Während in der Halle mit antiker cassetirter Flachkuppel, durch deren Mittelöffnung der Regen oft in Strömen sich

Osteria, Spiel mit der Boccia.

ergießt, ein Barfüßermönch am Grabe Raphael's von den Qualen des Purgatoriums predigt, ruft draußen der chirurgische Rhapsode alle Heiligen zu Zeugen an, daß er die einzig wahre Bruchbinde erfunden und damit dem Kaiser Napoleon, dem Garibaldi und sonstigen Freunden des Volks bis jetzt das Leben erhalten habe. Dabei schnürt er sich einen ledernen Riemen nach dem andern um den Leib und erklärt sich für gefeit gegen alle Verrenkungen der Welt. Wenn das nicht zieht, geht er rasch auf ein anderes Specificum über; er faßt plötzlich einen Bauer ins Auge, ruft ihn an, erhält keine Antwort, und es stellt sich heraus, daß der Mann taub ist. „O, wenn ihm weiter nichts fehlt!" Eine kleine Handbewegung, und eine grüne Phiole taucht auf; Geschwindigkeit ist keine Hexerei; im Nu hat er sein Opfer an den Ohren, beträufelt, bespritzt, bläst, reibt, knetet den Patienten durch und durch und, o Wunder der Madonna! der Mann hört, stürzt ihm zu Füßen, das Publicum stutzt, schreit, drängt sich herzu, merkt oder will das Einverständniß nicht merken, weil ihm das Mirakel lieber ist, als die Wahrheit. Und nun producirt der italienische Doctor Eisenbart einen ganzen Eimer Gehörsaft, Glas für Glas eine Lira. „Hab' ich gesagt eine Lira? Nein, eine halbe! Ihr habt nicht so viel? Nun denn, fünf Soldi! Noch nicht? Ihr wollt es wohl umsonst?" Und wenn noch Keiner anbeißt, ist er im Stande, und gießt das ganze Elixir unter allgemeinem Gelächter über die Köpfe der nächsten Zuhörer, ob sie hören wollen oder nicht. Dann hebt er den großen Beschwörungsfolianten, den Valverdus Hispanus mit Porträt in die Höhe, und wenn

A la mora.

auch das nicht nützt, schließt er, dem Publicum die gräßlichsten Krankheiten an den Hals wünschend, das wandernde Laboratorium und bietet dann, unvermuthet heruntersprinzend, geweihte Taschentücher gegen den Schnupfen zum Verkauf an.

Wir ziehen den Schnupfen vor und drücken uns seitwärts in die Gassen. Gleichviel wohin der Zufall uns führe, wir bekommen überall etwas zu sehen. Da ist Campo di fiore, die herrlichsten Palazzi in der Nähe, Farnese, die Cancelleria und das sogenannte Junggesellenhaus von Raphael. Auf dem „Platze der Blumen" da zogen in jener goldenen Zeit der Künste unter Leo des Zehnten denkwürdigem Pontificate die Schüler Raphael's in den Frühstunden des Tages und suchten Modelle und schöne Blumen, seltene Pflanzen und Vögel. Das Alles gab es da, und prächtige Mädchen aus Trastevere, von deren Formen und Farben die umbrische Schule so beredtes Zeugniß abgelegt hat. Da war der wilde Giulio Romano mit seinem großen Apenninenhund, und Giovanni da Udine, welcher in den berühmten Loggien des Vatican und an dem Plafond in der Farnesina die wunderbaren Guirlanden aus Früchten und Blumen und die tollen Arabesken dazu gemalt hat. Hier auf Campo di fiore holte er sich die natürlichen Vorlagen dazu.

Hier war auch lange Zeit ein Standquartier der Improvisatoren, dieser Träger eines Talents, das in südlichen Ländern so häufig gefunden wird und sich geradezu eine traditionelle Poesie schuf. Aber die classische Zeit, wo die Bandettini oder die Corilla aus dem Stegreif wirklich dichteten, ist nun auch vorbei, und anhörbare Improvisatoren sind heute auch in Rom eine Seltenheit. —

Wir kommen auf den Markt von St. Eustachio. Ewig werde ich mich des Höllenlärms erinnern, den ich dort einmal auszustehen hatte. Es war am 6. Januar des Abends. Das ist die Bescheerungszeit der Römer, vom Volk die Befana (Epiphania) genannt. Aber was bescheert sich denn dieses Volk? Jung und Alt schenkt sich Trommeln, Schnarren und Pfeifen, urprimitive kleine Thonfiguren, und damit musicirt nun sowohl der kindisch gewordene Greis, wie das noch nicht zu Verstand gekommene Kind um die Wette. Ich fragte einen Musiker dieses Höllenorchesters, was man sich denn eigentlich unter diesem Ohrenschmause vorzustellen habe, worauf er meinte: „noi altri poveretti Romani“ (so fängt jeder klagende Römer seinen Satz an), wir müssen doch ein Vergnügen haben, namentlich in einem Jahre, wie dieses, wo die Olivenernte so schlecht ausgefallen ist und das Holz so theuer ist, man bläst e rabbia e piacere in sieme! („Es ist Wuth und Vergnügen zugleich.“)

Gut, dachte ich, das ist also der Anfang zu einem Krawall; das Oel ist dem Römer eben so unentbehrlich, wie dem Münchener das Bier; es wird „losgehen“, es wird immer ärger. Da auf einmal plötzliche Stille, Alles fällt auf die Knie und ruft „il bambino! il bambino!“ Ein Zug mit Fackeln kommt, der berühmte Bambino, das Christuskind von Ara coeli wird, natürlich gegen Vorausbezahlung, zu einem Kranken getragen, für den ein anderer Pfaffe schon die letzte Oelung bereit hält.

Wir ergreifen die Flucht vor dem Bambino. Hinaus vor die Stadt, an St. Maria Maggiore vorbei, wo am Antoniustag alles Vieh mit Weihwasser besprengt und gesegnet wird, hinaus ins Freie. Die Nachmittagssonne neigt dem Horizonte zu, in brennende Farben kleidet sich schon die weite Campagna, in der Ferne glänzt des Soracte schneeiges Haupt. Jetzt ist es schön, unter dem Laubdach einer Osteria zu sitzen, dunkelrothen Wein zu schlürfen und die heimkehrenden Landleute ihre Straße ziehen zu sehen.

Welche malerische Gestalten!

Da sitzt auf dürrem Klepper, in zottiges Ziegenfell gekleidet und mit langer Lanze bewehrt, ein dunkelbärtiger, trotzig blickender Gesell. Ein Autochthone vor Anfang der Stadt konnte mit Fug und Recht so aussehen, ein Picador im Stiergefechte gleicht ihm aufs Haar; aber friedlich treibt er seine Pferde vor sich her; dazwischen schieben sich die schweren Büffelkarren mit dem classischen Gespanne der weitgehörnten grauen Rinder. Gar anmuthend aber ist es (und wem fiele nicht aus der Kinderzeit ein Bild der Flucht nach Aegypten dabei ein), wenn auf der milchweißen Eselin, die munter einhertrabt, zwischen hochgestapelten Gemüsekörben die schöne Albanerin sitzt mit tadelloser Büste und der unvergleichlich geschwungenen Linie des Nackens, das jüngste Kind auf dem Schooße, den rüstig schreitenden braunen Sohn zur Seite. Jetzt zählt sie den Erlös des Marktes; sie brachte Zwiebeln, von denen, die Horaz besang; Latuga, den weltberühmten römischen Salat voll Wohlgeruch, Broccoli, das tägliche Gemüse, und Artischoken.

Aber inzwischen ist auch der Hof der Osteria recht belebt geworden. Die Söhne der Wirthin und deren Freunde haben sich eingefunden, die Einen spielen à la boccia, ein Spiel mit großen runden Steinen; der Erste wirft den seinigen zuerst nach irgend einer Richtung hin, und die Anderen suchen der Reihe nach denselben zu treffen oder ihm nahezukommen; ob die Straße oder die Gasttische mit in den Bereich des Spielplatzes gezogen werden, darauf kommt es nicht an. Die Anderen spielen die bekanntere Mora. Die zwei Spieler stehen einander wie Fechter gegenüber, der linke Arm bleibt in Ruhe, Beide machen mit dem rechten gleichzeitig eine Schlagbewegung nach vorn abwärts und strecken dabei beliebig viel Finger der Hand aus und rufen jeder eine Zahl, welche die Summe der ausgestreckten Finger errathen soll. Das Spiel, schon den Alten bekannt, geht durch ganz Italien; es ist der einzige Fall, in welchem den Italienern ängstlich auf die Finger gesehen wird. Es erregt die Leidenschaft der Südländer bis zum höchsten Grade; man muß ihre Augen funkeln sehen, und wenn beim Verdacht falschen Spiels die Hand zum Messer greift, dann ist meist periculum in mora!

Doch es ist spät geworden. Wir kehren zur Stadt zurück. Im frischen Hauche des Morgens hatten wir das Bedürfniß nach den Menschen und ihrem Treiben, jetzt ist es still und feierlich. Wir gehen am Lateran vorüber, die Straße mit antikem Pflaster hinab, zum Colisenm; der Mond deckt wie mit choischem Gewande das Forum und seine heiligen Schätze. Wir treten ein, und jene Sehnsucht des Innersten nach Schönheit und ihren ewigen Formen klingt auf allen Saiten unsers Herzens wieder und sagt und singt vom ewigen Rom.

Ein Bruderkrieg in Südwestafrika.

Von **Theophilus Hahn.**

II.

Im October und November 1864 verbreitete sich wiederholt das Gerücht, die Namas wollten die Missionsstationen Gibeon und Beersaba anfallen. Doch fand dasselbe wenig Glauben. Da, am 2. December desselben Jahres, stürzt ein Bote mit der Schreckensnachricht auf die Station Gibeon, daß in der Frühe des andern Morgens der Feind den Ort überfallen werde. Doch so sehr man im ersten Augenblicke vom Schreck übermannt war, so schlug man auch schließlich diese Nachricht in den Wind. Aber welch ein Erwachen, als am 3. December wirklich ein Commando von 400 Mann, geführt von ||Oasib, !Aimab und !Nanib, auf den Platz losrückte! Wider Erwarten der Feinde hielten die 42 kampffähigen Männer tapfer Stand. Mit einer den Hottentoten seltenen Energie und Umsicht wurde die Abwehr geführt. Anfangs gelang es den Namas, einiges Vieh zu rauben und ein paar Hütten zu verbrennen, doch hielten sie es endlich für gerathener, sich in gehöriger Schußweite von den Belagerten zu halten. Am dritten Tage suchte der Missionär vergebens zu vermitteln. Am 7. December zog der Feind ab mit wenigen erbeuteten Rindern, aber einem erheblichen Verluste an Todten und Verwundeten und obendrein dem Aerger, nichts erreicht zu haben.

Der Häuptling !A||eīb war bei dem Anfall auf seinen Hauptkraal abwesend. Die Kunde dieses Handstreichs versetzte ihn in Zorn, und er rief seine königlichen Brüder ‡Howichab von ‡Outsawisis und ||Naichab von |Ui‡ganis zu einem Rachezuge. Diese drei Häuptlinge hatten nämlich eine Art Tripelallianz geschlossen und nannten sich die Tractathäuptlinge κατ᾽ ἐξοχήν. Paul ‡Howichab kam auch bald zu Hülfe, denn er war schon früher mit dem Kachatsuser befreundet, und als !A||eīb noch auf Pella saß, dessen Unterthan gewesen. Weniger willig zeigte sich ||Naichab, welcher zwar auch kam, aber wenig Neigung verspürte, mit dem königlichen Oheim und Hexenmeister !Nanib anzubinden. Die hottentotischen Häuptlinge sind eben noch nicht zu der Culturstufe der gekrönten Häupter Europas gediehen, daß sie verwandtschaftliche Bande und Pflichten allerlei diplomatischen und politischen Ränken opfern. So zogen nur !A||eīb und ‡Howichab im Juli 1865 gegen ||Oasib und führten einen erfolgreichen Schlag aus. Im December desselben Jahres zog !A||eīb allein gegen !Aimab und nahm ihn trotz der Hülfe, welche ||Oasib und !Nanib gesandt hatten, nebst 25 Mann gefangen. Der Alte wollte den unheimlichen Feind eigentlich „zum Teufel schicken“ *), d. h. erschießen. Doch !Aimab legte sich gar sehr auf das Bitten, gab die heiligsten Schwüre, deren nur immer ein Hottentot fähig ist, endlich empfahl der Missionär Milde und Gnade gegen den Feind, so daß die Gefangenen noch einmal loskamen. Später sollte Kido !A||eīb oft diese falsch angebrachte Mildherzigkeit bereuen. Denn besonders auf !Aimab's Veranlassung hin rüstete ||Oasib von !Hoacha!nas im September 1866 ein neues Commando. Er und !Aimab rückten gegen Kachatsus und sein Unterhäuptling mit den Bundesgenossen gegen Garnūs (Schaumange), einen Viehposten der |Kowisin. Hier war zufällig der Häuptling selbst und konnte die Vertheidigung leiten. Sämmtliche Feinde wurden aufgerieben. Allein der Siegesjubel wurde bitter gemischt durch die Nachricht der Zerstörungen und Vandalismen, die der Feind auf der Station Gibeon Kachatsus ausgeübt hatte. Hier waren nur wenige kampffähige Leute, und unter diese wußte ||Oasib sehr geschickt durch verrätherische Versprechungen Zwietracht zu streuen. Einige flohen in der Nacht, weil sie den Versprechungen keinen Glauben schenkten, und ließen Weib und Kind im Stich. Nach altem Herkommen und Sitte wurden Weiber und Kinder im Kriege geschont; daß dies jetzt nicht mehr der Fall war und man sich die gemeinsten und thierischesten Schandthaten gegen sie erlaubte, ist auch wiederum ein Beweis für die sittliche Zerrüttung, die dort von Tag zu Tag zunimmt. — Nur sieben Männer waren im Vertrauen auf des Häuptlings Wort geblieben. Diese ließ ||Oasib bis auf die Haut nackt ausziehen und standrechtlich erschießen! Ein unerhörter Fall unter den Namas, welche bisher auch dem Todfeinde das Wort zu halten pflegten. In diesem Kriege wurden eben manche gute Sitten abgeschafft und die Gerechtigkeit fand taube Ohren. So ließ ||Oasib von !Hoacha!nas auch die Weiber und Kinder splinternagelnackt ausziehen und im Zustande der paradiesischen Menschen als Beute forttreiben.

Freilich hatten Jonker und !Nanib, als sie 1864 gegen die Rehobother kämpften und das Gras in Brand steckten, auch den gefangenen Weibern und Kindern die Kleider vom Leibe gerissen. Doch hier kam die Blutrache in Betracht. Es war dies ein Act der Wiedervergeltung für eine und dieselbe Handlungsweise, welche einst die Rehobother an !Nanib's Vorfahren verübt hatten. Alles wurde nun auf Gibeon Kachatsus ausgeplündert und vernichtet. Die Häuser verbrannte man und ließ nur die Mauern der Kirche und Missionärswohnung stehen. Eine gräßliche Zerstörungswuth hat auch diese Gebäude nicht verschont; auf das Ekelhafteste verunreinigte man sie; die Bibliothek des Missionärs gab man zerfetzt und zerschnitten den Winden preis, während man die Möbeln, Fenster, Thüren &c. zerschlug und sich ihres Metallwerthes (Nägel, Schlösser, Klammern, Angeln &c.) bemächtigte. Glücklicherweise war der Missionär abwesend nach der Walfischbai, um sich verschiedene Waaren einzukaufen. Es ist unerklärlich, wie man sich an seinen Sachen vergreifen konnte; hat er doch nie die Leute irgendwie gereizt oder sich in ihre Angelegenheiten gemischt, außer da, wo ihn menschliche Pflicht gegen barbarische Handlungen einschreiten hieß. Er hat zweimal vollständigen Verlust an allem Hab und Gut erlitten; sechs Wochen lang hat er zerrissene Kleider auf dem Leibe gehabt, ohne dieselben bei Unbilden der Witterung gegen bessere vertauschen zu können, und wurde zum Schluß noch von seiner Mission abgedankt. Sic eunt fata hominum!

Sofort nach Abzug des Feindes setzten ihm die |Kowisin und ein Theil der |Kana nach. Nach zehn Tagen wurde er eingeholt. Anfangs drang man auf Auslieferung der Angehörigen, worauf die Antwort wurde, daß die |Kowisin sich dieselben mit den Waffen in der Hand holen sollten. Da man einem 400 Mann starken Feinde gegenüber mit 130 Bewaffneten nichts auszurichten hoffen konnte, man vielmehr befürchten mußte, die eigenen Weiber und Kinder zu gefährden, so wollte man auf Verstärkungen warten, als ||Oasib selbst die Orlams angriff. Diese hielten sich wacker und gewannen die Oberhand. Die Missionäre J. Knauer von Gibeon und Vollmer von !Hoacha!nas knüpften Friedensunterhandlungen an. Wenn auch ihre Bemühungen nicht vom verdienten Erfolge gekrönt wurden, da ein großer Theil der Gei||gaun die Entscheidung durch Waffen verlangte, so bewirkten sie doch Auslieferung der Gefangenen. Als nun die Orlams im Besitz ihrer Weiber ruhig abzogen, hielt ||Oasib dies für eine Feigheit und gerieth wieder in die Träumereien vergangener Oberherrlichkeit, wonach er glaubte, daß noch sehr viel Achtung vor seiner Würde vorhanden sein müsse. Hierzu kam das Bedürfniß, endlich einmal von den Kriegswirren zurückgezogen zu ruhen. Er hatte in der Nähe von !Hoacha!nas eine Art Sanssouci. Dorthin pflegte der Alte, wenn die Bußmahnungen seines Missionärs zu laut und vernehmlich wurden, sich zurückzuziehen. Dort hatte er ein Corps de ballet, bestehend aus Buschmännern und Topnaars, die ihm allnächtlich beim Klange der Fiedel, der !Gora oder Rommelpots, und beim Honigbier die verschiedensten Tänze, besonders Thiervermummungen und Maskeraden aufführen mußten. Als er im Vollgenuß solcher Vergnügungen schwelgte, störten ihn die |Kowisin, |Kana und Afrikaner am 21. Januar 1867, und er mußte, unvorbereitet wie er war, mit Zurücklassung aller Habe das Feld räumen. Diese Werft, auf der sich zufällig auch sein Missionär befand, fiel in Feindes Hand. ||Oasib glaubte darauf dem zum neuen Angriff sich rüstenden Feinde zuvorzukommen, allein eine wohlberechnete Salve dieses zeigte ihm, daß sein Plan verrathen war. Sein Oberanführer ‡Kāchab fiel, und mit seinem Falle löste sich Alles in wilde Flucht auf. Diesmal verlor ||Oasib nicht nur einen großen Theil von Hab und Gut, sondern auch sein Weib und seine Kinder wurden des Gegners Beute. !A||eīb wollte nun durch eine energische Verfolgung den Feind für immer vernichten. Allein

*) Die Hottentoten glauben an ein Leben nach dem Tode, wo sie die Gestalt von ||gāu-āgu (bösen Geistern, Teufeln) annehmen. So sagen sie: ||nāu a, ||gāu-āta nī, nach meinem Tode werde ich es hören, d. h. wenn ich ein Teufel bin, werde ich hören.

hierzu verstanden sich die Bundesgenossen nicht, welche wegen der Beutevertheilung schon in Streit gerathen waren; — bei den Hottentoten hört nämlich in „Viehangelegenheiten die Gemüthlichkeit auf". So zogen sie dann mit nur halberfüllter Aufgabe in die heimathlichen Kraale ein. Diese Halbheit ist der Hottentoten Tod, und wenn dereinst auf ihr Grab die Ursache ihres Unterganges geschrieben wird, so besagt es das eine Wort: „Halbheit"!

Aber warum zogen sie denn von dannen, da sie doch für immer die Namas hätten demüthigen können? — Dazu bedarf es einer kurzen Auseinandersetzung. Das Freundschaftsband zwischen |Kowisin und |Kaua war gelockert. Schon im August 1865 hatten sie sich auf der Rückkehr eines Commandos gegen ||Oasib gezankt. Die Gibeoner (|Kowisin) waren 70 Mann stark, und die |Kaua zählten 50; trotzdem hatten diese die naive Ansicht, daß sie den größern Theil beanspruchen durften. Die |Kowisin theilten das Rindvieh nach Verhältniß, dagegen gaben sie so weit nach, die Schafe in zwei gleiche Theile zu theilen. Die Beersebaer, geringer an Zahl, und da es bekannt war, daß mit den |Kowisin nicht zu spaßen sei, nahmen ihren Theil und schwiegen, bis sie zu Hause waren. Dort angelangt, machten sie es wie das Böckchen, welches vom Stalldache aus den Wolf gut schimpfen hatte, und schickten beleidigende Botschaften an !Ã||eĩb. Der Alte war zu klug, ignorirte die verletzenden Bemerkungen und war noch freundlich dazu. Die empfindlichste Strafe für sie sollte hinterdrein das Gefühl sein, doch nur elende und willenlose Werkzeuge in seiner Hand gewesen zu sein. Und zu dem letzterwähnten Ueberfall auf ||Oasib hatte er sie als seine gefügigen Diener benutzt. Als nun bei der letzten Beutevertheilung die |Kaua wieder unerlaubte Ansprüche machten, da erklärte !Ã||eĩb ihnen rundweg: 1) Da die Namas fast alles Vieh ihm früher geraubt hätten, und gerade das wiedererlangte zum großen Theil ihm gehöre, so sei er durchaus nicht gewillt, nach ihrem Vorhaben zu theilen. 2) Da seine Streitmacht die größere sei, hätten seine Leute auch einen größern Anspruch zu machen. Daher würde er die Beute nach seinem Ermessen theilen, und wenn die |Kaua mit Waffengewalt drohten, so sollten sie nur schießen, er würde zu antworten wissen. Die |Kaua schossen nun zwar nicht, aber sie schlossen sich an David ||Naichab an, und dieser empfing sie mit offenen Armen. Längst schon hatte ihm das Wachsthum der |Kowisin und !Ã||eĩb's Ansehen Besorgnisse erweckt; deshalb drängte er zum Frieden. !Ã||eĩb durchschaute seine Machinationen und hatte nicht übel Lust, mit den Waffen ihnen zuvorzukommen. Allein auch hier spielten die Missionäre die Friedensengel, welche besonders zu ||Naichab und ǂHowichab hielten. Der Häuptling von Gibeon wünschte nach Abgang seines Missionärs einen neuen, und verstand sich, um des Missionssuperintendenten Krönlein Empfehlung und Zustimmung zu erlangen, zu einem Tractaad, der folgendermaßen auf dem Papiere verzeichnet wurde:

„Gibeon, den 19. December 1867.

Wir drei Häupter verbinden uns zusammen, daß wir hiermit Frieden schließen mit dem Sohne des verstorbenen Oberhauptes Cornelius ||Oasib von Großnamaqualand. Und nehmen wir drei Häupter Capitän Kido Wittbooi (!Ã||eĩb), Paul Goliath (ǂHowichab) und David Christian (||Naichab) das ganze Land unter unsere Beschickung und werden es unter dem Beistande des Herrn regieren.

Wir zeichnen diesen Brief mit unseren Händen:

Capitän Kido Wittbooi. Gegz.: Barnabas.
Capitän Paul Goliath. (Sohn ||Oasib's.)"
Capitän David Christian.

Die gute Religion mußte einmal wieder herhalten und der liebe Gott dazu — ein helles Zeichen, wie es um diesen saubern Frieden beschaffen ist. Sieht man nämlich dieses Schriftstück an, so ist es voller Widersprüche und besagt auch gar nichts. Der verstorbene Häuptling der Gei||gann wird als Oberhaupt anerkannt und genannt. Auf Grund welches Umstandes auf einmal der Sohn dieses alte anerkannte Erbrecht verliert, ist nicht ersichtlich, will man nicht die drei christlichen Häupter einer unverschämten Anmaßung und Herrschsucht bezichtigen. Das Kind beim rechten Namen genannt, so sind sie nichts weiter als Thronräuber. Dazu sind ihre Missionäre, zumal der Missionssuperintendent Krönlein, verdächtig, die Hand im Spiele gehabt zu haben. Drückt er sich doch in den „Rheinischen Missionsberichten" 1868 Seite 138 folgendermaßen aus: „Die künstlich erzeugte, unnatürliche und übelwirkende Oberhoheit des verstorbenen ||Oasib ist durch den Doppelsieg unserer verbundenen Häuptlinge für immer (!) — das soll die Zukunft lehren — abgethan, und geht die dictatorische Gewalt im Lande auf unsere südlichen Häupter über." —

Es scheint wirklich, der hochehrwürdige Herr hat in Verzückungen geredet, oder seine fünf Sinne sind beim Niederschreiben dieser Worte spazieren gewesen. Das wollen wir wenigstens zu seiner Ehre annehmen. Sollte er wirklich nach mehr als dreizehnjährigem Aufenthalte im Lande nicht wissen, daß seit Menschengedenken die Chamob ||Oasib und ǂGorachab und deren Vorfahren die allein berechtigten Oberhäuptlinge von Großnamaqualand gewesen seien, so kann er sich in der Chronik der Station Beerseba davon überzeugen oder sich von jedem Kinde darüber belehren lassen. Sollte er dagegen aller Ueberlieferung zum Trotz obige Behauptungen festhalten, so fehlen uns die Ausdrücke zur Bezeichnung einer Handlungsweise, welche nur geeignet ist, die Drachensaat der Zwietracht unter das Volk zu streuen. Ob dergleichen politische Intriguen vielleicht neuerdings in den Statuten und Instructionen der Missionäre gestattet sind, weiß ich nicht. Wollten nur Herrn Krönlein's Behauptungen nicht „künstlich erzeugt" und „unnatürlich" sein. Er nennt dies Actenstück ein „primitives". Das ist das einzig wahre Wort, was ich ihm gern belassen will. Ja es ist noch mehr, ein recht elendes Machwerk. Woher das plötzliche Recht, „das Land unter ihre Beschickung zu nehmen"? — David ||Naichab hat sich sehr zahm im Kriege verhalten; es zerfällt also jedes Recht der Mitregentschaft. Die |Kaua unter ǂHowichab haben zwar auch am Kriege Theil genommen, aber sich nicht besonders den Gefahren ausgesetzt. In drei Jahren verloren sie kaum zwei Mann. Die eigentlich kriegführenden Parteien waren ||Oasib und !Ã||eĩb. Dieser verlor 23 Mann und gerade die bedeutendsten Anführer; mehr als einmal verloren viele seiner Leute alles Gut, so daß sie hätten können betteln gehen. Die Gegner verloren über 100 Mann und ebenfalls bedeutende Führer. Nicht minder bedeutend war der Verlust an Vieh. Ist also nach Besiegung des Barnabas ǂGorachab irgend wer berechtigt, die Oberherrschaft zu übernehmen, so darf sie Kido !Ã||eĩb beanspruchen.

Der Missionär Krönlein redet von einem Doppelsieg! Wenn dies wahr wäre und keine Täuschung, so würden sich jetzt nicht zwei gleich starke Mächte entgegenstehen. Wenn der Häuptling der Namas auch vorläufig formell die Oberherrschaft abgetreten hat, so wird er bei der ersten besten

Gelegenheit sie wieder zu erkämpfen suchen. Eine andere Frage freilich ist es, ob ihm diese Absicht gelingt. Jedenfalls endet dieser Kampf in einer gegenseitigen Abschlachterei. Der beste Commentar zu diesem Frieden sind Jan Jonker's eigenste Worte, der schon seit Jahren einen Stammesfrieden wünschte und sich dahin ausließ: „Laßt uns gelben Leute (Orlams und Namas) erst unter einander Frieden schließen und uns zu einem Vernichtungskrieg oder zur vollständigen Unterjochung der Hereros verbinden. Nach Erreichung dieses Zieles wollen wir unsere Stammesfehden wieder aufnehmen und sehen, wer Meister bleibt." Mit diesem Frieden sollen also nur Kräfte gesammelt werden zu neuen Metzeleien!

Dazu kommt endlich die hottentotische Erinys. Wie stark sie das Volk in ihre Fesseln schlägt, beweisen die zahlreichen Fälle von Blutrache, welche, wie wir gesehen, Decennien lang durch ganze Menschenalter hindurch fortglüht. Nachdem nun so zahlreiche und bedeutende Führer gefallen sind, wird sie ohne Zweifel demnächst Zündstoff zu neuen Kämpfen abgeben. Nur eine auswärtige Macht, welche das Land in Beschlag nähme, könnte hier mit Gewalt dem Morden Einhalt thun. Aber es fragt sich, wer will sich eines Landes, welches durch seine Natur und Bodenbeschaffenheit im Vergleich zu anderen Ländern für die Kosten einer Beschlagnahme und Colonisation eine unbedeutende Entschädigung bietet, annehmen.

Die Mission hat es gethan! — aber nichts ausgerichtet! Mehr als zwanzig Jahre hat sie es vermocht, die barbarischen Kämpfe nicht zu vollem Ausbruch kommen zu lassen und durch den Reiz der Neuheit des Christenthums die hottentotischen Sinne von der Erde zum Himmel zu lenken. Allein nachdem dieser Reiz geschwunden und kein neuer geboten werden kann, die Missionäre außerdem sich leider Mißgriffe der gröbsten Art zu Schulden kommen ließen — daß sie dabei nur das Beste erstrebt und gewollt, soll nicht in Zweifel gezogen werden —, wird Heitsieibib, d. h. der hottentotische Stockheide, noch einmal auferstehen, um dann für immer das Auge zu schließen. Dazu kommt noch, daß sich dort europäische Abenteurer, meistens Engländer, herumtreiben, welche die Bestrebungen der Missionäre auf alle erdenkliche Weise hindern. Unsere sociale und geistige Entwickelung selbst ist der Mission ungünstig. Sie hat jetzt eine fast funfzigjährige Geschichte, an welche die Kritik herangetreten ist und über deren Leistungen sie den Stab gebrochen. Hier selbst stellt das tägliche Leben und die Existenz so hohe Förderungen an den Menschen, daß er sich fragt, ob es nicht unzweckmäßig, ja sogar unrecht sei, zur Förderung einer Sache beizutragen, welche bei dem enormsten Kostenaufwande verschwindend kleine Resultate liefert*), während diese Summen, zu anderen Humanitäts- und Culturzwecken verwandt, ohne Zweifel reichere Zinsen tragen würden. Man hat in der nächsten Nähe so viel Uncultur und Rohheit, so viel Jammer und Elend, daß es überflüssig ist, die wilden Völker mit den Genüssen einer Civilisation, welche sie schlechterdings nicht begreifen, und welche nur Zwitterwesen aus ihnen schafft, beglücken zu wollen!

*) Im vorigen Jahre hat das protestantische Nordamerika und Europa nicht weniger als zehn Millionen Thaler für die Mission aufgebracht. Und so geht es schon seit geraumer Zeit! Aber wie viele Heiden sind bekehrt worden?

Livingstone's Bericht über seine Entdeckungen im süd-äquatorialen Afrika.

Vor nun etwa einem Jahre gab Herr Murchison in London die Versicherung, daß der berühmte Reisende wohl um die Weihnachtszeit 1868 wieder in Europa sein werde. Diese Erwartung hat sich bekanntlich nicht erfüllt; wir haben Briefe Livingstone's, welche er „in der Nähe des Sees Bangweolo, im südlichen Centralafrika" im Juli 1868 geschrieben hat, und zwar an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in London; hier sind sie zu Anfang Novembers eingetroffen. Was in den letztverflossenen anderthalb Jahren mit Livingstone geschehen ist, wissen wir nicht.

Murchison gab zu diesen Briefen eine Art von Commentar, der im Wesentlichen auf Folgendes hinausläuft. Livingstone werde wohl bald Bericht erstatten über eine Gegend Südafrikas, welche nie zuvor ein Europäer betreten habe, und dann, gemäß seinen eigenen Beobachtungen, allen theoretischen Speculationen über die Hydrographie der Gegenden im Norden des Sambesistromgebietes ein Ende machen. Er werde ferner Aufklärung bringen über die wahre Gestaltung des von Burton und Speke entdeckten Tanganyika-Sees und der südlich von demselben liegenden Wasserscheide, die er nun selber betreten hat. Wir wissen bereits, daß Livingstone eine Kette von Seen entdeckt hat, welche bis weit nach Süden hin durch Flüsse mit einander in Verbindung stehen; wir wissen aber noch nicht, ob diese Gewässer in den Tanganyika münden oder denselben nur flankiren, und ob sie, wie Livingstone annimmt, wirklich als die Quellgewässer des Nils angesehen werden dürfen. Darüber kann man lediglich Muthmaßungen haben, so lange noch kein Reisender die etwaige Verbindung zwischen dem Nordende des Tanganyika und Baker's Albert-Nyanza- (Luta Nzige) See, welcher von Livingstone's südlichen Seen doch weit entfernt liegt, bestätigt hat. Murchison hofft, daß Livingstone diesen Punkt ins Klare bringen werde, denn aus Dr. Kirk's Berichten gehe hervor, daß er in Udschidschi (— am Ostufer des Tanganyika —) gewesen sei; dort wird er die Lebensmittel, Briefe, Arzneien &c., welche dort schon so lange für ihn bereitlagen, in Empfang genommen haben.

Wenn nun diese jetzt von Livingstone entdeckten südafrikanischen Gewässer in den Albert-See sich ergießen — dessen Südwestküste bis jetzt noch völlig unbekannt ist —, dann wäre allerdings das große Problem gelöst, und wir würden überzeugt sein, daß der alte Geograph Ptolemäus Recht hatte, als er die äußersten Quellen des Nils in jene Gegenden verlegte, in welchen jetzt Livingstone dieselben gefunden zu haben glaubt. —

Wir wollen hier den Inhalt des Briefes folgen lassen, welchen Livingstone von Banguilo (denn so wird das Wort wohl auszusprechen sein) im Juli 1868 an Lord Clarendon gerichtet hat. Livingstone erwähnt zunächst, daß er an den Lord im Februar 1867 geschrieben habe; er sei damals auf der Wasserscheide gewesen, welche den Sambesi sei es vom

Congo oder sei es vom Nil trenne. Seitdem habe er sich durch ausgedehntere Beobachtungen überzeugt, daß seine damalige Wahrnehmung richtig gewesen. Nach Allem, was er selber gesehen und von intelligenten Eingeborenen erfahren habe, glaube er mit Zuversicht behaupten zu dürfen, daß die Hauptquelle des Nils zwischen dem 10. und 12. Grade südlicher Breite entspringe, also etwa in der Lage, welche schon Ptolemäus angegeben habe; der Fluß Rhapta der alten Geographen sei wahrscheinlich der heutige Rovuma. „Ich weiß, daß Andere sich geirrt haben, und ich meinerseits mache keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit; deshalb drücke ich mich nicht sehr positiv aus, namentlich nicht über die Gegenden im Westen und Nordwesten des Tanganyika (— auf welche freilich für die zu beantwortende Frage das Meiste ankommt —); denn diese habe ich noch nicht erforscht. Indeß wird sich aus der nachfolgenden Skizze über meine Wanderungen wohl ergeben, daß man bisher die Quellgewässer des Nils viel zu weit nach Norden hin gesucht hat. Sie liegen vielmehr einige 400 Miles weiter nach Süden als das Südende des Victoria-Nyanza-Sees, und in der That südlicher als alle übrigen Seen, mit alleiniger Ausnahme des Bangweolo.“ Dann folgt die Reiseskizze.

„Nachdem wir das Thal des Loangwa verlassen, welcher bei Zumbo in den Sambesi mündet, erstiegen wir eine, wie es schien, große Gebirgsmasse; in der That war aber dieselbe nur der Südrand einer Erhebung, welche von 3000 bis zu 6000 Fuß Meereshöhe hat. Dieses Hochland nimmt im Süden des Tanganyika etwa 350 Geviertmiles ein, ist durchgängig mit dichten oder offenen Waldungen bestanden, hat eine wellenförmige, manchmal auch eine hügelige Oberfläche und fruchtbaren Boden, sie ist auch gut bewässert und hat, für Afrika, ein kaltes Klima. Die Abdachung ist nach Norden und Westen, und ich habe keinen Punkt unter 3000 Fuß Meereshöhe gefunden.

Das Land Usango liegt östlich von dieser Region, ist auch ein Hochland („Upland“) und hat Weidegründe für die unzähligen Viehherden der Basango; diese haben eine merkwürdig helle Hautfarbe und sind gegen Fremde sehr freundlich. Usango bildet die Ostseite eines großen, aber noch recht hochgelegenen Thales. Die andere, d. h. die westliche Seite, wird von den sogenannten Kone-Bergen gebildet; diese liegen jenseit der Kupfergruben von Katanga. Noch weiter gen Westen und jenseits der Kette oder des Plateaus von Kone, soll mein alter Bekannter, der Sambesi, unter der Benennung Dschembadschi (Jambaji) seine Quelle haben.

Das südliche Ende des großen Thales, zwischen Usango und der Konekette, liegt zwischen 11 und 12 Grad Süd. Ich sah dort nur selten einen Stern, als ich aber eines Morgens zwischen 2 und 3 Uhr erwachte, konnte ich meine Beobachtung anstellen und fand 11 Grad 56 Minuten Süd; ich befand mich damals eben hoch auf dem Uplande. Am nächsten Tage überschritten wir zwei Bäche, die nach Norden flossen, und weiterhin fanden wir zahlreiche perennirende Bäche. Einige hatten ihren Lauf nach Osten zum Loangwa, andere nach Nordwesten zum „Chambeze“. Irregeleitet durch eine Karte, welche diesen Fluß ohne Weiteres als „Zambezi, östlicher Arm“, bezeichnet, nahm ich an, daß es sich hier um den südlichen Fluß dieses Namens handle; allein der Chambeze strömt sammt allen seinen Nebenflüssen von der östlichen Seite her in das Centrum des eben erwähnten Hochlandsthales, und dieses ist wahrscheinlich das Thal des Nils.

Der Fluß ist schon deshalb sehr bemerkenswerth, weil er dazu beiträgt, drei Seen zu bilden, und auf den 500 bis 600 Miles seines Laufes seinen Namen dreimal verändert. Er ist zuerst von den Portugiesen überschritten worden; diese fragten aber stets nur nach Elfenbein und Sklaven, ohne sich um andere Dinge zu bekümmern. Ein Mann, der Alles zusammenstellte, selbst die „Vonhörensagen-Geographie“ der Portugiesen, wußte von den wirklichen Verhältnissen dieser Gegend so wenig, daß er hier einen großen, 3000 Fuß in die Höhe laufenden Strom einzeichnete, welchen er den „Neuen Zambesi“ nannte!

Ich überschritt den Chambeze in 10 Grad 34 Minuten Süd, und dann mehrere seiner Zuflüsse von Süd und Nord her; sie waren so breit wie die Isis bei Oxford, flossen aber rascher. Ich sah in ihnen Hippopotami, und erwähne diesen Umstand, weil ich früher bei meiner Fahrt auf dem Sambesi den Dampfer allemal dort fahren lassen konnte, wo ich jene Thiere fand; ich hatte dann immer zum mindesten 8 Fuß Wassertiefe.

Der Chambeze ergießt sich in den See Bangweolo; da wo er denselben verläßt, nimmt er den Namen Luapula an. Dieser Luapula fließt gerade nach Norden an der Stadt des Cazembe vorüber und strömt 12 Miles weiter abwärts in den See Moero. Diesen verläßt er an dessen nördlichem Ende vermittelst einer Spalte, eines Einrisses, in die Ruagebirge, heißt dann Lualaba, nimmt seinen Lauf nach Nordnordwest und bildet den Ulenge, in dem Lande westlich vom Tanganyika. Ich habe ihn nur an der Stelle gesehen, wo er den Moero-See verläßt und da, wo er aus dem Spalt in den Ruabergen herauskommt. Indeß bin ich fest überzeugt, daß er, selbst bevor er den Fluß Sofunso aus dem Lande Marungu und den Soburi aus dem Lande Baloba aufnimmt, wasserreich genug ist, den Ulembe zu bilden. Ob dieser, wie Manche sagen, ein See mit vielen Inseln ist, oder eine Art von Pendschab, eine Vertheilung in verschiedene Stromarme, wie Andere wollen, muß ich unentschieden lassen. Aber alle diese Arme fließen zum Lufira. Dieser ist ein großer Fluß, vermittelst dessen viele seiner Nebengewässer von der Westseite des großen Thales her ihren Abzug finden. Ich selber habe den Lufira nicht gesehen, hörte aber, daß er westlich vom 11. Grade Süd immer mit Kähnen befahren werden muß (— d. h. wohl keine gangbaren Fuhrten mehr darbietet —). Das ist aber nur eine Nachricht, die ich von Eingeborenen erhielt. Einige intelligente Leute versichern, daß der Lufira, nachdem er die Ulengagewässer aufgenommen habe, gen Nordnordwest in den Chowambe-See fließe, welcher, wie ich vermuthete, der von Baker entdeckte See (— der Albert —) ist. Andere dagegen meinen, daß er bei Uvira in den Tanganyika-See fließe, und nach Norden hin, vermöge eines Flusses, der Loanda heißt, in den Chowambe falle.

Ueber diese Dinge muß ich jedoch mein Urtheil aufschieben. Sind die Annahmen irrig, so werde ich, falls mir das Leben vergönnt bleibt, dieselben berichtigen. Meine gegenwärtige Ansicht geht dahin, daß wenn die große Wassermenge, welche ich nach Norden hinfließen sah, nicht westlich am Tanganyika hinzieht, sie einen Abfluß aus dem See haben muß, und dieser ist aller Wahrscheinlichkeit zufolge der Loanda.

Wenn ich nun einen Blick auf das Upland zurückwerfe, so zeigt sich, daß dasselbe in manche Districte zerfällt: Lobisa, Lobemba, Ubengu, Itawa, Lopere, Kabuire, Marungu, Londa oder Lunda und Rua. Das Volk wird durch die Vorsetzsylbe Ba bezeichnet, das Land durch Lo oder U. Die Araber sagen statt Ba Wa, gemäß ihrem Suaheleidialekte; die Eingeborenen aber thun das nie.

Am Nordabhange des Uplandes habe ich am 2. April 1867 den See Liemba entdeckt; er liegt in einer

Vertiefung von 2000 Fuß; dieselbe hat steil abschüssige Wände, ist aber sehr schön, weil Abhänge, Gipfel und Boden mit Bäumen und anderen Pflanzen bewachsen sind. Hier weiden Elephanten, Büffel und Antilopen, während es im Wasser von Fischen, Krokodilen und Hippopotamen schwärmt. Die Eingeborenen kennen keine Schießgewehre, und die Elephanten bleiben deshalb unbehelligt, wenn sie sich nicht in Erdgruben fangen. Das Ganze ist ein natürliches Paradies, wie es Xenophon sich nicht schöner gewünscht haben könnte. Auf zwei Felseneilanden wird das Feld bebaut; dort züchtet man auch Ziegen und treibt Fischfang. Die Dörfer am Strande liegen zwischen Oelpalmen; es ist derselbe Baum wie an der afrikanischen Westküste (— Elaeis guineensis —).

In den See Liemba ergießen sich vier beträchtliche Flüsse und viele kleinere (schottisch: trout burns, Forellenbäche) von 12 bis 15 Fuß Breite; diese fallen über den steilen, hellen, rothen Thonschiefer herab und bilden herrliche Cascaden. Selbst die am wenigsten Aufgeweckten unter meinen Begleitern blieben stehen und blickten bewundernd auf dieses Schauspiel. Ich maß einen jener Flüsse, den Lofu, 50 Miles oberhalb seiner Einmündung in den See und fand ihn bei einer Fuhrt 294 Fuß, sage 100 Yards breit; das Wasser reichte mir, im September, bis über die Hüften; der letzte Regen dort war am 12. Mai gefallen. An allen anderen Stellen muß man sich auf dem Lofu der Kähne bedienen.

Der Lonzuafluß führt dem Liemba-See eine große Fülle langsam fließenden Wassers zu; auf seiner Oberfläche schwimmen Wasserlinsen und Grasinseln; ich fand ihn 10 Faden (60 Fuß) tief. Ein anderer der vier Flüsse soll noch mächtiger sein als der Lofu; aber ein allzu beflissener Häuptling war Schuld, daß ich ihn und einen andern Fluß nur an der Mündung sah. Der See ist nicht groß, etwa 18 bis 20 Miles breit, 35 bis 40 Miles lang; er zieht sich gen Nordnordwest in einer stromgleichen Verlängerung von 2 Miles Breite angeblich bis zum Tanganyika. Ich würde ihn auch als einen Arm desselben betrachtet haben, wenn nicht dessen Oberfläche 2800 Fuß über dem Meere läge, während Speke nur 1844 Fuß annimmt. Ich machte den Versuch, diesen flußartigen Theil zu verfolgen, wurde aber daran durch einen Krieg verhindert, welcher sich zwischen dem Häuptlinge von Itawa und Elfenbeinhändlern aus Sansibar entsponnen hatte.

So machte ich mich denn auf den Weg, um 150 Miles weit nach Süden und nach Westen zu gehen, und die unruhige Gegend zu vermeiden; ich wollte das Land im Westen des Tanganyika untersuchen. Als ich 80 Miles weit gewandert war, fand ich eine Partie Araber, welchen ich ein Schreiben des Sultans von Sansibar vorzeigte. Sofort erhielt ich von ihnen Lebensmittel, Zeug und Glasperlen; sie bewiesen mir die größte Freundlichkeit und waren sowohl für meine Sicherheit wie für das Gelingen meiner Reise sehr besorgt. Der Obmann dieser Araber begriff, daß eine Fortsetzung der Feindseligkeiten dem Elfenbeinhandel ein Ende machen würde, aber das Friedenstiften und Friedenmachen ging nur sehr langsam von statten; es erforderte nicht weniger als viertehalb Monat! Es war mir lieb, daß ich sah, wie diese Leute den Sklaven- und den Elfenbeinhandel betreiben. Die Methode hier bildete einen vollkommenen Gegensatz zu dem Verfahren der Halunken von Kilwa (Quiloa) und der nichtsnutzigen Portugiesen aus Tette, die in ihrem Mordgeschäfte vom Gouverneur Almeida unterstützt wurden.

Als Frieden geschlossen war, ging ich zu Msama, Häuptling von Itawa, und nachdem ich mich von den Arabern getrennt hatte, nach dem Moero-See, welchen ich am 8. September 1867 erreichte. Er ist in seinem nördlichen Theile 20 bis 33 Miles breit, weiter südlich aber wohl 60 Miles; seine Länge beträgt etwa 50 Miles. Er hat an beiden Seiten baumbewachsene Berghöhen, aber an den breitesten Stellen verschwinden die westlichen Höhenzüge aus dem Auge.

Ich ging am östlichen Ufer des Moero-Sees hin und kam zum Cazembe, dem Herrscher, dessen Vorfahren dreimal von Portugiesen besucht worden sind. Seine Stadt liegt am nordöstlichen Ufer des kleinen Sees Mofue, der 2 bis 3 Miles breit und etwa 4 Miles lang ist. In ihm liegen mehrere kleine, mit Binsen bewachsene Inseln; er ist sehr fischreich, namentlich an einer Art Hecht. Mit dem Luapula oder mit dem Moero steht dieser kleine See nicht in Verbindung.

In Cazembe blieb ich 40 Tage, und ich hätte von dort nach dem Bangweolo gehen können, der größer ist als einer der beiden eben genannten Seen; es war aber die Regenzeit eingetreten, und der See gilt für sehr ungesund. Ich hatte auch nicht ein Gran von irgend einer Arznei mehr; und da das Fieber, wenn man es nicht mit Arznei behandelt, höchst nachtheilige Folgen hat, so hielt ich es für gerathen, mich nicht in eine Gegend zu wagen, wo geschwollene Schilddrüsen und Elephantiasis häufig vorkommen.

Also wandte ich mich gen Norden nach Udschidschi hin, wo ich Vorräthe und hoffentlich auch Briefe finde, denn seit länger als zwei Jahren habe ich von der Außenwelt nichts vernommen. Als ich aber noch 13 Tagereisen vom Tanganyika entfernt war, mußte ich Halt machen, weil in der vor mir liegenden Gegend der Ueberfülle des Wassers halber nicht weiter vorwärts zu kommen war. Eine Partie Eingeborener war noch durchgekommen; sie sagten, daß ihnen das Wasser oft bis über die Hüften gereicht habe und daß es sehr schwierig gewesen sei, trockene Schlafplätze zu finden. Diese Ueberschwemmung dauert bis in den Mai oder Juni. Die Unthätigkeit wurde mir so lästig, daß ich nach Cazembe zurückging. Man wird sich eine Vorstellung von dieser Ueberschwemmung, welche in kleinem Maße auf die Anschwellung des Nils weiter abwärts wirkt, machen können, wenn ich hervorhebe, daß ich zwei Bäche überschreiten mußte, welche in das Nordende des Moero münden; der eine war 30, der andere 40 Yards breit und über beide führten Brücken; jetzt aber hatte der eine zu jeder Seite eine viertel, der andere eine halbe Mile Ausdehnung. Außerdem hat ein anderer, der Luao, eine Ebene unter Wasser gesetzt, und hier reichte das Wasser von den Knien bis hoch oben auf der Brust. Der Boden bestand aus schwarzem Schlamme, und das Gras ragte über unsere Köpfe empor. Wir mußten den Pfad verfolgen, welchen die Füße der Wanderer getreten hatten, und dabei sanken wir oftmals in den Schlamm ein, fielen auch wohl zu Boden, während dann Hunderte von Blasen platzten und einen widerwärtigen Geruch verbreiteten. Dieses Waten und Einsinken dauerte vier Stunden lang; die letzte Mile war die allerschlimmste. Also waren wir herzlich froh, als wir diese abscheuliche Strecke hinter uns hatten und in dem klaren, lauwarmen Wasser am sandigen Ufer des Moero ein Bad nehmen konnten.

Als wir dem Ufer dieses Sees entlang zogen, mußten wir durch vier Gießbäche waten, deren Wasser uns bis über die Schenkel ging; dann über einen 80 Yards breiten Fluß, der an seinem westlichen Ufer mehr als 300 Yards weit ausgetreten war; die Tiefe war so beträchtlich, daß wir in den Kähnen bleiben mußten, bis wir nur noch etwa 50 Yards von dem nicht überschwemmten Lande getrennt waren. Weiter hatten wir noch vier Bäche von 4 bis zu 15 Yards Breite zu durchwaten. Einer derselben, der Chungu, ruft eine traurige Erinnerung wach, denn an ihm starb der Portugiese Dr. Lacerda. Er war unter seinen Landsleuten,

welche den Cazembe besucht haben, der einzige, welcher wissenschaftliche Bildung hatte; seine Breitenangabe für Cazembes Stadt am Chungu ist um 50 Miles falsch; wahrscheinlich hatte er schon das Fieber, als er seine Beobachtungen anstellte, und wer da weiß, was hier ein Fieber bedeuten will, wird ihm die irrige Angabe gern verzeihen. Der Chungu reichte uns bis hoch an die Brust und manchmal mußten wir auf den Zehen gehen, sonst hätten wir schwimmen müssen. Ich habe alle diese Bäche bei hohem wie bei niedrigem Wasserstande durchschritten, und beobachtete, daß der Unterschied des Wasserstandes 15 bis 18 Zoll betrug. Alle perennirenden Flüsse haben klares Wasser. Unter den geschilderten Umständen war es nothwendig, daß ich mich mit so wenigen Sachen als möglich belastete. Ich nahm weiter nichts mit als die nothwendigsten Instrumente und einige Notizbücher, dann auch noch eine Bibel. Unverhoffter Weise traf ich mit einer Partie zusammen, welche nach der Küste zurück wollte; da borgte ich mir ein Stück Papier von einem Araber. Nur vier von meinen Dienern verstanden sich dazu, mit hierher zu kommen (— an den Bangweolosee —); alle übrigen machten sich unter irgend einem Vorwande fort. Sie waren dieses ewigen Herumtrampelns satt und müde, und mir ging es eben so. Ich selber würde es wie sie gemacht haben, wenn ich nicht die stärkste Abneigung hätte, vor Schwierigkeiten zurückzuweichen, bevor ich Alles versuchte, dieselben zu überwinden.

Ich tröste mich mit der Hoffnung, daß ich etwas Gutes thue, wenn durch mich Land und Leute besser bekannt werden. Indem ich gelegentlich einige Kunde verbreite, arbeite ich wohl in Uebereinstimmung mit den Plänen der allumfassenden Vorsehung, und meine Bemühungen werden künftig wohl einmal nach Gebühr gewürdigt werden." (— Das ist auf die „Frommen" der Exeter Halle berechnet und soll Missionsaussichten eröffnen. —)

Livingstone berichtet dann ausführlich über das Schicksal seiner astronomischen Beobachtungen; er will nicht, daß man irgendwelche Längen- und Breitenbestimmungen als correct annehme, bis er selber daheim eine Revision vorgenommen habe. „Ich bedauere das, weil durch Umschlagen eines Kahnes oder durch irgend einen andern Unfall alle meine Entdeckungen verloren gehen könnten. Wenn mein geborgtes Papier nicht zu Ende wäre, so würde ich eine Uebersicht der Flüsse geben, welche in den Chambeze (Tschambeze), Luapula, Lualaba und die Seen fließen und die als Quellgewässer (— des Nils —) zu betrachten sind. Nicht weniger als 13, sämmtlich breiter als der Isis bei Oxford oder der Avon bei Hamilton, laufen in einer Abzugslinie, 5 in einander und 5 in ein anderes Aufnahmebecken, im Ganzen 23. Da ich den Nil im Norden nicht gesehen habe, so erlaube ich mir keinen Vergleich in Betreff der Wasserfälle."

In einer Nachschrift heißt es: „Immer etwas Neues aus Afrika! In Rua lebt ein zahlreicher Volksstamm in Häusern unter der Erde. Einige Aushöhlungen sollen bis zu 30 Miles lang sein und keine fließende Gewässer haben; die in den Höhlenwohnungen befindlichen bildlichen Darstellungen (writings) sollen, wie ich von Eingeborenen höre, Thierfiguren, keine Buchstaben sein. Wäre das Letztere der Fall, so würde ich selber hingegangen sein. Die Leute sind sehr dunkelfarbig, gut gewachsen; der äußere Augenwinkel ist schräg nach einwärts gerichtet."

In einem vom 8. Juli 1868 datirten Briefe, der gleichfalls in der Nähe des Bangweolo geschrieben und an den Consul Dr. Kirk in Sansibar gerichtet ist, faßt Livingstone das, was er vorstehend ausführlich geschildert, kurz zusammen. Am Schlusse heißt es: „Ich habe noch den Lualabe hinabzugehen und mich zu überzeugen, ob er, wie die Eingeborenen versichern, den Tanganyika an dessen westlichem Ufer erreicht und sich in denselben ergießt, um durch den Locunda einen Abfluß in den Tschowambo-See zu finden; dieser letztere ist, meiner Vermuthung zufolge, der von Baker entdeckte Albert. Ich werde aber den Lualaba nicht in Kähnen herabfahren, wie dies von unserer Seite auf dem Sambesi von den Victoriafällen bis zum Kebrabasa geschehen ist. Das war Unsinn, und ich werde mich auf so tolle Geschichten nicht wieder einlassen."

Die Communistensecte der Shakers in Nordamerika.

Wir erwähnten jüngst (S. 182 ff.) der würtembergischen Rappisten in Economy; jetzt erfahren wir auch Näheres über die Shakers, von welchen man seit langer Zeit nichts gehört hatte. Bei Gelegenheit eines Processes in Newyork wurden Zeugen vernommen, welche über das Leben und Treiben dieser christlichen Communistensecte ausführliche Mittheilungen gaben. Wir ersehen aus denselben, daß die Shakers heute genau so geblieben sind, wie sie vor einhundert Jahren gewesen. Sie haben Gütergemeinschaft, verschmähen die Ehe, als durch welche nur Unsittlichkeit befördert werde, und verwerfen jeden geschlechtlichen Verkehr. Die „Seelenmutter" Anna Lee, in deren Gestalt Christus zum zweiten Mal auf Erden erschienen ist, um auch das weibliche Geschlecht zu erlösen, gab sich für unsterblich aus.

Die Shakers bezeichnen ihre Gemeinschaft als die tausendjährige Kirche, welche sie von den Albigensern oder, wie sie sagen, französischen Propheten ableiten. Drei solcher Propheten kamen 1705 nach England und bekehrten einige Personen zu ihrem Glauben. Darunter waren der Schneider James Wardley und seine Frau Jane von Bolton, in Lancashire, England. Jeane hieß die „spirituelle Mutter" (Mutter im Geist). Sie bekehrten Anna Lee in 1757, die 1768 zur Mutter der Kirche erkoren wurde. „Mutter Ann" hatte etwa 30 Anhänger, als ihr die Offenbarung wurde, nach Amerika zu ziehen, da die Secte in England große Opposition und Verfolgung fand, und sie für ihre Kirche hier große Erfolge hoffte und „weissagte".

Sie kam mit 8 Anhängern (darunter ihr Mann) 1774 nach Newyork und ging von da nach Albany, wo sich die Gesellschaft 1776 in der Nachbarschaft zu Biskenna, jetzt Water Vliet, ankaufte. Ihre Colonie, 2000 Acker groß, existirt noch immer und ist in 4 Farmen getheilt unter 4 Familien, zusammen etwa 80 Personen. Von hier aus sind mehrere Gemeinden gegründet; eine zu Neu-Lebanon, Newyork, mit 600 Bekennern; ferner giebt es Gemeinden: eine in Wayne County, Newyork, eine zu Enfield County, zwei in Ohio, eine zu Union Village, 30 Meilen von Cincinnati, eine zu Beaver Creek bei Dayton (100 Mitglieder). In Kentucky sind zwei Gemeinden, zu Pleasant Hill, Mercer County (500 Mitglieder), und eine in Logan County (400 Mitglie-

der). In Indiana ist eine Gemeinde, zu West Union, Knox County (200 Mitglieder). Sie zählen also noch immer einige Tausende; doch waren sie zahlreicher bei Lebzeiten ihrer Prophetin, der „Mutter Ann“, nach deren Tode (1784 zu Water Vliet) ihre Anzahl sich sofort sehr verminderte.

Sie glauben, daß Christus zum zweiten Male 1747 auf Erden erschienen sei, und zwar den Stiftern ihrer Kirche, welche die neue Erlösung durch Enthaltsamkeit von aller Welt- und Sinnenlust predigten, und daß er noch immer allen Gläubigen erscheint, die seine Offenbarung mit Zittern und mit körperlicher Erregung empfangen.

Von diesem Zittern und Schütteln bei ihren Religionsversammlungen, wenn sie der heilige Geist erfüllt, erhielten sie den Namen Shakers oder Zitterer. Ueber ihre Religionsübungen, die mit einer Art Tanz verbunden sind, oder vielmehr mit Springen, Hüpfen und in die Knie sinken, Alles unter lautem Beten und Rufen, giebt jener Proceß interessante Aufschlüsse. Eine Mutter wollte nämlich ihre Tochter von den Shakers zu Neu-Lebanon zurückhaben. Bei dieser Gelegenheit sagten Zeugen über das Wesen dieser Shakers aus, welche selbst einmal ihrer Kirche angehörten.

Jene Gemeinde zu Neu-Lebanon besteht aus zwei Ordnungen, 125 in der ersten und 70 Mitglieder in der zweiten. Die ersteren haben bestimmte Vorrechte; beide Classen aber halten ihren Gottesdienst zusammen am Sonnabend Abend. Sie leben in einem großen Hause zusammen, und auf ein Glockenzeichen schreiten sie langsam aus ihren Zimmern, wo sie schon 15 Minuten vorher sich stillsitzend vorbereitet, nach dem Versammlungssaale. Dort stellen sie sich in zwei Reihen auf, die zehn Schritte von einander entfernt sind, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, die Aeltesten oben an.

Ein geistlich Lied wird angestimmt, und ein Aeltester tritt einige Schritte vor und ermahnt, bald mit mehr, bald mit weniger Worten zur Buße. Wenn er sagt: „wir wollen uns zurückziehen“, gehen Alle wieder in ihre Zimmer. Sagt er aber: „wir wollen den Marsch antreten,“ so treten die Sänger in die Mitte des Saales und singen, während die anderen im sogenannten Gänsemarsch, die Männer voran und dann die Frauen, beide Geschlechter nach dem Alter geordnet, um die Sänger herumschreiten. Dann stellen die Geschlechter sich wieder einander gegenüber, und nun beginnen auf die Worte: „die Welt, das Fleisch und der Teufel“ jene eigenthümlichen Manifestationen, wonach sie den Namen haben.

Sie fangen an zu zittern und sich zu schütteln, werfen sich zu Boden, springen auf und tanzen bald in schnellem, bald in langsamem Tempo vor- und rückwärts. Während des Tanzes ruft ein oder das andere Mitglied: „Hasset das Fleisch und schüttelt es ab,“ worauf ein allgemeines Stampfen, Schütteln und Springen folgt. Nun steigt die Erregung auf das Höchste; Manche drehen sich im Kreise oder rollen sich auf dem Boden, wobei oft Einer den Andern umstößt und der Schweiß an ihren Leibern herabströmt. Dabei werden Ermahnungen gegen Fleisch und Sünde ausgestoßen, und wer nicht gehörig mitspringt, wird von den Aeltesten dazu herangezogen. Zum Schlusse sagt der Aelteste: „Will Jemand seinem Glauben und seinen Gefühlen Ausdruck geben, so mag er es thun.“ Nun rufen Einzelne, sie wollen „die Krumen der Liebe auflesen,“ wobei sie sich wieder bücken und aufspringen. Andere wollen die Last der Sünde auf sich nehmen oder den „Ball der Liebe sich zurollen“, wobei sie sich auf dem Boden umherwälzen. Dann gehen sie still in ihre Gemächer, wo sie niederknieen und darauf, ohne ein Wort zu sprechen, zu Bett gehen. Das ist der Gottesdienst dieser merkwürdigen Secte.

Aus allen Erdtheilen.

Schicksale des deutschen Geologen Bredemayer in Birma.

Mitgetheilt von Hermann Vambery.

Unter der Ueberschrift: „Birmanische Tyrannei“ bringt die neueste Nummer des in Calcutta erscheinenden „Englishmans Overland Mail“ die Erlebnisse eines Deutschen, W. Bredemayer, der Geolog und aus Köln gebürtig ist. Hang zu Abenteuern, Gewinnsucht oder vielleicht Verlockung bewogen ihn, in den Dienst des Königs von Birma zu treten. Er wurde als Oberinspector sämmtlicher königlichen Minen angestellt und als solcher begann er auch seine Thätigkeit am Ende des verflossenen April in den Rubinengruben nahe bei Mandelay, welches gegenwärtig die Hauptstadt von Birma ist. Beim Antritte seines Amtes mußte er begreiflicherweise mit seinem Vorgänger, der sich in seinem Diebshandwerk gestört sah, in Collision gerathen.

Es ist die alte, immer gleiche Geschichte, wo Europäer an die Spitze von Asiaten gestellt werden. Die Bergleute, zumeist Soldaten aus der königlichen Garde, wurden von dem frühern Inspector aufgewiegelt und brachen bald in eine offene Meuterei aus. Vierhundert Arbeiter, mit Speeren, Bambus und großen Steinen bewaffnet, griffen am 11. Juli das Haus des Herrn Bredemayer an mit der ausgesprochenen Absicht, ihm auf kurzem Wege den Prozeß zu machen. Der deutsche Geolog, der in seinem Bangalo (Haus) gut bewaffnet war, erwiederte den ersten Anprall der Steine mit einer guten Decharge. Sechs Flinten und ein Revolver, die der Dolmetscher lud und Herr Bredemayer losfeuerte, verwehrten den Eingeborenen jeden Zutritt.

Als letztere sahen, daß auf diese Weise nichts auszurichten sei, mußten sie sich begnügen, mit falschen und schweren Klagen den Deutschen beim König anzuschwärzen. Bald erschien dann ein specieller Bote von Seiten des Königs, welcher den Inspector nach Mandelay berief. Herr Bredemayer, der kein englischer Unterthan war (also nicht durch Staatsverträge geschützt war) und des Herrschers Zorn fürchtete, blieb einstweilen in den Bergwerken zurück. Es gelang ihm auch, die Meuterer etwas zu beschwichtigen, und schon fingen die Leute an, von Neuem an die Arbeit zu gehen, als der frühere Inspector aufs Neue eine Revolte hervorrief. Das Haus des Herrn Bredemayer wurde während seiner Abwesenheit überfallen, der Waffen beraubt und es überfielen ihn, als er heimkehrte, ungefähr dreihundert Birmanen. Er vertheidigte sich vom Pferde herab mit einem großen Messer und es gelang ihm, ins Haus zu kommen.

Niemand wagte es, ihn zu verfolgen; aber das Haus wurde niedergerissen, und erst dann konnte Herr Bredemayer gefangen genommen werden. Man riß ihn zu Boden und mißhandelte ihn derart mit Messern und Stöcken, daß er halbtodt liegen blieb. Hierauf wurde er ans Kreuz geschlagen, indem man seine Füße fest zusammenband, die Arme auseinander streckte und ihn so an ein Brett befestigte. In dieser Lage verblieb er von 12 bis 1 Uhr bei einer glühenden Sonnenhitze. Die Stricke drangen ihm tief ins Fleisch ein. Er wurde dann vom Kreuze

herabgenommen, um sein und des Königs Eigenthum den Mördern zu übergeben. Hierauf wollte man ihn wieder auf sein Pferd binden und nach Mandelay führen; doch da er sich diesem widersetzte, beschlossen die Rädelsführer, ihn unter starker Bedeckung nach der Stadt abzuführen.

Auf der freien Straße angelangt, spornte unser Geologe sein Roß und trotz des Geschreies seiner Wache und der Arbeiter auf den Reisfeldern gelang es ihm, auf Umwegen um 4 Uhr Morgens Mandelay zu erreichen. Leider hatte der schwer mißhandelte Mann in Folge seiner Unkenntniß der Landessprache, anstatt Genugthuung vom Könige zu erhalten, die vom ersten Minister über ihn verhängte Strafe zu erdulden! Er wurde ins Gefängniß geworfen und mit etwa 150 Verbrechern in ein so enges kleines Loch gesperrt, daß Alle wie eingepfercht waren. Schwere Ketten wurden an seine Füße gelegt, und Hitze und Gestank waren im Kerker so arg, daß sie jeder Beschreibung spotten.

Durch zwei Freunde des Eingekerkerten erhielt endlich der König Nachricht über Alles, was vorgefallen war. Herr Bredemayer wurde trotz des königlichen Befehles, ihn augenblicklich freizulassen, erst nach fünf Tagen den schrecklichen Qualen und Martern entrissen. Der König wollte ihn entschädigen; man schickte ihn nach den Silberbergwerken in Sekka-Daur; doch auch hier konnte er es nicht aushalten; er reichte seine Entlassung ein, wurde aber seines zweimonatlichen Gehaltes und des Reisegeldes nach Europa für verlustig erklärt. Nun befindet sich Herr Bredemayer in Calcutta, von wo aus er durch englische Protection die Auszahlung seiner Forderungen an den König von Birma erhofft, die wahrscheinlich nicht erfolgen wird. — So weit die Erzählung des indischen Blattes.

Es ist nicht unsere Absicht, durch diese Episode einen Abschnitt zur Martyrologie der Europäer in Asien hinzuzufügen; wir wollen vielmehr unserm Bedauern Ausdruck verleihen, daß es trotz aller erleichterten Communication mit dem fernen Asien, trotz der mannichfaltigen Berichte und Beschreibungen, die über Geographie und Ethnographie heute circuliren, immer noch jährlich eine bedeutende Anzahl von Europäern giebt, die das Segel ihres Vorhabens von utopischen Hoffnungen anschwellen lassen und ins ferne Morgenland ziehen, um dort „mir nichts, dir nichts" ihr „Glück zu machen". So habe ich im Laufe dieses Jahres drei Deutsche gesehen, welche, von der Prahlerei persischer Emissäre in Europa irregeleitet, mit der Aussicht, goldene Berge zu erlangen, in persischen Bergwerken Unterkunft suchten. Die guten Leute glauben, daß Regierungscontracte mit asiatischen Fürsten nach der Art europäischer Tractate zu betrachten seien. Leider befinden sie sich in einem gewaltigen Irrthum, denn wenn europäische Industrielle oder Militärinstructeure selbst in der Türkei nur unter dem Schutze der dortigen Gesandtschaften prosperiren können, wie sollte dies erst im fernen Osten möglich sein? Je tiefer man in denselben eindringt, je geringer der Schatten europäischen Einflusses ist, als desto weniger zuverläßlich muß man die Versprechungen asiatischer Fürsten hinnehmen. Und da heute wirklich die Aneignung der Kenntniß selbst über die entferntesten Gegenden schon ziemlich ermöglicht ist, so sollten abenteuerlustige, unternehmende Geister sich zuvor über Sprache, Sitten und Charaktereigenheiten des betreffenden Volkes theoretische Daten sammeln, wenn sie unter dasselbe gehen wollen.

Die englischen Reisenden in Ostturkestan.

In der ersten Sitzung der neuen Sessionsperiode der Londoner geographischen Gesellschaft hielt Herr Murchison, wie gewöhnlich, die Eröffnungsrede und erstattete Bericht über die im „Globus" mehrfach erwähnte Reise Hayward's; die auf Kosten der genannten Gesellschaft unternommen worden ist. Hayward hatte die Weisung, so viel als irgend möglich die ausgedehnte Steppe Pamir zu erforschen, namentlich die Quellgegenden des Oxus und Jaxartes. Der Unruhen in Centralasien wegen mußte er diesen Plan fallen lassen; er ging aus Indien durch Ladakh nach Yarkend und Kaschgar. Er hat Karten entworfen, insbesondere auch die praktikabeln Gebirgspässe eingetragen und den Lauf der Flüsse nebst den Wasserscheiden verzeichnet. Er will nun einen zweiten Versuch machen, die Pamirsteppe zu erreichen, und die Gesellschaft wird ihm die nöthigen Mittel zur Verfügung stellen. Herr Murchison betont, wohl im Hinblick auf die Russen, welche er mit einer gewissen Ostentation sehr zu schonen pflegt, daß Hayward lediglich und allein geographische Zwecke verfolge. Yakub Kuschbegi, der gegenwärtige Beherrscher Ostturkestans, hat, wie wir schon früher berichteten, den Reisenden zwar stets überwachen lassen, ihn im Uebrigen jedoch freundlich und gastlich behandelt. Als Hayward seinen Auftrag von der Londoner geographischen Gesellschaft erhielt, hatte diese keine Kunde davon, daß Herr Shaw von Kangra aus eine Karawane nach Turkestan führte, um dort Himalayathee zu verkaufen. Er kam gleichzeitig mit Hayward in Yarkend an. „Dieses gleichzeitige, rein zufällige Eintreffen zweier Engländer machte die Yarkendis, bei welchen nie zuvor ein Engländer gewesen war, ganz stutzig. Sie begriffen wohl, daß ein Kaufmann Reisen macht, um seine Waare zu vertreiben, dagegen war es ihnen vollkommen unverständlich, daß man lediglich zu wissenschaftlichen Zwecken reist. Aber das gute Betragen der beiden Fremden in Yarkend sowohl wie in Kaschgar ließ es ihnen am Ende doch einleuchtend erscheinen, daß jene ihre Forschungen anstellten, um die zweckmäßigsten Routen für den Handel zwischen Indien und Turkestan aussindig zu machen. Der Herrscher behandelte sie, wie gesagt, sehr gütig und sprach entschieden den Wunsch aus, mit den Engländern in Handelsverbindung zu treten. Shaw und Hayward waren überrascht, bei den Leuten in Yarkend so viel Civilisation, Wohlstand und Gedeihen zu finden; sie loben am Volke, daß es höfliche und doch von Unabhängigkeitsgefühl zeugende Manieren habe; es sei in religiöser Beziehung nicht unduldsam gegen Fremde, es esse und trinke mit Jedermann."

Herr Murchison hob dann die Verdienste des Dr. Leitner hervor. Dieser Sprachkundige hat im Auftrage der indischen Regierung viel mit den Völkern von der Nordgrenze aus verkehrt, und als er jüngst auf Urlaub nach England kam, einen Mann aus Yarkend mitgebracht, welcher in der Sitzung der Gesellschaft am 11. November zugegen war. Dieser intelligente junge Mann spricht mehrere Sprachen, namentlich auch Chinesisch und Hindustani.

Im „Athenäum" (vom 6. November) finden wir eine Notiz, der zufolge „West's Expedition nach Yarkend" (— über die wir unsererseits nichts wissen —) von dem eben erwähnten Dr. Leitner aus Lahore begleitet worden sei. Der letztere habe nach England reichhaltige Sammlungen aus Tibet, den Dardländern und Hochasien mitgebracht, dann auch einen „lebendigen Yarkendi". Er werde der ethnologischen Gesellschaft nähere Mittheilungen machen über seine Wanderungen und die von ihm gesammelten tibetanischen Münzen, Handschriften, Zeichnungen, Inschriften und allerhand ethnologische Curiositäten.

Die Expedition zur Aufsuchung von Leichhardt's Spuren. Wir erwähnten vor längerer Zeit, daß von Westaustralien eine solche ausgeschickt worden sei, weil man in Folge von Erzählungen der Eingeborenen noch Gefährten des Reisenden retten zu können hoffte. Jetzt lesen wir, daß sie im August unverrichteter Dinge wieder nach Westaustralien umgekehrt sei. Der fernste Punkt, welchen sie erreicht hat, am 2. Juli, liegt unter 123° O., 28° 40′ Süd. Die Gegenden, welche sie durchzog, sind platterdings nicht zu Ackerbauansiedelungen oder zur Viehzucht zu gebrauchen, und während der ganzen Reise fiel so gut wie gar kein Regen.

Wir wollen hier erwähnen, daß der berühmte australische Reisende Capitän Sturt am 16. Juni in England gestorben ist. Er war eine Zeitlang Colonialsecretär von Südaustralien: dann erblindete er. Für die Kunde des innern Australiens hat er viel geleistet. Schon vor 1843 erforschte er die Gegenden am Murray; in dem genannten Jahre unternahm er dann eine größere Expedition, um zunächst den Lauf des Darlingflusses zu verfol-

gen, welchen man damals nur erst unvollkommen kannte. Durch ihn wurde auch die nach ihm benannte Sandwüste bekannt; er hatte in derselben 44° R. Hitze. Drei Monate lang zeigte sich auch nicht das kleinste Wölkchen am Himmel.

Eine sehr gute Uebersicht von Sturt's Reisen finden wir in einem soeben erschienenen Buche, das wir gern recht angelegentlich empfehlen: „Australien, Geschichte der Entdeckungsreisen und der Colonisation. Bilder aus dem Leben in der Wildniß und den Stätten der Cultur der neuesten Welt. Von Fr. Christmann. Leipzig, Verlag von Otto Spamer, 1870.“ Das Werk ist vortrefflich ausgestattet, hat als bildliche Erläuterungen 120 Illustrationen im Texte, 5 Tonbilder und 4 Karten. Alles, was für den allgemeinen Leser über Australien wissenswerth erscheinen kann, ist sehr übersichtlich und fleißig zusammengestellt, die Angaben sind genau, der Stil ist ansprechend. Büchern dieser Art, welche Kenntnisse in so ansprechender Weise dem großen Publicum vermitteln, ist eine weite Verbreitung zu gönnen.

Ausbruch des Vulcans Purace in Neugranada.

In einem Briefe Dr. Alfons Stübel's, datirt Popayan, 29. Mai 1869, schildert unser geehrter Freund die Besteigung des Vulcans Purace („Globus“ XVI. Nr. 10. S. 156). Er unternahm dieselbe am 24. April von Popayan aus, und bemerkt, daß dieselbe, falls nicht das Wetter hinderlich sei, gar keine Schwierigkeiten habe; bis zu einer Höhe von 4400 Meter könne man reiten. Der Weg zum Krater hinan wird fast täglich von Indianern begangen, die von dort Schnee holen, welchen sie Nachts nach Popayan zum Verkauf hinuntertragen. Von dieser Stadt aus erreicht man das Dorf Purace, 2600 Meter hoch, zu Pferde in acht Stunden, und in eben so viel Zeit kann man bis zum Rande des Kraters gelangen, der, nach Stübel, 4600 Meter hoch liegt. Als Humboldt in Popayan war, hatte er eine andere Gestalt als gegenwärtig; der jetzige Kraterberg scheint durch die Ausbrüche von 1830 und 1849 geschaffen worden zu sein.

Jener Brief vom 29. Mai ist der letzte, welcher bis jetzt in Dresden eingetroffen ist. Der eifrige Geolog war damals im Begriff, nach Ecuador zu gehen. Es ist schade, daß er nicht mehr in Popayan war, als die neueste Eruption stattfand. Ueber diese enthält der „Panama Star and Herald“ vom 21. October („Times Mail“ vom 16. November) folgende Notizen: „Ein Herr aus Buenaventura meldet uns nach einem an ihn gelangten Privatbrief aus dem Innern betrübende Nachrichten. Am Morgen des 4. October, um etwa 2½ Uhr, hatte der Purace, der etwa 15 bis 20 Miles von Popayan liegt, eine sehr heftige Eruption; er warf Asche und andere vulcanische Stoffe in ungeheurer Menge aus. So viel man weiß, sind zwei oder drei Dörfer in der Nachbarschaft völlig zerstört worden und alle Einwohner sind umgekommen. Bald nach dem Ausbruche stieg bei Popayan das Wasser des Flusses Cauca einen Fuß höher als gewöhnlich und mit ungemeiner Schnelligkeit; er trieb Lava- oder Bimssteinmassen und Leichen von Menschen und Thieren herab, welche in Folge des Ausbruches ihr Leben verloren hatten. Um 11 Uhr Morgens, am 4. October, lag dagegen das Flußbett des Cauca trocken. Der Gouverneur veranlaßte sofort die Bewohner der am Flusse liegenden Dörfer, das Vieh in höher gelegene Gegenden zu treiben, denn man besorgt weiteres Unglück.“ —

Diese Eruption trifft mit Falb's Vorhersagungen zusammen. Bisher war Neugranada von den weiter im Süden vorkommenden Erdbeben 2c. nicht heimgesucht worden; es scheint nun, daß auch diese nördlichen Gegenden Südamerikas nicht verschont bleiben sollen.

Aus dem russischen Reiche.

Die Secte der Skopzen. Russische Blätter melden, daß man wieder ein „Skopzennest“ entdeckt habe. Die Moskauer Polizei war schon mehrfach „mit den Angelegenheiten des Selbstverstümmlers Kudrin beschäftigt gewesen, aber was sich daraus ergeben hat, ist unbekannt geblieben“. Das pflegt im Lande des weißen Czars so zu gehen. Die Skopzen sind reich, und die löbliche Polizei verschmäht die Rubel nicht. Die Gebrüder Kudrin hatten, mit Genehmigung der Moskauer Polizei, eine photographische Anstalt errichtet, trotzdem die Skopzen, dem Gesetze gemäß, unter der strengsten polizeilichen Aufsicht gehalten werden sollen. „Was geschah nun in dieser Anstalt? Zuvörderst wurden, wie die neueste Untersuchung ergeben hat, die Götter und die Gottesmutter der Skopzen fabricirt und dann über ganz Rußland verbreitet. Die Arbeiter der Anstalt haben auch ausgesagt, daß in dem Hause der Gebrüder Kudrin nächtliche Skopzengebete stattfänden; ferner, daß daselbst ein Frauenkloster bestehe, dessen Insassen scheinbar mit dem Flechten von Gürteln zum Verkaufe beschäftigt seien. — Andrey Kudrin ist ärztlich untersucht worden; es hat sich herausgestellt, daß derselbe, welcher 1855 nur den ersten Grad der Verstümmelung hatte, sich nun bereits des großen czarischen Siegels (rasibus) erfreut. Seit jenem Jahre sind in Kudrin's Hause viele Cantonnistenknaben, angeblich zur Erziehung, aufgenommen worden. Die Untersuchung wird ergeben, woher sie gekommen sind und in welcher Gestalt sie das Haus verlassen haben. Man meint, sie seien nach Riga gebracht worden. Andrey Kudrin befindet sich im Gefängnisse; er ist ein Bauer aus dem Kreise Moskau, der sich, mit Umgehung des Gesetzes, in die Moskauer Kaufmannschaft einschreiben ließ. Sein älterer Bruder, Fedossei, hat gleichfalls das czarische Siegel; auch noch zwei andere Brüder sind Skopzen. Man hat auch 48 Frauen zur Untersuchung gezogen und verfolgt die Spur der Gottesmutter der Moskauer Skopzen.“ — Neuerdings häufen sich die Nachrichten über die Skopzen wieder. So schreibt das russische Blatt „Don“: „Am 13. August begaben sich vierhundert Skopzen aus Balaschow nach dem nächstgelegenen Orte, um zu beten und sich zu geißeln. Nackt, mit zerfetzten Kleidern und blutrünstigen Körpern langten sie schon dort an, doch auf dem Heimwege sollte es noch ärger und toller zugehen. Einer unter ihnen, Namens Wasiloff, erklärte sich als Gottgesandter und Christus in Person, und viele Andere riefen sich nach ihm als Heilige aus. Sie erklärten, es sei nothwendig, Menschenopfer zu bringen, und rissen fünf Individuen aus der Menge heraus, warfen sie zwischen mehrere übereinandergestürzte Holzkarren und zündeten diese letzteren an. Ein Weib, das sich zur heiligen Paraskina ausgerufen hatte, geißelte eine Magd so lange, bis dieselbe den Geist aufgab. Ein anderes Weib wurde von den Wüthenden mit den Füßen förmlich zu Tode getreten. Mit Einem Worte, es kamen dabei Scheußlichkeiten vor, wie sie die Feder nicht wiederzugeben vermag. Das Gericht hat bereits eine Untersuchung eingeleitet und viele der Hauptschuldigen verhaftet.“

Die Hungersnoth in Finnland hat die Reihen der Bevölkerung stark gelichtet. Aus amtlichen Mittheilungen ergiebt sich Folgendes. Das bischöfliche Stift Kuopio umfaßt die Gouvernements Kuopio und Ullaborg, und hatte zu Anfang 1868 eine Bevölkerung von 401,355 Köpfen (ganz Finnland hat etwa 1,800,000 Seelen). Im Laufe des genannten Jahres wurden 9809 geboren, dagegen starben 34,759 Leute. Zu Anfang 1869 zählte man im Stifte nur noch 376,405 Personen. Von Kindern unter 10 Jahren starben nicht weniger als 13,775.

Die Bevölkerung des Gouvernements Astrachan stellte sich zu Ende des Jahres 1868 auf 445,696 Köpfe, 5700 mehr als im Jahre vorher. Die angesiedelte Bevölkerung zählte, mit Einschluß der kundrowskischen Tataren, welche nur im Sommer nomadisiren und den Winter über in zwei großen Dörfern leben, 324,978 Köpfe. Die Zahl der auf ihren eigenen Ländereien nomadisirenden Kalmücken beläuft sich auf 120,718. Von der übrigen Bevölkerung wohnen 69,682 in den Städten, die übrigen auf dem platten Lande. Es giebt

4810 privilegirte und 288 nicht privilegirte Armenier, 11,886 Kosacken, 4332 Adelige und Beamte. Griechisch-orthodox sind 275,582, Heiden 120,718, Mohammedaner 36,379, „Ketzer" 6427, gregorianische Armenier 5188, Katholiken 6429, Protestanten 342 und 527 sind Juden.

Eine Tatarenhochzeit bei Jalta in der Krim wird in hündischem Byzantinerstyl von einer russischen Zeitung folgendermaßen geschildert: „Seine Majestät der Kaiser hat mit der erhabenen Familie am 19. September einer tatarischen Hochzeit im Dorfe Denekoi bei Jalta beizuwohnen geruht. Um dem vergötterten Monarchen eine vollständige Idee von den tatarischen Hochzeitsceremonien zu geben, wurden dieselben sämmtlich in Gegenwart Seiner Majestät des Kaisers vollzogen. In Allerhöchst dessen Gegenwart rasirte und kleidete sich der Bräutigam, kam die in die Tschadra (Schleier) gehüllte Braut aus dem Dorfe Ai-Wassil à califourchon angeritten, begleitet von einer Schaar ihrer Verwandten und Freunde. Nach der Trauung (der jüdischen sich annähernd) wurde Seiner Majestät ein Pokal Champagner überreicht, den Allerhöchstderselbe an die Lippen führte. Hierauf wünschte Seine Majestät der Kaiser den Neuvermählten Glück. Nun begannen die Wettrennen und Wettkämpfe, denen Seine Majestät eine Weile von dem Balkon eines der Häuser zusah, worauf Allerhöchstderselbe mit der erhabenen Familie nach Livadia zurückfuhr. Am folgenden Tage erhielt die junge Frau eine goldene Brosche mit Steinen und der junge Ehemann 200 Rubel zugeschickt."

* * *

— Dem „Bonifacius-Kalender" zufolge giebt es in Preußen nur 833 Klöster und klösterliche Anstalten. Welch einen Lärm schlug man im aufgeklärten Berlin, als der alte romantische Ludwig von Bayern die Errichtung eines halben Dutzends von Klöstern geschehen ließ! Und nun erlebt man, daß Preußen 833 solcher Anstalten hat mit 5825 Priestern und Ordensfrauen, 1097 Novizen, Laienbrüdern und Schwestern, in Summa eine geistliche und halbgeistliche Schaar von 6923 Individuen. Schlesien ist mit solchen überflüssigen Anstalten, die viel Geld kosten, reichlich bedacht; allein die Diöcese Breslau hat 12 Mönchsklöster mit 125 Mönchen, Novizen und Laienbrüdern; in den vielen Nonnenklöstern sind dort 784 Ordensfrauen nebst 356 Novizen und Laienschwestern. Der Sprengel des „heiligen" Köln hat auch keinen Mangel, denn 28 Mönchs- und 142 Nonnenklöster bilden doch eine zufriedenstellende Menge; jener von Münster in Westfalen zählt 8 Mönchsklöster und 143 geistliche Anstalten für Frauenzimmer. So wetteifert man in Preußen würdig mit Belgien oder Südamerika.

— Klage über den Mangel an Arbeitern auf dem Lande ist in den Vereinigten Staaten allgemein. Jetzt hat sich in Missouri ein Verein gebildet, welcher insbesondere die irischen Einwanderer dem demoralisirenden Umhertreiben in den großen Städten entziehen will. Es heißt in dem Aufrufe: „Der Irländer soll nicht in den atlantischen Küstenstädten wohnen bleiben, wo er Tagelöhner oder Aemterjäger werden muß. Es geht den Irländern wie den Dienstmädchen, sie wollen nicht aufs Land; die Bummelei in den großen Städten gefällt ihnen gar zu gut. Was sie an einem Tage verdienen, vertrinken sie am andern, und wenn einmal keine Arbeit ist, betheiligen sie sich an der Wahl eines Alderman, der sie auf die Zahlrolle setzen muß, oder gehen nach Wards Island und lassen sich dort füttern. Die Folge davon ist, daß Farmarbeiter selbst in der allernächsten Nähe von Neuyork rar und im Sommer manchmal gar nicht zu haben sind. Auch viele deutsche Arbeiter ziehen das ungeregelte Leben in großen Städten einer beständigen Thätigkeit auf dem Lande vor. Vor 50 Jahren sind z. B. die Farmen in Neujersey, in der Nähe von Neuyork, in besserm Zustande gewesen als jetzt; man sieht das noch an den Ueberresten alter Bodencultur. Tausende von Morgen, die früher Ackerland waren, sind wieder zu Wald und Wiese geworden, lediglich weil es an Arbeitskräften fehlt." Unter diesen Umständen wird es erklärlich, daß man, trotz der kolossalen Einwanderung aus Europa, auch im Staate Neuyork vorerst 10,000 bis 20,000 Chinesen als Feldarbeiter und als Dienstboten zu haben wünscht.

— Ueber die sittlichen Zustände in Montevideo und der Republik Uruguay überhaupt wird in der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata" ein strenges Urtheil gefällt. Die Geistlichkeit giebt das Beispiel zum Müßiggang und ist ganz demoralisirt; für die Aufklärung und die Sittlichkeit thut sie nichts; die sogenannte Gesellschaft ist raffinirt, aber innerlich verwildert. „Arbeiten? — Arbeit ist eine lästige Sache, zu der man sich nur ungern bequemt. Um aber doch den Anforderungen einer im größten Luxus lebenden Gesellschaft zu entsprechen, sieht man sich gezwungen, kleine Bedenklichkeiten fallen zu lassen. Ist man Präsident oder Minister oder sonst ein hoch Angestellter, so benutzt man während der Amtszeit das von der Nation geschenkte Vertrauen, um seine Taschen reichlich zu füllen, und schimpft nebenbei weidlich auf die Herren Monarchen Europas, die sich eine so ungeheure Civilliste zuerkennen lassen. Ist man Advocat, so benutzt man sein Talent, Rabulistenstreiche ungestraft zu begehen und den Buchstaben des Gesetzes zu verdrehen. Hat man den Vorzug, Geschäftsmann zu sein, so besticht man die Zollbeamten, um feine Waaren als ordinäre einführen zu können und so den Staat um den gebührenden Zoll zu betrügen. Ist man gar ein hoher Offizier, so profitirt man an den unzähligen Revolutionen und Revolutiönchen, um eine nicht geringe Anzahl Vieh zu stehlen, einen politischen Gegner aus seinem Besitzthum zu jagen und sich dergestalt ein Etablissement zu gründen. Der Diebstahl ist zu einer socialen Organisation geworden. Wer rauben kann, der raubt. Wer es nicht kann, empfindet nicht Haß, nicht Abscheu gegen den Glücklichern, sondern nur Neid, es ihm nicht gleichthun zu können. Man darf den Einzelnen kaum anklagen, da das Verbrechen zur allgemeinen Regel geworden ist. Die Parole geht von oben aus; Straflosigkeit ist stillschweigend zugesichert, unter der Bedingung jedoch, daß der Schein gewahrt bleibe. Die hohen Beamten rauben consequenter Weise; die niederen gelegentlich und oft aus Noth, da ihr Sold ein sehr kümmerlicher ist; beide Classen jedoch in Uebereinstimmung. Das Verbrechen des Raubes empfängt auf diese Art seine Weihe, ganz wie unter den Indianern der patagonischen Pampa, woselbst der im Stehlen Geschickteste die höchste Wahrscheinlichkeit für sich hat, zum Kaziken gewählt zu werden."

— Unter den Indianern in den Territorien Montana und Idaho ist wieder einmal eine „Civilisationskrankheit" ausgebrochen. Die Blattern richten unter den Rothhäuten dort große Verwüstungen an. Viele Zelthütten sind ganz ausgestorben.

— Der Staat Oregon fängt an, auch Weizen auszuführen. In der ersten Woche des October 1869 ist dort von Portland aus eine Ladung nach Liverpool abgegangen, und andere Schiffe lagen im Hafen, um Weizen für denselben Bestimmungsort einzunehmen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Römische Bilder.

Von **Franz Koppel.**

III.

Aus der unerschöpflichen Fülle uns umwogender Lebenserscheinungen wollen wir zum Schlusse nur noch zwei festhalten; es sind unvermeidliche Charaktermasken des römischen Straßenlebens: der päpstliche Schlüsselsoldat und das römische Modell. Beginnen wir mit dem letztern! Sei es an dem schönen Brunnen del Tritone auf dem Barberinischen Platze, oder sei es in irgend einem Winkel der spanischen Treppe, am Fuß eines Obelisken oder im Schatten einer Palme, oder auch mitten auf einer Brücke (wie unsere Abbildung zeigt), immer wieder stößt der Fremde bei seinen Wanderungen durch Rom bald da, bald dort auf eine Gruppe von Leuten in auffallend gewählter Nationaltracht. Welche Freude für den Mann des Nordens, in dessen Heimath die Bauern schwarze Röcke tragen! Doch es dürfte ihm ergehen, wie der Kaiserin Katharina, die man auf der Reise nach der Krim statt der Landschaft nur gemalte Coulissen sehen ließ, und durch die nachhinkende Erfahrung, daß er nur einen farbigen Nachdruck statt des Originals vor sich habe, könnte dem Beschauer leicht der kurze Genuß verbittert werden.

Aber wer wird mit dem bunten Völkchen darüber rechten wollen, daß es nicht umsonst so malerisch aussieht, daß es sich vielmehr bezahlen läßt für die langen, sauern Stunden, in denen es eben „Modell steht“? Es gehört dazu doch auch etwas. Die schöne oder besonders charakteristische Körperform thut es nicht allein; die Fertigkeit, in einer vorgeschriebenen oft sehr geschraubten Stellung möglichst lange regungslos zu verharren, muß hinzukommen, und diese setzt immer Anstrengung voraus; sie ist das Werk mühsam aufgewandter Uebungszeit.

Unsere Künstler im Norden gebrauchen auch Modelle, aber diese unterscheiden sich wesentlich von den römischen. Wenn der „Act“ vorbei ist, geht das deutsche Modell, das übrigens keineswegs durch farbige Tracht aus unserer grauen Straßenbevölkerung hervorzuleuchten pflegt, ruhig nach Hause und spinnt den Faden seines bürgerlichen Gewerbes weiter; die Episode ist vorüber, der Nebenverdienst wurde so beiläufig mitgenommen; das ist Alles.

Die römischen Modelle dagegen betrachten sich als Glieder einer sehr geschlossenen Zunft, ihr ausschließlicher Umgang unter sich oder mit Künstlern läßt einen gewissen socialen Stolz aufkommen, sie treiben nichts nebenher, nicht einmal den Bettel.

An der Spitze dieser zigeunerartig gegliederten Sippe steht fast immer ein alter, bei den Künstlern zu Ansehen gekommener Modellvater, der in Wahrheit eine Art von europäischem Sklavenhalter ist. Mit ihm handelt der Bildhauer oder Maler um den Preis für einen unbärtigen Bachus oder einen muskulösen Diskoswerfer, bei ihm sucht er heute eine keusche Diana, morgen eine üppige Phryne, oft ganze Gruppen. Es ist Alles vorhanden. Die jungen Mädchen, wie sie in der reizenden Tracht von Albano oder Nettuno das malerische Treiben der Straßen und Plätze erhöhen, sind ein lebendiges, wandelndes Arsenal von mythologischen und allegorischen Figuren. Heute Aphrodite, Grazie oder Galathea,

Modelle auf Ponte rotto.

morgen Magdalena, Hagar oder Potiphar; heute verschleiert, historisch drapirt, im Klostergewande, morgen paradiesisch, Kinder der Sonne, in durchsichtiger Quelle oder auf schwellendem Rasen.

Was die alte Roma an kunterbunten Figuren im Laufe der Jahrhunderte leibhaftig dahinwandeln sah, den Begriff davon, wie er in der Phantasie des Künstlers heute lebt, zu verkörpern, helfen diese armen Geschöpfe, deren Lebensaufgabe ist, beständig etwas vorzustellen, wovon sie nie und nimmer eine Ahnung besitzen. Oft findet man sie, vom stundenlangen Stehen oder unbeweglichem Sitzen bis zum Tode ermüdet, in irgend einem sonnigen Winkel der Stadt schlafend bei einander liegen, während die Männer, welche den ganzen Vormittag vielleicht als Masaniello, heiliger Sebastian oder zerlumpter Geiger „Act“ gestanden haben, am Nachmittage noch Römer genug sind, um in leidenschaftlichem Spiele, sei es mit den Fingern, Karten oder Kugeln, die paar Paoli, die sie eben verdient, wieder zu verschleudern.

Während des Carnevals haben die Modelle auch ihre eigenen sogenannten Akademiebälle, zu denen der Fremde sich leicht Zutritt verschaffen kann. Der bekannte Saal in der Via Claudiana ist dann mit Blumen und Laubgewinden so verziert, daß man sich ins Freie, in den Frühling, in eine Osteria vor den Thoren versetzt glaubt. Das Orchester besteht aus Mandoline und Hackbrett, die tanzenden Paare begleiten oder vielmehr übertönen es oft mit Castagnetten und Tamburins. Unter den charakteristischen Tänzen, welche dort zur Ausführung kommen, nimmt natürlich der echt römische Tanz, der Saltarello, die erste Stelle ein; er wird stets nur von einem Paar a tempo getanzt. Wer ihn nicht mit eigenen Augen tanzen sah, hat davon, gerade so gut wie vom spanischen Fandango oder der süditalischen Tarantella, eine grundfalsche Vorstellung. Alle südlichen Tänze sind pantomimisch-dramatischer Natur, der ganze Körper tanzt, die Arme meistens noch mehr als die Beine.

Es ist Darstellung; aus dem Gegenüber entspinnt sich eine Art Action der beiden Tanzenden, anfangs gemessen in großen Linien, dann in stets rascheren Bewegungen. In immer steigender Hast entwickelt sich Motiv aus Motiv; zuletzt erfaßt der Wirbel der Leidenschaft Beide, und im höchsten Sturm eines bacchantischen Rasens bricht Alles in einem Nu zusammen, Musik und Tanz, als wäre das Instrument plötzlich an einem Felsen zerschellt, als hätte der Blitzstrahl eines beleidigten Gottes die trunkenen Menschenkinder zerschmettert.

So tanzt der Südländer; auch hier haben wir einen ungetrübten Ausdruck seines Naturells. Man denke sich eine bunte Schaar von jugendlichen Tänzern und Tänzerinnen in allen nur denkbaren Costümen, die verlockendsten Gestalten, jede daran gewöhnt, immer vollständig Herrin ihrer Bewegungen zu sein, ihre Formen am vortheilhaftesten zu zeigen, mit natürlicher Grazie und malerischem Takt begabt. Man denke sie sich, wie sie in tausend Arabesken sich verschlingen und lösen, sich fliehen und suchen. Ein herrliches Kaleidoskop! Man erfreut sich des ungewohnten, fesselnden Anblicks, ohne zu ermüden, bis die helle Morgensonne durch die vergilbten oder zerbrochenen Scheiben bricht und der bunten Lichter spottet.

So müssen wir denn auch aufbrechen und den römischen Modellen für diesmal Lebewohl sagen. Kaum sind wir aber wieder auf der Straße, so nimmt eine andere, viel häufigere, aber weniger erfreuliche Erscheinung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: es ist der päpstliche Soldat.

Pio nono, „der Knecht der Knechte Gottes“, hat jetzt viele Kriegsknechte in seinem Solde. Wenn alle Heiligen, vielleicht um das Concil zu verherrlichen, von ihrem irgendwo außerhalb des unendlichen Weltalls befindlichen himmlischen Throne herabsteigen und in Rom sich einquartieren wollten, ich weiß nicht, ob sie alle Wohnung finden würden, so viel aber ist gewiß, daß von den elftausend derselben, die wahrscheinlich in den elftausend Zimmern des Vaticans einquartiert würden, ein jeder seine zwei Mann Ehrenwache vom Papst beziehen könnte, und doch noch Mannschaft zum Palastdienste übrig bliebe.

Gezogene Kanonen wurden geschickt vom allerchristlichsten Kaiser von Frankreich und von einem westphälischen Grafen, dessen Söhne selbst Dienste zu nehmen kamen. Offiziere sandte Spanien, wo bei der Staatshäutung eine Menge Parasiten abgängig wurden; für Mannschaft sorgten die allerorts errichteten und geheim oder offen betriebenen Werbebüreaus, namentlich aber auch das gläubige Baiern, und das Geld des Peterspfennigs floß und fließt aus aller Welt zusammen.

So wurde es möglich, daß der „heilige“ Vater ein stattliches Kriegsheer auf die Beine brachte, welches mit Hülfe der Franzosen ein paar Tausend Garibaldinern ohne Waffen, Schuhen und Disciplin die Spitze bieten konnte. Aber die Legionen Roms sind gut gekleidet; seht nur die grauen Zuaven, die hochgestiefelten Dragoner im geweihten Küraß, die Carabinieri im knappen Fracke, der ihnen zuweilen von den Briganten ausgeklopft wird; die trefflich berittene Artillerie und die Schaaren des Fußvolks aus allen Welttheilen.

Sie müßten allgemein gefallen, diese schmucken Leute, wenn sie nur nicht so lärmend und betrunken durch die Straßen zögen und auf dem Corso Alles, was ihnen zufällig in den Weg kommt, brutal vom Trottoir stießen, sobald sie vom Bewußtsein der „göttlichen Sache“ geschwellt im Siegerschritte von Mentana einherpoltern. Damit sie wissen, daß der heilige Geist stets auf ihren Bajonetten schwebe, hält der Oberfeldherr und Kriegsminister Kanzler aus Bruchsal in Baden von Zeit zu Zeit auf dem Petersplatze eine Revue ab, redet die Mannschaft an als auserwählte Streiter des Herrn, theilt Medaillen aus und verordnet Uebungen im Kniebeugen, Kreuzschlagen und Weihwasserbesprengen. Die Offiziere, welche von demselben Geist in noch höherm Maß erfüllt sein müssen, haben es wahrscheinlich ihren französischen Lehrmeistern abgesehen, wie man sich im Kaffeehause räkelt und flegelt, wie man Hunde in die Concerte der Sala Dantesca mitbringt, die anwesende Frauenwelt kritisirt, und vor dem Schluß unter allgemeinem Zischen mit Säbelgerassel den Saal verläßt.

Auf dem Forum — und das ist die Spitze der Ironie, welche die Weltgeschichte bis jetzt in Rom erreicht hat — liegt ein ganzes Regiment von heimwehkranken Baiern! Die wohlbekannten oberländischen Gebirgslaute schlugen an mein Ohr unweit des in der Geschichte der Beredtsamkeit unvergeßlichen Platzes, wo Cicero seine wuchtigen Anklagen gegen die erste catilinarische Existenz schleuderte. Hinter den trauernden Säulen vom Tempel des Castor und Pollux tönt jetzt allabendlich bajuvarisches Liebesgeflüster, und hinter dem Titusbogen an der Meta sudans klagt im Hochlandston der „Schnaderhüpfel“ die unendliche Sehnsucht nach Bier ihr tiefftes Leiden.

Da sitzen die stämmigen Söhne aus den Thälern der deutschen Kalkalpen im fernen Süden, und es ist Alles anders, als man es ihnen vorgespiegelt hatte. Wo sind Biergärten in Trastevere, wo ist die große Brauerei an der Engelsbrücke, die der Werber ihnen so verführerisch ausmalte? „Gewächs sieht aus wie Bier“, aber man kann dabei nicht „juchzen“, dabei nicht rauflustig sein. Und wo bleibt der Liebesgenuß? Ach, in Rom giebt's kein „Diandl“, mit dem man „fensterln“ könnte! Welche Klagen vernahm ich

Ansicht des Ghetto von der Tiberinsel aus.

hier und wie blickte ich in manche Seele, die daheim zwischen den Bergen urgläubig bajuvarisch-römisch geblieben wäre, der aber hier auch das letzte Vertrauen auf Rom und sein Wort abhanden gekommen war.

Unter den obwaltenden Umständen wird es begreiflich, daß keine Woche ohne Massendesertion vergeht. Man liest dann im „Giornale di Roma“, an der Grenze habe wieder einmal ein Reitergefecht mit Briganten stattgefunden; die Wahrheit ist aber die, daß die Deserteure sich der Pferde von grenzbewachenden Carabinieris bedienten, welche nachsetzten, aber blutig heimgeschickt wurden, während die Sieger davonliefen.

Zwei Garden hält der Papst: eine für seine Person bei festlichen Umzügen, Kirchenparaden und sonstigem Schaugepränge, die sogenannte Nobelgarde, welche von den Söhnen der vornehmen Häuser auf eigene Kosten gebildet wird, und die Cohorte des Vaticans, die bunte mittelalterliche Landsknechtswache, — die Schweizergarde. In den Räumen des Vaticans immer, bei großen Festen im Sanct Peter und sonst an den Thoren der Kirchen, wo der Papst persönlich erscheint, haben diese Hellebardiere den Dienst und leuchten in ihrer geflammten Tracht, roth und gelb, „wie Königskerzen und Feuerlilien“.

Sie sind nur Zierde und kosten Geld. Die Zeiten, wo die Schweizer im unwiderstehlichen Haufen — hérisson genannt — kämpften und allen Gegnern furchtbar waren, sind längst vorüber. Damals führten sie das Schreckenszeichen der Feinde, die berühmte Fahne, auf der mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Domitores principum. Amatores Justitiae. Defensores Sanctae Romanae Ecclesiae.

Stolze Worte, aber unzuverlässig wie die selbst, welche sie geschrieben hatten. Wir lassen sie jetzt ruhig den heiligen Stuhl bewachen; unsere Zeit ist kurz gemessen, sie drängt uns, von Rom zu scheiden. Und so laßt uns noch einmal „in the minds eye“, mit Hamlet zu reden, das Ganze überschauen und erwägen.

Des wirklich Neuen gab es eigentlich zu allen Zeiten nur wenig auf der Welt; in Gedanken und Werken ist Alles schon einmal dagewesen, wie Ben Akiba sagt, aber die wenigen Ideen, welche am Ende „harmonisch all das All durchklingen“ und ewig sind, gebären eine unendliche Fülle der Formen, die wechselnd herrschen und sich immer erneuern, eine die andere verdrängend. So ist in Wahrheit Alles eine fortwährende Umwandlung, ein Proceß des Gestaltens im rastlosen Kampf ums Dasein.

Keine andere Stadt der Welt zeigt diesen Begriff dermaßen verkörpert, als Rom; an keinem Orte der Erde haben Formen, welche die Menschheit beherrschten, in Wahrheit so ums Dasein gerungen, wie in Rom, Formen des Staats, der Kirche und des Rechts, Formen der Kunst und der Wissenschaft. Der Mond und die Sterne könnten erzählen, was sie Alles dort unten an der Tiber entstehen und zerfallen sahen.

Darum trägt auch die Stadt ein so mannichfaltiges Gepräge. Kein Stadttheil konnte im Wechsel der Jahrhunderte einen Stil sich erhalten, nur das vom zähen Stamm der Juden bewohnte Ghetto ausgenommen*). Die Zeit der schönen Bauten ist für Rom schon lange vorüber; nur die genialen Geister der Renaissance konnten es wagen, im Angesichte der alten Wunderwerke ebenbürtige Paläste und Kirchen aufzustellen. Die schaffenslustigen Päpste der neuern Zeit wandten daher ihre Thätigkeit auf die Ausschmückung der Stadt mit Gärten und Promenaden.

Und sie haben Großes geleistet. Die Behauptung, daß das heutige Rom in dieser Hinsicht das alte weit übertreffe, ist sicher nur eine gerechte. Die Campagna ist verödet, aber Rom blüht in einem üppigen Schmucke von Vegetation, welche die Gärten des Sallust und des Nero gewiß nicht zu bieten im Stande waren. Gerade in der Region, wo dieselben lagen, auf dem schmalen Nordrande der römischen Hügelkette, dehnt sich heute das weltbekannte Promenadenplateau des Monte Pincio.

Schlanke Palmen, die freilich manchmal des Schutzes gegen Wind und Wetter bedürfen, stehen am Eingange von Trinita dei Monti her und krönen die herrliche Terrasse über den reliefgezierten Marmortreppen, die von der Piazza del popolo heraufführen. An den gewaltigen Mauerabhängen gegen die Stadt hinunter wuchert eine fast tropische Vegetation von Agaven, Stechpalmen, Magnolien und Oleandern. Die Mandelbäume blühen dort schon in den letzten Tagen des Januar, und die goldene Winterfrucht der Orange fällt oft ins lachende Grün zwischen blühende Veilchen und Anemonen hinab. Die immergrünen Eichen bieten stets belaubte Gänge, aus deren schattigem Dunkel der Blick auf die lichtumsäumten Höhen des Janiculus hinüberschweift, wo die Kronen der Pinien in goldener Abendluft sich wiegen.

Zwischen dichten Lorbeerbüschen mit Myrten vermengt stehen die Büsten berühmter Römer in unendlicher Menge. Sie Alle lebten und wirkten in der Stadt, welche unser Auge von hier aus noch einmal überblickt. —

Als Karl der Große die dritte Weihnacht in Rom feierte, da war dieses noch das angestaunte Wunder der Welt, und ein byzantinischer Schriftsteller, der um diese Zeit die Thermen noch unversehrt erblickte, rief begeistert: „Rom ist ein Stück des Himmels auf der Erde!“

Was ist geblieben von all der blühenden Erdenherrlichkeit?

Nur Wehmuth liegt in dem Bericht vereinsamter Säulen, zerbröckelnder Gewölbe und des bildlichen Schmuckes beraubter Mauern. Auch die glänzende Sonne des Südens malt uns die verblichenen Farben nicht wieder auf die kahlen Wände, und die Formen vergangener Zeit sind am schönsten, wenn der Schleier des Mondes sie verhüllt.

Die Stadt, welche wir jetzt überschauen, trägt des Mittelalters Gepräge. Denn als die Barone anfingen, ihre Thürme auf Triumphbogen, Paläste und Brücken zu bauen, als der letzte Tribun sich am Tiberufer ein phantastisches Haus aus antiken Fragmenten zusammensetzte, da ward das alte Rom Gemeingut Aller, und mehr als die stürmenden Völker je gethan, haben dann die Römer Rom geplündert und verwüstet*).

Was im Wechsel der Formen hier noch entstehen mag auf dem Boden der heiligen Roma, wer vermöchte es nur zu ahnen?

Zerfall sehen wir und Vergänglichkeit. — Bei der Krönung pflegt dem Papste der Ceremonienmeister voranzugehen, in jeder Hand ein Schilfrohr, und an der Spitze des einen ist ein brennendes Wachslicht, an der des andern ein Büschel Werg. Dieses zündet er an und ruft beständig: Pater sancte, sic transit gloria mundi!

Bedarf es denn in Rom noch solcher Worte und eines so drastischen Symbols für die wehmüthige Empfindung, daß Alles auf Erden vergeht? In Rom, wo die Steine rufen: memento mori? Und doch, du schönes, ewiges Rom, ehe wir scheiden, laßt uns hinunterziehen zur Fontana Trevi, wo die Wasserbäche aus des Palastes Façade hervorbrechen. Die Sitte und Sage der deutschen Künstler erzählt, wer dort am Vorabend des Abschiedes trinke, der trinke ewiges Heimweh nach Rom und kehre wieder.

*) Unsere Abbildung zeigt eine an die Tiber grenzende Abtheilung dieses Stadttheils.

*) Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini.

Rückerinnerungen aus meinem Karawanenleben.

Von **Hermann Vambery.**

I.

So wie Ariosto seine mittelalterlichen Helden über die Erfindung des Schießpulvers klagen läßt, ebenso wünscht Köroglu, der fabelhafte Held der Türken, ein Schlangennest ins Gehirn desjenigen Mannes, der den schwarzen Teufelsstaub zur Vernichtung des Ritterwesens auf die Welt gebracht hat. Was Schießpulver für das Ritterthum war, das sind Eisenbahnen und europäische Straßen für das Karawanenwesen im Osten, und obwohl beide für Mutter Asia nur erst angezeigte Gäste sind, und es wahrscheinlich noch geraume Zeit kosten wird, bis das keuchende Kameel vom schnaubenden Dampfroß abgelöst wird, so wollen wir dennoch versuchen, diesen wunderlich romantischen Zug orientalischen Lebens in einer ausführlichen Beschreibung darzustellen.

Ich weiß es wohl, neu ist der Gegenstand nicht; doch haben wenige Europäer nebst den materiellen Strapazen des Karawanenlebens so vielseitig auch seine poetischen Schönheiten kennen gelernt, wie ich. Ja, die Sache hat mich so sehr interessirt, daß ich noch jetzt, wäre es dann nicht um meine persönliche Leidenschaft für Buch und Feder geschehen, eben so behaglich an der Seite einer Kameel- oder Maulthierkette einhergehen könnte, wie vom Lehrstuhle herab über Sprachen und Sitten des Ostens zu sprechen.

* * *

Das Wort Karawane ist eine Verdrehung des persischen Kerwan oder richtiger Kiarwan oder Kiarban und bedeutet so viel, als Geschäft schützend oder Geschäftsschutz, eine Benennung, die für den ursprünglichen Zweck und die Bedeutung der Karawane den besten Aufschluß giebt. In der That ist diese Auffassung auch heute noch die vorherrschende, denn je ruhiger ein Land ist, je ruhiger die politischen und socialen Zustände einer Gegend sind, desto weniger ist die Nothwendigkeit vorhanden, in großen Karawanen zu reisen, und will man das Nonplusultra der Sicherheit angeben, so sagt man: „Ein Kind kann einen Korb voll Ducaten auf dem Kopfe tragend diese Strecke durchziehen.“ Dem strengen Sinne des Wortes nach hat dies im Osten und wahrscheinlich auch im Westen gar nie existirt; aber Thatsache ist es doch, daß Karawanen in demselben Maße von ihrer Wichtigkeit einbüßen, als die Länder Asiens einer stabilen Ordnung entgegengehen. In der Türkei hat sich das eigentliche Karawanenwesen nur noch auf die Provinz Irak oder Arabistan und auf die Sürre beschränkt, d. h. jene jährliche Pilgerkarawane, die von Scutari am Bosporus aufbricht, sich in Damaskus concentrirt und von hier durch die Wüste nach Mekka zieht. In den übrigen Theilen des Reiches begegnet man trotz des hier und da auftauchenden Räuberwesens nur kleineren Reisegesellschaften, die mehr zur Vertreibung der Langeweile, als aus Furcht in Gesellschaft reisen.

Ganz anders verhält es sich schon in Persien, wo alle Welt in Karawanen reist, entweder aus Mode oder aus begründeter Furcht. Modekarawanen begegnet man auf der Tebris-Teheraner, auf der Teheran-Benderbuschirer Strecke und auf den Straßen nach Rescht und Sari; der östliche Theil Irans jedoch trägt noch seinen ganz mittelalterlichen Typus, denn von Schiras nach Kerman oder über Jezd Tebbes nach Meschhed wird die Furcht vor den kühnen, wilden und gut berittenen Beludschen den Reisenden eben so sehr zur Theilnahme an großen und starken Karawanen zwingen, wie es auf der Chorasaner Straße von Teheran nach Meschhed die Turkomanen thun.

Politische Unruhen und unmittelbare Nachbarschaft raubsüchtiger Nomaden sind es, welche die Reihe der Karawanen anschwellen; es ist daher selbstverständlich, daß Mittelasien, d. h. Turkestan, Afghanistan und Ostturkestan, jene Länder sind, in welchen sich das Karawanenwesen nicht um ein Haar von dem verändert hat, was es vor mehreren Jahrhunderten gewesen ist. In genannten Ländern können ohne Theilnahme an einer Karawane nur große Herren und Bettler reisen; erstere unter der Aegide der starken Escorte, die sie mit sich führen; letztere unter dem Schutze ihres Fetzenanzuges. Sonst aber pflegt sich Jeder um so sicherer zu fühlen, je größer die Reisegesellschaft ist, mit der er den Weg zurücklegt. Ganz gefahrlose Strecken giebt es, wie gesagt, in Mittelasien nur sehr wenige, und diese befinden sich zumeist in der Nachbarschaft des Centralpunktes der Gewalt. Doch hat sich von jeher zwischen den meist besuchten Straßen in Bezug auf die Reisegefahr ein Unterschied bemerklich gemacht, der sich in folgender Weise resumiren läßt. Als sichere Straßen bezeichnet man die von Bochara nach Chokand und Kaschgar, von Bochara nach Belch und von Bochara nach Orenburg, wo sich kleine Kameelgruppen mit zwei oder drei Treibern auf einen zwei Monate langen Weg wagen.

Minder sichere Straßen sind die von Bochara nach Herat über Karschi oder Kerki, dann die von Bochara nach Chiva, da erstere von den politischen Verhältnissen Bocharas zu Afghanistan, letztere von den Gesinnungen des Chanes von Chiva abhängt. Am meisten gefährlich sind und waren auch stets die Straßen, welche von Bochara oder Chiva mit Berührung der turkomanischen Steppen nach Persien ziehen. Die Karawane darf noch so groß oder noch so klein sein, sie kann diese Straße nur unter turkomanischem Schutze passiren, und auch dann ist sie noch nicht ganz sicher, da eine Familie die Schutzbefohlenen einer andern Familie angreifen wird, wenn sie am Schutzpfennige keinen Antheil hat.

Die Frage also, wo die größten Karawanen noch heute anzutreffen seien, kann nach dem Vorhergesagten leicht beantwortet werden; die größten Karawanen befinden sich nämlich in Mittelasien und zwar in kriegerischen Zeiten, wo sich dann das Maximum der Last- und Reitthiere auf 1000 bis 2000 beläuft. Derartige Karawanen pflegen aus Turkestan über Herat nach Persien oder nach Kabul und Kandahar zu ziehen. Ja ich habe von Taschkender Kaufleuten erzählen hören (und einen özbegischen Kaufmann aus Jengi Urgendsch kenne ich persönlich), die ähnliche Karawanen, wobei sämmtliche Thiere ihr Eigenthum sind, nach Orenburg oder Semipalatinsk führen. In normalen Zuständen zählt eine turkestanische Karawane, welche von erprobten Reisenden als zuverlässig betrachtet wird, nicht mehr als 200 bis 500 Thiere, während in Persien die letzte Zahl nur für die aus Yezd und Meschhed nach Tebris und Erzerum sich begebenden Kameelkarawanen anzunehmen ist.

Das Zustandekommen einer Karawane hat die meiste Aehnlichkeit mit der Entstehung einer Stadt. So wie letztere durch Vortheile und Privilegien an Größe zunimmt, so wird auch erstere um so mehr anwachsen, je ansehnlicher und mächtiger der Kaufmann ist, welcher den Herrn der Karawane bildet. Es ist auch ganz angemessen, letztere eine wandelnde Stadt, oder richtiger eine wandelnde Handelsstadt zu nennen, denn die Mehrzahl dieser Reisegesellschaften verfolgt commercielle Zwecke, und nur hier und da sind solche Karawanen anzutreffen, in denen die Majorität aus Vergnügungszüglern oder Pilgern besteht, was im islamitischen Osten im Grunde genommen auf Eins herauskommt. Von den letztgenannten findet man die meisten in Persien, wo jährlich ungefähr 500,000 Menschen jedweden Alters, Standes und Geschlechtes dieser Unterhaltung nachgehen.

Das Verhältniß zwischen Stadt und Karawane ist auch in Bezug auf verschiedene andere Punkte gerechtfertigt. So wie in den östlichen Städten die wohlhabenden Leute die Mitte, die ärmeren aber die Endtheile der Stadt bewohnen; so nehmen auch reiche Kaufleute und vornehme Reisende das Centrum der Karawane ein, während die Unbemittelten entweder an den Flanken, oder im Vor- und Nachtrabe sich befinden. Die Karawanen haben ihre Kleinhändler, ihre Handwerker, Imam und Bettler mit sich, selten fehlen Wunderdoctoren; ja in Persien reisen sogar Hetären mit, und oft schon nach einem höchstens zwei- bis dreitägigen Beisammenleben kennt die Reisegesellschaft einander so gut, wie in jedem Städtchen Asiens.

Was in letzteren der Ketchuda (Bürgermeister), das ist in der Karawane der Karwanbaschi und bei Pilgerkarawanen der Tschausch. Erstere besitzen eine ziemliche Gewalt, erhalten an manchen Orten, wie in Chiva und Chokand, das jus gladii über die Gesellschaft, deren Vorsteher sie sind; sie sind wandernde Regenten, die ihren Secretär, Imam, mit sich führen und sich in dieser Stellung derartig gefallen, daß sie es selbst nach Erwerbung großer Reichthümer vorziehen, jahrelang auf unwirthsamen Steppen einherzuziehen, als zu Hause in ihren besten Städten den Erwerb ihres Fleißes zu genießen.

Die Thiere, welche zu den Karawanenzügen verwendet werden, sind Kameele, Pferde und Maulesel, letztere jedoch nur in Persien und in der Türkei, da die Mittelasiaten es für eine gottlose That betrachten, die Aristokratie des Pferdes durch Racenkreuzung mit dem Esel zu entehren. Was Brauchbarkeit anbelangt, so ist zur Beförderung von Lasten das Kameel unstreitig am meisten geeignet, denn wenngleich es um die Hälfte langsamer geht als das Pferd und Maulthier, so erträgt es dagegen eine drei-, ja viermal so schwere Last als jene, braucht nicht gefüttert zu werden, ausgenommen im Winter, und bedarf keiner Striegelung. Gewöhnlich rechnet man auf eine Pferdelast in Persien und Mittelasien 200 bis 250 Pfund, außergewöhnlich starke Maulthiere in Persien ertragen auch 300 Pfund, während die Tragfähigkeit der Kameele folgende Classen aufweist.

Die allerschwächsten Kameele sind die turkomanischen in der Wüste beim nördlichen Persien, die Kameele von Yezd, Kirman und Schiras, welche höchstens 400 Pfund tragen können. Nach diesen kommen die doppelhöckerigen Kasak-Kameele, welche in einem gewissen Alter fünf Centner tragen können, während die in meinem Reisewerke erwähnte Ner-Gattung, die Kameele von Andichoi und Herat wie auch die der arabischen Wüste, sechs, ja bisweilen auch acht Centner Last aufnehmen können. Bei dieser außergewöhnlichen Last gelingt es dem Thiere nur mit großer Anstrengung, sich auf die Beine zu stellen. Hierin wird es jedoch auf beiden Seiten durch ein leichtes Emporheben der Bürde unterstützt; steht es einmal auf den Beinen, so bewegt es sich unter der enormen Fracht ununterbrochen fort, und dies vier bis fünf Stunden lang.

Viel Sorgfalt wird auf Erhaltung des Gleichgewichtes bei den betreffenden Ballen verwendet; denn während ein Thier, auf dem die Last im Gleichgewichte vertheilt ist, tage- ja wochenlang unversehrt einherschreiten kann, pflegt die mangelhaft vertheilte Ladung schon nach einigen Märschen arge Rückenwunden hervorzubringen und das vielleidende Thier allmälig unbrauchbar zu machen. Während die Last der Kameele eine längliche oder breite Form besitzt, müssen die Ballen der Pferde und Maulthiere immer eine compacte, runde oder viereckige Gestalt haben; letztere, weniger geduldig, entledigen sich häufig durch Seitensprünge ihrer Bürde, und durch das ewige neue Aufladen wird die Dienerschaft sehr in Anspruch genommen.

Sowohl Schnelligkeit als auch Tragfähigkeit der betreffenden Thiere hängt sehr mit der Beschaffenheit der Straßen und den klimatischen Verhältnissen zusammen. Hiernach richten sich auch die Preise, welche für die Ueberlassung der Thiere gefordert werden, und der Zeitraum, in welchem die eine oder andere Strecke zurückgelegt werden kann. Im Frühjahre, wo das Vieh mit grünem Futter genährt werden kann, ist die Fracht, welche in Persien durch Pferde und Maulesel, in Mittelasien durch Kameele befördert wird, etwas billiger, im Winter theurer. Doch ließe sich ein Normaltarif, bei dem die Preise sich in österreichischer Währung verstehen, in folgender Weise aufstellen:

Von			
Trebisond nach Teheran (in 40 Tagen)	35	bis 40	fl.
Teheran nach Mesched (in 45 Tagen)	30	„ 40	„
Teheran nach Sari (in 8 Tagen)	10	„ 15	„
Teheran nach Schiras (in 4 Wochen)	20	„ 25	„
Teheran nach Bagdad (in 6 Wochen)	40	„ 50	„
Teheran nach Schuster-Dizful (in 4 Wochen)		40	„
Schiras nach Mesched über Tebbes (in 5 bis 6 Wochen)	40	„ 50	„
Mesched nach Herat (in 14 Tagen)	15	„ 20	„
Mesched nach Bochara über Merv (in 14 Tagen)	40	„ 50	„
Mesched nach Astrabad (in 25 Tagen)	25	„ 30	„
Herat nach Bochara (in 45 Tagen)	50	„ 100	„
Bochara nach Chiva (in 8 bis 10 Tagen)		5	„
Chiva nach Astrabad (in 20 bis 25 Tagen)		10	„

Ein ähnlicher Tarif läßt sich auch für die asiatische Türkei annehmen, in welcher die Karawanenstraßen von Bagdad und Bajasid nach den Küsten des Meeres die belebtesten sind. In den übrigen Theilen des Reiches fehlt es an großen Karawanen, da die Türken, ungleich den Persern und Arabern, keinen Funken von Handelsgeist besitzen.

Sobald sich eine wandernde Handelsstadt gebildet hat, versetzt die Zeit des Aufbruches alle Welt in fieberhafte Spannung. Der Aufbruch ist es, welcher das Nervensystem eines Europäers am meisten in Anspruch nimmt. Dieses ewige Verzögern und Aufschieben wegen der mindesten Kleinigkeit macht den Europäer, dem auf Reisen das „Vorwärts“ am meisten gilt, halb krank aus Mißmuth, während der Orientale in geduldiger Hingebung tage- ja auch wochenlang darnieder liegt, ohne aus der Fassung zu kommen.

Jetzt ist es der Gouverneur der Stadt, dann wieder die Wortbrüchigkeit des einen oder andern Kaufmannes, ein andermal ist es wieder der Mangel an einem glücklichen Horoskop oder die noch nicht consolidirte Sicherheit der Straße, welche als Ursache des Zögerns angegeben wird. Endlich wird das glückselige Wort „Aufbruch“ zur Wirklichkeit. In verschiedenen Stadttheilen regt und bewegt es sich: Kleinere

Gruppen schließen sich an einander an; unter Händedrücken und Umarmungen, unter Lärm, Geschrei, Getöse, wildem Hin- und Herfliegen zieht man aus den engen Bazaren der Stadt. Man hat die Thore des Ortes hinter sich, man glaubt nun wirklich vorwärts zu kommen, als plötzlich nach einem halbstündigen Marsche Halt gemacht wird. In der Stadt geschah der erste Aufbruch, außerhalb derselben muß der zweite stattfinden. Und wirklich fällt es so manch gutem Orientalen erst bei diesem zweiten Aufbruch ein, daß er nach einer mehrwöchentlichen Vorbereitung zur Reise das eine oder andere Kleidungsstück, diesen oder jenen Reisevorrath daheim vergessen habe. Ein halber Tag wird hier zum Nachholen des Vergessenen vergönnt; dann erst beginnt der eigentliche definitive Marsch.

Wie eine große Karawane beim Marsche aussieht, das wird sich der Leser nur dann vergegenwärtigen können, wenn er phantasiereich genug ist, um die ganze Bevölkerung einer Stadt, mit Hab und Gut, sammt ihren Sitten und Gewohnheiten, persönlichen Zwecken und individuellen Charakteren zu einem gemeinschaftlichen Marsche vereint vor seinem geistigen Auge Revue passiren zu lassen. Die mit verschiedenen Waaren belastete Kette der dahinziehenden Maulthiere, Kameele oder Pferde giebt ihm das treue Bild eines wandernden Bazars. Nebenan, vor und nach reiten Kaufleute; sie schreien, feilschen und schwören im Sattel so, wie hinter dem Pulte ihres Ladens. Dort sieht man einen Beamten oder Gentleman, der, umgeben von seinen Dienern, die zu Pferde Thee kochen, Pfeifen bereiten, denselben Weichlichkeiten huldigt, denselben Launen nachgeht, nicht als ob er sich im Polstersattel seines Thieres, sondern auf den Kissen seines Divans befände. Dort wieder begegnet er einem in tiefem Ernst einherschreitenden Mollah: das Thier, welches die geistliche oder Gelehrtenwelt auf Reisen gebraucht, darf keine muthwilligen Sprünge machen; so wie sein Herr, muß auch der Esel, das Maulthier oder Pferd den Kopf tiefer zur Erde gebeugt tragen; ja man nennt sogar ein ruhiges Reitthier „Mollah's Gaul“. Und diese Würdenträger der Göttlichkeit und des Wissens im Osten nehmen sich auf ihren weichen, nicht mit Leder, sondern mit Tuch austapezierten Sätteln ganz so aus, wie vor dem Rathe in ihrer Stube, oder in der Moschee.

Alles in der Karawane hat eine seinem Stande zukommende Stellung; der Karawanbaschi wird zur Geltendmachung seiner Autorität nur selten gezwungen, obwohl er sich auf seine gewissermaßen königliche Würde nicht wenig zu gute thut. Um ihn herum ist während des Marsches immer eine Schaar von Hoffüchtigen versammelt, und es ist auch ihm zur Pflicht gemacht, jene Reisemitglieder zu unterhalten. Diese Karawanennarren, wenn ich mich so ausdrücken darf, die in Mittelasien bei einer größern Reisegesellschaft nur selten fehlen, verrathen durch ihren Anzug oder durch die Beschaffenheit ihres Reitthieres das Jocose ihres Innern. Während der Reise genießen nur Einige den Vortheil ihres Metiers. Während des Lagerns geben sie nicht selten öffentliche Vorstellungen, singen Lieder oder erzählen Geschichten zum Besten der Gesellschaft; es geschieht Alles, um die Eintönigkeiten und die Langeweile des Marsches zu vermindern, und da der Orientale zu Hause nicht viel mehr Bequemlichkeit hat als unterwegs, so ist seine Vorliebe zum Reisen, diese Quelle der Zerstreuung und Abwechslung, auch sehr leicht begreiflich.

Das urgeschichtliche schleswig-holsteinische Land.

Von **J. Mestorf.**

III.

Betrachten wir nach den Meeren, welche die Halbinsel umschlungen halten, das System der Flüsse und Binnenseen, so kommen wir zu dem Resultate, daß Schleswig-Holstein einst aus einer Gruppe großer und kleiner Inseln bestand, die im Laufe der Zeit durch Versanden der Wasserläufe und durch Hebung des Bodens unter einander verbunden sind.

Die Königsau, der Grenzfluß zwischen Schleswig und Jütland, scheint einst viel größer gewesen zu sein und beide Länder der ganzen Breite nach getrennt zu haben, was auf alten Karten noch sehr wohl erkennbar ist.

Von einer ganz andern Physiognomie als heut zu Tage war auch der in der schleswig-holsteinischen Geschichte eine so große Rolle spielende Eiderfluß, der bei den Kelten Dina geheißen zu haben scheint, was so viel wie Grenzfluß bedeutet. Bei den Angelsachsen hieß das Gewässer Fifelsdor, bei den Skandinaven: Aegisdör (= Egidora, Egdora, Eydora, Eider), das ist die „Thür des Meeres“, eine Bezeichnung, die uns, auf den heutigen Eiderfluß angewandt, ebenso unpassend scheinen muß, wie die älteste Anlage des Dannewerkes, das dem Feinde den Zutritt von Süden ins Land verwehren sollte. „Zwei Meerbusen, an jeder Seite des Landes einer, gehen ins Land hinein,“ berichtet die Olaf-Trygvasons-Sage, „zwischen diesen haben die Dänen eine hohe und starke Burg von Steinen, Rasen und Holz errichtet und draußen davor einen tiefen Graben gegraben.“ — Das war das alte Danewerk, und die beiden Meerbusen: die Schlei und die Eider. Denn gleich einem Meerbusen schnitt die Eider von Westen ins Land hinein bis an die Marken der Dörfer Groß- und Klein-Reide (Rhede); die heutige Landschaft Stapelholm lag als Insel (= holm) in diesem Gewässer. Die Landschaft Eiderstedt war damals noch nicht eingedeicht, die Husumer Marsch noch gar nicht vorhanden. Die wirkliche Existenz des Eidermeerbusens ist übrigens durch geologische Untersuchungen außer Zweifel gestellt, indem der Boden von der Husumer Marsch bis nach Schleswig theils moorig ist, theils sandig mit Resten von Schalthieren, die noch jetzt in der Westsee leben. — Dieser Eidermeerbusen bildete die alte Grenze zwischen Dänemark und Holstein, nicht der jetzt mit demselben Namen benannte Wasserlauf, der, im östlichen Holstein entspringend, durch eine Reihe von Binnenseen fließend, schließlich in den Meerbusen mündete, und denselben mit dem Wassersysteme des östlichen Holsteins in Verbindung setzte. Als der Eidermeerbusen verschlickte und versandete, ward der Lauf des Eiderstromes noch mehrmals verändert. Erst im Jahre 1338 brach er sich zwischen Dithmarschen und Eiderstedt ein neues Strombett, woraus erhellt, daß die frühere Nordereider, eine Fortsetzung des alten Elbstromes, welche Eiderstedt vom Festlande getrennt hielt, mit dem Eider-

flusse nichts gemein hat. Beide, der Eidermeerbusen und die sogenannte Nordereider, vereinigten sich mit der von Süden kommenden Elbe und flossen als Hewerstrom gen Norden.

Die Elbe, welche jetzt als Niederelbe die Südgrenze Holsteins beschreibt, hat noch in historischer Zeit ihr Bett mehrmals verändert; von Maack erklärt auch diesen Namen aus der keltischen Sprache als „großes Gewässer", Al-bais. Dem schon früher erwähnten Naturgesetze gemäß, daß die Mündung der Flüsse sich nach der Richtung wendet, aus welcher die Fluth sie berührt, mußte auch der Lauf der Elbe sich nach dem Durchbruche des englischen Canals mehr westlich wenden, und daß dies in der That geschehen, beweisen die Spuren ihres alten Strombettes. Von Geesthacht bis nach Hoyer hinauf läßt sich die Elbdünenkette, welche den frühern Lauf des Flusses bezeichnet, verfolgen, der außerdem durch eine Kette von Landseen erkennbar ist, die jetzt zwar zum Theil versandet oder künstlich trocken gelegt, auf älteren Karten indessen noch vorhanden sind. Elmshorn (Elbshorn) bezeichnet eine Krümmung (hörn) des Flusses, der an Itzehoe vorüber, durch Dithmarschen und mit dem Eidermeerbusen und der Nordereider vereinigt, als Hewer nordwärts floß. Von Maack verlegt die Mündung des Flusses nach Hoyer hinauf, welcher Ort auf Danckwerth's Karte von Nordfriesland noch Höwers (Mündung) heißt, und erkennt diese alte Elbmündung in der Lister Tiefe, nördlich von Sylt. Weil indessen die Elbdünenkette bis nach dem Nissumfjord hinaufstreicht, so glaubt er die älteste Elbmündung bis dort hinauf verlegen zu dürfen, was allerdings in überraschender Weise mit den Angaben des Ptolemäus übereinstimmen würde, welcher die Elbe bei 56° 15′ n. B. ins Meer fallen läßt. Die zahlreichen Arme, in welche sich der Hauptstrom theilte, und von welchen noch einige in den Wattenströmen erhalten sind, bildeten die Elbmarschinseln, zu welchen auch Everschop, Utholm und Eiderstedt (die heutige Landschaft Eiderstedt) gehörten. Ein buntes Gemenge von Eilanden, die heute von dem Strom geschaffen, bald wieder durch ihn zerstört wurden, wodurch selbst in später Zeit noch manche Ortschaften zum Umbau gezwungen worden sind.

Wir dürfen die Elbe nicht verlassen, ohne zu erwähnen, daß Dr. v. Maack in diesem Flusse den mythischen Eridanus gefunden zu haben meint. Zu demselben Schlusse war zur selben Zeit, obwohl auf andrem Wege, auch Professor Ch. Petersen in Hamburg gekommen. Es ging bei den Griechen eine Sage von einem bernsteinführenden Flusse, Eridanus genannt, der nordwestlich von den Rhipäischen Bergen entsprang und gen Norden in den Ocean mündete, der dort nicht schiffbar (d. h. schwer schiffbar) war, und in welchem Ebbe und Fluth wechselten. Zahlreich und vergeblich sind die Versuche gewesen, unter den Flüssen Europas den Eridanus nachzuweisen. Dieser fand ihn in dem Po, jener verlegte ihn nach Spanien; bald war es die kleine Rauna bei Danzig, bald die Eider, und endlich erklärte man den Fluß für ein mythisches Gewässer, das in der Wirklichkeit nie existirt habe. Die Angaben bezüglich des Ursprunges und der Mündung des Eridanus sind sehr wohl auf die Elbe anwendbar. Ziehen wir daneben in Betracht, daß in der Elbe, wie wir später darthun werden, eine den Griechen bekannte Insel lag, an deren Ufer Bernstein angespült ward und die als Stapelplatz für den Bernstein ein wichtiger Handelsort im Alterthum gewesen sein dürfte, so finden wir, daß die Elbe wohl ein bernsteinführender Fluß genannt werden konnte. Auch der Name Eridanus, „der östliche Fluß", wie von Maack ihn aus keltischen Wurzeln erklärt, paßt insofern auf die Elbe, als diese von den in die Nordsee mündenden Flüssen der östlichste ist. Ob der mit dem Eridanus in Verbindung stehende bekannte Mythus griechischen Ursprunges, ob ein verdunkelter germanischer Mythus darin zu suchen sei, lassen wir einstweilen dahingestellt*).

Plinius nennt unter den Glessarien oder Bernsteininseln mehrere mit Namen, die noch heute existirende Inseln erkennen lassen. Schwieriger war es, die Insel Basilia zu bestimmen, welche von verschiedenen Autoren als wichtiger Handelsplatz für den Bernstein genannt wird. Dieselbe endlich gefunden zu haben, ist das Verdienst Redslob's, dem sich von Maack, Nilsson und andere Gelehrte anschließen. Basilia, so heißt es, liegt vor dem Scythien, welches Raunonia heißt. In diesem letzten Worte steckt die Wurzel Rav, d. i. Bernstein; demnach ist Raunonia ein Bernsteinland, das, wie von Redslob erwiesen, in der Nordsee zu suchen ist und kein anderes als die kimbrische Halbinsel sein kann. Die Insel liegt eine Tagereise von der Festlandküste entfernt, dieser gegenüber und vor dem Scythien, welches sich „über" (d. h. nördlich von) Galatien (bei den Griechen Gallien, Germanien) erstreckt. Der Bernstein wird dort nicht allein im Frühjahr von den Wogen ans Land geworfen, er wird auch auf der Insel zusammengebracht und von dort nach dem Festlande (Galatien) zum Weitertransport hinübergeschafft. Erinnern wir jetzt, daß die Mündung der Elbe dazumal weiter nördlich lag, daß der in viele Arme getheilte Fluß zahlreiche Inseln umfaßte, so muß Basilia in der Elbe gesucht werden, und ist sie nicht vom Meere verschlungen, so muß, selbst wenn die Insel landfest geworden, doch der Name noch existiren. Redslob findet nun diese Insel Basilia in dem heutigen dithmarsischen Dorfe Wesselburen, von Maack in dem Dorfe Wesseln. Bis zur Erbauung des Marktfleckens Heide ward in Wesseln ein großer Wochenmarkt gehalten; es war also noch in historischer Zeit ein wichtiger Handelsort, wie auch der Name Wesseln, d. i. Tauschen, Wechseln, anzudeuten scheint. Wessel- oder Weßlingburen ist als Tochterdorf von Wesseln zu betrachten, dessen Einwohner sich, im Gegensatz zu den Handelsleuten in dem Stammorte, hauptsächlich dem Landbau widmeten — Bauern wurden. Die Umwandlung des Ortsnamens Wesseln oder Wesseley = Handelsinsel in Basilia ist sprachlich durchaus gerechtfertigt.

Ohne uns bei allen Inseln und Inselgruppen aufzuhalten und ihre einstmalige wirkliche oder angedichtete Berühmtheit hervorzuheben, müssen wir doch noch eines Eilandes gedenken, welches in vorchristlicher Zeit nicht minder berühmt war als der Hauptort des vorhistorischen Bernsteinhandels.

Im äußersten Nordosten von Holstein liegt das kleine Oldenburger Land, welches ehemals, durch einen breiten Wasserstrom von Holstein getrennt, eine Insel bildete, die vermittelst eines schmalen Landstriches mit dem heutigen Fehmarn zusammenhing. In dieser Insel Oldenburg-Fehmarn hat von Maack einen hochclassischen Boden entdeckt: die von Tacitus beschriebene geweihte Cultusstätte der germanischen Nerthus. Von den sieben suevischen Völkern, die, nach dem römischen Autor, die Große Mutter verehrten, müssen nach Maack's Untersuchung sechs an der Ostsee und zwar westlich von den Rugiern gewohnt haben, das siebente: die Aviones oder das Inselvolk par excellence auf der heiligen Insel selbst. Dort wohnte auch der Priester (Siggo?) an dem Orte, der Sigghem (Siggen) hieß, und der jetzt trocken gelegte See gleichen Namens war der heilige See, in welchem die Göttin, wenn sie, des Umganges mit den Menschen überdrüssig, heimkehrte, gewaschen wurde und in dem man die Zeugen dieses mysteriösen Actes ertränkte. Da die Nerthus auf einer Insel wohnte, mußte sie, wenn sie ihre Rundreise antrat, zu Schiffe sich ans Land begeben. Sie

*) Herr v. Maack sollte in Bezug auf keltische Ableitungen sehr vorsichtig sein. Er wandelt da auf einem glatten Boden. Red.

schiffte sich ein an dem Orte, der noch jetzt der heilige Hafen heißt, „tho der hilligen Havene", nunmehr die Stadt Heiligenhafen. Man hat hiergegen eingewandt, daß im ganzen Lande Oldenburg kein Wald aufzuweisen sei, in dem sich der heilige Hain erkennen lasse, und daß man bei Trockenlegung des Sees weder menschliche Gebeine noch irgend welche Gegenstände, die auf die Heiligkeit des Ortes schließen ließen, gefunden habe. Das ehemalige Vorhandensein dichter Waldungen ist durch die im Fahrwasser von Heiligenhafen gefundenen Eichen und Nüsse verbürgt, und in Betreff des zweiten Punktes bemerkt der Verfasser ganz richtig, daß der Seeboden von keinem Sachverständigen untersucht worden, und daß es überhaupt kaum denkbar sei, daß man die todten Körper der Sklaven in dem heiligen See gelassen habe, die wahrscheinlicherweise wieder herausgefischt und anderwärts bestattet worden seien.

Auf die Gründe, durch welche Dr. von Maack seine Conjectur zu stützen sucht, können wir hier nicht näher eingehen. Von allen früheren scheint diese uns jedoch die annehmbarste, die jedenfalls alle von Rügen und Seeland auf dieselbe Ehre erhobenen Ansprüche gänzlich niederschägt.

Es ist sicherlich kein bloßer Zufall, daß die schon im Alterthum berühmten und wichtigen Eilande am äußersten Rande des Landes liegen; denn das Innere war noch zu Adam's von Bremen Zeit voll Sümpfe und mit Steingeschieben und Haidekraut bedeckt. In den düsteren, unheimlichen Wäldern sperrten die vom Sturme gefällten Bäume den Weg. Die frischen Seewinde konnten das Dickicht nicht durchdringen, die von den Sümpfen aufsteigenden Nebel nicht zerstreuen, aber die Wogen des Meeres wurden oft vom Orkan weit ins Land getrieben. Vergebens suchte der fremde Wanderer einen Pfad, nur der Eingeborene wußte Weg und Steg zu finden. Bewohnt waren eigentlich nur die Küsten und die Ufer der großen Flüsse; im Innern des Landes fand man hier und dort einzelne armselige Hütten, deren Bewohner durch Jagd und Fischfang ein elendes Dasein fristeten, — ein düsteres, unerquickliches Bild von dem jetzigen fruchtbaren idyllischen Schleswig-Holstein! — Als die Waldungen gelichtet wurden, die Inseln ein Festland bildeten, änderte sich die Natur des Landes, mehrte sich die Bevölkerung. Mit den Föhren waren das Auerhuhn und andere nordische Vögel verschwunden; Renthier und Elenn, Ur und Wisent, Wolf, Bär und Luchs verschwanden nach einander; Biber gab es noch vor einigen Jahrhunderten im Lande. Wie groß indessen die Waldungen selbst im Mittelalter noch waren, beweisen die Berichte der alten Chroniken, laut welchen allein in Holstein jährlich 30,000 Schweine in den Eicheln und Buchnüssen reichliche Sättigung fanden.

Wir haben das hier beschriebene Land bisher als die „kimbrische Halbinsel" bezeichnet. In der Geschichte kommt es unter sehr verschiedenen Namen vor, von welchen wir einige anführen wollen. Trennte die Königsau einst als ein breites Gewässer Jütland von Schleswig, so wäre die römische Benennung Chersonesus Cimbrica streng genommen nur auf Schleswig-Holstein anwendbar. Der Name Baltia, welcher früher von Maack auf Jütland bezogen wurde, bezeichnet, wie von Wiberg und anderen Forschern erwiesen, das heutige Samland, dessen Bewohner noch vor nicht gar langer Zeit ihr Land Baltia, sich selbst Baltikkei nannten. Es ist ein lettisches Wort, dem die Wurzel baltas = weiß zu Grunde liegt. Dadurch wird auch erklärt, wie die einst mit dem Weißen Meere zusammenhängende Ostsee zu dem Namen Mare Balticum gekommen ist. Für Jütland beansprucht von Maack dahingegen den Namen Scandia, d. i. das gekrümmte Land, welches er von Scandin und Scandinavia, „die gekrümmte Insel", streng unterscheidet, worunter das ehemals eine Insel bildende, jetzt mit Schweden zusammenhängende Land Schonen zu verstehen ist. In die Geschichte tritt das Land zuerst ein als Nordalbingia und Saxonia transalbina, womit übrigens das am rechten Ufer der Niederelbe von den Sachsen bewohnte Land ohne Grenzbestimmung nach Norden und Osten gemeint ist. Holsatia findet man zuerst bei den Chronisten im Jahre 804 und ist als das Land der Holtsaten = Holzbewohner gedeutet worden. Die Angelsachsen, Langobarden und Deutschen nannten das jetzige Holstein Myrgingaland, Mauringia, Môrungôland, d. i. Moor- oder Sumpfland. — Schleswig heißt bei Paulus Diaconus Scoringa, in der Frankenzeit Sinlendi, das wüste, öde Land. Der Name Schleswig ist erst von der gleichnamigen Stadt Sle oppidum (Saxo Gram.) auf das Land übertragen. Adam von Bremen begreift unter Jutlandia auch Schleswig mit, welches später auch als Suderjutia, Cimbria Slesvicensis u. s. w. vorkommt.

Mit dieser kurzen Namensschau schließen wir unsere geographische Skizze des schleswig-holsteinischen Landes, und behalten uns vor, ein andermal über die Bewohner desselben zu berichten, die zum Theil Zeuge jener gewaltigen Naturrevolutionen waren, und bereits viele heiße Kämpfe bestanden hatten, als sie zuerst in die Geschichte eintraten.

Adolph v. Wrede's Reise in Hadhramaut.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

Die Bedeutung von Wrede's Forschungen für die geographische und ethnographische Wissenschaft. — Schicksal seines Manuscripts. — Dessen Inhalt. — Das südöstliche Arabien bisher fast unbekannt. — Der Islam und die Ketzer. — Sprachverschiedenheit. — Die Völkerschaften in Hadhramaut. — Ihr religiöser Fanatismus. — Die Unzugänglichkeit des Landes der Gottesgelehrsamkeit. — Von Wrede reist als mohammedanischer Aegypter. — Das Grab des Propheten Hud. — Abfahrt von Aden. — In Makalla. — Vertrag mit einem Dachail. — Charakter und Gebräuche der südost-arabischen Beduinen.

Der unbekannte Reisende, — diese Bezeichnung können wir einem Manne beilegen, dessen wichtige Entdeckungsreisen bis jetzt ausschließlich den Geographen und auch diesen nur in höchst dürftiger und unbefriedigender Form bekannt geworden sind. Dieser Mann ist Adolph von Wrede, ein geborener Westphale, vor einigen Jahren, wie wir hören, in Texas verstorben. Er hatte einen großen Theil seines Lebens dem Oriente gewidmet und seinen dortigen Aufenthalt durch

eine der interessantesten Entdeckungsreisen gekrönt, die je gemacht worden sind. Nur durch Wrede's im Jahre 1843 ausgeführte Reise kennen wir einen Theil jenes großen, immer noch so wenig erforschten Landes, Arabien, an das heutzutage (mit wenigen Ausnahmen wie Palgrave, Pelly ꝛc.) Niemand zu denken scheint. Ja die meisten Gebildeten, welche nicht specielle Geographen sind, wissen kaum, daß Arabien für uns noch ein verschleiertes Bild von Sais, daß es uns zum Theil eben so unbekannt ist, wie das Innere von Afrika. Der Afrikareisenden hat es in den letzten dreißig Jahren über zwei Dutzend gegeben. Der Erforscher von Arabien dagegen können wir nur drei nennen, die wirklich über bisher Unentdecktes Licht geworfen haben, nämlich Arnaud, den Entdecker von Mârib, Palgrave, den Erforscher des Wahabitenlandes, und Wrede.

Seltsam, daß über dessen Reise so wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Das Einzige, was bis jetzt darüber bekannt wurde, ist ein kurzer Bericht in der Zeitschrift der Londoner geographischen Gesellschaft. Diesen hat Karl Ritter im zwölften Bande seiner allgemeinen Erdkunde benutzt und dadurch diesem trefflichen Werke einige seiner werthvollsten Seiten gegeben. Ritter spricht sein aufrichtiges Bedauern aus, Wrede's vollständigen Bericht nicht vor sich zu haben, verweist aber seine Leser tröstend auf das baldige Erscheinen der ganzen Wrede'schen Reise. Seitdem dies ausgesprochen wurde, sind volle 24 Jahre verstrichen, und noch immer liegt Wrede's Manuscript ungedruckt da! Auch der berühmte französische Arabist, Consul Fresnel, machte schon im Jahre 1845 die Leser des „Journal Asiatique" auf Wrede's Entdeckungen aufmerksam, und schloß sein Lob des unbekannten Reisenden mit den Worten: „Wrede's Reisewerk wird in der Erdkunde Arabiens Epoche machen."

Wrede fand in Deutschland Niemand, der den Verlag seines Werkes übernehmen wollte. Endlich dachte er daran, in England einen Versuch zu machen. Dort sollte jedoch seinem Werke der größte Verlust bevorstehen, ein Verlust, den wir tief beklagen müssen und den wir als unersetzlich bezeichnen können. Wrede hatte seinem Manuscript eine mühsam entworfene, vollständige Karte des von ihm entdeckten Theiles von Arabien, sowie eine Anzahl Handzeichnungen nebst colorirten Costümbildern beigegeben, — und alle diese Zugaben verschwanden spurlos unter den Händen des Uebersetzers, welcher, noch ehe er in seiner Arbeit einigermaßen vorgeschritten war, starb, und in dessen Nachlaß sich nichts vorfand, als das einfache Manuscript. Dieses ist freilich an und für sich schon wichtig genug, um der Veröffentlichung, auch ohne jene Zugaben, im höchsten Grade würdig zu sein. Aber Wrede scheint nicht mehr an eine solche gedacht zu haben. Er verließ, ich glaube um 1855, sein Vaterland für immer, und seitdem war sein Name der völligen Vergessenheit anheimgegeben.

Sein Manuscript blieb jedoch in Deutschland zurück. Dasselbe befindet sich jetzt in Händen des Herrn Consuls Karl Andree in Dresden, und dessen Güte verdanke ich einen Einblick in eines der interessantesten Werke, welches, wie Fresnel richtig sagt, in der geographischen Wissenschaft Epoche machen muß und Epoche machen wird, auch ohne die allmächtige Reclame, denn das wahrhaft Gediegene muß sich über lang oder kurz immer seinen Weg bahnen.

Als ich dieses Manuscript in die Hand nahm, war ich weit entfernt davon zu ahnen, wie viel ungehobene Schätze es in sich berge. Je mehr ich mich jedoch in dessen Lectüre vertiefte, um so unwiderstehlicher ward ich davon ergriffen. Ich fand in ihm die Offenbarung einer neuen Welt, eines ganz unbekannten Volkes, die Enthüllung von Zuständen und Sittenbildern, von denen selbst die besten Kenner Arabiens keine Ahnung besitzen, und trotz des vielen Neuen und Ueberraschenden, das mir hier geboten wurde, heimelte es mich doch aus diesen Berichten seltsam an. Denn wenn mir auch Vieles neu erschien, so war doch der Grund und Boden ein meinen eigenen Reisezielen verwandter; die geschilderten Volksstämme waren mir, wenn auch nicht in ihren Heimathssitzen und in compacten Gruppen, so doch in der Fremde, namentlich bei dem großen Pilgerfeste von Mekka, und in vereinzelten Repräsentanten der verschiedenen Stammesgruppen Südarabiens, die sich in die Hafenorte des Rothen Meeres verloren, näher getreten, als vielleicht den meisten Europäern. Freilich hatten diese Berührungen nicht vermocht, das Dunkel völlig zu erhellen, in welches sich die südarabischen Stämme noch für mich hüllten. Erst dem Wrede'schen Werke blieb dies vorbehalten.

Mit diesem ethnographischen Theil der Wrede'schen Reise soll sich hauptsächlich der vorliegende Aufsatz beschäftigen. Der eigentlich geographische wäre interesselos ohne die Beigabe einer Karte. Eine solche habe ich zwar nach Wrede's sehr genauen Angaben der Entfernungen und Himmelsrichtungen entworfen, aber zur Veröffentlichung scheint sie mir noch nicht reif. Um das Topographische, welches natürlich von dem Ethnographischen nie absolut getrennt werden kann, insoweit es zum Verständniß des Nachfolgenden nothwendig, richtig zu erfassen, dazu wird, denke ich, Kiepert's treffliche Karte Arabiens genügen, dessen südlicher Theil nach einer Originalkarte von Wrede's eigener Hand gezeichnet wurde, obgleich freilich der Umfang der Karte nur gestattete, die wichtigsten Entdeckungen dieses Reisenden, nicht aber ein vollständiges Bild des von ihm errungenen geographischen Materials aufzunehmen. Aber in ihren Hauptumrissen läßt sich Wrede's Reise auf der besagten Karte recht gut verfolgen.

Der am wenigsten bekannte Theil von Arabien war von jeher der südöstliche, dessen Küste an den indischen Ocean grenzt. Von diesem Theile, der sich von der Meerenge Bab el Mandeb bis zum Ras el Hadd, d. h. vom 12. bis zum 22. Grade nördlicher Breite und vom 61. bis zum 77. Grade östlicher Länge von Ferro hinzieht, waren uns vor Wrede eigentlich nur die beiden Grenzländer, Yemen im Südwest und Omân im Nordost, einigermaßen bekannt, und zwar ersteres hauptsächlich durch Niebuhr und Seetzen, letzteres durch Wellsted, dem wir heute noch Palgrave anreihen können. Aber der an den Ocean grenzende Theil dieser beiden mehr oder weniger erforschten Länder war ein so verschwindend kleiner, daß eigentlich die Masse des dazwischenliegenden Unbekannten nicht wesentlich vermindert wurde.

Seltsam ist es, daß auch die sonst so ausführlichen arabischen Geographen uns über diesen Theil ihrer heimathlichen Halbinsel nur die allerdürftigsten Aufschlüsse geben. Der sonst so wohlunterrichtete Abulfeda berichtet von Südarabien, das er nie bereist hatte, nur vom Hörensagen einige Namen von Küstenstädten. Edrisi kennt auch nur die Küste, deren Orte in so verfälschter Namensform in den verschiedenen Codices seiner Manuscripte vorkommen, daß dadurch oft die größte Confusion entsteht. Sogar der Kamus, jenes vollständigste aller Lexica, welches außer dem ganzen Sprachschatz arabischer Wortwurzeln und ihrer Derivata uns auch der Eigennamen, die geographischen mit einbegriffen, nicht wenige giebt, das uns oft die elendesten Dörfer Nordarabiens und die obscursten Schlösser in Yemen nennt, enthält über diesen südöstlichen Theil der großen Halbinsel nur die allerspärlichsten Angaben. Selbst derjenige Theil der Völkerkunde, welcher sich bei den arabischen Autoren der ausschließlichen Vorliebe erfreut, die Genealogie der Völker, Stammesgrup-

pen und der einzelnen Stämme, findet sich in Bezug auf Südostarabien auffallend vernachlässigt. Von all den Stammeshäuptern, von denen nach Wrede's Angaben die Völker des Hadhramaut abzustammen sich rühmen, konnte ich in den arabischen genealogischen Tabellen nur hier und da einen vereinzelten Namen und auch diesen nur in zweifelhafter Form erkennen.

Der Grund dieser Unbekanntheit Südostarabiens bei den übrigen Arabern ist nicht schwer zu erklären. Das nationale und religiöse Leben dieses Volkes fand seinen Schwerpunkt in einem Volkscentrum, das durch endlose Wüsten von der oceanischen Küste getrennt war, und der gleich nach der Gründung des Islam so mächtig hervorbrechende Trieb der Auswanderung suchte seine Bethätigung in einem diametral entgegengesetzten Ziele. Die erobernden Heere der Glaubenskämpfer zogen nach Nordwest, Nordost, Nord; nach Süden kam Niemand; — wozu auch? Die Völker machten keine großen Umstände, sich äußerlich zum Islam zu bekennen, und zu holen war bei ihnen nicht viel. Viele Bewohner dieser Landstriche wanderten sogar selbst aus. Das Land blieb übrigens dem Islam errungen, der jedoch weit entfernt war, bei allen seinen Völkern gleiche Gestalt anzunehmen. Die Völker Omâns und der angrenzenden Gebiete sonderten sich bald als Charidschiya oder Chuaridsch (Ketzer) von dem compacten Glaubenskörper der Orthodoxen ab. Sie blieben auch in der Sprache der großen Mehrheit des arabischen Volkes entfremdet. Während der nordarabische Dialekt, die geheiligte Sprache des Koran, weit sein ursprüngliches Gebiet überströmte, und in Yemen, Yafa und Hadhramaut durchaus die nationale Sprache verdrängte, behauptete in Omân eine Mundart des alten südarabischen Idioms ihre Herrschaft. Noch urwüchsiger erhielt sich dieses Idiom in Mahra, jenem Lande, welches ungefähr in der Mitte des oceanischen Küstenlandes von Arabien liegt. Die dort gesprochene Mundart, das Ehkili, hat sogar Fresnel für einen Dialekt des alten Himyaritischen erklärt, eine von den Gelehrten freilich vielbestrittene Ansicht, auf die jedoch hier näher einzugehen nicht unserm Gegenstand gemäß sein würde. Denn Wrede's Reisegebiet beginnt erst westlich von Mahra; selbst von Schihr, das von Vielen (namentlich von arabischen Geographen) noch zu Mahra gerechnet wird, das aber in Wirklichkeit die Grenzprovinz zwischen diesem Lande und Hadhramaut bildet, hat Wrede nur einzelne Landstriche von fern, von den Gipfeln der hohen hadhramautischen Küstenterrasse erblickt.

Die Völker Hadhramauts sind durchweg verschieden von denen in Mahra und in Omân. Sie reden nicht südarabisch, sondern eine Mundart des nordarabischen Sprachzweiges. Sie sind nicht Charidschiya oder Chuaridsch (Ketzer), wie ihre östlichen Nachbaren, die Omaniten. Im Gegentheil, die in Dörfern und Städten ansässige Bevölkerung bekennt sich zu der schroffsten Auffassung des orthodoxen sunnitischen Glaubensbekenntnisses. Die Beduinen sind zwar auch hier wie überall lax im Glauben, beten nie, nehmen nicht die Ablutionen vor, hegen aber doch eine Art von abergläubischer Ehrfurcht vor den Morâbits (Santons), den Heiligengräbern, und selbst vor der fanatisch-religiösen Geistlichkeit der ansässigen Bevölkerung. Letztere kann deshalb auch überall ungestört ihren schroffen Fanatismus zur Geltung bringen. Dieser Fanatismus umgiebt ihr Land mit einer chinesischen Mauer, die für den Andersgläubigen keine Thore hat. Nie ist ein offen als Christ auftretender Europäer in dieses Land eingedrungen, und nie werden die fanatischen Glaubenswächter dergleichen gestatten.

Hadhramaut gilt für eben so unnahbar als Mekka, ja es ist in der That für den Europäer noch viel unnahbarer, denn unter dem bunten Völkergemisch des Islam, welches sich jährlich nach Mekka zuwendet, kann eher ein Europäer sich verstecken. Mehrere haben es gethan, und ich selbst fand keine allzu großen Schwierigkeiten, dies auszuführen. In Hadhramaut dagegen ist die Ankunft eines Fremden ein fast beispielloses Ereigniß, dessen Nachricht sich von einem Ende des Landes zum andern wie ein Lauffeuer schnell verbreitet, alle Köpfe beschäftigt und oft auf die abenteuerlichste, ja verrückteste Art gedeutet wird.

Ist nun dieser Fremde gar ein Christ, oder wird er beargwohnt, ein solcher zu sein, so sind die Gefahren, denen er sich aussetzt, unsäglich. Die fanatischen Glaubenswächter, welche ihr Land speciell Beled ed Dyn (Land des Glaubens) oder Beled el Ilm (Land der Gottesgelehrtheit) nennen, erblicken in der Gegenwart des Andersgläubigen die größte Profanation für ihren geheiligten Boden. Nicht nur das; sie bilden sich ein, daß er ihren Schulen, Moscheen, ihren Gottesgelehrten irgend ein religiöses Geheimniß ablauschen und dieses dann zum Unheil ihrer leiblichen und geistigen Wohlfahrt durch irgend welche satanische Zauberkünste, in denen sie alle Christen für wohlerfahren halten, ausbeuten könne. Die weltlichen Häupter des Volkes erblicken mit echt arabischer Schwarzseherei in jedem solchen Fremden einen Spion irgend einer europäischen Macht, namentlich Englands, dessen Eroberung des nahen Aden sie immer noch nicht verwinden können. Selbst die rohen, unwissenden Beduinen, die sonst noch die am wenigst fanatischen Bewohner Hadhramauts sind, werden nicht selten mißtrauisch, namentlich dann, wenn sie einen Fremden Dinge vornehmen sehen, deren wahren Zweck sie nicht begreifen. Als der bei der englischen Küstenaufnahme Südarabiens betheiligte Engländer Wellsted im Jahre 1835 an der Grenze von Hadhramaut einen kurzen Ausflug landeinwärts unternahm, und die berühmte himyaritische Inschrift von Nakb el Hadschar copirte, zerbrachen sich die Beduinen die Köpfe über den Zweck dieses seltsamen Gebahrens. Als aber bald darauf die Engländer Aden eroberten, da ward den Beduinen auf einmal dieser Zweck klar. Wellsted hatte in der himyaritischen Inschrift das Geheimniß entdeckt, wie das nach arabischen Begriffen uneinnehmbare Aden zu erobern sei! Wrede hat acht Jahre später diese Ansicht noch überall von den Beduinen des Küstenlandes vernommen.

Nach dem Gesagten wird nun der Leser beurtheilen können, wie unermeßlich groß Wrede's Wagniß war, in ein solches Land einzudringen. Daß er seine Eigenschaft als Christ und Europäer (nach arabischen Begriffen gleichbedeutend) aufs Strengste verheimlichen mußte, versteht sich von selbst. Eben so, daß er der arabischen Sprache vollkommen mächtig sein mußte. Den ägyptischen Dialekt kannte er wie seine Muttersprache, und er beschloß deshalb, sich für einen Aegypter auszugeben. Seine äußere Erscheinung scheint ihn bei dieser angenommenen Rolle auch im Ganzen unterstützt zu haben. Er muß dunkle Augen und dunkle Haare gehabt haben, denn er sagt ausdrücklich, daß ein blonder und blauäugiger Mann eine solche Reise, wie die seine, nie wagen dürfe. Nur die Weiße seiner Haut erregte bei den Arabern oft Aufsehen. Seine europäischen Gesichtszüge mußten wohl immerhin auffallen, bei den Gebildeten und Gereisten freilich weniger, da dieselben wissen, daß nicht nur die Züge der Türken, sondern auch diejenigen mancher Moslems Syriens und Aegyptens, die oft aus sehr kühngemischter Race stammen, den europäischen ähneln. Da aber solche nordische Moslems sich nur sehr selten nach Hadhramaut verlieren, so war es natürlich, daß das rohe, unwissende Volk dennoch in Wrede manchmal den Europäer witterte, bis zuletzt bei einer verhängnißvollen Gelegenheit dieser Argwohn zum offe-

neu Ausbruch kam, und seine Folgen der Reise des kühnen Mannes ein verfrühtes Ziel setzten.

Aber selbst seine angenommene Rolle als Aegypter sicherte ihn nicht vor dem Argwohne der Südostaraber. Er wurde oft für einen politischen Spion des damaligen Vicekönigs Mehemed Ali gehalten. Zudem war ein Aegypter als Reisender in jenem Lande eine derartige Seltenheit, daß man gar nicht begriff, in welcher Absicht er dorthin gekommen sei. In Hadhramaut reist eben Niemand, außer Hadhramauter. Der geringe Handel, welcher zwischen der Küste und den festen Wohnsitzen des Innern besteht, ist ausschließlich in Händen von Einheimischen, die man nicht einmal Kaufleute nennen kann, die vielmehr den Handel nur gelegentlich betreiben, wenn irgend eine andere Veranlassung sie zum Reisen treibt. Die beliebtesten solcher Veranlassungen sind die Besuche der verschiedenen Heiligengräber, an denen das Land Ueberfluß besitzt. Da dies nun derjenige Reisezweck ist, den der abergläubische Araber am leichtesten begreift und gegen welchen er am wenigsten Einwendungen machen kann, so wählte sich ihn auch Wrede zum Vorwand.

Unter allen Heiligengräbern von Hadhramaut erfreut sich dasjenige des Propheten Hud (nach Einigen der Eber der Bibel) der größten Verehrung. Zu diesem beschloß Wrede zu wallfahrten, gab vor, auf Anrufung dieses Heiligen in Aegypten, seinem angeblichen Vaterlande, von einer tödtlichen Krankheit geheilt worden zu sein und nun zum Danke und zur Erfüllung seines Gelübdes nach dessen Grabe zu pilgern. Demgemäß nannte er sich auch Abd el Hud, d. h. Diener des Propheten Hud, ein Name, der in anderen moslimischen Ländern kaum vorkommt, der aber in Hadhramaut, dem Lande des Hud, erklärlich, ja populär sein mag.

Das Grab des Propheten Hud liegt etliche zehn Tagereisen von der Küste entfernt. Die nächsten Hafenorte sind Makalla und Schihr. Wrede beschloß von ersterm aus die Reise zu unternehmen, weil er sich die Erforschung der hadhramautischen Gebirgsterrassen zur Aufgabe gestellt hatte. Da die Siara (Wallfahrt) immer nur in einer bestimmten Epoche des Jahres stattfindet, und Wrede nach vollbrachtem Gelübde keinen Vorwand mehr zur Anwesenheit im Lande gehabt hätte, so mußte er es so einrichten, daß er einige Monate vor der Pilgerzeit von der Küste aufbrach. Er konnte leicht vorgeben, als Fremder die Epoche der Siara nicht genau gewußt zu haben, und die so gewonnene Frist zur Erforschung des Landes benutzen.

In Aden ließ er die letzten Europäer hinter sich. Der Gouverneur dieser englischen Stadt hatte ihm zwar angeboten, seine Reise durch Empfehlungsbriefe an die Sultane der Küstenstädte zu unterstützen, aber Wrede war zu klug und zu erfahren in orientalischen Dingen, um so etwas anzunehmen. Die beste Empfehlung in seinem Falle war die, keine zu haben, wenigstens keine von einem Europäer ausgestellte, denn als angeblicher Moslim mußte er außer aller Verbindung mit Europäern erscheinen.

Wie sehr er sich in seine Rolle als Moslim zu finden wußte, davon gab er schon gleich im Hafen von Aden eine Probe, als er sich auf dem elenden Fahrzeuge, das ihn nach Makalla tragen sollte, eingeschifft hatte. Es war gerade die Stunde, zu welcher die Hornisten der englischen Garnison den Zapfenstreich bliesen, und bei dessen Anhörung brach die gesammte Schiffsmannschaft in laute fanatische Verwünschungen der Engländer und Christen aus. „Hört einmal, wie die Hunde heulen!" riefen die Matrosen, und der Nachoda (Schiffscapitän, ein ursprünglich persisches Wort) betete gravitätisch: „Gott erhalte den Islam und befreie das heilige Land von diesen Hunden!" So lange die Musik währte, machten die Araber ihrem Aerger über jenes „Dschins el Kelb" (Hundegeschlecht) durch die Ausdrücke „Kafir" (Ungläubiger), „Rafidhy" (Ketzer) ꝛc. Luft. Wrede schwoll die Galle; noch hätte er ungestraft die Schmähsüchtigen züchtigen können, aber mit seiner Reise wäre es dann vorbei gewesen. Er beherrschte sich also, ja er gab seine Zustimmung zu den ihm so antipathischen Kundgebungen zu erkennen.

Nach zwei Tagen landete er in Borum und ging von da zu Fuße der Küste entlang bis nach Makalla. In beiden Städten fand er gastliche Aufnahme durch die Empfehlung des Schiffscapitäns, in Borum einen sichern Geleitsmann für die zweitägige Fußreise nach Makalla, und zwar seltsamerweise — in der Person eines zwölfjährigen Knaben. Aber so eigenthümlich ist die dortige Auffassung der Stammessolidarität, daß dieser kleine Junge den Reisenden eben so wirksam schützte, wie eine große Escorte, denn er galt als Repräsentant seines ganzen Stammes, und wer ihm oder seinem Schützling ein Leids zugefügt hätte, der wäre der Rache des ganzen Geschlechts und sämmtlicher Verbündeter verfallen gewesen.

Der Kaufmann, bei dem Wrede in Makalla wohnte, verschaffte ihm einen Geleitsmann nach dem Wadi Doan. Einen solchen Geleitsmann nennt man „Dachail", und dieses Wort bezeichnet keineswegs einen im Dienstverhältnisse stehenden Führer, sondern den Beschützer und Gewährsmann des Reisenden, der sich zwar für seine Mühe bezahlen läßt, aber doch dem Reisenden außer seinem Schutze keinerlei Dienste erweist. Der Dachail muß stets ein Beduine sein, da die Beduinen das ganze innere Land beherrschen und die Herrschaft der Sultane sich nicht über ihre Stadtmauern erstreckt. Der Fremde, der sich einem Beduinen, als seinem Dachail, anvertraut, tritt dadurch in ein Schutzverhältniß zu dessen ganzem Stamm und allen seinen Verbündeten. Er ist, so lange die Reise währt, gleichsam vom Stamme adoptirt, und jedes ihm zugefügte Unrecht ist eine Beleidigung gegen den ganzen Stamm. Der Dachail, als Repräsentant des Stammes, pflegt die Verpflichtung, welche er eingeht, den ihm anvertrauten Reisenden zu schützen, zuerst feierlich zu bestätigen. Wrede schildert diese Feierlichkeit folgendermaßen:

„Nach Abschluß des Contracts legte mein Wirth die Hand des Beduinen in die meinige und fragte ihn, ob er mich und meine Habe während der Reise beschützen wolle? Auf sein gegebenes „Ja" benetzte der Kaufmann seinen Zeigefinger mit Speichel und schrieb meinen Namen auf die Stirn des Beduinen, indem er sprach: Der Name dieses Fremden steht auf Deiner Stirn geschrieben. Daß Deine Stirn sich nie mehr vor Deinem Stamm erhebe, wenn ihm etwas zu Leide geschieht. — Der Beduine erwiederte mit großer Lebhaftigkeit: Wenn das geschieht, so erhebe sich meine Stirn nie mehr, weder in Städten, noch in den Gebirgen! Sein Tod ist mein Tod! Mein Tod ist der seinige! Es ist nur ein Gott und Mohammed sein Prophet. Alles kommt von ihm! — Hiermit endete die Ceremonie, und mein Wirth versicherte mir, daß ich nun dem Beduinen volles Zutrauen schenken könne*)."

*) Ein ähnliches Verhältniß finden wir auch im Hedschâs. Der Reisende verschafft sich unter den Beduinen einen „Rafik", und ein solcher „Freund" bleibt ihm auch getreu. Nann Malihin, „wir haben Salz mit einander gegessen," bedeutet ein Freundschaftsband. Burton bemerkt indeß, daß bei einigen Stämmen diese Bürgschaft, welche der Beduine übernimmt, alle 24 Stunden erneuert werden müsse, weil, wie sie sagen, sonst „das Salz nicht mehr in ihrem Magen ist."

Auch im Somalilande, an der nordostafrikanischen Küste, in dem sogenannten „östlichen Horn", ist ein Beschützer unbedingt nöthig. Der „Abban", sagt Burton, der sich selber auf seinem merkwürdi-

Noch an demselben Abend mußte Wrede hinaus vor die Stadt und ins Lager der Beduinen vom Stamme Akaybere, zu dem sein Dachail gehörte, und bis zur Abreise bei seinen neuen Adoptivbrüdern bleiben. Diese Beduinen beschäftigten sich mit dem Transport von Waaren ins Innere, und im Gespräche mit ihnen erfuhr Wrede manches Eigenthümliche über die dortigen Handelsverhältnisse. Auch der Charakter dieser südarabischen Beduinen wurde ihm allmälig immer verständlicher. Hören wir seine Schilderung dieser wilden Söhne der Wüsten und Steppen Südostarabiens.

„Wenn man," so erzählt Wrede, „diese Menschen zum ersten Male sieht, flößen sie gewiß wenig Zutrauen ein. Man denke sich dunkelbraune, nervige Kerle, deren ganze Kleidung aus einem Schurz um die Hüften besteht, der kaum bis zu den Knien hinabreicht, und deren langes, schwarzes, etwas gekräuseltes Haupthaar zu einem Büschel am Hinterkopfe zusammengebunden ist. Ein sehr spärlicher Bart beschattet das Kinn, während der Schnurrbart sorgfältig geschoren ist (der Schnurrbart gilt bei vielen Moslims für Makruh, d. h. unanständig). Unter ihren buschigen Brauen blitzt ein feuriges Augenpaar hervor, dessen nächste Umgebung durch den Gebrauch des Kohels (Collyrium, Spießglanz) eine dunkle, stahlblaue Färbung erlangt hat. Endlich spielt um den feinen, mit perlweißen Zähnen besetzten Mund ein Zug, welcher die Verachtung ausspricht, mit der die wilden Söhne der Wüste auf alle diejenigen blicken, welche nicht, wie sie, frei und dem Raubthiere gleich in Steppen und Einöden herumstreifen. In ihrem Gürtel blitzt die Dschembiye (Dolchmesser) neben dem großen, blanken Pulverhorn; ein kleineres Horn, in dem nur feingeriebenes Pulver für die Pfanne enthalten ist, hängt an einem mit Metallknöpfen besetzten Riemen über die linke Schulter auf der Brust. Fortwährend liegt die unzertrennliche Begleiterin, die Luntenflinte, in Bereitschaft, um entweder einen Angriff abzuwehren oder bei günstiger Gelegenheit selbst einen auszuführen."

„Je länger man jedoch mit diesen Beduinen umgeht, um so williger söhnt man sich mit ihrem wilden Aeußern aus. Sitten und Gebräuche, durch die Länge des Bestehens geheiligt, bannen ihre Raub- und Mordlust in engere Schranken und geben ihrer Handlungsweise einen ritterlichen Anstrich, der seltsam mit ihrem sonstigen Thun und Lassen contrastirt. So ist zum Beispiel dem Beduinen sein gegebenes Wort heilig, nicht etwa jedoch aus religiösen oder moralischen Gründen, nein, weil es die Stammesehre verlangt, weil ihn sein Vater diesen Grundsatz gelehrt hat, weil der Wortbrüchige vom ganzen Stamme verachtet wird und ihn die schreckliche Strafe der Ausstoßung trifft. Die Kaufleute vertrauen daher auch ihre Waaren, und wären sie noch so kostbar, einzelnen Beduinen zum Transport ins Innere an, und mit der größten Gewissenhaftigkeit, aber auch mit blutendem Herzen liefert der Beduine sie ab, denn er kann sich des Gedankens nicht erwehren, wie schön es wäre, wenn ihm diese Gegenstände ohne Schutz begegneten, wo er sie dann unbeschadet seiner Ehre hätte rauben können. Dasselbe gilt vom Reisenden. Der Beduine vertheidigt den Fremden, der sich seinem Schutz anvertraut hat, bis zum letzten Athemzuge, — aber denselben Fremden wird er ohne Scrupel ermorden und berauben, wenn er ihn nach beendigtem Schutzverhältniß, und von keinem Andern beschützt, auf der Straße findet."

„Seltsam," so erzählt Wrede weiter, „ist auch die Art und Weise, wie sich es die Beduinen beim Sitzen bequem machen. Da in keinem Hause oder Zelte Kissen und Lehnen vorhanden sind und das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen bald ermüdet, so schlingen sie das zweite lange Tuch, welches jeder Beduine mit sich führt, dergestalt um die Mitte des Körpers, daß es gleichsam einen Reif bildet, in dem sich Rücken und Knie gegenseitig unterstützen. Diese Art des Sitzens ist originell und sehr zweckmäßig."

gen Zuge nach Härrär eines solchen bedienen mußte, bedeutet im Somalilande dasselbe, was bei den Gallavölkern der Moyasa ist; im Hedschâs der Ahk, auf der Sinaihalbinsel der Ghafir, im östlichen Arabien der Rabia. Er ist Unterhändler, Dolmetscher, leitet den Zug, erhält vom Kauf einen Antheil und bekommt freie Beköstigung. Dagegen muß er alle Zwistigkeiten schlichten und im Nothfall auch gegen seine eigenen Landsleute den Schützling mit den Waffen vertheidigen; wird er erschlagen, so ist es die Pflicht seiner Sippe, sich des Schützlings anzunehmen und diesem zu dem etwa verlorenen Gute zu verhelfen. Dem Landesbrauche zufolge ist der Abban Herr und Gebieter über Leben und Eigenthum dessen, welcher sich ihm anvertraut. Sein Amt wird als El Taabanah bezeichnet. A.

Aus allen Erdtheilen.

Ausfuhrhandel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Derselbe stellte sich nach dem Berichte des statistischen Bureaus zu Washington für das Finanzjahr vom 30. Juni 1868 bis dahin 1869 folgendermaßen heraus. Der Gesammtbetrag belief sich auf 413,954,625 Papierdollars. Wie sehr die nordamerikanische Kauffahrteiflagge, besonders in Folge der unvernünftig hohen Eingangszölle, welche die Regierung der radicalrepublikanischen Partei dem Lande auferlegt hat, hinter den auswärtigen Flaggen, namentlich denen von England und Deutschland, zurücksteht, ergiebt sich daraus, daß nur für 138,000,000 Dollars Güter in amerikanischen Fahrzeugen verschifft wurden, dagegen für 275 Millionen von ausländischen Schiffen. Bei der Ausfuhr steht England in vorderster Reihe mit 190 Millionen; Schottland mit 4, Irland mit 6, Gibraltar mit 3, Canada 21, Britisch-Westindien 9, Australien $4^1/_2$, andere britische Besitzungen mit 2 Millionen. So nimmt Großbritannien nebst seinen Colonien mehr als die Hälfte des gesammten nordamerikanischen Exportes. Nach Frankreich und dessen Colonien gingen für 44 Millionen, Spanien $7^1/_2$, Cuba und andere spanische Besitzungen 15, China 10, Japan 3, Brasilien 6, Holland 4, Niederländisch-Indien 1, Italien $5^1/_2$, Belgien 6, Rußland 4, Mexico beinahe 4, nach den deutschen Häfen für 40 Millionen Dollars.

Das Kabel des indo-europäischen Telegraphen, welcher durch das Schwarze Meer gelegt werden soll, unterscheidet sich wesentlich von den bisherigen Kabeln. Es ist in seiner ganzen Länge statt des Eisendrahtes von einer Kupferhülle umschlossen, um das schnelle Rosten, welchem das Eisen im Schwarzen Meere erfahrungsmäßig ausgesetzt ist, und die Beschädigung des Kabels durch den Bohrwurm, der im Schwarzen Meere sehr verbreitet ist und durch den Eisendraht hindurchdringt, zu verhindern. Die Telegraphenlinie in Persien ist bereits beendet, und im europäischen Rußland werden die Arbeiten auf der ganzen Länge der Linie ausgeführt.

Winwood Reade's Reise zu den Quellen des Niger. Wir gaben vor Kurzem Reade's Bericht über die westafrika-

nische Goldküste. Es war seine Absicht, den Assini-Strom näher zu erforschen, und er hatte gehofft, an demselben auswärts ins Innere vordringen zu können. Als er seine Erwartungen getäuscht sah, ging er nach Sierra Leone und entwarf einen neuen Reiseplan. Der Gouverneur und die dortigen Kaufleute waren ihm in jeder Weise förderlich, und es ist ihm gelungen, durch die Gegenden der Küstenstämme ins Innere gegen die Quellen des Niger hin vorzudringen. Aus seinem jüngsten Briefe, vom 1. August, geht hervor, daß er Farabana, eine Stadt von etwa 10,000 Einwohnern am obern Niger, erreicht hatte; dorthin ist vor ihm kein Europäer gekommen.

Asiaten als Weltreisende. Die ersten Asiaten, welche planmäßig und zu bestimmten Zwecken sowohl Nordamerika wie Europa besucht und von Westen nach Osten Reisen um den Erdball gemacht haben, waren Japaner seit 1864. Dem guten Beispiel ist nun auch ein Chinese gefolgt. Der „Newyork Tribune" wird aus Omaha in Nebraska geschrieben, daß dort Herr Taï Kin auf seiner Reise um die Welt angekommen sei. Vor etwa sieben Jahren war dieser Chinese auf dem Wege um das Vorgebirge der Guten Hoffnung nach England gekommen. Dort hat er vier Jahre auf der Universität Cambridge den Studien obgelegen, ist dann nach Cuba gegangen, wo er eine von chinesischen Kulies bearbeitete Plantage leitete, und hat nachher in Neuorleans einer Schule vorgestanden. Nun ist er nach China gegangen, um von dort 1000 Arbeiter zu holen, deren man in Louisiana höchst dringend bedarf, weil auf die Arbeit der freien Neger ganz und gar kein Verlaß ist. —

Die Parsis in Indien sind bekanntlich allen anderen Asiaten, die Japaner etwa ausgenommen, an Civilisation voraus. Parsidamen sind schon mehrfach in England gewesen, und die beiden Töchter des Herrn Marocktschi Korsedschi aus Bombay sind mit ihrem Vater bis nach Rußland gereist. Nun aber hat sich Bickaidschi, Gemahlin des reichen Herrn Dorabdschi Pistondschi Kama, vorgenommen, unserer berühmten Ida Pfeiffer nachzueifern, und hat ihren Weltgang angetreten. Am 27. Januar 1869 verließ sie, 36 Jahre alt, Bombay, und ist dann allerdings mit Dampf gereist. Sie besuchte Suez und den Canal, Joppe und Jerusalem, fuhr dann nach Konstantinopel, ging nach Messina, Neapel und Rom, Florenz und Wien. Ueberall besichtigte sie die Museen, Gemäldegallerien ꝛc. Von Paris ist sie nach London, von dort nach Amerika gegangen. In San Francisco will sie sich nach Japan einschiffen, China und einige Häfen im hinterindischen Archipelagus besuchen und über Calcutta nach Bombay zurückkehren. Eine in Guzeratisprache erscheinende Bombayer Zeitung veröffentlicht „flüchtige Reisebriefe" von Madame Bickaidschi Pistondschi Kama, und so haben denn nun auch die „Feueranbeter" eine Schriftstellerin. Ihr Bruder, Herr K. N. Kama, ist ein geachteter Gelehrter, dessen Vorträge über die Religion Zoroaster's in Bombay sich eines zahlreichen Zuhörerkreises erfreuen.

Die Ethnographische Gesellschaft in London hat einen „Classificationsausschuß" niedergesetzt, welcher ein Schema für ethnologische Eintheilungen entwerfen soll. Die „Urabtheilungen" sollen sich beziehen auf: Racen, Sprachen, Religionen, Volkssagen, Lieder und Aberglauben; Gesetze, Gebräuche und Einrichtungen; Werke der Industrie und Kunst. Den Vorsitz führt der bekannte Anatom Huxley, der nicht selten ins Bodenlose geräth, sobald er das Gebiet seiner Anatomie verläßt. So hat er jüngst in der naturforschenden Gesellschaft zu Leeds einen Vortrag über die Ethnologie Indiens gehalten. Er will die Entdeckung gemacht haben, „daß die Dravidischen Völker im Dekhan ethnologisch mit den — Australiern und — mit den Aegyptern verwandt seien!!" Wir fragen: warum nicht auch mit den Eskimos, Botokuden und Pescherähs? Herr Huxley meint, und wir pflichten ihm darin bei, daß es allerdings sehr schwierig zu begreifen sei, wie die Australier hätten nach Indien oder die dravidischen Leute von dort nach Australien gelangen können. Auch sei es nicht einleuchtend, daß die Aegypter auf ihrem Zuge nach Indien unterwegs gar keine Spuren ihrer eigenthümlichen Civilisation sollten hinterlassen haben. Darüber macht sich jedoch der Anatom Huxley keine Sorge; er meint, „eine Erklärung jenes ethnologischen Zusammenhanges müsse vermittelst der Archäologie und Geologie — gesucht werden!" Das ist doch in der That zu stark!

Zur Statistik des skandinavischen Buchhandels.

μ. Der Buchhandel ist in den drei nordischen Reichen bis auf eine Aenderung (Verbesserung?) des Creditwesens nach dem Vorbilde des deutschen organisirt, und besitzt in der Kopenhagener und Stockholmer „Buchhändlerzeitung" zwei dem Leipziger Börsenblatte ähnliche Organe, und außer diesen einen „Wahlzettel" gleich dem naumburgischen. Zieht man in Betracht, daß der Absatz der in den Landessprachen gedruckten Bücher nach dem Auslande nur ein sehr geringer sein kann, so läßt die Zahl der Druckereien und Buchhandlungen auf desto lebhaftern Umsatz im Inlande schließen, und namentlich scheint das kleine Dänemark die skandinavische Halbinsel in dieser Beziehung weit zu überflügeln. Wir entlehnen die nachstehenden Zahlen den „Annalen der Typographie ꝛc." (Nr. 11, 1869), machen indessen darauf aufmerksam, daß die Einwohnerzahl für das eigentliche Dänemark ohne Nebenländer reichlich hoch gegriffen ist.

	Quadrat-Meilen.	Einwohner.	Städte.	Buchdruckereien.	Buchhandlungen.
Dänemark	700	1,700,000	75	119	263
Norwegen	6000	1,750,000	46	60	124
Schweden	8000	4,160,000	82	114	162

Begreiflicherweise concentrirt sich das Hauptgeschäft in den drei Hauptstädten. Als Verlagsort ist außer diesen eigentlich nur die Universitätsstadt Lund von Bedeutung. Der Merkwürdigkeit wegen wollen wir auch die beiden Druckereien auf Island, die eine in Reykjavik, die andere in der Handelsstadt Akureyri, nicht unerwähnt lassen, obwohl der dortige Verlag sich auf Schul- und Andachtsbücher und zwei Zeitungen beschränkt. In den Hauptstädten ist das Verhältniß der Druckereien und Buchhandlungen, nach dem obgenannten Blatte, wie folgt:

	Kopenhagen.	Christiania.	Stockholm.
Einwohner	180,000	65,000	140,000
Buch-, Kunst- und Papierhandlungen	128	14	65
Buchdruckereien	36	19	19
Lithographische Anstalten u. Kupferdruckereien . .	31	8	13
Schriftgießereien	1	1	2
Xylographische Anstalten .	10	6	9
Buchbindereien	99	23	57

Das Commissionsgeschäft befindet sich in den Händen weniger Commissionäre, von welchen Kopenhagen 21, Christiania 12, Stockholm nur 3 besitzt. Die Ordnung im geschäftlichen Verkehr wird von drei Vereinen aufrecht erhalten, welche, obwohl in Einzelnheiten verschieden organisirt, doch in den Hauptpunkten dieselben Principien verfolgen, nach welchen die skandinavischen Verleger, namentlich hinsichtlich des üblichen Rabatts, weit vortheilhafter als die deutschen Collegen gestellt sind.

Australien.

Bei uns ist wieder eine Sendung australischer Zeitungen eingetroffen, in welchen wir allerlei Bemerkenswerthes finden. Wir wollen die folgenden Angaben, welche in denselben zerstreut sind, hier zusammenstellen.

Die Australier haben bekanntlich mit großem Eifer und Erfolg viele nützliche Thiere aus anderen Erdtheilen, namentlich auch aus Europa, geholt und in den Colonien eingewöhnt. Viele haben sich als nützlich bewährt, dagegen richten andere großen Schaden an. Die Kaninchen zum Beispiel sind in Victoria eine wahre Landplage geworden und „man muß den Vernichtungskrieg gegen dieselben fortsetzen, sonst fressen sie die ganze Colonie auf."

Es ist, wie die Zeitung „Australasian" sagt, berechnet worden, daß auf Dr. Stoddard's Station, nahe Collac, über 300,000 Kaninchen vor Kurzem, binnen einigen Monaten, getödtet worden sind. Sie wurden nicht gezählt, sondern man hat die Zahl auf folgende Art ermittelt: In einem 320 Acker haltenden Paddock (so bezeichnet man ein eingehägtes Stück Grasland) waren 731 Wombatlöcher; von diesen wurden 631 so versperrt, daß für die in denselben sich befindenden Kaninchen ein Entrinnen unmöglich war. Aus den überbleibenden 100 Löchern wurden 4000 Kaninchen mittelst Fallen und Ausgrabens getödtet. Demnach müßten in den 631 verstopften Löchern an 25,000 gewesen sein, welches eine Gesammtzahl von 29,000 für den Paddock giebt. In anderen Paddocks, welche muthmaßlich eben so zahlreich wie die 100 Löcher, bei denen die abgeschlachteten Kaninchen gezählt wurden, bevölkert waren, wurden 8000 Löcher versperrt. Nach dem obigen Verhältnisse wurden in den 8000 Löchern 320,000, oder im Ganzen 349,000 Kaninchen getödtet. Auf der andern Hälfte der Run (des Weidebezirks), die von Gesteinzügen vielfältig durchkreuzt ist, befinden sich keine Wombatlöcher; hier sind die Kaninchen aber so zahlreich wie irgendwo. Ueberschätzt ist es wohl nicht, wenn angenommen wird, daß beim Anfange des Abschlachtens wenigstens drei Viertel Millionen Kaninchen vorhanden gewesen sind. Vor funfzehn Jahren machte Dr. Stoddard zwei unerfolgreiche Versuche, Kaninchen auf seiner Run zu ziehen.

Der oben erwähnte Wombat (Phascolomys fossor) wird auch als australischer Dachs bezeichnet, ist ein Beutelthier von der Größe eines Dachses und wird bis zu 60 Pfund schwer. Den Tag verbringt er mit Schlafen in weiten Gängen und tiefen Höhlen, welche er sich gräbt; sobald es am Abend völlig dunkel ist, geht er aus und nährt sich von Gras, Kräutern und Wurzeln.

Ein in Geelong erscheinendes Blatt schreibt: „Der Kaninchenhandel ist jetzt für Viele ein einträgliches Geschäft. Von der Leigh-Road Eisenbahnstation allein werden täglich im Durchschnitt 500 Kaninchen nach Melbourne geschickt, und von anderen Localitäten im Westdistrict gehen regelmäßig Sendungen desselben Artikels nach Melbourne, Ballarat und Geelong, wo jetzt das Paar nur 1 Schilling kostet."

Man läßt jetzt Füchse aus Europa kommen; im August traf in Adelaide ein Paar derselben aus London ein. Meister Reinecke wird sich wohl fühlen unter der Sippe des Meisters Lampe.

Auch die Ziegen sind in den mehr angebauten Theilen von Victoria zu einer großen Landplage geworden. Ihre Zahl ist in der Nähe der Up country Townships, zu Deutsch bei den Ortschaften im Oberlande, geradezu unberechenbar. Sie wird allein in dem kleinen Bezirke von Avoca auf etwa 60,000 Stück geschätzt. „Unähnlich der Heuschreckenplage im Orient, die sich doch nur nach längeren Zeitabschnitten wiederholt, sind die Verheerungen, welche von den victorianischen Ziegen angerichtet werden, andauernd und nehmen mit jedem Jahre zu. Weite Strecken nicht eingezäunten Landes, welche in früheren Jahren reiche Weidegründe für viele Tausende von Schafen und Großvieh waren, sind nun in Folge der Verheerungen dieses in der That fürchterlichen Thieres durchaus wüst und werthlos geworden."

Man hat oftmals gesagt, daß das Känguruh, welchem die Jäger so eifrig nachstellen, nach und nach verschwinden werde. Jetzt lesen wir, daß auch dieser seltsame australische Vierfüßer in manchen Gegenden so sehr zur Landplage geworden ist, daß man auch gegen diesen Feind der Landwirthschaft einen systematischen Krieg führen muß. — Die „Border Watch" (Mt. Gambier) berichtet, „daß Pressey's Partie am German Creek letzte Woche 980 Kängeruhs getödtet habe." Die Partie schießt durchschnittlich 800 per Woche und hat in den letzten 10 Wochen 8000 Kängeruhfelle getrocknet. Wenn die Squatter in dieser Weise fortfahren, so muß der District endlich von einer Plage befreit werden, wodurch jetzt wenigstens die Hälfte des Grases verloren geht u. s. w."

Als Curiosum wollen wir das Nachstehende hersetzen: „Ein sonderbarer Eremit wurde vor einigen Tagen von einer Goldgräberpartie an den Barossa-Diggings aus seiner hundert- oder tausendjährigen Ruhe aufgestört. Die „Gawler Times" erzählt: Als die Herren Luke und Partie am Mittwoch in ihrem Claim am Victoria Hill in einer Tiefe von etwa 20 Fuß arbeiteten, fanden sie einen „alten Bergmann", der wahrscheinlich Hunderte von Jahren vor ihnen dort gewesen war. Sie hatten die Cementschicht unterminirt und pickten den Pfeifenthon darunter weg, als eine große Kröte aus einem Loche fiel, wo sie augenscheinlich seit undenklichen Zeiten gesessen. Das Thier war von festem Gestein oder Cement eingeschlossen und mag sich nicht wenig gewundert haben, als die Bergmannshacke seine Felsenburg zertrümmerte und die Ruhe seiner stillen Klause störte."

* * *

— Ein Yankee als Hussit. Die Newyorker Blätter erzählen, daß ein Herr Curtin der einzige Amerikaner auf dem vielbesprochenen Prager Hussitenbanket gewesen sei. „Als er die Versammlung in tschechischer Sprache anredete, brach ein wahrer Sturm des Beifalls los. Als er dann aber in seiner Rede, welche er zur ersten Hälfte tschechisch gehalten, in die russische Sprache überging, brach ein Aufruhr des Enthusiasmus aus, der sich gar nicht schildern läßt."

— Am 1. November hielt in Newyork der Verein der wohlbeleibten Männer (fat men's association oder, wie die Deutschen sagen: Ranzengarde) eine Versammlung und ein Mittagsessen. Ein Herr Fisk that sich auf seine 368 Pfund viel zu gute, mußte aber einem Herrn Stout, der 396 Pfund wog, die Palme zuerkennen. Aber Deutschland blieb doch Siegerin in der Person des Herrn Busch aus Hoboken, welchem man „seine 410 Pfund leider nicht streitig machen konnte". Am 20. December soll ein großer Ball der fetten Männer stattfinden; alle haben sich anheischig gemacht, zu tanzen, — ob nur mit eben so wohlbeleibten Damen?

— Zu Cincinnati in Ohio ist, laut Beschluß des Erziehungsrathes, die Bibel aus den Freischulen „verbannt" worden. Derselbe wurde gefaßt von 3 Protestanten, 10 Katholiken, 8 Freidenkern und 1 Juden, ohne Unterschied der politischen Partei. Die obere Schulbehörde bestätigte mit 22 gegen 15 Stimmen diesen Beschluß. Man ging von dem Grundsatze aus, daß dogmatischer Religionsunterricht überhaupt nicht in die Schule gehöre; für einen solchen habe jede Kirche oder Secte außerhalb derselben zu sorgen. Kindern solle man überhaupt die alten jüdischen Bücher nicht in die Hände geben, weil in denselben so viel Unmoralisches und höchst Unzüchtiges erzählt werde; dadurch würden die verderblichsten Einwirkungen auf die jugendlichen Gemüther erzeugt ꝛc. — Ein zweiter Beschluß der Schulbehörde verbietet den Schulen auch den Gebrauch von religiösen Schriften und das Singen von Chorälen. Beides seien Dinge, welche Secten und Kirchen, nicht aber die Schule angingen. Die „Antibibelbewegung" ist im Steigen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Die Secten der Duchoborzen und Malakanen in Rußland.

Die griechisch-orthodoxe Kirche lastet wie ein schwerer Alp auf den Völkern in Ost- und Südosteuropa und macht denselben jede frische und freie Culturentwickelung geradezu unmöglich. Alle ihr angehörenden Nationen sind weit hinter jenen in den anderen Ländern unseres Erdtheils zurückgeblieben.

Man werfe einen Blick auf die Gräkoslaven, die Walachen, die Albanesen, Serben, Russen ɛc., und stelle einen Vergleich mit den germanischen Völkern an oder auch nur mit den romanischen. Der große Unterschied und die ganz verschiedenartige Entwickelung wird sofort klar. Gewiß finden wir in den katholischen Ländern vielfach Aberglauben und in Italien sogar Fetischdienst; ohne Zweifel giebt es unter den Protestanten viele, welche mit einem Dogma, das sie festgenagelt haben, nicht minder Fetischdienst treiben. Aber es ist doch da wie dort unendlich mehr Beweglichkeit, als in der völlig verknöcherten orientalischen Kirche. Sie ist in schreckenerregender Weise verödet; sie ist hohl und leer, es fehlt in ihr jede Speculation, jeder frische Aufschwung. Sie kennzeichnet sich durch blinden Glauben ihrer Anhänger, viel Formelkram und übermäßige Fasten. Was im Gebiete der griechisch-orthodoxen Kirche an Culturelementen und an Culturmenschen vorhanden ist, das hat mit ihr gebrochen und sich geistig ganz und gar von ihr abgelöst, um nicht durch starre Dogmen und äußern Zwang von ihr in der freien Beweglichkeit gehindert zu werden. In Rußland ist überdies der Czar zugleich Papst, er gebietet absolut auch über Geistlichkeit und Kirchenwesen.

Bekanntlich ist das Racenelement von großem Einfluß auf die religiösen Anschauungen der verschiedenen Menschengruppen. Das Christenthum z. B. ist allen Europäern von Asien her zugebracht worden und sein Stifter war ein Semit. Alle Christen haben ein und dasselbe Buch als Grundlage ihres Glaubens, aber die religiösen Anschauungen und die kirchlichen Verhältnisse sind weit davon entfernt, bei Allen dieselben zu sein. Die drei großen ethnischen Gruppen in unserm Erdtheile haben ein ganz verschiedenes Kirchenthum. Die Romanen bekennen sich in überwiegender Menge zum römischen Katholicismus, die Germanen zum Protestantismus, die meisten Slaven, Slavo-Gräken (sogenannte Hellenen, Griechen), die Moldo-Walachen ɛc. zur griechischen Kirche.

Die Geschichte der christlichen Kirche lehrt, daß in allen Jahrhunderten sich Secten gebildet haben, welchen die officiellen Glaubens- und Kirchensatzungen nicht genügten. Es giebt immer Menschen, welche die Freiheit, so wie sie dieselbe verstehen, geltend machen wollen gegenüber dem geistigen und geistlichen Zwange. Sie wollen Christen sein nach ihrer Façon; sie machen sich die Bibel und die Bibelstellen so zurecht, wie sie es verstehen und wie es ihnen paßt. Damit thun sie lediglich, was auch die officiellen, machthabenden Kirchen thun. Die Kirchengeschichte kennt mindestens ein halbes Tausend Secten, und gegenwärtig können wir deren reichlich einhundert aufzählen. Die päpstliche Kirche hat mit Galgen, Schwert und Scheiterhaufen unbarmherzig gegen Ketzer und Secten gewüthet, aber sie hat weiter nichts damit erreicht, als sich selber das Brandmal der Barbarei auf die Stirn zu drücken. Die Ketzer und die Secten sind geblieben, und an die Stelle derer, welche etwa verschwanden, sind immer wieder andere getreten. So wird es auch bleiben für und

für, so lange es überhaupt Kirchen und Dogmen und Clerus giebt.

Die Yankees in Nordamerika rühmen von sich, daß zwischen ihrer absoluten Republik und dem absoluten Staatswesen in Rußland viel Wahlverwandtschaft herrsche. Wie es sich damit auch verhalten möge, gewiß ist, daß Nordamerika und das ausgedehnte Reich der Moskowiter gleichsam classischer Boden für die Bildung religiöser Secten sind, daß die extremen Richtungen da wie dort vielfach Aehnlichkeit mit einander haben und sich gleichsam in Bezug auf ihre religiösen Abspurigkeiten decken. Es versteht sich von selber, daß diese in ihren charakteristischen Einzelnheiten das geistige Gepräge der beiden verschiedenen Racen tragen.

Die russischen Secten machen in unseren Tagen wieder viel von sich reden. Ihre Stellung zur orthodoxen Kirche ist in unserer Zeitschrift vor einiger Zeit ausführlich erörtert worden („Globus" XV, S. 41, 76, 115, 136 ff.). Wir wollen hier weitere Züge mittheilen, durch welche einige dieser Secten näher gekennzeichnet werden, und dabei insbesondere auf die Malakanen und auf die Duchoborzen, von denen viele nach Transkaukasien verpflanzt worden sind, Rücksicht nehmen. Auch diese wunderlichen Secten haben schwere Verfolgungen zu erleiden gehabt, aber sie bestehen darum doch fort. Das ist so der Lauf der Dinge.

Pflug in Transkaukasien.

Pflug in Transkaukasien.

An beide Secten knüpft sich eine Art von dramatischem Interesse; sie haben ihre Helden und ihre Leidensgeschichte, aber es fehlt ihnen jeder höhere geistige Aufschwung; ihre Anhänger waren von Anfang an und sind noch heute ungebildete Bauern, von denen nur wenige lesen und schreiben können. Nie ist unter ihnen ein wissenschaftlich gebildeter Mensch zu finden gewesen.

Merkwürdig, daß wir auch heute über ihre Lehren immer noch nicht genau unterrichtet sind. Was darüber veröffentlicht worden ist, enthält Widersprüche; die amtlichen Erhebungen der russischen Regierung, die Mittheilungen des Barons von Haxthausen und das, was jüngst Wereschtschagin, gleichfalls nach persönlichen Besprechungen mit den Sectirern, veröffentlicht hat, gehen in manchen Dingen weit aus

einander. Uns liegt hier nicht daran, ein System der Glaubensmeinungen dieser Sectirer aufzustellen; sie selber haben kein solches, und ihre Lehrsätze und Bräuche sind von ihnen nicht einmal niedergeschrieben worden. Wir wollen nur Einzelnes hervorheben, das charakteristisch für diese russischen Leute und deren Wahnglauben ist.

Die amtlichen Mittheilungen der Regierung nehmen an, daß die Duchoborzen (vergleiche „Globus" XV, S. 136), d. h. die Geisteskämpfer, keine ketzerische Abzweigung von der russischen Kirche bilden, sondern etwas von derselben ganz Abweichendes seien. Sie glauben an einen Gott, aber nicht an die Persönlichkeit Christi; Christus ist ihnen nur eine andere Erscheinungsweise der Gottheit. Von einer sogenannten Mutter Gottes und von den sogenannten Heiligen wollen sie nichts wissen; die Heiligenbilder sind ihre Götzenbilder. Sie erkennen die griechisch-orthodoxe Kirche nicht an und verwerfen die Sacramente. Feiertage giebt es nicht, die Fasttage sind andere, als die von der Kirche festgesetzten. Es giebt eine Auferstehung des Geistes, nicht des Fleisches. Man darf keinen Eid schwören; die Ehe ist ein einfacher Vertrag, dessen Schließung und Lösung von der freien Vereinbarung der Parteien abhängt. Der Neugeborene wird nicht mit Wasser, sondern nur durch das Wort getauft; bei Leichenbestattungen finden keine Feierlichkeiten statt. — Als „Gottesmenschen", denn so nennen sich die Duchoborzen, erkennen sie nur Gott über sich an. Deshalb ist ihnen die Gewalt des Kaisers nur eine menschliche, nicht bindende Einrichtung; es muß als Mißbrauch betrachtet werden, daß es einen Unterschied der Stände giebt. So wird der Grundsatz der unbedingten Freiheit und allgemeinen Gleichberechtigung der Regulator ihres ganzen gesellschaftlichen Lebens. Der russischen Ortsbehörde unterwerfen sie sich, weil sie eben müssen und nicht anders können. — Der amtliche Bericht schildert sie als mäßig, arbeitsam und wirthschaftlich, aber auch als unerträglich eigensinnig, gegen Andersgläubige wenig wohlwollend und oft lügnerisch und treulos. Die Gastfreiheit aber werde so weit ausgedehnt, daß sie sich auch auf Landstreicher und Deserteure erstrecke, welche man sogar mit falschen Pässen versorge. Sie schlichten alle Streitigkeiten unter sich und bringen keine Klage vors Gericht, denn die Behörden werden von ihnen nicht anerkannt. Unterstützung der Ihrigen gilt für eine heilige Pflicht.

Das Vorstehende giebt der amtliche Bericht als „sicher festgestellt" an. Aus anderen Angaben, die mehr oder weniger verbürgt sind, ergiebt sich, daß sie an eine Seelenwanderung glauben. Die Seele war vorhanden und fiel vor Erschaffung der Welt. Das Leben ist nur eine Strafe für den Sündenfall und deshalb darf man sich keiner Freude hingeben. —

Wir wollen nun zu ihrer dramatischen Geschichte übergehen. Sie leiten ihre Herkunft direct von den drei Männern im feurigen Ofen ab. Als Duchoborzen, d. h. Geisteskämpfer, sind sie zuerst 1785 vom jekatherinoslawer Bischof Ambrosius bezeichnet worden; dieser Geistliche war beauftragt, Erkundigungen über ihre Lehre einzuziehen. Die Secte hat sich allmälig über einen großen Theil des russischen Reiches, von Finnland bis nach Kamtschatka verbreitet. Ein gemeinschaftliches Oberhaupt haben die Gemeinden nie gehabt; zuweilen ist die eine mit der andern über irgend einen Lehrsatz oder einen Brauch uneinig; dann und wann ersteht auch wohl ein Häuptling, welcher über die Gemeinde, zu welcher er gehört, eine große Autorität ausübt.

Solch ein Mann war Sylvan Kolleßnikoff im Dorfe Nikolsk, im Gouvernement Jekaterinoslaw, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Er konnte lesen und schreiben, was damals bei einem Bauer eine große Seltenheit war, führte ein strenges Leben, hatte viel Rednergabe, war wohlbegütert, stand in großem Ansehen und bildete den Mittelpunkt für die Secte. Seine Autorität ging auf seine beiden Söhne Cyrill und Peter über; doch unter allen Duchoborzen war J. Kapustin der bedeutendste. Ueber seine Herkunft sind wir im Dunkel. So viel aber wissen wir, daß er als verabschiedeter Gardeunteroffizier aus St. Petersburg nach dem Gouvernement Tambow zu der Secte der Malakanen ging, dort als Prophet auftrat und bald einen großen Anhang gewann.

Die Duchoborzen waren von dem wilden Czar Paul schwer heimgesucht worden. Derselbe erließ 1799 und 1800 zwei Ukase, denen gemäß alle der Ketzerei Ueberführten auf Lebenszeit zur Zwangsarbeit in Eisen in die Bergwerke von Jekaterinburg im Ural geschickt und zu den schwersten Arbeiten angehalten werden sollten. Kaiser Alexander dagegen verfuhr milder; ihres bloßen Glaubens wegen sollten sie nicht verfolgt werden. Er wies ihnen fruchtbares Land an der Molotschna an und ließ sogar den Unbemittelten Reisegeld auszahlen. Den von Paul Verbannten gestattete er die Rückkehr, wenn sie zur orthodoxen Kirche übertreten wollten; aber die, welche offenen Ungehorsam gegen die Regierung gezeigt hatten, wurden nach den Minen bei Kola am Eismeere und nach Nertschinsk verbannt.

Erntewagen der Duchoborzen in Transkaukasien.

Alexander hatte denjenigen Duchoborzen, welche in Nikolsk hatten zurückbleiben dürfen, erlaubt, sich an der Molotschna niederzulassen, und dort gelangten sie bald zu Wohlstand. Zu ihnen begab sich Kapustin mit denjenigen Malakanen, welche er in Tambow für seine Lehre gewonnen hatte, und der Einfluß des Propheten stieg in solchem Maße, daß er Alles bestimmte und gleichsam absoluter Herrscher wurde. Er stellte die Seelenwanderung in den Vordergrund; Christus, sagte er, wird in jedem wahren Gläubigen wiedergeboren; seine Seele war die reinste, welche jemals auf der Welt gewesen; durch sie hat die Erlösung stattgefunden, und seit Christi Zeiten hat Gott ununterbrochen auf der Erde gewohnt und den Leib aller Getreuen beseelt. Christi Seele ist vermittelst der Seelenwanderung in den Körper eines Menschen übergegangen; denn hat er nicht gesagt: „Ich werde bei Euch bleiben bis ans Ende der Tage?" So hat seine Seele in einer Reihenfolge von Menschen gewohnt. Er sprach: „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt." Diese Auserwählten sind die Duchoborzen; jeden derselben belebt Christus durch seine Seele. — Insbesondere war Sylvan Koleßnikoff von ihm belebt, so sehr, daß Koleßnikoff Christus selber gewesen ist. „Und jetzt bin ich Christus, — ich bin es, so wahr der Himmel über meinem Haupte sich wölbt und so wahr meine Füße auf der Erde stehen. Ja, wahrhaftig, ich bin Christus, Euer Herr. Ich

sage Euch: werft Euch nieder, kniet vor mir und betet mich an.“ So geschah es auch.

Die Duchoborzen hatten an der Molotschna neun Dörfer und zählten im Jahre 1833 etwa 4000 Seelen. Kapustin hatte die Gütergemeinschaft bei ihnen eingeführt; er wußte die Arbeit in einer sehr zweckmäßigen Weise zu vertheilen, legte Vorrathshäuser an, führte verschiedene Industriezweige ein und der Wohlstand der Gemeinden wuchs.

Im Jahre 1814 wurde Kapustin der Proselytenmacherei beschuldigt und eingesperrt. Man ließ ihn jedoch gegen Bürgschaft wieder frei, und seitdem ist er nicht wieder zum Vorschein gekommen. Er wurde für todt ausgegeben und begraben; die Behörde schöpfte jedoch allerlei Verdacht und ließ das Grab öffnen. Man fand im Sarge eine Leiche mit langem, rothem Barte; Kapustin aber hatte braunes Haar gehabt und den Bart geschoren. Wie verhielt es sich nun mit der Sache?

Kapustin's Frau wohnte auf einer Insel an der Mündung der Molotschna in das Azossche Meer, etwa eine halbe Meile vom Dorfe Terpenie entfernt, in welchem früher Kapustin sein Haus gehabt hatte. Es fiel den Behörden auf, daß seit einiger Zeit die einflußreichsten Duchoborzen Pässe verlangten, um auf verschiedenen Märkten Pferde zu kaufen, und daß sie lange Zeit fortblieben. Nun wurde das Haus der Wittwe durchsucht, man fand aber nichts Verdächtiges. Allein späterhin, im Jahre 1820, als Kapustin wirklich gestorben war, fand man neben der Wohnung einen unterirdischen Raum, in welchem er wahrscheinlich seine letzten Lebensjahre zugebracht hat. Eine enge Thür führte vom Ufer aus vermittelst eines im Zickzack angelegten Ganges zu einer Art Grotte, in welcher noch ein Bettgestell und ein Ofen stand. Licht fiel von oben herab durch einen aus Brettern verfertigten Schlot, der mit Gesträuch überdeckt war.

Nach Kapustin ging die Würde des Christus auf seinen Sohn über, einen unfähigen, dem Trunk ergebenen Burschen. Unter den Gläubigen rissen Unordnungen ein. Jener Sohn, Hilarion Kalmikoff genannt, ist 1841 zu Achaltzik in der Verbannung gestorben und hat seinerseits zwei Kinder hinterlassen, auf welche nun die Duchoborzen ihre Christushoffnungen setzen. Inzwischen hatten an der Molotschna die

Kaukasischer Maulesel.

Aeltesten einen aus 30 Mitgliedern bestehenden Rath gebildet, der sich alle Gewalt anmaßte und bald in ein förmliches Inquisitionstribunal verwandelte. Er witterte überall Unglauben und Verrath. Deshalb stellte er den Satz auf: „Wer seinen Gott verleugnet, soll durch das Schwert zu Tode gebracht werden.“ Das Tribunal hielt seine Sitzungen in einem Hause, das als Rai i muka, d. h. Paradies und Marterkammer, bezeichnet wurde. Die Hinrichtungen fanden auf einer Insel der Molotschna statt.

Wir finden bei allen russischen Secten ein Element grauenvoller Barbarei, das im Volkscharakter zu stecken scheint, lange latent bleibt, aber zum Ausbruche kommt, sobald der ekelhafteste aller Fanatismen, der christlich-religiöse, in die einfältigen, durch Bibelstellen verrückt gewordenen Köpfe gefahren ist. So auch bei den Duchoborzen. Gemartert und hingerichtet wurde Jeder, auf welchen auch nur ein entfernter Verdacht der Ungläubigkeit oder des Verrathes fiel. Und so arg und wild trieb es der Inquisitionsrath, daß im Verlaufe von etwa zwei Jahren mehr als vierhundert Menschen spurlos verschwanden. Eine, wie es in Rußland nun einmal herkömmlich ist, viel zu spät angestellte Untersuchung brachte eine große Menge scheußlicher Grausamkeiten und Verbrechen an das Tageslicht. Man ermittelte, daß Menschen lebendig begraben worden waren, man fand verstümmelte und zerhackte Leichen. Die Untersuchungen dauerten volle vier Jahre. Kaiser Nikolaus ließ sich Bericht erstatten und befahl dann, alle Duchoborzen, welche nicht zur orthodoxen Kirche übertreten wollten, nach dem Kaukasus zu schaffen und sie dort streng zu überwachen. Im Jahre 1841 wurden 800, in 1842 wieder 800, und im folgenden Jahre 900 Geisteskämpfer dorthin abgeführt; eine nicht unbeträchtliche Anzahl fügte sich dem Gebote des Czars und durfte an der Molotschna bleiben.

Die Duchoborzen sind durchgängig wohlgebaut, kräftig und gesund. Sie halten es für ein religiöses Gebot, alle schwächlichen Kinder zu tödten, indem sie sagen: „Die Seele, das Abbild Gottes, muß in einem gesunden, starken, edeln Leibe wohnen. Wenn wir dieselbe in einer Hülle finden, die ihrer nicht würdig ist, so gebietet uns die Pflicht, sie aus dieser Gefangenschaft zu befreien. Vermöge der Seelenwanderung kann sie dann sich einen passendern Leib auswählen. Einen Mord begehen wir auf solche Weise

nicht, denn das kleine Kind hat noch kein Selbstbewußtsein." — Wir wollen hier beifügen, daß auch bei einer andern Secte, jener der Bespopovtsi, ein ähnlicher Brauch herrscht, aber aus anderen Gründen. Ihnen ist das irdische Leben ein „Jammerthal", das ihnen Widerwillen einflößt. Glücklich ist nur, wer sich in demselben nicht befindet; man macht die Kinder glücklich, indem man sie tödtet! Als beim Dorfe Sopelki, im Gouvernement Jaroslaw, wo viele Bespopovtsi wohnen, ein Teich abgelassen wurde, fand man eine große Anzahl von Leichen ermordeter Kinder. —

In Kaukasien leben die Duchoborzen unbehelligt; sie scheinen sich dort wohl zu befinden. Wereschtschagin besuchte eins ihrer Dörfer, Slavianka. Dasselbe liegt in einem Bergthal, an einem Bache, welcher in den Kur mündet, etwa 60 Werst von Elisabethpol. Es giebt außerdem noch drei andere Niederlassungen. Der Ackerbau wird, obwohl mit einfachen Geräthen, sorgfältig betrieben; das Geschirr ist in gutem Stande, eben so das Vieh; auch Maulesel, hübsche, kräftige Thiere, werden gehalten. Die Leute sind wohlhabend geworden.

Wereschtschagin hatte mit den Duchoborzen in Slavianka manche Unterredungen, die sich zumeist auf religiöse Gegenstände bezogen. Er erfuhr, daß sie weder der Bibel noch den Kirchenvätern irgend welche Autorität zuerkennen, weil diese Bücher von Menschen geschrieben worden seien; der Mensch ist unvollkommen und irrt. Geschriebene Bücher haben sie nicht, legen aber den Psalmen David's großen Werth bei, denn David wird von ihnen sehr hochgehalten, und Alles, was in den Psalmen steht, ist aus seinem eigenen Munde gekommen. Was sie aber als Psalmen David's ausgeben, besteht in allerlei kunterbuntem Zeuge. Sie verehren die drei Knaben im feurigen Ofen (aus Nebukadnezar's Zeit), weil dieselben beim Kreuze Christi ausgeharrt hätten, während doch Petrus den Herrn verleugnete.

Ihre religiösen Versammlungen halten sie in einer Isba (russischem Bauernhause) am Sonntage; die Männer stellen sich, wie unsere Illustration zeigt, auf die eine Seite, die Frauen auf die andere. Dann fängt das Beten an, wobei man dem, welcher einen Satz nicht richtig sagt, in die Rede fällt, um ihn zurechtzuweisen. Sie sagen das, was sie Psalmen nennen, stundenlang hinter einander her, und dann erst beginnt das melancholische Gesinge, gleichviel ob in der Isba oder im Freien; ein Vorsänger stimmt jeden einzelnen Psalm an. Nachdem Alles vorüber ist, bilden die gläubigen Geisteskämpfer einen Halbkreis, grüßen und umarmen sich, Männer die Männer, Frauen die Frauen. Sie fassen einander bei der Hand und verneigen sich zweimal gegen einander.

In einem ihrer sogenannten Psalmen, welcher eine Art von Katechismus bildet, heißt es unter Anderm wörtlich: „Wir dienen dem Geiste Gottes, rühmen uns Jesu Christi, haben den Geist empfangen, empfangen den Geist und sind wach durch den Geist. — An ihn glauben wir. Wir taufen uns im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes (— ohne Wasser, lediglich durch das Wort —). Wir beten zu Gott durch den Geist, den wahren Geist, und richten unsere Gebete an den wahren Gott. — Wir feiern und achten die heilige Jungfrau, durch welche Jesus geboren wurde. — Wir achten den Kaiser hoch; Herr, erhalte den Kaiser; erhöre uns. — Wir beobachten die Fasten in Gedanken. — Wir gehen nicht in eine Kirche, welche von Menschenhänden gemacht worden ist; wir begrüßen keine gemalten oder gezeichneten Bilder" ꝛc.

Wein und Taback sind nicht verboten. Lesen und Schreiben sind für einen Bauer unnöthig; beides wird von verabschiedeten Soldaten besorgt. Der russische Reisende wurde von einem alten Manne gefragt, wie das Land heiße, in welchem die Sonne untergehe.

Gegen die Malakanen herrscht die größte Abneigung; sie werden für abtrünniges Diebsgesindel erklärt, für Gottlose, die schlimmer seien als Hunde; man könne sie gar nicht als Menschen betrachten.

So befehden sich diese Fanatiker und machen einander das Leben sauer. Die Malakanen („Globus" XV, Seite 117 ff.), deren Ursprung noch immer dunkel ist, sind im vorigen Jahrhundert entstanden; ihr Name bedeutet Milchesser, weil sie während der Fasten, welche die orthodoxe Kirche vorschreibt, Milch genießen. Sie verwerfen die Bilderverehrung als abgöttisch, wollen keinen Eid schwören, halten den Sonntag heilig, sind der Obrigkeit gehorsam, verbieten Völlerei, Betrug, Diebstahl, Gewaltthätigkeit, Beschimpfung und Lüge. Selig wird man nur durch den Glauben an Jesus Christus. Die Priesterweihe wird verworfen.

In Transkaukasien ist die Zahl der Malakanen nicht unbeträchtlich, sie leben im Wohlstande, vertragen sich aber unter einander bei weitem nicht so gut wie die Duchoborzen. Sehr häufig tauchen Neuerer unter ihnen auf, welche mit den alten Vorschriften unzufrieden sind; daraus entsteht dann Zank und Hader, weil jede neue Partei so viel Anhänger als möglich zu sich herüberzuziehen bemüht ist. Sobald sie zahlreich genug wird, stellt sie sich unter einen eigenen geistlichen Leiter, einen „Mollah", und hält ihre Versammlungen in einem besondern Gebäude.

Diese „Secte der Geister" hat sich solchergestalt in mehrere Parteien gespalten. Da sind zunächst „die Reinen"; sie glauben an das alte und neue Testament, lesen und singen die Psalmen David's, welche überhaupt bei allen Secten in großem Ansehen stehen. Ueber die Feier der biblischen Feste sind die Reinen unter einander nicht einig. Einige wollen, gleich der Secte der Sabbatarier, alle Feste ohne Ausnahme feiern, und so hat sich eine Partei gebildet, welche zwischen jenen und den reinen Malakanen mitten inne steht; sie scheint nicht eben zahlreich zu sein und bildet keine besondere Colonie. Auch über andere Gebräuche herrscht Zwiespalt. Einige finden es anstößig, daß beim Gebete alle Malakanen einander küssen, und darüber hat gleichfalls eine Trennung stattgefunden.

Sehr scharf ist der Zwiespalt zwischen den Reinen und den „Springern". Diese letzteren nehmen den Satz von dem Niederkommen des heiligen Geistes auf die Gläubigen wörtlich und buchstäblich. Wenn der heilige Geist kommt, dann versetzt er den, auf welchen er sich herabläßt, in Verzückung und befähigt ihn, in mehreren Zungen zu reden. Deshalb feiern die Springer ihren Gottesdienst gern am Abend und setzen ihn bis nach Mitternacht fort. Dabei kommen dann allerlei Auftritte vor, welche den Ungläubigen ein Lächeln abnöthigen.

Ein Reiner würde sich nimmermehr herbeilassen, eine Versammlung der Springer zu besuchen; er würde sich dadurch „besudeln". Der Ingrimm gegen die letzteren ist noch ärger geworden, weil durch ihre Propheten und Psalmisten neue Gesänge eingeführt worden sind. Diese haben ganz moderne Weisen und werden vor Anbeginn des Springens angestimmt. Die Melodien sind anfangs lustig und heiter und werden immer lebendiger, um das „Besessensein" rascher zu befördern.

Die Springer ihrerseits theilen sich wieder in mehrere Parteien. Eine derselben beruft sich (— gleich den Mormonen —) auf das alte Testament, auf die Gott wohlgefälligen Patriarchen und die Könige, welche Jehovahs Lieblinge waren, und die alle Vielweiberei hatten. Deshalb wird die Polygamie für eine Einrichtung Gottes erklärt. Diese

Eine Versammlung der Duchoborzen.

Polygamisten sind jetzt noch nicht sehr zahlreich und gehen bei ihrer Propaganda sehr vorsichtig zu Werke. Uebrigens haben die Springer und Polygamisten vielen Zulauf von Seiten der jungen Leute.

Wereschtschagin schildert eine Versammlung der Springer, welche in einer Isba abgehalten wurde, denn Kirchen wollen die Malakanen nicht haben. Die Hitze war erstickend, der Geruch sehr unangenehm. Der Priester, Mollah oder Director, nahm in einem Winkel den Ehrenplatz ein; er saß unter einem Wandschranke, vor welchem sich ein Vorhang befand. In demselben befinden sich keine Bilder, welche den Malakanen überhaupt anstößig sind, sondern die heiligen Bücher, Papiere, ein Tintenfaß, ein Rechenbrett, Leuchter und dergleichen Dinge mehr. Während des Gebetes legt man die Bücher auf einen Tisch; neben dem Mollah haben einige seiner Gehülfen Platz genommen; die Andächtigen setzen sich auf Bänke, die Frauen hinter die Männer.

Nun beginnt der Mollah: „Nun, was wollen wir denn heute eigentlich lesen? Es wurde mir früher schon sauer, aber jetzt will's gar nicht mehr gut gehen; meine Augen werden so schwach. Lies Du, Bruder Iwan Wlassietsch."

Dieser entgegnet: „Nein, Bruder Iwan Nikiforwitsch, lies Du selber."

„Na, wollen sehen, ob's geht. Da sagt der Apostel Johannes, — ich will erst meine Brille richtig aufsetzen, — also der Apostel Johannes sagt, Ihr sollt nicht Zank und Streit unter einander haben. Er hat Recht. Aber nun seht, vorgestern haben die Kinder unter einander Rauferei gehabt, und die Sache ist an den Assessor gebracht worden. Das will der Apostel Johannes nicht haben; merkt Euch das. Wenn Zwist ausbricht, so habt Ihr Euch an die Aeltesten zu wenden; die werden Alles untersuchen, eine Ausgleichung herbeiführen, und wenn Ihr Euch umarmt habt, ist die Sache abgethan. Aber zum Assessor gehen, — das ist Sünde. Nun wollen wir weiter lesen. Der Apostel spricht vom ewigen Leben. Ihr fragt vielleicht, wann das kommen werde? Ja, wer das wissen könnte! Vielleicht erleben nicht einmal unsere Enkel die zweite Erscheinung Jesu Christi auf Erden. Aber jetzt singt etwas!"

Betversammlung der Malakanen.

Nun wählt ein Gehülfe des Priesters einen beliebigen Gesang aus, fängt an und Alle stimmen ein, in hohem Tone, ungemein laut und schnalzend. Man kann diese Gesänge aus weiter Ferne hören.

Nachher wurde ein Teppich ausgebreitet; die Gläubigen knieten auf denselben nieder und setzten sich dann wieder auf die Bänke; nachher standen Alle auf und küßten einander, Männer die Männer, Frauen die Frauen. Wieder folgten abwechselnd Gebete und Gesänge.

Sie sind nicht so stupid, an eine „ewige Verdammniß" zu glauben, wie die abendländischen Christen, sondern Gott ist ihnen barmherzig bis ins Unermeßliche und Reue ist ihm wohlgefällig. Der heilige Geist kommt nur auf den herab, welcher Reue fühlt, er zeigt sich aber in keinerlei sichtbarer Gestalt; wen er beseligt, der seufzt und weint und findet im Gebete Trost für alle Leiden und alles Ungemach.

Das ist die Ansicht der „Reinen". Bei den Springern dagegen muß der, auf welchen der heilige Geist herabkommt, das Allen zeigen. Deshalb geräth er in Verzückungen, in einen Zustand der Heiligkeit. Anfangs wankt und schwankt er wie ein Betrunkener, dann fangen Männer und Frauen zu zittern an, sie treten auf und nieder, drehen sich, hüpfen, springen, klettern auf Tische und Bänke.

Diese Aufregung mag Leuten wohlthun, denen Gesang, Tanz und jede weltliche Lust streng verboten ist; das Alles würde ja der Heiligkeit Eintrag thun. Als eine Art von Ersatz beten und hüpfen sie, vier, fünf Stunden hinter einander, die halbe oder die ganze Nacht hindurch, und das thun sie, nachdem sie den Tag über angestrengt auf dem Felde gearbeitet haben. Wereschtschagin kam in solch eine Springerversammlung, als Mitternacht längst vorüber war. Die Gläubigen saßen dicht an einandergedrängt und blickten zur Erde; nur der Mollah stand, mit gekreuzten Armen, das Haupt auf die Brust gesenkt, und rief den Herrn um Gnade an. Viele schluchzten. Plötzlich sprang einer auf, streckte die Arme hoch empor und blieb so stehen, als wäre er angenagelt. Er wollte zeigen, daß er bereit sei, nach Zion emporzufliegen, leider aber keine Flügel habe! Um Zion herum soll das „Neue Jerusalem" gebaut werden.

Wer Mitglied der Springer werden will, muß vor einem Priester Buße thun und versprechen, daß er fortan sich nach Kräften jeder Sünde enthalten wolle. Das wird dann der ganzen Gemeinde verkündigt. Das Weintrinken ist zwar verboten, findet aber doch insgeheim statt; der Taback wird als Teufelskraut bezeichnet.

Ihre Colonie Nowaja Saratowka befindet sich im Wohlstand. Viele Malakanen sind Frachtfuhrleute, welche den Waarentransport zwischen Tiflis und anderen transkaukasischen Städten besorgen. Sie sind jetzt etwa dreißig Jahre dort im Lande und scheinen auch bleiben zu wollen, obwohl ihrer Rückkehr nach Europa heute kein Hinderniß mehr im Wege stände.

Adolph v. Wrede's Reise in Hadhramaut.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Wanderung zum Wadi Doan. — Quälereien der Beduinen. — Fragen und Antworten. — Ortschaften der Beduinen. — Die Beduinenfrauen. — Ein Schlachtfest. — Schilderung des Wadi Doan. — Ohnmacht der Sultane gegenüber den Beduinen. — Eine seltsame Ceremonie.

Am 26. Juni 1843 trat nun Wrede mit diesen Beduinen seine Wanderung nach dem Wadi Doan an, eine Wanderung im buchstäblichen Sinne, denn die einzige Art des Reisens ist dort zu Fuße. Pferde giebt es in jenem Theile Südarabiens gar nicht. Esel kommen vor, werden aber nicht als Reitthiere benutzt. Der einzige Begleiter der Karawanen ist das Kameel, das hier auch nicht geritten, sondern nur als Lastträger gebraucht wird. Der Weg von Makalla zum Wadi Doan zieht sich in nordwestlicher Richtung fast immer bergan, indem man, eine nach der andern, die über einander emporragenden Gebirgsterrassen des Hadhramaut erklimmt, deren Wrede einige acht annimmt, jede an die tausend Fuß höher als die untere, bis man zuletzt eine Höhe von einigen achttausend Fuß erreicht hat; von dieser muß man natürlich wieder einige tausend Fuß hinabsteigen, ehe man den tiefer gelegenen Wadi Doan erreicht.

Obgleich dieser Weg nur etwa funfzig Gehstunden beträgt, so gebrauchte doch Wrede volle neun Tage, um ihn zurückzulegen; denn die Beduinen kennen nicht den Werth der Zeit; sie sind zwar schnelle und rüstige Fußgänger, aber sie vertrödeln oft halbe, selbst ganze Tage an den Ruheplätzen, kennen überhaupt keine Regelmäßigkeit in der Beobachtung der Zeit des Aufbruchs oder des Lagerns, da ihnen jeder Ort zur Lagerstätte gut ist, das freie Feld oder ein unbewohnter Palmenhain eben so gut wie ein Dorf. Zelte führen sie nicht mit sich, sondern lagern, wenn sie kein Haus vorfinden, ohne Widerstreben unter völlig freiem Himmel. Unser Reisender empfand fühlbar den schroffen Klimawechsel zwischen dem Tiefland und den Gebirgsterrassen, auf deren höchster sein Thermometer oft bis zum Gefrierpunkte sank, während er einige Tage vorher im Schatten noch 30 Grad Réaumur beobachtet hatte. Eben so scharf war der Abstand zwischen der Tageshitze und der Kühle der Nacht; er betrug fast immer einige 20 Grad. Wrede, obgleich von kräftiger Constitution, litt doch dadurch, aber die halbnackten Beduinen schienen gegen diesen schroffen Wechsel der Temperatur durchaus abgehärtet; sie kleideten sich nicht wärmer, wenn es eisig kalt war, schlugen oft ihr Nachtlager auf völlig freier Felsterrasse auf und schliefen unter freiem Himmel ohne andern Schutz, als den ihrer dünnen Wollendecken.

Jeden Abend bei der Ankunft am Lagerplatze wurde Kaffee gekocht und zwar gemeinschaftlich, indem jeder der Mitreisenden aus seinem Kaffeebohnenbeutel, den alle Südaraber bei sich führen, eine Anzahl Bohnen beisteuerte. Diese Anzahl war genau bestimmt und so klein (sie betrug nämlich nur fünf kleine Mochabohnen), daß dabei nur ein sehr verdünntes Getränk herauskommen konnte. Von anderen warmen Lebensmitteln war nicht die Rede. Die Beduinen begnügten sich mit Datteln oder mit getrockneten Haifischfinnen, deren man große Massen von der oceanischen Küste ins Innere einführt.

Wrede, obgleich unter dem Schutze der Beduinen stehend und gewissermaßen ihr Adoptivbruder, hatte sich doch keineswegs einer brüderlichen Behandlung von Seiten dieser Halbwilden zu rühmen. Diese Menschen sind zu roh und zu verachtungsvoll für Alle, die nicht ihr rauhes Leben, ihre dürftige Kleidung, ihre eigenen ritterlich barbarischen Sitten theilen, um nicht jede Abweichung von dem, was sie für die allein eines Menschen würdige Lebensweise halten, durch bittern, nicht selten handgreiflichen Spott und durch tausenderlei Vexationen zu rügen, die das Leben unter ihnen für den Civilisationsmenschen zu einem wahren Dornenpfade machen.

Bei Tage wie bei Nacht war der Reisende den lästigsten Quälereien ausgesetzt. Oft, wenn er schlief, weckte man ihn mit Faustschlägen, kitzelte ihn mit einer Dolchspitze. Wenn er wachte, wurde nicht selten ein Gewehr auf ihn angelegt, ein Dolch nach ihm gezückt oder sonst ein wüthender Angriff auf ihn gemacht, — Alles liebenswürdige Scherze jener angenehmen Reisebegleiter! Die größte Qual für ihn entsprang jedoch aus dem endlosen Fragen über seine Herkunft, seinen Reisezweck, seinen Glauben u. s. w., die er in einem Athem oft zehnmal beantworten mußte, denn die Beduinen begnügten sich nicht mit einer ein- für allemal gegebenen Antwort, sondern wollten das schon hundertmal Erzählte zum hundert und ersten Male hören. Eine gewisse Billigkeit konnte er ihnen jedoch zuweilen nachrühmen. So erzählt er:

„Als ich Allen schon unzählige Male die gewünschte Auskunft gegeben hatte und die Fragen doch nie enden wollten, stellte ich mich müde und gab zuletzt keine Antwort mehr. Da nun meine Quälgeister mich mit Gewalt zum Antworten aufrütteln wollten, legte sich mein Dachail (Beschützer) ins Mittel und beruhigte die Frager mit den Worten: „Laßt ihn in Ruhe! Sein Herz ist schwarz, denn er ist müde." Nach diesem wagte kein Beduine mehr eine Frage an mich zu richten."

Aber wenn die Beduinen viel fragen, so sind auch sie ihrerseits gern zum Auskunftgeben bereit, nur nicht auf directe Fragen. Dadurch werden sie mißtrauisch. Wenn man sie aber nicht fragt, so fangen sie von selbst zu schwatzen an, und diesen freiwilligen, unbewachten Plaudereien ver-

dankte Wrede manche werthvolle Auskunft über das Leben und die Sitten dieser Völker, sowie über die Beschaffenheit ihres Landes.

Auf directe Fragen dagegen ist es schwer, eine befriedigende Antwort zu erhalten. Manchmal kam Wrede dennoch in den Fall, solche stellen zu müssen, und die Erfahrung lehrte ihn bald, wie er sich dabei zu benehmen habe. Man darf nie eine Frage, auf welche „Ja" oder „Nein" geantwortet werden kann, stellen. In diesem Fall antwortet der Beduine stets eilig und unbedacht, um nur den Frager bald loszuwerden. Will man z. B. wissen, ob ein Ort, dessen Namen man zu kennen glaubt, wirklich so heiße, so muß man nicht etwa fragen: „Heißt dieser Ort Makalla oder Borum?" darauf würde der ungeduldige Beduine stets „Ja" antworten, selbst, wenn man ihn gefragt hätte, ob ein Dorf in Hadhramaut „Paris" heiße? Fragt man aber „wie heißt der und der Ort?" selbst wenn man den Namen zu kennen glaubt, so ist der Beduine in den meisten Fällen veranlaßt, die richtige Antwort zu geben.

Auf der neuntägigen Wanderung von Makalla nach dem Wadi Doan kam Wrede nur durch Beduinenland. Selbst die Dörfer waren nur von Beduinen bewohnt. Diese Beduinendörfer hatten jedoch selten mehr als 400 Einwohner. In denselben wurde der Reisende als Gast des befreundeten Stammes meist gut aufgenommen, aber auch entsetzlich mit Fragen gequält, namentlich über Politik, bei welcher Gelegenheit er oft die verrücktesten Ansichten zu hören bekam. Man erzählte ihm, daß alle christlichen Könige Vasallen des Sultans seien, daß letzterer sogar die Königin von England bereits vor langer Zeit nach Konstantinopel beordert habe, wo sie zum Islam übergetreten sei. Ihre hinreißende Schönheit habe den Sultan vermocht, sie in seinem Harem aufzunehmen, wo sie ihm bereits sieben Söhne geboren habe. Noch seltsamer waren die Vorstellungen über den Kaiser von Rußland. Dieser sei ein Herr, der seine guten sieben Ellen messe und eine Leibwache von 7000 Menschenfressern um sich habe. Kurz vor Wrede's Reise war ein Komet erschienen, und dieses Ereigniß wurde dahin gedeutet, daß der Sultan die Engländer aus Aden vertreiben würde. Wenn dieses geschehen, werde Mehemed Ali den ganzen Hadhramaut erobern und dort Handel und Wandel zu einer so hohen Blüthe bringen, daß die Thaler so häufig würden, wie der Sand am Meere.

Die größte Ortschaft, welche Wrede auf diesem Wege traf, hieß Missne, vom Stamm der Akaybere bewohnt. Hier wohnte er bei einem Scheich, der ihn mit Hammelfleisch tractirte und beim Essen die Hammelsschnittchen dem Reisenden selbst in den Mund steckte. Dieser Scheich war ein fanatischer Moslim, schimpfte auf die Engländer, weil sie Aden erobert hatten, und erhob deren Feind, Fadhl Ali, den Sultan von Ssughra, in den Himmel. Ueberall hörte Wrede das enthusiastische Lob dieses Sultans, der allgemein „das Schwert des Glaubens" genannt wurde.

Am 29. Juni war der Reisende bereits in einer Höhe von 5000 Fuß über der Meeresfläche angelangt. Hier wurden die Gewitter häufig, und Wrede beobachtete bei diesen ein seltsames, ihm stets räthselhaft gebliebenes Gebahren der Beduinen. Bei jedem Donnerschlage brachen sie in den Ruf „Eh-Ya-Ho" (vielleicht das Ya-Hu der heulenden Derwische, welches Jehova bedeuten soll?) aus, und drohten mit der geballten Faust nach der Gegend, von welcher das Gewitter herkam. Auf alle seine Fragen nach der Ursache dieses seltsamen Gebahrens ward ihm nur die Auskunft, daß es so Gebrauch sei.

Am 30. Juni befand sich der Reisende auf dem Bergplateau des auch auf der Kiepert'schen Karte angegebenen Dschebel Zahura, dessen Höhe er auf 8000 Fuß schätzt. Es war die höchste der Hadhramauter Gebirgsterrassen, und von hier senkte sich das Terrain nach Norden gegen den Wadi Doan zu. Die sanften Abhänge dieser nördlichen Gebirgssenkung fand er mit Mimosen, Tamarisken und Nebekbäumen bewachsen. Im Wadi Dahme fand er gute Aufnahme in einem Beduinendorfe. Er nimmt von dessen Bewohnerinnen Anlaß, um uns das Aeußere der Beduinenweiber dieser Gegenden zu schildern.

„Der einfache und originelle Anzug dieser Beduinenfrauen besteht aus einem braunen Wollenhemd, dessen hinterer Theil bis auf die Fersen reicht, während der vordere kaum die Knie bedeckt. Oben wird eine runde Oeffnung gelassen, welche auf beiden Schultern durch einen Einschnitt erweitert ist, der, nachdem man das Hemd angezogen, zugeknöpft werden kann. Die Aermel reichen nur bis zur Hälfte des Oberarms. Ein breiter lederner Gürtel, der mit messingenen Ringen und kleinen weißen Porcellanmuscheln, sogenannten „Otterköpfchen", besetzt ist, hält dieses Gewand über den Hüften zusammen und dient zugleich zum Tragen eines Beils, welches sie stets mit sich führen, um während des Weidens ihrer Thiere das nöthige Holz zu schlagen. Eine enge Hose aus blauem Baumwollstoffe reicht bis unter die Waden. Kopf und Gesicht sind unbedeckt, und die Haare fallen ohne Pflege unordentlich herab. Wie die Männer, gehen auch die Beduinenfrauen fast immer barfuß; der Sandalen bedienen sie sich nur, wenn sie im dornigen Gesträuch Holz holen. Als Zierrathe tragen sie an den Beinen Messingringe von drei Zoll Breite und einer Linie Dicke, an den Armen glatte Ringe von einem Zoll Breite, um den Hals Glaskorallen und in den Ohren und durchbohrten Nasenflügeln messingene oder silberne Ringe. Wenn sie die Herden ins Freie treiben, tragen sie an einem Riemen einen mit Leder überzogenen Korb, der die Gestalt eines Viertelkugelabschnitts hat. Beim Tragen ist die Oeffnung dem Körper zugewandt. Dieser Korb dient jungen Müttern zum Tragen ihres vollkommen nackten Säuglings, und anderen Frauen zum Fortschaffen neugeborener Lämmer und Zicklein, die zum Laufen noch zu schwach sind."

Der Wadi Dahme wird nicht mehr vom Stamme des Akaybere bewohnt, der nur südlich vom Dschebel Zahura seine Lagerplätze hat, sondern von den Ssanemhin. Aber mit den Akaybere traf der Reisende noch oft zusammen, nämlich mit Karawanen dieser Beduinen, die mit Waaren nach dem Wadi Doan zogen. Da seine eigenen Reisebegleiter demselben Stamme angehörten, so erfolgte dann jedesmal eine Erkennungsscene und nicht selten ein Fest, dessen Hauptlustbarkeit das Schlachten und Verzehren eines Hammels bildete. Auch Wrede tractirte einmal die ganze Gesellschaft mit einem Hammel. Hören wir seine eigene Beschreibung dieses seltsamen Schlachtfestes.

„Als Gastgeber beeilte ich mich, die Tugend der Gastfreundschaft zu üben, und lud die fremde Partei zum bevorstehenden Schmause ein, was mir warme Lobeserhebungen einbrachte. Ein Jeder mußte nun, dem Gebrauch gemäß, etwas zur Bereitung des Gastmahls beitragen. Einige holten Holz, Andere sammelten Kiesel, noch Andere schafften Wasser zum Reinigen der Thiere herbei oder halfen meinem Dachail (Schutzherrn) im Schlachten, denn dieser mußte das Geschäft besorgen, da er als mein Beschützer seine Ansprüche auf das Fell geltend machte. Ihr Verfahren hierbei ist seltsam. Nachdem das Thier geschlachtet ist, wird es an den gespreizten Hinterfüßen aufgehangen, die abgezogene Haut auf dem Boden ausgebreitet, um das Fleisch darauf zu legen, welches bis auf die Schenkel abgeschnitten wird, bevor noch die Eingeweide herausgenommen sind. Hierauf nimmt man den Magen heraus, reinigt und zerstückt ihn.

Um die Eingeweide zu reinigen, nahm mein Führer den Mund voll Wasser und blies dasselbe mit großer Lungenkraft in den After des Thieres, während seine Gehülfen den Bauch zusammenpreßten. Dieses Hineinspritzen in den After wurde wiederholt, bis das Innere des Thieres gehörig rein erachtet wurde. Die Eingeweide werden dann abgenommen, das an ihnen haftende Fett abgetrennt und Alles in fingerlange Streifen zerschnitten, die man mit Fett umwickelt. Zuletzt werden noch die Schenkel zu kleinen Stücken geschnitten."

„Mittlerweile haben Andere einen kreisförmigen Herd aus großen Steinen errichtet, auf demselben einen großen Holzhaufen zusammengetragen und diesen mit Kieseln bedeckt. Ist nun das Feuer heruntergebrannt, so wird das Fleisch auf die glühenden Kiesel gelegt, bis es heiß geworden ist, und dann in so viele große Haufen abgetheilt, als Personen da sind. Um allen Streit zu vermeiden, werden diese Fleischportionen durch das Loos vertheilt, und zwar giebt Jeder zu diesem Zweck irgend ein Pfand her, das dann in einen Sack kommt. Einer der Gesellschaft schüttelt die Pfänder durch einander und setzt sich, mit dem Rücken nach dem Fleisch gewandt, nieder. Ein Anderer zeigt dann auf einen der Fleischhaufen und fragt, „für wen dieses Fleisch?" Hierauf zieht der Erste ein Pfand aus dem Sack und der Andere legt es auf die bezeichnete Fleischportion. Ein Jeder nimmt endlich das Fleisch, auf dem er sein Pfand liegend findet."

„Das Fleisch ist dann noch roh. Die Beduinen essen es aber so am liebsten. Ebenso essen sie es stets ohne Salz; sie finden sogar den Gebrauch des Salzes lächerlich. Wenigstens fanden sie es stets sehr sonderbar, wenn ich Salz zu meinen Speisen nahm."

Diese Bemerkung Wrede's fand auch ich auf meinen Reisen bei anderen Arabern bestätigt. In der Regentschaft Tripolis tractirte ich einmal einige Landleute mit harten Eiern, die sie sehr dankbar annahmen; aber von dem dargereichten Salze wollten sie nichts wissen, sondern lächelten mitleidig, als ich ihnen sagte, daß wir Europäer Salz zu Eiern stets nothwendig erachteten. Dies widerspricht sehr der Meinung vieler unserer Aerzte, welche Salzgenuß als zur Gesundheit durchaus unentbehrlich halten, denn die Beduinen Wrede's und meine Tripolitaner waren auch ohne Salz so gesund, wie Fische im Wasser.

Endlich nach mehrtägigem Hinabsteigen von der Höhe des Dschebel Zahura langte Wrede am 4. Juli 1843 in dem langersehnten Wadi Doan an, der erste und einzige Europäer, der jemals diesen Theil Südarabiens betreten hat. Lassen wir ihn selbst den Anblick dieses lieblichen Thales schildern.

„Nie ward ich so mächtig überrascht, wie von dem Anblicke, der sich mir plötzlich darbot. Er war unvergleichlich, im höchsten Grade anziehend und originell. Da das Hinabsteigen der Karawane nur sehr langsam von Statten ging, so setzte ich mich auf einen zur Seite liegenden Felsblock, um diese Scene mit Muße beobachten zu können. Ich sah in eine 600 Schritt breite und 500 Fuß tiefe, von senkrechten Felswänden begrenzte Schlucht hinein, von deren halber Höhe aus hinabgerollte Felsblöcke und Schutt des verwitterten Gesteins eine sanftere Abdachung gebildet hatten, welche den Thalboden auf eine Breite von nur 300 Schritt reducirt. Auf dieser Abdachung erheben sich amphitheatralisch Städte und Dörfer, zwischen denen einzelne Gehöfte und Felder liegen. Einige zwölf Ortschaften liegen auf einer Strecke von einer deutschen Meile beisammen. Dichter Dattelpalmenwald und grüne Saatfelder bedecken das Thal, und nur hier und da zeigt sich das trockene Bett des Wildbachs als blendend weißes Kieselgerölle zwischen dem dunkeln Grün der Palmen."

Wadi Doan ist nicht, wie man nach Kiepert's Karte schließen sollte, der Name des ganzen großen Hauptwadi dieses Theiles von Hadhramaut, sondern dieser Hauptwadi ändert sehr oft seinen Namen. Zuerst heißt er Wadi Minua, dann in einer Länge von 6 Stunden Wadi Doan, darauf auf 8 Stunden Wadi Hadscharin, später auf einige 30 Stunden Wadi Kassr, und endlich bis zu seiner Mündung ins Meer beim Punkte Ssay Hud (freilich schon außerhalb Hadhramaut) nimmt er auf 20 bis 30 Stunden den Namen Wadi Missile an. Mit dem Wadi Kassr vereinigt sich im Norden der Wadi Rachiya, der bei Ssahwa beginnt, und im Westen der Wadi Amd, der in seinem südlichen obern Laufe Wadi Rhaide ed Dyn heißt. Da Wrede alle diese Wadis (mit Ausnahme des Wadi Kassr und Mossile) besuchte, so erwähne ich ihr System hier zur Orientirung des Lesers. Kiepert's Karte giebt die Wadis richtig an, nur seine Ausdehnung des Namens Wadi Doan ist zu groß. Der Wadi, der bei ihm diesen Namen führt, besteht in Wirklichkeit aus vier Wadis, Minua, Doan, Hadscharin und Kassr, und von diesen vier ist der Wadi Doan selbst der kleinste. Doan ist auch nicht der Name eines großen Landstriches, sondern eben nur eines kleinen, 6 Stunden langen Wadis, ebensowenig der einer Stadt, was schon Ritter bemerkte.

Uebrigens muß ich hier, um Mißverständnissen vorzubeugen, erwähnen, daß der Wadi Doan noch gar nicht im eigentlichen Hadhramaut liegt. Nur die Europäer gebrauchen „Hadhramaut" in dem weiten Sinne, wonach man darunter alle Länder zwischen Mahra und Yafa versteht. Die Araber dagegen nennen „Hadhramaut" nur den innern Theil dieses Landes, dessen Hauptwadis der Wadi Kassr, der östliche Wadi Amd und Rachiya, sowie der nördliche Theil des Wadi Missile sind. Das Land vom Wadi Hadscherin und Wadi Doan nördlich bis nach Makalla südlich wird dagegen von den Arabern Beled Beni Yssa genannt. An dieses grenzt westlich das Beled el Hadschan, östlich das Beled Hamum, und vor allen dreien im Norden liegt Hadhramaut. Unser gewöhnlicher Sprachgebrauch nimmt freilich letztern Namen für alle vier Provinzen, Hadhramaut, Beni Yssa, Hadschar und Hamum in Anspruch. Wie weit sich Hadhramaut noch im Norden erstreckt, ob die Wüste el Ahkaf wirklich gleich beim Wadi Rachiya anfängt, oder ob das bewohnte Land sich noch weiter ausdehnt, wissen wir selbst jetzt, nach Wrede's Reisen, noch nicht. Wrede hat die Wüste el Ahkaf nur an einer Stelle, im äußersten Nordwest des Wadi Rachiya erreicht, über ihre übrigen Grenzen konnte er nichts Bestimmtes erfahren.

Der Wadi Doan, obgleich klein, scheint jedoch seiner Fruchtbarkeit und Bevölkerungszahl wegen sich einer bevorzugten Bedeutung zu erfreuen. Für uns ist er besonders interessant, weil er das Centrum der Wrede'schen geographischen Forschungen in Hadhramaut, Beni Yssa und Hadschar bildete. Dreimal unternahm unser Reisender von hier aus längere Ausflüge, auf denen er die wichtigste wissenschaftliche Ausbeute sammelte. Die Stadt des Wadi Doan, in welcher Wrede sein Hauptquartier aufschlug, war Chorayby, das lange für das Caripeta des Aelius Gallus und Strabo gehalten wurde, bis Fresnel bewies, daß wir diesen Ort in Yemen suchen müssen. Chorayby, Kraye, Chorba, Karn el Manasil, esch Schark, Raschid ba Dschisus und Wora sind die Hauptorte dieses Wadi. Jede dieser Städte oder Dörfer steht unter ihrem eigenen Sultan. Alle diese kleinen Sultane sind vom Geschlecht der Amudy, zu dem auch größtentheils ihre Unterthanen, die Städtebewohner, gehören. Sie sind von einander unabhängige, aber höchst

ohnmächtige Fürsten, da sie alle unter dem Schutze oder vielmehr der Herrschaft der Beduinen stehen, deren mächtigste Stämme im Wadi Doan die Chamiya und die Maraschida sind. Sie sind die wahren Herren des Landes, und die Sultane, deren Gebiet sich nicht über ihre Stadtmauern erstreckt, im vollen Sinne des Wortes ihre Vasallen. Die beiden Oberhäupter der besagten Stämme, welche die Landschaft beherrschen, haben sogar ihre Residenz in der Stadt Chorahbe selbst, deren Sultan somit durch sie ganz in den Schatten gestellt wird. Wrede lernte diesen Sultan kennen, einen siebenzigjährigen Greis, Namens Manassi ben Amud, der in einem Schlosse von Beduinen mehr gefangen gehalten als bewacht lebte. Er war nach Art der Beduinen gekleidet, am Oberkörper nackt, trug die Dschembiya und den Lederriemen mit dem Pulverhorn ganz wie seine Beschützer. Der einzige Schmuck seines Prunkgemaches waren einige dreißig alte Waffen, Gewehre, Säbel, Dolche, die an den Wänden hingen. Reich schien er nicht zu sein, somit die Steuer schlecht einzugehen. Aber der Sultan wußte sich, wenn seine Unterthanen ihre Contributionen gar zu schlecht zahlten, zu helfen. Er ließ nämlich die Stadt ohne Weiteres von Zeit zu Zeit beschießen. Wrede selbst wurde beinahe das Opfer einer solchen Füsilade. Gewöhnlich dauert die Beschießung der Unterthanen einen oder zwei Tage, bis diese mürbe geworden sind und die Summe zusammenschießen, die den gütigen Landesherrn befriedigt. Große Unfälle sollen dabei nicht oft vorkommen, da die Bürger sich gleich nach dem ersten Schuß in ihre Häuser zurückziehen. Natürlich muß der Sultan zu einer solchen Beschießung seiner Unterthanen die Erlaubniß der Beduinen haben, die sie jedoch gern ertheilen und selbst dabei mithelfen, da sie die Städter hassen und verachten.

Nur durch ein Mittel wissen diese Städter den Beduinen gegenüber sich überhaupt noch geltend zu machen. Sie beuten nämlich deren Aberglauben aus. Nun macht sich der Beduine aus der Religion zwar wenig, aber er hegt eine entsetzliche Furcht vor Zauberei, und hält jeden, der schreiben und lesen kann, in seiner krassen Unwissenheit schon für einen Kenner der verborgensten Wissenschaften und somit auch der Zauberei. Unter den Städtern blüht der schroffste religiöse Fanatismus; jeder dritte Mann ist hier entweder ein Scherif (Nachkomme des Propheten), oder ein Scheich, oder ein Gottesgelehrter. Bei einem solchen Scheich wohnte auch Wrede, und lernte dort gleich am ersten Tage die intolerante Gesellschaft dieser hochmüthigen Glaubenswächter kennen. Als er seinem Wirth und dessen Söhnen, die alle Gottesgelehrte waren, zum Willkomm die Hand geküßt hatte, mußte er noch eine andere höchst *seltsame* Ceremonie absolviren, die wir ihn lieber selbst beschreiben lassen wollen.

„Nachdem ich dem Scheich die Hand geküßt, wandte ich mich an die Versammlung und sprach der Sitte gemäß die Worte „*Hak esch Scheraf*“, d. h. *das Recht der Scherife*, worauf sogleich alle Scherife und Ssayids (so heißen im Speciellen die Nachkommen Hassayn's), worunter auch ein zwölfjähriger Knabe, mir ihre Hände entgegenhielten. Diese Hände mußte ich nun, eine nach der andern, nicht etwa küssen, sondern — *beriechen*, da nach den hier gültigen Anschauungen die Hände der Scherife einen Geruch der Heiligkeit ausduften, durch dessen Einathmung dem sie Beriechenden alle möglichen Segnungen zu Theil werden. Die Art und Weise, mit der die Scherife meine Huldigung entgegennahmen, war so anmaßend und impertinent, daß nur der Drang der Umstände mich vermochte, meinen Widerwillen zu überwinden.“

Rückerinnerungen aus meinem Karawanenleben.

Von **Hermann Vambery.**

II.

Um die Reize des Karawanenlebens recht zu genießen, um in der Mitte einer solchen Gesellschaft bequem dahin zu ziehen, ist es am besten, ein Pferd zu wählen, und zwar einen *Paßgänger* oder *Jorga*, wie ihn Türken und Perser überall nennen. An den Paßgang, in Folge dessen das Thier eine angenehm schaukelnde Bewegung annimmt, gewöhnt man dasselbe, indem man seinen Tritt mit Hülfe eines an beiden Füßen angebrachten Strickes regelt. Anfangs fällt ihm dieser Gang sehr schwer, die Kniegelenke schwellen schmerzhaft an, und nur nach einem mehrmonatlichen Exercitium wird es von seinen Fesseln befreit. Die Abrichtung ist aber der mit ihr verbundenen Plage werth, denn auf einem derartig abgerichteten Thiere, wenn es noch obendrein mit einem guten *Palan* (Tuchsattel) versehen ist, wird selbst die langwierigste Reise leidlich und angenehm.

Den Abendländern wird sie nicht behagen, weil sie ihm viel zu langsam wäre. Doch der Orientale, der dem Grundsatze „*Eilen ist des Teufels Sache*“ huldigt, zieht es immer vor, in der freien Natur, unter einem schönen blauen Himmel sich im Sattel schaukelnd, auf Reisen zu sein.

Die Leser dürfen es nicht als eine Uebertreibung nehmen, wenn ich behaupte, daß kein Kameel-, Pferde- oder Maulthierritt auf mich so ermüdend und nervenerschütternd wirkte, wie unsere Eisenbahnfahrten, es sei dies der Courierzug zwischen London und Liverpool, oder der elendeste Bummelzug auf einer österreichischen Bahn.

Das Pferd also ist das beste Reitthier in einer Karawane oder in einer kleinern Gesellschaft; das *Maulthier* hat allerdings eine angenehme Gangart, ist aber mitunter das eigensinnigste aller Geschöpfe. Befindet sich die Karawane im Marschiren, so kann ein Maulthier nur mit schwerer Mühe zum Stehen gebracht werden, und hat der Reiter dasselbe gewöhnt, zwei oder drei Tage mit einem seiner Geschlechtsgenossen in Gesellschaft zu gehen, so giebt es keine Macht, die im Stande wäre, dies eigensinnige Thier zu bewegen, seine Position zu wechseln. Es bleibt stehen: man kann es bis zum Tode peinigen, es wird halsstarrig seinen Marsch nur dann fortsetzen, wenn der Gefährte von gestern wieder an seiner Seite wandelt.

Noch größer sind die Unannehmlichkeiten, welche den Ritt auf einem *Esel* begleiten. Die kurzen, scharfen Schritte des kleinen Thieres bleiben nicht ohne Einfluß auf das Nervensystem seines Reiters. Dabei geräth es vor jeder Pfütze und jedem Wasser in Todesangst. Da Peitsche und Stachel nur

in den ersten Tagen des Marsches auf das Thier einen Einfluß auszuüben vermögen, so ermüdet das ewig nothwendige Antreiben Hände und Füße des Reiters fast ebenso, als hätte er den Weg zu Fuße zurückgelegt. Und was soll ich erst von dem ohrzerreißenden I-Anen sagen? Der europäische Esel ist was Umfang und Colorit seiner Stimme betrifft, ein Stümper gegenüber seinem asiatischen Bruder. Die gewaltigsten Schreier sind die von Bochara und Chokand, nach ihnen kommt der ägyptische Esel, dem die von Yezd und Kirman folgen; die bescheidensten aber, die ich kenne, sind unstreitig jene des nebeligen britannischen Reiches.

Nur Armuth oder die Reise durch eine Steppengegend vermag den Orientalen dazu zu zwingen, ein Kameel als Reitthier auszuwählen. Es ist nicht die schiffartige Bewegung des Thieres, von der es heißt, daß sie eine der Seekrankheit ähnliche üble Stimmung erzeuge, welche das Kameel so wenig beliebt gemacht hat; die Ursache liegt vielmehr in dem unausstehlich schlechten Geruche, welchen das mißgestaltete Schiff der Wüste auf 4 bis 5 Schritte um sich her verbreitet. Dieser mit nichts in der Welt vergleichbare üble Geruch macht sich allezeit bemerkbar; doch besonders quälend wird er für den Reisenden in den Sommermonaten, namentlich wenn das Thier zur Verdauung der in der Wüste wachsenden Disteln nicht genug Wasser hat. Das Pferd pflegt sich in solchen Fällen dem Kameele nur mit schwerer Mühe zu nähern, und der Mensch muß auf dessen Rücken stundenlang sitzen und die verpestete Atmosphäre einathmen. Wie scharf der Kameelgeruch ist, wird daraus am besten verständlich, wenn ich sage, daß gewisse Kleidungsstücke, mit denen ich auf Kameelen ritt, erst nach Verlauf eines ganzen Jahres den übeln Geruch verloren. Ueberdies ist der sehr langsame, plumpe Gang auch ziemlich unangenehm. Das Kameel ist und bleibt vorzüglich ein Lastthier; Dromedare sind sehr selten anzutreffen und überaus theuer. Was wir von ihrer Windesschnelligkeit wissen, ist wohl keine Fabel. Wie ich hörte, soll sich unter den Beludschen und Arabern hier und da ein solches Dromedar vorfinden, doch sind sie in Turkestan, so weit ich weiß, nur wenig gekannt, denn die schnellfüßigen Kasakkameele bleiben hinter einem mittelmäßigen Pferde zurück.

So viel über die Reitthiere. Es giebt aber noch andere Communicationsmittel, die ich fast alle kennen gelernt habe. Zu diesen gehören erstens die schon so oft beschriebenen Kedscheves (Hängekörbe), im südlichen Mittelasien und Indien Palekis genannt, von welchen jene, die auf Pferde- oder Maulthiersatteln ruhen, unbequeme, die auf Kameelrücken befindlichen aber noch so ziemlich erträglich sind. Daß ein Europäer in einem drei Fuß langen Holzkorbe stunden-, ja tagelang gekauert sitzend nicht gern reisen mag, ist gar nicht zu verwundern. Ja, er empfindet es sogar als eine Qual, auf der Reise sich einer solchen Equipage bedienen zu müssen; dem Sohne des Ostens aber ist diese Lage, an die er noch von Kindheit auf gewöhnt ist, ziemlich erträglich. Die Kedscheve sind oft mit einem leichten Dache überzogen, bei denen für Frauen mit Vorhängen versehen, und in einem so balancirenden Käfigpaare werden oft die größten Strecken ohne alle Mühseligkeit zurückgelegt.

Etwas bequemer sind die Tragekörbe auf Kameelrücken, und zwar deshalb, weil ihre Breite 4 bis 5, ihre Länge 6 Fuß zu betragen pflegt. In solche Körbe legt der Reisende sein Gepäck, wenn es seine Mittel erlauben, auch Polster oder Teppiche. Abschreckend ist nur eine gefährliche Gewohnheit der Kameele, die oft, wenn von Insecten geplagt, Luftsprünge zu machen pflegen, und bei dieser Gelegenheit das reisende Paar sammt dem Holzkäfig unsanft abladen.

Das Nonplusultra der Reisebequemlichkeit im Osten ist aber nur auf einem Tragsessel, Tacht-i-Revan, einem wandelnden Throne, zu finden; er hat die Form eines Himmelbettes, das von zwei vor- und nachgehenden Thieren getragen wird. Natürlich ist dieses Vehikel auch das kostspieligste. Nur die allervornehmste Welt bedient sich dessen, obwohl nach meiner Ansicht auch diesem ein guter Paßgänger vorzuziehen ist.

Ich meinerseits habe, mit Ausnahme des letztern, die mannichfaltigsten Erfahrungen über die verschiedenen Fahr- und Reitmittel des Ostens gesammelt. Als das bequemste habe ich schon früher den leicht besattelten Paßgänger bezeichnet. Ich muß hier noch des schroffen Gegensatzes Erwähnung thun, und dies ist der Ritt auf einem bepackten Lastthiere in heißen Sommermonaten, wo erstens der schlotternde Gang dieser hart geplagten Thiere Mark und Bein des Reiters erschüttern, wo zweitens der überaus üble Geruch der Rückenwunden, von denen nur wenige dieser armen Vierfüßler befreit sind, dem Reiter die heftigsten Kopfschmerzen verursachen. Ob ein solches Thier im August zu reiten oder in einer Leichenkarawane sich auf der Straße nach Bagdad zu befinden, ist eins und dasselbe. Auch der Karren in Mittelasien mit seinen acht- oder zehneckigen Rädern hat eine gliederbrechende Rückerinnerung in mir zurückgelassen. Dieses Fahrzeug, wo Achse und Rad sich auf einmal drehen, verursachte mir in den ersten Stunden eine heftige Seekrankheit, nach längerer Zeit gewöhnt man sich wohl an die schaukelnde Bewegung, doch muß man mit tatarischen Nerven ausgerüstet sein, um durch das ewige Hin- und Hergeschleudertwerden ohne Wunden und Beulen davonzukommen.

* * *

Wohin bin ich in meiner Beschreibung der Verschiedenheit der Reitthiere gerathen? Habe ich mir doch vorgenommen, auch einige poetische Seiten dieses sonderbaren Lebenszuges des Morgenlandes zu schildern! Ich bitte daher den Leser, mir nach Persien, diesem Lande, das seinen Urtypus unter allen anderen Ländern des Orients am treuesten bewahrt hat, zu folgen, und die Karawane auf ihrem nächtlichen Marsche zu beobachten.

Das hellgestirnte Firmament einer Sommernacht in Iran, wo wohlthuende Nachtkühle sengender Tageshitze folgt, ist wohl oft beschrieben worden, doch dürfen sich die Beschreibungen auch noch so sehr vermehren, daß sie werden wie die Sterne am Himmel, so wird es doch keiner Feder gelingen, diesen zauberhaften Feenanblick naturgetreu schildern zu können. Unsere Sterne verlieren sich in das tiefe dunkele Blau, sind kleiner und scheinen an Altersschwäche zu leiden neben den von Silberglanz hell strahlenden Sternen des Ostens. War es das klare Schimmermeer, das sie umfließt, oder war es die Reinheit der mich umgebenden Luft, die mir die Gestirne am östlichen Firmamente gleichsam um die Hälfte näher rückte, als zu Hause in dem kalten Europa?! —

In einer solchen Nacht mag sich der Leser die einzelnen Fäden oder in kleinen Gruppen sich hindehnende Reisegesellschaft vorstellen. Tiefe, melancholische Stimmung beherrscht Alles im Umkreise; die gegen die Kühle des Abends eingehüllten Reiter sitzen in einer gebückten Stellung auf den Thieren wie am Tage, die kühle Abendluft scheint auch die Thiere einschläfern zu wollen, das schlaffe Leitseil oder die immer mehr sinkende Stimme der Treiber ist die Ursache, daß sich der Kopf der Vierfüßler mehr zum Boden herabneigt. Der Hufschlag, ob auf weichem Sande oder auf hartem Boden, rollt in dumpfen, wiederhallenden Tönen durch die finstere Ferne hin, und diese monotone Stille wird nur von den Schlägen der Glocken unterbrochen, deren Klang so wunderbar ist, und von denen Hafiz sagt:

Klagetöne schlägt die Glocke,
Wird dem Thier die Bürde aufgelegt.

Mitunter weckt die Schönheit der Natur in den Gemüthern, selbst der allerniedrigsten in der Karawane, poetische Gefühle. Ein Ruf ihres Meisters führt sie in seine Nähe, er beginnt einige Töne, einige Wörter gewisser Lieder, und die Schaar jener Knechte und Maulthiertreiber wird im schönsten Chor einige Ghaselen der beliebten Dichter ertönen lassen. Wenn ich in einiger Entfernung von der Karawane zurückgeblieben oder ihr vorausgeeilt war, pflegten diese Scenen ihren unbeschreiblichen Zauber auf mich zu üben. Zitternd blickte ich gen Himmel, ob Pleiaden und Sirius nicht schon zu weit auf ihrer Bahn vorgerückt wären, und ob ich im Genusse, den mir dies herrliche Schauspiel bot, noch lange werde schwelgen können. Wochen-, ja monatelang pflegte ich Abendmärsche zu machen; wenn nicht Furcht vor Sklaverei (denn ausgeraubt zu werden, davor war mir nicht bange) die Sinne anderswo beschäftigte, habe ich immer gern die nächtliche Ruhe dem Anblicke des wunderschönen Bildes einer Karawane auf ihrem nächtlichen Marsche geopfert, und lange, lange noch wird dies Bild in meinem Gedächtnisse festsitzen.

Es wird Morgen! Am östlichen Horizonte tauchen die Strahlen der Morgenröthe wie zuckende Feuerspieße immer höher und höher auf, ringsumher erblassen die Sterne, ja sie weichen sozusagen beschämt vor dem Orion, der, munter hinter den Bergen hervorhüpfend, das majestätische Licht einer orientalischen Morgendämmerung verbreitet hat, ein Licht, von dem wir armen Abendländer uns schwer auch nur einen Begriff machen können. Ich habe diese Naturerscheinung in so manchen Theilen Asiens gesehen, aber am großartigsten begegnete sie mir auf der wüsten Steppe zwischen Persien und Chiva. Kaum wird dieser Uebergang von der Nacht zum Tage durch eine stark an Kühle zunehmende Temperatur, ja man könnte sagen durch ein Frösteln, das er verursacht, bemerklich, als schon von der einen oder andern Seite der Muezzin (Gebetausrufer) mit einem traurig-feierlichen Liede: „Hejna es selat! Hejna es selat!" (auf zum Gebet) die Halbschlummernden an ihre Pflicht gegen den Schöpfer mahnt. Der Ruf wird selbst von den Thieren verstanden, denn sie bleiben stehen. Alles steigt ab, verrichtet seine Waschungen; ohne Zeichen und ohne Anweisung wird eine große Reihe aus Betenden gebildet, an deren Spitze ein graubärtiger Imam fungirt. Mittlerweile wird es immer heller und heller, die kalte Morgenluft wirkt beinahe erstarrend, und während die Reisenden in andachtsvolle Gebete versunken sind, stehen die Thiere, von den Strapazen des nächtlichen Marsches ausruhend, in feierlicher Stille da, was der Mohammedaner natürlich ihrem Pietätsgefühle zuschreibt.

Nachdem die Schaar der Gläubigen kniend mit aufgehobenen Händen die letzten: „Allah Ekber" ertönen läßt, erscheint Phöbus mit seinem Strahlenmeere, Myriaden Perlen streuend auf Alle von Thautropfen triefende.

Dieser Morgen, von der Mitte einer Karawane aus betrachtet, ist auch nur unter Mohammedanern oder Feueranbetern; schon bei den Hindus büßt er an Reizen ein, doch am allerschönsten erscheint er, wenn man ihn auf dem Zuge mit einer großen Pilgerkarawane auf der Straße nach Meschhed oder Kerbela betrachtet.

* * *

Ich wollte nun noch von den Stationen oder Halteplätzen der Karawanen sprechen. Es ist ein neues Bild, welches sich dem Auge entfaltet, ein Bild, nicht minder reich an Reizen und Sonderbarkeiten.

Karawanen lagern am liebsten in der Nähe und nicht im Innern der Städte und Dörfer. Kaum angekommen, begiebt sich die Reisewelt in den betreffenden Ort, um Einkäufe zu machen; man versorgt die Thiere mit Futter, sich selber mit Nahrung, und wer es nur vermag, kehrt reichbeladen zur Karawane zurück, und der, welchem kein Geld zu Gebote steht, der füllt sein Ränzchen durch Betteln, Segenaustheilungen oder sonstigen religiösen Schwindel. Merkwürdig ist es, daß es fast Jeder vorzieht, sich der Ruhe im Kreise der Karawane und nicht in der Stadt hinzugeben. An letzteren Orten ist man ein Fremder, an ersteren mit Jedem bekannt. Leutseligkeit wird im Osten nie übel genommen, und ich fand auch meine größte Unterhaltung darin, indem ich während des Lagerns von einer Gruppe zur andern ging, um dort Besuche abzustatten, zu sehen, was gekocht wird, oder ein Glas Thee in Gesellschaft zu leeren. Die Karawane ist eine geschlossene Familiengesellschaft; man schwatzt und scherzt mit den verschiedensten Mitgliedern, man unterhält ein freundschaftliches Verhältniß, als wäre man unter lauter Jugendgespielen.

Die Stationsorte sind obendrein sehr wichtig für die Cultur der betreffenden Gegend, durch welche die eine oder andere Straße geht. In Mittelasien und Persien wenigstens habe ich es bemerkt, daß viele Dörfer und Colonien einzig und allein von den Karawanen leben. Jedes Haus dort hat seine bestimmten Gäste, jeder Kaufmann seine gewissen Kunden, und nichts kennzeichnet so sehr die Vorliebe des Orientalen zu traditionellen, stereotyp gewordenen Gewohnheiten, als eben diese Vorzüge, welche der Reisende auf dem einen oder andern Stationsorte seines Marsches zu finden hofft. Von Osch (Usch, Stadt im östlichen Chokand) bis nach Trapezunt ist doch eine große Strecke, und in der ganzen Länge dieses asiatischen Festlandes giebt es auf den Marschrouten nur wenige Haltepunkte, die nicht wegen der einen oder andern Eigenschaft berühmt wären.

Ich will hier nur einige anführen: Mergulan mit seinem Pfeffer und Salzetwis aus Leder; Chokand wegen seiner künstlichen Sättel; Dschust in Folge seiner Messer; Samarkand mit seinen Stiefeln und sonstigen Galanteriearbeiten aus Leder; Schehri-Sebs mit seinem Doppies, kleinen mit Seide gestickten Kappen; Bochara vermöge seiner guten Brode, guten kupfernen Theekannen und Seidenstoffen; Chiva durch seine Wasserkannen und Lederschläuche; Memene durch wohlfeile, schöne Pferde, und Antchohei; durch seine Kameele berühmt. Die besten Tuchstoffe (Breg) findet man unter den Hezâres, den besten Rahm in Herat. In Persien ist dies noch mehr der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß daselbst die besprochene Merkwürdigkeit in Realitäten selten oder nie existirt. Der Ruf dieser Merkwürdigkeiten datirt noch aus dem höchsten Alterthum her. Bei einigen Städten, namentlich in Mittelasien, kann die Berühmtheit bis in das zweite oder dritte Jahrhundert der Hedgira zurückgerechnet werden. Doch der Orientale hängt zu sehr an Allem, was das Alter sanctionirt hat, um sobald von der einmal gefaßten Idee abgelenkt werden zu können.

Außer Indien, welches durch den europäischen Geist, der es verwaltet, mit seinem jetzigen Culturleben schon mehr dem Westen angehört, ist auf dem großen Festlande dieses alten Mutterwelttheiles bis jetzt die einzige Eisenbahnstrecke jene, welche von Smyrna nach Aidin geht. Andere Linien von Bagdad nach Kerbela und von Teheran nach dem eine kleine Stunde weit entfernten Schah-Abdul Azim sind erst noch im Stadium der Vorarbeit. Es wird daher noch lange dauern, bis man sich da in Expreßzügen von einem Punkte zum andern wird begeben können. Sollte aber Rußland seine projectirte Bahn zwischen dem Schwarzen und Kaspi-

schen Meere, England die gigantische Linie über Bagdad nach Indien zu Stande bringen, dann wird dennoch der wahre Sohn des Morgenlandes, so wie er es heute zwischen Alexandrien und Suez thut, die seinem Gemüthe, Leben, Naturell und seinen Sitten mehr entsprechenden Karawanenreisen, wann und wo nur thunlich, vorziehen.

Aus allen Erdtheilen.

Wachsthum und Bedeutung des deutschen Elements in Nordamerika.

Der zu Cincinnati in Ohio erscheinende „Volksfreund" stellt folgende Betrachtungen über einen Gegenstand an, der auch bei uns im „alten Vaterlande" von Interesse ist und Streiflichter auf mancherlei Yankeezustände wirft. Wir theilen ihn deshalb mit.

„In solchen Theilen des Landes, in welchen die Amerikaner wenig mit den Deutschen in Berührung kommen, herrscht unter den ersteren immer noch die Ansicht vor, jeder Deutsche in Amerika müsse sich amerikanisiren, und mit seiner Nationalität vollständig in dem Amerikanerthum aufgehen; die aus Europa Nachkommenden würden immer von bereits Amerikanisirten mitgezogen und auf diese Weise an der Bewahrung ihrer Sprache und Sitten behindert werden. Vielen Amerikanern ist der Gedanke ein Greuel, daß hier jemals das Deutschthum so erstarken sollte, um eine volle Gleichberechtigung erringen und sogar in einem gewissen Grade eine Germanisirung anderer hier lebenden Volksstämme bewirken zu können. Und doch werden die Herren sehr bald einsehen, daß das deutsche Element in Amerika über kurz oder lang die Oberhand gewinnen muß. Es sind nämlich gewiß dreimal oder viermal so viel Deutsche im Lande, als die Censuslisten nachweisen, in welchen jede von deutschen Eltern stammende, aber im Lande geborene Person als Amerikaner aufgeführt ist. In einem kleinen deutschen Dörfchen im Westen mögen z. B. 700 Einwohner gezählt sein. Die ersten Ansiedler waren schon vor langer Zeit eingewandert und haben starke Familien, meist aus beinahe erwachsenen jungen Leuten bestehend, die alle in Amerika geboren sind.

Der Census wird dieses Dorf folgendermaßen quotiren: Village A. 700 Einwohner, 500 Amerikaner und 200 Deutsche. Deswegen ist aber noch kein einziger wirklicher Amerikaner im Dorf, denn die Ansiedler haben für deutsche Schulen und deutsche Kirchen gesorgt, und die 500 sogenannten Amerikaner haben eine vollständige deutsche Erziehung genossen. Sie sprechen zwar das Englische und sind vertraut mit den amerikanischen Sitten und Gewohnheiten, sind aber doch durch und durch Deutsche. Solche Dörfer, Townships, Counties und Städte giebt es im Nordwesten jetzt genug, und es werden ihrer täglich mehr. Die Einwanderung seit 1848 hat die nöthige numerische, moralische und intellectuelle Stärke gehabt, die deutsche Sprache und Sitte trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse aufrecht zu erhalten. Sie hat das deutsche Lied, die deutsche Geselligkeit, deutschen Kunstsinn und — schlagen wir seine Macht nicht zu gering an — auch das deutsche Bier auf dieser Seite des Oceans heimisch gemacht.

Seit es in jedem kleinen Städtchen, wo Deutsche wohnen, Turn-, Musik-, Gesang-, Schützen- und Wohlthätigkeits-Vereine giebt, ist kein Gedanke mehr an die Unterdrückung des Deutschthums. In den nordwestlichen Staaten wird sogar verhältnißmäßig ein besseres Deutsch gesprochen, als in Deutschland selbst; denn die verschiedenen süd- und norddeutschen Dialekte schleifen sich dort an einander ab, und geben schließlich das Material zu einer gemeinsamen und ziemlich reinen und dialektlosen Sprache. Daß die deutsche Sprache jetzt auch in den öffentlichen Schulen gelehrt wird, ist ebenfalls ein Mittel zur Erhaltung der Nationalität.

Aber die folgenreichste Thatsache ist die, daß die Deutschen sich im Durchschnitt vier bis fünf Mal schneller vermehren, als die eigentlichen Amerikaner. Man gehe nur aus einer amerikanischen Ward, woselbst in der Regel die einzelnen Familien selten mehr wie zwei Kinder haben, und viele Ehepaare ganz kinderlos sind, in einen von Deutschen bewohnten Stadttheil, und man wird staunen und lachen müssen über das Kindergewimmel, welches dort zu sehen ist.

Die Durchschnittszahl der Kinder in den deutschen Familien liegt zwischen 5 und 6. Wie viele Tausend echte deutsche Knaben und Mädchen mögen sich wohl hier in Cincinnati über dem Rhein und in anderen deutschen Vierteln herumtummeln, welche in den Censuslisten als Vollblutamerikaner aufgeführt sind! Es wird geltend gemacht, daß die auf den Farmen lebenden Amerikaner größere Familien haben, als die Städter. Das ist wohl wahr, aber der Kindermord vor der Geburt wird jetzt schon in den entlegensten Gegenden prakticirt und greift furchtbar um sich. Außerdem fängt der Amerikaner an, sich auffallend vom Landbau abzuwenden. Seit die Neigung zum Luxus und der Vornehmthuerei an die Stelle des alten einfachen patriarchalischen Wesens getreten ist, überläßt es der Amerikaner sehr gern den Eingewanderten, aus der mühsamen Bearbeitung des Bodens einen bescheidenen Gewinn zu erzielen, und speculirt in der Stadt, um schnell zu Reichthum zu gelangen.

Unter diesen Umständen würde in hundert Jahren ein echter Yankee eine naturhistorische Rarität sein, wenn das Amerikanerthum sich nicht aus den Irländern und Schotten ergänzte. Von einer massenhaften Einwanderung dieser Nationalitäten kann übrigens auf die Dauer nicht die Rede sein, denn die Bevölkerung in der Heimath ist bereits durch die Auswanderung sehr dünn geworden. Dagegen kann das bevölkerte Deutschland jedes Jahr eine halbe Million Menschen hier herüberschicken, ohne daß es sehr fühlbar werden würde. Ereignisse, wie die von 1848 und 1849, könnten mit einem Stoß dem deutschen Elemente in Amerika die Ueberzahl und das Uebergewicht verschaffen, welche ihm auf die Dauer ohnehin mit großer Sicherheit in Aussicht stehen."

Die goldgrabenden Ameisen in Indien.

Wir erhielten aus Breslau von einem Herrn, der sich „Scrutator" unterschreibt, eine Anfrage, „was es denn eigentlich mit den goldgrabenden Ameisen auf sich habe, über welche einige Schriftsteller des Alterthums ganz wunderliche Dinge zu berichten wissen." „Scrutator" ersucht den Herausgeber des „Globus" um dessen Meinung.

Wir glauben dieselbe nicht besser sagen zu können, als durch eine Mittheilung, welche Alexander Cunningham in einer vortrefflichen Monographie gegeben hat. Wir meinen das Werk: „Ladak, physical, statistical and historical, with notices of the surrounding countries, London 1854." Dort ist (S. 232 ff.) der fragliche Gegenstand eingehend erörtert worden.

Ladak, eine von Leuten tibetanischen Stammes bewohnte

Provinz, ist dem Maharadscha von Kaschmir unterworfen; sie wird im Norden von dem in unseren Tagen so oft genannten Karakorumgebirge begrenzt; über dasselbe führen Pässe nach Ostturkestan. Den Hauptstrom des Landes bildet der Indus in seinem obern Laufe; er sowohl wie sein Nebenfluß, der Schayock, führt Goldsand. Cunningham, der selber im Lande war, berichtet, daß das Goldwaschen lediglich von Mohammedanern aus der nordwestlich an Ladak grenzenden, gleichfalls dem Maharadscha von Kaschmir unterworfenen Landschaft Balti betrieben werde. Den buddhistischen Bewohnern von Ladak ist es verboten, weil der Gyalpo, das Oberhaupt, besorgte, daß man darüber den Ackerbau vernachlässigen werde. Eben so graben die Buddhisten in Tschang thang kein Gold, weil sie den Aberglauben hegen, daß die Klumpen gediegenen Goldes den Genien der Oertlichkeit gehören, und daß dieselben jeden schwer heimsuchen würden, welcher sich das edle Metall aneignen wolle. Das ist eine Notiz aus Moorcroft's Reisen.

Der Goldsand des Indus war schon im Alterthume berühmt. Plinius (Historia naturalis VI. 19) schreibt: Fertilissimi sunt auro Dardae, und das gilt auch heute noch, denn gerade im Dardulande ist der Sand des Indus ergiebiger an Gold, als auf anderen Strecken. Aber lange vor Plinius wußten die Griechen, daß der Strom das edle Metall führe. Megasthenes sagt (wie Arrhian in den „Indica" meldet), daß die indischen Ameisen Gold aus der Erde hervorgraben, um sich Höhlen zu machen.

Diese indischen Ameisen sind offenbar die Murmelthiere (Arctomys) und „Rattenhasen" (Lagomys) in Tibet, welche, wie die Alten schreiben, „die Erde aufwerfen, in der das Erz enthalten ist, aus welchem die Inder Gold gewinnen."

Nun werfen noch heutiges Tages die Murmelthiere entlang den Ufern des Indus und des Schayock Erde auf, aus welcher die Inder aus Balti gelegentlich Gold gewinnen. Megasthenes sagt, daß er selber die Thiere nicht gesehen habe, wohl aber ihre Felle, welche durch macedonische Soldaten in Alexander's Lager gebracht worden seien.

Noch heute werden Murmelthierfelle in großer Menge als Handelswaare nach Indien gebracht. Ihr tibetanischer Name ist Phyi-pa oder Tschipa, auch Tschupa. Diese Bezeichnung ist möglicherweise von Alexander's Soldaten verwechselt worden mit dem indischen Tschunta (Chunta), welches eine große Ameise bedeutet. Oder Phyi-pa ist von den Indern selber verwechselt worden mit Pippilaka; so heißt im Sanskrit und im Bengali eine große Ameise.

Herodot erzählt von Ameisen, die so groß wie Füchse seien; Wilson hat diese Angabe aus einer Stelle des Mahabharata erläutert. Es wird dort Folgendes gesagt: „Die Leute, welche unter dem lieblichen Schatten der Kischaka venus (eine Art von Weidenbaum) wohnen, am Flusse Sailoda, zwischen den Bergen Meru und Mandara (— als diese Völker werden genannt die Khasas, Pradaras, Paradas, Ekasanas, Arkas, Kulindas, Tanganas und Paratanganas —), bringen nach Yudischthira Goldklumpen, eine Drona (64 Pfund) schwer, von der Art, welche man Paippilika nennt, d. h. Ameisengold, welches so genannt wurde, weil es von der Pippilaka oder gewöhnlichen großen Ameise ausgegraben wird."

Wilson bemerkt, daß diese Annahme nichts weniger als unverständig sei. Schon Ctesias hatte viel früher das Vorkommen des Goldes in den Alpengebirgen Indiens angezeigt und bemerkt, daß man es nicht durch Waschen, wie im Pactolus, gewinne.

Im Tibetanischen heißt Gold — Ser; Goldstaub — Ser dul; ein Goldwäscher — Ser pa. Cunningham meint, daß er in Ser den Ursprung des classischen Namens Serica zu suchen habe. Im Tibetanischen bedeutet Serki yul — Goldland, und da das Affixum yul, Land, nach Belieben weggelassen werden könne, seien die Namen Serki und Serika fast identisch.

Aus Rom. (Ende November.) Die päpstliche Curie hat sich nicht verrechnet. Trotz aller Gerüchte, daß an den meisten Bischofssitzen die Einladung zum Concil mehr Verstimmung als Freude erregt habe, kommen die Monsignori. Jeder Tag bringt ihrer neue. Nur die aus Polen werden ausbleiben. Der weiße Czar hat ihnen die Reise verboten, und der läßt nicht mit sich spaßen. Gegen Königin Olga soll der heilige Vater daher nicht besonders freundlich gewesen sein, als sie ihn jüngst besuchte. Er wird ihr wohl von der Knechtung der Katholiken in Polen eine erbauliche Rede gehalten haben, die sie ihrem Herrn Bruder bestellen mag. Man sieht hier viel violette Kniehosen und Strümpfe, immer ein Zeichen, daß ein Hoher der Kirche sich die Stadt besieht. Man hört viel Latein, oft nicht übel. Das wird auch die einzige Sprache sein, um sich einigermaßen auf dem Concil zu verständigen. Das im kleinen Flügel der Peterskirche hergerichtete Versammlungslocal ist so enorm groß ausgefallen, daß die stärksten Stentorstimmen nicht fähig wären, sich verständlich zu machen. Man weiß nicht, was man thun soll. Die angebrachten Draperien haben kaum etwas genützt. Ueber die dem Concil vorzulegenden Gegenstände schwitzt wenig durch. In Geheimnißkrämerei ist keine Diplomatie größer als die römische. Den gallicanischen und germanischen Bischöfen wird die Stellung von advocatis diaboli, den spanischen und italienischen die der advocati dei bei den Berathungen zufallen. Das ist ziemlich sicher. Aber bei der Canonisirung der Heiligen hat noch immer der advocatus dei gesiegt, trotz des Schreiens des Gegenparts, und so wird es auch auf dem Concil geschehen. Alle die moderne Zeitbildung, Wissenschaft und das Interesse der Staaten gegenüber der sich wider das Alles stemmenden Curie vertretenden Opponenten werden niedergestimmt werden. Da und dort wird wohl Einer auch nicht widerstehen, wenn man den Preis des Stilleseins nicht zu niedrig setzt. Die Curie hat zu allen Zeiten verstanden, das Sprüchwort: Dove l'oro parla, ogni lingua tace, Gold macht schweigen, sich wohl zu merken. In oft pompösen Phrasen meldet das officielle Journal täglich die Ankunft neuer Monsignori aus Canada, Brasilien, Mexico, aus Japan und dem Kaffernlande. Noch stehen viele Wohnungen leer; ma que fa, aber was thut's, es kommen ja noch 8000 Bischöfe, 200 Könige und zahllose Fürsten und Herren, sagen die Römer. Daher steigen die Preise der Wohnungen und Lebensmittel fortwährend.

Wir Deutsche kommen noch immer schlecht weg, wenn der Römer seine und unsere Bildung in Parallele setzt. Gran richezza, gran fredezza e grande ignoranza sagen sie von uns und unseren Vaterländern. „Wenn ich mein Kind frage," sagte neulich ein Landmann zu einem hiesigen Künstler, „wer hat die Welt gemacht?" so sagt es gleich: „La Madonna!" — „Qui lo sa di vai? Wer weiß das von Euch? „Gran ignoranza!" Es ist doch eine heitere Sache um ein fröhliches Selbstbewußtsein.

Augenblicklich ist so warmer Sonnenschein, daß ich beim Schreiben fortrücken mußte, aber es ist schon recht empfindlich kalt gewesen, und man hat sich oft genug nach den heimlich traulichen Zimmern in Deutschlands winterlicher Zeit zurückgesehnt. Apfelsinen und Orangen werden golden an den Bäumen und glänzen aus dem dunklen Laube von fern. Das ist ein prächtiger Anblick.

Auf dem Palatin haben die Franzosen (die Curie hat dafür kein Geld übrig, zumal die Ausgrabungen am Emporium nicht wenig kosten) ein neues Haus mit Wandgemälden ausgegraben, gute Sachen, doppelt interessant, weil man hier gleich nach der Aufdeckung die noch unverblaßten Farben beobachten konnte. Einige von den Guirlanden, die die Wände und Bilder umkränzen, sind von seltener Schönheit. Sonst findet sich Io, aber als Jungfrau, nicht schon in die Kuh verwandelt, nebst Argus, als Jüngling, nicht als Ungeheuer, Merkur, eine Galathea nebst Polyphem, wobei, um letztern recht groß machen zu können, die Nereidengruppen schlecht weggekommen sind. Besonders ein tiefes glänzendes Roth erzeugten die Alten.

In der vornehmen Welt ist jetzt die Zeit der Jagden. Wöchentlich zweimal geht es mit ungeheuerm Apparat von Pferden und Hunden in die Campagna. Passionirte Jäger nennen diese das beste Jagdterrain in der Welt. Wild freilich ist kaum vorhanden. Selbst die Füchse, auf die es besonders abgesehen ist,

sind nur spärlich vertreten. Im letzten Winter sollen nur fünf erlegt sein. Aber man weiß sich zu helfen. Man läßt sie von auswärts kommen. Werden doch in England auch mehr ausländische als inländische Füchse gejagt. Da es in rasendem Jagen hinter ihnen hergeht, so brechen ziemlich regelmäßig ein paar Pferde die Beine, dann und wann schießt wohl gar ein nicht sattelfester kopfüber und bricht den Hals; aber was thut's, es ist ja so schön, wenn manchmal Hunderte von Reitern und Reiterinnen sich zugleich in wilden Lauf setzen. Der Governatore von Rom hat jetzt auch nichts dawider, wenn die englischen Herren in rother landesüblicher Jagdkleidung zur Campagna hinausziehen. In früheren Jahren hat sein priesterliches Gemüth daran schweren Anstoß genommen. Es verstieße gegen des Landes Brauch und Sitte, zu anderer Zeit als beim Carneval sich in Verkleidung sehen zu lassen, und das solle hinfort nicht mehr geduldet werden, hat er sich vernehmen lassen. Aber England weiß seine Leute zu schützen, auch ohne daß ein Gesandter in Rom sich aufhält. Man hat den Governatore überzeugt, daß es keine Verkleidung, sondern englisches Jagdhabit sei, und er ist begütigt.

In letzter Woche war St. Clemente, die älteste Kirche Roms, in ihren Krypten illuminirt. Das war wieder ein Mittel, Schaaren von Fremden dorthin zu ziehen. In verschiedenen Kirchen sind gegenwärtig Märtyrergruppen, d. h. Wachsfiguren in Lebensgröße, ausgestellt, zur Vermehrung der Andacht. Wir sahen im Vorübergehen fünf Gehenkte und vier, die zu Tode gemartert wurden. Je schauerlicher die Qualen und verzerrter die Züge, desto größer der Menschenzudrang. Aber nirgends fehlen auch die Kuttenträger, die mit der Büchse rasseln: „per la povere anima!“

Unter den päpstlichen Soldaten sind Deutsche in Menge. Sie scheinen sich nicht sehr wohl zu fühlen. Der deutsche Magen ist mit der italienischen Küche nicht ganz einverstanden. Dem Römer wieder ist der Durst der Deutschen etwas Unbegreifliches, „Siehe das deutsche Schwein!“ ruft er stolz und verächtlich, wenn er einen trunkenen Beschützer des päpstlichen Stuhles taumelnd über die Straßen schwanken sieht. Nüchterner sind ja die Leute im Süden als bei uns im Norden. Mit dem Solde müssen die deutschen Stammverwandten bald fertig werden, da bald hier, bald da sie von ihren Landsleuten sich ein Geschenk erbitten. Sie werden das Handwerk wohl früher noch besser getrieben haben, und wenn sie, was täglich vorkommt, mit Sack und Pack desertiren, aufs Neue ergreifen. Gehen sie dann in den Orient, was oft geschieht, so wissen die Consulate dort ein Lied davon zu erzählen, was für ein Wandertrieb noch immer dem Deutschen innewohnt.

Das Todtenthal im Territorium Utah.

In den Schwarzen Bergen, in der Gegend, wo die Südwestspitze von Utah auf die Grenze von Nevada stößt, befindet sich unweit des Momulumbapasses ein kleines Thal, welches, ohne Manzanillenbäume zu enthalten, den Namen eines Todesthales verdient. Ein leichter blauer Dunst erhebt sich aus dem Thal in kleinen Wirbeln. Dieser Dunst entspringt einer großen Anzahl heißer Quellen, die das Thälchen birgt. Die Reisegesellschaft, welcher ein Correspondent der „Newyork Tribune“ angehörte, wollte, müde und hungrig, wie sie war, in diesem Thale übernachten, aber glücklicherweise wußten die Führer Bescheid und verhinderten es. Denn die aus dem Thale aufsteigenden Dünste sind tödtlich. Am nächsten Morgen begab sich die Gesellschaft zur nähern Untersuchung vorsichtig hinab. Man hatte ein Paar Hunde und Kaninchen mitgenommen, um Versuche anzustellen. Nachdem man ungefähr 200 Yards hinabgestiegen war, wurde das Athmen erschwert. Zu gleicher Zeit wurde ein ekelerregender, erstickender Geruch bemerkbar, so wie ein Windstoß die Dünste gegen die Reisenden führte. Der Thalkessel war ungefähr eine Viertelmeile im Umfang und oval. Kein Grashälmchen, keine Vegetation irgend welcher Art war zu sehen, nicht einmal der sonst überall fortkommende Salbeistrauch. Aber ein menschliches Skelett, vollständig weiß, lag bei einer der nächsten Quellen. Rings umher lagen die Skelette von Büffeln, Rehen und anderen wilden Thieren. Der Boden des Thales schien eine harte sandige Fläche zu sein, trocken und an verschiedenen Stellen wie durch Hitze entstandene Risse zeigend. Einer der Hunde wurde an einem Strick hinabgelassen. In 14 Secunden stürzte derselbe zusammen und war in drei Minuten todt. Ein anderer Hund, der von selbst dem ersten folgte, war in 12 Secunden ohne Bewegung und lebte bloß fünf Minuten. Ein hinabgesenktes Kaninchen starb in anderthalb Minuten, ein anderes lebte bloß eine Minute und 20 Secunden. Der indianische Führer berichtete, daß das Thal seit mehreren Jahren seinem Stamme bekannt sei. Zwei derselben kamen auf einer Antilopenjagd darin um. Die heißen Quellen des Thales entwickeln ein solch großes Volumen Kohlensäure und wahrscheinlich auch Schwefelwasserstoffgas, daß die ganze Umgegend verpestet wird. Die Reisegesellschaft baute in der Nähe auf einem bemerkbaren Punkte eine Steinpyramide auf und befestigte darauf, in starkes Leder eingebrannt die Inschrift: „Todesthal — geht nicht hinein“ — zur Warnung für etwaige andere Reisende.

* * *

— Die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika wird in chinesischer Sprache vielfach verbreitet. Die Uebersetzung ist verfaßt von Tschiu a sien, der als Dolmetscher im amerikanischen Consulate zu Hong kong wirksam ist.

— Russische Blätter theilen aus der „Wolhynischen Regierungszeitung“ das folgende Beispiel von Barbarei mit, welcher der Aberglaube zu Grunde liegt. „Man fand in dem Walde des Kirchdorfes Wnikowitsch (im Kreise Wladimir-Wolynski) den Leichnam des Bauerknaben Afanassij Butalai mit abgeschnittener und abgezogener Haut. Die für diesen Fall eingesetzte Untersuchungscommission ermittelte Folgendes: Die Frau des Bauern Kirill Dschuß hatte diesen überredet, Jemand von den Hausgenossen zu tödten, auf diese Weise Menschenfett zu gewinnen und daraus ein Licht zu bereiten, welches gut zum Stehlen wäre. Dschuß lockte in Folge dessen den Knaben Afanassij unter dem Vorwande, daß er mit ihm Vogeleier suchen wolle, in den Wald, versetzte dem Unglücklichen einen Schlag vor die Brust und zog ihm, als er todt war, vermittelst seines Taschenmessers die Haut ab. Als er mit derselben nach Hause gehen wollte, ergriff ihn ein jäher Schrecken, der besonders beim Rauschen der Blätter so stark wurde, daß er die Haut von sich schleuderte und nach Hause eilte. Auf Zureden seiner Frau war er noch zweimal in den Wald gegangen, um das Fett von der Haut zu nehmen, aber immer hatte ihn das Grauen wieder nach Hause getrieben. Die Frau des Schuldigen gestand jedoch nicht, irgend welchen Antheil an dem Morde gehabt, ja nicht einmal, darum gewußt zu haben.“

— Am 1. August ist in der Gerichtsabtheilung des dirigirenden Senats zu Moskau ein Proceß wegen vieler im Gouvernement Simbirsk entstandenen Brände zur Verhandlung gekommen. Die Acten darüber enthielten mehr als funfzehntausend Bogen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Extra-Beilage: Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1869.**

Die Geschichte des Aussterbens der Urbewohner von Tasmanien.

I.

Es ist eine Geschichte ungeheuern Jammers und unaussprechlichen Elendes. Wir sind wohl bekannt mit der Ausrottung der wilden Völker; in unserer Zeitschrift haben wir den Gegenstand oftmals und eingehend erörtert; wir wissen, daß sich das Wort aus Goethes „Iphigenia" bewahrheitet: „Es ist der Weg des Todes, den sie wandeln!"

Die „Naturvölker" zumeist sind dem Untergange verfallen, sobald sie vom verderblichen Mehltau unserer christlich-europäischen Civilisation befallen werden.

Das Werk der Vernichtung nimmt seinen Fortgang in Nordamerika, in der Südsee und in Australien. Von den wenigen Indianern abgesehen, denen man im nördlichen Theile der Vereinigten Staaten das Leben fristet, lebt kein kupferbrauner Mensch mehr zwischen der atlantischen Küste und dem Mississippi. Westlich von diesem Vater der Gewässer bis an die Gestade des Stillen Weltmeeres schwindet ihre Zahl rasch zusammen; Kugeln, Branntwein, Siphylis und Blattern räumen schnell unter ihnen auf. Brutale Gewaltmittel und wirkliche oder vermeintliche Fürsorge wirken zusammen, um das Unvermeidliche zu beschleunigen.

„Ueber das Aussterben der Naturvölker" hat ein gewissenhafter und zuverlässiger Forscher, Dr. Georg Gerland in Magdeburg, eine werthvolle Abhandlung veröffentlicht (Leipzig, Friedrich Fleischer 1868, 145 Seiten). Bei dieser an sich sehr gediegenen Arbeit sind indeß manche reichfließende Quellen unberücksichtigt geblieben, z. B. die Bulletins, Journale und Memoiren der anthropologischen Gesellschaften in Paris und London; eine Benutzung derselben würde wesentlich zur Vervollständigung beigetragen haben.

In dem großen Drama der Ausrottungen bildet die Vernichtung der Eingeborenen von Tasmanien eine wahrhaft ergreifende Episode. Wir haben („Globus" V, S. 318) berichtet, daß diese Schwarzen bis auf sieben Köpfe zusammengeschmolzen waren, und gaben („Globus" VII, S. 320) neue Mittheilungen über den letzten Tasmanier. Als in Hobarttown einem neuen Gouverneur zu Ehren ein Festmahl veranstaltet wurde, erschien als Gast und als Rarität auch dieser dunkelfarbige Mann, der einzige noch auf Erden wandelnde Sprosse seines Stammes. Mit ihm kamen die drei letzten Frauen, von denen nun auch keine mehr das Licht der Sonne erblickt. Sie Alle sind dahin!

Als der europäische Mehlthau die Insel Vandiemensland befiel, welche jetzt amtlich als Tasmanien bezeichnet wird, soll die Zahl der Ureingeborenen mehr als 6000 Köpfe betragen haben, bevor ein halbes Jahrhundert verfloß, waren sie vernichtet. Wie vielen Schwarzen hat man Nasen und Ohren abgeschnitten, wie vielen den kleinen Finger abgehackt, um ihn als Pfeifenstopfer zu benutzen! Man fand sie als Wilde, und als Wilde sind sie auch von hinnen geschieden.

Es war uns recht weh ums Herz, als wir James Bonwick's jüngst erschienenes Werk lasen. (The last of the Tasmanians; or the black war of Van Diemens Land, by J. Bonwick, London 1869, 400 p.) Der gewissenhafte, Wahrheit liebende Mann schildert das Drama mit großer Ausführlichkeit bis in die Einzelnheiten. Er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Archive in Sydney und auf Tasmanien zu durchsuchen, hat alle Zeitungen nachgeschlagen, mit vielen Augenzeugen verkehrt, und ist, als Australier,

mehrfach auf Tasmanien gewesen, um auch dort mit den noch übrig gebliebenen Schwarzen zu verkehren. Seine Philanthropie ist echt, weder heuchlerisch, noch phantastisch oder kränkelnd, sondern derb und gesund, und wir sind mit Achtung vor dem rechtschaffenen Mann erfüllt, dem es vor Allem daran liegt, die Wahrheit zu sagen. Sein Buch liest sich nicht leicht; er giebt eine große Fülle von Einzelnheiten, die zerstreut umherliegen und welche man mühsam zusammenstellen muß, aber man gewinnt auch so einen gründlichen Einblick in die Dinge. Wer an die „Allmacht unserer Civilisation“ glaubt, wird aus dieser Geschichte der Tasmanier lernen können, wie es sich damit verhält. Wir sind in unseren Tagen viel zu hochmüthig auf diese Civilisation geworden, die ja doch im Ganzen herzlich wenig zur sittlichen Veredelung der christeuropäischen Völker beigetragen hat. Das wird durch die Thatsachen bezeugt, und es ist bare Thorheit, sich darüber einer Täuschung hinzugeben.

Die nachfolgenden Schilderungen haben wir aus Bonwick's Buche übersichtlich zusammengestellt.

Wapperty, eine der letzten tasmanischen Frauen.

* * *

Die Schwarzen benahmen sich gegenüber den weißen Seeleuten, mit welchen sie dann und wann in Berührung kamen, sehr harmlos. Sowohl Admiral d'Entrecasteaux, 1792, wie Baudin, 1802, sind des Lobes über „diese höflichen und friedfertigen Wilden“ voll. Sie verhielten sich ruhig auch dann, als die Engländer kamen und ohne Weiteres ihnen die Jagdgebiete raubten. Von nun an standen zwei grundverschiedene Menschenstämme einander gegenüber, und sofort begann der Streit. Die Europäer, welche das englische Mutterland nach Vandiemensland geworfen hatte, bestanden aus dem schmutzigsten Abschaum: Gaunern, Dieben, Straßenräubern, Todtschlägern und Fälschern. Sie waren „Convicts“, deportirte Verbrecher, Sträflinge. Mit derartigen „civilisirten Christen“ kamen die „schwarzen Heiden“ zunächst in Verbindung, und ihnen wurde die Religion solcher Leute aufgedrungen!

Das herzergreifende Drama begann schon im Jahre 1804. Am 3. Mai zogen etwa 300 Schwarze, Männer, Frauen und Kinder, welche Kängeruhs gefangen hatten, friedlich einher. Die amtlichen Berichte weisen nach, daß sie keinerlei feindliche Handlungen verübten, sondern sich zutraulich einer Anzahl Soldaten näherten. Ohne jede Veranlassung gaben dieselben mehrmals hinter einander Feuer und streckten eine große Anzahl der Eingeborenen nieder. Ein eingeschworener Zeuge sagte aus: „Ich kann nicht genau sagen, wie viele todtgeschossen und verwundet wurden. Ein Theil ihrer Knochen wurde in zwei Fässer gepackt und nach Port Jackson geschickt. Diese Schlächterei am Bache bei Rigdon geschah etwa vier Monate nach unserer Ankunft auf der Insel. Die Schwarzen hatten keine Speere.“

Von da ab waren die Eingeborenen begreiflicherweise kopfscheu und ließen sich nicht mehr sehen. Die Weißen witterten überall feindselige Anschläge. Wenn jene für die an ihren Genossen verübten Schandthaten Rache nahmen, wurden sie als „blutgierige Barbaren“ geschildert. Sowohl die britischen Soldaten wie die Sträflinge berauschten sich täglich in Rum, und wenn die Leute vom 102. Regimente sich toll und voll getrunken hatten, dann machten sie sich gern einen „Spaß“, indem sie über die „Niggers“ herfielen. Nichts ging über das Plaisir, die Schwarzen in den Busch rennen zu sehen. Dabei wurden dann Frauen und Mädchen geraubt. Die Gouverneure erließen ein Decret nach dem andern und schärften ein verständiges und rücksichtsvolles Benehmen gegen die Schwarzen ein, aber niemals sind derartige Weisungen befolgt worden; Alles blieb lediglich auf dem Papiere. In einer Proclamation vom 26. Juni 1813 wird gesagt, daß man den Eingeborenen nicht verargen könne, wenn sie Rache nähmen, denn es sei ja „barbarisch und inhuman“, ihnen systematisch ihre Kinder zu rauben. — Auch die Mahnungen der Zeitungspresse fruchteten nichts. Die „Hobart Town Gazette“ schrieb noch 1824: „Im Ganzen genommen sind die schwarzen Eingeborenen dieser Colonie die friedlichsten Geschöpfe von der Welt.“

Das Rauben der „Gins“, d. h. Frauen, und der Kinder, nahm seinen Fortgang. Die Schwarzen kamen nicht mehr in die Städte und Dörfer, weil man ihnen dort ihre „Picanninnies“ (Kinder) wegnahm, die dann Sklavendienste verrichten mußten. Vergeblich protestirten wohlwollende Menschen gegen die Summe von Abscheulichkeiten, welche für und für verübt wurden. Ihre Klagen, daß ja auch die Schwarzen Unterthanen der Regierung seien, welche Anspruch auf Schutz hätten, wie jeder freigeborene Brite, waren in den Wind gesprochen.

Es ist amtlich erwiesen, daß alle Schuld der blutigen Metzeleien, welche namentlich seit 1819 in größerer Menge vorkamen, auf die Weißen fällt. Bonwick sagt: „Die Eingeborenen wollten und konnten auch keine Sklaven werden; sie wollten und konnten auch nicht die Sitten und die Lebensweise der Eindringlinge annehmen, welche ihnen ihr Land raubten. Der Mantel der Civilisation paßte nicht für sie; es war ihnen unmöglich, in der Stadt und nicht mehr frei im Busche zu leben. Wir kamen über sie, wie böse Geister, und unser Anhauch schon wurde zum Verderben für sie. Wir störten ihr ganzes Leben; für sie waren nun die Lustbarkeiten des Corrobory dahin. Ach, es ist eine Geschichte des Jammers, und jede Seite derselben ist mit Blut beschrieben. Wir sahen einen teufelischen Hang, vertheidigungslose Creaturen zu martern, eine unersättliche Gier, welche erbarmungslos und in brutalster Weise in diabolischer Grausamkeit schwelgte. Ich selber habe bei mehr als einer Gelegenheit von Leuten sagen hören: Wenn ich einen Schwarzen niederschieße, so

hat das nicht mehr zu bedeuten, als wenn ich einen Vogel vom Baume herunterbringe. Damals war es ganz allgemeine Redensart, wenn man sagte, man habe so und so viel schwarze Krähen ausgerottet. Man ging auf die Jagd, um Kängeruhs und solche schwarze Krähen zu schießen. Der Herausgeber der zu Wellington erscheinenden Zeitung schrieb: „Wir haben von manchen Leuten selber die Aussage vernommen, daß sie gewohnt waren, auf die Jagd nach Schwarzen auszugehen, um Futter für ihre Hunde zu bekommen; auch haben wir gehört, daß man ihnen vergifteten Branntwein gab. Es war sehr verderblich, daß man 1806 den Sträflingen die Erlaubniß gab, ins Freie auf die Jagd zu gehen; dies geschah, weil damals Hungersnoth herrschte. Sie wurden von den Schwarzen anfangs gut behandelt, aber sie vergalten die Gastfreundschaft durch abscheuliche Missethaten; sie verübten Gewalt gegen die Frauen und stahlen Kinder. Sie rühmten sich auch, daß sie recht viele Sperlinge, d. h. Schwarze, niedergeschossen hätten.“

„Ueber alle Beschreibung abscheulich ist die Behandlung der schwarzen Frauen. Man entriß sie ihren Familien und schleppte sie fort; sie wurden dann in den Hütten der Weißen hart angelassen und gepeitscht. Aber noch mehr. Dr. Roß erzählt in der Schilderung seiner Reise am Shannon, 1819, Folgendes: „Ich traf zusammen mit einem Manne, der auf einem Baumstumpfe saß und fast verhungert war. Vor drei Tagen, sagte er, habe er eine schwarze Frau eingefangen und sie mit einer Ochsenkette an dem Klotze befestigt; er habe ihr sogar ein leinenes Hemd gegeben, es sei ihr aber gelungen, ihr Bein von der Kette loszumachen und — mit dem Hemde! — fortzulaufen. — Es war damals allgemeiner Brauch, den eingefangenen Frauen Ochsenketten anzulegen.“

„Ich traf mit einem Sträflinge zusammen, der mir mit brutaler Seelenruhe sagte, es mache ihm mehr Vergnügen, einen Schwarzen todtzuschießen, als eine Pfeife Taback zu schmauchen, und er, ein leidenschaftlicher Raucher, habe doch manchmal gar keinen Taback. — Zwei Weiße gingen auf die Vogeljagd; als sie von einigen Schwarzen bemerkt wurden, versuchten diese zu entrinnen. Eine in der Schwangerschaft weit vorgerückte Gin, die nicht mitlaufen konnte, kletterte auf einen Baum. Der eine weiße Jäger schoß nach ihr; sie schrie laut auf, und bald nachher fiel ein neugebornes Kind aus dem Baume herab! Aber an demselben Tage, an welchem jener Bösewicht diese schmachvolle That verübte, ertranken dessen Frau und Kind im Flusse Derwent.“

Ein Geistlicher, Herr West, übertreibt nicht im Mindesten, wenn er schreibt: „Den Verwundeten schlug man den Hirnschädel ein, die Kinder wurden ins Feuer geworfen, man stieß mit dem Bayonnet in das zuckende Fleisch; das Feuer, um welches die Eingeborenen sich friedlich gelagert hatten, wurde für sie zum Scheiterhaufen. — Der „Courier“ vom 11. Juni 1836 gestand offen zu, daß Tausende, auf die man wie auf wilde Thiere Jagd gemacht, niedergeschossen worden seien. Schon 1826 hatten die Ansiedler und Viehzüchter erklärt, daß jeder Schwarze, der sich feindselig zeige, ausgerottet werden solle.“

Der blutige Katalog ist zu lang, als daß wir ihn mittheilen könnten; das Vorstehende reicht auch über und über aus, um diesen Racenkrieg zu kennzeichnen. Wir können es uns jedoch nicht versagen, aus den mehr als 150 Seiten, welche Bonwick dem weitern Verfolge des Ausrottungswerkes gewidmet hat, die Hauptmomente herauszuheben.

Patty oder ringelschwänziges Opossum.

Nichts ist begreiflicher, als daß die Schwarzen Rache nahmen und auch ihrerseits Barbareien verübten, welche mit denen der Weißen wetteiferten. Sie freilich waren die Gekränkten und Mißhandelten, auch machten sie keinen Anspruch darauf, civilisirte Christen zu sein. Nach und nach wurde ihre Vertilgung selbst von Regierungswegen systematisch angeordnet und durchgeführt, und vermittelst einer Reihenfolge von Decreten geregelt. In dem Erlasse vom 29. November 1829 heißt es, daß jeder Schwarze, der sich feindselig zeige, als offenbarer Feind behandelt werden solle, — man dürfe keine Nachsicht üben gegen die Eingeborenen, welche „die gemeinsamen Gesetze der Menschheit“ (!) verletzen. Man wollte sie, die überall umherschwärmten, „isoliren“ und erließ (am 15. April 1828) zu diesem Zwecke eine „Demarcationsordre“. Sie sollten sich in besiedelten Gegenden gar nicht mehr blicken lassen, sondern in die Sümpfe und Einöden des Westens gedrängt werden, wo das Klima rauh ist und das Land gebirgig. — Nun wurden aber die Schwarzen als britische Unterthanen betrachtet, welche gehalten seien, dem Befehle der Obrigkeit zu gehorchen! Leider verstanden sie die langen im langweiligsten Kanzleistil abgefaßten Decrete, nach welchen sie sich achten sollten, ganz und gar nicht. Auch wollte sich kein Weißer dazu verstehen, sie im Busch und im Morast aufzusuchen und ihnen das Fabrikat der Kanzleiweisheit zu verdolmetschen. Wie wollte man nun die Schwarzen in Kunde setzen über das, was man in Betreff ihrer decretirt hatte?

Das Auskunftsmittel galt für sinnreich. Man beschloß, den Inhalt der Decrete dem beschränkten Unterthanenverstande der Wilden durch Illustrationen klar zu machen. Diese sollten, zur Nachachtung für die Schwarzen, und wahrscheinlich auch zu Nutz und Frommen der Kakadus und Opossums, an Bäume in den Wäldern angenagelt werden. Also nahm man große Bretter und bepinselte sie mit Figuren. Da sah man (— ganz im Stil der Moritathenbilder auf den Jahrmärkten —) Soldaten mit rothen Röcken und blanken Bayonneten; gespeerte oder erschossene Schwarze und Weiße,

die am Boden lagen; das aus den Wunden quellende Blut war durch rothe Flecke und Streifen angedeutet. Da standen Galgen, an welchen Menschen aufgehängt waren, theils weiße, theils schwarze. Der große Häuptling, der Gouverneur, prangt in vollem Ornate mit Federhut; da stand eine weiße Frau, welche ein schwarzes Piccannini in den Armen wiegte, während eine Schwarze ein weißes Kind liebkoste. Daraus sollte man abnehmen, welche Segnungen der Frieden mit sich bringen würde. Bonwick theilt ein Bild mit, das nach solch einer Illustration im Regierungsgebäude zu Hobarttown photographirt worden ist. Hier steht es.

Solche Gemälde wurden 1828 an die Gummbäume genagelt und am 1. November desselben Jahres erfolgte dann die Verkündigung des „Martialgesetzes“ gleichzeitig mit einer „Order“. Diese besagt: „Wer einen erwachsenen schwarzen Mann einfängt, erhält dafür fünf Pfund Sterling; für ein eingefangenes Kind werden zwei Pfund Sterling ausgezahlt.“ Sofort bildeten sich „Fangpartien“, die es denn auch an Eifer gar nicht fehlen ließen.

Das Alles genügte noch nicht. Im Jahre 1830 wurde „die Linie“ gebildet. Vermittelst derselben wollte man Alles, was noch an Eingeborenen übrig war, nach einem Landeswinkel an der Ostküste zusammentreiben, um sie dann Alle auf einmal einfangen zu können. Gleichzeitig wurde die Steuer auf Hunde abgeschafft; diese Thiere konnten ja nützliche Dienste gegen die Schwarzen leisten. Diese hatten jetzt nirgends mehr eine Zuflucht, weil man sie überall, wo sie angetroffen wurden, einfing. Am 24. October 1833, als der Zweck mehr oder weniger erreicht worden war, verkündete eine Proclamation, daß die Feindseligkeiten gegen die Schwarzen eingestellt werden sollten.

Eine Warnungstafel für die Tasmanier.

Die „Linie“ bestand aus 119 verschiedenen Jagdpartien, die zusammen reichlich 3000 Mann zählten; unter denselben befanden sich nicht weniger als 738 Sträflinge. Als sie zum blutigen Werke der Vernichtung auszogen, hielt der Caplan Bedford Gottesdienst. Er erflehete Segen vom Herrn der Heerscharen, der gewiß nicht fehlen würde, weil es ja bei der Linie auch beabsichtigt werde, die blinden Heiden zum wahren Christenthum zu bekehren!

Bonwick findet darin eine Blasphemie, eine nichtswürdige Scheinheiligkeit. Es habe sich um ein Werk der Grausamkeit und Ungerechtigkeit gehandelt, und es passe schlecht, mit so frecher, gottloser Anmaßung den barmherzigen Gott zu belästigen.

Nachdem nun fast alle Schwarzen ausgerottet worden waren, gelang es, den Rest einzufangen, und man konnte nun mit dem Civilisirungswerk beginnen. Die Hottentoten seien, wie man wähnte, „in der Stufenfolge der Wesen“ auf einen höhern Standpunkt emporgehoben worden, und das werde sich ja wohl auch mit den Tasmaniern machen lassen.

Damit begann denn eine neue Art und Weise der Vernichtung, durch welche das grauenvolle Drama langsam zum Abschluß kam. Die Sache selbst ist in anthropologischer Beziehung lehrreich. Wir haben hier wieder einen Beweis mehr, wie unheilvoll die wirkliche oder vermeintliche Philanthropie wirkt, sobald sie die Naturgesetze verkennt und in dem Wahne befangen bleibt, daß man aus jeder beliebigen Race die Angehörigen derselben nach europäischer Façon ummodeln und die Wilden zu „civilisirten Christen“ machen könne. Jammer und Elend sind aber stets da unaus-

bleiblich, wo man die Wahrheit verkennt, daß den verschiedenen Gruppen des Menschengeschlechts auch sehr verschiedene Culturwerthe innewohnen und daß sie permanente Anlagen haben, gegen welche alle „christliche Civilisation" rein nichts vermag. Sie schöpft lediglich Wasser in ein Sieb; sie will die Natur selber corrigiren, und darin liegt ebensowohl frevelhafte Vermessenheit wie großer Unverstand.

Die eingefangenen Schwarzen, an welchen das Herumexperimentiren begann, wurden zuerst nach der Insel Bruni geschafft. Dieselbe liegt südlich von Hobarttown und ist etwa 50 Miles lang. Der nördliche Theil ist mit dem südlichen durch eine schmale Landzunge verbunden; der letztere war unbewohnt. Die Insel ist nicht fruchtbar und weder zum Ackerbau noch zur Viehzucht geeignet. Die „Station der Schwarzen" lag an einer kleinen Bucht, oben im Nordwesten der Insel, 2 Miles vom Cap de la Sortie. Man gab den Schwarzen Brot und Kartoffeln, aber so spärlich, daß sie hungern mußten. Der Schiffszwieback war faul; Fleisch erhielten sie nicht. Deshalb entflohen sie, wenn irgend möglich, auf das Festland, um Kängeruhs oder Opossums zu jagen. Dann fing man sie wieder ein und fütterte sie nach wie vor dürftig und schlecht. Man nannte das „Protection und Civilisation!" Bald stellten sich Krankheiten ein. Die Schwarzen jammerten und baten um Taback; — er wurde ihnen verweigert; manche fromme Christen verabscheuen ja das „Teufelskraut".

Die Schwarzen riefen: „No good, — this bad place, — no egg, — no Kangaroo, — no like — all die."

Diese Worte können wir als Motto für alles Folgende betrachten: „Hier ist's schlecht leben, — hier taugt es nicht, — hier haben wir keine Emucier und kein Kängeruhfleisch, — hier gefällt es uns nicht, — hier müssen wir Alle sterben."

Die Holzhauer, verhärtete Sträflinge, brachen in die Station ein und thaten den schwarzen Frauen Gewalt an; ein Gleiches geschah von Seiten der Walfischfänger; diese theilten Fleisch, Branntwein und Taback aus, sie gaben den Frauen allerlei Kleinigkeiten und lockten sie zu sich. Durch diesen Verkehr kam eine gewisse schlechte Krankheit unter die Schwarzen, und wieder fielen Mordthaten herüber und hinüber vor.

Inzwischen war ermittelt worden, daß auf Tasmanien selber noch einige kleine Horden in alter Freiheit umherschwärmten. Der Superintendent Robinson unternahm es, dieselben auf friedliche Weise einzufangen. Er ging in den Busch mit einigen schwarzen Frauen der Station, die er mit bunten Bändern aufgeputzt hatte, auch nahm er allerlei kleine Geschenke mit. Am 28. December 1834 wurden die letzten freien Tasmanier eingefangen. Somit war binnen dreißig Jahren die ganze Insel „vom Ungeziefer (vermin) gesäubert". Am 22. Januar 1835 kamen diese letzten acht in Hobarttown an, in den Jahren 1830 und 1831 hatte Robinson 54 Köpfe eingebracht, 1832 63; 1833 44.

Die Station auf Bruni im äußersten Süden mußte aufgegeben werden. Man beschloß, die Eingefangenen sammt und sonders nach der Flinders-Insel in der Baßstraße zu schaffen, also nach dem äußersten Norden. Dort glaubte man sie in aller Ruhe, ganz ungestört von äußeren Einflüssen, civilisiren zu können. A.

Adolph v. Wrede's Reise in Hadhramaut.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

III.

Die Beduinenfrauen und ihr Putz. — Ausflüge Wrede's. — Entdeckung der himyaritischen Inschrift von Obne. — Manche gefährliche Abenteuer. — Verdacht gegen den Reisenden. — Mißhandlung desselben. — Ein Verbrüderungsfest der Stämme. — Ein blutiger Ast als Volkspanier. — Im Wadi Rhayde ed Din. — Angebliche Nachkommen des Propheten.

Wrede verweilte das erste Mal nur wenige Tage in Choraybe, hatte aber doch Zeit, Beobachtungen über die Bevölkerung zu machen. Die Frauen gehen, der moslimischen Sitte entgegen, unverschleiert. Sie tragen fast dasselbe Costüm, wie die Beduininnen, nur aus reicheren und feineren Stoffen. Ihre Oberhemden sind hellblau, der Rand ist mit grünem Stoffe besetzt und bei den Reicheren mit Silberstickerei verziert, das Beinkleid roth und weiß gestreift, der Gürtel oft mit einem Silberschlosse versehen. In jedem Ohre tragen sie zwölf ziemlich starke Silberringe, zu welchem Zwecke das Ohr an zwölf Stellen durchbohrt ist. Einige tragen auch Nasenringe. Auf jeder Seite des Kopfes ordnen sie das Haar in Kugelformen zusammen, welche sie traubenförmig vereinigen. Um recht viel solcher Kugeln aufweisen zu können, nehmen sie ihre Zuflucht zu alten Fetzen und Lumpen, um die sie die Haare wickeln (man sieht, es gab eine Art von Chignons lange vor Erfindung der europäischen). Die ganze Frisur wird mit Gummi arabicum überstrichen, um ihr die gehörige Consistenz zu geben. Von einer Schläfe zur andern geht ein farbiges Band, an dem eine Menge viereckiger Käftchen von Silber oder sonstigem Metall hängen; in diesen sind Amulete befindlich. Außerdem ist noch das Haar mit fingerbreiten rothen Streifen, die von vorne nach hinten gehen, bemalt. Gesicht, Hals, Arme und Füße sind mit dem Extract der Curcumawurzel gelb gefärbt, und auf dem Gesicht außerdem noch rothe und indigoblaue Blümchen aufgemalt. Die Augenlider sind mit dem bekannten Collyrium von Antimonpulver, Kohel genannt, schwarz gefärbt.

Die Kinder im Wadi Doan gehen bis zum vierten Jahre vollkommen nackt. Ihr Haupthaar haben sie auf eine seltsame Weise geschoren. Einige tragen nur einen runden Büschel oberhalb der Stirn, andere solche Büschel an den beiden Schläfen und auf dem Mittelkopfe einen aus Haaren gebildeten Kamm; bei noch anderen theilen zwei derartige Kämme das Haupt in drei Felder. Die Frauen tragen ihre Kleinen nicht wie die Aegypterinnen auf der Schulter, sondern setzen sie rittlings auf die Hüfte. Alle Kinder sind mit Talismanen behangen, die sie vor dem bösen Blicke schützen sollen. Einige tragen deren an die funfzig.

Wrede hatte einige Mühe, seinem Wirthe begreiflich zu machen, daß er die Zeit bis zur Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten Hud nicht müßig in Chorayhe versitzen, sondern zu Ausflügen im Lande benutzen wolle. Dennoch gelang ihm dies, und er trat am 8. Juli seinen ersten Ausflug von Chorayhe aus an. Dieser Ausflug dauerte drei Wochen, und führte ihn in südwestlicher Richtung über Ebna, Kabr ess Ssayir, Hisse ben Dighal, die Hauptstadt des Beled Hadschar, und Obne in südwestlicher Richtung an die Meeresküste, die er beim Punkte Kobbet el Ayn erreichte. Von hier zog er in westlicher Richtung dem Strande entlang bis zu dem schon von Wellsted besuchten Wadi Mayfaa, in dem die Ruinen von Nakb el Hadschar liegen, das jedoch Wrede unbesucht ließ, da es hinlänglich durch Wellsted bekannt war. Auf einem mehr westlichen Wege kehrte er nach Hisse ben Dighal, das er auf diesem Ausfluge zweimal berührte, zurück und wandte sich von da noch mehr nach Westen, nach dem Wadi Hafar, bis er wieder die Wasserscheide überschritt und sich im Wadi Rhayde ed Dyn befand, den er jedoch nicht bis dahin verfolgte, wo er den Namen Wadi Amd annimmt, sondern sich dann östlich nach Chorayhe zurückwandte.

Das Interessanteste auf diesem Ausfluge war außer den geographischen Entdeckungen die Auffindung der berühmten himyaritischen Inschrift von Obne im Beled el Hadschar, des einzigen alten Schriftdenkmals, auf dem wir den Namen Hadhramaut in unzweifelhafter Form lesen. Die Form, unter welcher der Name auf diesem ältesten Denkmal erscheint, widerlegt gänzlich die arabische Etymologie, welche das Wort als „Hadhar Mawet", d. h. Wohnung des Todes, deutet, wie der so jung verstorbene berühmte Orientalist Ernst Osiander deutlich dargethan hat. Es wäre in der That auch komisch, ein Land, das für sehr gesund gilt, wie Wrede behauptet, die „Wohnung des Todes" zu nennen.

Der nördliche Theil der Gegend, durch welche ihn dieser Ausflug führte, war gebirgig, kahl und trostlos. Oft übernachtete er auf Höhen von 5000 Fuß über der Meeresfläche, wo fast alle Vegetation aufgehört hatte. Zum Beispiel in dem elenden Gebirgsdorfe el Ebna, in dessen Nähe er eine höchst interessante, sehr große Tropfsteinhöhle entdeckte. Erst im Wadi Hadschar, dem Hauptwadi des Beled el Hadschar, der jedoch gleichfalls nicht immer denselben Namen führt, fand er eine üppige Palmenvegetation wieder. Ueberhaupt hält er das Beled el Hadschar für die reichste und fruchtbarste Gegend aller vier oben genannten Provinzen, welche wir gewöhnlich mit dem Collectivausdruck Hadhramaut bezeichnen, der eigentlich nur einer von den vieren zukommt.

Am 17. Juli, nahe bei Obne, hatte Wrede ein Abenteuer, dessen Verlauf zeigt, wie wohl er die Art und Weise verstand, mit den Beduinen umzugehen. Einige Beduinen vom Stamme der ba Schukayr wollten nämlich ein sehr bedeutendes Wegegeld von ihm erpressen, und da der Dachail, den der Reisende auch diesmal wieder hatte, sich keinen Scrupel daraus machte, gleichfalls Geldgewinn von seinem Schützlinge zu ziehen (er hatte ja nur geschworen, sein Leben zu schützen), so wäre Wrede vielleicht zum Nachgeben gezwungen worden, hätte er nicht die Art und Weise, den Beduinen zu begegnen, zu gut gekannt.

„Mein Dachail," so erzählt er, „führte mich auf die Seite und erklärte mir, daß ich den Beduinen funfzig Thaler Passagegeld zu zahlen hätte, widrigenfalls müsse er mich verlassen und allein nach dem Wadi el Hadschar zurückkehren. Schon bekannt mit solchen Beduinenkniffen, verweigerte ich entschieden diese oder irgend eine noch so kleine Summe und erinnerte ihn, daß er sich verpflichtet habe, mich sicher nach dem Orte meiner Bestimmung zu bringen. Es sei daher seine Sache, sich mit den Beduinen abzufinden. Uebrigens möge er thun, was er wolle. Was ich vorausgesehen hatte, geschah. Er versuchte nun, mich zu überreden, das Geld zu geben; da ich ihn aber keiner Antwort würdigte, so stellte er sich, als wolle er mich verlassen. Er brach auch wirklich mit der ganzen Truppe auf, nahm sein Kameel und zog von dannen. Ich that jedoch, als merke ich den Abzug gar nicht und blieb ruhig sitzen. Nach einer Viertelstunde kehrte mein Dachail zurück und theilte mir ganz im Vertrauen mit, daß es seinem Einflusse gelungen sei, die Ansprüche der Beduinen auf fünfundzwanzig Thaler herabzustimmen. Ich solle doch nicht so hartnäckig sein und diese Summe zahlen, denn sonst müsse er mich ganz gewiß verlassen. „Und was wird dann Dein Schicksal sein?" setzte er hinzu. „Entweder bringen Dich die Beduinen um, oder Du wirst von den wilden Thieren zerrissen, oder Du verhungerst in diesen Bergen! Darum bezahle lieber das Geld, damit wir weiter ziehen können." — Ich erwiderte so barsch als möglich, daß ich auch nicht fünfundzwanzig Kaffeebohnen hergeben werde, und daß ich übrigens unter Gottes Schutz stände, ohne dessen Willen mir kein Haar gekrümmt werden könne. Er aber sei nicht viel besser, als ein Räuber und möge nur seines Weges ziehen, wenn er wolle. — Nach diesem Bescheide verließ er mich mit den Worten: „Du hast mich nicht hören wollen! Dein Blut komme über Dich!" — Worauf ich ihm zurief: Nicht über mich, sondern über Dich, der Du handelst, wie einer, der von seinem Stamme ausgestoßen ist. Schande über Dich und über Dein ganzes Geschlecht!"

„Nun ließ man mich eine volle halbe Stunde allein. Nach derselben hörte ich die ganze Gesellschaft zurückkommen, ohne daß ich jedoch durch eine Miene verrieth, daß ich ihre Rückkehr bemerkt hätte. Sie setzten sich neben mich und verlangten nur funfzehn, dann zehn, dann fünf, zuletzt zwei, einen und endlich nur einen Viertelsthaler, welche Forderungen ich alle in einem sehr bestimmten Tone von mir wies. Als sie sahen, daß mich bis jetzt nichts eingeschüchtert hatte, versuchten sie es, mir auf eine andere Art Furcht einzujagen. Einer von ihnen zündete die Lunte seines Gewehres an, öffnete die Pfanne und setzte mir die Mündung auf die Brust mit der Drohung, mich gleich niederzuschießen, wenn ich nicht zahle. Ein Anderer versetzte mir unterdessen Kolbenstöße in den Rücken. Dies vermochte ich nicht geduldig zu ertragen. Ich riß mit der einen Hand die Mündung des Gewehrs von meiner Brust und versetzte mit der andern meinem Gegner einen so derben Faustschlag vor die Stirn, daß er rücklings zu Boden fiel. Ich erwartete nun, daß mich der Beduine mit der Dschembiya angreifen würde, und zog die meinige. Allein nichts von Allem erfolgte. Im Gegentheil, Alle brachen in ein lautes Gelächter aus und der Geschlagene mit! Man gab mir gute Worte, verzichtete auf jede Contribution und setzte sich mit der Bemerkung nieder, daß ich „ein Mann mit weitem Herzen", d. h. muthig sei. Es wurde Kaffee getrunken. Mein früherer Gegner setzte sich mir zur Seite, gab mir die Hand und wechselte zum Zeichen der Versöhnung die Kaffeetasse mit mir. Kurz, Alles war wieder ins Geleis gebracht."

Auf diese Weise muß man rohen Völkern begegnen, Muth und Entschlossenheit zeigen, aber selbst im Zorne nie die örtliche Sitte verletzen. Hätte Wrede z. B. statt des Faustschlages dem Beduinen eine Ohrfeige gegeben, so wäre eine solche Beleidigung nur durch seinen Tod sühnbar gewesen. Aehnlich ist es mit den Schimpfworten; man darf einen Moslim Alles schimpfen, nur nicht solche Namen, die hauptsächlich auf Andersgläubige und Ketzer ihre Anwendung finden.

Auf der Rückkehr vom Wadi Meyfan nach Hisse ben Dighal bestand Wrede ein anderes Abenteuer. Er und sein Führer waren nämlich der Karawane vorausgeeilt und wurden so vereinzelt von Räubern angefallen, die sie mit Steinwürfen angriffen. Hierbei bewährte sich sein Führer jedoch als ein trefflicher Beschützer, vertheidigte den Reisenden aufs Tapferste, nur verbot er diesem seltsamerweise, selbst etwas für seine Vertheidigung zu thun, ehe es aufs Aeußerste gekommen war. Dann erst gestattete er ihm, gleichfalls Steine gegen die Angreifer zu schleudern. Durch die Ankunft der Karawane wurden beide gerettet.

Am 24. Juli hatte Wrede ein Abenteuer ernsterer Natur. Er begegnete einer Karawane von etlichen 3000 Beduinen aus Hadhramaut, welche nach dem fruchtbaren Wadi Hadschar zogen, um die Producte ihrer kälteren Gegenden gegen die trefflichen Datteln des Südens auszutauschen. Mit dieser Karawane lagerte er an einem und demselben Orte, und bei dem Zusammentreffen mit mehreren ihrer Mitglieder wurde der Verdacht laut, daß er ein Ferenghi (Christ) sei. Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht durchs Lager.

„In einem Augenblicke," so schreibt Wrede, „waren Hunderte drohender Gestalten um mich versammelt, welche ihren Christenhaß gegen mich austobten. Man stieß mich mit Füßen, man spie mir ins Gesicht, Staub und Steine wurden auf mich, als einen Kafir, geworfen, kurz, ein Jeder beeiferte sich, es dem Andern im Mißhandeln meiner Person zuvorzuthun. Der ganze Haufen schrie wie besessen. Zwanzig auf einmal fragten mich, wer ich sei, woher ich käme; wohin ich ginge; Andere forderten mich auf, das Glaubensbekenntniß abzulegen. Dagegen schrien meine Beschützer aus Leibeskräften: „Er ist ein Moslim aus Aegypten, er verrichtet die fünf Gebete!" Sie ließen es weder an Bitten noch Drohungen fehlen, um die aufgeregten Gemüther zu besänftigen. Doch Alles blieb umsonst, sie wurden nur ausgelacht, und mußten zuletzt das Feld räumen. Ich blieb, von meinen einzigen Beschützern verlassen, dem Angriffe der fanatischen Horde ausgesetzt. Kaum hatten sie den Rücken gewandt, als sich auch der Kreis, den man um mich geschlossen, immer enger zusammenzog, und mir ärger denn zuvor mitgespielt wurde. Der Eine stieß den Andern auf mich, und ich erstickte fast im Staube, welchen dieser Anlauf erregte. Endlich brachten sie einen Wahnsinnigen herbei, dessen Hände und Füße an eine eiserne Stange geschlossen waren. Als man ihm sagte, ich sei ein Kafir, warf er sich mit einem den Wahnsinnigen eigenthümlichen Schrei auf mich, riß mir den Turban herab und kratzte mich an Hals und Kopf, während die Umstehenden in schallendes Gelächter ausbrachen. Beim Angriffe dieses Menschen verließ mich der letzte Rest von Geduld. Außer mir vor Wuth, sprang ich auf, warf den Rasenden zurück und zog meine Dschembiya, fest entschlossen, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen."

„Bei diesem Anblick erhob sich von allen Seiten ein Wuthgeschrei, aus dem ich die Rufe vernahm: „Der Kafir hat seine Dschembiya gezogen! Schlagt den Hund nieder! Steinigt ihn!" Nun griff der fanatische Haufen zu Steinen, um mich den Tod des Stephanus sterben zu lassen. Einige gingen mit gezücktem Dolch auf mich los. In diesem kritischen Moment erschien jedoch der Scheich von el Hota, ein geachteter Stammeshäuptling, den meine Beschützer herbeigeholt hatten. Man machte ihm ehrfurchtsvoll Platz und dem rasenden Geschrei folgte tiefe Stille. Nach den üblichen Begrüßungen setzte sich der Scheich zu mir, und nun begann folgendes Verhör:

Frage: Wer bist Du?
Antwort: Ein Aegypter.

Fr.: Du siehst nicht wie ein Aegypter aus. Wer war Dein Vater?
A.: Ein Maghrebiner (Bewohner des nordwestlichen Afrika).
Fr.: Und Deine Mutter?
A.: War ebenfalls aus jener Gegend.
Fr.: Wie heißt Du?
A.: Abd el Hud.
Fr.: Was machst Du hier im Lande?
A.: Ich wallfahrte zum Grabe des Propheten Hud zufolge eines Gelübdes.
Fr.: Bist Du ein Moslim?
A.: El Hamdu l'Illah! (Lob sei Gott!)

„Der Scheich forderte mich dann auf, die Glaubensformel und das Fatiha, das erste Capitel des Korans, herzusagen, was ich that. Am Schlusse dieser Gebete brach die ganze Versammlung in ein lautes „Amen" aus. Hierauf untersuchte der Scheich meine Arme, Hände, Beine und Füße und verlangte endlich, daß ich die Arme so weit wie möglich über den Kopf legen solle. Hiermit war die Untersuchung beendet, und der Scheich theilte dem Volke das Resultat in folgenden Worten mit: „O Volk Gottes! Dieser Mann ist ein Moslim, denn er hat die Glaubensformel und das Fatiha hergesagt, dann ist er ein Aegypter, und diese sind alle fromme Moslims. Endlich hat er keine jener Zeichen an seinen Gliedern, an denen man die Ungläubigen erkennt, auch kann er die Arme wie wir über dem Kopfe zusammenlegen, und kein Christ kann das." Durch so schlagende Beweise hatte die Gelehrsamkeit des Scheich, der wie alle Moslims glaubte, daß Christen am Leibe vom Teufel gezeichnet und in der freien Gliederbewegung gehemmt seien, meine Qualität als Moslim dargethan, daß nun alle Anwesenden andere Saiten anstimmten; man quälte mich nicht nur nicht mehr, sonden Viele kamen sogar auf mich zu, um mich um Verzeihung zu bitten. Ich war auf einmal populär geworden. Man wusch mir die Hände und Füße, brachte mir Brot, Milch und Datteln, man that alles Mögliche, um mich die erduldete Mißhandlung vergessen zu machen."

Einige Tage nachdem Wrede dieser Lebensgefahr entgangen war, wohnte er am 27. Juli im Wadi Hafar einem großartigen Nationalfeste der Beduinen bei. Es war eine jener großen Vereinigungen von den Stämmen und Stammesgruppen einer ganzen großen Provinz, welche die Araber „Kobayl Bakri", d. h. „Verbrüderungsfest der Stämme", nennen. Zuerst mußten die Glaubenswächter bestimmen, ob auch die Stunde hierzu günstig sei, und als sie dies aus dem Laufe des Mondes ermittelt hatten, wurde ein Fatiha gebetet und den versammelten Beduinen die Eröffnung des Festes angezeigt. Nun erscholl von allen Seiten laut donnernd der Ruf „Allah Hafits el Kabayl!" d. h. „Gott behüte die Stämme", und wurde von Berg zu Thal, von Lager zu Lager getragen. Das Fest hatte jedoch seinen wichtigen Zweck, nämlich die politischen Berathungen zweier großer Stammesgruppen, deren Angehörige die eigentlichen Hauptpersonen dabei waren, während außerdem noch eine Menge anderer Beduinen, zu neutralen und nicht mitberathenden Stämmen gehörig, nur müßige Zuschauer und Theilnehmer am Feste, nicht aber an den Berathungen abgaben. Diese Berathungen wurden durch Reden der zwei Stammeshäupter eingeleitet. Es handelte sich diesmal darum, den Krieg gegen eine benachbarte Provinz zu beschließen oder zu verwerfen. Die Kriegspartei siegte, und der Krieg wurde beschlossen, Alles in ziemlich kurzer Zeit, nachdem nur wenige, aber sehr heftige Reden gehalten worden waren. Der Beschluß wurde der Menge verkündigt, die ihn

mit einem neuen „Allah Hafits el Kabayl“ aufnahm. Darauf wurde noch eine seltsame symbolische Handlung vorgenommen, durch welche der Beschluß seine religiöse Weihe erhalten sollte.

„Das Feuer, welches in der Mitte der Versammlung brannte, wurde durch einen großen Haufen Holz neu belebt und die auflodernde Flamme mit lautem Jubel begrüßt. Man brachte dann einen Ast des Nebekbaumes und einen fetten Hammel, welchem der älteste Scheich die Füße band. Darauf ergriff er den Ast, sprach ein Gebet über ihm und übergab ihn den Flammen mit den Worten: „So wie dieser Ast verdorrt, so mögen unsere Feinde verdorren!“ Als alles grüne Laub verbrannt war, entzog er ihn dem Feuer, sprach nochmals ein Gebet und durchschnitt mit seiner Dschembiya die Kehle des Hammels, mit dessen Blute der noch brennende Ast gelöscht wurde. Dabei sprach der Scheich: „Wer in der Stunde der Gefahr zurückbleibt und diesen blutigen Ast, unser Banner, verläßt, der verdorre, er und die Seinigen, so wie der Ast verdorrt ist.“ Er riß dann mehrere kleine Zweige von dem verbrannten Aste und übergab sie ebensoviel Beduinen, welche damit nach verschiedenen Richtungen eilten. Der schwarze, blutige Ast wurde in die Erde gepflanzt. Die Beduinen lösten ihre gewöhnlich zusammengebundenen Haare, schürten abermals das Feuer und begannen einen ausdrucksvollen Kriegstanz um dasselbe, welcher von dem Tar (Tamburin) und dem Kriegsgesange begleitet wurde. Tanz und Gesang dauerten bis nach Mitternacht, bis sich die beiden Scheichs, dem neuen, seltsamen Banner (d. h. dem blutigen Ast) folgend, nach Osten wandten und im Dunkel verschwanden.“

Der Hauptast, so erfuhr Wrede, bildet nun das Banner, um das sich alle Verbündeten schaaren; die abgerissenen Zweige werden in die einzelnen Stämme getragen, und die dort Zurückgebliebenen sammeln sich um sie, als ihre Fahnen, und eilen dem Hauptheere zu. Beim Friedensschlusse werden alle Zweige feierlich verbrannt, und die Scheichs sprechen dabei: „Unsere Feindschaft ist vernichtet, wie diese Zweige vernichtet sind!“ Ein Jeder schlachtet dann einen Widder zum Opfer. Hat eine Partei mehr Todte, als die andere, so sagt der im Vortheil stehende Scheich: „Wähle zwischen Blut und Milch!“ d. h. zwischen der Erbrache oder dem Blutgelde. Gewöhnlich wird jedoch beim Friedensschluß das Blutgeld angenommen. Für dieses besteht in Hadhramaut kein bestimmter Satz, wie in anderen Gegenden Arabiens, sondern es wird je nach dem Reichthum des Todtschlägers bald höher, bald niedriger taxirt. —

Am 29. Juli überschritt Wrede das Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen dem Beled Hadschar und dem Beled Beni Yssa bildet. Er kam nun in das Gebiet des Wadi Rhayde ed Dyn und des Wadi Amd, welche zum System der hadhramautischen Wadis gehören, ebenso wie der Wadi Minna Doan, Hadscharin und Kassr.

Auf dem Gebirgspasse kam die Karawane an eine Stelle, wo die Beduinen eine Art Fort, d. h. eine steinerne Brustwehr mit Schießlöchern, errichtet hatten, von wo aus sie den Weg beherrschten und ein Wegegeld forderten. Jeder Mitreisende mußte einen Thaler zahlen, d. h. die Städter und Dorfbewohner, denn die mitreisenden Beduinen gingen frei.

Der Wadi Rhayde ed Dyn bildet in seinem obern Theile einen traurigen Contrast gegen den eben verlassenen fruchtbaren Wadi Hadschar und seine Seitenthäler. Während in diesem eine reiche Palmenvegetation blüht, weisen jene nur zerstreut umherstehende Mimosen und wildes Dornengesträuch auf. Der untere Theil des Wadi Rhayde ed Dyn ist fruchtbarer, hat zwar auch keine Palmenwälder, dafür aber dichte Mimosenhaine, und ist besonders reich an Indigopflanzungen, welche den Haupternährungszweig der ihn bewohnenden Beduinen vom Stamme Ba Omm Ssaduss bilden. In ihm liegen außer vielen anderen Dörfern die zwei Hauptorte Rhayde und Dhila, die auch auf der Kiepert'schen Karte angegeben sind.

Auf dieser Reise hatte Wrede viele Scherife zu Begleitern, d. h. angebliche Nachkommen des Propheten, welche die fanatischen Glaubenswächter in den Städten spielen, die von den Beduinen als Zauberer zwar gefürchtet, aber als habgierige Menschen gehaßt und als Feiglinge, wie alle Städter, verachtet werden. Diese feigen Menschen halten den friedlichen Bürgern und den Reisenden gegenüber, welche nicht Beduinen sind, Alles für erlaubt, was ihre Habsucht befriedigen kann. Als religiöse Personagen glauben sie, daß ihnen Alles zukomme, und daß sie von dem Eigenthume Anderer freien Gebrauch machen können, da Jeder sich glücklich schätzen müsse, sein Hab und Gut einem Heiligen zu opfern! Sie begnügen sich deshalb nicht nur, ungestüm zu fordern, sondern nehmen auch geradezu vom fremden Eigenthume Besitz, das die abergläubischen Araber selten gegen die gefürchteten Zauberer zu vertheidigen wagen. Wrede wurde weniger vom Aberglauben, wohl aber durch Klugheit bewogen, die unverschämten Scherife, die sein Gepäck beraubten, oft sein Mittagessen verzehrten u. s. w., eine Zeitlang gewähren zu lassen; zuletzt wurde ihm aber die Sache zu arg und er widersetzte sich, wodurch er sich freilich dem Verdachte des Unglaubens aussetzte, aber doch von nun an unbelästigt blieb.

Zum Glücke zog diese Gesellschaft nach dem Wadi Amd, der eine Fortsetzung des Wadi Rhayde ed Dyn bildet, während Wrede's Weg östlich lag, da er vor seiner Reise nach dem Wadi Amd nach Choraybe im Wadi Doan zurückgehen wollte. Er verließ deshalb das Gebiet des Wadi Rhayde ed Dyn und langte nach zweitägiger Wanderung durch steile Gebirge, welche diesen Wadi vom Wadi Doan trennen, wieder im Hause seines Wirths in Choraybe an.

Auch diesmal machte er einen Besuch bei dem alten Sultan Manassi, der ihn jedoch sehr kalt empfing und merken ließ, daß ihm Wrede's Herumreisen im Lande sehr verdächtig vorkomme. Er hielt ihn für einen Spion Mehemed Ali's, ein Verdacht, den Wrede nicht gänzlich zu zerstreuen vermochte. Aber der Sultan war zu ohnmächtig, um ihm viel anhaben zu können, indem der Reisende sich des Schutzes der Beduinen erfreute.

Da die Zeit der Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten Hud noch nicht gekommen war, beschloß Wrede einen andern Ausflug, und zwar diesmal nach Norden zu unternehmen. Als er diesen Entschluß seinem Wirthe mittheilte, konnte derselbe eine solche Reiselust gar nicht begreifen und war geneigt, Verdacht zu schöpfen. Aber Wrede beschwichtigte ihn durch die Vorstellung, daß er es für verdienstlich halte, auch die anderen im Nordwesten gelegenen Heiligengräber zu besuchen, und der Scheich mußte diesen religiösen Beweggrund wohl gelten lassen.

Die Krisis unter den Mormonen.

Unter den „Heiligen“ am großen Salzsee ist der Zwiespalt lichterloh ausgebrochen, und in der „Gottesgemeinde“ kommen allerlei böse Dinge zu Tage. Wir wollen dabei ganz absehen von dem Scandale der Vielweiberei; diese „von Gott gebotene Einrichtung“ ist oftmals geschildert worden, und wir haben jüngst wieder in unserer Zeitschrift pikante Beiträge zur Kennzeichnung derselben gegeben („Globus“ XVI, S. 9 ff.). Die Söhne des Stifters Joseph Smith haben den Krieg gegen die Polygamie in die Hauptstadt der Mormonen selbst getragen, und dort laut verkündigt, daß Brigham Young ein falscher Prophet sei, welcher die Kirche der Heiligen vom jüngsten Tage zu Grunde richte.

Es geht ja so mit allen „Kirchen“. Sobald Dogmen festgestellt werden, denen zufolge gewisse Glaubenssätze als bindend hingestellt sind, und sobald sich eine kirchliche Hierarchie mit einem Priesterstande gebildet hat, ist es mit Ruhe und Frieden vorbei. Die von Andersgläubigen Verfolgten werden bald selber Verfolger unter einander und machen sich das Leben schwer. Bei den Mormonen wiederholt sich die Geschichte der Christen. Diese lagen unter einander schon im wildesten Hader, als die Heiden noch das Uebergewicht im römischen Reiche hatten; sobald die Christen zur Herrschaft gelangten, traten sie als Verfolger gegen die Heiden auf und zerfleischten sich nebenbei unter einander. Je mehr Macht die Kirche und die Hierarchie an sich rissen, um so größer wurde die Zerrüttung, und Frieden ist unter den Christen bis auf den heutigen Tag nicht gewesen. Ihre Kirche trieft in allen Jahrhunderten von Blut, und z. B. über die Frage, ob der Sohn dem Vater ähnlich oder gleich sei, ist Jahrhunderte lang ein erbitterter Krieg geführt worden zwischen den Arianern und denen, welche sich als Orthodoxe hinstellten. Millionen von Menschen haben in demselben das Leben verloren.

Bis zum offenen Kampfe mit Waffen und bis zum Scheiterhaufen wird man es freilich am Salzsee schwerlich kommen lassen; das in früheren Zeiten unter den Christen so beliebte Köpfen und Verbrennen von Ketzern widerspricht dem Zeitgeiste, und so wird man überhaupt wohl darauf beschränkt bleiben, sei es in Rom oder bei orthodoxen Oberkirchenräthen und Consistorien oder bei den Mormonen, die Gegner der Irrlehren zu beschuldigen und sie mit Bann und Acht zu belegen. Kirchliche Excommunicationen sind indeß für das bürgerliche und gesellschaftliche Leben ganz gleichgültig, und bei allen verständigen Menschen lediglich ein Gegenstand des Spottes und Hohnes geworden.

Die Geschichte lehrt, daß jede Theokratie ausschließlich und unduldsam verfährt. Zweifel an ihrer Berechtigung und an den von ihr aufgestellten Glaubenssätzen gilt sofort als ein Attentat gegen die „wahre“ Lehre und gegen die „Gottheit“. Alle Theokratien streben auch nach überwiegendem Einfluß in weltlichen Dingen; sie sind herrschsüchtig durch und durch; sie wollen, daß der Einfluß der Priester überwiege. Diese mischen sich in Alles, in das Leben des Staates und der Familie. Die Priesterschaft trachtet nach Reichthum für die „Kirche“, d. h. für die Geistlichkeit, sie macht weltliche Geschäfte und sucht so viel Geld und Geldeswerth als immer möglich anzuhäufen. In Belgien z. B., wo seit 1831 der Satz von der „freien Kirche im freien Staate“ gilt, hat die Geistlichkeit binnen 38 Jahren ein Vermögen von nahezu 300,000,000 Francs in den Besitz der todten Hand gebracht.

Auch am Salzsee weiß die Kirche der Heiligen irdische Güter sehr wohl zu schätzen und ihre Vorsteher sind reich geworden; „der heilige Geist“ hat sie gesegnet. Sie wollen nicht lediglich das Seelenheil der Gläubigen wahrnehmen, sondern auch bestimmen, wie es in Betreff der irdischen Dinge gehalten werden solle. Das ist auch vollkommen der Logik gemäß. Die Vorsteher erhalten, dem Glauben der Mormonen zufolge, sehr häufig „Offenbarungen von oben“, und diesen gemäß treffen sie ihre Anordnungen. Widerspruch gegen das, was „von oben“ kommt, ist selbstverständlich „gottlos“. Wo ein Verbot durch Worte nicht ausreicht, wird Zwang ausgeübt und der Bannfluch ausgesprochen.

Wir können diese Sätze durch die nachstehende Erzählung anschaulich machen; bei derselben folgen wir einem Bericht aus Great Salt Lake City vom 5. November („Newyork Herald“ 10. November).

Zwei unter den Mormonen sehr angesehene Männer, Godbe und Harris, sind Herausgeber des „Utah Magazine“. In diesem Blatt erschien ein Aufsatz, welcher nachwies, daß Utah einen großen Reichthum an werthvollen Mineralien habe; es sei wünschenswerth, diese Schätze zu heben und es empfehle sich, zu diesem Zweck eine Actiengesellschaft zu bilden. Dieser Vorschlag erregte das Mißfallen des Propheten Brigham Young in hohem Grade. Das „Magazin“ hatte es für zweckmäßig erklärt, Capitalisten ins Land zu ziehen, und davon wollte der Prophet nichts wissen. Sein Zorn stieg, als ein anderes Mormonenblatt, der täglich erscheinende „Telegraph“, sich mit den Vorschlägen des „Magazin“ einverstanden erklärte. Er gab den beiden Herausgebern des letztern kund und zu wissen, daß er sie in den Bann thun und aus der Kirche verstoßen werde, falls sie ihre Artikel über die Mineralschätze noch fernerhin erscheinen ließen!

Das schlug durch, aber doch nur theilweise. Stenhouse, Herausgeber des „Telegraph“, war seit langer Zeit ein warmer Anhänger Young's, und seine Tochter ist eine der Frauen von Brigham's ältestem Sohn. Er widerrief, bedauerte das, was er in Betreff der Mineralschätze und einer Actiengesellschaft geschrieben hat, und darf nun innerhalb der gläubigen Herde verharren; die Kirche betrachtet ihn als reuigen Sünder. Aber Godbe und Harris sind steifnackig; die neueste Nummer des „Magazin“ brachte wieder einen Artikel über die Mineralschätze und einen gepfefferten Protest gegen das Verfahren Brigham Young's.

Nun hat „die Kirche“, d. h. Young, allen Mormonen streng verboten, von Godbe, der das größte Droguengeschäft im Territorium führt, irgend etwas zu kaufen; der Prophet will ihn ruiniren. Darüber ist dann unter Heiden und Mormonen große Aufregung entstanden. Die letzteren murren, dürfen sich aber nicht offen aussprechen, weil sie den Befehlen des Propheten, welche ja aus „Offenbarungen Gottes“ hervorgehen, Gehorsam schulden. Brigham Young macht ebensowohl Anspruch auf Unfehlbarkeit, wie der römische Papst.

Der Prophet ist auch ein wohl berechnender Speculant. Die Pacificbahn berührt die Stadt am Salzsee nicht unmittelbar, sondern läuft etwa 40 Miles von derselben entfernt. Von der Station Ogden führt eine schlechte Landstraße dorthin, die aber sehr ungenügend ist, und deshalb werden beide Punkte durch einen Schienenweg verbunden. Unternehmer

desselben ist der Prophet, der bei Abschluß der Contracte seinen Vortheil nicht außer Augen ließ. Er nahm Mormonen als Arbeiter an und versprach jedem drittehalb Dollars Taglohn. Sie setzten Glauben und Vertrauen in den heiligen Mann und gingen an die Arbeit, aber bis zum 5. November hat keiner von ihnen auch nur einen Cent ausgezahlt bekommen. Einige Leute, mit welchen er Contracte abgeschlossen, drängten ihn um eine Summe von 5000 Dollars, die er ihnen schuldig ist; er bot ihnen statt derselben 500 Dollars und ein Gespann Maulthiere. Darauf ließen sie sich nicht ein; sie machen geltend, daß sie viele baare Auslagen gehabt haben und daß endlich volle Zahlung erfolgen müsse; er, Brigham, habe als Contractübernehmer nachweislich schon beträchtliche Summen in Empfang genommen, theils baar, theils in Bahnschienen und Locomotiven. Den Arbeitern, welche jetzt noch von ihm beschäftigt werden, hat er einen Dollar Taglohn zugebilligt, sie erhalten denselben aber nicht etwa baar, sondern er wird ihnen als Zehntarbeit angerechnet, welche sie für die Kirche zu leisten haben.

Der Prophet ist ein Yankee und weiß als geriebener Speculant auch die „göttlichen Offenbarungen“, welche er von Jehovah stets erhält, sobald er deren irgend bedarf, für sich recht ersprießlich zu machen. Jüngst hat er der Herde verkündigt, daß ihm eine „Revelation von oben“ zugekommen sei. Sie lief darauf hinaus, daß die Vorsehung ihm geboten habe, nach England zu gehen, die in der Londoner Bank niedergelegten Mormonengelder zu erheben (man munkelt von vielen Millionen) und nach den Sandwichsinseln zu gehen, wo er den Rest seiner Tage in ruhiger Zurückgezogenheit verleben solle.

Diese merkwürdige Offenbarung giebt den Nichtmormonen in Utah Gelegenheit zu manchen Spötteleien; sie wollen daraus schließen, daß der Prophet ein Zusammenbrechen seiner judaisirenden Theokratie besorge. Er begreife, daß sein Gottesreich den Einwirkungen des Verkehrs auf der Pacificbahn nicht werde widerstehen können, und daß eine Ueberfluthung durch heidnische Elemente unausbleiblich sei.

Die Polygamie — man kann dieselbe niemals unerwähnt lassen, sobald die Rede von den Mormonen ist — hat allerlei merkwürdige Auftritte im Gefolge. Jüngst hat einer der Kirchenältesten, Namens Joseph F. Smith, die Wittwe und die zwei Töchter seines eigenen Bruders geheirathet. Ein Berichterstatter des „Telegraph“ hat diese Thatsache veröffentlicht und dabei angefragt: welche Stellung wohl die Kinder der beider Töchter zum Elder Smith einnehmen würden? Darob ergrimmte ein Sohn dieses Kirchenältesten dergestalt, daß er in den Sitzungssaal des Vereinigten-Staaten-Gerichts eindrang, wo der Berichterstatter eben beschäftigt war, ihn am Kragen packte, auf die Straße hinauszerrte und dort so entsetzlich schlug, daß die Aerzte am Wiederaufkommen des Unglücklichen verzweifeln. —

Die Dinge nehmen überhaupt eine sehr unerbauliche Wendung. Wir finden darüber manche Einzelnheiten in einem Bericht aus Omaha vom 20. October (in der „Times Mail“ vom 19. November). Der Correspondent, ein Engländer, hat einige Zeit in der Mormonenstadt verweilt; in welcher er auch mit einem Stamm Indianer zusammentraf. Brigham Young, dem er einen Besuch gemacht hat, ist jetzt etwa 70 Jahre alt und hat in der letzten Zeit stark gealtert. Der Prophet führte an einem Abend seine dreiundzwanzig Frauen, „wirkliche Frauen“, ins Theater; so viele nämlich sind noch am Leben; außerdem hat er noch etliche vierzig, zumeist junge Mädchen, die ihm nur angesiegelt worden sind, damit sie am Rande seines weißen Gewandes, mit welchem angethan er ins Himmelreich eingehen wird, mit emporgezogen und also auch selig werden können. Der Prophet hat von allen seinen Frauen Photographien aufnehmen lassen; diese dürfen aber nicht verkauft werden.

Der englische Berichterstatter erwähnt gleichfalls, daß der Prophet den Arbeitern ihren Lohn verkürzt habe; manche, obwohl Mormonen, möchten gern den Staat der Heiligen verlassen, aber Young hält sie fest. Die Stadt zählt etwas über 21,000 Einwohner und ist in 21 Districte getheilt. Jeder derselben steht unter einem Bischof, der eine Art von Inquisition ausübt. Jeder hat 18 Lehrer unter sich; diese müssen monatlich einmal jede Familie besuchen und dem Bischof eine Conduitenliste einhändigen. Man sieht, es ist das System, welches die Jesuiten erdacht haben und welches dann im modernen europäischen Polizei- und Soldatenstaate manche Regierungen sich angeeignet haben.

Der Engländer traf einen Mann, welchen er früher in London gekannt hatte und der seit Jahren Mormone war. Was thut der Lehrer bei Euch? fragte er. — Er stellt Fragen an uns. — Welcherlei Art? — Ob wir beim Gebet zugegen gewesen sind, ob wir den Zehnten richtig gezahlt haben und dergleichen. Er sieht auch nach, ob im Haus Alles reinlich ist und dergleichen. — Könnt Ihr ihm nicht verwehren, ins Haus zu kommen? — Ich glaube, das wird nicht angehen; wenn wir's thun wollten, würde er es dem Bischof sagen, und der würde uns aus der Kirche herausschneiden.

Dieses „Herausschneiden“ ist ein gewichtiges Ding. Wer davon betroffen wird, hat bei den Mormonen weder Arbeit, noch Hülfe, Theilnahme oder Mitleiden zu erwarten. Der Engländer hörte viele Mormonen klagen. Er besuchte auch die Vorträge, welche David und Alexander, des ersten Propheten Joseph Smith Söhne, gegen die Polygamie hielten. Die Controverse war im October sehr lebhaft geworden. Ein anderer Smith, Brigham Young's oberster Geheimrath, hielt an einem Sonntag Nachmittag im Tabernakel eine heftige Predigt gegen die Ketzereien. Er lobte den Präsidenten Brigham Young, der so Vieles überstanden und so Großes gethan habe. Er verlangte von der Gemeinde Achtung für den großen Mann. „Das hörte sich etwas verdächtig an,“ meint der Engländer, welcher zugegen war, „denn wenn die Gemeinde ihn herzlich geliebt und geachtet hätte, dann wären solche Mahnungen überflüssig gewesen. Geheimerath Smith schärfte dann nachdrücklich ein, daß es unbedingt nöthig sei, sich von den Heiden (Nichtmormonen, „Gentiles“) entfernt zu halten. Im Verkehr mit denselben liege große Gefahr. Alsdann sprach er zum Volk über die Heiligkeit der Polygamie. Mir gegenüber saßen einige Hundert weibliche Wesen mit sehr trübseligem Angesicht. Ich forschte, ob ich auf irgend einem Antlitze irgend welche Zustimmung zu diesem Lob entdecken könne; aber ganz im Gegentheil, die Mienen wurden noch trauriger. Der Geheimerath redete sich zum Preise der Vielweiberei in immer größern Eifer hinein, seine Rede donnerte. Von Adam, der nur ein Weib hatte, sprechen die Mormonen nicht gern, desto lieber jedoch von Abraham, David und Salomo. Wenn diese gottgeliebten Erzväter in ihrem von Gott ihnen übertragenen Rechte, viele Weiber zu nehmen, gewesen seien, und sie seien allerdings im Rechte gewesen, dann sei auch die Polygamie, welche in der heiligen Schrift stehe, eine göttliche Einrichtung. Wäre sie das nicht, dann müßte jede Bibel verbrannt werden. Auch sei Christus ein Vertheidiger der Einrichtung gewesen, und obendrein stehe im „Buche der Offenbarung“: Ich bin die Wurzel und ein Schoß David's, der da ist der Glanz und der Morgenstern. Jesus rühmte sich seiner Abstammung von David, der ein so großer Polygamist war.“

Der Engländer ging unmittelbar, nachdem er diesen erbaulichen Sermon angehört, nach der Independence Hall,

wo David und Alexander ihre Sachen zum Besten gaben. Der ganze Raum war überfüllt von Mormonen. David brachte nichts vor, was nicht auch ein Methodistenpastor in überpfefferter Weise hätte herausdonnern können. Dann trat Alexander auf, um nachzuweisen, daß die Polygamie im „Buche Mormon", das in Aller Händen sich befinde, verboten sei. Er rief: „Schmach über die Vielweiberei, Schmach auch über ihren Urheber (Brigham Young) und über die Verwirrung, welche durch ihn angerichtet worden ist." Er nannte ihn einen Thoren, einen corrupten, falschen Mann. Die Zuhörer lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit.

Alexander Smith hatte die Absicht, im Tabernakel zu predigen; dasselbe war ihm jedoch von Young verweigert worden; er hatte sich dann, wie er dem Engländer erzählte, an einen „sectirerischen Prädicanten" (er meinte einen christlichen Prediger) gewandt. Er will Mormone sein und bleiben, und natürlich glaubt er die wahre Wahrheit zu haben, das versteht sich von selber. —

So viel wir abnehmen können, steht die Polygamie auf einem wankenden und morschen Brette, und wenn sie fällt — und das wird über kurz oder lang mit Nothwendigkeit geschehen —, was wird dann von dem ganzen Mormonenthum übrig bleiben? Die verheiratheten Frauen wollen, mit richtigem Instincte, nichts von derselben wissen, aber es liegt in Brigham Young's Interesse, daß jeder Mann mehr als ein Weib nehme. Viele begnügen sich jedoch mit einer Frau. Alle fühlen sich in einer unbehaglichen Lage, Alles deutet ihnen an, daß sie sich in einer Krisis befinden. Trotzdem haben sie im September wieder 200 Missionäre ausgeschickt, um alle „Heiden" zu bekehren.

Die Straßen über den Mont Cenis, in Verbindung mit den neuen Eisenbahnen *).

I.

K. Italien wird vom übrigen Europa durch den Gürtel der Alpen geschieden, welche in einem weiten Halbkreise vom Golfe von Genua bis nach Triest an der Adria sich hinziehen. Diese natürliche Schranke diente viele Jahrhunderte hindurch der italienischen Halbinsel gleichsam als Schutzwall, hinter welchem ungestört das Land sich entwickeln konnte. Als die Römer Herren von ganz Italien waren, gingen sie bald über die Grenzen des Landes hinaus und zogen über die Alpen. Ihre Legionen mußten Päſſe von 2000 Meter (= 6156,8 Pariser Fuß) Höhe überschreiten, bevor sie die Ebenen Galliens und Germaniens überschwemmen konnten; aber durch dieselben Päſſe ergoß sich andererseits auch der unaufhaltsame Strom frischer Kernvölker (sogenannter Barbaren) nach Italien, welches dann ein Fechtboden für Europas kriegführende Nationen wurde.

Wenn dies die Alpen nicht verhindern konnten, so haben sie dagegen den Handelsverkehr von jeher beträchtlich gehemmt. Zu Anfang unsers Jahrhunderts gab es noch keine fahrbare Straße; der Rücken des Saumthieres diente zum Transport. Bonaparte eröffnete im Jahre 1801 die erste Alpenstraße, über den Simplon, für welche er 18 Millionen verausgabt und die Arbeit von 6000 Menschen verbraucht hatte.

Auch heute noch führen nicht mehr als sieben Straßen, die wirklich diesen Namen verdienen, aus Frankreich und der Schweiz nach Italien: jene über den Splügen, seit 1823, vom Rheinthal an den Comersee; — über den großen Bernhard, seit 1822, aus dem Rheinthal an den Lago Maggiore; — über den Gotthard, von 1820 bis 1831 gebaut, den Vierwaldstädtersee mit dem Lago Maggiore verbindend; — über den Simplon aus dem Rhonethal über Domo d'Ossola gleichfalls an den Lago Maggiore; — über den kleinen Bernhard, zwischen Isere- und Aostathal; — über den Mont Cenis, vom Flüßchen Arc nach Susa; — und schließlich die Uferstraße de la Corniche, entlang der Riviera di ponente von Nizza nach Genua. Unter allen diesen Straßen ist jene des Mont Cenis die bemerkenswertheste, sowohl in Hinsicht der auf sie verwandten Arbeiten, als auch der vielen Versuche, welche man bei Herstellung derselben gemacht hat.

* * *

Die gegenwärtige Hauptstraße über den Mont Cenis wurde, gleich der über den Simplon, auf Befehl Napoleon's in Angriff genommen; der Chevalier Fabroni leitete den Bau, welcher von 1805 bis 1810 dauerte und 7½ Million Franken kostete. Von Chambery aus zieht die Straße zunächst dem Thal der Isère entlang, zweigt dann ab und steigt an einem Zuflusse derselben, dem Arc, hinauf, stets inmitten wild-romantischer Schönheit der Landschaft. Diese Berggruppen sind von verhältnißmäßig geringem geologischen Alter; sie zeigen eine auffallende Mannichfaltigkeit in der Schichtung. Die Thalsohlen sind häufig mit Hochgebirgstrümmern bedeckt, durchschnittlich fruchtbar, durch die benachbarten Höhen geschützt und haben eine sehr milde Temperatur. Getreidefelder wechseln mit Wiesen, und noch in einer Höhe von 900 Meter (2770,6 Pariser Fuß) schlingt die Rebe sich von Baum zu Baum. Weiter aufwärts beginnt der Gürtel der Wälder, welcher bis zur Höhe von 1300 Meter (4000 Pariser Fuß) hinansteigt. Dann folgt die kühle Region der Alpentriften und der wechselnden Schneefelder. Dieser Waldgürtel ist in seinen unteren Theilen und an den Südabfällen größtentheils mit Eichen, Roth- und Weißbuchen bestanden, in der Höhe aber mit Tannen und Lärchen. Diese Waldregion ist von großer Wichtigkeit, da sie dem unter ihr befindlichen Gürtel der Feldfrüchte Schutz gewährt.

Der Boden ist bald schieferig, bald ganz aus Pudding *) zusammengesetzt, daher sehr leicht zu lockern. Häufige Gewitterregen höhlen ihn aus, zerbröckeln ihn stellenweise, und es bilden sich Rinnsale, in denen die Gießbäche zu Thal stürzen und die Ebenen mit Kieseln bedecken. Darum sind

*) „La Traversée du Mont Cenis et les nouveaux chemins de fer par M. J. Clavé. Revue des Deux-Mondes, Novembre 1869."

*) In der Sandsteinstructur heißt Pudding oder Conglomerat ein Gemenge, in welchem Sandsteinkörner von beliebiger Größe, aber runder Form durch eine davon verschiedene Grundmasse zusammengehalten werden.

die Wälder in diesen Regionen hochwichtige Schutzwächter; sie halten die Erde an den Abhängen fest, das Wasser sickert durch und fließt langsam in die Ebene ab, um nun Segen über die Fluren zu streuen. Ueberall, wo die Wälder fehlen, überziehen die Rinnen und Spalten wie Runzeln den Berg, und bald tritt der nackte Fels zu Tage.

Die Erhaltung eines guten Waldbestandes ist also für diese Gegenden geradezu eine Lebensfrage, seine Ausbeutung muß durch rationelle Wirthschaft geregelt sein. Um den guten Waldboden zu erhalten und stets Schutz gegen den Wind zu haben, dürfen die Abholzungen nicht auf einer größern zusammenhängenden Fläche, sondern mehr nur hier und da inmitten dichter Bestände und bei voller Baumstärke vorgenommen werden. Noch sicherer geht man auch bei diesem schlagweisen Betrieb, wenn man nur etwa bis zur Höhe von 1 Meter (3 Fuß) über dem Erdboden niederschlägt, so daß die Wurzeln fortfahren, schützend zu wirken, bis die Reproduction der Stämme stattgefunden hat. Unter piemontesischer Herrschaft litten die Wälder einigermaßen durch Frevel und Waldhut, werden aber seit der Annexion Savoyens an Frankreich sorgfältig überwacht.

Oberhalb des Waldgürtels erhebt sich die Region der Alpenriesen ohne Baumwuchs, aber mit üppigem Rasen und aromatischen Kräutern, den unschätzbaren Erfordernissen für die Sennwirthschaft im Sommer. Die Gipfel haben alle die bekannte Form der „Zähne oder Nadeln“ und bieten das Bild einer majestätischen Zackenkrone; die einst horizontalen Lagerungen wurden gewaltsam zerrissen und durch unterirdische Explosionen zu einer beträchtlichen Höhe aufgestaut.

Bis Saint Michel, 722 Meter (2222,6 Pariser Fuß) über der Meeresfläche, bleibt die Straße in der Region der Getreidefelder; etwas weiter hinauf tritt sie in jene der Wälder, anfangs noch unterbrochen von zahlreichen Roggenfeldern und Kartoffeläckern bei einzelnen Dorfschaften. Von Saint Michel nach Modane läuft die Straße immer in dem engen, zerklüfteten Thale der Arc; sie folgt bald seinen Krümmungen, bald geht sie über eine Holzbrücke in schwindelnder Höhe. Das Fort Escillon beherrscht nach allen Richtungen hin die französische Straße; es steht auf schroffer Felsenhöhe. Eine Hängebrücke, unter welcher tief im Abgrunde der Arc seine Wasser wälzt, führt hinüber. Diese jetzt unbenutzte Bergfeste bietet einen höchst malerischen Anblick dar und erhöht den romantischen Reiz der Gegend. Von Modane nach Lans le Bourg wird das Thal immer wilder und großartiger; hier wechseln schäumende Wasserfälle mit tief ausgefurchten Rinnen, die heute trocken liegen, morgen, von Regengüssen gefüllt, brausende Gießbäche zur Tiefe entsenden.

Bei Lans le Bourg beginnt erst das eigentliche Ansteigen des Mont Cenis. Die Straße verläßt plötzlich das Thal des Arc, geht direct auf den Berg los und schlängelt sich in mehrfach wiederholten Zickzackwendungen bis zur Paßhöhe hinauf. In der Region des Schnees ist im Winter ihre Richtung nur noch an den steinernen Würfeln und Wegweisern zu erkennen. Zwischen Lans le Bourg und Susa stehen 23 Zufluchtshäuser; die Aufseher derselben haben nicht nur für den Wegbau, sondern auch für die Rettung der in Gefahr gerathenden Reisenden zu sorgen. Auf der Höhe liegt, von den ringsum starrenden Berghäuptern geschützt, ein kleiner tiefblauer See, der köstliche Forellen liefert; an seinem Ufer erhebt sich das Hospiz, welches Karl der Große gründete, als er an der Spitze seines Heeres über den Mont Cenis nach Italien zog. Heute wohnt dort nur ein Abbé, der aus dem Fischfang eine schöne Jahresrente zu ziehen weiß.

Die Paßhöhe beträgt 2098 Meter (6458,4 Pariser Fuß), bildet also im Vergleich zu St. Michel eine Höhendifferenz von 1376 Meter (4235,8 Pariser Fuß) auf eine Längenentfernung von 52 Kilometern oder circa 7 deutschen Meilen. Die Steigung schwankt zwischen 3 und $8^1/_2$ auf Hundert. Von italienischer Seite her ist sie viel bedeutender, da auf nur 27 Kilometer (etwa $3^3/_4$ deutsche Meilen) Entfernung eine Erhebung von 1562 Meter (4808,4 Pariser Fuß) sich ergiebt.

Die Straße auf der italienischen Seite abwärts folgt nicht mehr den Windungen des Berges, sie weicht den durch Lawinen gefährdeten Stellen aus und erreicht auf Zickzackgalerien die Tiefe des schönen Thales von Novalese und die Station Susa. Die Strecke von St. Michel nach Susa beträgt 79 Kilometer oder $10^1/_2$ deutsche Meilen; die Postwagen legen diesen Weg gewöhnlich in 12 Stunden zurück und haben dabei oft 14 Maulthiere vorgespannt; im Winter wird ein großer Theil des Weges im Schlitten zurückgelegt.

Diese Alpenstraße, ein Meisterwerk sowohl der kühnen Anlage als auch der soliden Ausführung nach, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Verkehr zwischen Frankreich und Italien zu vervielfältigen; auf ihr, als dem directesten Wege nach Turin, wurde ein regelmäßiger Personen- und Waarenverkehr unterhalten. Doch dem gesteigerten Verkehrsleben unserer Tage gegenüber erschien sie doch als unzulänglich. Die Zahl der Reisenden wuchs, nicht minder die Menge der Frachtgüter, welche schnell befördert sein wollen. Wenn man nur sechszehn Stunden gebraucht hat, um 680 Kilometer von Paris nach St. Michel zu durchlaufen, so fällt es schwer, auf die 79 Kilometer von St. Michel nach Susa zwölf ganze Stunden verwenden zu müssen. Darum kam man auf den Gedanken, einen Tunnel durch den Mont Cenis zu bohren.

Eine auf die bisherigen Erfahrungen gestützte Berechnung stellte eine Arbeitsdauer von 24 Jahren für das Unternehmen fest. Die neueren Entdeckungen des Herrn Sommeiller ließen freilich auf eine beträchtliche Abkürzung hoffen, doch war das Ziel immerhin noch so weit hinausgeschoben, daß es natürlich nicht an Versuchen fehlen konnte, dasselbe schneller zu erreichen. Eine englische Compagnie setzte eine Bergeisenbahn von ganz neuer Erfindung in Betrieb.

Es ist allgemein bekannt, daß unter allen Schwierigkeiten, die auf einer Eisenbahn sich darbieten, die Steigungen und Curven stets diejenigen waren, an denen die Ausführung am längsten scheiterte. Der menschliche Erfindungsgeist hat auch auf diesem Gebiete seiner unausgesetzten Thätigkeit Dinge möglich gemacht, die ans Wunderbare grenzen.

Ein deutscher Ingenieur mit Namen Engerth hat das Problem gelöst, Locomotiven von ungeheurem Gewichte unter den schwierigsten Steigungsverhältnissen Höhen erklimmen zu lassen, wie die der Semmeringbahn, deren Bau zu den Wunderwerken der Neuzeit gerechnet werden muß. Die Maschinen, in einer zweckmäßigen Kuppelung mit dem Tender, sind hauptsächlich auf den Transport von großen Lasten — also für Güterzüge — berechnet.

Auf einem ganz andern Grundgedanken nun beruht das „System des Mont Cenis“. Schon seit längerer Zeit trug man sich mit dem Gedanken, die Schwierigkeiten der Steigung und Curven durch Anwendung einer dritten Schiene zu beseitigen. Bereits im Jahre 1830 hegten der englische Ingenieur Vignole und der Schwede Ericson denselben Gedanken. Der Baron Ségnier fuhr fort, sich speciell damit zu befassen; er betrieb gründlich die einschlägigen Studien, und man kann ihn mit Recht den Erfinder des Systems nennen, welches unter dem Namen des Herrn Fell von der englischen Gesellschaft bei ihrem „Mont-Cenis-Railway“ praktisch ausgebeutet wird.

Die Theorie desselben ist kurz folgende: Außer den zwei üblichen Schienen ist hier eine mittlere Schiene gelegt, welche etwa 18 Centimeter vom Boden emporsteht *) und solid auf den Schwellen befestigt ist. Dieselbe wird von zwei Paar horizontal liegenden Rädern erfaßt, welche die Leistungsfähigkeit bedeutend vermehren **).

Dank dieser Vorrichtung kann man Steigungen von 1 : 15 bis 1 : 12 überwinden und braucht Krümmungen von nur 40 Meter Radius nicht zu scheuen. Die Locomotive hat acht starke Räder von gleichem Durchmesser, vier verticale, welche auf den äußeren Schienen laufen, und vier horizontale, welche vermittelst Schraube und Federn einen durch den Maschinisten zu regulirenden Druck auf die Centralschiene ausüben, der bis zu 30 Tonnen gesteigert werden kann. Da jede Maschine 20 Tonnen wiegt, so erreicht der Gesammtdruck von allen Rädern auf die Schienen gut 50 Tonnen, und hat folglich eine Adhäsion von 8 Tonnen. Die Maschinen gehen mit einem Drucke von 9 Atmosphären und sind im Stande, Lasten von 20 bis 30 Tonnen zu schleppen. Die mittlere Schiene, auf welcher eigentlich die ganze Eigenthümlichkeit des Systems beruht, erfüllt drei Hauptaufgaben: Erstlich vermehrt sie die Adhäsion um drei Fünftel und erhöht natürlich im gleichen Verhältniß die Leistungsfähigkeit; sodann macht sie, von den horizontalen Rädern erfaßt, das Entgleisen unmöglich, und schließlich läßt sich auf ihr, die von der Bremse wie von einem Schraubstock erfaßt wird, der Zug beim Niedersteigen fast augenblicklich anhalten.

Gegen den Schnee, den gefährlichsten Feind dieser Eisenbahn, mußte man künstliche Tunnels anlegen, und man baute auf einer Strecke von etwa 10 Kilometer (fast $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) einen soliden Mauerunterſatz, setzte Dielenverschläge darauf und wölbte ein Dach von Sturzblech darüber, welches in der Mitte offen ist, um den Rauch austreten zu lassen. Diese Tunnels, welche, nebenbei gesagt, sich ganz malerisch ausnehmen, haben bis jetzt den Druck des Schnees vollkommen ausgehalten; freilich an den Stellen, wo Lawinen zu befürchten sind, mußten sie einem solidern Aufbau Platz machen. Dort erheben sich dann durchaus festgemauerte Galerien, deren Dach eine Fortsetzung der geneigten Bodenfläche bildet, so daß die Lawinen, ohne einem Hinderniß zu begegnen, darüber hinweggehen können. Auf dem größten Theile der Strecke ist die Bahn frei, im Uebrigen sind Schneebesen und die Arbeit der Aufseher in der Regel ausreichend. Allerdings kann es vorkommen, daß an einigen Punkten der Schnee in solchen Massen sich aufstaut, daß an ein Durchkommen des Zuges nicht zu denken ist; dann wird eben der Schlitten zu Hülfe genommen, wie bei der Post auch. Dies war im vorigen Winter etwa an zwölf Tagen der Fall. Aehnliche Unterbrechungen können eintreten nach heftigen Gewittern, wenn die Straße mit Geröll bedeckt ist oder durch die Gewalt des Wassers an einzelnen Punkten zerstört wurde; im letztern Falle kann es sich sogar um einige Wochen handeln. So ging es im August und September 1868; die Reisenden waren genöthigt, einen andern Weg einzuschlagen ***).

Es ist keine Aussicht vorhanden, diese Hindernisse ganz zu beseitigen, weil sie eigentlich in der Beschaffenheit des Bodens wurzeln; man muß sich auf Vorsichtsmaßregeln beschränken. Die wesentlichsten sind: Erhaltung des Waldbestandes auf den Höhenabhängen und die Anlage von Dämmen. Von der 10 Meter (30,7 Pariser Fuß) breiten Straße hat man nur 3 Meter Breite für den Schienenweg abgeben können, so daß der Eisenbahn des Herrn Fell nur ein knapper Raum vergönnt ist. Die Passagiere sitzen mit dem Rücken nach außen, wie im Omnibus; die Maschine selbst ist klein und niedrig und kann natürlich nicht viel Wasser fassen, und darum nur ein mäßiges Quantum Dampf erzeugen, so daß ihr bei starken Steigungen manchmal der Athem ausgeht und sie, wie andere Bergsteiger auch, mitunter lange Rast macht. Dem Mechanismus sind diese stoßweisen Bewegungen aber keineswegs gesund, und das rascher sich verbrauchende Material bedarf oft der Ausbesserung oder des Ersatzes in den Werkstätten zu St. Michel. Diese Schwachheit der Maschine bedingt es denn auch, daß das Maximum für den Zug, vier Waggons, nicht überschritten werden darf; in diesen können nur 48 Personen befördert werden, und es gehen nur zwei Züge an jedem Tage. In Bezug auf den Gütertransport ist es kaum möglich, einen Dienst für Eilgutbeförderung einzurichten, da die Kosten keinesfalls herauskommen.

Wegen des starken Kohlenverbrauches war man genöthigt, die Tarife sehr hoch zu greifen, 3 Francs 35 Cent. auf den Kilometer, also etwa $3\frac{1}{2}$ Mal höher, als die üblichen Normalsätze. Wieder einmal ein Beweis für den alten Satz, daß alle unter Steigungs- und Krümmungsschwierigkeiten erbauten Linien ganz abnorme Betriebskosten erzeugen.

Doch abgesehen von all diesen Schattenseiten, hat die Fell'sche Bahn auch ihr Gutes. Sie befördert täglich etwa

*) Diese Angabe, wörtlich nach dem Original, scheint etwas ungenau. Nach anderen Berichten soll die centrale Schiene die beiden äußeren um 25 Centimeter überragen.

**) Das Original ist hier ungenau, es sagt: „Ce rail est embrassé par deux roues horizontales;“ gleich darauf unten aber heißt es: „quatre roues horizontales exerçant sur le rail central une pression.“ Es sind in der That vier horizontale Räder, ich übersetze daher „zwei Paar“. Anmerk. des Uebers.

***) Wir wollen das Nachstehende aus einer Turiner Correspondenz (vom 27. November) der „Allgemeinen Zeitung“ beifügen. Man ersieht daraus, wie leicht in den Wintermonaten der Verkehr auf den Alpenbahnen unterbrochen werden kann. —

„Die letzten zwei Tage schneite es auf dem Mont Cenis unaufhörlich. Der Schnee liegt 1 Meter hoch. Alle Passage ist gesperrt; selbst die Post, darunter das englisch-ostindische Felleisen, konnte nicht passiren. Ebensowenig die aus Frankreich kommenden Reisenden, ihrer 45 an der Zahl, denn die Fell'sche Bahn ist durch zwei von den Höhen des Mont Cenis herabgestürzte Lawinen, die einen Raum von 300 Meter einnehmen, nach oben und unten gesperrt. Man hat den armen Reisenden, die nun über 24 Stunden auf diesen rauhen Höhen allen Unbilden eines Schneesturms ausgesetzt sind, von Susa aus auf Umwegen Lebensmittel zugetragen, und angefangen, die Frauen und Kinder auf den Schultern starker Bergbewohner nach Susa hinabzutragen. Auch die Pässe des Simplon und des Col di Tenda sind versperrt. Fürwahr ein schöner Winteranfang! Nachschrift. Der Schneefall, welcher in den jüngsten Tagen in den cottischen, grajischen und penninischen Alpen stattfand, hat fast alle Alpenübergänge aus Alt-Piemont nach Frankreich und der Schweiz unfahrbar gemacht, denn nur mit größter Mühe konnte jener über den Mont Cenis geöffnet und offen erhalten werden. Die ersten Versuche, die Schneemassen zu bewältigen, um zu den Lawinen zu gelangen, welche den aus Frankreich gekommenen und zwischen zwei Lawinen steckenden Zug der Fell'schen Bahn eingeklemmt hatten, schlugen fehl. Erst mit späteren gelang es nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, die Locomotive durch eine 1,50 bis 2 Meter hohe Schneemasse bis zur ersten Lawine durchzuzwängen und die Passagiere zu befreien, die über die Lawine wegklettern mußten. Auf der Höhe des Bergüberganges beim „Großen Kreuz“ waren indeß neue Lawinen gefallen. Später aus Frankreich gekommene Reisende konnten Susa erst erreichen, nachdem sie fünf Lawinen überstiegen hatten. Gestern versuchte der italienische Courier den Uebergang nach Frankreich; allein er kam nur bis zum zweiten Wärter- und Rettungshaus, und mußte des furchtbaren Schneesturms halber wieder umkehren. Die Poststraße über den Mont Genèvre nach Briançon ist völlig unpassirbar. Im Thalkessel von Fenestrelle liegt der Schnee ebenfalls 2 Meter hoch, was seit dem Jahre 1860 nicht mehr der Fall war. Aber auch in den Apenninen scheinen starke Schneemassen gefallen zu sein, wie man daraus zu schließen berechtigt ist, daß bei Fiesole, also dicht vor den Thoren von Florenz, ein großer Wolf geschossen wurde. Die Straße über den Simplon ist wieder frei, die über den Gotthard blieb offen.“

200 Personen herüber und hinüber, jede um 12 Francs billiger als die Post. Sie macht bei günstigem Wetter den Weg in $5^1/_2$ Stunden, wozu sonst 12 bis 14 erforderlich waren; schließlich bietet sie mehr Sicherheit, indem durch die Centralschiene und die Schraubenkraft der sie umklammernden Bremse jedes Entgleisen oder Umschlagen unmöglich (?) gemacht wird. Diese Bremse wirkt so kräftig, daß allein durch ihre Thätigkeit der Zug abwärts durchschnittlich langsamer geht als aufwärts, indem er im erstern Falle 17, im letztern 24 Kilometer in der Stunde zurücklegt.

Die Concession für die Bahn Fell geht nur bis zur Vollendung des Tunnels. Obgleich dem Erbauer die Straße unentgeldlich überlassen wurde, hat er doch für die nöthigen Arbeiten zehn Millionen und zwei weitere für Maschinen und Inventar verausgaben müssen!

Rechnet man nun zu den Zinsen dieses Capitals die Betriebs- und Unterhaltungskosten des fortwährend gefährdeten Bahnkörpers, zieht vom gesteigerten Verkehr des Sommers die vermehrten Unkosten während der nur schwach belebten Wintermonate ab, so bleibt es allerdings sehr fraglich, ob diese Bahn im Stande ist, einen Gewinn abzuwerfen.

Doch lassen wir einmal die finanziellen Rücksichten bei Seite. Hier ist das Problem des Gebirgsüberganges vermittelst der Dampfwagen gelöst, — und wenn Angesichts aller der besonderen Schwierigkeiten, welche sich in diesem betreffenden Falle häuften, das System es immerhin zu dem Erfolg bringen konnte, welchen es jetzt doch einmal behauptet, so kann man künftigen darauf beruhenden Unternehmungen unter womöglich günstigeren Bedingungen wohl auch ein entschieden günstiges Prognostikon stellen.

Aus allen Erdtheilen.

Die erste ordentliche Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie und Ethnographie.

— r. — **Berlin.** Am 11. December Abends 7 Uhr fand hier die erste ordentliche Sitzung der vor einigen Wochen constituirten Gesellschaft für Anthropologie und Ethnographie statt. Nach einigen einleitenden Bemerkungen, aus welchen wir die in einem Briefe Karl Vogt's angelangte Nachricht von der Begründung einer anthropologisch-ethnographischen Gesellschaft in Wien sowie das nahe bevorstehende Zusammentreten einer eben solchen in Hamburg hervorheben, hielt der Vorsitzende, Professor Virchow, einen längern Vortrag über die Pfahlbauten Norddeutschlands. Neu war in den Bemerkungen des gelehrten Vortragenden besonders der Nachweis der Gleichzeitigkeit eines großen Theils unserer sogenannten Burgwälle und der meisten Pfahlbauten, und der an einigen Orten beobachteten örtlichen Verbindung beider, die Betonung des Werthes der Thongefäße für die Vergleichung der verschiedenen Pfahlbauten in chronologischer und ethnischer Hinsicht, endlich die Feststellung des Verhältnisses der norddeutschen Pfahlbauten zu denen des Alpengebietes. Norddeutschlands Pfahlbauten gehören zu den jüngsten unter allen, denn nur eine Colonie, die von Wismar in Mecklenburg, reicht in die Steinzeit hinauf, während alle anderen in die Eisenzeit herabgehen und fast in keinem Falle Bronzegegenstände in den älteren typischen Formen geliefert haben. Es ist das eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, wenn man bedenkt, daß in der Schweiz und Süddeutschland der Steinzeit (wir bedienen uns des Wortes, ohne einen andern Sinn damit zu verbinden als den, daß Steingeräthe in den betreffenden Colonien vorwiegend vertreten sind) die große Mehrzahl der Pfahlbauten angehört, daß daneben auch die Bronzezeit noch bedeutend hereingreift, während die Eisenzeit fast unvertreten bleibt. Es ist die natürliche Folgerung aus diesem Sachverhalte, wenn man annimmt, daß im Allgemeinen die norddeutschen Pfahlbauten näher an die historische Zeit hinreichen als die alpinen; aber daß sie in diejenige Zeit, in der für unsere Gegenden (Nordostdeutschland) die Geschichte anfängt, d. h. in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, hereinragen, ist weder durch Alterthümerfunde noch durch Geschichtschreiber bewiesen. Die eine Thatsache, daß Reste des Elennthieres nicht selten in den Pfahlbauten Brandenburgs und Pommerns gefunden wurden, während die frühesten Chronisten des Landes von diesem Thiere nichts berichten, spricht für das Aufhören der Sitte des Pfahlbauwohnens vor der historischen Zeit. Aber freilich fällt dieses nicht sehr ins Gewicht, wenn man bedenkt, daß noch heute in Ostpreußen Elennthiere wildlebend vorkommen.

Was die Verbindung der Erdbauten, die man als Burgwälle bezeichnet, mit den Pfahlansiedelungen betrifft, so wurde diese zuerst im Dabersee beobachtet, in welchen eine schmale Landzunge sich hinein erstreckt. Nahe der Spitze dieser Zunge befindet sich ein Burgwall, eine künstliche Erdaufschüttung von Kreisform, und von diesem Punkte aus erstrecken sich straßenförmige Reihen von Pfahlbauten in den See. An anderen Orten wurde Aehnliches beobachtet, und die Fundstücke von Geräthen und Knochen bestärkten die Annahme der Gleichzeitigkeit eines großen Theiles der Burgwälle und Pfahlbauten.

Den Werth der Thongefäße für die chronologische und ethnische Bestimmung vorhistorischer Reste fanden wir noch nirgends mit so viel Bestimmtheit ausgesprochen, wie Virchow es that. Es ist das ein wichtiger Punkt, der für die Einsicht in die wahren Verhältnisse der Pfahlbaubewohner des Südens wie des Nordens von Bedeutung werden kann. Nach Virchow ist die Mischung des Thones, die allgemeine Form und die Ornamentirung in fast allen den Gefäßresten eine übereinstimmende und zeichnen sich nur die von Schwachenwalde durch feineres Material, bessern Brand und geschicktere Formung aus.

Von Interesse waren noch die Angaben über die Bauart der norddeutschen Pfahlhütten. Diese stehen nämlich nicht wie die große Mehrzahl jener des alpinen Gebietes auf verticalen eingerammten Pfählen, sondern auf einem Balkenunterbau, der aus ins Viereck gelegten und fest verbundenen Stämmen besteht und welchem in einzelnen Fällen noch eine Grundlage aus erratischen Blöcken gegeben ist.

Die Knochenreste der wildlebenden und Hausthiere sind sehr zahlreich, warten aber noch auf ihre vergleichende Verwerthung. Dagegen sind vegetabilische Reste, einigen Weizen, Nüsse und Aepfel ausgenommen, sowie Reste von Kleidungsstücken nicht gefunden.

Aus der Discussion, die dem fast zwei Stunden dauernden Vortrage folgte, heben wir die Angaben Bastian's über hinterindische, noch jetzt bewohnte Pfahlbauten hervor. An den Stellen, die öfters den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, finden sich Hütten, die auf Pfählen errichtet sind, weiter entfernt vom Ufer, an geschützteren Oertlichkeiten, auf dem Boden aufstehende Häuser, und endlich im Flusse selbst auf verankerten Flößen wahre Wasserwohnungen. Alle drei Arten von Wohnungen können sich auf engem Raume beisammenfinden, so daß auch hier eine Gleichörtlichkeit und Gleichzeitigkeit

von Erd- und Pfahlbauten, von Land- und Wasseransiedelungen statthat.

Kleinere Bemerkungen schlossen diese erste Sitzung, deren reiche Tagesordnung nicht erschöpft werden konnte. Die günstige Voraussage, welche man der Berliner anthropologisch-ethnographischen Gesellschaft von ihrer Entstehung widmen konnte, daß sie um soviel reifer und fruchtbarer an ihre Aufgaben herantrete, als sie später, denn an anderen Wissenschaftscentren der Fall war, sich dem Reigen anreihe, wurde schon in dieser ersten Sitzung erfüllt. Es ist in Berlin eine Fülle bedeutender Kräfte vorhanden, deren Thätigkeit nur eines gemeinsamen Mittelpunktes bedarf, um Großes zu leisten. Die Uebereilungen, die man in Paris und London begangen hat, werden für die junge Gesellschaft in der deutschen Metropole nützliche Signale sein, die vor Untiefen und Klippen warnen. So darf man den Bestrebungen der anthropologisch-ethnographischen Gesellschaft mit den größten Hoffnungen folgen und erwarten, daß auch sie dazu dienen werden, den binnenländisch engen Blick vieler Leute zu erweitern und sie allmälig zur Erkenntniß der Bedeutung einer Wissenschaft zu bringen, die die Völker des Erdbodens kennen lehrt, und um so wichtiger werden wird, je schwerwiegender unsere materiellen und politischen Interessen in überseeischen Gebieten schon sind und noch viel mehr zu werden versprechen. Die Verhandlungen der Gesellschaft werden in Bastian's und Hartmann's „Zeitschrift für Ethnologie" erscheinen.

Der neueste Bericht Livingstone's.

Der englische Consul in Sansibar, Dr. Kirk, hat am 2. October einen Brief Livingstone's, datirt Udschidschi, 30. Mai 1869, erhalten. Der Reisende befand sich also damals auf der Ostseite des Tanganyika-Sees. Sein Bericht ist dürftig, unbestimmt und wenig klar, er enthält wenig oder gar nichts Positives und stellt abermals nur Vermuthungen auf. Interessant ist er insofern, als sich zeigt, wie viel Livingstone dadurch zu leiden hat, daß er sich früher unberufener Weise am Nyassa-See feindselig gegen die Sklavenhändler verhielt, da es ihm an der Macht fehlte, diesen nichtswürdigen Menschenräubern und Menschenhändlern das Handwerk zu legen, und da er wußte, daß diese Leute weit und breit Einfluß über ganz Ostafrika ausüben, so hätte er, im Hinblick auf seinen Reisezweck, besser gethan, sie unbehelligt zu lassen.

In dem Briefe vom 30. Mai schreibt er an Dr. Kirk, daß er das Schreiben durch Musa Kamaals absende, der von einem gewissen Koardschi beauftragt war, die (von Sansibar aus für ihn bestimmten) Büffel nach Udschidschi zu treiben. Er habe jedoch die Thiere in der brennenden Sonnenhitze unbarmherzig angestrengt und sie, um sich die Mühe des Hütens zu ersparen, aneinander gekoppelt. So starben sie alle, bevor sie nur nach Unyanyembe gekommen waren. Musa Kamaals sah auch ruhig zu, als man die für Livingstone bestimmten Waaren plünderte.

Dann folgen Klagen über die Unzuverlässigkeit der Leute, und daß es durchaus unsicher sei, ihnen Briefe anzuvertrauen. Die Leute von Udschidschi hassen, eben so wie die von Kilwa, die Engländer; die Leute aus Sansibar dagegen, welchen Livingstone auf der Strecke zwischen dem Nyassa und dem Tanganyika begegnete, hätten sich ordentlich benommen; sie trieben rechtschaffenen Handel. In Udschidschi dagegen komme Sklavenhandel mit Raubzügen vor, er werde gerade so, wie es bei den Kilwaleuten geschehe, betrieben.

„Ich besorge, daß dieser Brief Ihnen nicht zu Händen komme. Vor zwei Monaten ging eine Partie Leute nach der Küste ab; ein Mann erbot sich, insgeheim einen Brief nach Sansibar mitzunehmen, aber sein Gebieter schärfte ihnen streng ein, dergleichen nicht zu thun; denn ich mochte wohl etwas geschrieben haben, was ihnen nachtheilig sein könne. Er zog mit der Partie fort und gab dem Obmanne Befehle, jeden Brief, der ihm unterwegs etwa in die Hände falle, zu vernichten. Aeußerlich stehe ich mit ihnen allen auf ganz gutem Fuße, sie geben mir aber keine Träger." Er schreibt weiter, daß er während seiner langsamen Genesung (— wo, sagt er nicht —) etwa 40 Briefe geschrieben habe. Aus Sansibar wünscht er 15 gute Bootsleute zu bekommen, die erforderlichen Falles auch als Träger verwandt werden können. Weiter wünscht er 80 Stück Merikano (— im Texte der „Times" steht der Druckfehler Meritrano —), 40 Stück Kinitra, 12 Farassel Glasperlen von den Sorten Dschamsain und Schuhs; vom Sultan Seyd Madschid in Sansibar wünsche er zwei Bewaffnete zu erhalten, welche seine in Udschidschi deponirte Habe bewachen sollen.

(— Als Merkani bezeichnet man in Ostafrika amerikanische Domestics, ungebleichten Schirting und Scheetings; man findet sie auf allen Märkten von Mosambik bis Abyssinien, und sie stammen zumeist aus den Fabriken von Salem, Lawrence und Manchester. Von Porzellan und Glasperlen hat man mehr als 400 gangbare Sorten, jede mit besonderm Namen, Werth und Absatzgebiete. — Das oben von Livingstone erwähnte Unyanyembe ist Haupt- und Centralprovinz in Unyamuesi, der große Bandari, d. h. Sammelplatz und Begegnungspunkt für die Handelsleute, deren Karawanen von hier nach allen Richtungen ausziehen. Eine eigentliche Stadt ist nicht vorhanden; man findet nur Weiler und große Dörfer, deren bedeutendstes Kaseh ist; dort wohnen arabische Kaufleute. —)

Wir sagten oben, daß Livingstone's Angaben sehr dürftig seien. Er sagt: „Was ich noch zu thun habe, besteht darin, die Quellen, welche ich von 500 bis zu 700 Miles südlich entdeckt habe, von Baker's und Speke's, mit dem Nil derselben zu verbinden. Die Wassermenge, welche nach Norden hin vom 12. Grade südlicher Breite ab fließt, ist so mächtig, daß ich meiner Annahme zufolge sowohl an den Quellen des Congo wie an jenen des Nils gearbeitet habe („I have been working;" Livingstone schreibt überhaupt in diesem Briefe einen schlechten, unklaren Styl). Ich habe nun die östliche Linie des Wasserabzuges bis zu dem Punkte zu verfolgen, wo Baker umkehrte. Tanganyika, Nzige Chowambe (Baker's Albert) sind ein und dasselbe Wasser, und der Anfangspunkt (— es ist wohl die Quellgegend gemeint —) liegt 300 Miles südlich von hier (— von Udschidschi —). Die westlichen und centralen Abzugslinien fallen in einen noch nicht besuchten See, der westlich oder südwestlich von hier liegt. Ich habe nun nachzuforschen, ob derselbe zum Nil oder zum Congo Abfluß hat. Das Volk dort heißt Manyema und soll, wenn die Araber recht haben, Menschen fressen. Dorthin werde ich mich wohl zunächst begeben müssen und dann, wenn ich nicht aufgefressen werde, am Tanganyika abwärts. Dort hoffe ich dann meine Begleitungsmannschaft aus Sansibar zu finden."

Das ist Alles, was der Brief enthält; die 40, welche er während seiner langwierigen Genesung schrieb, sind wohl reichhaltiger.

Georg Schweinfurth im innern Südostafrika.

Dr. Schweinfurth hat bekanntlich im Hochsommer 1868 seine dritte afrikanische Reise angetreten. Er verweilte, bevor er nach Aegypten ging, einige Zeit in Dresden, und wir haben damals manche interessante mündliche Mittheilungen von ihm über seine wissenschaftlichen Pläne erhalten. Es war seine Absicht, bis in die Landschaften der Niam niam vorzudringen, und er versprach, dem „Globus" ethnographische Mittheilungen über dieses Volk zu geben, von welchem wir noch so unbestimmte Kunde haben. Was wir darüber wissen, ist neuerdings von Herrn Theodor v. Heuglin („Reise in das Gebiet des weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse, in den Jahren 1862 bis 1864" (Leipzig und Heidelberg, 1869. Verlag von C. F. Winter) fleißig zusammengestellt worden (S. 206 bis 230), und wir werden demnächst einige Auszüge geben. Auch in Petherick's neuem Werke, über welches wir Bericht erstatten werden, finden wir über diese Niam niam manche Notizen. — Dr. Schweinfurth wußte, daß vor dem Herbst 1869 keine Briefe von ihm aus dem Innern nach Europa gelangen würden; jetzt lesen wir in Berliner Blättern, daß dergleichen von ihm eingetroffen sind, datirt

Ende August. Der koptische Elfenbeinhändler Ghattas, welchem Dr. Schweinfurth sich angeschlossen hatte, war länger als zu erwarten stand, in Bahr el Ghazal aufgehalten worden, weil das Elfenbein sehr spät bei ihm anlangte. Schweinfurth hatte den Punkt, an welchem er sich zunächst als einer Art von Centrum aufzuhalten gedachte und von wo er Ausflüge machen wollte, seit einigen Monaten erreicht, — nämlich die Scribah des Kaufmanns Ghattas im Lande der Dschur, etwa unter 7° nördlicher Breite; die Länge finden wir nicht angegeben. Der Reisende hatte während der Regenzeit vom Fieber nur wenig gelitten und bereits einige Ausflüge gemacht; er wollte demnächst einen solchen in das Land der Niam niam unternehmen. Seine botanische und zoologische Ausbeute war reichlich ausgefallen, und die Sammlungen werden in der ersten Hälfte 1870 in Europa eintreffen. —

Wir wollen zur Erläuterung dieser Notiz einige Worte beifügen. Das Land der Dschur wird schon seit längerer Zeit von den Elfenbeinhändlern besucht. Auf Hassenstein's ganz vortrefflicher „Originalkarte des westlichen Theiles des obern Nilgebietes", welche dem Werke Heuglin's beigegeben ist, sind manche Seribas im Dschurgebiete verzeichnet. Die Seriba ist eine Niederlassung, welche die Elfenbeinhändler (respective die Menschenräuber) an einen geeigneten Punkt bauen, und die von ihnen auch wohl befestigt ist. In der Seriba lagern die erforderlichen Lebensmittel und Handelswaaren; dort finden die Hunderte von Leuten, welche für den Kaufmann im Lande umherziehen, um Elfenbein von den Negern einzuhandeln, ihre Station. Der Händler betrachtet sich ohne Weiteres als Herrn und Gebieter der Umgegend seiner Seriba; jeder erklärt das in sein Gebiet fallende Elfenbein als selbstverständlich ihm angehörig, gleichviel ob die Eingeborenen einen Elephanten getödtet haben, oder ob er gefunden, oder von den Jägern geschossen wurde. Jeder läßt Handelsexpeditionen von seiner Seriba ins Innere machen, hütet sich aber wohl, die Straße eines seines Nachbarn zu betreten. Er breitet sich nach einer gewissen Richtung hin aus; wo einmal seine Leute eingefallen sind, gehört der Platz ihm ausschließlich und für alle Zeiten. Die Sklaven- und Ochsenjäger haben sich auf diese Art recht hübsch in das Land getheilt.

Auf Hassenstein's Karte finden wir im Lande der Dschur mehrere Seribas speciell verzeichnet, z. B. auf dem 7° N. Madunga, das Petherick's Seriba war; südwestlich davon die Seriba Vaissière; in der Nähe von Nguri, bis wohin Antinori vorgedrungen ist rc. — Hoffentlich erfahren wir durch Dr. Schweinfurth Genaueres über den Dschur, der ein bedeutender Zufluß des Bahr el Ghazal, nach Petherick noch unter 5° 30′ N. wenigstens 120 Schritte breit und schiffbar ist. Heuglin meint, daß seine Quellen möglicherweise ferner liegen als jene des Bahr el Dschebel; so bezeichnet man ganz richtig den sogenannten Weißen Nil von oberhalb der Stelle ab, wo er den Bahr el Ghazal, etwa 9½° N., empfängt. Demgemäß zerfällt der Weiße Nil, Bahr el Abiad in zwei nominell gesonderte Abtheilungen.

Herr v. Heuglin erwähnt (S. 124) des koptischen Elfenbeinhändlers Ghattas; er begegnete auf dem Bar el Ghazal zwei Handelsbarken desselben.

Altfinnische Gräber in Osterbottnien. Magister Aspelin hat im vergangenen Sommer auf Kosten der russischen Regierung das nördliche Finnland (Esterbottnien) zum Zweck historischer und archäologischer Untersuchungen bereist und Gräber aufgefunden, welche sich am Ufer des bottnischen Meerbusens befinden. Er ist der Ansicht, daß sie den alten Finnen angehören, über deren Begräbnißgebräuche in der heidnischen Zeit man bisher kaum etwas wußte. Aspelin fand in den Gräbern bronzene Schmucksachen und eiserne Waffen.

* * *

— Die Dampferfahrten zwischen den Sandwichinseln und der Westküste Amerikas finden bekanntlich zwischen San Francisco und Honolulu statt. Mit Anfang 1870 wird nun auch eine Dampferlinie zwischen Honolulu und Portland in Oregon ins Leben treten. Der Unternehmer ist ein Deutscher, Jakob Kamm, welchem die hawaiische Regierung einen Jahreszuschuß von 10,000 Dollars zahlt; sie hat ihm auch allerlei Erleichterungen und Rechte zugestanden.

— Unternehmer aus England haben die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahn von der Hauptstadt Mexico nach dem Stillen Ocean erhalten.

— Der ganze Novembermonat ist ungemein stürmisch gewesen; die größte Heftigkeit scheint er in den mittleren und östlichen Staaten Nordamerikas erreicht zu haben. Dort richtete er entsetzliche Verwüstungen an. Ein Zug auf der Harlemeisenbahn in Neuyork wurde aus dem Geleise geschleudert und allein die Locomotive blieb auf den Schienen stehen. Der Gepäckwagen gerieth in Brand. Der Expreß- und der Rauchwaggon, sodann zwei Passagierwaggons wurden 75 Fuß weit weggeschleudert. Im Nordwesten, wo das Unwetter volle 40 Stunden anhielt, wurden viele Tausende von Telegraphenstangen umgerissen; auf den Binnenseen peitschte der Orcan die Wellen buchstäblich haushoch empor.

— Im September zahlte man, wie wir neulich mittheilten, auf Haiti für einen Silberdollar 1100 Papierdollars; in der Mitte Octobers aber schon 1700! Der schwarze Präsident Salnave war darüber mißvergnügt; er glaubte, an diesem Course seien die Geldmäkler schuld und deshalb schickte er dieselben ohne Weiteres unter die Soldaten. Der Cours aber wollte sich nicht bessern und stellte sich dann auf 1800 Papierdollars.

— Der Tanz ist vom Teufel. Im Staat Ohio liegt eine Stadt Namens Bucyrus. In derselben haben sechs puritanische Zionswächter sich zusammengethan, um dem Tanzteufel Keulenschläge zu versetzen. Die „Reverends" Crouse (— wird wohl ein veryankeeter Teutone sein, dessen ehrlicher Vater sich Krause schrieb —), Heutington, Brown und drei andere haben einen Protest gegen den Tanz, in welchem sie als „Diener des heiligen Evangeliums" sagen, „daß sie Werth legen auf Wahrhaftigkeit, Würde, Heiligkeit und Respectabilität ihres Amtes", und dieses erlaubt ihnen nicht zu schweigen, sie müßten gegen das Tanzen warnen. „Vor allen Dingen wünschen wir unser Gewissen rein zu bewahren vor Gott und den Menschen, und so zu leben, daß unsere Lehre und unser Beispiel mit Gottes Hülfe beitragen, die Seelen zu Christus zu führen. Es ist unsere Absicht und unser Ziel, so viel in unserer Kraft steht, vermöge aller ehrbaren und christlichen Mittel, gute Gesellschaft im hiesigen Gemeinwesen zu schaffen und zu erhalten. Und deshalb halten wir es für eine feierliche Pflicht, hiermit wieder einmal auf das Allerernstlichste zu protestiren gegen den Tanz als eine Belustigung, es möge getanzt werden, wo es auch sei. Wir werden nimmermehr bei gesellschaftlichen Versammlungen zugegen sein, wo weibliche und männliche Personen miteinander tanzen." Die puritanischen Reverends in Amerika werden immer unausstehlicher und mischen sich in Alles; ein Blatt äußert, sie seien a perfect bore and a public nuisance.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1869.

Wanderungen auf der Insel Ceylon.

I.

An der Meeresstraße, welche des südindische Festland von der Insel Ceylon trennt, liegt ein kleines Dorf, Mandapam. Dasselbe ist durch einen nur drei englische Meilen breiten Canal von Ramesseram getrennt, der westlichsten unter den vielen Inseln in der sogenannten Palksstraße; diese Eilande bilden die sogenannte Adamsbrücke. Die Bezeichnung rührt von den Mohammedanern her, welche in Ceylon das Paradies der Bibel erblicken; bei den Hindu heißt diese Reihenfolge von Inseln Brücke des Rama.

Auf Ramesseram liegt der kleine Hafenplatz Pamben neben einem Leuchtthurme, welcher den Schiffern die Richtung anzeigt, welche sie nehmen müssen, um wohlbehalten durch die Bänke im Golfe von Manaar zu steuern. Zwischen den Seeplätzen an der Küste Koromandel, namentlich Negapatam einerseits und dem ceylonesischen Hafen Colombo sowie Kotschin an der Malabarküste andererseits herrscht ein reger Verkehr. Die Schiffer steuern durch die Adamsbrücke in einem Fahrwasser, welches seit etwa dreißig Jahren von den Engländern mehr und mehr vertieft worden ist und das jetzt schon etwa 14 Fuß Wasser hat. Die Arbeiten können nur in den Monaten Februar, März und April vorgenommen werden, weil im übrigen Theile des Jahres Wind und Wellen zu heftig sind. Taucher, welche etwa 40 Secunden unter dem Wasser bleiben, bohren Löcher, in welche sie dann etwa einen halben Centner Sprengpulver einführen. Dieser Canal von Pamben kann durch Schiffe von 300 Tonnen Tragfähigkeit befahren werden.

Die Kette von Bänken und Eilanden, welche im Golfe von Manaar zerstreut liegen, sind in geologischer Beziehung interessant. Diese Bänke haben sich, gleich dem Flachland im nördlichen Ceylon, allmälig gebildet durch eine ungeheure Anhäufung kleiner Polypen; auf dieser Unterlage haben sich dann Sand und Kies angehäuft, welche die Strömung des bengalischen Golfes von der Koromandeküste hertreibt. Was man in diesen Ablagerungen an fossilen Mollusken und Madreporen antrifft, gehört solchen Arten an, die noch heute in den tropischen Meeren gefunden werden; manche haben sogar noch ihren Perlmutterglanz. Ceylon hat nie mit dem Festlande Indiens zusammengehangen und ist nicht, wie man oftmals behauptet hat, von demselben abgerissen worden; im Gegentheil: die Insel rückt dem Continent immer näher und wird, geologisch genommen, im Fortgange der Zeit sich mit demselben verbinden.

Von den Indern werden im Golfe von Manaar viele große Seemuscheln gefischt; sie bilden einen Handelsartikel, der von den Priestern gesucht wird; man benutzt sie an Festtagen als heilige Trompete. Die englische Regierung hat sich das Monopol dieses Artikels vorbehalten. Auch die Tripangfischerei ist nicht unbedeutend.

Ramesseram hat einen Tempel, zu welchem aus weitentlegenen Gegenden, selbst vom obern Ganges her, Pilger wallen. Auf der Insel stehen viele mächtige Affenbrotbäume (Baobabs; Adansonia digitata), die doch unbestritten afrikanisches Gewächs sind. Man weiß nicht, auf welche Weise sie hierhergekommen sind; keinenfalls durch die Portugiesen, denn dafür sind sie zu alt; vielleicht durch die arabischen

Kaufleute, welche seit vielen Jahrhunderten einerseits mit der afrikanischen Küste, andererseits mit Ceylon in lebhaften Handelsbeziehungen gestanden haben.

Den wichtigsten Punkt an der Westküste von Ceylon bildet die Stadt Colombo, wo der britische Gouverneur residirt. Sie zählt jetzt etwa 40,000 Einwohner, war aber schon vor Ankunft der Europäer, welche im Jahre 1518 auf der Insel erschienen, ein wichtiger Platz. Im Mittelpunkte liegt die Festung mit den Regierungsgebäuden und den Comptoiren der europäischen Kaufleute, nördlich davon die Stadt der Eingeborenen und nach Süden hin stehen mitten in Gärten die Bangalos der Europäer.

Die „schwarze Stadt“, d. h. jene der Eingeborenen, bildet eine Anhäufung von Hütten; sie liegt am Ufer des Flusses Kalany und hat eine lange Straße mit unzähligen Waarenbuden auf jeder Seite. Das Mobiliar der Hütten ist sehr einfach; wir wollen aber eine bemerkenswerthe Thatsache hervorheben. Die Singhalesen hatten, abweichend von den Hindus und schon vor der christlichen Zeitrechnung, Stühle und Bettstellen, sodann auch wollene Teppiche, und sie verzierten ihre Möbeln mit eingelegtem Elfenbein. Auch verfertigten sie Rasirmesser und sogar stählerne Nadeln.

So lange die Europäer nur auf der West- und Südküste Besitzungen hatten und Zimmt den Haupthandelsartikel bildete, eignete sich Colombo zur Hauptstadt; jetzt ist das weniger der Fall. Die Rhede bietet zur Zeit des Südwest-Monsuns keine Sicherheit, aber die Stadt gilt für gesund, was bei Trinkomaly (Trinconomali), das auf der Ostseite der Insel liegt und eine treffliche Rhede hat, jetzt allerdings nicht der Fall ist.

Ceylon hat eine sehr buntscheckige Bevölkerung: Portugiesen und gemischte Abkömmlinge derselben; Holländer,

Singhalesen von der Küste.

Singhalesische Frauen.

Engländer, sogenannte Mauren, Tamulen vom indischen Festlande, wilde Weddahs im Innern und Singhalesen. Diese letzteren schildert Grandidier als Leute von mittlerm Wuchs, wohl proportionirten obwohl dünnen Armen und Beinen und ohne große körperliche Stärke. Das Gesicht ist oval, die Gesichtszüge sind frei und etwas weibisch. Die Hautfarbe ist kupferbraun, aber viel weniger dunkel als jene der Tamulen im südlichen Indien; die Haare sind schlicht und schön schwarz. Die Frauen haben einen schlanken Wuchs, tragen den Kopf recht anmuthig, aber im Blicke liegt etwas Furchtsames und Unruhiges.

Man kann die Singhalesen als weich und sanft bezeichnen; psychologisch genommen tritt bei ihnen eine merkwürdige Mischung hervor. Sie haben eine rege Einbildungskraft und daneben eine ernsthafte Haltung. Es fehlt ihnen an Energie, und das mag zu nicht geringem Theil wohl auf Rechnung des Klimas kommen; sie sind sorglos und träge, kleinmüthig und abgefeimt-verschmitzt. Offene Freimüthigkeit, Wohlwollen und Hochherzigkeit darf man bei ihnen nicht suchen. Die Berührung mit den Europäern hat ihrer Intelligenz manche Antriebe gegeben, aber sie sind auch noch unterthäniger in ihrem Benehmen geworden, seitdem sie ganz entschieden die Ueberlegenheit der Männer aus dem Abendlande kennen gelernt haben. Sie unterwerfen sich willig und ohne Widerstand dem, was über sie verhängt wird, und lassen sich von den Eindrücken des Augenblickes bestimmen; ihr ganzes Wesen hat etwas Verschwommenes und Unbestimmtes an sich, auch in Bezug auf den Buddhismus, zu welchem sie sich bekennen. Sie hängen bei weitem nicht so zäh, hartnäckig und streng an religiösen Meinungen, Bräuchen und Aberglauben, wie die Hindus, welche sich mit den unbegreiflichen Dingen, die von den Religionen aufgestellt werden, sehr viel zu schaffen machen.

Die Kleidertracht der Singhalesen entspricht dem heißen

Klima und der Bequemlichkeitsliebe dieser trägen Leute. Insgemein schlagen sie ein einfaches Stück weißen oder farbigen Zeuges (Kombotye) um die Hüften; dasselbe fällt bis auf die Füße herab; dazu tragen sie eine weiße oder gestreifte Jacke, welche der Edelmann bis an den Hals zuknöpft. Sie gehen stets barhaupt; die langen Haare werden hinten in die Form eines Chignon gebracht und durch einen Schildpatkamm zusammengehalten, dessen oberer Theil, der oftmals sehr künstlich gearbeitet ist, über den Kopf emporsteht; vermittelst eines zweiten kleinern Kammes werden die Haare vom Vorderkopfe nach hinten gekämmt. Die Frauen bedienen sich statt jener Kämme großer, etwa 5 Zoll langer Nadeln, welche sie durch den Knollenchignon stecken; wohlhabende tragen außerdem einen kleinen, halbmondförmigen, mit Gold oder Silber verzierten Kamm. Schon vor 1700 Jahren bezeichnete der griechische Erdbeschreiber Ptolemäus die Bewohner Ceylons als „Männer mit Weiberhaaren“. Strümpfe und Schuhe sind erst allmälig bei den höheren Ständen in Gebrauch gekommen; Männer und Frauen tragen Ohrringe.

Das Singhalesische ist eine Ursprache; man kann sie sprechen und schreiben, ohne auch nur ein Wort aus dem Sanskrit oder Pali einzumischen. Die Grundideen werden monosyllabisch ausgedrückt. Sie muß schon einen gewissen Grad der Entwickelung und Vervollkommnung erreicht haben, als die Hindus aus Maghada (dem Gangeslande) auf die Insel kamen. Schon drei Jahrhunderte vor Christus hat Minhido die abstracten und metaphysischen Lehren des Budhismus in singhalesischer Sprache verkündet. So wie

Singhalesischer Edelmann in der Provinz Kandy.

Singhalesischer Ortsschulze.

dieselbe gegenwärtig gesprochen wird, bezeichnet man sie als das Elu oder Ilu. Alles, was im gewöhnlichen Leben vorkommt, wird mit rein singhalesischen Wörtern ausgedrückt, was sich dagegen auf religiöse Angelegenheiten bezieht, in Pali, alles Wissenschaftliche mit Sanskritwörtern. Außerdem haben sich aus der Zeit, in welcher Ceylon unter der Gewalt von Herrschern aus Malabar stand, auch tamulische und Telugu-Wörter eingeschlichen. Das Ilu hat Kehllaute, ist aber doch weniger hart, als die südindischen Sprachen; seinem grammatischen Baue muß man Reichthum, Eleganz und Einfachheit zuerkennen; die Schriftsprache sowohl wie jene der Unterhaltung hat eine Menge von Tropen und Metaphern. Mit dem Nagari- (Sanskrit-) Alphabet hat das singhalesische weiter keine Aehnlichkeit, als die gleiche Reihenfolge der Buchstaben. In alten Manuscripten und Inschriften kommen Schriftzeichen vor, welche von den jetzt gebräuchlichen abweichen und Aehnlichkeit mit den tamulischen haben.

* * *

Von Colombo führt eine trefflich gebauete und unterhaltene Landstraße nach Kandy durch eine sehr malerische Gegend. Anfangs sieht der Reisende verschiedene Arten von Palmen, Brotfruchtbäume, Mango- und andere Fruchtbäume; dann kommt er in ein Hügelland und hat vom Berge Kataganava herab eine ganz herrliche Aussicht. Diese Straße war vor Anlage der Eisenbahn sehr belebt und man sagt, daß mehr als 20,000 Zebus zwischen dem Hafenplatze Colombo und der Binnenstadt Kandy in Thätigkeit gewesen seien, um die mit Kaffee und Reis beladenen Karren fortzuschaffen.

Die Singhalesen sind Anhänger des Buddhismus, welcher eigentlich die Kaste verwirft, doch finden wir dieselbe

auf der Insel. Hermann von Schlagintweit*) erklärt es daraus, daß sie so nahe bei Indien lagen und mit diesem stets in Verkehr standen. Aber der Begriff der Kaste ist hier dem indischen in dessen jetziger Gestalt und Bedeutung ganz unähnlich. Die Kaste auf Ceylon ist keineswegs in indischem Sinne, demnach als begrenzt durch Race und Religion aufzufassen oder zu deuten; sie verbindet sich nur mit dem Begriffe bürgerlichen Ranges, ist auch ganz anders gegliedert und abgestuft als in Indien. Auch sind die Trachten nicht so strenge den Kasten entsprechend geschieden.

Ceylon hat auch seine Pariahs („parayas", d. h. Fremde, Kastenlose), die man aber wohl von dem wilden

Gruppe von Kokospalmen auf Ceylon.

Jagdvolke der Dschengelen, den Weddahs, unterscheiden muß. „Als Pariahs gelten die Rodiyos, die Ambatteyos und die Hanomoreyos."

Die Rodiyos oder Rodias, im Bezirke von Kandy, sind in ethnographischer Hinsicht von Interesse. Ludwig Schmarda hatte Gelegenheit, eine Anzahl derselben näher zu beobachten*). Er schildert sie als die niedrigste, vielleicht am meisten verachtete Kaste, unter welcher sich immer noch

*) Reisen in Indien und Hochasien rc. I, S. 212. (Jena bei Hermann Costenoble, 1869.)

*) Ludwig K. Schmarda's Reise um die Erde in den Jahren 1853 bis 1857. (Braunschweig, G. Westermann, 1861. S. 258.)

buddhistische Glaubenslehren erhalten hätten. Gemeinschaft der Weiber sei bei ihnen gebräuchlich; ihre Sprache sei singhalesisch, solle jedoch viele eigene Wörter enthalten, die aber vielleicht nur Verstümmelungen oder eine Art Rothwälsch seien (?). „Der Ausdruck der Physiognomie ist rein singhalesisch. Sie naheten sich nur schüchtern, als mein Wirth sie einlud, näher zu treten; es befremdete sie offenbar, daß Europäer sie in die Nähe kommen ließen. Einige haben kleine Grundstücke, welche sie bebauen, andere ziehen umher. Ihre Weiber sollen schön sein und gelten bei den Singhalesen als Wahrsagerinnen, treiben aber auch andere Zigeunerkünste."

Welches ist der Ursprung dieser kastenlosen Rodias? Nach einer Sage, welcher Schmarda erwähnt, sollen ihre Voreltern in Verachtung gekommen sein, weil sie Kuhfleisch aßen, als schon alle Anderen sich desselben enthielten. Das würde hoch in die Zeit hinaufreichen, ehe noch der Buddhismus herrschende Religion war. Nach einer andern Sage sollen sie von Jägern eines Königs abstammen, welche in Ermangelung einer Jagdbeute ein Kind ermordet und für die königliche Tafel zubereitet hatten.

Noch einer andern Sage erwähnt Grandidier, welcher 1864 viele Rodias beobachtete und dieselben eingehend schildert*). Er besuchte ein Kuppayam, d. h. einen Weiler, derselben. Eine Ueberlieferung will wissen, daß sie von einer Prinzessin Namens Nawaratna Walli abstammen. Diese hatte sich in ein Liebesverhältniß mit einem Manne von niedriger Kaste eingelassen; dafür sollte sie mit dem Tode bestraft werden, doch gelang es ihr, sich mit ihrem Kinde in den Wald zu retten. Dorthin kamen zu ihr auch manche

Priester und zwei Novizen.

Seeleute von den Malediven.

Edelleute, welche wegen Hochverraths oder sonstiger Vergehen ihres Ranges verlustig erklärt und verbannt worden waren.

Die Zahl der Rodias ist nicht beträchtlich; sie theilen sich in Tirringas und Halpagay. Beide Stämme leben mit und neben einander, aber der eine nimmt, aus Furcht vor einer Mißheirath, keine Frau aus dem andern! Beide behaupten aus königlichem Blute zu stammen, und so dünkt sich, selbst bei diesen verachteten, ausgestoßenen Menschen, jede Classe viel besser als die andere!

Als noch einheimische Könige in Kandy herrschten, war die Lage der Rodias in jeder Hinsicht beklagenswerth. Sie durften kein Grundeigenthum besitzen und keinen Handel treiben; sie mußten sich weit ab von jeder singhalesischen Wohnung halten; ja es war ihnen sogar verboten, unter einem Dache sich aufzuhalten, das von zwei Mauern gestützt wurde; auch war es ihnen verboten, die Anhäufung ihrer Hütten als Dorf zu bezeichnen. Aus Brunnen und Bächen in der Nähe von Ortschaften durften sie kein Wasser schöpfen, und für ihre Leibesnahrung waren sie auf die Jagd und allerlei widerwärtigen Abfall angewiesen. Sie mußten die Obliegenheiten des Schinders verrichten und verendete Thiere wegschaffen. Ihr Jahrestribut an den König bestand in Lederriemen, mit welchen die eingefangenen wilden Elephanten gebunden wurden. Sie durften weder auf der Brust noch an den Beinen ein Kleidungsstück tragen, sondern nur um die Hüften ein Kleidungsstück schlagen. Als Grandidier ein Kuppayam besuchte, war diese Sitte noch in voller Kraft. Ein Rodia, der seine Hütte verließ, mußte am Leibe dürre Palmenblätter tragen, damit das Rascheln derselben jeden Vorübergehenden warne; auch mußte er laut rufen, wenn er Jemand kommen sah, und dann sich schnell im Walde verbergen.

*) Voyage dans les provinces méridionales de l'Inde, par Alfred Grandidier. „Le Tour du Monde" Nr. 501.

Zur Zeit der Könige von Kandy war es für Frauen hohen Ranges die schimpflichste Strafe, einem Rodia überliefert zu werden. Dieser mußte ihr dann den Betel, welchen er gekauet hatte, in den Mund stecken. Das galt für die allerärgste Schmach, welche überhaupt einem Menschen angethan werden konnte.

Den britischen Gesetzen zufolge wird unter den Bewohnern Ceylons keinerlei Unterschied gemacht und sie werden allesammt als gleichgestellt betrachtet; demgemäß fällt auch für die Rodias aller frühere Zwang hinweg. Doch sind auch jetzt noch die alten Ueberlieferungen bei ihnen in Geltung geblieben, und Alle, die nicht täglich mit Europäern in Berührung kommen, geben sich nicht einmal Mühe, aus ihrer kläglichen Lage herauszukommen. Die nachfolgende Thatsache beweist, wie eingewurzelt das Vorurtheil der Singhalesen gegen ihre Landsleute und Nebenmenschen ist.

Ein Rodia kam, vom Hunger getrieben, in die Nähe der Wohnung eines kandyschen Edelmannes, welcher eben das Ausdreschen seiner Reisernte überwachte. Dem Paria wurde von weitem etwas Getreide zugeworfen, ihm aber dabei anbefohlen, nicht länger durch seine Gegenwart die Luft zu verunreinigen. Der arme Mann bittet, ihm noch ein paar Handvoll zu geben, weil sein Vater und seine Mutter auch Hunger hatten. Als Antwort warf der Edelmann ihm einen Stein an den Kopf; der Rodia taumelte, ließ den Reis, welchen er in der Hand hielt, fallen und entfloh in den Busch. Da nun die Getreidekörner, welche der Unreine berührt hatte, zwischen den übrigen Reis fielen, so war damit auch die ganze Ernte verunreinigt und für den Edelmann verloren. Dieser wandte sich an den britischen Beamten und verlangte Soldaten, welche den Rodia verfolgen und niederschießen sollten. Diese bekam er natürlich nicht, und sein Grimm wurde noch ärger, als man ihm sagte, daß er Todesstrafe erleiden solle, wenn er jenem Rodia das Leben nehme; vor dem Gesetze sei Einer so gut wie der Andere.

Grandidier schildert die Rodias als kräftig gebauete Leute mit ausdrucksvollen Mienen, aber es mangelt ihnen, auch in Folge ihrer Erniedrigung, an aller Energie; sie sind faul und arbeitsscheu; sie betteln, stehlen und treiben Wahrsagerei, obwohl längst nichts mehr sie hindert, den Boden zu bestellen und sich rechtschaffener Arbeiten zu befleißigen. Ihre Frauen und Mädchen, unter denen manche sehr hübsch sind, geben sich der Unkeuschheit hin. Ein Rodia, der es mit dem Arbeiten hoch bringt, verfertigt Peitschen und geflochtene Lederriemen, und diese giebt er als Zahlung für ein kleines Stück Land, zu dessen Bebauung sich der Eine oder Andere dann und wann wohl herbeiläßt. Die Frauen schmücken sich mit kupfernen Armringen und tanzen sehr anmuthig.

Ihr Häuptling wurde früher vom Könige bestätigt; jetzt ernennen ihn die englischen Behörden. Daß ihre Sprache eine Mundart des Singhalesischen ist, wurde schon früher gesagt. Ihr Buddhismus hat eine Zuthat von allerlei plumpem Aberglauben; sie verehren aber, gleich ihren anderen Landsleuten, die Yakkos oder Geister, die mit übernatürlichen Kräften begabt sind *). Kein Rodia darf einen Tempel betreten, doch giebt es auch glaubenseifrige Buddhistenmönche, welche die Verunreinigung nicht scheuen und ihnen die Lehre predigen. Hochzeitsfeierlichkeiten finden nicht statt; man nimmt ein Weib, ohne den Eltern auch nur ein Wort davon zu sagen; Leichname werden in Matten gewickelt und am siebenten Tage der Erde übergeben. Kein Arzt oder Heilkünstler, gleichviel welcher Kaste, wird einen Kranken in der Hütte besuchen. Selbst das Vieh der Rodias ist geächtet; ihre Ochsen müssen eine Kokosschale am Halse tragen, damit man sie schon von weitem erkenne.

*) So sagt Grandidier. Bei Schlagintweit (S. 211) heißt es richtiger: „Die Aboriginer Ceylons im Mahawanso heißen Yakkos, Bewohner von Wäldern und Gebirgen; sie waren Dämonenverehrer oder Rakschas. Jene Jagdvolksgruppen, die noch jetzt im Innern von Ceylon gefunden werden, und als Reste der Yakkos betrachtet werden, sind die Weddahs." Das Mahawanso, dessen Schlagintweit erwähnt, ist eine in Pali geschriebene Reimchronik, welche die Geschichte der Insel in den 2300 Jahren von 543 vor Christus bis 1758 nach Christus umfaßt. Das Wort Mahawanso bedeutet „Genealogie der Großen". Eine umfassende Analyse desselben finde ich in Sir James Emerson Tennent: Ceylon, an account of the island; physical, historical and topographical etc. London 1859. Vol. I, p. 314 sqq. A.

Die Straßen über den Mont Cenis, in Verbindung mit den neuen Eisenbahnen.

II.

Sowohl durch die von Fabroni seiner Zeit eröffnete Kunststraße über den Mont Cenis wie auch durch den Schienenweg nach dem System Fell ist der Uebergang wesentlich erleichtert und gefördert worden. Noch mehr wird dies der Fall sein, sobald der jetzt noch im Bau begriffene Tunnel vollendet ist.

Im Jahre 1857 verständigte sich Cavour mit der Victor-Emanuele-Eisenbahngesellschaft in Betreff einer Durchbohrung des Mont Cenis, oder im engern Sinne des neben ihm hingelagerten Mont Tabor. Die italienische Regierung sollte die Kosten tragen und die Aufsicht führen, aber die Gesellschaft sollte 20 Millionen zuschießen. Im Jahre 1862, nach der Annexion von Savoyen, löste sich die genannte Gesellschaft auf; der französische Theil wurde dem Bahnnetze Paris-Lyon-Mittelmeer zugetheilt, der italienische blieb eine Zeitlang selbständig, wurde jedoch später mit der calabrisch-sicilischen Administration verschmolzen und hatte deren wechselnde Schicksale zu theilen. Jetzt verlangte die italienische Regierung die Mitwirkung Frankreichs. Man kam überein, daß letzteres mit 26 oder 27 Millionen an den Gesammtkosten, die nach jetziger Schätzung auf 75 Millionen steigen werden, Theil nehmen solle. Außerdem wird die französische Regierung, da man die Bauzeit auf 24 Jahre schätzte, für jedes davon gewonnene Jahr eine Prämie von 300,000 Francs bezahlen, und hat dieselbe dann bei einer nur auf 14 Jahre berechneten Arbeitszeit für jedes auch davon noch gewonnene Jahr auf 500,000 Francs erhöht.

Die außergewöhnliche Länge des Tunnels bot von vornherein die Hauptschwierigkeit dar; man mußte, um ihn so viel als möglich zu kürzen, sich dazu verstehen, ihn so

hoch zu legen, wie nur immer die zu bewältigenden Steigungen erlaubten. Hätte man den Eingang ins Thal verlegt, so wäre der Tunnel um sehr vieles länger und die Kosten wären um ein Beträchtliches größer geworden, ohne für die Zukunft entsprechende Vortheile zu bieten.

So liegt denn der Eingang auf italienischer Seite bei Bardonneche 1291 Meter (3974 Pariser Fuß) über der Meeresfläche. Um den Abfluß des Wassers innerhalb des Tunnels zu ermöglichen, mußte derselbe so construirt werden, daß er sowohl nach der südlichen italienischen als nach der nördlichen französischen Seite hin abfällt und somit seinen Culminationspunkt in der Mitte hat. Da nun aber das Südthor höher liegt, so ist die Abdachung dorthin natürlich nur wenig geneigt und verhält sich wie 1 bis 2 zu 1000, während jene nach Norden, dessen Thor etwas tiefer zu stehen kommt, steiler abfällt und 22 pro Mille beträgt. Die ganze Länge des Tunnels erreicht 12,200 Meter (etwa $1^5/_8$ deutsche Meilen); der Nordeingang auf französischer Seite bei Modane liegt 128 Meter (394 Fuß) tiefer als der südliche, also noch 1163 Meter (3579,7 Fuß) über dem Meere, 110 Meter (338 Fuß) über der Thalsohle und 441 Meter (1357,5 Fuß) höher als St. Michel.

Nachdem Ein- und Ausgang des Tunnels örtlich genau bestimmt waren, handelte es sich darum, die Richtung der geraden Linie zwischen beiden vorzuschreiben. Dies gelang vermöge trigonometrischer Messungen: man fixirte den Culminationspunkt und bezeichnete ihn mit einem Signale, das in derselben verticalen Ebene mit den beiden Zugängen gedacht werden muß. Nun kam es darauf an, zu bestimmen, wie die Arbeiter, welche von beiden Seiten zugleich in den Berg eindrangen, sich auch direct entgegengehen und in der Mitte auf einander treffen sollten. Denn mit einer Abweichung, die am Anfange nur $1/_2$ Centimeter auf beiden Seiten betragen hätte, würden sie in der Mitte des Berges 120 Meter (372 Fuß) aus einander gekommen sein. Man hat, um etwaigen Abweichungen vorzubeugen, gegenüber dem Eingang, und zwar genau in der Verlängerung der Längenachse des Tunnels, ein Observatorium errichtet und daselbst einen mächtigen Theodoliten aufgestellt, welcher einerseits auf das Meßzeichen des Gipfels gerichtet wird, andererseits auf ein Licht im Innern des Tunnels, und so jede Abweichung von der einzuhaltenden Linie unmöglich macht. Diese Vorkehrung befindet sich natürlich auf beiden Seiten und führt die Arbeiter links wie rechts genau den Weg, auf dem sie mit mathematischer Gewißheit in der Mitte des Berges zusammenstoßen müssen.

Die Durchbohrung der Felsenmasse geschieht durch Stahlbohrer, welche von Maschinen getrieben werden; diese arbeiten mit comprimirter Luft. Es sind deren neun und jede setzt sechs Bohrer in Bewegung. Wenn die Löcher, welche durch dieselben gestoßen werden, eine Tiefe von etwa 30 Zoll erreicht haben, so werden sie, während der Arbeit immer mit Wasser ausgespritzt, mit Pulver gefüllt und abgesprengt. Die Steine werden rasch weggeführt und die Bohrer beginnen von Neuem ihre Arbeit. Auf diese Weise rückt man täglich etwa 2 Meter oder etwas über 6 Fuß vorwärts.

Im Anfange des September laufenden Jahres betrug die vollendete Strecke von italienischer Seite her 5913 Meter (18202,8 Pariser Fuß); die von der französischen 4222 Meter oder 12,997 Fuß; da nun der ganze Tunnel, wie gesagt, im Ganzen 12,200 Meter lang sein wird, so bleiben noch auszubohren 2056 Meter oder 6329 Fuß, und mit dieser Arbeit hofft man in den ersten Tagen des Jahres 1871 fertig zu werden.

Die Maschinen arbeiten vorläufig nur die Breite eines Geleises aus, die Erweiterung für zwei wird in der Folge mit den gewöhnlichen Arbeitsmitteln bewerkstelligt werden. Zur Verhütung aller weiteren schlimmen Folgen werden die Wände sofort ausgemauert und sorgfältig cementirt. Die zu bearbeitende Steinmasse besteht größtentheils aus Quarzen, Schiefer und schieferigem Kalk. Die ersteren waren so außerordentlich hart, daß trotz aller Maschinenkräfte die Arbeit anfangs nur sehr langsam vorrücken konnte; jetzt ist man auf Kalkschichten gestoßen, und es geht darum flink voran. Die unterirdischen Wasser, vor denen man gewaltige Scheu hatte, sind nur sehr spärlich aufgetreten und haben die Arbeiten nur an einigen Tagen gestört.

Der Mont-Cenis-Tunnel ist weitaus der längste von allen, die bis jetzt gebaut worden sind; der von Nerthe, zwischen Marseille und Avignon, und der von Blaisy bei Dijon erreichen kaum ein Drittel seiner Länge.

Man fragte sich mit einer gewissen Aengstlichkeit, wie es zu ermöglichen sein werde, den Arbeitern stets die nothwendige frische Luft zu liefern, und später die Reisenden vor dem Erstickungstod im Dampf der Maschine zu bewahren. Da der Tunnel selbst noch etwa 5000 Fuß unter dem Gipfel des Berges liegt, so war natürlich nicht daran zu denken, frische Luft durch Trichter von oben herab einzuführen. Für den einmal vollendeten Tunnel beantwortet sich übrigens die Frage ganz von selbst. Man denke sich die beiden Mündungen geöffnet; die Temperaturdifferenz sowie der Unterschied in der verticalen Erhebung zwischen beiden werden stets einen natürlichen und so beträchtlichen Luftdurchzug unterhalten, daß man nie in Versuchung gerathen wird, denselben durch künstliche Mittel verstärken zu wollen.

Was die Versorgung des Tunnels mit guter Luft jetzt während der Arbeiten — wo die eben beschriebene natürliche Ventilation noch nicht statthaben kann — anbelangt, so hat der Betrieb der Maschinen mit comprimirter Luft hier auf einen guten Ausweg geführt. Würde man mit Dampf arbeiten, so wäre bei dem sich ansammelnden Kohlengas, vermischt mit dem bei der Sprengung erzeugten Pulverdampfe, bei gänzlich mangelndem Luftzuge in der engen Höhlung und so fern von dem Eingange gewiß das Weiterrücken längst unmöglich geworden. Doch die hier arbeitenden Maschinen sind so eingerichtet, daß von der sie in Bewegung setzenden Luft bei jedem Stoße reichlich so viel frei wird, wie die Arbeiter bedürfen. Gleichzeitig werden durch den Druck, unter dem sie ausströmt, die bei der Sprengung sich jedesmal sammelnden schädlichen Gase nach dem Ausgang hin zurückgedrängt; der von der Mündung nach innen wirkende Luftdruck hindert sie freilich am gänzlichen Austritt, und so bildet sich eine stehende Schicht schlechter Luft zwischen dem Arbeitsplatze und der Mündung. Aber dieselbe wird vermöge einer außen aufgestellten Luftpumpe aufgesogen und ins große Meer der Atmosphäre versenkt.

Gegen 1200 Arbeiter, fast nur Piemontesen, sind unausgesetzt thätig, die Einen im Accord, die Anderen im Taglohn. Die Gesellschaft, welche die Ausführung übernommen hat, hat auf ihre Kosten Arbeiterwohnungen hergestellt, welche sie den Leuten sehr billig überläßt; so zahlen beispielsweise vier Arbeiter, welche zusammenwohnen, im Ganzen 8 Francs monatlich für ein Zimmer. Auch sind, nach Art der Consumvereine, Magazine vorhanden, wo die Lebensmittel und sonstigen Bedürfnißartikel beinahe um den Anschaffungspreis abgelassen werden.

An der Spitze der Gesellschaft stehen die Brüder Sommeiller und einige andere Ingenieure.

Von welch enormer Tragweite ist allein schon die Anwendung der comprimirten Luft, von der man bis jetzt

so gut wie gar keinen Vortheil zog! Sie hat viele Vorzüge im Vergleich mit dem Dampfe; sie kann überall ohne Gefahr eingeführt und auf die größten Entfernungen geleitet werden; es ist leicht, sie in großen Behältern aufzuspeichern und vermöge specieller Canalisirung und durch verschiedene Arme unter die Industriellen, welche sie als bewegende Kraft gebrauchen wollen, zu vertheilen. Man dreht den Hahn auf und ihre Wirksamkeit beginnt; wie bei der Gasuhr giebt ein Zeiger die verbrauchte Kraft an. Dampf, Feuerungslocal und Kohle fallen weg, und man ist sicher vor Feuersbrunst. Die comprimirte Luft ist keineswegs ungesund, sie reinigt vielmehr die Werkstätten und das Leben in ihnen ist der Gesundheit nicht nachtheilig.

* *

Wir hoben im Anfange hervor, daß Italien vom übrigen Europa durch eine Kette von Hochgebirgen getrennt wird, welche stets die Handelsbeziehungen zu den Nachbarländern erschwert haben. Die seit dem Anfang unsers Jahrhunderts eröffneten Alpenstraßen sind heute unzulänglich geworden, und wenn auf Schienenwegen von einem Ende Europas zum andern die Völker sich begegnen, so kann Italien allein nicht außerhalb dieser allgemeinen Bewegung stehen bleiben. Bis jetzt vermitteln zwei Linien eine Verbindung mit dem südlichen Deutschland, die über den Semmering, welche auch aus strategischen Gründen von Oesterreich gebaut wurde, und die über den Brenner; sie gewährt den kürzesten Weg von München durch Tirol nach Verona.

Die Linie über den Mont Cenis sowie die Uferbahn von Marseille nach Genua werden genügen, den Verkehr mit Frankreich zu tragen, aber die Schweiz und unmittelbar der deutsche Norden bedürfen noch der directen Bahnverbindung mit Italien. Ohne Zweifel wird diese Lücke bald ausgefüllt werden, denn bereits liegen vier Projecte vor: über Simplon, St. Gotthard, Splügen und Luckmanier.

Die eidgenössische Regierung unterstützt keine dieser Linien speciell, weil sie sich sonst bei den anderen auch verpflichten müßte; sie überläßt also Alles dem Sonderinteresse und der Selbstbestimmung der einzelnen Cantone; doch trotz allen Reichthums derselben sind diese doch nicht im Stande, die ganze Kostenlast derselben zu tragen, sie sind also auf die Mitwirkung der anderen dabei betheiligten Nationen angewiesen, in diesem Fall auf Deutschland und Italien, welche beide für den Gotthard stimmen*).

Der Tunnel, welcher hier zu bohren wäre, würde eine Länge von 16 Kilometer haben, also über zwei deutsche Meilen, und seine Ausführung muß mindestens zehn Jahre in Anspruch nehmen. Bis dahin könnte ja eine Bahn nach dem System Fell die schweizerischen Linien mit den italienischen in provisorische Verbindung setzen.

*) Bereits ist das Protocoll der dazu berufenen internationalen Conferenz am 13. October 1869 unterzeichnet worden. Die zu concessionirende Gesellschaft soll für Herstellung der Linie Luzern-Bellinzona eine Subvention von 85 Millionen Francs beziehen, zu welcher Italien 45, die Schweiz 20 und die betreffenden deutschen Staaten den Rest einzuschießen hätten. Der höchste Punkt der Linie käme 1162 Meter oder 3577 Pariser Fuß über dem Meere zu liegen. Die Oberaufsicht würde dem schweizerischen Bundesrathe zufallen.

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Zweite Abtheilung.

Mohammed-el-Gatroni, Merabet Bu Zid und Byrssa waren mit den stärksten Kameelen abgesandt, um die im Stiche gelassene Bagage aufzusuchen, während Ali und Saad die zurückgelassenen, von Durst und Hunger aufs Aeußerste erschöpften Kameele zum wasserarmen Brunnen führen und tränken sollten, und Kolokomi, Giuseppe und ich am Lagerplatze zurückblieben. Nach der Rückkehr beider Partien wollten wir uns einem von Kolokomi gekannten Brunnen zuwenden, um reichlicheres Wasser zu haben. Die Erstgenannten kehrten zum Theil schnell zurück, da sie die beiden Vermißten, Wholla und Guelma, in einem lebensgefährlichen Zustande gefunden hatten. Sie luden dieselben auf die Kameele und führten sie uns zu. Es war in der That hohe Zeit, denn, obgleich Tibbu, waren sie doch durch Erschöpfung und Durst in einem bedenklichen Zustande. Allmälige Wassereinflößung und Nahrung stellte sie im Laufe des Tages leidlich wieder her. Bald kamen auch die beiden Neger Saad und Ali mit ernsten Mienen wieder angelaufen, um die Mittheilung zu machen, daß der Brunnen von einer Bande Tibbu besetzt sei, bei deren Anblick sie die Flucht ergriffen hätten. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß sie nur in der Nähe des Brunnens niedergelegte Waffen gesehen hatten, und nichts wußten über die Zahl der Angekommenen, sondern, ohne weitere Beobachtungen zu versuchen, über Hals und Kopf, ihre Kameele im Stiche lassend, die Flucht ergriffen hatten. Zu alle den Mühseligkeiten und Gefahren, welche von einer Reise in wüsten Gegenden unzertrennlich sind, steht man also noch in fortwährender Besorgniß wegen der Feigheit und Unzurechnungsfähigkeit der Leute. — Kolokomi war gleichwohl, so unsicher auch diese Angabe war, in lebhafter Unruhe. Denn ein Tibbu hat stets Furcht vor seinen Landsleuten, auf der Reise, wie zu Hause, und es möchte dies der beste Beweis für ihren verrätherischen Charakter sein. Diesmal war die Furcht unnöthig, denn während die genannten Feiglinge wieder zurückgingen, um wenigstens die verlassenen Kameele aufzusuchen, zeigte sich ein einzelnes Individuum mit einem beladenen Kameele, näherte sich uns, vollzog die interessante Begrüßungsceremonie und stellte sich als auf der Reise nach Kanar begriffen heraus.

Tibbu, welche sich kennen, nähern sich bei der Begegnung einander, nachdem sie sorgfältig ihr Gesicht bis auf die Augen in den Litham (der Theil des Turbans, welcher um Kinn, Mund und Nase herumgeführt ist) gehüllt haben, geben sich die Hand, hocken in der Entfernung von einigen Schritten nieder, halten ihre Lanze und die Wurfspeere aufrecht in der Hand und beginnen dann den wichtigen Act der wortreichen Begrüßung, welche oft eine gute halbe Stunde in Anspruch nimmt. Die Anfrage, wie es ihm gehe: „Laha-

inkennaho*)" oder „Lahanihui" oder „Killahani", beantwortet der Gefragte durch „Laha" oder „Killaha", und wenn dies ein halbes Dutzend bis ein Dutzend Male wiederholt worden ist, beginnen sie ein gegenseitiges „Ihilla", das den Fremden, der vielleicht begierig auf irgend eine Nachricht ist, durch seine Länge in Verzweiflung setzt. Wechselseitig wird das Ihilla in absteigender Tonleiter mit einem Ernste ausgesprochen, welcher den Fremdling irgend eine wichtige Ceremonie voraussetzen läßt. Sind sie auf der untersten Note ihres Kehlkopfes angekommen, und ist ihre Stimme fast ganz erstorben, so intonirt Einer ein lautes, hochstimmiges „Laha" und das „Ihilla" beginnt von Neuem bis zur Tonlosigkeit.

Dies sonderbare Wechselspiel, das nur dem Fremden komisch erscheint, die Acteurs selbst aber mit melancholischem Ernste zu erfüllen scheint, wird je nach der Intimität derselben oder nach der Länge der Zeit, während welcher sie sich nicht sahen, nach Belieben fortgesetzt. Zuweilen wird es dann durch allgemeine Fragen über den Zustand der Welt, „Gitta inna dunnia" u. s. w., unterbrochen, und kennen sich die Begegnenden nicht, so ist die Ceremonie dieselbe, doch fehlt das vorläufige Handdrücken. — Sehen sich dieselben aber fast alle Tage, bewohnen sie z. B. denselben Ort, so wiederholt sich zwar das Killahani (wie befindest Du Dich?), doch sind die übrigen oben erwähnten Formeln ersetzt durch „Dogerolaha" (wie hast Du die Nacht zugebracht?) während des Morgens, oder „Entegutteni" während des Tages (letzteres = wie hast Du die Tageshitze verbracht?). Bei der Trennung machen sie es meistens, wie die Araber, d. h. sagen nichts; zuweilen rufen sie sich ein „Allah ukjufuk" zu.

Wenn schon die Begrüßung von Arabern dem Fremdling unglaublich lang erscheint, so nimmt sie bei den Tibbu gar kein Ende, ein Umstand, der jedoch den harmlosen Reisenden nicht mit allzu großem Vertrauen auf die Höflichkeit der letzteren erfüllen darf.

Unentbehrlich bei einer Begegnung ist jedenfalls das sorgfältige Einhüllen des Gesichts in den Litham.

Unser Reisender war ein kleiner, dunkel-bronzefarbiger Mann, dessen harmloser Anblick sicherlich nicht einen so furchtbaren Eindruck auf meinen feigen Diener hätte machen können, als es seine Waffen vermocht hatten. Er war übrigens ganz allein.

Nachmittags kamen der Gatroner und seine Begleiter mit dem Gepäck und gingen sofort daran, die noch nicht zurückgebrachten Kameele aufzusuchen und zum Brunnen zu führen.

Der übrigens von Kolokomi erwähnte aufzusuchende Brunnen, der mehr Wasser enthalten sollte, war von den verschmachtenden Wholla und Guelma aufgefunden worden und wasserleer. Wir waren also gezwungen, uns mit dem bisherigen zu begnügen und hofften übrigens durch einige Erdarbeiten dem vorhandenen Wasser einen bessern Abfluß zu verschaffen.

Abends kehrten die getränkten Kameele, welche allerdings nicht Wasser genug gefunden hatten, ihren Durst vollständig zu löschen, und alle Leute zurück, und am nächsten Morgen, den 3. Juli, sollten wir uns alle zum Brunnen begeben.

Wir folgten um 4 Uhr Morgens den Windungen des Flusses, der bis zu seinem Ursprunge fast gleich breit blieb, und kamen um 7 Uhr in die Nähe des Brunnens. Derselbe befand sich in einer halbkreisförmigen Riesengrotte von Sandsteinfelsen, deren Boden aus Sand bestand, und in einer Schicht von 2 bis 3 Metern den Felsboden bedeckte. Er war an einer Stelle brunnenförmig ausgegraben, und da das Loch weder ausgemauert noch sonst geschützt war, so sickerte das Wasser mühsam durch die nachgefallene Erde. Nach dreistündiger Arbeit stießen wir auf eine Felsspalte, aus der jetzt das Wasser momentan reichlich hervorquoll.

Es konnten nicht allein unsere Kameele reichlich getränkt werden, sondern das Wasser reichte selbst hin, fünf andere Kameele, die mit ihren drei Herren um Mittag erschienen, zu sättigen und uns einen anständigen Vorrath zu lassen.

Diese drei frischen Ankömmlinge hatten augenblicklich nicht weit von Afafi ihren Wohnsitz aufgeschlagen, um Coloquinthenkörner zu ernten und zu bearbeiten, und waren glücklicher- und zufälligerweise Verwandte Kolokomi's. Sie hatten außer ihren Kameelen noch drei Windhunde bei sich, jammervolle Gerippe, welche jedoch, obgleich bei weitem nicht so groß und schön, als die Windhunde Maroccos, Algeriens und Tunesiens, doch Gazellen und Antilopen erjagen sollen. Es muß dies eine Thatsache sein, denn niemals würden sich die materiellen und positiven Tibbu dazu verstehen, ihnen ohne Nützlichkeit das wenige Futter zu gönnen, das sie ihnen zukommen lassen. Der Zustand der Ernährung dieser armen Geschöpfe mag aus dem Umstande erhellen, daß sie, kaum angekommen, erfrischt und etwas ausgeruht, sofort meine arabischen, ledernen Schuhe als gute Jagdbeute ansahen und zur Hälfte ihrem heruntergekommenen Organismus einverleibten.

Was die Coloquinthenkörner betrifft, Ulad el Kandal oder Tabarka im Arabischen genannt (auch die Tibbu haben letztern Ausdruck mehr weniger angenommen, obgleich die Coloquinthe im Teda „aber" heißt), so stellen sie ein ziemlich wichtiges Nahrungsmittel für den Bewohner Tibestis dar. Man beraubt sie ihrer bitteren und drastischen Bestandtheile durch Kochen, Rösten, Stoßen, Waschen und sie bilden dann, von ihrer Schale und Bitterkeit befreit, in der That eine recht angenehme Speise. Man genießt sie allein oder mit Datteln gemischt, in Samenform oder gestoßen, und sie gelten für sehr nahrhaft.

Die drei Verwandten Kolokomi's waren kräftige, mittelgroße, ziemlich magere Männer von mehr weniger bronzefarbiger Haut, deren Dunkelheit von der Schwärze meiner Diener sehr übertroffen wurde. Sie waren schmutzig, abgerissen und wie Kolokomi und sein Neffe mit Amuleten behängt. In der That trug besonders der letztere eine solche Anzahl derselben an Torbusch, Turban und an besonderer Schnur um den Hals (ich zählte ihrer 16 Ledersäckchen verschiedener Größe), wie ich es nie bei Arabern oder Fesanern gefunden hatte. Ihr Kopf war rund, ihre Stirn wohl gebildet, die Nase weder platt noch mit weiten Nüstern versehen, die Backenknochen nicht hervorstehend, der Mund von mäßiger Größe ohne aufgeworfene Lippen: mit einem Worte, sie hatten nichts von dem, was man im Allgemeinen mit Negertypus zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Ihr Bartwuchs war jedoch spärlich, und ihr Hauptthaar, das sie von Zeit zu Zeit rasiren, ist wollig, wie das der Neger, ohne jedoch seine Härte zu haben.

Während Alle gemeinschaftlich am Brunnen arbeiteten, die Thiere tränkten und dann der eigenen Siesta oblagen, streifte ich auf den umliegenden Felsen und in den Schluchten herum und staunte ob der Wildheit dieser und die Riesenhaftigkeit der ersteren. Die tiefen Abgründe mit den senkrechten Wänden, die schwarze Farbe der aufeinander gethürmten massigen Blöcke, der Kahlheit und Nacktheit des Ganzen inmitten einer Einsamkeit, die nicht einmal durch das Rauschen von Baumwipfeln, das Plätschern eines Baches, oder das Flattern eines Vogels unterbrochen oder gemildert wird, erfüllen den Wanderer etwa mit der Art von Ehrfurcht, die er in der Jugend empfand, wenn er allein oder Abends in einer Kirche war.

*) Wenn man sich sehr lange nicht gesehen hat.

Die Erhebung des Flußbettes über den Meeresspiegel gab der Kochthermometer auf etwa 1700 Fuß an, während ich für die durchschnittliche Höhe der umliegenden Berge an 1900 Fuß fand. Diese sind zum Theil von abgerundeter Form, wild-schön, mannichfaltige Gruppen bildend, zum Theil aber auch steil, unersteigbar. Ihre innere Masse besteht aus Kalkstein der verschiedensten Färbung, welcher mit schwarzen oder doch an der Oberfläche dunkelen Sandsteinblöcken bedeckt ist.

Am nächsten Morgen, dem 4. Juli, gingen die fremden Tibbu in Begleitung einiger meiner Leute, um im nächsten, südlicher gelegenen Flußthale an ihnen bekannten Stellen Wasser aufzusuchen, und kehrten um Mittag mit günstiger Antwort wieder. Von dem Enneri Lolemmo dann wußten sie einen andern Brunnen in der Richtung von Tibesti, der, in zwei Tagen erreichbar, seinerseits nur $2^1/_2$ Tag von Mini (Felsgruppe mit Wasser) auf dem Wege nach Tao entfernt war.

Demgemäß brachen wir Nachmittags aus unserm Flußthale über einen kurzen nördlichen Paß auf, wandten uns dann östlich und endlich südlich (Gesammtrichtung ostsüdöstlich) und lagerten nach $2^1/_2$stündiger Wanderung der für die arabischen Kameele schwierigsten Art im Enneri Lolemmo. Dieses Flußthal ist nicht so eng von Bergen eingezwängt und erfreute sich einer mannichfachern Vegetation als der Fluß Gogliemma. Außer den Talhabäumen, dem Had und dem Büschelgras, die beiden gemeinsam waren, fand sich hier noch Kudungri (Teda), Chrit, Agul und Handal (arab). — Sein Verlauf hier war W.S.W.

Nach reichlicher Wassereinnahme brachen wir am folgenden Tage Nachmittags 4 Uhr unter Führung eines jungen Tibbu, welcher Kolokomi's Verwandten begleitet hatte, in südlicher Richtung auf. Nach wenigen Stunden hatten wir das fortlaufende Gebirge von Afafi verlassen und traten auf eine Ebene hinaus, die keine Bergketten mehr zeigte, aber in unbestimmten Zwischenräumen von einzelnen Felsen oder Felsgruppen besetzt war, die durch ihre wunderlichen Formen die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselten. Einige waren hohe, spitze Kegel, andere ähnelten einer Riesensäule, wieder andere streckten von breiter Oberfläche zahlreiche, nicht weniger spitze Fortsätze, wie Zähne, gen Himmel; hier glaubte man die künstlerischen Formen eines riesigen Domes vor sich zu haben, und dort zeigte der Felsen die regelmäßige Architektur eines festen Schlosses. Mit wechselndem Standpunkte, anderer Entfernung und veränderter Beleuchtung konnte sich eine lebhafte Einbildungskraft beim Anblicke dieser finsteren, gigantischen Bauten der Natur in den wundersamsten Träumen ergehen und die seltsamsten Bilder aus ihnen hervorlocken. Schwarz, wie alle Felsen dieser Gegenden, schroff, steil, aller wildern Staffage oder Umgebung entbehrend, bildeten sie einen scharfen, fast unheimlichen Contrast mit dem gelben Sand- oder Kiesboden, aus dem sie sich erhoben. Letzterer war zuweilen unterbrochen durch eine Sandstein- oder Kalksteinparquetirung. Um 4 Uhr aufgebrochen, lagerten wir unter Widerstreben Kolokomi's und Bu Zid's, welche von Neuem an der wirklichen Existenz oder richtigen Lage des Brunnens zu zweifeln schienen, um 8 Uhr, und setzten Morgens früh 3 Uhr unsern Marsch wieder fort. Die Richtung blieb eine südliche bis 7 Uhr Morgens. Während dieser Zeit berührten wir um 5 Uhr das nördliche Ende einer langgestreckten Felsreihe, zu deren Füßen sich eine relativ reichliche Vegetation, welche aus Gummiakazien, Had, Sobat, Chrit und Nissi bestand, hinzog. Sie trug den Namen Emi Gurna (Sandberg), und verfolgten wir unsern Weg parallel ihr bis 6 Uhr (Teri Gurna, arab. Tniya ramla, Sandweg), d. h. bis zu ihrem Ende. Im Osten zieht kurz darauf der Emi Genimtina unsere Aufmerksamkeit durch die barocke Formation zahlloser Stacheln, die, sich scharf gegen die klare Atmosphäre absetzend, gen Himmel starren, auf sich. Er bleibt etwa drei Stunden von uns entfernt östlich vom Wege liegen. Wie gewöhnlich wird die Tageshitze von 9 Uhr ab im Schatten der Felsen verbracht, Nachmittags in mehr südöstlicher Richtung noch fünf Stunden marschirt, an den Felsen Zerkeda, Henemtua, welche östlich liegen bleiben, vorüber. Der nächste Tag mußte uns der Angabe unserer Rathgeber zufolge dem Brunnen zuführen, doch schienen weder Kolokomi noch Bu Zid zu sehr davon überzeugt zu sein. Wir brachen wieder um 3 Uhr Morgens auf in südsüdöstlicher Richtung, passirten den scharf conturirten Felsen Kirkenime um 6 Uhr, verbrachten die Tageshitze in der ausgedehnten Felsgruppe Kukoi (sprich Kjukoi) von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags und setzten unsern Weg in südlicher Richtung bis 9 Uhr Abends fort, ohne daß der erwähnte Brunnen erreicht worden wäre. — Die größeren Felsgruppen, wie Emi Gurna, Kukoi und eine dritte, die wir um Sonnenuntergang passirten, geben Gelegenheit zum Ursprung von Flußthälern, welche durch ihre Vegetation eine geringe Abwechselung in die Einförmigkeit der Färbungen bringen. Besonders die dritte, deren Namen man mir nicht angeben konnte, erfreute sich einer frischen, grünen Umgebung, die deutlich für jüngst dagewesenen Regen sprach. Auch treten hier zahlreiche Spuren von Gazellen, Antilopen und Straußen auf.

Man hatte eigentlich in der allgemeinen Unsicherheit beschlossen, die Nacht zu durchwandern, doch um 9 Uhr erklärte der Jüngling, welcher uns führte, die passirten Felsen nicht wiederzuerkennen, mit einem Worte, des Weges nicht sicher zu sein. Wir lagerten und hatten beide noch eine Vervollständigung der Geständnisse des Führers zu hören. Er selbst hatte den Brunnen nie gesehen, auch sei es gar nicht so sicher, daß er Wasser enthalte. Unser Wasservorrath war zu Ende, die ursprünglich angegebene Entfernung überschritten, der Führer ohne genaue Wegkenntniß, verirrt: genug Ursache zu ernstlicher Besorgniß nach der traurigen Erfahrung der verflossenen Woche. Hier war es Byrssa, welcher den verständigsten Ausweg wählte. Er erbot sich, auf der Stute Kolokomi's Wasser aus Araba, einem eine gute halbe Tagereise entfernten Nebenflusse des Abo oder Uro, zu holen, brach sofort auf und versprach am Nachmittage des folgenden Tages zurück zu sein. Glücklicherweise hatten sich gegen Nachmittag aus N.O. reichliche Regenwolken angesammelt und auch am nächsten Morgen war der Himmel bedeckt, der N.O. kühlend, die Atmosphäre nicht so trocken, als gewöhnlich, also auch die Ausdünstung und der Durst geringer. Zum zweiten Male innerhalb acht Tagen waren wir von einem Zustande bedroht, der uns zum ersten Male fast das Leben gekostet hatte, und dies durch die Unzuverlässigkeit unserer Führer. Traurig krochen wir in den Schatten der Felsen, jeder seinen Gedanken an Heimath und Schicksal nachhängend. Ein Aasgeier hatte sich dazu noch über uns auf den Rand der Felswand postirt, und schien mir durch die Aufmerksamkeit und Consequenz, mit der er mich beobachtete, anzudeuten, daß er mich als ein eben so erwünschtes, als sicheres Opfer seiner Gelüste betrachte. Freilich im Schatten und in vollständiger Ruhe konnten wir ohne Furcht vor großen Durstesqualen die Rückkehr Byrssa's abwarten; doch war sie sicher? mußte man nicht bei dem Charakter der Tibbu den grausamsten Verrath seinerseits fürchten? In der That brachte ich erst viel später in Erfahrung, daß die Bewohner Arabas ihn an diesem Tage hatten überreden wollen, uns der Verschmachtung preiszugeben, und daß ihn nur die Furcht vor seinem Onkel, der ja in diesem Falle nichts von meinem

Besitzthum erlangt haben würde, und der Gedanke, mit den grausamen Rathgebern die Beute theilen zu müssen, von der schwarzen That abgehalten hatte.

Freilich würde dieser Verrath ohne verhängnißvolle Folgen für uns gewesen sein, da der Jüngling, der uns führte, indessen früh Morgens aufgebrochen war, um sich zu orientiren, in der That den Brunnen gefunden hatte und uns schon gegen Mittag das köstliche Naß zuführte. Er kam von dort zurück in Begleitung eines jungen Mannes, der in der Nähe des Brunnens momentan der Kameelweide wegen hauste und der etwas Civilisirteres an sich hatte, als die bisher gesehenen Individuen. In der That war er ein bekannter, relativ wohlhabender Kaufmann, der häufig Fesan, Kanar und selbst fernere Länder besuchte. Er war womöglich noch hellfarbiger, als die bisher gesehenen Repräsentanten des Landes, weit entfernt von jedem Negertypus im gewöhnlichen Sinne des Wortes, trug eine dunkelblaue Sudantobe, ditto Hose, fast schwarzen Litham und sogar einen rothen Torbusch. Sein Name war Isoa und ich erinnere mich desselben mit Vergnügen, da er mir während dreier Tage den herrlichen Genuß frischer Kameelmilch verschaffte. Als auch Byrssa Nachmittags 4 Uhr seinem Versprechen gemäß angetreten war, brachen wir zum Brunnen auf, den wir durch unsere zu östliche Richtung verfehlt hatten.

An die oben erwähnte dritte Felsgruppe, deren Namen ich nicht in Erfahrung bringen konnte, schloß sich in westsüdwestlicher Richtung ein niedriger Höhenzug, der seinerseits einem Flusse, dessen Verlauf dieselbe Richtung hatte, Ursprung gab. Beide mit ihrer Umgebung, wie denn Berg und Fluß, wenn sie in Causalnexus stehen, stets einen Namen führen, werden unter den Namen „Afo" zusammengefaßt. Wir erreichten beide in direct westlicher Richtung nach einigen Stunden und lagerten um 7 Uhr in der Nähe des Flusses im Schutze eines horizontalgeschichteten Sandsteinfelsens.

Eine so üppige Vegetation war uns bisher noch nicht aufgestoßen, wenn sie auch qualitativ nicht von dem bisher Gesehenen abwich. Doch die Masse der von Kameelen geliebten Kräuter und die Nähe des Brunnens machten diese Gegend in der That zur vortrefflichsten Kameelweide.

Unser Führer während der letzten Stationen kehrte von hier zu seinen Coloquinthen-Arbeiten zurück, und Wholla, der Abo bewohnt, das von Afo in nordöstlicher Richtung $1^1/_2$ Tag entfernt liegt, verließ uns hier ebenfalls. Sie waren die beiden schwärzesten Tibbu, mit denen wir zusammengetroffen waren, und die bescheidensten, wie ich zu ihrer Ehre gestehen muß. Wholla besonders war mit uns von Mursuk gekommen und benutzte diese Thatsache keineswegs, um Erpressungen zu versuchen, sondern begnügte sich mit 10 Draa Cham (Draa = von der Spitze des längsten Fingers bis zum Olecranon des Ellbogens).

Wir verließen Afo am Sonnabend, den 10. Juli, Nachmittags in ostsüdöstlicher Richtung, passirten gegen Abend einen Nebenfluß des Aginna, der seinerseits sich in den Enneri Udui (westliche Fortsetzung des Abo oder Uro) ergießt, und erreichten dann die pittoreskeste Felsgruppe, die uns in der ganzen Zone der einzelnen Felsen und Felsgruppen aufgestoßen war, den Emi Abakkenar; zu seinen Füßen fließt Enneri Udui, in dessen Bett wir um 7 Uhr lagerten. Derselbe ist in seinem östlichen Theile, Abo oder Uro, reichlich bewohnt, ja bildet eins der Haupt-Populations-Centren Tibestis, dessen eigentliches Territorium wir somit betreten hatten.

Der Udui fließt von N.O. nach S.W. und hat ein flaches, $^1/_4$ Stunde breites Bett (er fließt in der Ebene), das mit Kameelfutter jeglicher Art dicht bedeckt ist. Baumwuchses erfreut er sich hier nicht, doch desto reichlicher in seinem östlichen Theile, wo auch zum ersten Male die Dumpalme auftritt. An der Stelle, an der wir ihn überschritten, ergießt sich von Süden und Südosten her der Azu, einer seiner bedeutendsten Nebenflüsse, in ihn. Der nächste Morgen erlaubte uns einen Blick auf die allgemeine Configuration Tibestis, da nach Osten die isolirt aufspringenden Felsen ihre Grenze erreicht hatten, also den Blick nicht mehr beschränken konnten. Leider war überhaupt die Atmosphäre nie so klar, als man es in der Wüste, bei so trockner Luft erwarten sollte. Doch genügte ihre Durchsichtigkeit immerhin, um die Existenz einer von N. nach S. verlaufenden Gebirgskette zu constatiren, deren nördlicher Anfang mit dem Ursprunge des Flusses Asabu, der oben erwähnt wurde, zusammenfiel, und die man nach Süden bis zu den schwachen Umrissen eines riesigen Berges verfolgen konnte, der sie zu beendigen schien und mir als die höchste Erhebung Tibestis vorgestellt wurde. Er heißt Tusidde und erhebt sich auf dem breiten Rücken des Tarso; von unserm Uebergangspunkte des Udui lag er in O.S.O.

Wir folgten einer südöstlichen Richtung, ließen die Kameele im Enneri Ain noch einmal gut fressen, passirten in einer südwestlich verlaufenden Reihe einzelne niedrige Felsgruppen, Kanemtunen geheißen, und lagerten in der Nähe des Emi Budday; beide sind ungefähr 3 Stunden von einander entfernt. Der nächste Morgen führte uns zu dem Aterkelluli in derselben Richtung, und ließ uns drei Flüsse Kauno (Kjauno) passiren, die, vom südöstlichen Abhange des Tusidde entspringend, zuerst nach S. und später nach W. verlaufend, sich in der Nähe der Felsen Mezan vereinigen, und sich dann bald in der Ebene verlieren. Der Aterkelluli ist, wie die vorher erwähnten, eine isolirte, ziemlich massenhafte Felsgruppe (keine derselben möchte 200 Fuß überragen), einige Stunden südöstlich vom Emi Budday. Eben so weit entfernt in direct südlicher Richtung vom Aterkelluli liegen die Felsen Mezan, die wir natürlich nicht berühren, da unsere Richtung eine südöstliche ist.

Die Flüsse Kauno, in deren zweitem des Namens wir die Tageshitze verbringen, hatten einen reichlichen Baumwuchs, und kam zu den bisherigen Gummiakazien der Arkeno, dessen dicht verschlungene und verflochtene Aeste einen undurchdringlichen Schatten liefern, während er des Blätterschmuckes fast entbehrt. Seine Stacheln sind weder so lang, noch so spitz, noch so widerstandsfähig als die des Talha. Die Tintafia, in der Tedasprache „Tasso" genannt, mit ihren breiten, ovalen Blättern und ihrer unverwerthbaren Frucht tritt hier auf, und ein Schlinggewächs, Suoi, umstrickt und erklimmt nicht selten die Bäume. Auch die Dumpalme ist in einzelnen Exemplaren vertreten.

Frühzeitig am Nachmittage aufbrechend, berühren wir das westliche Ende eines niedrigen Felsausläufers der Centralkette (der wir uns mehr und mehr nähern), welcher Nanagamma heißt. Gegen vier Uhr dieses Nachmittags erreichten wir endlich eine betretene Straße, und zwar die, welche von Abo über Tao nach Zuar führt, folgten ihr in südlicher Richtung, passirten Enneri Tollobu, das von N.O. nach S.W. verläuft, und erreichten gegen Abend die Felsgruppe Mini, in der man Wasser findet. Als Menschen und Thiere getränkt waren, marschirten wir noch bis zu vollständigem Einbruch der Nacht, durchschnitten zur Zeit des Sonnenuntergangs Enneri Mini, in dessen tief eingeschnittenem Bette man Spuren jüngster Bewohntheit sah, und lagerten in Enneri Bonoi. Alle an diesem Tage berührten Flüsse bilden ein System, und vereinigen ihre Gewässer, wie oben erwähnt, an dem Felsen Mezan. (Schluß folgt.)

Ein vorhistorisches Pompeji im griechischen Archipelagus.

M. Die Gothenburger „Handels- och Sjöfartstidning“ vom 30. October enthält unter vorbenannter Ueberschrift einen Artikel, dessen Hauptinhalt hier mitzutheilen wir uns nicht versagen können, obwohl der Verfasser weder sich noch die Quelle, aus der er schöpfte, zu nennen beliebt. An dem Stil glauben wir jedoch einen skandinavischen Forscher zu erkennen, der auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus als Autorität in seinem Fache gilt*). — Nach einer kurzen Einleitung, welche den Leser in den griechischen Archipelagus führt, schildert der Autor die wildromantische Schönheit der Inseln Santorin, Therasia und Aspronisi, deren düstere Lavawände an der einander zugekehrten Seite jäh ins Meer stürzen, während sie nach dem offenen Meere hin sanft abdachen, mit kleinen Städten und Dörfern bedeckt sind und außerdem mit trefflichen Weingärten, die frischen, grünen Sträußen gleich über den weißen Tuff gestreut scheinen.

Die Tufflager auf Santorin und Therasia haben seit undenklichen Zeiten das Material zu Bauten mancher Art geliefert. Mit Kalk vermischt, bildet dieser Tuff einen vorzüglichen Cement von so außerordentlicher Härte, daß die davon errichteten Mauern und Gewölbe den dort häufig vorkommenden Erdstößen zu trotzen vermögen. Auch den Einflüssen der Luft und des Wassers leistet er kräftigen Widerstand, und diese Eigenschaft war es besonders, welche die Aufmerksamkeit der französischen Ingenieure auf sich zog, als Herr von Lesseps die Hafenbauten zu Port Said in Angriff nahm. Die Folge war, daß die Tuffsteinbrüche auf Santorin und Therasia in den letzten Jahren stark ausgebeutet wurden, und diese Arbeiten veranlaßten die merkwürdige Entdeckung, über die wir nachstehend berichten wollen.

Man stieß nämlich in diesen Steinbrüchen, in einer Tiefe von 60 Fuß, auf eine Anzahl menschlicher Wohnungen, aus Stein aufgeführte Gebäude, welche aus jener Zeit herrühren müssen, wo der Krater, der jetzt in der Tiefe des Meeres begraben liegt, noch majestätisch gen Himmel ragte und an den Abhängen mit Olivenwäldern bewachsen war.

Als der Krater einstürzte, spie der Vulcan jene Tuffsteinmassen aus, welche noch jetzt die letzten Reste der einstmaligen großen Insel bedecken (die heutigen Inseln Santorin, Therasia und Aspronisi), und unter diesem Steinregen ward die jetzt wieder ans Licht tretende Stadt auf dieselbe Weise begraben, wie Pompeji und Herculanum unter der Asche des Vesuvs: plötzlich, augenblicklich, so daß die Bewohner inmitten ihrer häuslichen Verrichtungen Opfer des furchtbaren Naturereignisses wurden, das zu den unheimlichsten und gewaltsamsten gehört, von denen die Geologie Kenntniß gewonnen hat.

Die Zeit, in welcher diese Katastrophe eintrat, ist unseren Blicken so weit entrückt, daß selbst der Volksstamm, den wir beim ersten Morgengrauen der Geschichte auf jener Insel erblicken (die Phönicier), keine Kunde davon hatte und schwerlich ahnte, daß tief unter seinen Häusern und Denkmälern noch ältere menschliche Wohnungen verborgen lagen.

Diese Entdeckung fügt ein neues Glied in die Kette von Thatsachen, welche die Geologen und Archäologen im Interesse der ältesten Geschichtsforschung und des Studiums der verschiedenen Entwickelungsperioden, welche unser Geschlecht vom völligen „Naturzustande“ bis zum ersten Stadium der Civilisation zu durchschreiten hatte, nach und nach ans Licht zu ziehen bemüht sind.

Die systematischen Ausgrabungen sind erst kürzlich begonnen worden und mit großen Kosten verknüpft. Man sieht in den Steinbrüchen den obern Theil mehrerer Häuser bloßgelegt; völlig aufgedeckt ist erst eines mit Hof und Nebengebäude; allein was man in diesem gefunden, genügt schon, um uns einen Begriff von der Lebensweise und der Cultur seiner Bewohner zu geben.

Das Hauptgebäude enthält sechs Kammern von verschiedener Größe. Die geräumigste ist 18 Fuß lang und 15 Fuß breit; die kleinste mißt 8 Fuß im Quadrat. Von dem Hause zieht sich eine Mauer um den 25 Fuß langen Hofplatz, in den eine in der Mauer befindliche Pforte Eintritt gewährt. Neben diesem größern Hause liegt ein kleineres, aus einem einzigen Gemache bestehendes Nebengebäude. Auch von diesem geht eine Mauer aus, die sich in das mächtige Tufflager verliert.

Diese Häuser sind von ganz anderer Bauart als diejenigen, welche uns aus historischer Zeit auf Therasia und Santorin bekannt sind, und eben so verschieden von den phönicischen und altgriechischen, als von denen modernern Stils. Von Kalk oder Puzzolan findet man keine Spur. Die Mauern sind aus unregelmäßigen Lavablöcken aufgeschichtet, deren Verbindung unter einander durch Oelbaumzweige vermittelt ist. Das Holz hat jetzt ein verkohltes Aussehen. Die Fugen sind mit einer röthlichen vulcanischen Asche ausgefüllt. In der Nordfaçade befinden sich zwei Fenster, die vielleicht Aussicht auf den Nachbarshof gewährten; ein drittes Fenster und der Eingang befinden sich an den anderen Seiten. Die verschiedenen Kammern sind durch Thüren mit einander verbunden, und diese wie auch die Fenster mit Pfosten vom Holz des Oelbaumes versehen.

Das Dach ist selbstverständlich durch den Steinregen zerstört worden, doch läßt sich die Construction desselben aus den Splittern errathen. Es bestand aus Balken von Oelbaumholz, die in schräg ansteigender Richtung in die Mauern gepaßt und mit einer Lage von Erde und Steinen bedeckt waren. Nur die größte Kammer scheint ein Dach für sich gehabt zu haben, welches in der Mitte auf einem noch aufrechtstehenden Lavapfeiler ruhte. In dem kleinern Gebäude befand sich ein Bodenraum, indem die untere Kammer durch eine Balkenlage von dem Dache getrennt war.

Aus dieser Beschreibung erhellt, daß die Häuser erbaut und bewohnt waren, ehe die Tuffsteinschicht, welche jetzt die ganze Insel bedeckt, existirte. Sie stehen unmittelbar auf dem Lavaboden, und in dem Gemäuer findet man keine Spur von Tuff. Die Tuff- und Bimssteinmassen, welche jetzt die Wohnräume füllen, liegen noch so, wie sie bei dem Ausbruche des Vulcans herabgeschleudert wurden.

In den Kammern fand man mancherlei Hausgeräth und Werkzeuge. Ersteres besteht hauptsächlich in Vasen und Krügen aus Lava und gebranntem Thon, letztere sind sämmtlich von Stein: Feuerstein und Obsidian. Von Bronze und Eisen keine Spur. Alles Bemühen, in dem Gebälke Metallnägel oder deren Merkmale zu finden, erwies sich als fruchtlos.

---

*) Der skandinavische Bearbeiter hat eine Abhandlung des bekannten Archäologen F. Fouqué vor sich gehabt. Dieselbe steht in der „Revue des deux Mondes“ vom 15. October 1869, S. 923 bis 943. Wir waren eben im Begriff, unsererseits Mittheilungen aus derselben für den „Globus“ zu machen, als uns der obige Aufsatz zukam. Eine Vergleichung mit dem französischen Texte zeigt, daß derselbe correct ist. Red.

Die absolute Abwesenheit jeglichen Metalles ist charakteristisch: wir befinden uns beim Eintritte in diese unterirdische Stadt im reinen Steinalter und zwar in einer Periode desselben, wo sich bereits eine verhältnißmäßig weit vorgeschrittene Cultur offenbart.

Die irdenen Gefäße sind zum Theil von beträchtlicher Größe. Einige enthielten Getreide, andere Coriander- und Aniskörner, noch andere Kichererbsen und sonstige Dinge, die zum Theil schwer zu erkennen sind. Hinsichtlich der Form und des Materials erinnern sie an die Geschirre, welche im Alterthum allgemein zum Bewahren der Cerealien dienten. Die kleineren Krüge sind von feinerm Thon, heller Farbe und mit einfachen Ornamenten verziert, nämlich mit kreisförmigen Ringen, die durch senkrechte Striche getrennt sind. Mit den ägyptischen, phönicischen und altgriechischen Thonwaaren haben sie nicht die geringste Aehnlichkeit; nur eine in den Sammlungen des Louvre befindliche Vase aus Syrien läßt sich ihnen treffend vergleichen.

Außer diesem einfachen Hausgeräthe besaßen die Bewohner der begrabenen Stadt auch Luxusgefäße, die nicht ohne künstlerischen Werth sind. In dem aufgedeckten Hause fand man Vasen von reiner hellgelber Farbe, mit kunstvoll combinirten Linien und Punkten verziert oder mit Blumenguirlanden, die nicht ohne Geschick ausgeführt sind und einen gewissen Kunstsinn documentiren.

Unter dem Hausgeräthe befanden sich auch plumpe Tröge und Krippen für die Hausthiere, die größtentheils in dem Hofraume angetroffen wurden und zum Theil mit Häcksel (!) gefüllt waren; ferner: eine Oelpresse, Handmühlen, Gewichte von Lava, und Messer, Sägen und Pfeilspitzen von Feuerstein.

Auch an Ueberresten lebender Wesen fehlte es nicht. Neben einer mit Häcksel gefüllten Krippe lagen die Gebeine dreier Ziegen oder Schafe. In der größten Kammer fand man das von dem einstürzenden Dache stark verletzte Skelett eines ältlichen Mannes von kleinem Wuchse, der bei dem Einsturze des Gebälkes auf dem Boden gesessen zu haben scheint, das eine Bein von sich gestreckt, das andere darüber gekreuzt. Zu welcher Menschenrace er gehört, läßt sich schwer entscheiden, doch zeigt die Form des Schädels und der Kauwerkzeuge keineswegs den thierischen Charakter, der sich bei den Menschenschädeln der Urzeit so oft ausgeprägt findet.

In dem Hofe stand ein 3 Fuß hoher hohler Lavacylinder, über dessen Bedeutung man noch im Unklaren ist. Die Vermuthung, daß es die Röhre eines unterirdischen Wasserbehälters sei, hat sich als irrthümlich erwiesen. Der französische Archäologe Fouqué, welcher bei der Ausgrabung gegenwärtig war, hält den Cylinder für das Fußgestell eines Altars, an dem die Hausgenossen ihre religiösen Ceremonien vollzogen. Für diese Hypothese spricht, daß er in einem gerundeten Winkel des Hofes steht und von einer treppenartigen Erhöhung umgeben ist.

Die Entdeckungen auf Therasia führten zu ähnlichen Ausgrabungen auf Santorin, auf deren interessante Einzelnheiten wir hier nicht näher eingehen können*). Sie berechtigen zu folgenden Schlüssen. Lange Zeit nach der schrecklichen Katastrophe, zufolge welcher die älteste Stadt auf der Insel Therasia 60 Fuß tief unter dem Tuff begraben ward, erhielten Therasia und Santorin eine neue Bevölkerung, die gleichfalls dem unvermischten Steinalter angehört zu haben scheint. Man hat nämlich unter ihrer Hinterlassenschaft keine Metallgeräthe und überhaupt keine Spur von Metall gefunden, d. h. mit Ausnahme zweier Goldringe von äußerst roher Arbeit, die nicht als Beweis für die Bearbeitung und Benutzung der Metalle gelten können.

Wir haben noch auf einen merkwürdigen Umstand hinzuweisen. Die meisten der ausgegrabenen Gefäße bestehen aus einem Material, das weder auf Therasia noch Santorin gefunden wird; folglich können sie nicht an Ort und Stelle angefertigt sein. Dasselbe gilt von den Werkzeugen; denn die Obsidianart, die dazu verwandt worden ist, findet sich nicht auf den genannten Inseln, wohl aber auf Milo.

Wir hätten hier sonach einen Beweis von Handelsverkehr und Schifffahrt auf den Gewässern des Mittelmeeres während des Steinalters. Auf Handel scheinen auch die gefundenen Gewichte aus Lava hinzudeuten. Der Umstand, daß in dem aufgedeckten Hause keine Spur von Bronze oder Eisen zu entdecken war, gestattet die Voraussetzung, daß die Nutzanwendung dieser Metalle auch in den umliegenden Ländern, mit denen die Einwohner der verschütteten Stadt in Handelsverbindungen standen, noch unbekannt war. Diese Nachbarländer waren Aegypten, Syrien und Kleinasien. Wissen wir nun, daß die Bronzecultur in Aegypten um 4000 bis 5000 Jahre vor Christus in Blüthe stand, so muß die Urstadt auf Therasia begraben, ja, selbst die nachmals eingewanderte neue Bevölkerung wieder verschwunden gewesen sein, bevor die ägyptische Civilisation Aufschwung nahm, was auch dadurch Bestätigung findet, daß die ausgegrabenen Thongefäße denen der syrischen und ägyptischen Bronzezeit in keiner Weise ähnlich sind.

Andererseits berechtigen die Resultate der Ausgrabungen auf Therasia zu der Folgerung, daß die Menschen, deren Nachlaß hier vor uns liegt, uns der Zeit nach viel näher stehen, als jene Stämme, von deren Dasein in Mitteleuropa die französischen und belgischen Knochenhöhlen zuerst Zeugniß gaben und von deren primitivem Culturbestreben die Spuren sich von Jahr zu Jahr mehren. Wir finden auf Therasia Beweise, daß die Mittelmeerländer sich schon vor dem hier besprochenen Naturereignisse desselben milden Klimas erfreuten wie heute, und daß die Bewohner der verschütteten Stadt auf keiner so gar niedrigen Culturstufe standen. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, sie backten Brot und preßten Oel, sie hatten zweckmäßige Werkzeuge, bauten geräumige Häuser, besaßen einen Ueberfluß an Thongefäßen von zum Theil feiner, trefflicher Arbeit, und standen mit den Nachbarvölkern in Handelsverbindungen. Sie lebten sonach unter ganz anderen Verhältnissen, als jene oben erwähnten Stämme, die, in Bergklüften und Höhlen wohnend, Elephanten, Höhlenbären und Renthiere jagten und sich mit Waffen und Werkzeugen einfachster Art begnügten. —

So schätzenswerth diese Mittheilung des schwedischen Gelehrten ist, weckt sie doch das Verlangen nach genaueren, ausführlicheren Nachrichten und — nach treuen Abbildungen der Fundobjecte; wie es uns überhaupt sehr gewagt scheint, aus den bisherigen Resultaten der Ausgrabungen Schlüsse zu ziehen, die sich sehr wohl nach der Aufdeckung der übrigen, vielleicht schon der nächstangrenzenden Gebäude, als übereilt erweisen können.

*) Als im Sommer 1868 Herr von Hahn, österreichischer Generalconsul auf Syra (der Verfasser der „Albanesischen Studien"), in Dresden verweilte, gab der ausgezeichnete Gelehrte mir eine lebhafte Schilderung dieses vorhistorischen Pompeji und versprach für den „Globus" eine umfassende Schilderung mit Illustrationen. Leider ist Herr von Hahn bald nachher erkrankt; er mußte von Syra heimkehren, und hat im Sommer 1869 in Jena sein für die Wissenschaft wie für die Interessen des praktischen Lebens so ersprießliches Wirken beschlossen, — viel zu früh. A.

Aus allen Erdtheilen.

Die Zukunft des deutschen Elementes in Amerika.

Der „Cincinnatier Volksfreund" stellt folgende Thatsachen und Zustände zusammen, um die zunehmende Macht und Stärke des deutschen Elementes in der Union nachzuweisen.

Binnen zwanzig Jahren wird es mehrere Staaten in der Union geben, in denen die Deutschen das numerische und intellectuelle Uebergewicht haben werden. In Wisconsin, Minnesota und Nebraska wird das bis zu der angegebenen Zeit ohne Zweifel der Fall sein. In jenem erstgenannten Staate könnte schon heutzutage das deutsche Element das herrschende sein, wenn es herrschsüchtig und einig wäre. Die Hauptstadt dieses Staates, Milwaukee, ist zum größten Theile von Deutschen bevölkert, die sich einer hohen Intelligenz rühmen dürfen, die die Controle über die Politik in Händen haben, eben so gut, wie sie den gesellschaftlichen Ton angeben und im Geschäftsleben einen vorwiegenden Einfluß äußern. In Milwaukee ist, ohne daß sich gerade deutscher Nativismus stark geltend macht, Alles nach einem gewissen deutsch-amerikanischen Maßstabe zugeschnitten, der auch den im Laufe der Zeit daran gewöhnten Amerikanern gar nicht mehr unbehaglich zu sein scheint.

Im Innern des Staates giebt es Städte, die noch mehr deutsch sind und in welchen es neuen Ankömmlingen sogar sehr schwer fällt, Gelegenheit zur Erlernung des Englischen zu finden. Kein halbes Dutzend specifisch amerikanischer Städte lassen sich im Staate zusammenzählen, und auch in diese beginnen die Deutschen erobernd einzuströmen. Dadurch, daß der deutsche Handwerker und Arbeiter sehr frugal lebt, bis er, was ihm fast nie fehlschlägt, seine eigene Heimstätte erworben und sich einen Nothpfennig gespart hat, wird er überall fest seßhaft und überflügelt beinahe überall den amerikanischen Concurrenten, dessen Familie zu viele Bedürfnisse hat, und der gewöhnlich über seinen Stand und sein Einkommen hinaus lebt. Die Amerikaner verstehen das Kleinanfangen und langsame Vorwärtskommen nicht so gut wie die Deutschen. Sie sind mehr Speculanten als Sparer. In dieser Eigenschaft der Deutschen liegt auch ihr wunderbarer Erfolg als Farmer im Nordwesten. Der Besitz von fruchtbarem Lande hat ihnen stets genügt, um wohlhabend zu werden.

Sie haben sich ohne irgend welche Mittel auf ursprünglich nur mit Verkaufsrecht in Besitz genommenem Congreßlande nach und nach in die Höhe gearbeitet, und ihre amerikanischen Nachbarn überflügelt, welche mit Geld oder reichlichem Viehstande versehen in die neuen Ansiedelungen gekommen waren. Sie haben trotz Entbehrungen und Spott erst für ein nährendes Ackerfeld, dann für Ställe, darauf für Scheunen und zuletzt erst für bequeme Wohnungen für sich gesorgt. Sie haben in der Regel nicht auf große Landstrecken etwas gegeben, sondern auf sorgfältige Bearbeitung einer kleinen Fläche und auf möglichste Sicherung der Ernte gegen die Witterung. Die deutschen Farmer erleiden durchschnittlich nie so große Verluste durch das Wetter während der Ernte und nach derselben, wie die Amerikaner, weil sie sorglicher und vorsichtiger wirthschaften als jene. Unter ihnen herrscht bereits eine große Wohlhabenheit. Die Nachrichten von ihren guten Erfolgen ziehen jedes Jahr Hunderte und Tausende von Verwandten, Bekannten und Nachbarn der Emporgekommenen aus Deutschland herüber. Ungeheure Summen werden jährlich für Reisegeld an arme Verwandte und Freunde nach Deutschland geschickt.

Indessen es kommen auch viele vermögende Familien herüber, welche dann amerikanische Farmer auskaufen, um in der Nähe ihrer Bekannten zu sein; denn die deutschen Farmer hängen sehr an ihrem Eigenthum, und verkaufen, wenn es ihnen irgend für ihre Bedürfnisse genügt, es ungern und nie billig. Es giebt in Wisconsin ganze Counties von 30,000 bis 50,000 Einwohnern, in welchen Alles deutsch ist und nur wenige einzelne Amerikaner wohnen, die sich entweder an das deutsche Wesen gewöhnt haben, oder begierig auf Käuser warten, um weg und wieder unter ihres Gleichen kommen zu können. Wir kennen einzelne Counties in jenem Staate, welche vor zehn Jahren fast noch ganz amerikanisch waren, und in denen seit dieser Zeit schon der größte Theil des Eigenthums an Deutsche übergegangen ist. In diesen Gegenden fallen dem Fremden auf: die schweren Stein-, Backstein- und Fachwerkhäuser, die sehr häufig Ziegeldächer tragen, die geräumigen dichten Stallungen, die großen, glatt mit Stroh oder Rohr gedeckten Scheunen, die sorgfältig bestellten Aecker und das wohlgenährte Vieh. Die Landwirthschaft wird dort halb nach deutscher, halb nach amerikanischer, aber in einer jedenfalls sehr einträglichen Weise betrieben. Beinahe alles ehemalige Holzland befindet sich in den Händen der Deutschen.

Nur eben in einigen Prairiecounties in Wisconsin hat sich das Amerikanerthum consolidirt und stark erhalten, allein es fängt auch dort schon an zu weichen, denn es kann auf die Dauer in der Landwirthschaft mit den Deutschen nicht concurriren. In diesem Staate ist die Mehrheit der Bevölkerung überwiegend deutsch, wenn es auch nach dem Census nicht so erscheint. Nun kommt dazu, daß dieses Deutschthum rein bleibt. Im Gefühl seiner Stärke hegt und pflegt es sein Nationalgefühl und wehrte sich gegen die Amerikanisirung. Die junge Generation lernt zwar durchschnittlich englisch; allein deswegen giebt sie durchaus ihre deutsche Eigenthümlichkeit nicht auf. — Deutsche Vereine, deutsche Theater in allen Städten, von Deutschen eingeführte regelmäßige Vieh- und Pferdemärkte, deutsche politische Versammlungen, deutsche Kirchengemeinden, Schulen und Volksfeste, der zahlreichen und überall gelesenen deutschen Zeitungen nicht zu vergessen, concentriren das deutsche Leben, welches an Regsamkeit, Kraft und Intelligenz fortwährend zunimmt. Es ist bereits so weit gekommen, daß die Deutschen in jenen Gegenden ganz unabhängig vom Amerikaner existiren, große Geschäfte treiben und bedeutende Unternehmungen ausführen können, während der amerikanische Geschäftsmann kaum mehr ohne die deutsche Kundschaft existiren kann.

Ebensowenig kann der amerikanische Politiker irgendwie auf Erfolg rechnen, wenn ihm die Unterstützung der Deutschen fehlt. Aus diesen Gründen geben die Amerikaner ihres Vortheiles und der Nothwendigkeit wegen ihre Opposition gegen das Deutschthum als solches auf, und amerikanisirte Deutsche aus den alten Staaten, welche sich ihrer Nationalität schon entäußert hatten, kehren selbst und mit ihren Kindern in den Schooß derselben zurück. Es wird manchen in Erstaunen setzen, zu hören, daß aus Wisconsin schon seit zehn Jahren eine starke Auswanderung stattfindet, ohne die durch immer neuen Zuzug aus Europa ersetzte Kraft des Elementes zu schwächen. Die ersten deutschen Ansiedler nämlich hatten Beschlag von dichtem Holzlande genommen. Dort konnten sie keine großen Flächen urbar machen. Die Farmen waren deswegen meist alle klein, wurden aber sehr sorgfältig bewirthschaftet und einträglich. Bei zunehmender Wohlhabenheit nun kaufte ein Nachbar den andern aus und der Verkäufer ging nach dem Westen, nach Minnesota, Nebraska, Dakohta und Iowa. In diesen Staaten und Territorien kann man ganze Townships finden, die zumeist von Deutschen aus Wisconsin bewohnt werden, und die von dort ein reines Deutschthum mitgebracht haben. Auch sie ziehen wieder Verwandte und Freunde aus Deutschland in großer Zahl nach sich.

In Minnesota ist der deutsche Einfluß bereits so stark, daß regelmäßig deutsche Candidaten auf beiden Staatstickets zu finden sind, und daß sich die Deutschen mit den übrigen Nationalitäten gar nicht zu ihrem Nachtheile in die County- und Localämter theilen. Es giebt auch in Minnesota ganze Counties, in welchen fast ausschließlich Deutsche wohnen, und auch dort weicht das amerikanische Element bereits merklich zurück.

Nebraska ist so zu sagen von den Deutschen in

Beschlag genommen. Sie wandern in solchen Massen dort ein, daß sie bald noch mächtiger sein werden, als selbst in Wisconsin. In Iowa wird das deutsche Element längere Zeit brauchen, um sich ein Uebergewicht zu sichern, denn die dortige amerikanische Bevölkerung ist nicht nur sehr stark, sondern sie besteht auch zum großen Theil aus Neuengländern, welche fest zusammenhalten, und der Germanisirung des Staates einen sehr energischen Widerstand leisten werden. Auf welchem Boden sie kämpfen wollen, das kann man an den rigorösen Temperenzgesetzen sehen, mit denen der Staat schon beglückt worden ist. Aber gerade diese Kampfesweise wird das deutsche Element einigen und kräftigen. Ueberdem findet jetzt eine so starke deutsche Einwanderung in Iowa statt (und zwar eine, die mit Bewußtsein und Stolz an ihrer Nationalität festhält), daß auch dort der deutsche Einfluß bald überwiegend werden muß. Wir haben nicht nöthig, die südliche Grenze von Iowa zu überschreiten und nach Missouri zu gehen, um dort unsere Beobachtungen zur Unterstützung dessen, was sich aus dem Nordwesten allein beweisen läßt, zu benutzen.

Es ist indeß bekannt genug, daß auch in Missouri das deutsche Element fortwährend an Zahl und Kraft gewinnt, und unsere Collegen werden wohl nichts dagegen haben, wenn wir behaupten, daß auch die Deutschen ihres Staates sich ihrer Abstammung nicht schämen, sondern daß sie meinen, daß deutsche Sprache und Sitte verdient, erhalten zu werden, und daß sie erhalten werden kann, ohne daß der Deutsch-Amerikaner seiner Bürgerpflicht gegen sein neues Vaterland im Geringsten untreu zu werden braucht.

Aus den hier angeführten Thatsachen wird sich Mancher, der an der Zukunft des deutschen Elements in Amerika zweifelt, überzeugen können, daß es für Deutsche nicht rathsam ist, auf die baisse desselben zu speculiren. Vielmehr werden diese Zweifler, welche aus mißverstandenem Interesse sich und die Ihrigen ihrer Nationalität zu entfremden und sich zu amerikanisiren suchen, gut thun, sich wieder dahin zu wenden, wo sie hingehören.

Zustände auf den Sandwichs-Inseln.

Von Dr. J. Bechtinger, welcher diese Hawaii-Gruppe besucht hat, ist jüngst eine Schrift über dieselbe erschienen: „Ein Jahr auf den Sandwichs-Inseln, Wien 1869." Wir finden in demselben die Ansichten bestätigt, welche im „Globus" vielfach über die Erfolglosigkeit der Missionsbestrebungen und über die Scheincivilisation der Kanakas ausgesprochen worden sind. Fremde Aerzte befinden sich nur wenige auf den Sandwichs-Inseln, und ihre Praxis beschränkt sich meist auf die eingewanderten Europäer und Amerikaner. Die Eingeborenen halten noch immer an ihren heimischen Aerzten (Kahuna) fest, die gleichzeitig Priester und Heilkünstler sind. Trotz der Bibel, die in jeder Hütte vorhanden ist, und der nominellen Bekehrung zum Christenthum spielt der Kahuna noch eine Hauptrolle; er singt am Bette der Kranken seine heidnischen Gesänge, treibt allerlei Hokuspokus, schlachtet Hühner und Hunde, oder wendet im besten Falle eine Knet- und Tretcur an, wobei junge Mädchen den Rücken des Kranken mit bloßen Füßen stampfen müssen. Mit dem Kahuna vermag der christliche Missionär nicht zu concurriren; seine Erfolge sind, wie in so vielen anderen heidnischen Ländern, wo von „Bekehrung" die Rede ist, fast Null und Selbsttäuschung; das gewöhnliche Schicksal der Glaubensboten in Afrika, Polynesien oder Amerika waltet auch auf den Sandwichs-Inseln in hohem Grade. „Wenn die Kanaken auch Christen geworden," schreibt Dr. Bechtinger, „Hunderte von Missionären die Inseln durchkreuzen, um sich ihre Proselyten zu sichern, in ihrem Innern halten die alten Insulaner doch an dem Glauben ihrer Väter fest. Furcht vor den Missionären hat sie vielleicht zu Heuchlern, aber darum nicht besser oder wankend in ihren Anschauungen gemacht. Indem ich dies ausspreche, habe ich nur den Vollblutkanaken vor Augen, nicht den Mischling. Wie oft konnte ich mich selbst überzeugen, wie einige, die als Neophyten der protestantischen, römisch-katholischen oder episkopalen Kirche bekannt waren, in der Gefahr oder auf dem Todtbette so schnell wie möglich ihren Kahunha rufen ließen, um von diesem Trost und Hülfe zu erlangen."

Da das Volk übrigens rasch dahinstirbt, so wird die Frage: ob es wirklich „bekehrt" sei, hinfällig; vom Treiben der verschiedenen Missionäre, die gleich Heuschrecken das Reich Kamehamea's überfluthen, bekommen wir aber keinen guten Begriff. Liest man die Berichte vorurtheilsfreier Reisenden neben den Missionsblättern, so findet sich überall die nämliche Schattenseite unseres Missionswesens: theologisches Gezänke zwischen den verschiedenen Religionsparteien, Hoffnungen ohne reale Erfolge, Selbsttäuschung. Abessinien, Madagaskar, Japan, China, Polynesien u. s. w. geben denn auch noch die Belege, wie die Herren Missionäre die Politik zur Hauptsache und die „Bekehrung" zur Nebensache machten.

Wahrer Fortschritt ist auch bei den Sandwichs-Insulanern nicht zu finden. Dr. Bechtinger hat ein Jahr unter ihnen gelebt, und sein Urtheil stimmt überein mit dem der in Honolulu angesessenen Kaufleute. „Es nimmt sich zwar schön aus, wenn einzelne nach Honolulu kommen, sich die Leute beschauen, ihrem englischen Kauderwälsch ein wenig zuhören, dann aber den großen Fortschritt der Kanaken in die Welt hinausposaunen, nachdem sie vom Schiff aus den Einwohner studirt — besser ist es aber, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen." Da finden wir denn allerdings mit unserm Gewährsmann nur hohlen Schein. Aber Capellen und Kirchen sind wie Pilze aus der Erde gewachsen, „man glaubt sich in den Straßen Roms oder in Tyrol zu befinden;" doch die meisten Gotteshäuser stehen zerfallen und verlassen da; ringsherum sind die Insulaner ausgestorben, in Noth und Elend untergegangen. — Wie prächtig klingt es nicht, wenn wir in einer californischen Zeitung lesen: „Se. Majestät der König Kamehamea V. hat das Parlament der Sandwichs-Inseln eröffnet." Bekanntlich besteht dort eine Constitution, aber diese wie die Königswürde ist eitel Possenspiel, das ganz an das Treiben weiland Kaiser Faustin Soulouque's erinnert. Von Sr. Majestät berichtet Dr. Bechtinger: „Oft pflegt der jetzige Kamehamea von Honolulu sich zu entfernen, um sich dem Treiben der Weißen zu entziehen. Er will, den Haß gegen die Usurpatoren seiner unumschränkten Gewalt im Herzen, sich und den Seinigen wenigstens einmal jährlich auf kurze Zeit sich wiedergeben, und besucht die in Hawaii befindlichen Stätten seiner Vorfahren. Dabei verkehrt er bloß mit Kanaken, lebt mit ihnen nach alter Sitte und altem Gebrauch, und verzehrt mit seiner Schaar brauner Maitressen rohe Fische und Hundefleisch."

Menschenraub in der Südsee. Es vergeht kaum ein Monat, in welchem wir nicht die eine oder andere haarsträubende Geschichte darüber in den Blättern finden. Namentlich die Colonie Queensland im nördlichen Ostaustralien hat sich einen schlechten Namen erworben, indem von ihr aus der Menschenraub systematisch betrieben wird; unsere Leser erinnern sich wohl, daß wir den Gegenstand im „Globus" mehrfach berührt haben. Man treibt einen abscheulichen Sklavenhandel unter britischer Flagge, der mindestens eben so arg erscheint, als er an der Küste Afrikas jemals gewesen ist. Der Menschenraub ist in ein förmliches System gebracht worden; man will Arbeiter haben und nimmt sie mit Gewalt von diesen oder jenen Inseln. — Jetzt lesen wir, daß auch von Otaheiti (Tahiti) aus, wo die Franzosen sich ein Protectorat angemaßt haben, der Menschenraub betrieben wird. Die Zeitungen in San Francisco (9. November) enthalten Nachrichten aus Tahiti vom 16. October und melden Folgendes: „Die Tahiti Baumwollen-Compagnie sandte vor etwa sechs Monaten die Bark „Margaret Cander", Capitän Blackein, nach den Gilbertinseln, um eine Ladung Kulis zu holen. Dem Capitän gelang es, etwa 300 zusammenzubringen, aber auf der Rückreise meuterten sie und tödteten den Capitän und zwei Offiziere, deren Leichname sie gräßlich verstümmelten. Der Steuermann, der auch mit dem Tode bedroht war, entkam in den untern Schiffsraum. Dort legte er ein Pulverfaß unter die Hauptluke, und nachdem er eine Lunte zurecht gemacht hatte, rief er die Kulis herbei; die Wilden kamen und drängten sich um

die Luke. Die Lunte wurde darauf in Brand gesetzt und das explodirende Pulver tödtete fast sämmtliche an Bord befindliche Kulis; der kleine Rest sprang über Bord oder fiel dem Steuermann und der übrig gebliebenen Mannschaft zum Opfer. Das Schiff wurde sicher nach Tahiti gebracht."

Steinkohlen in Rußland. Im sibirischen Gebiete Semipalatinsk ist in der Nähe des Dschannantus-Sees, etwa 70 Werst vom Flusse Irtysch entfernt, „ein ungeheures" Lager von Anthracitkohle entdeckt und bis in eine Tiefe von 9 Arschinen bereits untersucht worden. — Im Gouvernement Jekaterinoslaw, im Kreise Slawianosserbsk auf der Grenze des Kreises Bachmut, ist ein Steinkohlenlager entdeckt worden, das nur etwa 30 Werst von der Kurskasower Bahn entfernt liegt. — Der große Reichthum Rußlands an Kohlen wird allmälig näher bekannt; fast in jeder Woche wird die Auffindung eines neuen Kohlenlagers gemeldet. So jüngst wieder aus dem Gouvernement Rjäsan, beim Kirchdorfe Murajewka, Kreis Dankow. Dasselbe ist von Wichtigkeit, weil es in der Nähe der Rjäsan-Koblower Bahn liegt. Die Kohlenlager im Gouvernement Tula und im sogenannten Moskauer Becken werden jetzt in großen Betrieb genommen.

Graphitlager von vorzüglicher Güte sind in der Ergenektinskischen Wolost, Kostjube gegenüber, und in Airgyssywna auf dem Berge Dschiltan am Irtysch entdeckt worden.

Australien.

Südaustralien. Die Einwohnerzahl dieser Colonie stellte sich am 30. Juni 1869 auf 178,339 Köpfe, etwa 5000 mehr als am 31. December 1868.

Die Colonie ist bekanntlich sehr ergiebig an Metallen, namentlich Kupfer. Jüngst hat man nun auch in der Nähe von Kooringa so mächtige Kupferlager gefunden, daß man diese Oertlichkeit als neue Burra-burramine bezeichnet.

„Wir sind ein Diamantenland!" ruft ein südaustralisches Blatt aus und fügt hinzu: „Herr Heuzenröder in Adelaide ist im Besitze von zwei rohen Diamanten, die zu Echunga gefunden worden sind; der eine wiegt $1\frac{1}{2}$, der andere 1 Karat. Beide sind Octaeder, und der größere zeigt 48 Facetten. Herr Heuzenröder sagt, daß schon viele dergleichen Steine nach England geschickt worden seien."

Die Mineralienausfuhr in den letzten zehn Jahren beläuft sich für Südaustralien dem Werthe nach auf über 6 Mill. Pf. St., und zwar hat dasselbe in der genannten Zeit eingenommen für Kupfer 4,448,893 Pf. St., für Kupfererz 1,301,563 Pf. St., für sogenannten Regulus 64,082 Pf. St., macht zusammen 5,814,538 Pf. St. Blei brachte 32,296 Pf. St., Bleierz 52,651 Pf. St. Die einzelnen Jahre von 1859 bis 1868 incl. brachten der Reihenfolge nach für Metalle und Erze folgende Summen ein: 411,018 Pf. St., 446,537 Pf. St., 452,172 Pf. St., 547,619 Pf. St., 542,393 Pf. St., 691,624 Pf. St., 620,112 Pf. St., 824,501 Pf. St., 753,413 Pf. St., 624,022 Pf. St.

Der Anbau der Weinrebe gewinnt mit jedem Jahre größere Ausdehnung, ebenso der des Hopfens. Jetzt hat man auch schon, allerdings nur erst versuchsweise, Flachs nach London geschickt.

Seit 1839 hat man in Adelaide keine so kalte Nacht gehabt als jene des 21. Juli. Wir finden den Thermometerstand nicht angegeben, wohl aber die Bemerkung, daß die Berggewässer eine starke Eisdecke gehabt haben.

In der Colonie (für 178,000 Einwohner) erscheinen gegenwärtig nicht weniger als — 39 Zeitungen! Davon erscheinen 4 täglich, 15 wöchentlich, 2 alle vierzehn Tage, 11 monatlich und 4 vierteljährlich. (Die Colonie Victoria zählt 91 Zeitschriften und Zeitungen; darunter 18, welche täglich herauskommen.)

Der Telegraph gewinnt eine immer größere Ausdehnung. Am 26. August eröffnete der Director Todd in Adelaide eine directe Correspondenz mit der hoch oben in Queensland liegenden Telegraphenstation Nebbo. Die Entfernung zwischen beiden Punkten über Wentworth, Deniliquin, Sydney und Brisbane beträgt, dem Drahte nach, 2600 Miles.

Die Postverbindung mit England kostet Südaustralien wie aus einem dem Parlament vorgelegten Berichte hervorgeht, einschließlich der Zweigpost nach King George's Sund (14,300, Pf. St.), jährlich 20,917 Pf. St. „Wenn wir die Post, statt von King George's Sund, von Melbourne abholten, so würden sich die jährlichen Unkosten auf 12,565 Pf. St. stellen, also 8,352 Pf. St. per Jahr erspart werden."

Telegraphische Verbindung mit Europa. Die „Deutsche Tanunda-Zeitung" schreibt: Unsere Regierung hat kürzlich ein Anerbieten für die Herstellung einer Telegraphenlinie von Adelaide über King George's Sund, Perth und das Nordwestcap nach Ost-Java erhalten. Die geforderte Subsidie ist 7600 Pf. St., ein Drittel der ganzen Subsidie von 22,800 Pf. St., die für 15 Jahre zugesichert werden soll. Die Agenten der englischen, indischen und australischen Telegraph-Company haben ebenfalls eine Mittheilung über die Kosten eines Kabels von Ceylon nach Perth oder King George's Sund eingesandt. Herr Todd hat über diese Vorschläge einen Bericht ausgearbeitet, der sich zu Gunsten einer Linie von Port Augusta nach King George's Sund und Perth und von dort nach Ceylon ausspricht.

* * *

— Der Triester Lloyd besitzt zu Ende des Jahres 1869 eine Flotte von 73 Schiffen mit 17,360 Pferdekraft und 70,220 Tonnen Tragfähigkeit. Er läßt jetzt noch zwei Dampfer bauen, welche durch den Suezcanal nach den indischen Gewässern gehen sollen.

— Wer in dem freien puritanischen Staate Massachusetts Aepfelwein verkauft, wird eingesperrt und muß Strafe zahlen. Fromme Yankeemädchen dort haben einen Verein gebildet, dessen Angehörige sich von keinem jungen Manne küssen lassen, der auch nur im Verdacht steht, Aepfelwein zu trinken. „Cider ist unchristlich."

— In der Stadt Buenos Ayres ergötzt sich der gemeine Mann an hispano-indianischen Barbareien. Spanien in Europa hat etwa 180 Gebäude für Stierkämpfe; diese sind eine Hauptinstitution des Landes, welche auch auf die ehemaligen Colonien übergegangen ist, nicht selten in carikirter Gestalt. Die Zeitungen in Buenos Ayres vom 27. August enthalten folgende Ankündigung:

„Am Sonntag um 2 Uhr Nachmittags findet statt ein großer Kampf, welchen ein Stier aus Navarra, ein Pferd und ein Esel gegen Hunde aufführen.

Hundekämpfe aller Art!

Kampf zwischen einem wilden Hunde und einer der kräftigsten Doggen.

Ferner tritt ein Hund auf, der brennende Schwärmer apportirt.

Eintrittspreis 10 Pesos (Papierdollars, deren 25 auf einen harten Thaler gehen), Kinder zahlen die Hälfte."

Der Unternehmer heißt Castainy Victor und findet großen Zulauf. —

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Wanderungen auf der Insel Ceylon.

II.

Kandy, die alte Königsstadt, liegt im Centrum der Insel; dorthin hatten sich die Herrscher zurückgezogen, als sie erst von den Malabaren, nachher von den Portugiesen bedrängt wurden. Sie liegt etwa 1500 Meter über der Meeresfläche und hat ein gemäßigtes Klima. Während an der Küste die Südwestmonsune im April und Mai, die Nordostmonsune im November und December Regen bringen, bleibt das Bergland im Innern von ihnen verschont und hier fällt Regen in jedem Monate.

Von der alten Stadt ist nur noch der Buddhatempel übrig; er steht am Hauptplatze, an einem künstlichen See, welcher die Stadt mit Wasser versorgt. Kandy ist in früheren Zeiten zweimal von den Portugiesen und einmal von den Holländern erstürmt worden und hat dabei viel gelitten. Als dann 1803 die Engländer erschienen, steckte der König die Stadt in Brand, und sie ging leicht und rasch in Flammen auf. Die Aufwandsgesetze verboten nämlich den Singhalesen, beim Bau ihrer Häuser Stein zu verwenden, sie höher als das Erdgeschoß zu bauen und Fenster anzubringen. Selbst der Palast des Königs, der theilweise durch den Brand gelitten hat, war nur einstöckig, lang gebaut, mit dicken Mauern und unfreundlichen Gemächern.

Der Buddhatempel bietet an und für sich nichts Bemerkenswerthes dar, aber in der Mitte des innern Hofraumes steht eine Capelle, welche das größte Heiligthum der Buddhisten enthält. Hinter einem starken Eisengitter und umschlossen mit vielen Ketten werden dort die sechs Karanduas aufbewahrt, silberne, reich vergoldete und mit Edelsteinen verzierte Reliquienschreine in Gestalt einer Dagoba (Glocke), mit dem Dalaba, einem angeblichen Backenzahne Buddha's, welcher etwa im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Ceylon gebracht worden ist. Diese hochheilige Reliquie ist nichts mehr und nichts weniger als ein schmutzig gewordenes Stück Elfenbein, etwa zwei Zoll lang und unten einen Zoll im Durchmesser haltend. Sie erscheint in jeder Beziehung unecht und ist ein von den Buddhapriestern untergeschobenes Machwerk. Die alte, echte Reliquie, gleichviel was diese auch gewesen sein möge, wurde 1560 bei der Erstürmung Jaffnapatams von den Portugiesen erbeutet und nach ihrer Hauptstadt Goa in Indien gebracht. Statt diese buddhistische Reliquie als Curiosität nach Europa zu schicken, begingen sie eine der vielen frommen Albernheiten, deren sie sich gleich den Spaniern schuldig gemacht haben; der Gouverneur ließ „das Teufels- und Götzenwerk“ öffentlich vernichten. Die verschiedenen Karanduas sind in einander geschachtelt und im Werthe von wohl 100,000 Thalern mit goldenen Ketten und Edelsteinen verziert. Auch die buddhistischen Priester verstehen sich, wie ihre Collegen aller anderen Confessionen, vortrefflich darauf, aus der Beschränktheit der Frommen und Gläubigen Geld zu machen, denn alle jene Schätze bestehen aus Opfergaben, und an Pilgern ist kein Mangel. Der heilige Zahn ruhet auf einer Lotosblume und ist in ein Goldblatt eingewickelt; die Capelle selbst ist klein und von einem Säulengange umgeben. Mauern, Decken und Pfeiler sind bedeckt von Basreliefs, welche Sonne

und Mond darstellen; diese beiden Gestirne sind umgeben von Löwen, den Sinnbildern des Königthums, welche nur in Tempeln und Herrscherpalästen angebracht werden dürfen.

Die Engländer wußten die Bedeutung dieses Stückes Elfenbein wohl zu würdigen und nahmen es in Verwahrung; denn es ist ein wahres Palladium, und wer es besitzt, wird vom Volke als rechtmäßiger Herrscher betrachtet. Bis in die jüngste Zeit herein besaß der oberste englische Beamte von Kandy einen Schlüssel, und der Oberpriester einen zweiten zum Heiligthum. Während wir uns erinnern gelesen zu haben, daß die Engländer die Ausstellung des heiligen Zahnes überhaupt nur ein einziges Mal, im Mai 1828, zuließen, sagt Grandidier, daß derselbe alljährlich mit großen Feierlichkeiten ausgestellt werde. Dann werden Opfer gebracht, welche für die Priesterschaft eine erkleckliche Einnahme bilden.

Aber auch auf Ceylon liegen die frommen Leute einander grimmig in den Haaren. Es ist nämlich nach und nach Mißbrauch geworden, daß nur Leute, welche höheren Kasten angehören, zu Priestern geweiht werden, und die Weihe wird nicht ferner, wie in früheren Zeiten der Fall war, von einem aus zehn Priestern bestehenden Sangha (Capitel) vorgenommen. Sie fand allemal in Kandy statt, bei Vollmond im Monat Wesak (April, Mai), in einem der beiden Buddhistenklöster; zum Asghirikloster gehörte der nördliche, zum Malnattekloster der südliche Sprengel der Insel.

* * *

Die Goywanses oder Ackerbauer, welche die höchste Kaste auf der Insel bilden, werden allein zum Priesterstande zugelassen. Aber gegen dieses ungerechte, den Grundsätzen des Buddhismus widersprechende Privilegium lehnen die Schalias oder Weber sich auf, und von ihnen sind mehrere nach Birma gegangen, um sich dort die Priesterweihe ertheilen zu lassen. Der Streit zwischen beiden Kasten wird mit großer Lebhaftigkeit geführt und hat zur Folge, daß die Schaliapriester die alten heiligen Schriften, welche in der Palisprache geschrieben worden sind, eifrig studiren. Sie sind gebildeter und belesener als die Goywansepriester, die sich nicht viel um das Studium kümmern und in mancherlei grobem Aberglauben befangen sind. Die auf Ceylon geweiheten Novizen werden dort als Gannunanses, d. h. Mitglieder einer Congregation, bezeichnet, und die ordinirten Priester als Theronanses, d. h. ehrwürdige Greise.

Säule vom Bronce-Palastkloster.

Kandy, das seit 1868 mit dem Hafenplatze Colombo durch eine Eisenbahn verbunden ist, gewinnt eine steigende Bedeutung mit der wachsenden Ausdehnung des Kaffeebaues, und in dieser Centralprovinz wohnen auch verhältnißmäßig viele Europäer. In den Plantagen sind durchschnittlich mehr als 100,000 Kulis beschäftigt, Tamulen, welche vom südindischen Festlande geholt werden und deren Ein- und Auswanderung seit Jahren nach einer bestimmten Methode stattfindet. Der Kuli erspart sich im Verlaufe mehrerer Jahre eine gewisse Summe und kehrt dann in seine Heimath zurück, von wo dann andere nach Ceylon kommen, um ihn zu ersetzen. Die Pflanzer sind Engländer; erst 1825 wurde bei Gampola der Kaffeebau regelrecht betrieben, und seitdem hat er nicht nur ganz ungemein an Ausdehnung gewonnen, sondern auch die Qualität der Bohnen ist durch eine sorgfältige Cultur verbessert worden. Im Jahre 1864 zählte man auf Ceylon bereits 644 Kaffeeplantagen.

Karl von Scherzer hat in seinem Werke: „Statistisch-commercielle Ergebnisse der „Novara"-Expedition" (Leipzig 1867. S. 116 ff.) aus dem „Ceylon Directory" Notizen über den ceylonesischen Kaffeebau mitgetheilt. Derselbe stieg in demselben Verhältniß, in welchem die Zimmtcultur abnahm. Die Holländer hatten schon 1690 etwas Kaffee gepflanzt, legten aber auf diesen Culturzweig keinen Werth. Anders die Engländer; im Jahre 1837 wurden schon 34,164 Centner ausgeführt; allerdings ein schwacher Anfang; aber 1861 stieg die Ausfuhr auf 648,025 Centner. Im Jahre 1863 waren in 27 Districten etwa 130,000 Acres mit Kaffee bestellt; man rechnete im Durchschnitt auf den Acker einen Ernteertrag von $5^1/_2$ Centner. Dazu kamen noch etwas mehr als 45,000 Acres, welche von Eingeborenen mit Kaffeebäumen bepflanzt worden waren. Der Anbau hatte überhaupt binnen 20 Jahren reichlich um das Zehnfache zugenommen, und durch ihn ist Ceylon, das früher nur eine Militärstation und eine Zufluchtsstätte für pensionirte Beamte war, eine blühende Colonie geworden.

Wir erwähnten soeben der tamulischen Kulis. Sie sind

für den Kaffeebau platterdings eine Nothwendigkeit geworden, weil die Singhalesen sich zur Arbeit nicht herbeilassen. Diese sind freie Leute; man hat keine Macht, ihnen irgendwie Zwang aufzuerlegen, und deswegen müssen die Inder vom Festlande in die Lücke treten. Im Jahre 1856 wanderten nicht weniger als 96,062, und 1862 68,896 Kulis ein, während in diesen beiden Jahren respective 50,440 und 41,909 wieder in die Heimath zurückgingen. Diese Einwanderung von Arbeitern stellt sich durchschnittlich auf mehr als 50,000 Köpfe in jedem Jahre; viele bleiben dauernd auf der Insel, seitdem auch Frauen (in manchen Jahren 10,000 und mehr) mit nach Ceylon kommen. Grandidier hat die Notiz, daß die Zahl der angekommenen Kulis binnen 18 Jahren sich auf 950,000 Köpfe gestellt habe, von welchen 480,000 auf der Insel geblieben seien. In früheren Zeiten war die Sterblichkeit unter ihnen beträchtlicher als jetzt; sie stammen aus einem trocknen und heißen Tiefland, und der Kaffeebau wird im Hügellande betrieben, an dessen Klima viele sich nicht gewöhnen können.

Die Bewohner der Provinz Kandy sind kräftiger gebaut als jene an der Küste; sie haben eine breite Brust, kurze Beine und starke Muskeln. Der Verkehr mit den Europäern hat an ihren Sitten und Gebräuchen nur wenig geändert; sie standen früher unter Feudalherrschaft, und zeigen eine Energie und einen unabhängigen Sinn, den man sonst in Indien nicht oft findet. Aber sie sind, wie schon bemerkt, sehr träg, haben, ganz im Gegensatz zu ihren Landsleuten an der Küste, eine große Abneigung nicht nur gegen Alles, was Gewerbfleiß heißt, sondern auch gegen den Handel. Um sich von den Ausländern so fern als möglich zu halten, bauen sie ihre Dörfer im Walde und immer mehr oder weniger von den Landstraßen entfernt. Die Felder sind zumeist mit Reis bestellt, und bei allen diesen Wohnorten stehen Palmenhaine. Der Singhalese der Berglandschaften hat große Anhänglichkeit an die alten Häuptlingsfamilien; diese haben das Vorrecht, eine Jacke zu tragen; sie lassen auch wohl das Haar lang herabhängen, und manche haben als Kopfbedeckung (S. 307) eine Art von Barret von weißer Leinwand. Einst hatte nur der König von Kandy ausschließlich das Vorrecht, Sandalen zu tragen. Manche Verbote aus alten Zeiten, z. B. das Tragen silberner Ketten und Schmucksachen, wird noch jetzt streng befolgt, wie denn überhaupt die höheren Kasten sich Allem widersetzen, was sie für Uebergriffe der niederen halten.

Der heilige Baum Buddhas.

* * *

An der Westküste von Ceylon, besonders zwischen dem 8. und 9. Grade nördlicher Breite, wird der Fang der Perlenauster betrieben. Er findet dort im Golfe von Manaar im März statt, weil dann die Luft ruhig ist und die Meeresströmungen nicht heftig sind. Grandidier beobachtete denselben bei Selvatorre oder Aripo (— d. h. Sieb; vom Perlensieben —), wo sich während der Fangzeit Tausende von Indiern versammeln. Einige Zeit vor Anbeginn derselben lassen die Inspectoren der Regierung etwa 10,000 bis 12,000 Austern fangen und prüfen; sie veröffentlichen dann einen Bericht über die Größe, die Qualität und das Gewicht der Perlen, und danach stellt sich für die Käufer ein gewisser Marktpreis fest. Dann wird der Tag anberaumt, an welchem der Fang beginnen darf, und man bestimmt die Anzahl von Booten, welche bei demselben verwandt werden sollen. Im Jahre 1863 bestimmte der Inspector, daß die Austernbank reichhaltig genug sei, um 200 Schiffen für die Dauer von 12 Tagen Beschäftigung zu geben. Da aber eine größere Anzahl Boote von der indischen Küste herübergekommen war, so entschied das Loos über die Theilnehmer. Die Flotte wurde in zwei Geschwader, jedes von 100 Booten, getheilt; das eine führte rothe, das andere

blaue Wimpel, und die Anordnung war so getroffen, daß jedes zwei Tage nach einander fischen durfte. Ein Boot hat 23 Mann an Bord: 10 Taucher, 10 Mundaks oder Gehülfen, den Sindal oder Capitän, den Todaï oder Paria, welcher für die Reinlichkeit auf dem Fahrzeuge zu sorgen hat; dann noch den Eigenthümer des Bootes oder dessen Stellvertreter. Auf jedes Paar Taucher kommt ein 30 Pfund schwerer Stein, der an einem Seile befestigt ist und welchen der Taucher des raschern Untersinkens wegen mit sich nimmt.

Bei Aripo liegen die Austernbänke etwa zwölf Miles von

Dschayta Wana Rama.

der Küste entfernt. Das ganze Geschwader verläßt zugleich den Hafen, und es legen sich, wenn um Mitternacht ein Kanonenschuß das Zeichen giebt, alle Boote derart neben einander, daß sie eine lange Reihe bilden. Um 6 Uhr Morgens beginnt dann der Fang an der vom Inspector bezeichneten Stelle. Dieser Beamte befindet sich auf einer Brigg, welche auf der Austernbank selber ankert. Von dort aus beaufsichtigt er alle Operationen.

Der Taucher bleibt durchschnittlich 45 bis 50 Secunden unter Wasser; dann zieht sein Gehülfe ihn an dem mit einem

Morumandue, Eingangspforte zum heiligen Buddhabaume.

Steine beschwerten Seile empor und nimmt ihm den Korb ab, in welchem sich die abgelösten Austern befinden. Der Taucher, welcher oben Athem geschöpft hat, läßt sich dann sofort wieder auf den Grund hinab, und so geht es fort, bis er matt und müde wird. Endlich steigt er an Bord und die Reihe zum Tauchen kommt an seinen Gehülfen. Auf solche Weise arbeitet jedes Taucherpaar bis um 12 Uhr Mittags; dann hört für den Tag die Arbeit auf.

Die Austernbänke liegen auf Korallen- oder Sandbänken in einer Tiefe von 40 bis 60 Fuß. Die Tamulen eignen

sich für den Fang ganz vortrefflich; sie können 80 bis 84 Mal hinter einander tauchen, bedürfen aber dann nach einer so anstrengenden Arbeit einige Zeit zur Erholung. Der Mann bringt jedesmal durchschnittlich 35 bis 45 Austern an die Luft; unter denselben befinden sich aber manche abgestorbene, die schon offen und demnach werthlos sind. Jedes Taucherpaar legt den Ertrag seines Fanges auf einen besondern Haufen. Es ist vorgekommen, daß ein Boot mehr als 36,000 Austern gefischt hatte, doch beträgt der Durchschnitt nur etwa 4000 bis 8000 Stück.

Halbrunder Stein mit Sculpturen.

Man schafft die Austern nach dem **Kotu**, das heißt, in ein Magazin der Regierung, und sie werden dort in vier Abtheilungen gesondert; eine derselben weist der Inspector dem Taucher an, und sie bildet seinen Arbeitslohn. Er muß jedoch davon seiner Zeit ein Fünftel an den Tindal abgeben. Unter sieben Arbeitstagen gehört einer dem Besitzer des Bootes; was dann gefangen wird, kommt ihm zu. Sobald alle diese Dinge geordnet sind, finden sich die Speculanten ein, welche die Perlen aufkaufen. Der Taucher kann durchschnittlich auf einen täglichen Verdienst von 48 bis 110 Silbergroschen

Unterlage eines Opfertisches.

rechnen, und das ist für einen Inder eine beträchtliche Summe. Alles ist geregelt, Unordnung und Streit kommt nicht vor; jede Bootsmannschaft hat ihre Nummer und kennt den Platz, an welchem sie ihren Fang niederlegen muß.

Der Verkauf der Perlenaustern ist Sache der Regierung; er findet im **Katscherry** statt, wo der Inspector je 1000 Stück an den Meistbietenden losschlägt, allemal gegen baar. Der Käufer erhält dann eine Anweisung, vermittelst welcher er das, was er erstanden hat, im Kotu verabfolgt bekommt. Der Preis ist sehr schwankend, nicht bloß in derselben Saison,

sondern manchmal an demselben Tage; durchschnittlich wird jedes Tausend mit 150 Francs bezahlt. Der Käufer packt seine Austern in Säcke und legt sie dann in die Sonne; nach drei oder vier Tagen ist das Fleisch der Austern von den Würmern verzehrt. In der ersten Zeit des Fanges dauert das aber länger, weil dann die Fliegen und Insectenlarven noch nicht in so großer Menge vorhanden sind wie später. Man wäscht die Austern rein aus und wirft die Schalen weg; Sand, Bruchstücke von Muscheln, Korallen und Perlen dagegen werden an der Sonne getrocknet und durchgesiebt. Drei Männer, einer nach dem andern, untersuchen jede Handvoll dieser fast staubartigen Masse und legen den Perlenfund bei Seite. Nicht selten stellen sich zur Fangzeit epidemische Krankheiten ein, denn die Kotus, wo die Austern in so großer Masse in Verwesung übergehen, sind wahre Herde für die Ansteckung, und es ist schon dagewesen, daß man deshalb den Fang hat einstellen müssen.

Das Vorstehende ist den Schilderungen Grandidier's entlehnt; wir wollen es durch einige Notizen vervollständigen, welche Karl von Scherzer nach dem „Ceylon Directory" giebt („Statistisch-commercielle Ergebnisse der „Novara-Expedition", S. 131 ff.). Der Fang hatte zu Anfang der dreißiger Jahre dermaßen abgenommen, daß die Austernbänke, namentlich in der Kondatschybai (südlich von Aripo), zu einer kostspieligen Last für die Regierung wurden; von 1838 bis 1858 konnte dort gar nicht mehr gefischt werden. Die Ursache der Abnahme war übrigens nicht, wie man anfangs vermuthete, in einer Veränderung der Meeresströmungen zu suchen und eben so wenig in einer übertriebenen, systemlosen Ausbeutung. Der Hauptgrund lag vielmehr in zwei wichtigeren Thatsachen, welche bisher unbeachtet geblieben waren: Die Auster besitzt nämlich eine Fähigkeit, sich fortzu bewegen, und kann sich beliebig von einem Orte zum andern versetzen, sogar aus Salzwasser in Brakwasser, sobald sie dazu aus Rücksichten für ihre Nahrung genöthigt wird. Daraus erklärt sich das Verschwinden der Perlenauster an gewissen Stellen, auch wenn diese nicht allzu stark ausgebeutet werden.

Der Fang findet erst seit 1855 wieder regelmäßig statt; die ergiebigsten Bänke liegen an den flachen Gestaden von Kondatschy, Aripo und Manaar. Scherzer, der kein Augenzeuge war, giebt, im Gegensatze zu Grandidier, an, daß der Fang mit Anbeginn des Februar beginne und von 60 bis 70 Booten ungefähr 20 Tage hindurch betrieben werde. Jedes Boot, Donhie, hat 8 bis 15 Tonnen Tragfähigkeit und ist ohne Deck. Ehe die Taucher an ihr Werk gehen, werden sowohl in den Booten selber wie am Strande von Haifischbeschwörern (die bei den Malabaren Pillal Karras heißen, bei den Hindu Hybanda) allerlei Ceremonien verrichtet und Zauberformeln gesprochen. Ohne dieselben würde kein Taucher sich ins Wasser wagen. Die Zaubermacht der Beschwörer, deren Oberhaupt zuweilen ein Katholik ist, pflanzt sich in einer Familie erblich fort; er ist eine so nothwendige Person, daß er von Seiten der Regierung eine Bezahlung erhält. — Bei der Speculation herrscht der Zufall wie bei einer Lotterie. Die besten Perlen findet man im muskulösesten Theile der Auster, nahe am Schlusse derselben, aber auch in allen anderen Theilen des Thieres an der innern, mit Perlmutter überzogenen Muschelwand. Manchmal enthält eine einzige Auster 30 bis 40 und wohl noch mehr Perlen, von denen einige an Ort und Stelle mit 1 Pfund Sterling verkauft werden; es trifft sich aber auch, daß man in hundert Austern nicht eine einzige Perle findet. Der alte Glaube, daß das Vorkommen der Perle in der Auster eine krankhafte Erscheinung sei, ist durch wissenschaftliche Untersuchung, namentlich durch den Naturforscher Theodor von Heßling, längst widerlegt worden. Er sagt: „Die Perlen sind die freien, im Thiere vorkommenden, aus den Schalenstoffen bestehenden Concretionen, welche streng von den verschiedenartigen Auswüchsen der innern Schalenoberfläche unterschieden werden müssen."

Ruinen aus Uposatha (Versammlungssaal).

* * *

Ceylon ist reich an buddhistischen Bauwerken. Bei Dambul, etwa 45 Miles von Kandy, sind Grottentempel, welche die Natur selber gebildet hat, und deren Wände und Wölbungen nie von einem Meißel berührt worden sind, nur an der Vorderseite und den Zwischenmauern findet man Sculpturen. In der weiten buddhistischen Welt sind die Heiligthümer von Anaradhapura hochberühmt und zie-

Tuparama Dagoba, Ceylon.

hen in jedem Jahre eine große Menge von Pilgern an. Diese einst glänzende Capitale der Insel (8° 17′ N.) wurde im Jahre 504 vor Christi Geburt von Anaradha gegründet und schwang sich um 370 zur Residenz der Könige von Lanka (so lautet der uralte Name der Insel) empor. Sie ist bis 769 nach Christus Hauptstadt geblieben; damals wurde König Aggrabodhi der Vierte durch die vom indischen Festlande herübergekommenen Malabaren vertrieben.

Die ceylonesischen Jahrbücher wissen die alte Pracht und den Glanz von Anaradhapura nicht genug zu rühmen. Sie war, sagen sie, voll von Tempeln und Palästen, deren vergoldete Thürme in der Sonne funkeln. Die Straßen haben in der Mitte eine Lage weißen Sandes, während die Seitenwege von schwarzem Sande sind. In größeren oder kleineren Zwischenräumen sieht man gewölbte Bogen aus Bambus, die mit Fahnen und Blumen verziert sind. Es ist in den Straßen ein großes Gedränge und Gewühl von Menschen, Elephanten, Pferden und Zebus, Palankinen, Wagen und Karren. Auch sieht man viele Tänzer, Gaukler und Musikanten. Die beiden Hauptstraßen sind die Schandrawan Kalang, welche von Norden nach Süden läuft, und die Mahavellanam Wadia; diese geht von Osten nach Westen; jede hat zehntausend Häuser, von denen viele groß und reich verziert sind. Der kleinen Straßen giebt es eine unendliche Menge. Der Palast des Königs nimmt einen großen Raum ein; manche Häuser haben zwei oder auch drei Geschosse.

Dieser Glanz ist längst dahin, aber die Trümmer beweisen, daß Anaradhapura allerdings eine große und prächtige Stadt war. Grandidier konnte 1863 noch sehr deutlich die Richtung der beiden eben erwähnten Hauptstraßen erkennen, und die vielen Ruinen zwangen ihm staunende Bewunderung ab. Er stand vor jenen des Loha Pasado oder Lowa Mahapaya, d. h. des Bronzepalastes, der 164 vor Christus vom Könige Duttamagamini erbauet wurde. Dieses Kloster hatte 1000 Zellen, stand auf 1600 Säulen und war mit vergoldeten Sculpturen förmlich überdeckt. Es hat im Verlaufe der Zeit manche Restaurirung erfahren. Das früher erwähnte Mahawanso, diese wichtige Chronik Ceylons, äußert sich sehr ausführlich über das großartige Bauwerk. Der fromme und freigebige Radscha Duttamagamini habe an jeder Eingangspforte 8 Lachs (jede zu 100,000 Rupien, zu 20 Silbergroschen) niedergelegt; sodann 1000 Kleidungsstücke, und auch 1000 Gefäße aufgestellt, die theils mit Zucker, theils mit Honig und Butter gefüllt waren; damit bezahlte er die Arbeiter, denn er wollte nicht, daß sie ohne Vergütung für ihn schaffen sollten. Der Palast war viereckig, hatte auf jeder Seite eine Länge von 100 Ellen und nicht weniger als neun Geschosse, jedes mit 100 prächtig geschmückten Gemächern. Die Mauern waren mit funkelnden Glasperlen und vergoldeten Guirlanden geschmückt. In der Mitte des Palastes befand sich ein Saal, der auf Pfeilern stand; diese waren geschmückt mit Dewatas (Göttern), Löwen und verschiedenen anderen Thieren. An den Wänden hingen Glasperlen und echte Perlen; man sah dort Sträuße, deren künstliche Blumen aus Edelsteinen bestanden. In der Mitte stand ein elfenbeinerner Thron; er war mit goldenen Sonnen und silbernen Monden verziert und mit Sternen, welche aus Perlen bestanden, und mit kostbarem Zeug überdeckt. Neben demselben lag ein Fächer von Elfenbein (das Würdezeichen des Oberpriesters), und das Ganze wurde von einem weißen Schirm überspannt, dem Sinnbilde der königlichen Macht, Würde und Gewalt. In jedes Gemach ließ der König Betten und Stühle stellen und den Boden mit reichen Wollteppichen bedecken. Der Löffel, welcher beim Reiskochen angewandt wurde, war von Gold. Das Gebäude hatte vier Eingangspforten; die Mauer war mit Stuck beworfen, den man mit bronzenen Platten verkleidet hatte. Daher der Name Loha Pasado, d. h. ehernes Kloster. Dasselbe erglänzte wie ein himmlischer Palast. — In dieser Schilderung liegt gewiß orientalische Uebertreibung, aber ein großartiges Gebäude war dieses Kloster sicherlich. Grandidier sah die 1600 Säulen, auf welchen die neun Geschosse ruheten. Diese Pfeiler sind alle viereckig, und nehmen einen viereckigen Raum ein. Fast an allen sieht man noch Spuren von Meißelarbeit; sie sind in alten Zeiten mit Stuck überzogen gewesen. Jetzt wird dieser „Steinwald“ von grünem Gestrüpp überwuchert. — Am Ende der einen Seite des Platzes, welchen der Loha Pasado einnahm, erhob sich der Mahavihare, ein Tempel, der architektonisch nichts Merkwürdiges darbietet, aber ein Gegenstand frommer Ehrfurcht für alle Buddhisten ist. Denn innerhalb seiner Umfassungsmauern steht der Bogaha, der heilige Baum, entsprossen aus dem Zweige des Uruwela (Urostigma religiosum), unter welchem Gautama zu einem Buddha wurde. Den Zweig von diesem ewig gesegneten Baume brachte nach Ceylon Sangamitta, Tochter des indischen Herrschers Asoka, und er ist 250 Jahre vor Christi Geburt gepflanzt worden, als Devananpiyatissa König der Insel war. Es versteht sich von selber, daß auch an dieses Heiligthum sich „Wunder“ in Menge knüpfen, und das Mahawanso weiß viel davon zu erzählen. Seit dem eben angegebenen Jahre hat dieser „siegreiche, erlauchte, hohe, geheiligte, ehrwürdige“ Baum Millionen von Pilgern aus allen buddhi-

Dewata 2c.

stischen Ländern Asiens herbeigezogen. Ganz richtig bemerkt Emerson Tennent, daß es schwerlich einen zweiten Fetisch auf Erden gebe, welcher, gleich diesem, ununterbrochen ein und zwanzig Jahrhunderte hindurch Verehrung genossen habe.

Der Baum reicht ganz unbestritten in ein hohes Alterthum hinauf, und Grandidier meinte deshalb, daß der Stamm gigantische Verhältnisse angenommen haben müsse. Als er schon fünf rechtwinkelige Terrassen hinaufgestiegen war, und sich etwa 22 Fuß über der platten Erde befand, war er nicht wenig überrascht, daß er nur drei Stämme fand, deren dickster nicht über $2^1/_5$ Meter im Umfang hatte. Er prüfte dann genau die Entfernung, welche zwischen diesen Stämmen und ihren Neigungswinkeln vorhanden ist, und überzeugte sich bald, daß er ganz einfach die Aeste eines Baumes vor sich habe, dessen Stamm in dem Erdboden jener fünf Terrassen steckt. Die Priester der Vorzeit benutzten den Umstand, daß dieser Baum, Urostigma religiosum, gleich den ihm verwandten Ficusarten sehr leicht Wurzelschößlinge treibt; sobald nun der Hauptstamm absterben wollte, warfen sie eine Terrasse um denselben herum und sorgten dafür, daß nur die lebendigen Aeste aus der Erde hervorragten, in welcher sie sich bewurzelten. Das ist nun bereits fünf Mal so gemacht worden, und es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß der vor mehr als zweitausend Jahren gepflanzte heilige Baum immer noch lebt. Die Pforte, durch welche man zur zweiten Terrasse gelangt, ist, gleich allen übrigen buddhistischen Wihares ornamentirt; in der Mitte sieht man die Maske eines Löwen ohne Unterkiefer; an beiden Seiten stehen Makaren, Fabelthiere mit Fischleib und Elephantenrüssel; der Sage zufolge, befindet sich das Urbild derselben unter den 800 Zeichen, welche Buddha auf seinen Fußsohlen hat. Unten an der Treppe erheben sich Stelen.

Die Terrassen, aus welchen der Bogaha emporsteigt, liegen mitten in einem umschlossenen Raum, in welchem sich auch zwei Kolossalbüsten Buddha's befinden. Hauptsächlich bemerkenswerth sind aber die beiden halbkreisrunden Steine unter der Aufgangstreppe des Moromadue, d. h. der Eingangspforte. Sie sind, wie unsere Abbildung zeigt, mit Sculpturen von Thieren und beblätterten Zweigen verziert, und die Ausführung der Zeichnungen ist bemerkenswerth. Vor der großen Eingangspforte (der Maha Wihare) liegen einige steinerne Stiere umher. Sie rühren von den malabarischen Eroberern her, welche Siwa anbeteten; auch findet man da und dort noch Steinbilder zusammen gekauerter Löwen, welche einst auf Säulenschäften gestanden haben.

In Anaradhapura waren viele Upasathasäle, in welchen sich zweimal in jedem Monate die Priester versammelten, um gemeinschaftlich die Gebote Buddha's zu lesen, und die von ihrem Herrn und Meister vorgeschriebene Beichte abzuhalten. Von solchen Sälen sind noch jetzt in den Dschengeln Spuren vorhanden. Die Ruinen eines derselben liegen unweit von Ruanvelli; man sieht dort vier Reihen, je von acht Monolithsäulen, die sehr sorgfältig behauen sind; sie haben viereckige Capitäler; an der Deckplatte sind Sculpturen angebracht, welche als Karyatiden dienen, und Geister (Yakkho's) vorstellen; sie stützen das Dach und sollen dazu dienen, den geheiligten Charakter der Priester hoch zu halten.

Bemerkenswerth sind zwei große, in einen gewaltigen Granitblock eingehauene kufenartige Behälter. Der eine hat eine Länge von mehr als 10 Fuß, umfaßt 4452 Liter; in ihm wurde der Reis aufbewahrt, welchen die Radschas zum Unterhalten der Mönche des Wihare-Thuparama lieferten. Man wird sich über eine so gewaltige Reisschüssel nicht wundern, wenn man bedenkt, daß in manchen Klöstern bis zu 5000 Geistliche hausten, die wahrscheinlich bei ihrem sorgenfreien Leben einen gesunden Appetit gehabt haben. Noch in unseren Tagen herrscht der Brauch, daß Pilger, welche beim Vollmond im Juni den heiligen Baum und die Dagobas besuchen, eine Hand voll Reis in die große steinerne Kufe werfen. Unweit von derselben, gleichfalls im Walde, stehen zwei große, gleichfalls aus einem Stein gehauene Freßtröge für die Elephanten des Königs.

Die Dagobas oder Thupos liegen zumeist in Ruinen, und diese geben der Stätte, auf welcher das alte Anaradhapura stand, das Ansehen einer bewaldeten Ebene, aus welcher sich da und dort kegelförmige Hügel emporheben. Man bezeichnet mit dem Sanskritworte Stupha (Haufen, Anhäufung) hemisphärische oder halbellipsoide Bauwerke, die zu Ehren Buddha's errichtet worden sind. Bei denselben muß man unterscheiden die eigentlichen Thupos oder Topen, die als Denkmäler errichtet worden sind, und die Dagobas (von dhatu, Reliquie, und gabhan, Heiligthum), welche man über Reliquien errichtet hat. In Anaradhapura findet man zwei Dagobas und fünf Hauptthupos, und sie sind unter allen Monumenten die bemerkenswerthesten. Ursprünglich duldete die buddhistische Religion keine Tempel, und der Bilderdienst kam erst nach Anbeginn unserer Zeitrechnung auf. In dem ersten Jahrhunderte des Buddhismus hatte derselbe keine andere religiöse Gebäude als Thupos.

Diese Monumente stehen hierin mitten zweier concentrischer Plateformen; die eine ist der Gadschammalue, die große, viereckige Esplanade; die andere ist der Salapatale, eine viereckige oder kreisrunde Terrasse, die 6 bis 10 Fuß über dem Boden emporsteigt. Zum Gadschammalue, der in Trümmern liegt, führen vier Pforten; die Rampe der Treppen ist mit Sculpturen versehen, zu beiden Seiten der Pforte hatten die Tempelhüter ihren Aufenthalt. Neben der ersten Treppenstufe standen allemal zwei Granitstellen, auf welchen in Hautrelief das Bild eines Dewata (Gottes) ausgehauen sich befand, der zur Begleitung einen Yakkho (Geist), und über sein Haupt eine Naga (Cobra capella — Schlange) hatte. Diese Hüter der Pforte heißen bei den Singhalesen Dorotupares.

Der untere Theil des Baues, welcher dem Gebäude eine gewisse Zierlichkeit verleiht, ist gewöhnlich aus Backsteinen aufgeführt, manchmal aber auch aus weißem Marmor. Den wichtigsten Theil bildet die Kuppel; sie diente in den ältesten Zeiten als Träger für das Heiligthum, in welchem die Reliquien aufbewahrt wurden. Späterhin ist ein Reliquiengemach nicht mehr als Krönung des Gebäudes betrachtet worden, und die Spitze, in welche dasselbe ausläuft, ist heute lediglich Zierrath, während sie in alter Zeit in Kanduas endigte, kleine Reliquarien, welche die Gestalt einer Glocke hatten, und in denen man Edelsteine und andere Opfergaben barg. Die Backsteine der Thupos haben noch jetzt, obwohl sie im Laufe von zwanzig Jahrhunderten vielfach gelitten, vollkommen ihre ursprüngliche Form bewahrt. Jene im Innern sind vermittelst eines Mörtels aus Thonerde verbunden; die Außenseite war mit einem weißen Stuck überzogen, der wie geglätteter Marmor aussah.

Die Ruanwelli-Dagoba, welche für die Aufnahme angeblicher Reliquien Buddha's erbaut wurde, liegt in Ruinen; etwa eine Viertelstunde Wegs von ihr entfernt sieht man den Abhayagiri. Dieses Monument wurde im Jahre 87 vor Christus aufgeführt, zum Andenken an die Vertreibung der malabarischen Könige, und sie war die höchste unter allen Dagobas auf Ceylon, denn sie ragte 405 Fuß über die Grundfläche empor. Noch jetzt hat sie, trotz vieler Verstümmelungen und Ausbesserungen, 240 Fuß senkrechte Höhe, und ist, gleich der Ruanwelly, dicht mit Gesträuch und Bäumen bewachsen, die ihre Wurzeln in das Mauerwerk der Backsteine hineintreiben.

Am nordwestlichen Winkel des Kreuzweges, welcher die beiden Hauptstraßen der alten heiligen Stadt bildete, erhebt sich der Thuparama, die heiligste Dagoba auf Ceylon. Sie wurde von Dewananpirzatissa, dem ersten buddhistischen Könige der Insel, etwa 250 Jahre vor Christus erbaut, um als Behausung für das heilige Schlüsselbein Buddha's zu dienen. Diese Reliquie allein war verschont worden von den Flammen des Scheiterhaufens, auf welchen man den heiligen Leib Gautama's verbrannt hatte. Die Dagoba erhebt sich im Mittelpunkt einer kreisrunden Plateform; der Unterbau ist von einem dolomitartigen Marmor aufgeführt. Wir wollen bemerken, daß die Aufwandsgesetze auf Langka (Ceylon) die Anwendung dieses weißen Kalksteins nur für den Bau königlicher Paläste und religiöser Gebäude erlaubten. — Diese Dagoba ist umgeben von vier Reihen concentrischer Monolithsäulen, die eine viereckige Basis und einen achteckigen Schaft haben; über diesem befindet sich ein korbartiges Capitäl mit acht Blättern; an der Säulenplatte sind Yakkhos als Karyatiden und unter den Capitälen acht mit einander durch Perlenschnüre verbundene Löwenmasken angebracht. Der Löwe, als Sinnbild der Kraft, der Macht und des Edeln, durfte nur an Königspalästen und heiligen Gebäuden dargestellt werden. Diese Säulen erscheinen einfach und anmuthig, und geben der ganzen Dagoba etwas Zierliches. Nachdem das Schulterblatt Buddha's vielerlei Wunder gewirkt hatte, wurde es oben in den Reliquienbehälter gebracht, und schon um 240 vor Christus die Kuppel beträchtlich vergrößert.

Innerhalb der Umwallung der Thuparama Dagoba sieht man die Ruinen eines kleinen Gebäudes, in welchem 400 Jahre vor Christus der früher von uns erwähnte Dalada, der angebliche rechtsseitige Hundszahn Buddha's, geborgen wurde; er befindet sich, wie schon gesagt, jetzt in Kandy.

Der Dschaita Wanor Rama ist um 330 nach Christus von dem Könige Maha-Sen errichtet worden, und hat an einer Stelle noch jetzt, obwohl er in Trümmern liegt, bis zu 249 Fuß Höhe. Man sagt, der Erbauer habe ihn für ketzerische Priester bestimmt, und will dieses daraus schließen, daß die steinernen Tempelhüter an der Hauptpforte als Sakkhaszwerge mit krummen Beinen, übermäßig langem Rumpfe und spöttischem Blicke dargestellt worden sind.

Alle diese Gebäude müssen einst einen prächtigen, imponirenden Anblick dargeboten haben. Sie sind zugleich einfach und großartig, zierlich und kühn. In der Geschichte Asiens bezeichnen sie eine Epoche, denn sie sind die ersten religiösen Gebäude, welche im fernen Orient erbaut wurden, und sie haben einer spätern Architektur als Muster und Vorbild gedient.

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Zweite Abtheilung.

(Schluß.)

Am 13. Juli mußten wir Tao, ein Hauptpopulationscentrum, Sitz zahlreicher Mainoat, erreichen. Unsere Richtung war eine südliche, der Centralkette fast parallele. Der letztern waren wir jetzt sehr nahe gekommen und berührten fortwährend ihre felsigen Ausläufer.

Zunächst überschritten wir ein unbedeutendes Flüßchen, Namens Kedan, und stießen sodann auf eine Reihe von sieben Felsgruppen, Sosoboi genannt, welche vier Flüssen gleichen Namens Ursprung geben, welche wir successive passirten, und in denen zum ersten Male ein Baum oder Strauch ohne Blätter, sondern nur mit langen, dicken, grünen, nicht sehr widerstandsfähigen Stacheln versehen, auftrat, den die Eingeborenen Kussomo nennen.

In der Ferne (Südwest) bewunderte man die Conturen des isolirten Gebirges Zerindibe, passirte zwischen Felsgruppen, Angran genannt, durch, überschritt die beiden Hauptflüsse Taos, Enneri Dommado und Enneri Dausada, in denen zum ersten Male der Tarik sich zeigte, und kam schon 9 Uhr Morgens im Centrum Tibestis, Tao, an. Die heute passirten Flüsse gehören alle zum System der Flüsse von Tao, und werden meistens vom Dommado aufgenommen; die Zuflüsse des Enneri Dausada finden sich südlich von Tao. Beide haben einen mehr oder weniger westlichen Verlauf, und erstrecken sich vereinigt bis zum Emi Durso, zu dem von O.S.O. Enneri Zuar kommt, um mit ihnen zusammen den Fluß Durso zu bilden, und sich allmälig westlich in der Ebene zu verlieren.

Die größere Nähe eines Centrums, wie Tao, von dem ich stets als einer bedeutenden Stadt gelesen hatte, verrieth sich bei unserer Annäherung durch Nichts. Wir zogen parallel der centralen Kette, nahe ihr dahin, zwischen wilden, unzugänglichen Felspartien durchschlüpfend, über seichte Abgründe kletternd, ohne daß wir auch nur eine Spur von Menschenthätigkeit entdeckt hatten. Im Gegentheil, bevor wir die Ebene der beiden genannten Flüsse betreten hatten, war die Regelmäßigkeit der Hauptgebirgskette unterbrochen; diese löst sich in Gruppen und Ketten der verschiedensten Form und Richtung auf, und der Charakter der Gegend wurde dadurch nur wilder und primitiver. Die einzigen Zeichen von Leben bestanden in den Fußspuren der früher erwähnten Gazellen, Antilopen verschiedener Art, des Fenek, der Strauße, zu denen hier noch die einer Tibesti eigenthümlichen Affenart kamen, deren Repräsentanten eine ansehnliche Größe haben mußten.

Da, endlich ein lebendes Wesen zu Kameel, das sich uns langsam und vorsichtig nähert. Der Reiter zupft sorgfältig seinen Litham über die Nase, die endlosen Begrüßungsformeln werden durchgearbeitet: bis man endlich entdeckt, daß es ein Cousin Bu Zid's sei, der Sohn des frühern Sultans Selemma, selbst Galma (von gali = gut, schön) geheißen. Derselbe hatte den größten Theil seiner Jugend in Fesan zugebracht, die Unterhaltung wurde also in arabischer Sprache fortgesetzt, welche er selbst sehr fertig sprach, und an der ich mich betheiligen konnte. Er behauptete, die Reise nach Fesan haben antreten zu wollen, doch da so ein außergewöhnlicher Besucher, wie ich, mit seinem Cousin angekommen sei, werde

er seine Abreise verschieben, und uns zum Begleiter und Schützer dienen. Obgleich ich ihn eigentlich nicht wollte, so rühmte doch Bu Zid seinen Einfluß, seine Ortskenntniß in Tibesti und Borgu so sehr, daß ich ihn im Hinblick auf seine Fertigkeit im Arabischen bei uns behielt, was mir später manche unangenehme Stunde bereitete.

Er war begleitet von seiner Tante, einer Frau von circa 50 Jahren mit intelligenten Zügen, die, obgleich von guter Familie und verhältnißmäßig reich, wie der Gatroner versicherte, welcher sie kannte, doch höchst unscheinbar war, und sich mit der einzigen Kleidung eines großen Stückes blauen Baumwollenzeuges über dem zerfetzten Hemde begnügte, das außerdem von Schmutz starrte.

Sie war eine Frau von mittlerer Größe, ebenmäßigem Wuchse, fein geformten Gliedmaßen, stolzer Haltung und determinirtem, fast männlichem Schritte. Wenn sie auch selbst keinerlei Werth auf ihre aristokratisch geformten Hände und Füße zu legen schien, nach dem Zustande ihrer Haut zu urtheilen, so mußte ich dieselben doch mit Bewunderung betrachten. Im Uebrigen hatte sie nichts Feines, Weibliches an sich. Wie sie den festen, determinirten, weiten Schritt eines Mannes hatte, so kaute sie Taback mit der Virtuosität eines solchen, und schleuderte den grünen Speichel durch die Zahnlücken mit einer Kraft und Nonchalence, welche alle Illusionen in Keime erstickte. Die Detailschilderung von Charakter, Gewohnheiten, physischen Eigenschaften, Tracht u. s. w. beider Geschlechter verschiebe ich auf später, wo ich Gelegenheit hatte, nicht bloß einzelne Individuen zu sehen. Hier berichte ich nur den oberflächlichen Eindruck des Augenblickes. Außer ihr war noch eine andere Tibbudame anwesend, welche sich nur unwesentlich von ihrer Freundin unterschied. Sie waren mit ihren Sklaven und Guelma augenblicklich die einzigen Bewohner des, wie ich wiederholentlich gelesen hatte, so reich bevölkerten Tao.

Guelma war über Mittelgröße, schlank, mager, wie alle bisher gesehenen Tibbu, hell broncefarbig mit arabischem Schädel, Stirn und Augen, während eine herabhängende Nase, großer Mund mit dicken Lippen und emporstrebendes Kinn seiner Physiognomie einen höchst widerwärtigen Ausdruck gaben.

In Gesellschaft dieser Personen lagerten wir also in der Nähe der verlassenen Hütten, welche die spärliche Bevölkerung zu anderen Jahreszeiten hier vereinigen, Morgens früh 9 Uhr, am 13. Juli.

Die Abwesenheit der Bewohner gab mir die Gelegenheit, ihre Wohnungen in Augenschein zu nehmen.

Im Ganzen giebt es vier verschiedene Arten von Wohnstätten für die Tibbu. Die einfachste ist diejenige, welche aus einer günstigen Formation der Höhlen in den Sandsteinfelsen resultirt, und welche im Alterthume den Bewohnern dieser Gegend den Beinamen der Höhlenbewohner verschaffte. Dank der Unzahl von Felsblöcken, ihrer Massenhaftigkeit und der Mannichfaltigkeit ihrer Anordnung, sind diese Wohnungen gar nicht selten, gut geschützt gegen Sonne und Regen, äußerst bequem, ohne die geringste Kunsthülfe zu erfordern und so versteckt, wie es die Heimlichkeit des Charakters der Bewohner, und ihr gegenseitiges Mißtrauen wünschenswerth macht. — In der primitiven Einfachheit diesen zunächst, stehen diejenigen Behausungen, welche man dadurch construirt, daß man große, unregelmäßig geformte Steine mehr oder weniger kreisförmig auf einander legt, ohne sie jedoch im geringsten unter einander zu verbinden. Entweder begnügt man sich mit einer niedrigen Einfriedigung dieser Fabrikation, oder führt die Wände hoch genug, um ihnen ein Dach aus Aesten der Gummiakazie und Palmenzweigen aufzulegen (wenn man der letzteren hat), das dann gewöhnlich in der Mitte durch einen soliden Ast des Talha gestützt ist. Bietet sich ein geeigneter, überhängender Felsen dar, so lehnt man eine halbkreisförmige Einfriedigung dieser Art an ihn, und das Haus ist fertig.

Eine dritte Varietät erfordert schon etwas größere Mühe des Erbauers. Man befestigt starke Aeste des Talhabaumes, welche eine Länge von 4 bis 6 Fuß haben, in der Weise in dem Boden, daß der eingeschlossene Raum ein Rectangel darstellt von etwa 8 bis 12 Fuß Länge und 4 bis 5 Fuß Höhe, welche letztere die Tiefe der Hütte ausmacht. Parallel den langen Seiten des Rectangels läuft in der Mitte der Hütte eine andere Reihe von Talhastäben, die etwas länger als diejenigen, welche den Umfang bezeichnen, dazu bestimmt sind, das Dach zu tragen, welches somit nach den Seiten hin abfallend wird. Die oberen Enden der Talhastäbe sind unter einander durch Querstäbe und Stöcke aus dem Baste des Dumbaumes vereinigt, und das Ganze ist dicht mit Matten aus den Blättern der Dumpalme bedeckt und behängt. Man läßt hierbei nur eine Oeffnung an der Extremität einer der langen Seiten des Rectangels frei, welche als Thür und Fenster dient. Das Ganze macht den Eindruck einer etwas großen Hundehütte, und die dicht und sorgfältig von den Frauen geflochtenen Matten bilden das einzig Nennenswerthe bei diesen Constructionen.

Ihren Culminationspunkt endlich erreichen die architektonischen Bestrebungen dieser Leute in den größeren, aus Dattelpalmzweigen und Blättern angefertigten Hütten, die ich Gelegenheit genommen habe, bei unserer Passage der Tibbudörfer in Fesan zu beschreiben. Doch finden sich diese innerhalb Tibestis nur im dicht bevölkerten Thale von Bardai, wo die Dattelpalmenzucht blüht, und dessen Bewohner durchaus stetige Wohnsitze haben.

Bisher hatten wir nur im Enneri Mini Reste von Wohnstätten gefunden, und diese gehörten offenbar der zweiten Kategorie an. In Tao fanden wir noch kaum verlassene Hütten der zweiten und dritten Species, ohne daß sie mir jedoch leider das Mittel an die Hand gegeben hätten, nach ihnen die Einwohnerzahl abzuschätzen. Die Tibbu bilden keine Dörfer, sondern Jeder existirt für sich allein. Sorgfältig schlagen sie ihre Hütten außer dem Bereiche der Augen ihrer Nachbaren auf, und scheinen sich erst sicher zu fühlen, wenn sie sich in eine möglichst versteckte Felsschlucht zurückgezogen haben. Diese nothwendige Consequenz ihres versteckten Wesens, ihrer lügenhaften Heimlichkeit, ihres treulosen, verrätherischen Charakters, die jetzt allerdings eine unbewußte Gewohnheit ist, kann nur dazu beitragen, diese traurige Charakterrichtung noch zu festigen. Daß sie sich in die Felsschluchten zurückziehen, und die letzten Ursprünge der Flüsse aufsuchen, ist natürlich, denn nur dort finden sich die natürlichen Cisternen, welche ihnen als Brunnen dienen; doch sollte man meinen, daß ein engeres Zusammenleben den zahlreichen Ghasien gegenüber, denen sie von Seiten der Araber und Tuaregg ausgesetzt sind, wünschenswerth wäre.

Außer den wenigen Hütten, welche näher bei einander und fast in der Ebene liegend als Ort, „Tao", angesehen werden müssen, findet man in den Felsen und Schluchten herum kletternd noch zahlreiche, isolirte, versteckte Wohnstätten der zweiten Kategorie, die jedoch momentan alle verlassen waren.

Die Ursache für diese augenblickliche Entvölkerung lag in der Saison und den spärlichen Ernährungsquellen des Landes.

Tibesti bringt in seiner westlichen Hälfte (der oben erwähnte centrale Gebirgszug theilt das Land in eine westliche und eine östliche Hälfte) nicht genug zur kümmerlichsten Erhaltung seiner Einwohner hervor. Die armselige Vegetation der Bergschluchten und Flußthäler ist es, welche ihnen

mittelbar zur Existenz verhilft. Ohne sie würde das Land unbewohnbar sein, denn keinerlei Gartenbau, kein Getreide, keine Dattelzucht, keinerlei künstliches Bodenproduct garantirt ihnen das Leben. Und die natürlichen Producte sind wahrlich nicht so zahlreich, ihnen das letztere zu sichern. Futter für die Kameele und ihre großen Ziegenheerden, wenn es nach dem Regen im Spätherbst oder Winter frisch aufsprießt, giebt den letzteren die Mittel zur Milchsonderung an die Hand, und so lange letztere dauert, ist die Milch die fast ausschließliche Nahrung des Tibbu Reschade. — Zu gleicher Zeit nach dem Regen, der in fast keinem Jahre ganz ausbleibt, bringt ein hohes, sich verästelndes Knotengras, (arabisch Bureckeba, in Teda Gomosi, lateinisch Panicum colonum) seinen Samen hervor, und wird von den Eingeborenen als Getreide behandelt. Sie ernten seine Körner, zermahlen sie zu Mehl und verzehren sie, wenn weder Ziegen noch Kameele Milch geben. Das Fleisch ihrer Hausthiere zu genießen, entschließen sie sich nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten und Festlichkeiten. Für gewöhnlich liegt der Fleischgenuß so sehr außer ihrer Gewohnheit, daß sie selbst bei lebhaftem Hunger nicht einmal daran denken, eine ihrer zahlreichen Ziegen zu schlachten. Ist ein Kameel seinem Ende nahe, so tödten sie es vorschriftsmäßig, trocknen das in Scheiben geschnittene Fleisch und leben eine Zeitlang von demselben. Da dies gewöhnlich begreiflicherweise altersgraue Individuen sind, so zeichnet sich ihr Fleisch nicht gerade durch Zartheit und Saftigkeit aus, und der Tibbu bewaffnet sich daher zu der ungewohnten Kost mit einem Steine, mit dem er Fleisch, Sehnen, Knochen so lange auf fester Grundlage bearbeitet, bis sie genießbar, d. h. kaubar geworden sind. Meistens wird das so getrocknete Kameelfleisch ungekocht verzehrt, und nach meinen Erfahrungen muß ich es dem gekochten vorziehen.

Um Ziegen zu schlachten muß schon eine Hochzeit, eine Beschneidung oder dergleichen vorliegen; das Fleisch wird als großer Leckerbissen betrachtet, und, selbst wenn zart, wie das Kameelfleisch mit Hülfe der Steine verzehrt, um desto sicherer Knochen, Bänder und Sehnen ihren hungerigen Magen zuführen zu können.

Geben weder Kameele noch Ziegen Milch, und ist das Mahl von Bureckeba verzehrt, so geht es an eine lange trostlose Zeit, während welcher die Dumfrucht als Nahrungsmittel vorwaltet. Glücklich der, welcher etwas Mehl oder einen kleinen Dattelvorrath aus dem verflossenen Jahre gerettet hat, denn der ausschließliche Genuß der harten Rinde der Dumfrucht würde einem sichern Tode entgegenführen. Dies ist die schwierigste Zeit für die armen Leute, und wenn man in stiller Sommernacht das melancholisch regelmäßige Klopfen der steinharten Frucht hört, die der Eigenthümer mit einem unglaublichen Aufwande von Zeit und Kraft durch einen Stein zu erweichen bestrebt ist, so weiß man, daß der Hunger in seinen Eingeweiden nagt, und daß nur ein kümmerlicher Erfolg seine Geduld belohnt. In dieser zweifelhaften Weise seine Existenz fristend, erwartet Alles mit Ungeduld den Spätsommer und Herbst mit seinen Datteln zu Bardai, in Fesan, Kauar und Borgu. Diejenigen, welche Verwandte in Fesan haben, wo die meisten und besten Datteln geerntet werden, begeben sich dorthin, um ihren Hunger zu stillen und einen kleinen Vorrath gegen einige Ziegen oder gegen Butter einzutauschen. Kauar und Borgu sind schon weniger geeignet, in dieser Weise von ihnen besucht zu werden und waren es besonders in diesem Jahre, wo die Ulad Sliman und die südlichen Tibbu (Goràan, Dasa) zu wiederholten Malen in Kauar mit Feuer und Schwert gewüthet hatten, und wo die Bulgeda den Weg nach Borgu unpassirbar machten. Uebrigens steht die Dattelernte beider Länder weder quantitativ noch qualitativ im Vergleich mit der von Fesan. — Selbst Fesan war in diesem Jahre für die Tibbu kein Land des Friedens, weniger allerdings durch ihre Schuld, als durch die ungerechten Ueberfälle der Araber. Von diesen an Kameelen und Menschen bestohlen, suchten sie Gleiches mit Gleichem zu vergelten, hoben in unmittelbarer Nähe von Mursuk eine Kameelheerde auf, und führten acht junge Individuen in die Gefangenschaft. Seit dieser Rache können sie natürlich keine friedlichen Dattelexpeditionen nach Fesan unternehmen.

Man war also fast ganz allein auf Bardai und seine Dattelernte angewiesen. Bardai liegt in der östlichen Hälfte Tibestis, ist das einzige Flußthal mit Dattelpalmenzucht und Gartencultur, hat regelmäßige, concentrirte Ortschaften mit Einwohnern, welche zu keiner Jahreszeit den häuslichen Herd verlassen, ist das bevölkertste aller Thäler, und wird gewohnheitsgemäß als etwas Besonderes angesehen. So spricht man von Tibbu Reschade und Nas Bardai, als wenn beide nicht einer Familie angehörten.

Wie gesagt, Tao war entvölkert, seine Einwohner nach Bardai ausgewandert, wo die Datteln zu reifen begannen. Ich muß hier einen Gebrauch erwähnen, der sowohl in Bardai als in ganz Fesan die Kraft eines Gesetzes hat, und der die Vorsehung der Armen ist. So lange nur einzelne Datteln reifen, ihre Gesammtheit aber noch nicht zur Ernte qualificirt ist, hat Jedermann, wer es auch sei, das Recht, sich an Ort und Stelle mit jenen zu regaliren; nur ist es nicht erlaubt, dieselben mit nach Hause zu tragen. Auch der Sultan Tafertemi (oder Tabertemi), und die angesehensten Mainoat, welche Enneri Zuar bewohnen, hatten die Absicht, in Bardai Herbstquartiere zu beziehen, und waren entweder schon abgereist, oder mußten in den nächsten Tagen dorthin abgehen. So theilt uns Galma (ich widerrufe feierlichst die frühere Schreibweise) mit, und erbot sich, seinen Sklaven zur genaueren Auskundschaftung nach Zuar vorauszuschicken.

Obgleich wir die Absicht gehabt hatten, die Rückkehr dieses Boten in Tao abzuwarten, verließen wir doch schon am Tage nach unserer Ankunft diesen Ort, um uns auf gut Glück nach Zuar zu begeben. Ich selbst war die hauptsächlichste Ursache zu diesem Schritte, denn es schien mir gerathen, den Augenblick zu benutzen, da ich nicht mit Unrecht fürchtete, später von Bardai aus nicht so weit nach Süden zurückgehen zu können.

Wir brachen also am Nachmittage des 14. Juli auf, marschirten zwei Stunden, während welcher wir die Enneri Kusungru und Sabon passirten, und eine Richtung von S.S.W. innehielten. Im dritten Flusse, Namens Kasanei, lagerten wir und warteten das Tageslicht ab, um eine Bergkette, welche sich vom Centralgebirge in südwestlicher Richtung abzweigt zu übersteigen. Diese Bergkette trennt das Flußsystem des Enneri Tao von dem des Enneri Zuar. Die nördlich von ihm gelegenen, von uns überschrittenen und so eben erwähnten, begeben sich alle zum Enneri Dausada.

Diese Kette, Merda Sodoin (wie die französische Endung „ing" ausgesprochen) wurde in südlicher Hauptrichtung unter unglaublichen Schwierigkeiten für meine arabischen Kameele erklommen, und ihre größte Höhe nach einigen Stunden erreicht. Kalksteinbasis mit Sandsteinfelsen und Basaltblöcken, jene in verschiedenen Färbungen, bildet die Masse. Auf der Höhe begegneten wir unseren Boten, welcher die bereits erfolgte Abreise des Sultan Tafertemi, und eine feindliche Sprache der zurückgebliebenen Mainoat berichtete. Nach längerer Discussion, ob es gerathen sei, trotz der letzteren unsern Weg fortzusetzen, beschlossen wir ein intelligenteres Individuum abzusenden, um die Dispositionen der Mainoat genauer zu sondiren, und selbst die Rückkehr desselben abzuwarten. Byrssa unterzog sich dieser Mission, und wir stiegen

indessen in westlicher Richtung in die Ebene hinab, um im Ursprunge des Flüßchens Fisifisi die Tageshitze zu verbringen, und seine Antwort zu erwarten. Um zwei Uhr Nachmittags berichtete Byrssa die wohlwollenden Intentionen der edlen Zuars, welche uns schon bis zum Austritt des Flusses aus den Felsen (Zuarkai = Mund des Zuar) entgegen gekommen waren. Wir brachen dem entsprechend gen Zuarkai auf, einer südwestlichen Richtung bis zur südwestlichen Extremität des Merda Sodoin folgend, welche letztere wir nach einstündigem Marsche erreichten. Ohne jedoch den Gebirgszug vollständig in der Ebene zu umgehen, erstiegen wir hier einen weniger schwierigen Paß, Namens Abergeba (näselndes „a“), dessen Durchschnittsrichtung eine südliche ist. Von der Höhe desselben hatten wir einen weiten Blick auf die beiden Ebenen des Enneri Tao und des Enneri Zuar und ihren Vereinigungspunkt, den Emi Durso, der von Tao sowohl als von Zuarkai eine halbe Tagereise entfernt, westlich von unserm Standpunkte lag. In die Ebene hinabgestiegen, wurde unsere Richtung eine südöstliche, und nachdem wir den Iberdasnossen, den Kasanei und den Kodoin (wie das franz. „ing“ ausgesprochen), Nebenflüsse des Zuar, passirt hatten, lagerten wir im Enneri Zuar Abends um 7 Uhr.

Noch am selben Abend erschienen die Mainoat mit ihrem Gefolge, ein Dutzend Personen im Ganzen, um mich zu begrüßen, und um vor allem um eine warme Abendmahlzeit zu bitten, ein Verlangen, das ihr verhungertes Aussehen nur zu sehr rechtfertigte.

Aus allen Erdtheilen.

Die Pacific-Eisenbahnen in Nordamerika.

Ein officielles Actenstück über den Zustand der beiden Pacificbahnen, der Union-Pacific-Eisenbahncompagnie und die der Central-Pacific-Compagnie, ist von Interesse. Man weiß, daß vor einiger Zeit hierüber eine lebhafte Controverse entbrannt war; doch überwog die Zahl derjenigen, welche sich zu Gunsten der Bahnen aussprachen. Dazu kamen die Berichte von Touristen, die im Laufe einer Woche von dem einen Ocean nach dem andern sich versetzt sahen und welche nicht genug Worte der Bewunderung fanden, um die Annehmlichkeiten der Reise und die Schönheiten des im Fluge durcheilten Continents zu schildern.

So hatte sich im Ganzen ein günstiges Urtheil über die Riesenbahn festgestellt, dem noch der Umstand zu statten kam, daß bis jetzt wenig oder keine haarsträubende „Accidents“ auf derselben vorgekommen sind. Der Bericht der Regierungscommission stimmt in diesen Ton ein, und er scheint um so glaubwürdiger, als es darin nicht an wenn auch leisen Zügen des Tadels fehlt. Die Commission bezeichnet die Bahnen zunächst als „reiche“ Bahnen, d. h. wohl als solche, die mit allem ausgerüstet sind, was erforderlich ist, um der Absicht des Gesetzes, das sie ins Leben rief, zu entsprechen. Auf der Central-Pacific-Bahn sind einige Brücken der Bahn zu leicht gebaut. Nach den Erfahrungen des vorigen Winters war für die Compagnie die schwierigste Aufgabe jene, die Bahn vor der Verschüttung durch den Schnee zu schützen, und die Commission ist der Meinung, daß dieses Problem befriedigend und erfolgreich gelöst sei — ein Urtheil, das eine nahe Zukunft entweder bestätigen oder widerlegen wird. Wie immer aber auch die getroffenen Anstalten sich bewähren mögen, so liegt in diesem Versuch, der Natur gleichsam Trotz zu bieten, etwas so Kühnes, ja Heroisches, daß man hoffen muß und hoffen darf, sie werde in diesem Falle, wie in anderen ähnlichen, dem Genius und der Erfindungskraft des Menschen sich unterwürfig bezeigen. Der Bericht beschreibt diese Anstalten folgendermaßen: „Auf der Spitze der Sierra Nevada fällt der Schnee zuweilen funfzehn Fuß hoch, wodurch es zu einem Problem von großer Schwierigkeit wird, Bahnfahrten während des Winters zu sichern, doch ist es, wie man glaubt, kühn und erfolgreich in Angriff genommen worden. Durch die Gegend des starken Schneefalles ist das Geleise, ausgenommen auf einigen hohen Böschungen, durch starkgebaute Schuppen bedeckt worden, die an den Seiten eingedielt worden sind, so daß sie es vollständig gegen den Schnee schützen. Es giebt in diesem Gebirge häufige Schneerutsche oder Schneelawinen, und an vielen Stellen kreuzt die Bahn ihren Weg. So oft dies in einer Höhlung vorkommt, wird ein schweres Dach über die Bahn gebaut und den Abhang des Berges hinauf verlängert, woran sein oberer Rand angepaßt und das Ganze dauerhaft an den Felsen befestigt wird, wobei die schiefe Fläche des Daches von der Art ist, daß die Lawine leicht darüber gleiten wird. Diese Dächer erstrecken sich in einigen Fällen 100 bis 200 Fuß weit den Bergabhang hinauf und sind sehr stark gebaut, um die große Masse zu tragen, die unversehens auf sie geschleudert werden mag. Auf einer Strecke von 40 Miles ist eine Gesammtlänge von 83 Miles Schneeschuppen und Galerien vorhanden, welche gemäß den von den Compagnien gelieferten Angaben 1,731,000 Dollars kostet.

Eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe — etwas über eine halbe Million Dollars — wird nach den Voranschlägen der Commission erfordert, um den gegenwärtigen Mängeln der Central-Pacific-Bahn abzuhelfen.

Eben so günstig — vielleicht allzu günstig — spricht sich der Bericht über die östliche Bahn — die Union-Pacific-Bahn — aus. Die Bahncompagnie, die ohnehin, wie es scheint, nicht mit so vielen natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als die Central-Pacific-Bahncompagnie, ist noch besonders durch den Umstand begünstigt worden, daß an verschiedenen leicht zugänglichen Stellen unfern der Bahn Kohlenlager entdeckt worden sind, was die Betriebskosten bedeutend ermäßigen wird. Die Summe, welche erforderlich ist, um die Unionbahn zu einer Bahn erster Classe zu machen, wird auf etwas über anderthalb Millionen Dollars angegeben.

(— Wir wollen hier bemerken, daß die Pacificbahn bis jetzt dem Seewege keine nennenswerthe Concurrenz macht. Sie ist in vollem Betrieb; wir finden aber in einem Bericht aus San Francisco vom 30. October Folgendes: „Heute ging der Dampfer „Constitution“ nach Panama ab, mit einer Baarfracht von 708,000 Dollars, wovon 544,000 nach England, 145,000 nach Südamerika und 20,000 nach Panama bestimmt sind. Er nahm auch Kaufmannsgüter im Werthe von 175,000 Dollars mit, die nach Neuyork bestimmt sind, — darunter 726 Kisten Thee, die kürzlich von Hongkong eintrafen.“ —)

Glückliche Zustände in Californien. Die deutsche „California Staatszeitung“ stellte am „Danksagungstage“, welchen der Präsident ausgeschrieben hatte, folgende Betrachtungen an: „Wenn irgend ein Staat der Erde Ursache hat, dem Schöpfer dankbar zu sein, so ist es Californien, dieser Zufluchtsort am fernen Pacific, welcher, unberührt durch die Erschütterungen der Welt, das Füllhorn reichsten Segens über seine Bewohner schüttet, welcher Noth und Elend nur dem Namen nach kennt, der Staat, welchen der ferne Osten, der in diesem Jahre seine zahl-

reichen Besucher herübergesendet, als das Paradies der Erde preist, der Staat, nach welchem sich Tausende wie nach dem Lande der Verheißung sehnen. Schwer beladen, verlassen die Schiffe unsern Hafen, gefüllt mit Getreide, Wolle, Häuten, mit den kostbaren Metallen der Berge; schwerbeladen kommen die Züge über die weiten Plains, die in diesem Jahre zum ersten Male durch eiserne Bande mit uns verbunden sind, schwerbeladen mit hoffnungsvollen Einwanderern, der Zukunft unseres Landes. Der ganze Süden unseres Landes belebt sich durch zahllose Züge, die von Texas herüberziehen, Bahn reiht sich schon an Bahn, der Anfang des Netzes, welches in wenig Jahren unsern ganzen Staat bedecken wird. Ueberall reges Leben, überall Fortschritt, überall Wohlstand. Selbst das Wenige, was uns drückte im letzten Jahre, ist überstanden. Aufs Neue senden unsere Silberminen ihre Schätze, eine reiche Ernte bringt Geld und Gedeihen, und schon regt es sich auch wieder in unserer Vaterstadt, und die überwundene Stockung der letzten Monate macht neuem Leben Platz. Uns stört nicht der Tod des Kaisers Napoleon, nicht der Goldring in Neuyork, sie liegen uns so fern, wie das Eis des östlichen Winters, und froh feiern wir heute den Tag, an dem wir vor so vielen Ursache haben, dankbar zu sein. Ein glückliches Jahr liegt hinter uns; glückverheißend steht ein weiteres vor uns, welches bestimmt ist, die Königin am Pacific und den Staat, den sie krönt, in die Bahn der Größe hineinzuleiten, die so glorreich mit der Vollendung der Pacificbahn begonnen wurde."

Die Zitter-Quäker im Staate Neuyork. Wir haben vor Kurzem einige Mittheilungen über diese wunderliche Secte gegeben, und wollen hier noch Einiges über diese „Shaking Quakers" hinzufügen. Es handelt sich um eine Colonie, die unweit vom Dorfe Mount Morris, Livingstone County, Neuyork, liegt. Sie hat mehr als 2000 Acres des fruchtbarsten Ackerlandes, welches vortreffliches Getreide liefert; ein Waldbestand wird geschont, die Gärten sind im besten Zustande. Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen sind ausgezeichnet; die Wohngebäude nehmen sich stattlich aus und sind auch im Innern durchaus sauber, und selbst im Sommer sieht man keine Spur von Fliegenschmutz. Die Colonie zerfällt in zwei Familien: die östliche und die westliche, deren Gebäude etwa eine starke Viertelstunde von einander entfernt liegen. Die Westfamilie besteht aus 35, die östliche aus 75 männlichen und weiblichen Personen. Jedem Individuum wird die Arbeit von einem oder einer „Aeltesten" angewiesen, und Alle sind ungemein fleißig. Die vielen Scheunen sind geräumig; die Colonie hat ihre Mahlmühle, Sägemühle, Schmiede ꝛc. Im Laufe eines Jahres hat die Westfamilie aus dem Besenkorn, mit welchem 250 Acres bestellt waren, 4000 Dutzend Besen verfertigt, die Ostfamilie 2500 Dutzend. Sie besitzen zusammen 40 Arbeitspferde, 20 Füllen, 40 Kühe, 120 Stück Jungvieh, über 100 Schafe, viel Geflügel und 20 „Scavengers", Gassenreiniger, denn den Namen Schwein nehmen sie nicht in den Mund; der Genuß des Schweinefleisches ist verboten. — Den „Sabbath" feiern sie mit großem Eifer. Die Colonie befindet sich in blühendem Zustande.

Ein Wahnglaube über Menschenfresserei in Skandinavien 1869.

μ Ungefähr zur selben Zeit, als in Kopenhagen von den dort versammelten Anthropologen und Archäologen die Frage in Discussion gezogen wurde, ob unzweifelhafte Spuren von einstmaliger Anthropophagie in Europa nachweislich seien oder nicht, befanden sich die unteren Schichten der Einwohner Christianias wegen muthmaßlicher Anthropophagie der Zeitgenossen in so großer Aufregung, daß es zu aufrührerischen Demonstrationen kam und ernste polizeiliche Maßregeln zur Herstellung der Ruhe nothwendig wurden. Die alte, bei uns längst verblaßte Fabel, daß die Freimaurer beim Brudermahl in Menschenbraten schwelgen, oder, daß sie verpflichtet seien, dem „Rüssel- oder Hundetürken" ein gewisses Quantum Menschenfleisch zu liefern — ist im skandinavischen Volke noch unvergessen und pflegt, allen Bildungsvereinen zum Trotz, bald hier, bald dort die leicht erregten Gemüther in Schrecken zu setzen.

So ging in Christiania ein Flüstern von Mund zu Mund, daß mehre alte Frauen und Kinder, besonders aber mehre blühende Landmädchen, verschwunden seien. Ueber ihren Verbleib herrschte kein Zweifel: sie waren getödtet, eingesalzen und in Tonnen verpackt, um, diesmal nicht an den „Rüsseltürken", sondern an — den Vicekönig von Aegypten versandt zu werden! Das Schiff, welches die Fracht ausführen sollte, lag bereits im Hafen und wartete nur auf die Ankunft des Königs, welcher „als oberster Maurer" die Waare besichtigen mußte, ehe er sie an seinen Freund expedirte. Eine Sendung gemünzten Silbers, welche gerade damals von Stockholm ankam und in die Bank geschafft wurde, galt als Zahlung für die Waare. Es war „eine unheimliche Zeit!" Frauen und Mägde wagten sich am Abend nicht auf die Straße. Eine Magd, welche von ihrer Herrschaft in der Dämmerung ausgeschickt war, wurde von einem unbekannten Herrn ersucht, einen Brief nach einem bezeichneten Hause zu besorgen. Sie öffnete denselben und las: „Roth und weiß, dick und fett, leg' sie in die bekannte Tonne!" — Ein anderes Mädchen wurde von einem Vorübergehenden in den Arm gekniffen, der verdrießlich in den Bart brummte: „Noch nicht fett genug!" — Jeder neue Tag vermehrte die Zahl dieser unglaublichen Geschichten; der Wochenmarkt blieb ohne Zufuhren vom Lande, weil die Bauern sich nicht in die Stadt wagten und ihre Producte lieber mit geringerm Gewinn an Zwischenhändler verkauften.

Vergeblich waren alle Versuche, die Leute dem thörichten Wahn zu entreißen. Als die Polizei die Weiber hinderte, das Logenhaus zu stürmen, als die Zeitungen versuchten, die Gemüther zu beruhigen, wurden die Leute nur bestärkt in der Ueberzeugung, daß sowohl die Polizei als die Zeitungsschreiber es mit den „Vornehmen" hielten und die Unthaten absichtlich ignorirten und leugneten. Freilich konnte Niemand die verschwundenen Individuen namhaft angeben, nur von einer bejahrten Frau, die zum Beerenpflücken ausgegangen, wußte man mit Bestimmtheit, daß sie nicht zu den Ihrigen heimgekehrt war.

Der eigentliche Ursprung dieser abgeschmackten Gerüchte ist nicht kund geworden. Vielleicht lag eine Speculation der Productenhändler, vielleicht nur ein schlechter Scherz zu Grunde. Die norwegischen und schwedischen Blätter haben den Vorfall mit einer gewissen Bekümmerniß besprochen, und begreifen nicht, daß solches in einem Lande vorkommen kann, wo so viel für die Volksschulen gethan und der Schulbesuch obligatorisch ist. Die Volksschulen mögen immerhin vortrefflich sein in ihrer Art, allein so lange sich der Unterricht auf mechanisches Auswendiglernen beschränkt und nur auf die Schärfung des Gedächtnisses, nicht aber zugleich auf die Ausbildung des Verstandes hinarbeitet, wird man, unseres Bedünkens, selbst in den Culturländern ersten Ranges und vorzugsweise in solchen Gegenden, die fern von den großen Verkehrsstraßen liegen, täglich ähnliche Auftritte herbeiführen können.

Ueber die Juden in Jerusalem (etwa 6000 Köpfe) bemerkt Herr Hoffacker in einem Bericht an die „Allgemeine Zeitung", daß sie gern in alttestamentarische Tracht gekleidet gehen. „Sie leben im Lande ihrer Väter nach Väterweise und beschäftigen sich hauptsächlich mit Moses und den Propheten. Die Töchter sind in der Regel höchst angenehme Erscheinungen; das blendend weiße Kleid hebt die schwarzen Augen noch mehr hervor, und ein Gang durch die jüdischen Bazars, wo sie sich zu gewissen Stunden mit Einkäufen beschäftigen, ist in Jerusalem eine sehr empfehlenswerthe Abwechselung." — „Mohammedaner, griechische und lateinische Christen des Landes sind schwer zu unterscheiden; unter den lateinischen sieht man viele blonde mit blauen Augen, — Abkömmlinge der Kreuzfahrer. Inmitten dieser orientalischen Welt ergehen sich die vielen Deutschen, meistens Handwerkerfamilien, sämmtlich Preußen genannt. Auch Diakonissen aus Kaiserswerth begegnet

man vor dem Jaffathore, denn sie wohnen draußen. Das biblische Eselsfüllen trägt sie zum Samariterdienste eilig nach der Stadt, wo sie sich unter allen Religionen einen Ehrennamen erworben haben."

Hebron, Tiberias und Safed sind vorzugsweise jüdische Städte. Die Söhne Israels theilen sich in deutsche, zu welchen auch die russischen gerechnet werden (— Aschkenazim —) und in spanische, respective portugiesische (— Sephardim —); während jene schwarze Pelzmützen tragen, haben diese grüne oder rothe Turbane. Die meisten deutschen Juden stehen unter österreichischem Schutze, da der Kaiser seit Friedrich II. den Titel eines Königs von Jerusalem führt.

Das russische Hospiz hat ausgedehnte Gebäulichkeiten mit Casernen für die Pilger. „Hier befinden sich um Ostern Tausende russischer Bauern mit ihren Weibern, in schmutzige Schafpelze gehüllt und beinahe sämmtlich dem höhern Alter angehörend; denn um ihre Sünden abzubüßen und den Himmel zu erwerben, pilgern sie erst am Abend ihres Lebens. Stellt man die eleganten Figuren der türkischen Soldaten mit dem edlen griechischen Kopfe (— die türkischen Harems waren früher immer mit griechischen Sklavinnen gefüllt —) neben diese unmäßigen, stumpfen, dem Branntwein huldigenden Bauern, deren finsterer Aberglaube die schlimmsten Zeiten des Mittelalters übertrifft, so ergiebt sich ein schroffer Gegensatz." Herr Hoffacker sagt, daß er die meisten Völker der Erde kenne, aber Stumpferes habe er nirgends gesehen als bei diesen Bauern. „Ihr Anblick gewinnt Darwin Anhänger."

Unter den Handelsleuten sind die türkischen am ehrlichsten. „Die Grabeskirche ist den verschiedenen christlichen Confessionen, die Protestanten ausgenommen, was den Mohammedanern die Kaaba in Mekka ist; man kann sie den heiligsten Ort in der Christenheit nennen, und deshalb schon sollte in ihrer Umgebung heilige Andacht und feierliche Stille herrschen, allein es ist das gerade Gegentheil der Fall. Die anstoßenden Gassen und namentlich der große viereckige Raum vor der Kirche, welchen auf zwei Seiten griechische Klöster einschließen, sind stets mit Händlern und Wechslern gefüllt; ihre Waaren, bestehend in Rosenkränzen, Perlmutterkreuzen und Broschen, welche in Bethlehem gemacht werden — die Perlmutter kommt meistens vom Rothen Meere — auch sehr viele Glaswaaren, wie Armspangen, die eine höchst primitive Glasfabrik in Hebron liefert, liegen ausgebreitet auf dem Boden, und als der Heiland die Verkäufer und Krämer aus dem Tempel peitschte, ausrufend: „Mein Haus soll heißen ein Bethaus," kann der Schacher nicht schlimmer gewesen sein. Der Eindruck ist um so verletzender, als die mohammedanischen Heiligthümer tiefste Ruhe und feierlichste Stille umgiebt."

Ein Steinzeitalter in Aegypten. Zwei Mitglieder der französischen Akademie der Wissenschaften, Hamy und Lenormant, bereisen Oberägypten zu wissenschaftlichen Zwecken. Der Letztere schreibt aus Luxor: „Man streitet vielfach darüber, ob Aegypten ein Steinzeitalter gehabt habe oder nicht; die nachstehenden Thatsachen können zur Erledigung der Frage einen Beitrag liefern. Auf dem Hochplateau, welches als Landscheide dasteht zwischen dem Thale Biban el Moluk und den Abhängen, welche die pharaonischen Gebäude von Deir el Bahari überragen, fanden wir eine ganz enorme Menge bearbeiteter Feuersteine, welche auf einer Fläche von etwa 100 Quadratyards auf der Oberfläche des Bodens umherlagen. Diese bearbeiteten Feuersteine haben alle den bekannten Typus der Pfeil- und Lanzenspitzen, blattförmiger Aexte, Messer, Schraper rc., und sie sind offenbar Ueberreste aus einer alten Fabrik, welche sich, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, in vorgeschichtlichen Zeiten hier befand. Die Steine entsprechen völlig denen, welche man in Frankreich als Fabrikate der neolithischen Periode hält. Die Herren Broca, Ballard, Quatrefages, Berthelot, Würtz und Jamin waren bei der Entdeckung zugegen. Sie ermächtigen uns zu der Erklärung, daß sie diese ägyptischen Feuersteine mit denen, welche in Europa vorkommen, ganz ähnlich finden.

Große Ausbeute der Irkutsker Goldgruben. Im nördlichen Theile des Gouvernements Irkutsk sind die Arbeiten ergiebig, in einigen von unerhörten Resultaten begleitet gewesen. In den vierziger Jahren wurden in den Goldwäschen von N. Mjassnikow im System des Flusses Udereja 105 Pud, dann in den Goldwäschen Rjasanows 200 Pud Gold ausgewaschen. Man hielt dies damals für die möglich höchste Ausbeute. In diesem Sommer (1869) sind im System der Olekma, eines Nebenflusses der Lena, auf den Goldwäschen, welche der Gesellschaft Ssibirjakow, Njemtschinow, Basanow und Trapesnikow gehören, 260 Pud und einige Pfund Gold ausgewaschen worden. Dieses Beispiel steht bisher noch einzig in seiner Art da. Allerdings waren in diesen Goldwäschen 1700 Arbeiter beschäftigt, die zusammenzubringen und, mehr noch, zu ernähren, keine Kleinigkeit war. Der Staat zahlt für das ihm gelieferte Gold je nach der Probe. Da das Gold selten ohne Beimischung von Silber ist, kann der Werth für das Pud mit 12,000 Rubel veranschlagt werden, was für 260 Pud mehr als 3 Millionen ergiebt. Geht davon nun auch die Hälfte zur Bestreitung der Kosten ab, so hat die Gesellschaft doch immer einen Reingewinn von anderthalb Millionen.

Das Schach bei Japanesen und Javanen. Das japanische Schachbrett hat neun Felder in der Länge und in der Breite. Es sind ein König (Osan oder Taïkun), zwei Königinnen (King oder Gold), zwei Läufer (Ging oder Silber), zwei Springer (Keh oder Pferd), zwei Thürme (Jarru oder Speerträger) vorhanden. Außerdem steht auf dem Felde vor dem rechten Springer ein Gehülfe (Kakfu), vor dem linken ein Minister (Cha), und endlich folgen die neun Bauern (Fu oder Kulies). Der König bewegt sich wie bei unserm gewöhnlichen Spiele, die Königin in gerader Richtung nach allen Seiten, in der Diagonale aber nur nach vorn; die Läufer gehen in Diagonalen, auch in gerader Richtung vorwärts, doch nicht zurück. Der Thurm darf nicht zurück und wird Königin, wenn er das Feld des Gegners erreicht. Das Schach der Javanen hat nur eine Königin, doch ebenfalls, außer Läufern, Springern und Thürmen, zwei Minister. Die Könige werden zur Rechten der Königin gesetzt. Sollte ein Bauer die Vorderlinie des Gegners erreicht haben, so muß er drei Felder in der Diagonale zurückgehen, ehe er Königin werden kann, ausgenommen, wenn er in das Feld des Thurmes eingetreten ist, was ihn sogleich zur Königin macht. Der König, wenn er noch nicht im Schach gestanden, mag sich das erste Mal um zwei Felder bewegen. (Bastian.)

Australien.

Die Colonie Victoria zählte am 2. April 1869 684,316 Einwohner; sie hatten sich im Verlaufe eines Jahres um 24,429 Köpfe vermehrt. Nicht weniger als 271,781 Personen lebten in den Goldgegenden; die Zahl der „Miner" betrug 64,658 Köpfe.

Bei Ballarat wird jetzt auch Kupfer gewonnen; aus der Colonie Westaustralien kommen von Zeit zu Zeit werthvolle Perlen nach Melbourne, ebenso Perlmuscheln; von den letzteren brachte im Juli ein Schiff nicht weniger als 6 Tonnen (je zu 2000 Pfund) mit.

In Sydney (Neusüdwales) vermehrt sich die Zahl der Gesellschaften, welche präservirtes Fleisch nach Europa ausführen.

In Tasmanien, dem ehemaligen Vandiemensland, wird mehr und mehr Gold gefunden, so im August wieder am Skamanderflusse, an der Ostküste. In Melbourne hat sich eine zumeist aus Deutschen bestehende Gesellschaft gebildet, um in Tasmanien Goldgruben zu eröffnen. Schon im Juli waren viele Golddigger aus Ballarat dorthin gezogen, um die „Waterhouse-Goldfelder in Angriff zu nehmen".

In Tasmanien bemüht sich die Regierung, Einwanderer ins Land zu ziehen. Sie hat es auch auf die Deutschen abgesehen, und hat in Deutschland und England Folgendes bekannt machen lassen: „Landorders im Werth von 30 Pf. St. und 18 Pf. St. für jede Person über 15 Jahre alt, und von

10 Pf. St. und 9 Pf. St. für jedes Kind unter jenem Alter, welche die Inhaber zu freien Gewährungen (grants) von guten Ländereien berechtigen und zum Ankauf von irgend welchen Farm- und Countryländereien, welche die Regierung ausbietet, verwendbar sind, ohne Einschränkung in Bezug auf Qualität und Lage, werden solchen Personen gewährt, die auf eigene Kosten einwandern." — „Unterstützte und freie Passagen sollen in beschränkter Anzahl an passende Personen gewährt werden." — „Kleine Farmer, Landarbeiter ꝛc. werden bemerken, daß das Geld, mit welchem sie ihre Passage nach der Colonie bezahlen, ihnen zugleich Besitzungen kauft." — „Heimstätten zu 1 Pf. St. per Acker können von der Regierung auf 8 oder 14 Jahre Credit gekauft werden." — „Die Regierung von Tasmanien hat einen besondern Einwanderungsagenten ernannt, der alle mögliche Auskunft über die Colonie, Passagen ꝛc. geben wird." — Diese Bekanntmachung ist unterzeichnet: „Frederick Buck, tasmanischer Regierungs-Auswanderungsagent für Deutschland. Offices — 25, Schauerburger Straße, Hamburg. Office in London 15, Buckingham Street ꝛc. Ein officielles Handbuch über Tasmanien wird nächstens erscheinen."

Dieser amtliche Bericht ist vor einigen Tagen dem Herausgeber des „Globus" zugekommen; der Titel lautet: „Die britisch-australische Colonie Tasmanien. Nach statistischen und anderen amtlichen Nachrichten der königlich großbritannischen Colonialregierung. Im Auftrage der königlichen Einwanderungs-Abgeordneten ausgearbeitet von Friedrich Buck, Hamburg 1870, bei Boyes und Geisler." Herr Buck unterzeichnet sich als „Bevollmächtigter der tasmanischen Einwanderungsbehörde für Deutschland". Er bezeichnet Tasmanien als den „Garten des Südens", der sich eines der gesundesten und gleichmäßigsten Klimas der Erde zu erfreuen habe.

Das ist richtig. Das Gegentheil gilt aber von der Colonie Queensland, dessen Klima ungemein heiß ist. Schon früher sind Deutsche dorthin verlockt worden; jetzt will man wieder Einwanderer heranziehen. Die Regierung hat folgende Bekanntmachung erlassen; „Personen von 21 Jahren, die auf eigene Kosten einwandern, können sich eine Heimstätte von 80 oder 160 Ackern aussuchen zu einer Ablösungsrente von 9 Pence und 6 Pence per Acker für 5 Jahre, nach welcher Zeit sie wirkliche Eigenthümer werden." — „Auch werden Landordres, 30 Pf. St. für jede erwachsene Person, für solche Leute ausgestellt, die auf eigene Kosten einwandern." — „Unterstützte Passagen werden gewährt für Schäfer, Pflugleute, Farmarbeiter, Steinbrecher, Gärtner, Bergleute, Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Stellmacher und andere passende Personen; und freie Passagen für Dienstmädchen und verheirathete Farmarbeiter und Schäfer mit nicht mehr als einem Kinde unter 12 Jahren alt." — „Unterstützte wie freie Einwanderer können, nach einem dreijährigen, ununterbrochenen Aufenthalte in der Colonie, sich unter dem neuen Landgesetze eine Heimstätte von 80 bis zu 160 Ackern auswählen."

Bei Rosewood in Queensland ist eine sehr mächtige Kupferader entdeckt worden.

Die Einwohnerzahl von Neuseeland wurde, ohne die eingeborenen Maoris, am 30. Juni auf 218,484 Seelen geschätzt. Im Ganzen waren 687,015 Acres Land unter Anbau. — Bei Wellington ist wieder ein goldreiches Riff entdeckt worden und bei Toranaki bereitet man aus dem Sande feinen Stahl.

* * *

— Eine Universität in Alexandria läßt der ägyptische Vicekönig Ismail Pascha ins Leben treten. Sie wird ganz nach französischem Muster eingerichtet, doch kommt eine „Schule für Aegyptologie" hinzu, welche — vorausgesetzt, daß die ganze Sache von Bestand ist — für die Alterthumsforschung von Bedeutung werden kann. Die Leitung dieser ägyptologischen Schule ist keinem Geringern als unserm ausgezeichneten Landsmann Professor Brugsch übertragen worden. Sie wird 12 bis 24 Zöglinge aufnehmen, auch Europäer; dieselben haben sich zu verpflichten, nach Vollendung ihrer Studien eine Reihe von Jahren der ägyptischen Regierung Dienste zu leisten. Für diese werden sie bezahlt, während der Vicekönig die Kosten für das Studium bestreitet.

— Die Frauenrechtlerinnen in Nordamerika oder „Emancipationsweiber", wie man sie auch wohl etwas unhöflich nennt, entfalten eine großartige Thätigkeit; fast in jeder Nummer der Zeitungen, welche wir erhalten, finden wir Berichte über ihre Versammlungen. „Die Zungen wollen gar nicht stillstehen." Eine Hauptrednerin, welche sich von den meisten ihrer Colleginnen dadurch unterscheidet, daß sie jung und hübsch ist, Miß Olive Logan, eifert besonders gegen das in Neuyork grassirende „Bein- und Busendrama". Jüngst hat sie in der Steinway-Hall (— diese gehört dem Clavierfabrikanten Steinweg aus dem Braunschweigischen, der seinen ehrlichen deutschen Namen in Steinway travestirt hat —) einen Vortrag über die Mädchen in Nordamerika gehalten. Sie charakterisirte das Mädchen „von der Wiege bis zur Ehe", nahm eine „Classification" vor und schilderte das fashionable Mädchen, das schöne Mädchen, das häusliche Mädchen, das Yankee-Mädchen, das emancipationssüchtige (strong minded) Mädchen und das Mädchen aus dem Westen (Western girl). Außerdem gäbe es noch zwei große Classen, von denen sie jedoch nicht sprechen wolle; die guten Mädchen, die ihre Vorlesungen besuchten, und die bösen Mädchen, die sich dieses Vergnügens beraubten.

Das fashionable oder putzsüchtige Mädchen findet wenig Gnade vor den Augen Olivien's. Das schöne Mädchen wird getadelt, weil es sich so gern wegen seiner körperlichen Vorzüge preisen lasse. Dem häuslichen Mädchen wird Lob gezollt, aber nur bedingungsweise; Olivchen meint, gar zu große Häuslichkeit sei nicht gut, weil sie zur weiblichen Knechtschaft führe; die Häuslichkeit müsse sich in solchen Grenzen halten, daß daneben noch Zeit zum Kampf für Frauenrechte übrig bleibe. Die Vorleserin schweift auf die Frauenrechtsbewegung ab und versichert, im Jahre 1880 würden die streitbaren Frauen es dahin gebracht haben, daß sie ihre Stimmen für Anna Dickinson als Präsidentin der Vereinigten Staaten abgeben dürften. Das Yankee-Girl ist für Olivien der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten; es sei hübsch, graziös, etwas kokett, hingebend ohne zu starke Sinnlichkeit, treu, liebenswürdig, wisse sich in allen Lagen des Lebens zu helfen, habe ein unvernichtbares Rechtsgefühl, einen edlen Geschlechtsstolz, sei festen Charakters, guten, zur Mildthätigkeit geneigten Herzens; es könne eben so gut ein Bett machen, wie sich über gelehrte Dinge unterhalten.

Das Mädchen aus dem Westen sei nichts als das Yankee-Mädchen in der Freiheit. Das emancipationssüchtige Mädchen sei im Privatleben ein ganz unschädliches Thierchen, im öffentlichen Leben dagegen eine Jungfrau von Orleans.

Zum Schluß kam Fräulein Logan auf das Bein- und Busendrama zu sprechen, über das sie als unanständig und unmoralisch das Anathema aussprach. „Dieses Catonische „Ceterum censeo" fehlt bei keiner der Vorlesungen der patenten, liebenswürdigen Olive."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Wanderungen auf der Insel Ceylon.

III.

Mitten unter den großartigen Trümmern aus einer glänzenden Vergangenheit kann der Reisende eine lebendige politische Ruine betrachten. In einer Waldlichtung lebt in bescheidenen Verhältnissen Prinz Suriya Kurnera Singha, d. h. der Sohn der Sonne und des Löwen; er ist der erbliche Häuptling des gegenwärtigen Bezirkes von Anaradhapura. Sein Stammbaum reicht nachweislich und durchaus authentisch bis zu einem Urahn hinauf, welcher mit dem früher erwähnten Zweige des heiligen Buddhabaumes aus Magadha (den Gangesgegenden) nach Ceylon kam. Im Vergleiche zu einer solchen Genealogie sind die Stammbäume unserer europäischen Fürsten und Edelleute doch blutjung. Grandidier fand bei diesem Sohne der Sonne und des Löwen einen Karandua (Reliquienkasten in Glockenform), welcher bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Spitze der Ruanwelly-Dagoba geziert hatte. Er ist ciselirt, zinnoberroth, wird vermittelst eines besondern Druckes am Schlosse geöffnet und giebt Zeugniß von einer großen Geschicklichkeit in der Goldschmiedekunst und der Schlosserarbeit.

Als Grandidier in Anaradhapura war, ging der Oberpriester der Ruinentempel mit Tod ab. Wenn ein Buddhist dem Sterben nahe ist, wird ein Priester geholt, der zu Häupten des Kranken das Bana, „heilige Wort", spricht. Die Art und Weise des Tones, in welchem er dasselbe vorträgt, ist gewiß ganz erbaulich, aber die Worte gehören einer Sprache (dem Pali der heiligen Bücher) an, welche der Kranke nicht versteht.

Die Ehre, verbrannt zu werden, ist lediglich den Priestern und Leuten hoher Kasten vorbehalten; die Leichen aller übrigen werden im Garten oder an irgend einer beliebigen, von den Hinterbliebenen ausgesuchten Stelle begraben. Das Gesicht wird allemal der Erde zugekehrt, so daß der Todte nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Leibe liegt; der Kopf hat die Richtung nach Westen. Die Singhalesen schlafen mit dem Kopfe nach Osten, so daß sie, gen Westen hin, das indische Festland haben, von wo Buddha zu ihnen gekommen ist. Es gilt für unschicklich, dem Todten die Lage und Richtung zu geben, welche der Lebendige einnimmt. Ihren Begriffen zufolge wird die Wohnung durch eine Leiche verunreinigt, und sie wird deshalb rasch anderwärts unter Dach und Fach gebracht. Die Hinterbliebenen lassen als Trauerzeichen das Haar lang herabhängen, weinen, schlagen auf die Brust und ergehen sich in langen Wehklagen.

Die Leiche des Oberpriesters war in ein gelbes Gewand gehüllt, lag auf einem Palankin und wurde zum Scheiterhaufen von Freunden und Verwandten getragen. Diese trugen blaue Kleider, denn auf Ceylon ist blau die Farbe der Trauer. Die Füße waren zusammengebunden, die Arme über der Brust gekreuzt. Dem Zuge voran ging ein Mann, welcher den Tamtam schlug, der überhaupt nur bei Trauerfeierlichkeiten benutzt wird, ihm folgten Diener mit Fahnen und allerlei anderen Insignien; die Priester und Verwandten schritten unmittelbar hinter dem Sarge einher. Den Scheiterhaufen hatte man im Walde errichtet; er bestand aus mehreren Lagen trockenen Holzes und war etwa zwei Ellen hoch; an jeder der vier Ecken stand ein Pfahl mit

einer weißen Fahne, in irdenen Gefäßen brannten kleine Wachsstöcke und das Ganze war mit einer aus Bambus hergerichteten, mit Kokosblättern belegten Wölbung überdacht. Als die Leiche auf dem Scheiterhaufen lag, deckte man ein Stück weißen Zeuges über sie; der erste Priester legte die Hände darauf und sprach ein Gebet. Dann nahm man das Zeug fort, häufte auf den Körper mehrere Lagen Holz, vertheilte zu Ehren des Verstorbenen Geld und warf gerösteten Reis auf den Scheiterhaufen. Die Priester gingen um diesen herum, knieten nieder und berührten die Erde mit der Stirn; auch ein Verwandter, der eine Axt in der Hand hatte, umschritt dreimal den Scheiterhaufen, an welchen er auf jeder Seite einen Schlag that.

„Was machst Du?“ fragte man ihn. — „Ich zerstöre den Leib des Oberpriesters,“ lautete die Antwort. Dann nahm er in jede Hand eine Fackel, wandte seinen Rücken dem Scheiterhaufen zu und steckte diesen derart in Brand, daß die eine Fackel das Holz unter den Füßen, die andere

ALEXANDRE DE BAR

Ein Buddhabild unter einem heiligen Baume.

jenes unter dem Kopf anzündete. Alle Anwesenden brachen in lautes Schluchzen aus, denn gerade auf diesen Theil der Ceremonie legen die Singhalesen die größte Bedeutung. Ein jeder Sterbende sagt: „Erweiset mir nach meinem Tode die Ehre, auf welche ich Anspruch habe.“

Wenn der Scheiterhaufen niedergebrannt ist, legt man Zweige der Kokospalme ringsum; damit wird die Stätte als eine geweihete bezeichnet. Am siebenten Tage kommen Priester und Verwandte, um die Asche zu sammeln, welche man dann an Ort und Stelle selbst der Erde anvertraut oder auch in eine Urne thut, um in einem Mausoleum aufbewahrt zu werden. Vorher hält ein Priester eine Rede, in welcher er über das Leben und die Tugenden des Verstorbenen spricht und die Anwesenden ermahnt, dessen Tugenden zum Muster zu nehmen, Wohlthätigkeit zu üben und fleißig die Tempel zu besuchen, auf daß sie der höchsten Glückseligkeit theilhaftig werden.

Zur Zeit der Könige von Kandy fand eine eigen-

thümliche Feierlichkeit statt. Man schmückte den verstorbenen Herrscher mit allen Insignien seiner Würde und trug ihn zu einem aus Sandelholz errichteten Scheiterhaufen. Dieser wurde elf Tage lang in Brand erhalten und dann mit einer aus Büffel- und aus Kokosmilch gemischten Flüssigkeit ausgelöscht. Einen Theil der Asche that man in eine Urne; diese trug ein Mann, der ein Schwert hielt und auf einem der königlichen Elephanten ritt, bis ans Ufer eines Flusses. In diesen sprang er hinein, tauchte mit der Urne unter, kam mit leeren Händen wieder zum Vorschein, schwamm ans entgegengesetzte Ufer und verschwand dort im dichten Walde. Der Elephant blieb allein und mußte wieder wild werden, und die Diener und Mädchen, welche den Urnenträger zu geleiten hatten, überschritten gleichfalls den Fluß; sie durften bei Todesstrafe sich nicht wieder blicken lassen. Nachdem alle diese Förmlichkeiten ihren Abschluß gefunden hatten, begaben sich die hohen Würdenträger und Edelleute nach der Hauptstadt, um dem Thronerben zu verkündigen, daß allen Vorschriften Genüge geleistet worden sei. Dann reinigten sie sich durch ein Bad.

In den Anschauungen der Buddhisten finden wir eine große Menge von allerlei Aberglauben; selbst die Oberpriester legen Werth auf die Beschwörungen und Anrufungen, welche an die Dewas und an die Yakkhos (also gute und böse Geister) gerichtet werden. Neben einfachen und würdigen Feierlichkeiten hat man auch die Gaukeleien der Anomattias und Yakkhodureas; diese behaupten, Krankheiten heilen zu können, welche sich die Menschen als Strafe für ihre Laster und Verbrechen zugezogen haben. Den Dewas und den Yakkhos schreibt man übermenschliche Kräfte zu. Sie sind zwar unsichtbar, doch wohnen sie auf Erden; die, welche Buddha's Vorschriften befolgen, sind Hüter der heiligen Stätten und bestrafen Jeden, der dieselben entweiht; die anderen fügen solchen Menschen, welche nicht durch Reinheit und Tugend unantastbar sind, Schaden zu. Gewisse Singhalesen, welche man für von den Dewas Besessene hält, geben vor, daß sie Einfluß auf dieselben ausüben; andere Beschwörer haben Gewalt über die Yakkhos. Jeder Anomattia oder Yakkhodurea hat aber eine solche Gewalt nur über einen einzigen Dewa oder Yakkho, nicht über mehrere. Wenn er nun zu einem Kranken gerufen wird, so weiß er es durch allerlei Fragen so einzurichten, daß sein Geist die Schuld trägt, und dann kann er sein Handwerk ausüben.

Das Verfahren der Anomattias ist von jenem der Yakkhodureas verschieden; das der ersteren hat Grandidier als Augenzeuge beobachtet. Die Thür des Hauses, in welchem der Kranke liegt, wird mit einem aus Bambus verfertigten Bogen verziert; die Vorderseite wird mit Lampen (Dochten in mit Oel gefüllten Schalen der Kokosnuß) beleuchtet. Man stellt vor den Anomattia einen Altar, auf welchen man Weihrauch, Betelblätter und Arekanüsse legt. Der Beschwörer faltet die Hände, betet und fängt bald nachher zu zittern an. Sein Gehülfe, der Kapurale, hält ihn und steckt ihm einen Paradi, d. h. steinernes Amulet, in die Hand. Dann folgen heftige Bewegungen, die man für epileptische Zuckungen halten könnte, rasch hinter einander, denn nun ist der Gott-Geist in den Anomattia eingezogen, und giebt sich auf solche Weise zu erkennen. Der Beschwörer wird von einer Kraft gepackt, die ihn hin und her reißt; er dreht den Hals hin und her und löst den Knoten seiner Haare, die nun über die Schultern herabwallen; seine Mienen werden immer wilder, er stößt unverständliche Worte aus, denn der Gott-Geist will aus ihm reden. Jetzt fragt man ihn, woher die Krankheit rühre, und er sagt die Heilmittel. Nachdem er das gethan, stößt er wiederholt einen dumpfen Schrei aus, drehet den Kopf hin und her, so rasch er nur kann, klappt die Zähne auf einander, schließt die Augen, wankt hin und her und wird vom Kapurale aufgefangen. Der Gott-Geist hat ihn wieder verlassen.

Teufelstänzer.

Die vorgeschriebenen Heilmittel bestehen zumeist in guten Lehren, in moralischen Vorschriften. Manchmal giebt der Spiegelfechter dem Kranken auch einen bezauberten Faden oder eine Ola (Blatt der Latanpalme), auf welcher sich allerlei hieroglyphische Zeichen befinden; diese müssen um den Arm gebunden werden.

Ganz anders geht der Yakkhodurea zu Werke. Solch ein „Teufelstänzer“, wie die Engländer ihn nennen, behängt sich mit Ketten und allerlei Schmuck und will die Krankheit durch Beschwörungen bannen. Diese letzteren bestehen in excentrischen, wunderlichen Tänzen, und während des Hin- und Herspringens schreiet der Gaukler: „Tödtet den Hahn!“ Sofort wird ein solcher abgeschlachtet, das Blut träufelt auf gerösteten Reis, der in das Blatt eines Brotfruchtbaumes gewickelt und auf einen Altar gelegt wird. Nach beendigtem Tanze trägt man Hahn und Reis in den Wald, und deponirt sie dort auf einem Gerüste, das mit so vielen Lampen beleuchtet ist, als Opfer dargebracht wurden.

Bei manchen Krankheiten besteht die Dehikopune, das heißt die Opfergabe, nur aus Citronen, welche der Teufelstänzer in Stücke geschnitten hat; jedesmal, wenn er während seines convulsivischen Tanzes an dem Kranken vorbeikommt, wirft er einige Schnitte davon fort. Diese werden nachher gesammelt und in den Wald gebracht. Sowohl die Anomattias wie die Yakkhodureas machen keinen Anspruch darauf, natürliche Krankheiten heilen zu können; ihre Dazwischenkunft, sagen sie, nütze nur dann, wenn das Leiden durch

einen Dewa oder einen Yakkho hervorgebracht worden sei. — Der Teufelstanz datirt aus der Regierungszeit Sirisangha-Bodhi des Ersten (238 nach Christus). Damals folgte auf Hungersnoth eine entsetzliche Pest, an welcher ein gewisser rothäugiger Yakkho Schuld sein sollte. Man erfand den Teufelstanz, um seinen Grimm zu besänftigen. Die reine buddhistische Lehre verwirft alle diese Praktiken, aber Buddha schrieb doch den Göttern und Geistern eine übermenschliche Kraft zu und ordnete eine Ceremonie an, um auch nicht tugendhafte Menschen von den Anfällen derselben zu befreien. Diese Feierlichkeit dauert sieben Tage lang, und während dieser Zeit lesen Priester ununterbrochen das Pirit, d. h. das Ritual, welches für dieselbe besonders verfaßt worden ist. Man hebt eine Reliquie auf das Gerüst, vor welchem die Priester sich aufstellen; nach Ablauf der ersten Nacht wird der Saal mit einem heiligen Faden umzogen, dessen eines Ende an der Reliquie festgebunden ist. Dreimal an jedem Tage halten die Priester eine gemeinschaftliche Andacht, bei welcher ein jeder Stellen aus dem Pirit hersagt und dabei den Faden anfaßt.

Der Cultus der Nagas, d. h. die Schlangenverehrung, steht jetzt weniger in Ehren als jener der Yakkhos; doch weist Emerson Tennent nach, daß auf einer kleinen Insel bei Dschaffera (Nainativoë) noch vor einiger Zeit ein der Göttin Naga Tambiran geweiheter Tempel vorhanden war, in welchem man heilige Schlangen züchtete.

* * *

Im Bezirke von Anaradhapura haben sich die altsinghalesischen Sitten und Bräuche in ungeschwächter Kraft erhalten. Ganz eigenthümlich sind jene bei den Hochzeiten. Ein Jüngling, welcher das sechszehnte Jahr zurückgelegt hat, kann heirathen, ohne daß die Einwilligung seiner Eltern nöthig wäre. Daß ein junges Mädchen mannbar sei, wird der Gemeinde durch ein Familienfest kund gethan. Die Mutter des Bräutigams stellt allemal eine genaue Prüfung über die Leibes- und Gesundheitsbeschaffenheit der Auserwählten an, überschickt nach wohl bestandener Untersuchung ihrer Zukünftigen ein Betelblatt, und damit ist die Verlobung bindend. Ohnehin hat schon im Voraus der Astrolog das

Gal Vinara bei Pollanarrua.

Horoskop gestellt und herausgebracht, daß die Gestirne der Heirath günstig seien.

Die Hochzeit findet in einem besonders zu diesem Zweck errichteten, leichtgebaueten Bambushause, einem Mandu, statt; in diesem versammeln sich die Männer, während die Frauen in der Wohnung der Braut speisen. Hier erscheint der Bräutigam mit einem zahlreichen Gefolge und überreicht der Braut Schmuck, Zeug, Früchte und noch andere Geschenke. Ein an der Thür stehender Diener wäscht ihm die Füße, nachher nimmt der Brautvater ihn bei der Hand und geleitet ihn in das Mandu, wo er sich setzt. Dort erhebt sich in der Mitte ein mit weißem Zeuge bedecktes Gerüst; auf demselben steht ein kegelförmiger Klumpen Reis, um den man Kokosnüsse, Bananenfrüchte und Betelblätter herumgelegt hat; oben auf dem stumpfen Kegel liegen Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Sobald der Astrolog einen günstigen Augenblick verkündet, wird eine Kokosnuß auf einen Hieb in zwei Theile getrennt, und dann tritt die Braut an der Hand ihrer Mutter mit ihrem Gefolge ein. Sie steigt auf das Gerüst und wendet ihren Blick nach der Richtung, wo der günstige Stern am Himmel sich befindet, und legt den Brautschmuck an. Was ihr der Bräutigam vor der Hochzeit geschenkt hat, ist und bleibt unter allen Umständen ihr Eigenthum. Nachdem sie sich völlig angeputzt hat, vertheilt sie an alle Anwesenden Betelblätter; alsdann tritt der Bräutigam vor, gießt einige Tropfen Sandelöl oder Zimmtessenz auf sie, und zieht aus seinem Komboye (Kopfputz) einen Faden hervor; mit diesem bindet einer der Väter des Paares den jungen Leuten die beiden kleinen Finger zusammen. Sobald sie vom Gerüst herabgetreten sind, zerreißen sie den Faden. Darauf gehen Alle zum Schmause, wo sie aus einer gemeinsamen Schüssel speisen, um zu zeigen, daß sie allesammt einer und derselben Kaste angehören. Bis zum dritten Tage mindestens, manchmal aber auch bis zum siebenten, müssen die Neuvermählten Tag und Nacht ihre Hochzeitskleider anbehalten; Freunde und Verwandte bringen allerlei Gaben, und manchmal wird bei diesen Festlichkeiten die Ersparniß von Jahren verthan.

Vielweiberei kommt bei den Singhalesen nicht vor, wohl aber ist, durch Gesetz und Religion gestattet, Vielmännerei

im Schwange, und sie wurde erst 1859 von Seiten der englischen Regierung ausdrücklich verboten. Aber im heiligen Bezirke von Anaradhapura kommt sie noch jetzt vor und die Beamten müssen durch die Finger sehen. Die Polyandrie ist hier theilweise eine Folge der Trägheit des Singhalesen, der es wohlfeiler findet, mit mehreren Männern gemeinschaftlich eine Frau zu haben, als einen eigenen Hausstand einzurichten. In früheren Zeiten wurden oftmals neugeborene Mädchen umgebracht; sobald sie das Licht erblickt hatten, steckte man ihnen eine Reisähre in den Schlund, an welcher sie rasch erstickten.

* * *

Grandidier, welchem wir in manchen der vorstehenden Schilderungen gefolgt sind, zog sich in den ungesunden Dschengeln von Anaradhapura ein bösartiges Fieber zu, von welchem er erst nach drei vollen Jahren völlig genesen war. Es war ihm also nicht möglich, die Monumente von Pollanarrua zu besuchen. Dasselbe ward unter König Aggrabodhi dem Vierten im Jahre 769 Hauptstadt des ceylonesischen Reiches und blieb es bis 1318. Die Gebäude, welche noch jetzt die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch nehmen, sind in der Mitte des zwölften Jahrhunderts aufgeführt worden. Die Stadt liegt südwestlich von Trinkomali mitten im Waldgestrüppe, und sie ist sehr alt; schon 369 nach Christus ließ, den Jahrbüchern zufolge, König Upatissa einen sehr großen Teich graben, und um 651 erbauete Sri Sangabo, der Usurpator war, dort einen Prachtpalast. Schon im vierzehnten Jahrhundert wurde Pollanarrua von seinen meisten Einwohnern verlassen, und die Denkmäler sind von da ab den zerstörenden Einwirkungen des Klimas und der Zeit preisgegeben. Aber selbst in ihrem trümmerhaften Zustande bieten sie einen großartigen Anblick dar. Da erblickt man Steinsäulen, gewaltige Granittreppen, Statuen, Basreliefs mitten im Walde, welchen Elephanten und Panther durchstreifen, und weit ablegen von menschlichen Wohnungen. Und dort blühete einst, als noch auf einem großen Theile Europas die Nacht der Barbarei lag, eine in ihrer Art merkwürdige Civilisation. Wir können auf die specielle Beschreibung dieser Trümmermonumente nicht eingehen; sie sind von Emerson

Kreisrundes Bauwerk in Pollanarrua.

Tennent ausführlich behandelt worden, und wollen nur erwähnen, daß der Schaïtiya oder buddhistische Tempel, der als Dschayta Wana Rama bezeichnet wird, noch am wenigsten gelitten hat. In ihm ist die Nachbildung des indischen Baustils deutlich zu erkennen; auch bemerken die Jahrbücher ausdrücklich, daß die Fürsten im zwölften Jahrhundert, als schon seit längerer Zeit die Kunst der Ceylonesen entartet war, tamulische Baumeister vom Festlande herüberkommen ließen. Ein Uebergang zwischen dem alten volksthümlichen Stil und dem indisch-mohammedanischen ist nicht vorhanden.

In der Waldgegend, welche sich von diesen Ruinen bis nach Batticola einerseits und bis zu der nach Trinkomali führenden Straße andererseits ausdehnt, leben Weddahs, die noch heute wilden Ureingeborenen der Insel, welche bis heute ihre alten Sitten und Bräuche bewahrt haben, und keine andere Waffe als den Bogen benutzen. Sie leben von der Jagd, haben Vielweiberei, und alle Versuche, diese Wilden zahm zu machen, sind bis jetzt vollkommen erfolglos geblieben. Wir werden gelegentlich im „Globus“ über diesen in ethnographischer Beziehung merkwürdigen Menschenstamm, über welchen uns manche Materialien vorliegen, mehr zu sagen haben.

* * *

Ceylon ist seit alten Zeiten berühmt als die „Zimmtinsel“, aber der Zimmt spielt unter den Landesproducten nur noch eine untergeordnete Rolle. Als die Portugiesen und nach ihnen die Holländer auf Ceylon mächtig waren, erhielten sie das Monopol auf diese Waare streng und in geradezu barbarischer Weise anfrecht. Die britische Regierung hielt bis 1832 an demselben fest, ersetzte es dann durch einen Ausfuhrzoll auf die Waare, ließ aber auch diesen im Jahre 1840 fallen. Doch es war schon zu spät, den Zimmtbau in seinem frühern Umfange zu retten; man hatte das Product in zu hohem Preise gehalten, und deshalb war es von den Handelsmärkten zum großen Theile durch die Cassia verdrängt worden. Diese gehört ursprünglich dem südlichen China an, wurde von den Holländern auf Java angebaut und wurde dann ein gefährlicher Concurrent für den Zimmt. Dieser wird von den Singhalesen als Kurundon bezeichnet.

Viele Plantagen wurden verlassen. Der Zimmtstrauch selbst gedeiht am vorzüglichsten an der Westküste zwischen Kaltura und Negombo auf quarzhaltigem Sande, unter welchem Thon lagert, und liebt ein feuchtes Klima. Die Umgebungen von Colombo, die geschützt liegen und heißfeucht sind, sagen ihm ganz besonders zu; dort schält man die Rinde in den Monaten Mai und Juni. Diese Ernte wird seit unvordenklichen Zeiten von der Kaste der Schalyas besorgt. Diese Singhalesen hatten an den König von Kandy einen Tribut zu zahlen, den sie in Zimmtrinde abtrugen, und da sie sich auf das Schälen gut verstehen, wurden sie bei der Ernte auch von den Holländern und Engländern verwandt. Vor dem Erscheinen der Portugiesen kam der Zimmtbaum nur wild in den Wäldern vor; diese Europäer erst cultivirten ihn in Gärten, weil der König von Kandy den Zimmtsammlern den Zutritt in sein Reich verbot. Gegenwärtig beträgt die Ausfuhr von Zimmt im Jahre etwa 750,000 bis 800,000 Pfund.

Wer von Colombo nach Punta Galle oder Pointe de Galle fährt, wird seine Freude an den herrlichen Kokoswäldern haben, welche jetzt einen Hauptreichthum Ceylons bilden. In den singhalesischen Jahrbüchern wird dieser Palme schon 161 vor Christus erwähnt, es scheint aber, daß man die Eßbarkeit des Inhaltes ihrer Nüsse nicht vor 1153 gekannt hat. Seit jener Zeit aber sind in allen passenden Oertlichkeiten Kokospalmen bei jeder Hütte gepflanzt worden, die systematische Cultivirung an der Südwestküste begann jedoch erst 1841; bei Jaffna und Batticaloa ist sie ins Großartige getrieben worden. Man zieht diese Palme nur in Baumschulen und verpflanzt sie; während der vier ersten Jahre müssen sie täglich bewässert werden. Ein Baum liefert jährlich 25 bis 75 Nüsse, und auf der Insel stehen jetzt weit über 20 Millionen Kokospalmen.

Pointe de Galle (— das singhalesische Wort Galla bedeutet Felsen —) liegt auf einer Halbinsel der Südküste; der Hafen ist während des Südwestmonsuns unsicher, aber die Lage ist so bequem, daß dieser Punkt zur Kohlenstation für die indisch-australisch-chinesischen Dampfer ausgewählt wurde. Dadurch ist Leben und Verkehr in den Platz gekommen, und man findet dort Leute aus vielen asiatischen Völkerschaften. Unter diesen treten besonders die sogenannten Mauren hervor, welche schon seit dem achten Jahrhundert in den indischen Gewässern und im Verkehr eine nicht unwichtige Rolle spielen. Sie stammen von den Arabern ab, welche ihrer abweichenden Glaubensmeinung wegen vom Herrscher Abd el Melek ben Merven aus Arabien vertrieben wurden und dann in Indien und Malakka Ansiedelungen gründeten. Sie zeichnen sich durch Körperkraft, Muth und Handelsgeist vortheilhaft vor vielen anderen Orientalen aus, und haben stets eine stolze, unabhängige Haltung zu behaupten gewußt. Dem Mohammedanismus sind sie allerdings zugethan, haben aber in ihren religiösen Gebräuchen Manches von den indischen Culten angenommen. Auch die Söhne Israels fehlen in Point de Galle nicht; sie treiben sich zumeist als Händler und Hausirer auf den Straßen umher und schachern mit Schmuck, Edelsteinen, Elfenbeinschnitzereien, allerlei kleinen Sachen aus Ebenholz und Schildpat und fordern dafür von den mit den Dampfern ankommenden Fremden unverschämt hohe Preise; auch sind sie dafür bekannt, daß sie falsche Edelsteine für echte verkaufen.

Ein Ficusbaum in den ceylonesischen Dschengeln.

Oestlich von Galle, insbesondere bei Hambanglotte, werden viele Schildkröten (Chelonia imbricata) gefangen, und das Schildpat ist für Ceylon ein wichtiger Handelsartikel. Die Ceylonesen wähnen, daß die Schale am werthvollsten sei, wenn man sie dem lebendigen Thiere abnehme; deshalb hängen sie die Schildkröte über ein Feuer; sie läßt dann ihr Gehäuse fallen und wird wieder ins Meer geworfen. Auf den polynesischen Inseln und Madagaskar tödtet man das Thier, welches dann in siedendes Wasser geworfen wird und dadurch die Schale hergiebt.

Am Südcap der Insel, Dondera Head, soll der von den Chroniken verzeichneten Sage zufolge schon 2387 Jahre vor Christus, den geschichtlichen Jahrbüchern zufolge aber um etwa 1800, ein Tempel gestanden haben, welcher zum Andenken des Sieges erbaut wurde, welchen Rama über Ravana erfocht, und in Folge dessen er Lanka eroberte. Von diesem Tempel steht noch eine Säule. Später wurde auf derselben Stelle ein Tempel zu Ehren Wischnu's errichtet, dessen Pracht gerühmt wird. Er ist 1587 von den Portugiesen zerstört worden und liegt nun, wie so Vieles auf Ceylon, in Trümmern.

Die Geschichte des Aussterbens der Urbewohner von Tasmanien.

II.

Auf Flinders-Eiland nahm das Verderben seinen Fortgang. Diese Insel liegt, wie schon bemerkt, in der Baßstraße, ist 40 Miles lang und 12 bis 18 Miles breit; der Berg Strzeletzki erhebt sich bis zu 2250 Fuß. Sie hat keine Flüsse, wohl aber große Sümpfe und Moräste, keine Wälder, viele „Grasbäume" (Xanthorrhoea) und Dickichte von sogenannten Theebäumen (Melaleuca). Zum Platze für die Ansiedelung wählte man eine Stelle unweit einer Salzlagune aus; Wasser zum Trinken mußte man aus Spalten in den Granitfelsen holen oder aus Brunnenlöchern, welche man in den Sand grub. Der Platz war den kalten, westlichen Stürmen ausgesetzt; kein Wald gewährte Schutz; Regen und Schloßen fielen sehr häufig. Kein Wunder, daß die Schwarzen bald von Fiebern und Rheumatismen befallen wurden; es versteht sich, daß auch bald die Auszehrung viele hinwegraffte.

Mit dem Schiffe „Charlotte" kamen 13 weibliche, 26 männliche Personen und 1 Kind schon am 25. Januar 1832. Dann wurden noch viele andere gebracht. Die Aufsicht führte ein alter Sergeant, Namens Wight, mit einer Anzahl Soldaten. Die Schwarzen wurden mißvergnügt; man fütterte sie schlecht, sie waren dürftig bekleidet und litten durch Frost. Sie „rebellirten", und der Sergeant machte kurzen Proceß. Unter Beihülfe einer Anzahl von Seehundsfängern nahm er funfzehn schwarze Männer gefangen und setzte sie, ohne Speise, Trank oder Holz, auf einem Felsen im Meere aus. Dort ließ er sie fünf Tage schmachten, und nur durch einen Zufall wurden sie gerettet. Sie erklärten, man habe sie fortgeführt, damit die Weißen im Verkehre mit den schwarzen Frauen nicht gestört würden.

Unter solchen Umständen begann man nun mit dem Werke des „Civilisirens und Humanisirens", und man verfuhr dabei im höchsten Grad unzweckmäßig und unverständig, mit jenem bornirten Dünkel, der sich vermißt, aus schwarzen Wilden gleichsam im Handumdrehen „civilisirte Christen" machen zu können. Auf den verständigen Rath zweier wohlmeinender Quäker, welche die Ansiedelung besuchten, wurde nicht gehört. Diese frommen Männer erwarteten nichts davon, daß man den Wilden papageienartig den Katechismus und allerlei Gebete eintränkte, deren Sinn sie nicht fassen konnten. Der Katechet übersetzte die drei ersten Capitel des ersten Buches Mosis in die Sprache der Schwarzen; damit glaubte er sie erbauen und zu gläubigen Christen machen zu können! Beten mußten die armen Söhne des Busches tagtäglich. Das war für sie eine entsetzliche Qual, sie wurden vor Langweile und aus Mangel an Bewegung krank, aber beten mußten sie; dadurch sollten sie gläubig und glücklich werden. Es kam aber große Verwirrung in ihre Köpfe.

Ein Optimist, Dr. Roß, schrieb: „Jede kleine Familie besaß eine Hütte, die sie selber gebaut hat, mit Herd und Fenster; es sind Stühle, Tische und Bettstellen darin; die Frauen liegen häuslichen Pflichten ob, halten die Zimmer rein, waschen Zeug. Von ihren Jagdausflügen bringen sie Häute von Kängeruhs und Wallabis mit, welche sie trocknen und nach Launceston schicken; sie erhalten dafür Messer, Taschentücher und allerlei andere Kleinigkeiten. Ein großer Garten wird von ihnen gemeinschaftlich bearbeitet, und sie arbeiten mit der Hacke, indem sie ihre wilden Melodien singen."

Dieser Phantasie-Idylle über die „musikalischen Agriculturisten" gegenüber schrieb der bekannte Geistliche Dr. Lang in Sydney an Dr. Roß: „Sie schildern jene Eingeborenen als glücklich und sicher. Aber Sie wollen damit wohl sagen, daß ihnen nichts so sicher sei, als der Tod und das Aussterben. Und das Glücklichsein besteht doch wohl nur darin, daß sie die Knochen ihrer Angehörigen unbegraben, in der Sonne bleichend und vom Regen bespült auf der Insel zurückließen, wo die Kugeln der Europäer unbarmherzig die schwarzen Leute niederstreckten! Die Spanier haben einst binnen dreißig Jahren alle Eingeborenen von Hispaniola ausgerottet. Genau in derselben Zeitfrist hat man es unter der „milden" Herrschaft Großbritanniens dahin gebracht, daß die verschiedenen Stämme der Eingeborenen von Vandiemensland heute noch aus 118 Individuen bestehen, und diese hält man als Gefangene auf einer Insel in der Baßstraße. Möge der Herr diese armseligen Ueberreste einer dem Erlöschen nahen Race noch lange erhalten!"

Im Jahre 1834 waren noch, genau gezählt, 120 Vandiemensländer vorhanden; ihr Superintendent hatte 30 weiße Männer, um sie zu beaufsichtigen. Die Colonialbehörde wußte wohl, daß die Schwarzen sich in einer sehr übeln Lage befanden. Man ging mit dem Plan um, sie nach der Südküste Australiens, in die Umgegend des heutigen Melbourne, zu schaffen, ließ aber denselben fallen. Es wäre auch damit nichts gebessert worden; einmal wären sie mit den dortigen Stämmen in Feindschaft gerathen, sodann wären sie auch bald vertrieben worden, da von 1839 an jene Südküste zahlreiche Ansiedler bekam.

Also ließ man sie auf der Flinders-Insel und civilisirte an ihnen herum. Ihr Inspector Robinson entwarf glänzende Schilderungen über ihr Wohlergehen, habe man doch eine Zeitung, die „Aboriginal Flinders Island Chronicle", für sie gegründet, und Eingeborene seien Mitarbeiter. Darüber waren die guten Philanthropen baß erfreut; leider stellte sich heraus, daß ein späterer Superintendent, der ehrlich war, rundweg erklärte: es habe nie eine solche Zeitung gegeben, und kein Schwarzer sei fähig, an einer solchen mitzuarbeiten.

Herr Bonwick weist ausführlich nach, daß nichts mehr dazu beigetragen habe, die Eingeborenen zu verwirren und unglücklich zu machen, als die Art und Weise, in welcher man sie zu civilisirten Menschen abrichten zu können wähnte. Man wollte biblische Geschichte, abstracte christliche Dogmen, Moral, Arithmetik und Geographie, Alles zusammen, neben und durch einander, in die Köpfe der Schwarzen hineinpfropfen. „Ja, man wollte Alles wie mit Dampf betreiben; las man Robinson's Berichte, so hätte man glauben sollen, auf Flinders-Eiland blühe ein perikleisches Athen, — aber in welche Barbarei war es versunken!" Freilich hatte diese Civilisationsfabrik einen scharfen Haken: „Bei der Niederlassung tritt nur ein einziger Uebelstand hervor; er besteht darin, daß die Sterblichkeit unter den Schwarzen sehr stark ist. Aber die, welche am Leben bleiben, sind nun glücklich, zufrieden und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft." So lautete Robinson's Bericht, der, wie das beinahe immer bei Philanthropen dieser Art der Fall ist, auf der gröbsten Täuschung beruhete. Er mußte sie selber 1861 eingestehen. Damals sagte er in einem amtlichen Berichte:

„Das größte Hinderniß des Gedeihens der Ansiedelung bestand in der großen Sterblichkeit, welche in einer so beklagenswerthen Weise um sich griff, daß jetzt nur noch sehr wenig Individuen übrig geblieben sind. Wenn (— ja, wenn! —) die armen Geschöpfe am Leben geblieben und ein zahlreiches Volk geworden wären, dann würden sie, meiner Ueberzeugung nach, eine zufriedene und nützliche Gemeinde geworden sein."

Es ist, ruft Bonwick aus, die Geschichte von dem Gaule jenes Franzosen: das arme Thier verendete, als es eben die Kunst erlernt hatte, sich ohne Futter behelfen zu können. Man wollte die Schwarzen einer sogenannten Wiedergeburt entgegenführen, und darüber verloren sie das Bischen Leben, das sie hatten. Sogar der Ausschuß des Vereins zum Schutze der Eingeborenen begriff am Ende, daß man zu viel Gesetzgeberei und Reglementirerei getrieben habe; man gestand zu, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, wenn man auf die Anlagen eines an umherschweifendes Leben gewöhnten Stammes mehr Rücksicht genommen und nicht ein in hohem Grade künstliches System befolgt hätte! —

Dieses System war allerdings künstlich und zeugte von einem gänzlichen Mangel an Verständniß über die anthropologische Begabung jener Wilden. Kein Ausdruck wäre zu stark, um dieses Hinmordungssystem der Pseudophilanthropie nach Gebühr zu kennzeichnen. Bonwick hat darüber, wir möchten sagen in ganzen Haufen, Thatsachen gesammelt.

In Betreff des „Systems" waren die gesunden Köpfe in Australien einerlei Meinung. Einer derselben äußerte in einer zu Sydney erscheinenden Zeitung 1838: „Der Commandant Robinson hat 32 Convicts (aus England deportirte Verbrecher) bei sich, um den Eingeborenen an die Hand zu gehen und bei der Arbeit auszuhelfen. Er glaubt sich zufriedengestellt dadurch, daß die Schwarzen sehr viel lesen und schreiben müssen, singen, den Katechismus auswendig lernen und hersagen, daß sie schneidern, unterwürfig sind, anhänglich, anständig, ruhig; alles Dinge, die sich bei einer oberflächlichen Betrachtung allerdings recht gut ausnehmen. Aber den Leuten wird nicht die geringste freie Beweglichkeit gestattet, in der Schule werden sie wie Kinder behandelt, und sie können aus ihrem Gefängnisse nicht heraus; sie dürfen keine Vorschrift übertreten. Ihr Aufenthalt muß ihnen eine unsägliche Langweile verursachen, und was ihre Moral anbelangt, so stehen sie jetzt tiefer wie damals, als sie Wilde waren. Ich fürchte, sie werden bei dieser Art von gütiger Behandlung nur um so rascher aussterben. Der Commandant will die große Sterblichkeit aus der Lage der Ansiedelung und aus dem Klima erklären, und möchte Alle nach der Südküste Neuhollands hinüberschaffen; dort würden sie allerdings, bevor sechs Monate vergingen, sämmtlich wieder in den Busch gelaufen sein."

Je mehr die armen Menschen in dieser Weise civilisirt wurden, um so abhängiger wurden sie von ihren Gebietern auch in Betreff der Nahrungsmittel; sie verloren die Lust zu jeglicher Anstrengung. Sie jagten kein Kängeruh mehr, kletterten auf keinen Baum, um ein Opossum herabzuholen. Die Colonialregierung hatte für die Schwarzen einige Schafherden geschickt, „aber es verging ein halbes Jahr, ohne daß sie auch nur ein Stück Fleisch davon bekommen hätten, denn — ganz andere Leute aßen lieber frisches Schaffleisch als gesalzenes Schweinefleisch. Man hatte 1838 auf der Niederlassung 1800 Schafe und 62 Häupter Rindvieh."

Der Commandant Robinson war seines Zeichens ein Maurergesell und ohne höhere Bildung; er wollte sich jedoch den Anstrich einer solchen geben. Er glaubte, der Welt zu imponiren, indem er seinen wilden Schwarzen ihre landesüblichen Namen in antik-classische und englische umwandelte. Er reichte, nicht ohne hohes Selbstgefühl, der Behörde einen von ihm verfertigten Katalog ein, welchen Bonwick „als über die Maßen absurd" bezeichnet. Wir geben nur einige Proben von dieser Umwandelung ins Classische.

Alphonso	Big Jemmy.
Achilles	Naulebaeina.
Ajax	Multschelargent.
Bonaparte	Little Jacky.
Columbus	Lenerngirin.
Constitution	Big Jacky.
Hannibal	Parley.
Milton	Penemeroic.
Romeo	Tomten.
Tippu Sahib	Jacky
Washington	Mackami.
Queen Adelaide	Governors Lubra.
Queen Andromache	Larrentong.
Queen Charlotte	Big Tenry.
Princeß Cleopatra	Kayenrope.
Deborah	Larmodrick.
Queen Eveline	Wongenip.
Queen Elizabeth	Big Bet.
Princeß Lalla Rookh	Trugenanna.
Semiramis	Jennu.
Helena	Twopence.
Flora	Bangham.

Auch Leonidas, Kaiser Augustus, Napoleon, Neptun, Nimrod ꝛc. fehlen in dem Kataloge dieser schwarzen Leute aus dem Busche nicht. Sie wurden in Heroen, Kaiser und Prinzessinnen umgewandelt, und man glaubte, damit einen Fortschritt zu Gunsten der Civilisation gemacht zu haben. Allerdings sind manche tasmanische Namen dem Europäer nicht eben mundgerecht, z. B. Woressetitatilargener, Kalamaroweine, Walentirluna, Tointschonk und dergleichen mehr. Auch hatten die verschiedenen Stämme ganz verschiedene Mundarten, und so bildete sich unter den Ueberresten eine Art von Lingua franca aus diesen Dialekten und englischen Brocken. Die Schwarzen konnten das **d** und **s** nicht aussprechen.

Den Unterricht besorgte ein Geistlicher Namens Clark, auch gab er Religionsunterricht. Wir haben das amtliche Protocoll einer Prüfung vor uns; durch dieselbe sollte constatirt werden, welche Fortschritte in der Civilisation bereits erzielt worden seien, und wie große Hoffnungen man für die Zukunft hegen dürfe.

„Leonidas, Isaac, Washington, Edward und Albert wurden geprüft. Edward war nicht sicher und fest im Alphabet; es geht mit ihm rückwärts. Washington giebt sich alle Mühe zu buchstabiren; der brave Leonidas hat mehr Ehrgeiz und strengt sich zu einem Versuch an, in der Fibel zu lesen. Leonidas ist der Heros der Classe, er sagt das Vaterunser her, die Collecte (— das kurze anglikanische Kirchengebet), kennt die Namen der Monate und der Wochentage, auch kann er bis zu 100 zählen. Dann wurden seine theologischen Kenntnisse geprüft.

Magst Du den Teufel leiden? — Nein.

Magst Du Gott leiden? — Ja.

Kannst Du Gott sehen? — Nein.

Was ist der Teufel? — Ein Vater der Lüge.

Was machte Gott mit Adam's Rippe? — Er machte eine Frau daraus.

Wem gab Gott die Frau? — Adam.

Betest Du zu Gott? — Ja.

In einer andern Abtheilung macht Neptun den Versuch zu lesen; Peter Pindar ist ganz perfect im Abc. Neptun ist in der frühesten biblischen Geschichte bewandert, und

sein Glaube kann als orthodox angesehen werden. Er wurde gefragt:

Was wird Gott gelegentlich mit der Welt anfangen? — Er wird sie verbrennen.

Was ist im Himmel? — Gott, Engel, gute Menschen und Jesus Christus.

Was für eine Gegend ist der Himmel? — Eine schöne Gegend.

Was für ein Platz ist die Hölle? — Ein Marterplatz.

Was verstehst Du unter Marterplatz? — Daß man immer und ewig brennt.

Wie nennt man den siebenten Tag? — Sonntag.

Weshalb liebst Du Gott? — Weil er mir Alles giebt.

Neptun ist tüchtig im allgemeinen Katechismus, kann aber nicht über 10 hinaus zählen; er hat kein mathematisches Gedächtniß.

Peter Pindar kann die Wochentage hersagen; er hält jeden Abend Familienandacht. — Alexander wollte lesen, blieb aber stecken; Tippu Sahib versuchte ein wenig zu buchstabiren, und Arthur schlug sich unter harten Kämpfen durch das Alphabet hindurch. Die meisten konnten das Vaterunser wiederholen; Alexander kann bis zu 16 zählen, Arthur nur bis 10; die schwarze Race hat keinen Zahlensinn."

Das Protocoll enthält noch eine Menge ähnlicher Angaben. Den armen Schwarzen wurden die albernsten Fragen gestellt, z. B. „was ist der Himmel?" Bonwick bezeichnet diesen Civilisirungshumbug als ein klägliches Papageiensystem.

Die meisten derart ab- oder vielmehr zugerichteten Schwarzen waren nach ein paar Jahren todt; auch Bruni, welcher sogar das erste Capitel des Hebräerbriefes lesen konnte, dem man eingeprägt hatte, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen habe. Da war die naseweise Frage erlaubt, ob Gott schwarz sei, und wie ein Tasmanier aussehe. Die Frauen und Mädchen brachten es bis zum Buchstabiren. Semiramis wurde gefragt:

„Was ist der Teufel? — Ein brüllender Löwe, der suchet, wen er verschlinge.

Was schuf Gott noch außer dem Lichte? — Er schuf Alles.

Was mußt Du Dir aneignen, bevor Du in den Himmel eingehest? — Ein neues Herz und den rechten Geist.

Durch wen ist Jesus Christus' gekreuzigt worden? — Durch die Juden.

Wer waren die Juden? — Das Volk Gottes."

Und solche Dinge sollten die Australier begreifen und verdauen! Glücklicherweise werden sie sich darüber den Kopf nicht allzu sehr zerbrochen haben; sie plapperten das Zeug lediglich nach, waren aber sehr verdrießlich. Die Prüfung in der „Theologie" dauerte einmal drei Tage hinter einander! Da wurden sie, wie das Protocoll angiebt, very sulky, also höchst grämlich und ärgerlich und wollten nicht mehr antworten. Die Quälerei war ihnen doch zu stark geworden. Allein man zwang sie, sich noch am vierten Tage durch widersinnige Fragen zu quälen. Da liefen die meisten, auf jede Gefahr hin, fort; sie hatten das Beten und den Katechismus übersatt.

Was sich, schreibt Bonwick, auf Flinders-Eiland weiter begab, das ist mit wenigen Worten zu kennzeichnen. Es ist eine Geschichte des Todes, des Hinsterbens. Als Capitän Stokes auf die Insel kam, fand er, daß von den etwa 200 Schwarzen, welche man in Tasmanien eingefangen hatte, reichlich 150 Leichen geworden waren. Nun sollten die jüngeren „gerettet" werden, und man schickte 14 derselben in das Waisenhaus zu Hobarttown, wo sie bald hinsiechten. Der Arzt Allen schrieb in seinem amtlichen Berichte vom 20. September 1837: „Als ich ankam, fand ich ein Viertel aller Eingeborenen auf der Krankenliste, und bald nachher stand die Hälfte auf derselben." Ein anderer Arzt, Dr. Story, sprach als seine Ueberzeugung aus, „daß die Todesfälle auf Flinders-Eiland und der Versuch, die Eingeborenen zu civilisiren, in unmittelbarem Zusammenhange mit einander stehen."

Was noch übrig war, sollte gerettet werden. Wohlwollende Leute baten inständig, den Rest nach Port Phillip in Australien zu schaffen. Aber der gesetzgebende Rath von Neusüdwales (zu welchem damals das heutige Victoria noch gehörte) sprach unter der Präsidentschaft des protestantischen Bischofs aus, daß man sich auf dergleichen nicht einlassen könne, „weil jene Eingeborenen noch nicht hinlänglich civilisirt und christianisirt worden sind."

Es ging mehr und mehr bergab mit den noch nicht hinlänglich christianisirten Schlachtopfern der Civilisationsbestrebungen. Im Jahre 1842 kam ein braver und intelligenter Mann, Dr. Jeanneret, als Aufseher zu ihnen. Er sprach rücksichtslos die Wahrheit aus und wollte nachdrücklich eingreifen. Die Schwarzen bekamen nichts zu essen, — sie wurden von den bei ihnen stationirten Soldaten hart behandelt; er verlangte Abhülfe und schrieb unermüdlich an die Behörden; aber diesen war die „Native question" überhaupt lästig, und sie setzten den Doctor ab. Er verklagte sie in London und gewann dort, allerdings erst 1846, seine Sache.

Durch ihn sind viele schlimme Dinge, welche den glaubensseligen, hoffnungsvollen Philanthropen früher nicht zu Ohren kamen, ans Licht gezogen worden. Der Katechist Clark, sagt er, vernachlässigte die Kinder, welche seiner Obhut anvertraut waren, und behandelte sie grausam. Clark, ein Reverend, stellte auch gar nicht in Abrede, daß er die schwarzen Mädchen ausgepeitscht habe, das sei aber nur „in religiösem Aerger" geschehen, weil sie gegen die Moral sich vergangen hätten.

Man begreift, daß die Schwarzen, so viel ihrer noch übrig waren, sich aus dem Kerker auf Flinders-Eiland hinwegsehnten; sie selber meinten, daß sie nicht Alle und nicht so rasch zu Grunde gehen würden, wenn man sie wieder in ihre Heimath brächte. Aber dagegen protestirten die weißen Colonisten; wenn man die Wilden wieder freilasse, sei große Gefahr und wieder ein „blutiger Krieg" zu besorgen.

Ein blutiger Krieg! Die Zahl der Weißen betrug mehr als 80,000; die Zahl der schwarzen Männer war, 1847, auf zwölf Köpfe herabgesunken! Im October dieses Jahres brachte man 44 Schwarze von Flinders-Eiland nach Oyster Cove. Es waren 12 Männer, 22 Frauen und 10 Kinder; einige der letzteren waren Mischlinge. Im Jahre 1849 hatte der oben erwähnte Katechet Clark nur noch ein schwarzes Kind in der neuen Niederlassung; 6 andere, welche man in das Waisenhaus geschickt hatte, waren dort binnen wenigen Monaten gestorben.

Oyster Cove liegt etwas südlich von Hobarttown; in der Nähe wachsen riesige Eucalyptusbäume, wohlgemessen, bis zu 300 Fuß Höhe. Die Gegend am Strande ist aber unfruchtbar. Die Schwarzen konnten auch dort nicht gedeihen; am Ende des Jahres 1854 waren von den eben erwähnten 44 Köpfen auf der Station nur noch übrig: 3 Männer, 11 Frauen, 2 Knaben. Den Colonisten, welche doch den Eingeborenen die ganze große Insel geraubt hatten, war es zu viel, daß sie im Jahre 2006 Pfund Sterling 8 Schilling 8 Pence für die „Wilden" verausgaben sollten; sie knappten an dieser Summe ab.

Bonwick besuchte 1859 Oyster Cove. Ein giftiger Mehlthau war auf die Eingeborenen gefallen. Ein Herr Dan-

bridge, welcher die Aufsicht führte und ihnen das Futter austheilte, ließ im Uebrigen Alles gehen, wie es eben wollte, denn er könne ja doch nichts thun, um das Hinwegsterben auch nur aufzuhalten. „Ich sah eine Anhäufung elender Hütten, traurige Reste einer vormaligen Sträflingsansiedelung, furchtbar schmutzig und von Flöhen wimmelnd. Der Superintendent sagte, er könne doch nicht selber den Schmutz beseitigen, und die Schwarzen hätten keine Lust, es zu thun. Also unterblieb es ganz. Das Regenwasser drang durch die Dächer, die Fensterscheiben waren zerbrochen, die Thüren schlossen nicht; da und dort sah ich wohl einen Stuhl, aber die Frauen zogen es vor, in landesüblicher Weise auf der platten Erde zu hocken oder zu kauern. Die Betten waren voll des gräßlichsten Schmutzes, und nur wenige wollene Decken waren vorhanden. Auf die Frage, wo die übrigen geblieben seien, antwortete eine Frau: Böse weiße Menschen stehlen sie alle. (Bad white fellow — him steal 'em all). Der Superintendent dagegen hatte die Ausrede, daß die Schwarzen so gierig nach Branntwein seien, daß sie die Decken verkauft hätten! Ich sah, daß Hunde die Kochtöpfe ausleckten. Als Wochenrationen wurden verabreicht: 14 Pfund Fleisch, 10 Pfund Mehl, 3 Unzen Thee, 14 Unzen Zucker, 3 Unzen Seife, 2 Unzen Salz, 3 Unzen Taback. Die Leute waren in der kalten Jahreszeit sehr dürftig bekleidet."

So waren sie gänzlich vernachlässigt. Als Denison Gouverneur von Tasmanien war, befanden sie sich weniger schlecht; der Gouverneur besuchte sie dann und wann, brachte ihnen allerlei Spielzeug mit und nahm an ihren Spielen theil. Lady Denison ließ sogar, zur Ergötzung einer Damengesellschaft, eine Partie Schwarzer in einer Kutsche nach Hobarttown holen; sie wurden im Gouverneurshause zur Tafel gezogen und Abends mit ins Theater genommen. Wenn Bischof Nixon kam, „um geistlichen Trost zu spenden", brachte er allemal etwas Gutes mit, namentlich einen Korb voll Äpfel, weil — sie dann aufmerksamer die Predigt anhörten!

„Die bösen weißen Leute stehlen uns auch die Kleider und machen uns betrunken." So sagten die Schwarzen. Wenn es ihnen dann und wann gelang, einige Tage im Freien umherschweifen zu können, dann fühlten sie sich wohler und gesunder. Die meisten Krankheiten waren eine Folge vernachlässigter Erkältungen.

Als das Sterben immer weiter ging, „verloren die übrigen ihr Herz". „Wir sterben, wir müssen sterben, wir wollen bald sterben." Für wen sollten sie auch Kartoffeln bauen, weshalb sich reinlich halten und sauber kleiden? Alles gemahnte sie an ein baldiges Ende. Ist es ein Wunder, daß sie sich Branntwein zu verschaffen suchten, um wenigstens zeitweise ihren Jammer zu vergessen? —

Im Juli 1867 starb Patti Cuniana, das ringelschwänzige Opossum, eine Frau von 55 Jahren. Diese Frau des längst dahingeschiedenen Leonidas hinterließ nur noch zwei ihrer Landsmänninnen. Die eine derselben folgte ihr bald ins Grab, und so blieb allein Lalle Rookh Truganina übrig. Sie war 1829 geboren und die letzte ihrer Race.

A.

Adolph v. Wrede's Reise in Hadhramaut.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

IV.

Ein aufgeklärter Araber in Amd. — Wanderung nach Haura. — Eintritt in das eigentliche Hadhramaut. — Blutrache unter den Beduinen. — Arabische Goldmacher. — Begräbnisse. — Petroleum am Rande der Wüste El Akhaf. — Das sandige Meer. — Gefahren auf der Wallfahrt zum Grabe des Propheten Hodun. — Fanatische Pilger in Ssayif. — Herr v. Wrede als Gefangener. — Er wird Landes verwiesen und seines Geldes beraubt. — Rückreise nach Makalla. — Hochzeit und Aberglauben der Beduinen.

Am 2. August trat der eifrige Entdeckungsreisende seinen zweiten größern Ausflug von Choraybe an, der ihn zuerst in nordwestlicher Richtung nach Amd, der Hauptstadt des gleichnamigen Wadis, dann in östlicher nach Haura, dem Vereinigungspunkte der drei Wadis, Amd (von Westen kommend), Hadscharin (Fortsetzung des Wadi Doan, von Süden kommend) und Kassr (nach Osten gehend), und zuletzt über steile Gebirge nach Ssahwa im Wadi Rachiye und an die Grenze der Wüste el Akhaf führte, worauf er auf einem directern Wege wieder nach Amd und von da auf dem bereits zurückgelegten nach Choraybe zurückkehrte. Dieser Ausflug nahm 22 Tage in Anspruch, 2 zur Reise nach Amd, 4 zu der nach Haura, ebensoviel nach Ssahwa, 2 Tage zur Excursion nach der Wüste el Akhaf, 4 zur Rückkehr nach Amd und 2 zu der nach Choraybe; die übrige Zeit verging in interessanten Aufenthalten in den Städten und Dörfern.

Besonders interessant und erfreulich war für Wrede der Aufenthalt in Amd, indem er dort bei einem Wirthe wohnte, welcher sich durch seine Kenntniß europäischer Dinge, seine Toleranz und sein aufgeklärtes Wesen auffallend von allen Arabern unterschied, mit denen Wrede bis jetzt verkehrt hatte. Dieser Mann hatte lange Zeit in Britisch Indien gelebt, sprach das Englische vollkommen, las es sogar und hatte eine Menge englischer Bücher; er durchschaute auch Wrede auf der Stelle und sagte ihm ganz offen, daß er ihn nicht für einen Moslim halte. Wrede erzählt dies Gespräch folgendermaßen:

„Ich betheuerte, ein echter Moslim zu sein, aber er sagte mit einem Zeichen der Ungeduld: „Mein Lieber, in Ihrem Sinne wohl, aber nicht in dem meinigen! Freilich haben Sie alle Ursache, es zu behaupten, und glücklich für Sie, wenn man es glaubt! Ich aber, da ich lange Jahre in Indien mit Europäern Umgang gepflogen, bin über Ihre Nationalität nicht im Zweifel. Indeß sind Sie mir deshalb nicht minder willkommen, denn ich weiß die Beweggründe zu würdigen, welche Sie zu einer so gefährlichen Reise bestimmten. Jeder Fanatismus ist mir fremd. Von mir haben Sie nichts zu befürchten, im Gegentheil werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen zur Erreichung Ihres Reisezweckes behülflich zu sein." Darauf zeigte er mir seine Bibliothek, in welcher ein englisches Lehrbuch der Physik, eine

Geographie, ein großer Atlas und andere Werke waren. Man kann sich meine Ueberraschung denken, in einem Winkel dieses von Halbwilden bewohnten Landes einen Mann zu finden, dem die Wissenschaften nicht fremd waren, und der Geist genug besaß, sich für mein Unternehmen zu interessiren. Diesem Manne verdanke ich Vieles, was mir sonst unbekannt geblieben wäre."

Wrede brach zwar am nächsten Tage schon nach Haura auf, mußte aber seinem neuen Freunde versprechen, auf der Rückreise längere Zeit bei ihm zu verweilen. Am 9. August überschritt er zwischen Amd und Haura die Grenze des eigentlichen Hadhramaut und befand sich nun erst in dieser berühmten Provinz. Hier fand ein Ereigniß statt, welches ein helles Streiflicht auf die nationalen Sitten dieser Beduinen wirft, und das wir mit Wrede's eigenen Worten schildern wollen.

„Wir mochten ungefähr eine Stunde gegangen sein, als ein Beduine auf uns zukam, den Arm meines Dachail ergriff und sprach: „So wahr Deine Kinder und meine Kinder in Frieden leben, so bist Du mein Beschützer!" Mein greiser Führer sah ihn eine Weile stillschweigend an und sagte dann: „Es ist gewährt." Der Fremde setzte sich hierauf zu uns und erzählte, daß er zum Stamme el Mahfus gehöre und daß zwischen ihm und der Familie der Beni Schamlan Blut sei, indem sein Bruder ein Mitglied derselben erstochen habe. Er habe einen Brief nach Nefkun gebracht, seine Feinde hätten dieses erfahren und lauerten nun seiner Person auf. Mein Dachail versprach ihm nochmals seinen Schutz bis Haura und theilte ein Stück Brot mit ihm, als stillschweigender Schwur „bei der Heiligkeit des Brotes", daß er sein Versprechen halten wolle."

„Einige Stunden später trafen wir drei Männer, welche der Beduine als seine Feinde erkannte. Mein Führer blieb stehen und winkte einen derselben zu sich, worauf sie jedoch gleich alle drei kamen und sich direct an ihren Feind wandten. Mit größter Gelassenheit und Ruhe sprach zu ihm Einer von ihnen: „Du und die Deinigen seid Bluthunde; das Blut unseres Bruders steht noch über der Erde, und wir brauchen das Deinige, damit es verschwinde! Also komme hervor! Mit Deinem warmen Herzblut will ich mein Geschlecht von dem Schmutze reinigen, mit welchem es die Deinigen beschmutzt haben." Auf diese Art hatte er sich in Zorn geredet, und ich erwartete jeden Augenblick ein blutiges Ereigniß, aber mein alter Führer legte sich ins Mittel. „Gott ist groß," sprach er. „Es ist nur ein Gott und Mohammed sein Prophet! Das Blut dieses Mannes gehört mir bis zur morgenden Sonne! Ist diese aufgegangen, so möge es das Eure sein! Bis dahin bin ich und mein Stamm Beschützer dieses Mannes. Ich habe mein Recht ausgesprochen, und Ihr kennt es jetzt. Die Dschembiya unseres Stammes sind scharf, und ihre Kugeln reichen weit und sicher."

„Die Beduinen sahen meinen Führer eine Weile schweigend an, und einer von ihnen erwiederte: „Dein Stamm hat einem räudigen, blutigen Hunde, dessen Angesicht in den Dörfern der Beni Schamlan schwarz ist, den Schutz angedeihen lassen. Aber wir kennen das Recht, und Gott ist groß! Mohammed ist sein Prophet. Möge Dein Tag weiß sein!" Hierauf gaben die Beduinen ihm und mir die Hände zum Abschied und entfernten sich."

An demselben Tage langte Wrede in Haura an, dem Grenzorte der drei genannten Wadis. Im östlichen, dem großen, weiten und fruchtbaren Wadi Kassr liegt das berühmte Grab des Propheten Hud, welches Wrede später zu besuchen hoffte, sowie viele blühende Städte, wie Schibam, Terim, Terise und der fabelhafte heiße Brunnen, Burhut genannt, der in alten Sagen als der Eingang zur Hölle figurirt. Der südliche Wadi Hedscharin steht mit dem Wadi Doan in Verbindung. Auch er ist sehr fruchtbar und dichtbevölkert. In ihm liegt auch ein berühmter Wallfahrtsort, Meschhed Ali genannt, sowie die fabelhaften himyaritischen Königsgräber, die jedoch Wrede nicht sah. Der Wadi Amd, dem der Reisende von der gleichgenannten Stadt hierher gefolgt war, ist nur eine Stunde breit, sehr schwach bevölkert und schlecht bewachsen, obgleich sein Boden fruchtbar sein soll.

In Haura besuchte Wrede einen Adepten des Steins der Weisen. Daß es noch jetzt in Arabien angebliche Goldmacher giebt, ist eine höchst merkwürdige Thatsache. Dieser behauptete ganz unverschämt, daß er das Geheimniß bereits entdeckt habe und wirklich Gold machen könne. Auf Wrede's Frage, warum er denn so arm sei, erwiederte er, daß er nur so viel Gold machen dürfe, als zu seinem Lebensunterhalte nöthig sei; denn nur unter dieser Bedingung habe er die Geister in seiner Gewalt, welche ihm bei der Arbeit helfen müßten. Er zeigte ihm mehrere alte Retorten, die er aus Indien mitgebracht hatte, wo er die Alchymie erlernt haben wollte. Dieser Goldmacher erröthete nicht, den Reisenden anzubetteln, weil es ihm noch an einer Kleinigkeit fehle, deren er zur Operation bedürfe. Wrede gab ihm ein Almosen und lachte über diese sterile Kunst, Gold zu machen, und über ihren bettelarmen Adepten.

„Aber," so bemerkt Wrede, „jetzt wußte ich, was er unter den Geistern verstand, die ihm beim Goldmachen helfen müssen, nämlich den Geist des Aberglaubens, der die Leichtgläubigen bestimmt, ihm Almosen zu geben. Diese Almosen zu erschleichen, das war seine wahre Goldmacherei."

Auch in Amd lernte der Reisende bei seinem zweiten Aufenthalte einen solchen Goldmacher kennen, der ein sehr umfangreiches Laboratorium voll Retorten, Tiegel und mysteriösem Geräthe besaß. Dieser war jedoch so ehrlich zu gestehen, daß er das Geheimniß bis jetzt noch nicht entdeckt habe; er behauptete jedoch, es gäbe ein Goldkraut, Haschisch eds Dsahab, welches in unzugänglichen Gebirgen wachse, und dieses allein fehle ihm noch, um seine Operationen gelingen zu machen. Die Mitwirkung der Geister leugnete er gänzlich.

In Haura wohnte Wrede einem Begräbnisse bei, dessen Eigenthümlichkeiten er folgendermaßen schildert:

„Der Todte lag auf einem Kafen (Leichentuch) in einer sargartigen Bahre, neben welchem auf jeder Seite aus einem kupfernen Gefäße Weihrauchdämpfe aufstiegen. Zu seinen Füßen saßen zwei Geistliche und lasen im Koran. Die Hände des Todten waren über dem Leibe zusammengelegt und die Zehen zusammengebunden. In den Ohren und Nasenlöchern, zwischen Daumen und Zeigefinger und den entsprechenden Zehen der Füße stecken große Stücke Baumwolle, ebenso auf den Augen und im Munde. Bald nach unserer Ankunft wurde das Leichentuch über den Todten zusammengelegt und oberhalb des Kopfes, in der Mitte des Körpers und unterhalb der Füße zusammengebunden. Hierauf betete die Versammlung ein Fatiha, und der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Bis hierhin hatten die Frauen nur ein leises Wimmern vernehmen lassen, jetzt aber brachen alle, nicht nur die des Hauses, sondern auch die fremden, in ein so durchdringendes Klagegeschrei aus, daß man seine eigene Stimme nicht mehr vernahm. Am Eingange der Moschee setzte man die Bahre auf eine eigens dazu bestimmte Erhöhung, und der Imam betete dann über derselben mehrere Capitel des Koran. Hierauf trug man den Todten an sein Grab, wo noch ein Fatiha gebetet wurde. Neben und zur Seite des 8 Fuß tiefen Grabes hatte man in der gan-

zen Länge eine nischenartige Vertiefung ausgegraben, so hoch, daß ein Mann bequem darin sitzen konnte. In diese Nische legte man den Todten, löste die Bänder des Leichentuchs, stellte Aeste schräg vor die Nische und bedeckte sie mit einer Strohmatte. Dann warf jeder dreimal eine Hand voll Erde ins Grab, betete ein Fatiha, und überließ es den Todtengräbern, es vollends zu füllen.

Diese Grabnische soll folgendem Zwecke dienen. Kaum hat sich das Grab über einem Menschen geschlossen, so kommen die beiden Grabesengel Monkir und Nakr (d. h. der Untersucher und der Erforscher) zu ihm, um ihn über seinen Glauben u. s. w. zu befragen. Diesen muß er in sitzender Stellung Rede stehen und damit nichts ihn hindere, diese Stellung anzunehmen, wird ihm eine hinlänglich geräumige Nische erbaut.

Ganz anders ist die Sitte des Begrabens bei den Beduinen in Hadhramaut. Einem solchen Begräbnisse wohnte Wrede einige Tage später auf der Reise von Haura nach Ssahwa bei. Die Beduinen nahmen bei dieser Gelegenheit ihrem gestorbenen Stammesgenossen Alles, bis auf einen kleinen Schurz, vom Leibe, wuschen ihn an einer Cisterne und banden ihm dann die Knie dergestalt an den Hals fest, daß sie das Kinn berührten. So gekrümmt legten sie die Leiche auf den Sand in der Weise, daß ihr Gesicht nach Osten gewendet war und bedeckten sie dann mit einem Haufen Steine. Dieser Gebrauch ist offenbar aus dem Heidenthum überkommen, denn nach moslimischer Sitte müßte das Gesicht nach Mekka gewendet liegen, auch muß die Leiche in die Erde und nicht auf dieselbe gelegt und dort mit Steinen bedeckt werden. Bei Strabo finden wir eine ähnliche Beschreibung der Beisetzung von Leichen bei den Troglodyten des nahen Ostafrika.

Der fragliche Beduine war von seinem eigenen Sohne, einem zwölfjährigen Knaben, in einem Zornanfall ermordet worden, und bei dieser Gelegenheit erfuhr Wrede, daß Vatermord bei den Beduinen nichts Seltenes sei, auch meist ungestraft bleibe, da ja nur die nächsten Verwandten hier den Mord bestrafen, und der Mörder selbst der Nächste ist. Nur dann, wenn der Großvater oder ein väterlicher Oheim vorhanden ist, können diese den Mord durch die Tödtung ihres Enkels oder Neffen rächen.

Ueber kahle, trostlose Gebirge ging der Weg von Haura nach dem nördlichen Wadi Rachige, der ungleich weniger fruchtbar und bevölkert ist, als die südlichen. Seine Hauptproducte sind Gummi und Aloe. In ihm liegen nur wenige Städte, obgleich er eine Länge von acht Tagereisen hat. In Ssahwa, einer der größten dieser Städte, verweilte Wrede einige Tage und machte von da einen Ausflug nach dem Rande der großen Wüste el Ahkaf, welche sich im Norden von Hadhramaut hinzieht. Am Rande dieser Wüste dringt Petroleum aus dem Felsen hervor, auch befinden sich hier mehrere mineralische Brunnen, nach der Beschreibung wahrscheinlich Schwefelquellen, deren Wasser jedoch nicht offen zu Tage, sondern im Grunde tiefer Höhlungen liegt, und der obere Theil dieser Höhlungen ist mit einem sehr feinen, weißlichgrauen Staube bedeckt, so daß man vom Wasser gar nichts sieht. Wrede warf jedoch Steine hinein, welche die Staubschicht so leicht, als ob diese Wasser wäre, durchdrangen und im Fallen ein Geräusch hervorbrachten, als seien sie in Wasser gefallen. Auch sagten ihm die Beduinen, die Wüste el Ahkaf besitze auf die Länge von acht Tagereisen einen diesen staubbedeckten Brunnen ganz ähnlichen Boden, auf den sich Niemand wagen könne, da man unfehlbar versänke. Die Araber nennen alle solche Stellen Bahr ess Ssafi, d. h. das „sandige Meer". Sie halten diese Brunnen für die Wohnungen der Geister, und Wrede kam ganz in Verruf, weil er sich in deren Nähe gewagt hatte. Man hielt ihn für einen Zauberer, der mit Geistern umgehe, Alle wollten von ihm wissen, was die Geister ihm gesagt, was für Schätze sie versprochen hätten, ihn nach seiner Heimath zu bringen und wie sie ausgesehen. Wrede galt nun für einen Wundermann, und dies hatte für ihn auch die unangenehme Folge, daß man erproben wollte, ob er als Hexenmeister sich auch des Vorzugs erfreue, unverwundbar zu sein. Ein ihm ganz freundlich gesinnter Beduine legte sogar einmal auf ihn an, nur um seine Freunde von der Thatsache zu überzeugen, daß Wrede unverwundbar sei. Nur mit Mühe gelang es ihm, die Beduinen vom Gegentheile zu überzeugen.

In Amd wurde er von seinem Freunde mit offenen Armen empfangen, und kehrte dann zum dritten Male nach Choraybe zurück, wo sich inzwischen eine Revolution ereignet hatte. Der alte Sultan Manassi war von dem einen Beduinenhäuptling abgesetzt, und sein Neffe an seiner Stelle ernannt worden. Der andere Häuptling protegirte jedoch noch den alten Sultan. In diesen Mißhelligkeiten wandte man sich an Wrede, um das einzige Mittel von ihm zu erhalten, das aller Rivalität ein Ende machen sollte, nämlich Gift, mit dem man den alten Sultan aus dem Wege räumen wollte. Man bat ihn, drohte ihm, bot ihm zuletzt Geld, sogar bedeutende Summen. Er weigerte sich natürlich standhaft. Zuletzt ließ man ihn schwören, nie von dieser Angelegenheit zu sprechen.

Nun war endlich die Zeit der Siara, der Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten Hud, herangerückt, welche den Vorwand zu Wrede's Reise abgegeben hatte. Natürlich mußte er sich jetzt anschicken, diese Pilgerfahrt anzutreten. Er that dies unter dem Schutze diesmal nicht eines Beduinen, sondern eines Scherif von Meschhed Ali, der ihn in jeder andern Zeit nicht hätte beschützen können. Da aber der Brauch besteht, daß die Beduinen sich 14 Tage vor und ebensoviel nach der Siara aller Feindseligkeiten und Räubereien enthalten, so hätte sein Schutz genügen können, wenn die Gefahren gewöhnlicher Natur gewesen wären.

Aber die Gefahren, welche Wrede auf dieser Reise bevorstanden, waren viel ernsterer Natur; wie jene, welche er zwei Monate früher in Beled el Hadschar bestanden, so hatten auch sie ihre Ursache in dem nur zu begründeten, ewig wieder hervortretenden Verdacht oder vielmehr dem Errathen der Wahrheit, daß er ein Europäer sei. Wenn ein solcher Verdacht nur bei Einzelnen hervortritt und nur in kleineren Kreisen geäußert wird, so ist er zwar immerhin gefährlich, aber diese Gefahr erreicht dann ausnahmsweise Verhältnisse, wenn der Verdacht von religiösen Personen oder von Leuten, die durch eine religiöse Handlung, wie die Pilgerfahrt, besonders fanatisirt sind, im Kreise einer dichtgedrängten, ebenso fanatisirten Volksmenge ausgesprochen wird. Wrede sagt selbst, daß es für den unter Verkleidung reisenden Europäer Lebensbedingung sei, stets alle Volksversammlungen zu vermeiden, da der rohe Haufen durch ein bloßes Wort zu den Thaten des blutigsten Fanatismus hingerissen werden könne, vor denen keine Obrigkeit, kein Gesetz zu schützen vermag. Es ist eine Art von barbarischer Lynchjustiz, die jedoch nicht die wahren Verbrecher, sondern jene heimsucht, die der religiöse Fanatismus als Feinde oder Verräther des Glaubens bezeichnet. Durch seine offen ausgesprochene Absicht, nach dem Grabe Hud's zu wallfahrten, war der Reisende zwar genöthigt, in einer sehr zahlreichen Karawane mitzupilgern und sich an einem von Tausenden und Tausenden zu einer und derselben Zeit besuchten Heiligthume aufzuhalten. Aber es gab doch Mittel, seine Person so viel wie möglich der Aufmerksamkeit der

Menge zu entziehen. So lange die Karawane im Wandern war, konnte er in unmittelbarer Nähe seiner Schutzherren ohne Gefahr mitwandern, da eine solche Karawane auf der Reise nur sehr selten zu großen compacten Massenanhäufungen Anlaß giebt, und am heiligen Orte selbst besaß er die Möglichkeit, sich in Zelten oder Hütten verborgen zu halten.

Was er also hauptsächlich vermeiden mußte, das waren jene großen Massenanhäufungen, wie sie vor dem Aufbruch oder nach der Ankunft einer Karawane stattfinden. Leider wollte sein Unstern, daß er dies nicht that oder nicht thun konnte, daß er dadurch in die größte Lebensgefahr und seine Reise zu einem verfrühten Ende kam, noch ehe er das angebliche Ziel derselben, das Grab Hud's, erreicht hatte.

Acht Tage vor der Wallfahrt zu diesem Grabe findet eine andere Siara statt, nämlich die zum Grabe Hodun's, der von den Hadhramautern ein Sohn Huds genannt wird, dessen Name aber auf keiner der mir bekannten genealogischen Tabellen der Araber figurirt. Aber wer auch immer der besagte Hodun gewesen sein mag, jedenfalls rühmen sich die edelsten Geschlechter Hadhramants, von ihm abzustammen. Er ist ein hochverehrter Heiliger, und sein Grab, in Ghalbun im Wadi Hadscharin gelegen, eine viel besuchte Wallfahrtsstätte. Diese Wallfahrt wird gewöhnlich mit derjenigen zum Grabe Hud's vereinigt, weshalb sich auch wohl der Gebrauch festgesetzt hat, sie acht Tage vor der letztern zu unternehmen, da das Grab des Vaters von dem des Sohnes gerade acht kleine Tagemärsche entfernt ist.

Die nächste Stadt des Wadi Doan, von welcher man diese Wallfahrt zu unternehmen pflegt, ist das an der Grenze des Wadi Hadscharin gelegene Ssayif. Von hier aus beschloß Wrede gleichfalls die Wallfahrt nach Ghalbun zu unternehmen, um so auch den Wadi Hadscharin, den er bis jetzt immer nur im Westen, Norden oder Süden umgangen und gestreift, aber nie betreten hatte, kennen zu lernen. Ssayif liegt kaum 6 bis 8 Stunden von Choraybe, und Wrede hatte eine bequeme, an Naturgenüssen reiche Reise durch den fruchtbaren, von Städten und Dörfern dichtbesäeten Wadi Doan und seine reizenden Palmenwälder, bis er in jener Stadt anlangte, wo ihm das verhängnißvolle Ereigniß bevorstand. Hier wollte es nämlich sein Unstern, daß er gleich bei seiner Ankunft mitten in eine Massenanhäufung fanatischer Pilger hineingerieth. Lassen wir ihn selbst erzählen, wie übel ihm diese Fanatiker mitspielten.

„Kaum war ich im Gewühl angelangt, als von allen Seiten der Ruf ertönte: „Das ist der Spion der Ferenghi!“ Der ganze Haufe stürzte auf mich los, riß mich vom Kameel, entwaffnete mich, band mir unter Mißhandlungen die Hände auf den Rücken und führte mich mit blutendem Gesicht und von Staub bedeckt in das Haus des Sultans, Ali Mohammed ibn Abd Allah. Alles drängte sich mir nach bis in die Stube, wo sich der Sultan befand, so daß diese bald bis zum Ersticken gefüllt war. Wie rasend schrien die Leute durcheinander, daß ich von den Ferenghi in Aden ins Land geschickt sei, um es zu erforschen, und daß er mich solle hinrichten lassen.“

„Der Sultan fing nun an, mich auszufragen, und ich beantwortete seine Fragen ausführlich. Jedoch ließ man mich nicht lange reden, und der ganze Schwarm übertobte mit seinem Geschrei meine Worte. Meine Lage war im höchsten Grade kritisch. Denn ob ich gleich bemerkte, daß der Sultan unentschlossen umhersah, wußte ich doch zu gut, daß er am Ende den Beduinen, seinen Beschützern, nachgeben mußte, und ich erwartete deshalb jeden Augenblick, daß er den Befehl zu meiner Hinrichtung geben würde. Da plötzlich drängten sich jedoch meine Beschützer, die Scherife, Habib und Abd el Kadir, durch die tobenden Beduinen und erklärten laut, daß ich unter ihrem Schutz stände, und der Weg zu mir nur über ihre Leiber gehen könne, und zu gleicher Zeit löste Habib die Stricke, mit denen ich gebunden war.“

„Gleich darauf kam auch ein befreundeter Beduinenhäuptling und erklärte sich als Beschützer der Stadt Meschhed Ali, aus welcher mein Scherif war, auch zu seinem und meinem Schutzherrn. Andere Scheichs kamen nun auch hinzu und verlangten, daß die Ulema und der Kadhi über mein Schicksal entscheiden, und daß ich bis dahin Gefangener sein solle. Man brachte nun eine kurze eiserne Stange, an deren Ende Fußschellen angebracht waren, schloß meine Füße ein und brachte mich eine Treppe höher in ein kleines Gemach, wohin mir durch die Fürsorge meiner Freunde meine Sachen geschickt wurden.“

Wrede blieb nun mehrere Tage im Gefängniß, bis die Ulemas sein Urtheil ausgesprochen hatten. Dieser Spruch lautete dahin, daß er schleunigst das Land verlassen müsse und zu diesem Zwecke von einem Geleitsmann an die Küste escortirt werden solle; zugleich habe er sein Tagebuch und alle Notizen, die er auf der Reise gesammelt, auszuliefern, damit sie verbrannt würden. Wrede wußte jedoch letzteres Urtheil so zu umgehen, daß er nur seine flüchtig mit Bleistift gemachten ersten Notizen auslieferte, während er die Copien und Reinschriften, die er im Geheim mit Dinte geschrieben hatte, wohl in seinem Gepäck und an seinem Leibe versteckte. Als sie dem Auto da fé übergeben werden sollten, erregten die deutschen Schriftzüge den Verdacht und das Staunen der Araber. Man fragte ihn, was für eine Sprache das sei? Dreist antwortete er, sich auf die Unwissenheit dieser Araber verlassend, es sei türkisch, und diese gewagte Lüge fand Glauben.

Nun sah er sich zwar frei und gab, obgleich er verurtheilt worden war, das Land zu verlassen, doch nicht die Hoffnung auf, seine Reise noch fortsetzen zu können; aber der Sultan von Ssayif sollte ihn leider des einzigen Mittels berauben, das ihm bei der Habsucht der Beduinen allein die Möglichkeit zu weiteren Entdeckungsreisen eröffnen konnte, nämlich des Geldes. Noch besaß er hundert Thaler, eine Summe, welche in diesem Lande vielleicht den zwanzigfachen Werth hat, wie in Europa, und mit dieser hätte sich viel machen lassen. Jedoch der Sultan fand ein solches Wohlgefallen an dieser Summe, daß er sich dieselbe vom Reisenden „zum Andenken“ erbat, und obgleich der Reisende auf dergleichen klingende Souvenirs gar nicht einzugehen Lust hatte, nöthigte ihn doch Gewalt dazu, sie herauszugeben oder vielmehr sie sich nehmen zu lassen. Wahrhaft komisch war die Erörterung, die er wegen dieser hundert Thaler mit dem Sultan hatte.

„Der Sultan,“ so erzählt Wrede, „sagte mir, daß er mir die hundert Thaler nicht zurückgeben könne, indem ich sonst meine Reise fortsetzen würde. Hierin hatte er ganz Recht, denn, im Falle er sie mir gelassen hätte, würde ich, einmal außer seiner Gewalt, unter Beduinenschutz meine Reise nach Kabr Hud fortgesetzt haben. Aus diesem Grunde protestirte ich gegen die Wegnahme meines Geldes und fragte, wie ich es denn ohne Geld anfangen solle, seinem Willen gemäß nach Makalla zu reisen, worauf er mir erwiederte, daß das seine Sache sei, daß er mir Proviant und einen Dachail bis ans Meer geben würde. Hiermit stellte ich mich aber nicht zufrieden und entgegnete, daß ich von Makalla bis nach Aegypten noch einen weiten Weg hätte und ohne Geld nicht dahin gelangen könnte. Auf diesen Einwand nahm er nicht viel Rücksicht, sondern steckte den Beutel mit den Worten in seinen Gürtel: Gott ist groß! Er wird Dir schon weiter helfen!“

Noch stand ihm eine weitere Spitzbüberei des Sultans bevor, der ihn nun auch seines einzigen geretteten letzten Gutes, seines Chronometers, beraubte und zwar folgendermaßen.

„Plötzlich fragte der Sultan, wo ich denn die Dose hätte, in der sich etwas bewege? Ich that, als verstände ich ihn nicht, und erklärte, keine solche Dose zu besitzen. Damit ließ er sich aber nicht abspeisen, sondern öffnete mein Oberhemde und zog mir den Chronometer aus der Tasche, welchen ich sogleich öffnen mußte. Der Chronometer ging nun von Hand zu Hand, und ein Jeder stöberte mit dem Finger darin herum. Endlich erklärte ihn der Sultan für sein Eigenthum, da er mir nur dazu diene, „das Land aufzuschreiben". (Diesen Ausdruck gebrauchen die Araber stets für das Sammeln und Notiren geographischer oder ethnographischer Bemerkungen über ihr Land.)

Eine Stunde nach dieser angenehmen Scene trat Wrede ohne einen Pfennig in der Tasche seine Rückreise nach Makalla an. Obgleich Ssahif nicht weit von Choraybe liegt und somit die Reise von beiden Orten nach Makalla fast in derselben Richtung geht, so zog doch Wrede auf dem Rückwege vom Wadi Doan durch eine ganz andere Gegend, als auf der Hinreise. Das kam daher, weil er Beduinen von einem andern Stamme anvertraut worden war und diese es bequemer fanden, ihn durch ihr Gebiet zu führen, welches von der ersten Straße bedeutend westlich ablag. Diese Reise war ungleich weniger interessant, führte zum größten Theil über wenig oder gar nicht bevölkerte Hochebenen, durch wilde Gebirgslandschaften, in denen fast nichts wuchs, und dabei trieben die Beduinen noch zur Eile, da sie sich bald ihrer unwillkommenen Bürde entledigen wollten. Dennoch wurde er auf dieser Tour, welche 8 Tage in Anspruch nahm, Zeuge eines merkwürdigen nationalen Sittenzuges, nämlich einer beduinischen Hochzeit, bei der er die uralte Sitte des simulirten Raubes der Bräute noch aufrecht gehalten fand.

„Alle Männer," so erzählt er, „begaben sich beim Anfang der Hochzeit vor die Höhle des Bräutigams (diese Beduinen sind Höhlenbewohner), und die Frauen vor die der Braut. Die Väter des Brautpaares schlachteten Jeder mehrere Schafe, große Feuer loderten auf, und nun wurde geschmaust und gesungen bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Die jungen Männer nahmen hierauf den Bräutigam in die Mitte und zogen nach der Höhle der Braut, um sie abzuholen. Hier aber wurde ihnen der Bescheid, daß die Braut sich geflüchtet habe, und man nicht wisse, wohin? Nachdem nun die Jünglinge die ganze Höhle durchstöbert und nichts gefunden hatten, eilten sie mit einem gräßlichen Geschrei zu ihren Waffen, zündeten die Lunten an und machten sich auf, die Flüchtige zu suchen. Ich schloß mich dem Schwarm an und zog nun wenigstens zwei gute Stunden mit umher. Endlich entdeckten wir einen Trupp junger Mädchen, welche eine Höhle bewachten, in die sich die Braut versteckt hatte. Der Bräutigam forderte sie auf, die Flüchtige auszuliefern, allein statt der Antwort warfen sie mit Steinen und zwar dergestalt, daß man es wohl für Ernst nehmen konnte. Nun liefen die jungen Männer mit vor das Gesicht gehaltenen Armen Sturm, wurden aber mit einem Hagel von Steinen empfangen. Dies war übrigens der letzte Vertheidigungsversuch, denn als die jungen Männer ihnen näher kamen, flüchteten sich die Mädchen mit Wehklagen nach allen Seiten und ließen die Braut als gute Beute zurück. — Der Bräutigam setzte sich nun ungehindert in deren Besitz, und die Uebrigen zogen sich darauf an die hundert Schritt zurück, wo sich denn auch die Mädchen wieder einfanden. Es dauerte nicht lange, so kam das Paar, welches als Braut und Bräutigam die Höhle betreten hatte, als Mann und Frau wieder hervor, letztere mit einem großen Tuche verhüllt. Sie wurden jetzt in die Mitte genommen und unter Gewehrsalven und Frauengetriller nach der Höhle des Mannes gebracht, an deren Eingang dieser zwei Lämmer schlachtete, die sogleich gebraten und verzehrt wurden. So endete das Fest."

Einige Tage später brachte Wrede einen seltsamen Aberglauben der Beduinen in Erfahrung:

„Mehrere Beduinen lagen nämlich ausgestreckt um das Feuer, zu dem ich, um meine Pfeife anzuzünden, hinzugehen mußte, und da ich keinen Raum zum Durchgehen fand, so schritt ich über die Beine eines Beduinen. Ich erstaunte nicht wenig, als derselbe aufsprang und mir die bittersten Vorwürfe machte, daß ich ihn mit Krankheiten überschüttet hätte. Mein Führer kam hinzu, machte mir auch Vorwürfe und erklärte mir, als ich fragte, was ich denn eigentlich verbrochen habe, daß ich durch mein Ueberschreiten des Körpers seines Freundes nicht allein alle Krankheiten, an denen ich jetzt vielleicht litte, sondern auch alle, welche ich später etwa noch bekommen könnte, auf ihn übertragen hätte. Um den guten Mann zu beruhigen, antwortete ich ihm, daß, wenn dem so wäre, ich erbötig sei, ihn wieder über mich schreiten zu lassen. Dieses Anerbieten wurde denn auch sogleich angenommen. Ich sah in seinen zufriedenen Mienen, daß er sich im Innern Glück wünschte, mir nicht allein meine Krankheiten zurückgegeben, sondern mich auch noch mit all den seingen, gegenwärtigen wie zukünftigen, überschüttet zu haben."

Uebrigens waren die Beduinen, mit denen Wrede auf dieser seiner Rückreise zusammenkam, alle sehr freundlich gegen ihn. Alle mißbilligten das Verfahren des Sultans von Ssahif, bedauerten ihn und sagten, der Sultan allein sei für die Sünde verantwortlich, daß Wrede sein Gelübde nicht gelöst habe.

In den ersten Tagen des Septembers kam er wieder in Makalla an, wo der Sultan ihn zu sich rufen ließ, ihn sehr freundlich behandelte, ihn gleichfalls beklagte und den Sultan von Ssahif schwer tadelte. Dieser Sultan schenkte ihm sogar fünf Thaler, was für einen armen, kleinen, südarabischen Fürsten, dessen Herrschaft nicht über seine Stadtmauern geht, eine große Summe ist. Diese fünf Thaler sollte Wrede jedoch bald bei einem andern kleinen Sultan loswerden und zwar ohne irgend etwas dadurch zu erlangen. Auf seiner Rückreise zur See nach Aden auf einem Schiffe des Sultans von Makalla, das ihn umsonst mitnahm, landete er in Hisse Ghorab, in dessen Nähe die berühmte himyaritische Inschrift in einem alten Ruinenschlosse eingegraben ist. Dies zu besuchen, wollte ihn der Sultan nur gestatten, wenn er ihm die fünf Thaler gebe. Aber dadurch, daß Wrede sie ihm gab, gewann er gar nichts, denn das Schloß gehörte nicht dem Sultan, sondern den Beduinen, die weitere fünf Thaler Eintrittsgeld verlangten, welche Wrede nicht hatte, worauf ihn die Beduinen gefangen nehmen wollten und er nur mit Mühe aufs Schiff zurückgelangte, nicht jedoch, ohne von den Kugeln der am Strande lauernden Beduinen verfolgt zu werden. Diese schifften sich sogar auf drei Fahrzeugen ein, um den Reisenden auch zur See zu verfolgen, aber ein günstiger Wind entführte ihn, und so kam er glücklich und wohlbehalten wieder in Aden an.

Aus allen Erdtheilen.

Die neue Mündung des Hoang ho in China.

China wird bekanntlich von zwei kolossalen Zwillingsströmen durchfluthet, dem Yang tse kiang und den Hoang ho. Der letztere fließt im nördlichen Theile des Reiches, und mündete bis vor etwa 15 Jahren in der Provinz Kiangsi in das sogenannte gelbe Meer. In unseren Tagen hat er sich wieder einmal eine neue Bahn gebrochen. Wir haben schon vor einiger Zeit („Globus" XV, S. 124) darauf hingewiesen, daß die neue Mündung am Meerbusen von Pe tschi li liegt; der Strom hat die östliche Richtung verlassen und eine nördliche eingeschlagen. Ein Professor an der neuerrichteten Universität zu Peking, Herr Martin, meldete, daß er trockenen Fußes durch das ehemalige Strombett gegangen sei, wo einst schwer beladene Dschonken fuhren.

Ueber diesen neuen Lauf des Hoang ho hielt ein Herr Ney Elias am 22. November in der Londoner geographischen Gesellschaft einen interessanten Vortrag. Es ist merkwürdig, wie sich auch auf sonst vortrefflichen Karten alte Angaben hartnäckig behaupten; ein Gleiches ist in den Lehr- und Handbüchern der Fall. Schon vor Jahren gab der leider zu früh verstorbene Graf d'Escayrac in Paris eingehende Berichte über die Veränderung des Laufes und der Mündung, aber die Kartographen nahmen davon keine Notiz, und erst in den letzten Wochen ist eine Stieler'sche Karte erschienen, auf welcher der Hoang ho so verzeichnet worden ist, wie er nun strömt.

Herr Ney Elias unternahm es, 1868 im Einverständnisse mit der Handelskammer von Schanghai, den Hoang ho genauer zu erforschen. Man wußte selbst in jener großen Stadt, in diesem wichtigsten Emporium Chinas und Ostasiens überhaupt, nichts Genaues über die merkwürdige Naturerscheinung. Die Kunde war darauf beschränkt, daß man erfahren hatte, der Strom habe einige hundert Miles oberhalb seiner bisherigen Mündung sein Bett verlassen und sich eine neue Bahn nach Norden hin gebrochen; das alte Bett liege in einer Breite von 2 bis 3 Miles trocken und bilde nun eine viel benutzte Landstraße. Weit und breit seien die Aecker verwüstet worden, Millionen Menschen seien umgekommen und unabsehbare Strecken lägen wüst, weil seit dem Entweichen des Stromes keine Bewässerung der Felder stattfinden kann.

Der Lauf des Hoang ho ist immer ein sehr unsicherer gewesen. Aus den chinesischen Jahrbüchern ergiebt sich, daß er seit dem Jahre 602 vor Christus auf dem weiten Raume zwischen 34 und 39° N. seine Mündungen nicht weniger als neun Mal gewechselt hat. Herr Elias meint, der größere Theil der ausgedehnten Alluvialebene Chinas sei gebildet worden durch die Ablagerungen, welche von diesem seltsamen Strom herrühren.

Herr Ney Elias war von einem Herrn Hollingworth und zwei Chinesen begleitet; er verließ, mit Instrumenten hinlänglich ausgerüstet, Schanghai am 24. September 1868, fuhr eine Strecke von etwa 400 Miles auf dem Großen Kaisercanal und gelangte am 17. October bei der Stadt Nan schan an die Ufer des neuen Gelben Stroms. Dieser hatte sich hier noch kein eigentliches Bett gegraben, sondern das Land 10 bis 12 Miles breit überfluthet; er hatte auch die Uferbänke, die Deiche, des Canals fortgerissen, und die ganze Gegend gewährte einen trostlosen Anblick. Die Reisenden fuhren von unterhalb Nan schan den Strom abwärts bis zu seiner Mündung in den Meerbusen von Pe tschi li. Neunzehn Miles abwärts (— wohl von Nan schan; der mir vorliegende Bericht drückt sich hier nicht klar aus —) drängt sich das Wasser, welches (— bis dahin —) das Land weithin überschwemmt hat, in das engere Bett eines viel kleinern Flusses, des Ta tsing, und dieser bildet dann sein Bett. Die mächtige Wasserfülle und die rasche Strömung des Hoang ho untergraben die Ufer des Ta tsing, welchen sie breiter machen; sie reißen Dörfer und Städte, Gärten und Felder hinweg. Brücken, welche über den Ta tsing geschlagen worden waren, liegen nun als Ruinen mitten im Strome. Bei Tsi ho hein, etwas oberhalb der Hafenstadt Tsi nan fu, wird durch eine solche Brücke die Schifffahrt gehemmt. Nach dem Meere zu werden die Ufer morastig und unbewohnbar; die Grenze des bewohnten Landes ist jetzt bei dem kleinen Hafen Tu men kuan. In der Strommündung liegt eine Barre, welche am 27. October bei Ebbe eine Minimaltiefe von $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß hatte; einige tiefere Einfahrten haben 5 bis 7 und 8 Fuß. Der neue Lauf des Stromes ist für größere Dschonken nicht zu benutzen, und seine Bedeutung für den Handel ist sehr gering.

Auf der Rückreise befuhr Ney Elias den Hoang ho aufwärts bis in die Gegend von Lung men kau, wo sein erster Ausbruch im Jahre 1851 stattgefunden hat; die vollständige Ablenkung des Wassers und die Bildung des neuen Laufes fällt jedoch erst in das Jahr 1853.

Die Sonnenmaschinen und die Culturgeographie.

A. Mouchot, Professor in Tours, hat ein Schriftchen erscheinen lassen, in welchem Versuche über die industrielle Verwerthung der Sonnenwärme mitgetheilt werden. (Der Titel ist: La chaleur solaire et ses applications industrielles. Paris, Gauthier-Villars. 1869.) Was im vorigen Jahre bereits ein (— seiner Zeit im „Globus" mitgetheilter —) Brief des bekannten schwedischen Mechanikers Ericsson, des Erfinders der calorischen Maschine, der Welt verkündet hatte, daß es nämlich in der That möglich sei, vermittelst nicht sehr complicirter Einrichtungen die Sonnenwärme in der Art zu concentriren, um Wasserdampf- und Warmluftmaschinen mit derselben zu heizen, das hat der französische Gelehrte in klarer und nüchterner Weise als Resultat neunjähriger Untersuchungen dargelegt. Uns interessiren die Ausblicke, welche die Erwägung einer ausgedehnten Anwendung der projectirten Sonnenmaschinen eröffnete, und denen der Verfasser ungefähr in folgender Weise Worte leiht: Wenn Aegypten, ungeachtet seiner Bemühungen, es so schwer findet, sich aus den Ruinen zu erheben, so ist es nicht so sehr die Erschöpfung der alten Hülfsquellen, die ja in Gestalt der kräftigen Sonne und der fruchtbaren Nilüberschwemmungen beständig geblieben sind, als vielmehr der Mangel eines billigen Brennmaterials für nothwendige Maschinen. Die Handarbeiter reichen nicht hin, und können bei einem Steinkohlenpreis von 50 bis 100 Francs für die Tonne nicht leicht durch Maschinenarbeit ersetzt werden, und das Brennholz fehlt bekanntlich in Aegypten so sehr, daß man meist mit getrocknetem Kameelmiste heizt. Hier könnte die Sonnenmaschine wirksam werden unter einem Himmel, an welchem „die Sonne in einer Eruption auf- und einem Flammenmeer untergeht", wo monatelang keine Wolke den „Herrn des Himmels", den alten Schutzgott des Nillandes, verdunkelt. Und das Gleiche gilt von den Tropen, unter denen die Sonnenhitze eben so groß, wie das Brennmaterial selten, und die Arbeitskraft des Menschen und der Thiere gering ist. Die Zeit werde einst kommen, in der die Industrie in Europa nicht mehr diejenigen Hülfsquellen finde, die ihr nothwendig seien. Petroleum und Steinkohlen sind keine unerschöpflichen Schätze, sondern gehen an manchen Orten schon stark zur Neige. Wird man dann zur Kraft des Wassers und des Windes, des Menschen und der Thiere zurückkehren, oder wird man dahin auswandern, wo die stärkste Wärmequelle Jedem ihre Strahlen zuwirft? Die Geschichte zeigt, was kommen wird. Die Gegenden, welche große Völker ernährt hatten, haben stets gleich dem Ackerfelde eine Ruhezeit nöthig gehabt. —

Die nächste Zeit schon wird lehren, inwiefern die „Sonnenmaschinen" in praktische Wirksamkeit überzuführen sind. Wer die Thatsachen ruhig erwägt, wird zugeben können, daß in den Tropen eine nicht geringe Aussicht dafür vorhanden ist, und daß

mit der Verwirklichung der uralten Idee (schon Heron v. Alexandrien beschreibt eine Sonnenpumpe) eine starke Veränderung der heutigen culturgeographischen Situation stattfinden wird. Warten wir indeß ruhig ab, was die Jahre bringen, das Staunen haben wir ja längst verlernt. —

Der Tabackshandel Louisvilles in Kentucky.

Louisville ist das Centrum des Handels mit Blättertaback im Westen. Seit mehr als 30 Jahren wird der Taback daselbst in öffentlichen Auctionen von Fabrikanten, Speculanten und Exportern verkauft. In den letzten sechs Jahren wurde daselbst Taback zum Werth von 39 Mill. Dollars versteigert, der meistens aus Kentucky, aber auch von Illinois und Indiana kam, in welchen zwei Staaten die Tabackscultur von Jahr zu Jahr zunahm. In Indiana sind Tausende von Deutschen in den Counties Perry, Spencer und Dubois am Ohiofluß mit der Tabackscultur beschäftigt. Die centrale Lage von Louisville scheint dasselbe zum großen Centraldepot dieses wichtigen Bodenproducts zu bestimmen; Eisenbahn- und Dampfbootverbindungen bringen dieses Product von allen Himmelsgegenden herbei.

Das Geschäft ist durch Staatsgesetze geregelt; Beamte entnehmen den Fässern Proben und wiegen sie, und in sechs großen Depots finden täglich die Auctionen statt. Der Farmer erhält am Verkaufstage den Preis für seine Waare baar, braucht jedoch nicht auf den Verkauf einzugehen, wenn ihm der erzielte Preis zu niedrig ist. Die sechs Waarenhäuser verkauften vom 1. November 1868 bis zum 1. November 1869: 39,420 Fässer, die 4,315,967 Dollars werth sind. Außerdem wurden noch weitere 6000 Fässer privatim verkauft.

Der „Louisville Anzeiger" macht hierzu folgende Bemerkungen: Die Gesammternte des Westens, d. h. der Tabackstaaten Kentucky, Indiana, Illinois, Tennessee und Missouri für das Jahr 1868, betrug ca. 120,000 Fässer, und ist aus obiger Ausstellung des hiesigen Geschäftes ersichtlich, welche große Bedeutung Louisville als Verkaufsplatz erlangt hat. Ueber ein Drittheil der ganzen Ernte ging durch unsere Hände, ein deutlicher Beweis, wie sehr die Pflanzer von Taback die Vortheile des hiesigen Marktes würdigen. Es giebt in der That keinen Platz im Westen, wo so Vieles sich vereinigt, um für Taback stets den höchsten Preis zu erzielen. Zunächst haben wir 23 sogenannte Stemmeries oder Dryinghouses, in denen Taback für Europa und für besondere amerikanische Fabrikationszwecke hergerichtet wird, ferner hat Louisville 13 große Kau- und Rauchtabackfabriken. Diese 36 Etablissements beschäftigen eine bedeutende Anzahl Arbeiter und setzen ein sehr großes Capital um. Alle kaufen ihren Vorrath von rohem Blättertaback in unseren täglichen Auctionen, und dadurch wird dem Farmer die Gewißheit, daß die verschiedenartigsten Gattungen stets Käufer finden. Außer den Fabrikanten haben wir eine große Zahl — über 40 — regelmäßiger Händler und Commissionskaufleute, welche für eigene und auswärtige Rechnung Einkäufe besorgen, für die verschiedensten Plätze Amerikas und Europas.

Die Fabrikanten in den nordwestlichen Städten Chicago, Milwaukie, Detroit, Toledo, Cleveland, Hamilton, Toronto, Montreal in Canada rc., sowie im Osten Buffalo, Rochester, Utica, Albany, Philadelphia, Baltimore — die Fabrikanten aller dieser Orte beziehen einen großen Theil ihres Blättertabacks von uns. Ferner befassen sich Häuser mit directem Export nach dem Continente, und Bremen, Hamburg, Antwerpen empfangen große Sendungen von Louisville. Die französischen, spanischen und italienischen Regierungscontracte werden zum Theil von hier aus mit completirt, und so bietet der hiesige Markt, was Vielseitigkeit des Bedarfs und Concurrenz unter den Käufern angeht, dem Farmer die Gewißheit, daß sein Taback, einerlei welcher Qualität er ist, stets seinen vollen Werth bringt.

Die Schätzungen der 1869 erzielten Ernte lauten auf 55,000 bis 65,000 Fässer für Kentucky, 12,000 bis 13,000 für Tennessee, 15,000 bis 20,000 Fässer für Illinois und Indiana, 11,000 bis 13,000 Fässer für Missouri.

Kunsttriebe der Buschmänner.

In dem neulich veröffentlichten kurzen Berichte über die letzte Reise Livingstone's wird von Malereien eines grottenbewohnenden Volkes in Mittelafrika erzählt, und wir fanden in öffentlichen Blättern die Vermuthung ausgesprochen, als handle es sich hier um „Hieroglyphen". G. Fritsch hat in seinem trefflichen Buche „Drei Jahre in Südafrika" (Breslau 1868) nähere Nachrichten über Schildereien der Buschmänner gegeben, die eine ziemlich genaue Vorstellung gewinnen lassen, und jedenfalls nicht die Meinung, die wir erwähnten, unterstützen. Der Reisende fand die primitiven Kunstwerke in der Nähe des Windvogelberges; dieselben stellten Thiere und Menschen dar, von ersteren Rind, Hund, Strauß, Pavian, verschiedene, wohl unterscheidbare Antilopen, Quaggas und andere, von letzteren Eingeborene und Europäer. Die Bilder waren groß und im Allgemeinen richtig gezeichnet. Der Technik nach konnten die eigentlichen Malereien von den eingekratzten Arbeiten unterschieden werden. An Farben war Schwarz, Weiß, Ocher und Roth vorhanden. Bekanntlich sind die Buschmänner auch abgesehen von ihren malerischen Talenten stark in jeder Art Nachahmung, sei es nun in Stimme, Bewegung, oder sonst welcher Fähigkeit, und es würde von Interesse sein zu wissen, ob diese Begabung das Maß dessen, was sonst wilde Völker in dieser Richtung zu entwickeln pflegen, übertrifft oder nicht. Die Rennthier- und Mammuthgenossen unter unseren europäischen Vorfahren zeichneten, wie die Höhlenfunde beweisen, ebenfalls nicht ohne Geschick.

* * *

— Wir lesen in der deutschen „St. Petersburger Zeitung", daß die russische Polizei eifrige Nachforschungen über die Secte der Skopzen angestellt habe. Es stellte sich dabei heraus, daß dieselbe während der letztverflossenen Jahre im Gouvernement St. Petersburg, besonders unter den finnischen Lutheranern der Kreise Peterhof und Schlüsselburg, außerordentlich an Ausdehnung gewonnen hat. Aus diesem Umstande erkläre es sich, daß in jenem Kreise kein Zuwachs der Bevölkerung stattfinde. Bisher waren nur Russen Selbstverstümmler, nun hat also der Wahnwitz auch finnische Protestanten ergriffen.

In demselben Blatte finden wir die Notiz, daß in St. Petersburg auf dem Pferdemarkte ein gerichtliches Urtheil verkündet worden ist. „Der Bauer P. Rodionow ist wegen Verbreitung der Lehren der unter der von der orthodoxen Kirche abgefallenen, bereits bestehenden Bespopowschtschina-Secte des Fedossejewschen Bekenntnisses zum Verluste der Bürgerrechte und zur Ansiedelung in Transkaukasien verurtheilt worden."

— In Rußland wird von Seiten der Regierung eine Reform des Klosterwesens angebahnt. Das ganze Reich zählt nur etwa 10,000 Klostergeistliche der orthodoxen Kirche; von den Klöstern sind 223 „etatmäßig" und 162 „außeretatmäßig".

— Der Silberdollar auf Haïti hatte am 1. November 1869 den Cours von — 1800 Papierdollars.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Die Passionsspiele der schiitischen Mohammedaner.

Vor einigen Monaten schilderten wir („Globus" Nr. 9, S. 130 ff.) das Moharremfest, welches die schiitischen Tataren in Schuscha, der Hauptstadt von Karabagh im russischen Transkaukasien, alljährlich feiern. Sie beklagen alsdann das tragische Schicksal der beiden Märtyrer Hassan und Hosseïn; während der zehn Tage dieses Moharremfestes beobachten sie von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang ein strenges Fasten, rauchen keinen Taback, gehen nicht ins Bad und unternehmen keine Reise. In den Moscheen werden Vorträge über die Leiden der Märtyrer gehalten, und am zehnten Tage, mit welchem die Feierlichkeiten abschließen, finden rührende dramatische Aufführungen statt.

Auch in Persien gehören dieselben wesentlich zum religiösen Leben des Volkes; schon vor zweihundert Jahren hat Chardin sie ausführlich beschrieben, und in neuerer Zeit gab der Engländer Morier, einer der gründlichsten Kenner Irans, gleichfalls eine ansprechende Schilderung. Aber die beste Darstellung verdanken wir einem deutschen Orientalisten, Dr. Hermann Ethé in München. Wir finden in seinen jüngst erschienenen „Morgenländischen Studien" (Leipzig, bei Fues, 1870) einen vortrefflichen Essay über die persischen Passionsspiele, aus welchem wir das, was früher in unserer Zeitschrift darüber mitgetheilt wurde, vervollständigen können.

Goethe hat einmal die Bemerkung gemacht, es sei auffallend, daß die persische Poesie bei ihrer sonstigen Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit kein Drama besitze. Er will den Grund dafür in dem wenig zu Gesprächen geneigten orientalischen Leben und dem morgenländischen Despotismus finden, der keine Wechselreden befördere und gegen den Willen und Befehl des Herrschers keine andere Einwendung dulde, als höchstens Citate aus dem Koran und bekannte Dichterstellen. Dr. Ethé fügt hinzu, daß Goethes Urtheil für die glänzende Zeit der persischen Literatur ein ganz zutreffendes sei, in der neuern Zeit jedoch breche sich eine Art von dramatischer Poesie eine Bahn. Die Entwickelungskeime derselben liegen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. „Wie sich der indogermanische Geist der Perser auf so vielen Gebieten gerade unserm deutschen am nächsten und innigsten verwandt zeigt (wofür z. B. die Sprache selbst, vor allem in ihrem lexicalischen Theile, und die mannichfachsten Anklänge der altpersischen Mythen und Sagen an jene unserer germanischen Vorzeit den sprechenden Beweis liefern), so tritt uns auch eine überraschende Aehnlichkeit zwischen beiden Völkern in der Entstehungsgeschichte ihrer dramatischen Poesie entgegen. Bekanntlich ist dieselbe bei uns aus dem religiösen Cultus herausgewachsen und hat ihren Ausgangspunkt in geistlichen Stücken, in Mysterien und Passionsspielen. Ganz dasselbe ist bei den Persern der Fall, nur daß bei diesen sich von Anfang an ein ausgeprägtes patriotisches Element hineinmischte. Dieses trägt, wie Graf Gobineau schlagend nachgewiesen hat, alle Bedingungen in sich, um in nicht allzu ferner Zeit — falls äußere Einflüsse nicht etwa lähmend einwirken — ein dem griechischen analoges, echt nationales Drama hervorzubringen."

Den ersten Anlaß zu theatralischen Schaustellungen in Persien haben wohl die Chöre gegeben, welche seit alter Zeit alljährlich an gewissen Tagen zu Ehren der Familie Ali's, Mohammed's Schwiegersohn, abgesungen wurden. Die Perser leugnen bekanntlich die Legitimität der drei ersten Cha-

Tataren in der Moschee zu Schuscha.

lifen: Abu Bekr, Omar und Osman; auch gilt Mohammed's Gattin Aischa ihnen nicht für ehrbar. Ali dagegen steht ihnen höher als selbst Mohammed; er gilt ihnen für eine Incarnation Allahs. Es ist für den Gläubigen eine Pflicht und ein Verdienst, sein und seiner Söhne und Verwandten Andenken zu feiern.

Der Ali-Cultus artet nicht selten in einen ausschweifenden Fanatismus aus. Hermann Vambery erzählt davon in seinen „Wanderungen und Erlebnissen in Persien" ein Beispiel. Ein Derwisch hatte das Gelübde gethan, während seines übrigen Lebens seinen Mund nur zu dem Ausrufe: „Ali, Ali" zu öffnen, und seit dreißig Jahren war in der That kein anderes Wort über seine Lippen gekommen.

Bisher hat das Schicksal der Familie Ali's fast ausschließlich Stoff zu dramatischen Dichtungen geliefert. Als Ali kaum fünf Jahre lang die Würde eines Emirs der Gläubigen bekleidet hatte, fiel er bei Kufa in Mesopotamien durch Meuchelmord und der Ommijade Moawiah bemächtigte sich des Chalifates. Von Ali's Söhnen, Hassan (Chasan) und Hosseïn (Chusain) ist der erstere Lieblingsheld der Perser, denn er glich an Ritterlichkeit und Freigebigkeit seinem Vater, auch war er von edelmüthiger Gesinnung. Er weigerte sich standhaft, Moawiah und dessen Sohn Jezid als rechtmäßige Herrscher anzuerkennen, mußte Medina verlassen und ging nach Mekka. Dort erhielt er von Seiten seiner Anhänger die Aufforderung, nach Kufa zu kommen und brach mit seiner Familie dorthin auf. Doch unterwegs, bei Kerbela, unweit von Bagdad, wurde er von Jezid's Kriegern umzingelt und mit den meisten seiner Begleiter getödtet. Seine Frauen und Kinder wurden nach Damaskus geführt; sein Bruder soll, einer unverbürgten Sage zufolge, schon früher den Märtyrertod gestorben sein; auf Moawiah's Anstiften sei er von seiner eigenen Frau vergiftet worden.

Hier liegt eine tragische Geschichte vor. Ein Sohn Hosseïn's war Gemahl einer persischen Prinzessin; die Perser trugen das Joch der Araber nur mit Widerwillen, und schon in frühen Zeiten wurden die Märtyrer in Chorgesängen verherrlicht. Zu diesen gesellten sich allmälig während der zehn Tage des heiligen Monats Moharrem, an welchen jedem Gläubigen Kampf und Streit verboten ist, Processionen, welche unter Gesängen und heftigem Schlagen auf die Brust die Straßen durchzogen.

Man hat dann, wie schon angedeutet wurde, im Anfang unseres Jahrhunderts den Grundstein zum Ausbau eines wirklichen Dramas gelegt zunächst durch Einführung eines Schauspielers, welcher in dem Charakter irgend eines Heiligen aus der Märtyrerfamilie die Geschichte seiner Leiden recitirte und durch herzergreifende Klagen über dessen Geschick das Mitgefühl der Zuschauer zu erregen suchte. Dies ist eine Vorstufe zum Drama, welche auch jetzt noch nicht überwunden ist; denn jede theatralische Vorstellung wird ungefähr zwei Stunden lang durch Processionen, Tänze, Gebete und Gesänge eingeleitet. Allnächtlich ziehen geistliche Brüderschaften, welche Loblieder singen, von einem Theater zum andern, und selbst während der Vorstellung erscheinen die sogenannten Seïds des Rusehkhan, Abkömmlinge des Propheten, und Mollahs einer kleinen, vom orthodoxen Clerus verachteten, aber beim Volke in hohem Ansehen stehenden Secte; sie begleiten in längeren Sermonen, die Leiden und Verdienste der Märtyrer preisend, die eigentliche Handlung der Darsteller.

Von den Verfassern der verschiedenen Passionsspiele, der Taziehs, ist kein einziger bekannt; auch rühren dieselben schwerlich von einem einzigen Verfasser her, am wenigsten von einem Dichter in unserm Sinne. Sie sind zumeist aus dem gesammten Volk heraus entstanden und werden auch durch das gesammte Volksgefühl immer wieder modificirt. Besonders ergreifende Stellen werden aus einem Stück herausgenommen und in ein anderes übertragen, welches der Director der Schauspielertruppe zusammenstellt. Dieser übt eine unbeschränkte Macht über seine Mitglieder, ist fortwährend auf offener Scene zugegen, regelt die Darstellung jedes Einzelnen durch Winke, und nicht selten flicht er seinerseits Gebete und Anekdoten aus dem Leben eines Heiligen oder Märtyrers ein. Alle Stücke sind im Volksdialekt abgefaßt, damit auch der gemeine Mann sie verstehe, schmuck- und kunstlos in der Form, oft von sehr ungleichem Stil und fehlerhaft im Rhythmus wie im Reim. Aber gerade deshalb packen sie das Volk und machen, wie alle Beobachter bezeugen, eine unbeschreibliche, völlig elektrische Wirkung, noch weit mehr, als es bei den oberbaierischen Passionsspielen im Oberammergau der Fall ist. Das gesammte persische Volk hängt mit Leidenschaft an diesen dramatischen Productionen; selbst die höheren Classen vermögen es nicht, sich dem allgemeinen Zug und Drange der Gefühle entgegenzustämmen.

„Die persische Schaubühne ist in Wahrheit das, was einst die griechische gewesen, ein Nationalheiligthum, auf dem eine gleiche, ja eine noch höhere Weihe in den Augen der Menge ruht, als auf der Kirche selber. Jedes Mißgeschick, das auf der Bühne einer dieser Märtyrer aus Ali's Familie erduldet, ruft einen Wiederhall in ihren Herzen wach; jede Thräne, die dort vergossen wird, jeder Seufzer, jede Trauerklage, die in ergreifenden Tönen von den Lippen der Darsteller erschallt, wirkt mit rührender Gewalt auf die Gemüther der Zuschauer. Ihr Jammern und Schluchzen, ihr Weherufen, ihr Schlagen an die Brust ist ein unwiderleglicher Beweis, daß für sie die vorgeführte Handlung kein bloßes Spiel, keine Zerstreuung des Geistes ist, sondern eine wahrhaft große That, ein jedem andern an Werth und Verdienst weit voranstehendes patriotisch-religiöses Werk."

Der Schah, die vornehmen und reichen Leute sehen ein verdienstliches Werk darin, auf ihre Kosten solche Taziehs zu veranstalten; bei denselben hat Jedermann freien Eintritt, und in den Pausen wird er mit Erfrischungen bewirthet. Die Ausstattung der Bühne ist ungemein einfach; letztere besteht nur aus einer mit zwei Rampen an den Seiten versehenen, mehrere Fuß hohen Plattform; diese befindet sich inmitten eines weiten, mit Logen ausgestatteten Parallellogramms, das nach allen Seiten hin offen ist. Coulissen oder Decorationen irgend welcher Art sind nicht vorhanden. Vor Beginn des Stückes wird den Zuschauern auseinandergesetzt, welchen Ort sie sich als Schauplatz der Handlung denken sollen. Schauspieler, welche ihre Scene zu Ende gespielt haben, treten nicht ab, sondern gehen nur auf die Seite, und die meisten Darsteller halten ihre Rolle in der Hand, um sie, wenigstens zum größten Theil, abzulesen. Hier kann also von Illusion keine Rede sein, auch wird auf Genauigkeit des historischen Costüms kein Werth gelegt; Pracht und Luxus in Gewändern und Waffen sind die Hauptsache. Bühnenkunst, seine Berechnung des Spiels, eingehendes Studium in Bezug auf Haltung, Mimik und Gesticulation fehlen, jeder Darsteller giebt sich, wie er eben ist. Aber gerade diese Natürlichkeit übt eine Wirkung, von der selbst Europäer (Gobineau, Vambery, Brugsch) hingerissen wurden.

Die wirkliche Handlung in den persischen Mysterien ist gering; sie sind mehr Situations- und Stimmungsbilder, geschrieben in gereimten Doppelzeilen, eine Art von persischen Knittelversen mit wechselndem, häufig unrichtigem Metrum, aber nicht ohne die bilderreiche Geschwätzigkeit, welche der ganzen persischen Kunstpoesie mehr oder weniger anhaftet. Es ist eine überwuchernde Fülle von allerlei Floskeln. Hier

Der Reliquienkasten Hossein's.

Schluß des Begräbnißfestes in Moharren.

einige Beispiele: Mohammed wird bezeichnet als: „edelster der Adamssöhne; Einziger und Unvergleichlicher des ganzen Zeitalters; strahlende Perle; Geliebter der göttlichen Majestät; Fürst des Erdkreises; Leiter der Menschen und Dämonen; Fürbitter am Vergeltungstage; Rose in den Auen des Prophetenthums, Fundgrube des Edelmuthes und der Freigebigkeit. — Fatima, Mohammed's Tochter und Ali's Gattin, ist die das Schlafgemach zierende Fackel, der Balsam für die gebrochenen Herzen, die Venus im Sphärenkreise der Treue und die Rose in den Gärten der Scham und der Keuschheit; Ali endlich ist der Leu Gottes, der Sitzgenosse des Propheten auf dem Polster der Religion."

Insgemein wird in diesen Dramen eine angebliche, den religiösen Anschauungen der Schiiten entsprechende Weissagung Mohammed's verkündigt; ihr zufolge soll aus den Leiden der beiden Märtyrer das Heil der gesammten Religionsgemeinde erblühen. Fatima stimmt eine Todtenklage um Hassan und Hossein an, und auf einen Wink von ihr bringt eine Dienerin die Modelle zu den künftigen Gräbern der beiden auf die Bühne. Dann stimmen alle anwesenden Frauen einen rührenden Trauergesang an.

Diese etwas seltsame Ceremonie wird vom Verfasser des Mysteriums mit Rücksicht darauf in das Stück eingeflochten, daß bis auf den heutigen Tag während der zehn Tage des Moharrem in ganz Persien, und eben so bei den schiitischen Tataren in Transkaukasien die Modelle zweier Grabmäler, oder auch das eines einzigen, diese beiden in sich schließenden Gebändes zum Andenken an die Märtyrer herumgeführt werden. (Siehe unsere Illustration: Hossein's Reliquienkasten.) Wenn dieselben aus wohlfeilem Material gemacht worden sind, gräbt man sie in die Erde oder wirft sie ins Wasser, die aus werthvollerm Stoffe zubereiteten bringt man nach Kerbela in Mesopotamien, wo sie bis zum nächsten Jahr aufbewahrt werden.

Tatarisches Grab in Transkaukasien.

Die Europäer, welche mit dem Text und mit der Darstellung dieser Passionsspiele näher bekannt sind, heben insbesondere den unendlich warmen und innigen Gefühlston hervor, welcher sie belebt. Namentlich diesem verdanken sie zu nicht geringem Theil ihre großen Wirkungen auf die Herzen der Zuhörer. Gerade wie in dem Oberammergauer Passionsspiel ist auch in ihnen das rein Menschliche vorwiegend. Wenn hier und da Engel oder andere himmlische Erscheinungen auftreten, so sind auch diese ganz in der Weise der gewöhnlichen Staubgeborenen gehalten, und ebenfalls echt menschlich individualisirt, so daß alles Uebersinnliche, Phantastische und Wunderbare eigentlich ganz aus dem Spiele bleibt.

Noch eine andere Aehnlichkeit in der Composition verbindet das deutsche Passionsspiel mit dem persischen. Bei den Aufführungen im Oberammergau wird der Gang der Handlung durch sogenannte „Vorstellungen" unterbrochen, welche meistens Scenen aus dem alten Testamente darstellen. So giebt es auch bei den Persern eine Menge von Prologen und Zwischenspielen, welche zwischen die einzelnen Stücke eingeschoben werden, nur sind diese nicht, wie bei den Deutschen, mimisch-plastischer Natur, nicht bloß lebende Bilder, sondern selbst wieder eigene Stücke, welche häufig an Länge den eigentlichen Passionsspielen gleichkommen. Insgemein sind auch sie dem alten Testament entlehnt, mit einem den Ideen des folgenden Stückes analogen Gedankengange, zu-

weilen bewegen sie sich aber auch in ganz anderen Sphären. So figurirt neben der Geschichte von Joseph und seinen Brüdern auch eine Episode aus dem Leben Timur-Tamerlan's, welcher bei der Eroberung Syriens in dem Gouverneur von Damaskus und dessen Familie Nachkommen des Schamr erkennt, dieses blutdürstigen Feldherrn Yezid's, welcher am Untergange Hassan's und Hosseïn's Schuld war. Darob ergrimmt Timur und vernichtet die ganze Familie. Ganz richtig bemerkt Dr. Ethé: „In solchen und ähnlichen, aus der ursprünglichen Leidensgeschichte fast schon völlig abgelösten Stoffen ist ein für die Zukunft höchst fruchtbares Samenkorn zur höhern Ausbildung des persischen Dramas niedergelegt."

Eine Entwickelung, ein allmäliges Fortbilden ist schon jetzt deutlich zu erkennen. Denn seit einiger Zeit beschränkt man diese theatralischen Aufführungen nicht mehr auf die zehn Tage des heiligen Monats Moharrem allein, sondern setzt sie in den beiden folgenden Monaten und nicht selten auch, in Folge von frommen Gelübden, das ganze Jahr hindurch fort. Auch hat man bereits angefangen, den Vorhang einzuführen. Die weiblichen Rollen werden, wie einst bei den Griechen und auch noch zur Zeit Shakespeare's, von Männern und Knaben gespielt; die Schlachtopfer selbst werden von Kindern dargestellt, damit der Eindruck um so rührender werde. Alle diese singen ihre Reden ab, während die Darsteller der Feinde Hosseïns und seiner Familie ihre Rollen declamiren müssen.

Bei den Passionsspielen, welche der Schah in Teheran veranstalten läßt, wird große Pracht entfaltet, und namentlich sind die Aufzüge, welche am Schlusse des Begräbnißfestes stattfinden, sehr pomphaft. Morier schildert die Scenen sehr anschaulich. Er sah die Sänfte oder vielmehr Tragbahre, welche zugleich einen Reliquienkasten und ein Grabmal darstellt. Zu Schuscha in Karabagh bei den Tataren wurde sie von vier Männern getragen, in Teheran dagegen von acht stämmigen Leuten. Das große Kissen war mit Edelsteinen förmlich übersäet, und inmitten derselben funkelte ein Stern von Diamanten. Der Kasten war mit kostbaren Schawls umhüllt, und ein Turban, welcher die Kopfbedeckung Hosseïn's darstellte, fehlte nicht. Auf jeder Seite der Bahre gingen Männer mit hohen Stangen, von welchen Schawls herabhingen; oben auf jeder Stange ragte eine aus Diamanten zusammengesetzte Hand empor; sie stellt jene des Propheten Mohammed dar.

Hinter diesem Sarkophage wurden vier edle, prachtvoll aufgeschirrte Rosse geführt; dann kam eine Schaar von Männern, die sich sehr grimmig anstellten; sie waren halb nackt und nur mit einem Stück Leinwand bekleidet, das sie über die Schultern geworfen hatten. Sie hatten sich über und über mit Blut besudelt, fuhren mit den Schwertern in der Luft herum und sangen wilde Lieder. Sie sollen die 62 Verwandten oder, wie die Perser sagen, Märtyrer des jungen Prinzen vorstellen, welche bei Vertheidigung desselben ihren Tod fanden.

Hinter ihnen ging ein Schimmel, der schwarz aufgezäumt und mit Pfeilen gleichsam gespickt war; er bedeutet das Roß Hosseïn's, welches dieser geritten, als er ein Opfer seiner Feinde wurde; dem Pferde folgten etwa fünfzig Männer, deren jeder zwei Stück Holz hatte, welche gegen einander geschlagen wurden. Sie stellten sich vor dem Schah auf und führten einen Tanz unter Anleitung eines Balletmeisters auf. Dieser sprach dabei eine Art von Recitativ; während desselben fielen die Tänzer mehrmals mit einem Geschrei ein, und schlugen den Tact mit ihren Stäben.

Das Alles war nur Einleitung zu der eigentlich theatralischen Darstellung, welche damit begann, daß Hosseïn mit seinen Frauen, Schwestern und Verwandten auftrat. Morier machte in Teheran eine ähnliche Erfahrung wie Wereschtschagin in Schuscha; er war Zeuge von der äußersten Erregung, welche durch dieses Passionsspiel hervorgerufen wurde. Hosseïn lag auf der Erde und sollte eben den Todesstoß erhalten; darüber erhob sich im Publicum ein Schrei der Erbitterung und des Schmerzes, die Leute stöhnten und schluchzten, sie wurden wüthend, drangen gegen die, welche Yezid's Soldaten darstellten, mit Flüchen ein und warfen nach diesen Mördern Hosseïn's mit Steinen. Auch in Teheran hält es schwer, Leute für diese verhaßten Rollen zu finden, und auch in jener Hauptstadt Persiens hatte man dafür gefangene russische Soldaten genommen.

Den Schluß bildete ein Knalleffect, denn die Stadt Kerbela ging in Flammen auf. Hosseïn's Grab war mit einem schwarzen Laken überdeckt; zu Häupten wurde ein ausgestopfter Tiger aufgestellt, um den wunderthätigen Löwen zu versinnlichen, welcher Tage lang das Grab des eingescharrten Märtyrers bewacht hat. Die Ceremonie endigte mit einer gereimten Lobrede auf Mohammed, dessen Nachkommen und den Schah.

Bemerkenswerth fand Morier insbesondere die Schaustellung der Leiche; die enthaupteten Märtyrer werden in eine Reihe gelegt und neben jeder befindet sich ein Kopf. Um das Ganze recht anschaulich und lebenswahr zu machen, werden Menschen bis an den Hals in die Erde gegraben, so daß nur der Kopf sichtbar ist; andere legen sich platt hin und verbergen das Haupt. Die Anordnung ist derart getroffen, daß der Anblick täuschend erscheint. Diese Rollen sind nicht angenehm für die, welche sie übernehmen; es finden sich jedoch stets fromme Leute, welche aus Andacht und in Folge eines Gelübdes sich zur Uebernahme derselben herbeilassen. —

Aus den früher von uns mitgetheilten Schilderungen ergiebt sich, daß die schiitischen Tataren in Transkaukasien für die Passionsspiele mit nicht geringerer Inbrunst eingenommen sind als die Perser. Zwar müssen sie auf solchen Pomp und Glanz, wie er in der Hauptstadt des Schahs entfaltet wird, verzichten; aber an Anstrengungen, das Moharremfest so großartig als irgend möglich zu begehen, lassen sie es nicht fehlen. So ist z. B. der Schluß des Begräbnißfestes im Moharrem, wie er in Schuscha veranstaltet wird, sehr bunt und imponirend, und auch bei ihm tritt ein dramatisches Element hervor. Uebrigens folgen die schiitischen Tataren in allen religiösen Dingen dem Einflusse, welchen sie von Persien her empfangen.

Dr. Alfons Stübel's Reise in Neugranada.

Reise von Popayan nach Pasto. — Besteigung des Munchique. — Scheidewand für verschiedene Klimate. — Witterung in Pasto. — Besteigung des Vulcans von Pasto. — Ein Quellsee des Putumayo. — Auf dem Patascoy in 3600 Meter Höhe. — In der Stadt Pasto.

Nach einem Zwischenraume von sechs Monaten haben wir endlich wieder Nachrichten von unserm geehrten Freunde erhalten, der sich mit unermüdlichem Eifer der Erforschung zunächst der Geologie Neugranadas (der sogenannten columbischen Republik) widmet. Das Schreiben ist datirt Pasto vom 17. September 1869, und wir theilen dasselbe in seinem vollen Umfange mit.

„Meinen letzten Brief sandte ich kurz vor meiner Abreise von Popayan Ende Juni über Bogota nach Dresden. Es bleibt mir für heute ein fast dreimonatlicher Zeitraum zu skizziren, was eine ziemlich schwierige Aufgabe ist, wenn man nicht ein Buch schreiben oder falschen Vorstellungen über Land und Leute Raum geben will.

Würde ich zum Beispiel einfach berichten, daß auf Anordnung des Alcalden die Verbrecher über Nacht in Pasto zu freiem Spaziergang entlassen werden, so wird man in Europa meinen, daß man hier keinen Augenblick seines Lebens sicher sei, und doch ist das nicht der Fall. Ganz das Gleiche gilt von kurzen Schilderungen der Natur. Ich beschränke mich daher auf das Wesentliche, Positive.

Popayan verließ ich am 1. Juli, und am Nachmittage des 14. Juli traf ich nach einer sehr günstigen Reise in Pasto ein. Nur zwei Tage dieser Zeit fallen auf die Besteigung des Cerro Munchique, eines der höchsten Berge in der westlichen Cordillere, gerade Popayan (welches am westlichen Fuße der centralen Cordillere gelegen ist) gegenüber. Ich beabsichtigte, mich von dort über gewisse sonst schwer übersehbare Terrainverhältnisse zu orientiren, erreichte aber meinen Zweck der ungünstigen Witterung wegen nur sehr spärlich. Der Cerro Munchique hat nämlich eine so günstige Lage, daß man von seinem Gipfel, 3000 Meter (= 10,620 sächsische Fuß), das lange Caucathal im Norden, das wegen seines Klimas gefürchtete Patiathal im Süden bis zum Vulcan von Pasto übersieht, und im Westen einen großen Theil der Südsee, welche das fast unbewohnte Choco begrenzt, sowie im Osten die Vulcane Huila, Puracé und Sotará deutlich erkennt. Diese Aussicht ist sehr umfassend; eben so reizend ist der Blick auf das Nähergelegene, auf die eigenthümlichen Bodenverhältnisse, welche von der Art sind, daß man die Wirkung großartiger geologischer Vorgänge deutlich darin lesen kann.

In den zwei Tagen und Nächten, die ich auf dem Gipfel des Munchique zubrachte, konnte ich freilich nur einige flüchtige Blicke bald nach der einen, bald nach der andern Richtung und eine wenig befriedigende Bestimmung der geographischen Breite erhaschen. Dieser Berg, dessen Besteigung gewissermaßen einen Schlußstein durch das nochmalige Ueberblicken der von mir bestiegenen Vulcane und überschrittenen Cordillere bilden sollte, repräsentirt einen Knotenpunkt in jener mächtigen Cordillere, welche zugleich die Scheidewand für zwei ganz verschiedene Klimate darstellt.

Nachdem ich am Fuße des Berges, wo ich in einem kleinen Dorfe gutmüthiger Indianer meine ansehnliche Karawane (18 Maulthiere und Pferde und 6 Leute) zurückgelassen, wiedergefunden, stiegen wir nach dem von unzähligen Nebenthälern begrenzten Patiagebiet hinab. In vier starken Tagemärschen, auf denen Thiere und Menschen von der recht respectabeln Hitze (Minimum der Nacht 24 Grad) ziemlich gelitten, erreichten wir den Punkt, von wo der Weg wieder nach höher gelegenen Theilen geleitet. Man gelangt, nachdem man noch verschiedene Male 3000 bis 5000 Fuß hinauf- und hinabgestiegen, auf den Alto de Arrando, von wo sich Pasto tief unten in einem halbkreisförmigen Thale am Fuße des Vulcans zuerst zeigt.

Pasto liegt nach unseren Messungen circa um 100 Meter niedriger als Bogota, also 2500 Meter über dem Meeresspiegel. Diese Höhe meiden solche Formen tropischer Vegetation, mit denen die Maler immer freigebig zu sein pflegen. Die höheren Theile der Berge sind mit dichtem Walde bedeckt, der aus der Entfernung ganz den Eindruck einer europäischen Waldung macht, und die unteren flacheren Abhänge und Ausläufer sowohl des Vulcans als auch anderer Gebirge sind mit Mais, Korn und Haferfeldern bestellt, zwischen denen die Potreros (Weideplätze) sich ausbreiten. Wenn diese Feldfrüchte, zu denen sich auch noch die Kartoffel gesellt, der Reife nahe sind, und ein kalter Ostwind dicke Regenwolken über die Berge jagt, so hat man das vollständige Bild eines Dresdener Herbsttages, an welchem man nicht gerade ausgeht, wenn es nicht sein muß, vor Allem aber die Fenster gehörig geschlossen hält. Dieses Fensterschließen würde freilich auch hier ganz am Platze sein, nur aber die Unannehmlichkeit im Gefolge haben, daß es im Zimmer finster würde. Die Glasscheiben gehören nämlich zu einem Luxus, welchen sich nur der Bischof und einige andere, drei oder vier, Hausbesitzer für einige ihrer Lichtöffnungen erlauben.

Da die eben geschilderten Witterungsverhältnisse hier die normalen sind, und die Temperatur 15° R. selten erreicht, sich vielmehr meist unter 12° R. hält und selbst bis auf unter 5° R. hinabgeht, so wird sich der objective Beschauer unwillkürlich zu der Bemerkung verleiten lassen, daß nur faules Lumpengesindel sich mit einem so geringen Comfort begnügen könne, oder daß irgend wie ein geheimes Erwärmungsmittel vorhanden sein müsse. Die Gewohnheit ist es indessen, welche Alles ausgleicht und auch den Zorn über mangelhafte Hauseinrichtungen schmälert, wenn man nur erst einige Wochen die Patiareise hinter sich hat, vorausgesetzt, daß man nicht an einem Patiafieber, bei dem Versuche, sich das Frieren abzugewöhnen, gestorben ist.

Wenn ich die Nichtexistenz der Fensterscheiben durch eine leicht zu erzielende Körperabhärtung gewissermaßen entschuldigte, so durfte ich das umsomehr, als auch noch ein anderes Erwärmungsmittel zu einem überaus billigen Preise und in nie fehlender Menge geboten wird. Ich meine das edle Blut des Zuckerrohres, dessen analoges Erzeugniß in Sachsen zuweilen als „Schnaps" bezeichnet wird. In der That bedienen sich die Pastusos in so großem Maße dieses Erwärmungsmittels, daß die größere Zahl der Bevölkerung an einer chronischen Betrunkenheit leidet.

Dr. Reiß hatte bei meiner Ankunft in Pasto bereits ein gutes Haus (wie sie eben hier sind) in Bereitschaft, und auf mich hat der unvermeidlich schnelle Klimawechsel keinen schädlichen Einfluß geltend gemacht, nur meine beiden Stallmeister erkrankten.

Am 22. Juli statteten wir dem Gipfel des Vulcans einen flüchtigen Besuch ab. Von Pasto aus kann man zu

Maulthier bis 200 Meter unterhalb des großen Kraterrandes gelangen, und die Besteigung dieses 4200 Meter hohen Berges (800 Fuß höher als der Montblanc) ist weniger beschwerlich als die des Aetna. Wie gewöhnlich gab es Wolken, Regen und Wind, so daß wir ziemlich unverrichteter Sache zurückkehrten.

Mit den Resultaten solcher fruchtlosen Expeditionen haben sich die wenigen unserer gelehrten Vorgänger in diesem Lande zuweilen begnügt, und daher kommt es, daß man von den Vulcanen Nueva Granadas kaum mehr weiß, als was die Jesuiten erlogen haben. Die Wissenschaft stellt jetzt andere Forderungen, und will mehr verzeichnet haben als eine einfache Höhenmessung und eine elegante Beschreibung der Gefahren, welche mit einer Besteigung dieser Bergriesen verbunden ist. Die Erforschung des geologischen Baues dieser Vulcane und der Vergleich mit anderen allgemeiner bekannten ist das, was die Geologie der Gegenwart hauptsächlich verlangt. Um aber solche Studien an einem Vulcan zu machen, ist es vor Allem nöthig, eine auf wirklichen Messungen beruhende Karte zu besitzen, und da man sich nach einer solchen hier vergeblich umsieht, ist es nöthig, dieselbe selbst herzustellen. Dr. Reiß hat über zwei Monate damit zugebracht, eine trigonometrische Vermessung des Vulcans auszuführen, und mir bleibt nun noch das Kartographische der Arbeit, was hinzuzufügen bei den schwierigen Terrain- und peinlichen Witterungsverhältnissen keine leichtere Aufgabe ist.

Ich fürchte sehr, daß mich diese Arbeit zwei bis drei Monate in der Umgebung des Vulcans zurückhalten wird. Dr. Reiß ist mit seinem Theile fertig und wird Pasto in wenigen Tagen verlassen.

Am 4. August traten Dr. Reiß und ich eine Reise nach dem ganz nahe bei Pasto gelegenen See (Cocha) an, von dem wir vermutheten, daß er eine ähnliche Bedeutung habe, wie die kleinen Seen der Eifel und des Albaner Gebirges bei Rom. In wenigen Tagen hofften wir unsern Zweck zu erreichen, stießen aber auf so große Terrainschwierigkeiten, daß wir volle 28 Tage unterwegs waren und, außer drei von unseren Dienern, stets über 20 Lastträger, Indianer, meist widerhaarige, mit uns führten. Die Excursion erstreckte sich auf vollkommen unwegsames und unbewohntes Terrain, theils Sumpf, theils Wald, oder beides gleichzeitig.

Die Ausrüstung solcher Expeditionen, auf denen man für so viele Menschen Lebensmittel mitführen muß, ist keine Kleinigkeit. Eine Hauptsache ist, die Indianer, welche als Lastträger dienen, aufzutreiben; die schlechteste Empfehlung für diesen Zweck ist eine von Seite der colombianischen Regierung, denn dann denken die Leute, daß sie keine Bezahlung bekommen! — Nicht viel besser ist man daran, wenn sich ein weißer Colombianer in das Mittel legt, denn diesen sieht der Indianer, und ganz mit Recht, als einen noch größern Lump an, als er sich selbst fühlt.

Kaum hat man seine Armee gebildet und in Gang gesetzt, so beginnen neue Schwierigkeiten. Der Eine will umkehren, dem Andern ist die Last zu schwer, der Dritte giebt vor, krank zu sein, der Vierte, keine Lebensmittel zu haben rc., und alle Tage werden neue Lügen erfunden, um das Vorwärtskommen zu verhindern. Wenn man einmal nachgiebt, ist man verloren. Am schlimmsten wird die Situation, wenn der Branntwein ausgeht. Wir mußten zweimal einen von unseren Dienern nach Pasto zurückschicken, um neue Peones und Aguardiente in Schläuchen nachkommen zu lassen.

Die Cocha liegt in einer Höhe von 2700 Meter, ist etwa 2 Stunden lang, bis $^2/_3$ Stunde breit, von Sümpfen und bewaldeten Gebirgen umgeben, und speist einen der großen Nebenflüsse des Amazonenstromes, den Putumayo. Am Ufer der Cocha angelangt, entschlossen wir uns, ein Floß zu bauen, um nach dem Südende des Sees und von dort auf einen als Vulcan bezeichneten Berg, den Patascoy, zu gelangen. Um das Fahrzeug fertig zu bringen, brauchten wir, weil die Indianer in dieser Arbeit ganz unerfahren waren, sechs Tage, und als es fertig war und die Probefahrt ein ganz befriedigendes Resultat geliefert hatte, wurde der Ostwind so heftig, daß wir uns endlich entschließen mußten, es zu verlassen und den Landweg durch etwa neun tiefe Sümpfe und dichten Wald zu bahnen. Das Floß trug 23 Personen und etwa 10 Centner Gepäck, sowie 6 große Ruder, jedes von 10 bis 12 Fuß Länge. Der Bau war um so schwieriger, als die schweren Holzarten nur durch dicke, eingeflochtene Lagen eines dem Papyrus ähnlichen Schilfgrases zum Schwimmen zu bewegen waren. Das einzige Haus, welches wir auf der ganzen Tour trafen, wird bewohnt von einem alten Indianer und seinem Sohne, die einige Stück Vieh, halb wilde Ochsen, in den Sümpfen bewachen. Mit großer Mühe bewegten wir diese Compadres (Gevattern — so pflegt man die Indianer anzureden —), uns einen Ochsen für den guten Preis von 5 Thalern zu verkaufen.

Am 21. August sperrte uns der aus der Cocha kommende Fluß, der zwar nur etwa 20 Schritt breit, aber sehr tief und reißend ist, den Weg. Dieses Hinderniß war den Indianern außer Spaß, und alle wollten weglaufen, behauptend, daß sie in dem Flusse umkommen müßten. Wir beschlossen, eine Brücke zu bauen, und zwar durch das Umschlagen zweier großer sich gegenüberstehender Bäume. Mehrere Stunden vergingen, ehe es gelang, durch geschicktes Werfen einen Lasso auf der gegenüberliegenden Seite zu befestigen, damit einer der leichtesten Burschen hinüberklettern könne. Die Bäume wurden gefällt, aber ehe sie sich noch mit ihren Aesten fangen konnten, entführte sie der Fluß. In der Hoffnung, daß die schweren Bäume sich an einer Sandbank festfahren würden, ließen wir noch 40 bis 50 der größten Stämme umschlagen, und am nächsten Tage fanden wir auch wirklich stromabwärts ein Baumconglomerat angeschwemmt, das mit einiger Nachhülfe einen Uebergang ermöglichte.

Am 24. August, als wir uns schon in einer Höhe von über 3300 Meter am Patascoy befanden, holte uns einer meiner Stallmeister, Schnellläufer ersten Ranges, der unsere Spur verfolgt hatte, ein und brachte mir Briefe aus der Heimath; auch für Dr. Reiß hatte er ein Packet.

Die Briefe gleich zu lesen, wäre unmöglich gewesen, denn wir befanden uns mehr im Wasser als außer demselben; es regnete in Strömen bei etwa 5 Grad Wärme. Erst am Abend, nachdem auf sehr fatalem Boden das Zelt aufgeschlagen war und ein sehr energischer Auftritt mit sämmtlichen, den Gehorsam verweigernden Indianern stattgefunden, konnten wir uns daran machen, unsere Correspondenz zu eröffnen.

Der Regen, welcher seit dem Antritt der Excursion (am 4. August) nur selten einige Stunden bis höchstens einen Tag pausirt hatte, ging jetzt Tag und Nacht unter heftigem Wind in Strömen nieder. Wir mußten es aufgeben, den schon ganz naheliegenden höchsten Gipfel des Patascoy zu ersteigen, konnten uns aber überzeugen, daß dieses Gebirge den vulcanischen Bildungen nicht angehöre. Die Wald- und Sumpfvegetation überdeckte das feste Gestein in solcher Mächtigkeit, daß sich erst in einer Höhe von 3400 Meter dem Hammer eine anstehende Felsmasse darbot. Der Wald besteht vorherrschend aus Mandurbäumen, die auf einem Netze von riesigen Luftwurzeln stehen. Wir verweilten zwei Tage und zwei Nächte auf dem Patascoy in 3600 Meter Höhe, ohne daran denken zu dürfen, auch nur eines der Instrumente auszupacken, um eine trigonometrische Verbindung unseres Standpunktes mit anderen bekannten herzustellen oder

die geographische Breite festzulegen. Der Rückweg war verhältnißmäßig leicht, weil wir unsern Tracha wieder benutzten; nur mußten wir eine neue Brücke über den Cochafluß bauen, da die alte einstweilen verschwunden war.

Am 31. August trafen wir wieder in Pasto ein. Die Kälte ließe sich auf solchen Bergtouren recht leicht ertragen, aber die unaufhörliche Nässe von unten und oben und die Unmöglichkeit, die Sachen trocken zu halten, ist sehr lästig. Mancherlei Geschäfte, Besorgungen, Vorbereitungen und Verpackungen haben die Zeit bis heute rasch in Pasto vergehen lassen, und schon stehen die Thiere bereit, um mich nach einer andern Seite des Vulcans zu bringen. Der Vulcan zeigt gegenwärtig keine Spur von Thätigkeit, doch hat er während des fünfmonatlichen Aufenthalts des Dr. Reiß in Pasto mehrere Eruptionen gemacht. Ein kleines Erdbeben hat Pasto Anfang August beunruhigt, während wir an der Cocha waren, doch ohne alle nachtheiligen Folgen. Die Leute sind hier entsetzlich furchtsam.

Pasto hat etwa 8000 Einwohner und ist, wie alle colombianischen Städte, todt; kein Kaffeehaus, kein öffentlicher Spaziergang, kein Zeichen irgend einer freundschaftlichen Beziehung des Einen zum Andern, außer widerlichen Höflichkeitsformen in Worten. Das Einzige, was zur Belebung der Straßen beiträgt, sind die Betrunkenen; die weißen Leute sind darin nur etwas weniger humoristisch als die Indianer. Wie in Popayan die Paez-Indianer, beleben hier an gewissen Tagen die an ihrem Anzug und Aussehen noch originelleren Lebonday-Indianer den Markt. — Die Stadt hat eine sehr eigenthümliche Industrie, es ist die des Firnissens von Holztrinkgefäßen oder Kürbißschalen. Der Firniß ist eine Art Kautschuk, der sich nach besonderer Präparation zu papierdünnem Stoff ausziehen läßt und sich der Form der Gefäße beim Ueberlegen und Erwärmen so genau anpaßt, daß man den Gegenstand für lackirt hält. Die Lebonday-Indianer bringen diesen Kautschuk aus der Gegend von Mocoa.

Zu einer der eigenthümlichsten Episoden gehörte auch das öffentliche Examen der Collegien, welchem der Bischof beiwohnte. Man hatte uns eingeladen und empfing uns sehr anständig, weil die Leute für Schwindel viel Sinn haben; die ganze Versammlung erhob sich bei unserm Eintritt in die Kathedrale, und die Lehrer geleiteten uns zu den neben dem Bischof bereitgehaltenen Stühlen. Mit diesem Pompe standen die von den Examinatoren gestellten Fragen fast noch weniger im Einklang, als mit den gegebenen Antworten. Die Examinatoren sind nämlich die angesehensten Leute der Stadt, welche die Gelegenheit benutzen, um sich sprechen zu hören. Damit diese Herren aber überhaupt Fragen stellen können, und die Schüler nicht in Verlegenheit kommen, werden die Fragen, welche vorgelegt werden dürfen, gedruckt vertheilt. Einer der Examinatoren in Geschichte fragte uns heimlich, ob wohl die Tiber noch immer in Rom sei. Caligula's elfenbeinener Pferdestall und die Todesart der Cleopatra beschäftigten die Leute ganz besonders und schienen auch den Bischof sehr zu interessiren. Diese Fragen wurden nicht etwa an Kinder, sondern an bärtige Leute gestellt. In einem andern Fache behauptete einer der Examinatoren, daß die Elasticität des Gummi auf der in ihm enthaltenen Luft beruhe. Der Schüler widersprach ebenso energisch, wie jener seine Ansicht bis zur Ermüdung der Zuhörer aufrecht erhielt. Paris wurde als Nation aufgeführt, und auch die Antwort: „das steht nicht im Buch" nahm sich ganz gut aus. —

So viel von Pasto.

Reiseschilderungen aus Dalmatien.

Von **Heinrich Noé.**

I.

An der morlakischen Küste.

Zara, 24. December 1869.

Die Insel Premuda, welche, etwa vier oder fünf Stunden von Zara entfernt, sich aus dem Gewirre der Klippen erhebt, ist für die Schifffahrer des Adriatischen Meeres dadurch wichtig, daß nach ihrer Behauptung sich an ihr jene bekannte Meeresströmung theilt, welche von Corfu in der Richtung gegen Venedig den Adria durchfluthet. Nach Angaben der Seeleute dringt ein Strom Wässers in der Tiefe von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß von Jonien herauf gegen das Nordufer.

Während er sich durch die dalmatische Inselwelt hindurch bewegt, staut er sich an deren zahllosen Klippen, welche ihn hemmen. Seine Geschwindigkeit in den Irrgängen des Klippenreiches ist deshalb eine geringe und wird für den ganzen Tag auf wenig mehr als zwei deutsche Meilen geschätzt.

So schleppt sich die Strömung träge fort, bis sie hier in den zaratinischen Klippen auf den breiten Felsrücken von Premuda trifft. Da soll sie sich nun spalten: ihr östlicher Theil dringt weiter in den Quarnero oder den Golf von Fiume vor, der westliche zieht sich hinüber gegen die Mündungen der großen Alpenflüsse, die Marken und den flachen Strand der Romagna. Aber auch der östliche Arm der Strömung, welcher in den Quarnero vordringt, zieht sich von Fiume an, der istrischen Ostküste entlang, wieder rückwärts, bewegt sich jenseits des Caps Promontore nördlich gegen Venedig und trifft am italienischen Gestade wieder mit dem westlichen Stromarm zusammen. Dort drüben, wo kein Fels, keine Klippe den Schwall zurückdämmt, fließt er mit unvergleichlich mächtigerer Schnelligkeit wieder gegen den Süden, das ionische Meer hinab.

Mehr als das flache Premuda ziehen die Augen des Seefahrers die zersägten Scoglien auf sich, welche links von ihnen aus dem Meere ragen, und den treffenden Namen „le pettini" (die Kämme) führen. Es ist ein langer, durchbrochener Felsrücken, den Zinnen eines halbzerstörten crenellirten Mauerwerkes vergleichbar. Ermüdend wäre es, fort und fort den eintönigen Eindruck zu schildern, welchen die endlosen Felsrücken von San Piero die Nembo, von Scarga, von Uglian und vielen anderen Klippen in der wogenden

See hervorbringen, deren mächtige, schaumige Wogenkämme im Scirocco das Bild der festen „Pettini“ nachzuahmen scheinen. Da wir ohnehin auf diesen wunderlichen Archipel noch des Ausführlichern zu sprechen kommen werden, so richten wir unsere Blicke nunmehr auf die herankommende Küste des Festlandes, welche uns schon längst durch jenes sehr beschneite Gebirge angekündigt wurde, das Croatien vom dalmatischen Königreich trennt, den langgezogenen Welebit, im südslavischen Liede nicht minder gefeiert, als irgend ein Waldgebirge des Serbenlandes.

Zwischen diesem und Zara erstreckt sich eine weite, nur wenig von Hügeln wellig unterbrochene Ebene hin, an deren Strande die weiße Stadt aufliegt — nach dem Ausspruche eines Italieners mit dem Pulverdampf über dem Meere bei ruhigem Wetter vergleichbar. Der erste Anblick des Landes unterscheidet sich in nichts von dem der flachen Scoglien, welche bisher durch ihre fast ununterbrochene Aufeinanderfolge (l'una in fila dell' altra) ja auch ein scheinbares Festland dargestellt haben.

Ueberall spärlicher Olivenwald, entlaubte Kirsch- und Maulbeerbäume, steiniger Boden, Mauern aus zusammengelesenen Steinen, welche die Gründe tausendfach unterbrechen, — das ist die Skizze des Landes, wie es sich auf den ersten Anblick darstellt.

In vergangenen Jahrhunderten mag dieser Anblick ein wesentlich anderer gewesen sein, weil die Bewohner der Stadt, in steter Furcht vor heranschleichenden Feinden und Türkenüberfällen, es nicht wagten, näher als etwa eine halbe Meile entfernt einen Baum stehen zu lassen. Doch ist trotz dieses Wachsthums nunmehr die allgemeine Lage der Stadt und das Wesen ihrer Landschaft keineswegs durch absonderlich malerische Eigenschaften ausgezeichnet, und nur der Wellebit im Norden, welcher sich von hier aus anschaut, wie die Alpen aus der Ebene der Lombardei, bringt eine erhebende und gewaltige Stimmung in das sonst öde Bild der flachen Küste.

Derjenige, welcher zunächst eine genaue Uebersicht der ganzen Umgegend gewinnen will, thut am besten, sich über den schmalen Meeresarm nach der langen Insel Uglian überzusetzen, welche der erste der Steinwälle ist, die Zara im Westen gegen die offenen Fluthen des Adria schützen. Dort erhebt sich auf einem jener pyramidenförmigen Berge, deren Anblick uns her und her auf den Scoglien begleitet hat, in der Höhe von etwa 1000 Fuß eine alte Venetianer Feste, einst von der Republik gebaut, um die Bewegungen der Ungarn zu beobachten, welche damals in Zara hausten. Von dieser hohen Warte herab, an deren Hängen noch hier und da eine Pinie grünt, erreicht der Blick weite Fernen der grünen Fluth und des graugrünen Festlandes. Die langen Linien von Isola Grossa, dem noch längern äußersten Felswall im Westen, der mit Uglian parallel aus der Fluth emportaucht, Eso, Bucognazza und sein Weingefilde, und die Stadt selbst nebst dem weiten von uns durch die Klippen des Quarnero her zurückgelegten Wege erscheinen da in gewaltiger Rundschau.

Jadera, dann Diodora, jetzt von den Slaven Zadar, von den Italiernern Zara genannt, liegt auf einer Halbinsel, welche seit dem Jahre 1409 zu Zwecken der Befestigung durch menschliche Hand in eine vollständige Insel umgewandelt worden ist. Von außen betrachtet, lassen die grasbewachsenen Wälle und die flachen braunen Dächer, über welche wenig Kirchthürme hervorragen, keineswegs die anregenden Eindrücke vermuthen, welche der Fremdling in sich aufnimmt, wenn er die mit reinlichen Steinplatten bedeckten Gassen des Stadtinnern selbst betritt.

Zara sieht, was seine Gebäude anbelangt, so durch und durch italienisch aus, wie nur irgend eine Stadt der Halbinsel. Wendet man aber seine Augen von den Denkmälern der Baukunst ab auf die Menschen, so erblickt man überall jenen durchgreifenden Unterschied, welcher in ganz Dalmatien das slavische und das italienische Wesen wie Wasser und Oel aus einander hält*). Neben den Cylindern der Kaufmannswelt und der Würdenträger, neben der exotischen Crinoline und Pariser Mode wandelt getrennt und unvermischt die rothe Mütze und das blaue Gewand des Slaven. Das italienische, deutsche oder abendländische Element im Allgemeinen hat hier nicht mehr Berechtigung oder Bedeutung, als in Korfu oder im Piräeus. Das lehrt der erste Blick und das lehrt die Erfahrung von Jahren. Der Strand, der Handel, die Betriebsamkeit am Wasser hat völlig jenes Wesen alla franca angenommen, das man an allen Küsten des Mittelmeeres findet, von welchem das Adriatische Meer nur den siebenzehnten Theil ausmacht. Dazwischen, daneben und dahinter steht aber das Serbenvolk, an Gestalt, an Anlagen, Gesinnung und Sitten so urwüchsig slavisch, wie nur irgend einer der Bruderstämme zwischen der Drau und dem Pontus.

Die Werke der Baukunst sind italienisch, das Volk ist slavisch: das ist der Eindruck, welcher uns nicht mehr verläßt bis zum Berge Dubawizza, dem südlichen Grenzsteine des Landes.

Ich habe die Bauern an der Küste, welche die Wurzelstämme eines abgetriebenen Waldes ausgruben, mit den Matrosen eines russischen Kriegsschiffes reden hören, welches draußen auf dem Meere ankerte. Sie unterhielten sich beiderseitig, ohne irgend welche Verwunderung über das ungestörte Verständniß, mit welcher die Männer der fernen Steppe die Klippenbewohner des südlichen Meeres begriffen. Ich habe die Denkmünzen auf der Brust der Morlaken gesehen, welche zur tausendjährigen Erinnerung der Gründung des russischen Reiches geprägt worden sind. Und wer an allem dem noch zweifeln wollte, der vergleiche den Gedankenkreis der groß- oder weißrussischen Volksdichtung mit den Liedern der Dalmatiner und Bosniaken. Man wird bemerken, daß sich Völker, welche so denken, in ihrem innersten Wesen näher stehen, als die Bewohner der norddeutschen Düne und der Hochlande von Tirol. Sollte einmal jene verhängnißvolle Zeit über unsern Erdtheil hereinbrechen, in welcher die Völker, unbekümmert um die Ergebnisse der Geschichte, mit Nichtachtung aller künstlichen Schranken, ihren fremden Herren zum Trotz, sich als gleichartige zu gleichartigen fügen und durch solches Aneinanderschließen ungeheuerliche Staatenbildungen darstellen, dann wird man sehen, wohin die Slaven der thrakischen Halbinsel, und ihr Primorje (ihr „am Meere“) mit ihnen, ihre Wünsche senden.

Wir werden im Laufe unserer Wanderungen noch mehrmals Gelegenheit haben, durch Thatsachen auf dieses Verhältniß hinzudeuten, von welchem Europa nichts weiß oder vorläufig nichts wissen will. Der italienische Firniß, welchen die meisten Reisebeschreiber, die auf dem Meere an dem Lande vorübergefahren sind, bei ihrem zeitweiligen Absteigen in den Uferstädten wahrgenommen haben, pappt oberflächlich auf dem wirklichen Inhalt und ist unwesentlicher, als die Etiquette auf einer Flasche.

Ich werde den Beweis davon nicht schuldig bleiben. Vorläufig weise ich auf die Freigebigkeit hin, mit welcher der knauserige Italiener die Sammlungen unterstützt, welche zu

*) Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, daß die Ableitung des Wortes Morlak von More und Wlach (Meer und Italiener), welche aus dem Slaven einen „italienischen Meerbewohner“ machen will, lächerlich ist. More, der erweichende Consonant l und das Wortbildungssuffix ak zusammen bilden das Wort. Morlake heißt also einfach: maritimus.

Gunsten der armen verwundeten Soldaten veranstaltet werden, die man vom Kampfe gegen die aufständischen Slaven der Bocche in die Spitäler schleppte. Die schlauen Fremdlinge kennen ihren wirklichen Feind. Dieser aber kennt auch sie. Vorläufig wird das Land mit der Devise „Theile und Herrsche“ unter der dermaligen Herrschaft seines Dritten erhalten. Sollte diese Devise einmal zu Schanden werden, so würde sich zeigen, welche Seite über die eigentliche Kraft des Volkes verfügt. —

Zara war in alter Zeit eine Colonie der Römer, wovon, wenn gar keine anderen Zeugen mehr vorhanden wären, die ansehnlichen Spuren einer Wasserleitung ein Denkmal bilden würden, die frisches Wasser aus den nördlichen Gebirgen an den salzigen Strand herabführt. Wo dieses Volk seinen Fuß hinsetzte, sorgte es zunächst, unbekümmert um alle Mühen und Kosten, für das wichtigste Bedürfniß der Bürger, für welches das Mittelalter keinen Sinn hatte. Von den Dingen, welche letzteres nach Zara brachte, ist dagegen am merkwürdigsten der Körper jenes Simeon, der nach dem Zeugniß der Evangelisten das Kind Jesus im Tempel auf die Hände nahm. Das Volk nennt ihn den heiligen Simeon — meines Wissens der einzige heilige Jude, von welchem die Ueberlieferung etwas weiß. Wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, einen Körper aus Schutt und Asche des verbrannten Jerusalem nach Zara zu schaffen, so ist allerdings an einem kleinen Wunder nicht zu zweifeln.

Ein dankenswertheres Geschenk als letzteres, mit dem sich etwa die Ueberreste der drei Männer im Feuerofen, Sadrach, Mesach und Abednego, vergleichen lassen, welche man drüben auf der Insel Arbe aufbewahrt, ist die Umgestaltung eines Theiles des unnützen Festungswalles in einen anmuthigen Garten. Man verdankt denselben der Fürsorge des Generals von Welden, welcher vor vierzig Jahren den Vätern der Stadt erlaubte, Ziersträucher und Blumen auf die Bastion Grimani zu pflanzen. Zu diesem Haine gelangt man zwar, den Wall ansteigend, aus jeder der nördlichen Gassen, welche in der Richtung gegen den Hafen zu liegen, am bequemsten aber über den Platz der sogenannten fünf Brunnen. Diese fünf Brunnen sind mächtige Cisternen, mit Eisengittern umgeben, mit Eimern an starken Ketten. Wenn man in ihre Tiefe hinabhorcht, so vernimmt man das Sausen des Wassers, welches in unterirdischer Leitung an ihrer Höhlung vorüber rinnt. Sowohl diese fünf Brunnen als das benachbarte Thor, das auf den kleinen Hafen hinausführt, werden von der Ueberlieferung mit dem Wirken des großen italienischen Baumeisters San Micheli in Zusammenhang gebracht, welchem Dalmatien manche Zierde verdankt und der, ein Michel Angelo im Kleinen, Festungen nicht minder zu bauen verstand, als Paläste und Brunnen. Neben diesen fünf großen Cisternen befindet sich der Eingang des Parkes, von welchem aus man sowohl den Wellebit, als die Felsen von Uglian und zu beiden Seiten das Meer erblickt. Hohe Nadelhölzer, Myrthen und Lorbeer grünen auf dem alten Bollwerk. Dazwischen stehen weiße Götterbilder und hier und da erinnert, hinter Gittern verwahrt, ein römischer Fries, ein Säulenknauf, ein alter grauer Marmor an die Zeiten der alten Diodora. Auch ein gelbes Thor wird von dem Walle in den Garten überbrückt, welches laut der Inschrift Melia Annina dem Andenken ihres Gatten Lepicius widmete.

Zara ist nicht arm an solchen Erinnerungen aus der Kaiserzeit. Auf dem Markte ragt eine prächtige Säule und auch auf dem Platze der fünf Brunnen selbst erhebt sich eine solche, und ein alter Thurm, den nunmehr eine Art Wachstube verunziert. Beim Ausgraben des Grundes, auf welchem nunmehr das neue Theater steht, entdeckte man Mosaikböden, Ueberreste von Bädern und menschliche Skelette.

Mit vielem Geschmacke hat man inmitten des Parkes einen Hügel angebracht, von welchem aus derjenige bequem die Gegend überschauen mag, der sich nicht zum Berge San Michele auf Uglian hinüberwagt. Weit und breit ein blauer Gesichtskreis von Meer, Flachland und Bergen, — in der nächsten Nähe immergrünende Bäume und im Meereshauch der Wohlgeruch von den Blüthen des Gartens. Es ist ein träumerischer Ort. Klingen dazu aus der Stadt die unablässigen kurzen Glockenschläge herüber, von welchen es, wie jeder Wanderer im Süden weiß, den ganzen Tag einschläfernd forthallt, so kommt leicht einer jener Augenblicke über den Einsamen, in welchen ihm, von der unveränderlichen Licht- und Tonfluth umwallt, Vergangenheit und Gegenwart wie ein Wahn erscheinen und die Zeit selbst, die rastlose, sich ihm als eine wunderliche Täuschung verflüchtigt.

Es wird nicht leicht Jemand dort oben stehen, ohne daß ihn die Hügelketten, welche jenseits des Hafens das nördliche Flachland unterbrechen und sich, immer höher ansteigend, gegen den Wellebit hin verdunkeln, zu einem Besuche lockten. Sehen wir uns einmal die Landschaft dort drüben in der Nähe an.

Wer nicht den ansehnlichen Umweg um die Hafenbucht herum machen will, der steigt an den Strand hinab und läßt sich dorthin über den Hafen hinüberfahren. Am Strande, wo die slavischen Fischer und Schiffer auf ihren winzigen Fahrzeugen sitzen und sich ihre spärlichen Fischmahlzeiten zubereiten, hat man Muße, sich das nervige und wetterharte Geschlecht zu betrachten. Es ist heute der Tag der Wintersonnenwende; ein wüthender Scirocco, welcher selbst das Wasser des kleinen Hafens zu mächtigen Schaumwellen aufpeitscht, verkündet das Zurückweichen des Gestirnes gegen unsern nördlichen Erdtheil. Die meisten der Männer auf den Schiffen haben zum Schutz gegen das Wasser, welches zu ihnen heraufspritzt, die Kapuzen ihrer braunen Mäntel über den Kopf geschlagen.

So oft ich eine Gesellschaft dieser starken und rauhen Männer bei einander sehe, erinnere ich mich des Zwistes, welcher vor mehr als 130 Jahren wegen 20 ihrer Vorfahren zwischen Seiner preußischen Majestät und der durchlauchtigsten Republik Venedig entstand. Jene lag durch ihren Gesandten, den Baron von Gotter, dem Dogen fortwährend in den Ohren, er möge ihr 20 starke Morlaken oder Dalmatiner verschaffen, mit welchen der König seine bekannte Potsdamer Riesengarde zu zieren gedächte. Der Doge bot alles Mögliche auf, um dem Könige diesen Gefallen zu erweisen. Aber seine Mühe war umsonst. Es fand sich selbst unter den ärmsten Morlaken in ganz Dalmatien nicht ein einziger Mensch, welcher auch um die höchste Belohnung preußischer Grenadier werden wollte. Dadurch ließ sich indessen der König nicht beschwichtigen, und es blieb zuletzt, wenn man sich nicht seinem Zorn aussetzen wollte, nur ein einziges Mittel. Der Doge theilte dem Gesandten mit, daß man Willens sei, acht der stärksten Männer aus der Venetianer Miliz selbst, welche er anwerben möge, desertiren zu lassen, das heißt ein Auge zuzudrücken, wenn sie entflöhen. Es fanden sich in der That acht Mann, welche um den Betrag von 2500 Zechinen den Handel eingingen. Doch diese erwiesen sich noch klüger als der Doge. Denn nachdem sie das Blutgeld verjubelt hatten, liefen sie alle mit einander davon, ohne vorher Venedig nur mit einem Fuß verlassen zu haben. Die Wuth des Königs über diesen Verlust war grenzenlos, und es bedurfte diplomatischer Vermittelung, um einen Bruch mit der Republik selbst zu verhindern.

Die Stärke ihres Körpers verdanken die Morlaken viel-

leicht dem unwirthlichen Boden, der zu wuchtiger Arbeit zwingt, ihrem unausgesetzten Aufenthalt in freier Luft — denn ihre Häuser haben, wie wir sehen werden, mehr Aehnlichkeit mit den Schlupfwinkeln wilder Thiere, als mit menschlichen Wohnungen — und dem energischen Klima, welches in den Wintermonaten in 24 Stunden zweimal zwischen afrikanischer Brühhitze und eisigem Nordsturm wechseln kann. Wer in diesem sonnendurchglühten, winddurchbrausten, kahlen Lande zimperlich angelegt ist, geht zu Grunde, und die Natur selbst übernimmt die Ausübung spartanischer Erziehungskunst.

Das Zara gegenüberliegende Ufer, zu welchem das Schiff überfährt, ist nur spärlich mit elenden Dörfern besetzt und stellt in seinem wunderlichen, so gänzlich von allen übrigen Gegenden Europas verschiedenen Aussehen den wahren landschaftlichen Typus des ganzen nördlichen Dalmatiens dar.

Das breite Schiff ist mit braunen Kapuzen und blau gekleideten Weibern mit dem rothen Gamaschenstrumpf, den die Frauen fast aller slavischen Völker mit Vorliebe tragen, stark überladen. Die Leute kehren vom Markte in der Stadt zurück, wohin sie Truthähne, todte Hasen, Kohlköpfe gebracht haben. Keiner versteht das Wort des Andern, denn der heulende Scirocco verweht jegliche Stimme. Daß die breite Fähre mitten im Hafen tanzt, wie eine Nußschale, ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß selbst die großen Dampfer in diesem offenen Port mitunter von den Windstößen in ihren Bewegungen gehemmt werden. Der Schaum spritzt über die ganze Gesellschaft hinüber, die Männer lachen und die Weiber schreien.

Hat die Fähre drüben vorsichtig an dem weißen Uferfelsen angelegt, gegen deren zu harte Berührung sie durch ein paar Besen geschützt ist, die als Puffer oder Polster an ihrer Seitenwand hängen, so hat man mit der Ueberschreitung dieses kleinen Wasserbeckens, dessen Breite nicht über einen Flintenschuß beträgt, eine Entfernung zurückgelegt, zu welcher man in anderen Ländern eben so viele Tage brauchen würde, als hier Ruderschläge geschehen sind.

Drüben ist eine italienische Stadt, hier beginnt die slavische Wildniß. Von diesen weißen Kalkfelsen am Ufer, welche das Meer ausgewaschen hat, nordwärts zieht sich eine viele, viele Meilen lange Strecke hin, deren Einwohner von der abendländischen Civilisation kaum einen Anflug angenommen haben.

Aus allen Erdtheilen.

Die nordamerikanische Expedition nach dem Isthmus von Darien.

Die Expedition zur genauern Erforschung des Isthmus von Darien behufs Anlage eines Canals von Ocean zu Ocean, welche jetzt ausgerüstet wird, hat die Instruction, zehn Monate auf diese Arbeit zu verwenden. Sie scheint in ziemlich großartigem Stile angelegt zu werden; einige Compagnien Marinesoldaten sollen die Forscher an das Land begleiten und vor Indianerangriffen schützen. Natürlich wird alles das eine namhafte Summe kosten. Aus diesem Grunde allein schon läßt sich manche Stimme dagegen vernehmen. Außerdem aber wird noch geltend gemacht, daß ja der Isthmus schon hinlänglich durchforscht sei, da bereits nicht weniger als neunzehn Routen proponirt wären. Das ist richtig. Proponirt sind eine große Anzahl Routen; aber wirklich wissenschaftlich erforscht sind nur sehr wenige, und gerade diese (wie die durch Nicaragua) haben sich als allzu kostspielig, also als verwerflich ergeben. Man sagt ferner, jetzt nach der Vollendung des Suezcanals sei ein Canal zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere durch Centralamerika vollständig überflüssig. Das ist unrichtig.

Allerdings ist für die Schifffahrt der europäischen Hafenstädte am Mittelmeer und auch am Atlantischen Ocean der Weg durch den Suezcanal nach Ostindien und China kürzer als durch einen Canal über den Isthmus von Darien. Nicht so verhält es sich jedoch mit der Fahrt nach Japan, und noch viel weniger mit der nach den Pacific-Küsten von Süd-, Mittel- und Nordamerika. Da hat man denn eingewendet, der Handel Europas mit diesen Regionen sei zu unbedeutend, um zu so kostspieligen Canalanlagen zu treiben, oder sie zu rechtfertigen und ihre Rentabilität zu sichern. Dieser Handel beträgt aber weit über 100 Millionen Dollars jährlich und ist in stetem Zunehmen begriffen. Gerade jene aufblühenden Märkte am Pacific sind es, wo Amerikaner, Engländer, Franzosen und namentlich Deutsche in letzter Zeit in die lebhafteste Concurrenz getreten sind, was den Markt nicht etwa verschlechtert, sondern verbessert und erweitert und mehr als früher gesucht gemacht hat. Aber abgesehen von dem europäischen Handel nach dem Pacific würde doch eine schnellere und wohlfeilere Verbindung mit den Pacific-Staaten und namentlich mit Californien durch Seeschifffahrt im Interesse der Union allein einen solchen Canal in den Vordergrund aller größeren Verkehrsprojecte und Speculationen stellen müssen.

Ein Umstand aber ist es vor allen Dingen, welcher trotz des Suezcanals diesen amerikanischen Oceancanal selbst für die europäische Schifffahrt wünschenswerth macht; in England wird darauf bereits aufmerksam gemacht. Der Suezcanal ist hier und da nur 19 Fuß tief — ja an manchen Stellen nur 16 — während er 26 Fuß Tiefe haben sollte. Es wird noch eine riesige Arbeit nöthig, um diese weiteren Vertiefungen vorzunehmen, die jetzt, nach Einlassung des Wassers, da, wo Felsengrund ist schwieriger werden wie vorher. Man sagt in England, wo man freilich von vornherein gegen den „französischen" Suezcanal eingenommen war, es sei ein neuer Canal über den Isthmus von Darien nöthig, der sofort beim Bau die gehörige Tiefe erhalten müsse.

Wenn sich die Engländer für einen solchen Canal so lebhaft interessiren, so haben die Amerikaner noch viel mehr und näher liegende Gründe dazu.

Der Census von Caracas in Venezuela.

E. Gegenüber der bewunderswerthen Gleichgültigkeit der venezuelanischen Behörden für die statistische Erforschung des Landes selbst in seinen zugänglichsten Punkten unternahmen im April v. J. eine Anzahl Privatpersonen die Ausführung einer Zählung in Caracas, deren Resultate, seltsam genug, erst Ende October an die Oeffentlichkeit gelangt sind. Es beträgt hiernach die Totalsumme der seßhaften Bevölkerung 47,013. Doch ist zu bedenken, daß mehrfacher Umstände wegen diese Ziffer zu niedrig sein muß. Das Volk fürchtet sich, gezählt zu werden, weil die Leute hinter dergleichen Unternehmungen ein Aufgreifen für Soldatendienste in den nie aufhörenden Parteikämpfen erwarten. Aus diesem Grunde hat sich denn auch diesmal ein Theil der männlichen Bevölkerung verleugnet, und man kann wohl in runder Zahl 50,000 Einwohner annehmen.

Caracas hat 26 Straßen (einige eine englische Meile lang), 4 Vorstädte, 5909 Häuser, 3 Nonnenklöster, 4 Hospitäler, 1 Gefängniß. Von den 43,319 Venezuelanern sind 19,873 männ-

lichen und 23,446 weiblichen Geschlechts (100:118), von jenen 8564 unter und 11,309 über 18 Jahre, von diesen 6946 unter und 16,500 über 15 Jahre. Verheirathete Männer sind nach dem Census 3181, Frauen 3235, Wittwer 389, Wittwen 1998 (100:513,6), ein trauriges, aber durch die unaufhörlichen Bürgerkriege erklärliches Resultat. Es giebt 7999 unverheirathete Personen männlichen gegen 13,424 weiblichen Geschlechts (100:167,8). Nimmt man bloß die Erwachsenen (Männer über 18, Frauen über 15 Jahre), so giebt es 30,226 Personen, darunter verheirathete 6416, unverheirathete 21,423 (100:333,9). Diese Zahl ist in hohem Grade abnormal!

Caracas zählt 3694 Fremde (beinahe 8 Procent der Bevölkerung). Von diesen sind 1841 Spanier (meistens Canarier, Isleños genannt), 531 Deutsche, 506 Franzosen (hierzu gehören beinahe sämmtliche Bäcker, Schneider und Schuster), 250 Italiener (meist Kesselflicker, Kutscher und Drehorgelspieler), 137 Holländer (meist Farbige von Curacao), 134 Engländer (wobei die Yankees mit inbegriffen zu sein scheinen), 74 Neugranadiner, 59 Dänen, und 162 Fremde sind nicht weiter specificirt. Die Deutschen bilden über 14 Procent der fremden Bevölkerung und sind meist Kaufleute, Apotheker und Handwerker verschiedenen Gewerbes.

Nach den Gewerben giebt es in Caracas: 122 Advocaten — auf etwa 400 Einwohner einer! — 803 Maurer, 747 Ackerbauer und in der Stadt lebende Pflanzer, 1692 Kaufleute, 19 Viehzüchter, 329 Tischler, 151 Priester (auf 300 Einwohner einer!), 296 Beamte in Function (auf 160 Einwohner einer), 2185 Schüler (also noch nicht ⅓ der Bevölkerung unter 15 Jahren), 101 Aerzte (einer auf 470 Bewohner), 181 Militärpersonen, welche nicht zur Garnison (741 Mann) gehören, 79 Schmiede, Schlosser und Maschinenbauer, 80 Rentiers, 241 Bäcker, 206 Schneider, 6230 Dienstboten und Handarbeiter, 257 Tabacksarbeiter und 459 Schuster. Außer den oben genannten fungirenden Beamten existiren noch vier bis fünfmal so viele, die es gern werden möchten, denn die Wuth, eine Anstellung zu erhalten (Empleomania), ist in Caracas eine endemische, gefährliche Krankheit. Von den Bäckern ist nur einer ein Deutscher, wenige sind Venezuelaner, die meisten sind Franzosen. Ein Faß Weizenmehl — meist aus den Vereinigten Staaten eingeführt — wiegt 200 Pfund, kostete früher 8, jetzt 5 Thaler Eingangszoll, und stellt sich auf 16 bis 25 Thaler. Die Bäcker geben 24 Unzen Brot für 2 Real — oder ein Pfund für fünf Silbergroschen!

20,495 Personen können lesen und schreiben, 25,403 nicht; doch sind hier alle kleinen Kinder eingerechnet. In den Klöstern leben 93 Personen; im Gefängniß waren 30 Gefangene und 19 Geisteskranke; in Ermangelung eines Irrenhauses sperrt man die Unglücklichen ins Gefängniß!

Ich ergänze diese Angaben durch andere ältere, welche in dem „Anuario de Observaciones de la Oficina central del Colegio de Ingenieros de Venezuela por el anno de 1862“ (einziger Jahrgang) enthalten sind. Diese gelten für das Jahr 1860.

Geburten 1455, von diesen legitim 683 (348 Knaben und 335 Mädchen), illegitim 680 (368 Knaben, 312 Mädchen), Findlinge 92 (48 Knaben, 44 Mädchen); Todesfälle 935 (489 männlichen, 446 weiblichen Geschlechts); Eheschließungen 121. Von den im Jahre 1860 Gestorbenen (935) waren 136 bis zu ein Jahr alt, 98 von 1 bis 2 Jahren, 51 von 2 bis 3 Jahren, 32 von 3 bis 4 Jahren, 15 von 4 bis 5 Jahren, 10 von 5 bis 6 Jahren, 12 von 6 bis 7 Jahren, 9 von 7 bis 8 Jahren, 6 von 8 bis 9 Jahren, 8 von 9 bis 10 Jahren, 36 von 10 bis 15 Jahren, 35 von 15 bis 20 Jahren, 42 von 20 bis 25 Jahren, 50 von 25 bis 30 Jahren, 62 von 30 bis 35 Jahren, 48 von 35 bis 40 Jahren, 55 von 40 bis 45 Jahren, 25 von 45 bis 50 Jahren, 59 von 50 bis 55 Jahren, 18 von 55 bis 60 Jahren, 43 von 60 bis 65 Jahren, 11 von 65 bis 70 Jahren, 27 von 70 bis 75 Jahren, 12 von 75 bis 80 Jahren, 18 von 80 bis 85 Jahren, 12 von 85 bis 90 Jahren, 3 von 90 bis 95 Jahren und 2 von 95 bis 100 Jahren. Die Mortalitätscurve hat demnach zwei Scheitelpunkte, einen am Anfang, den andern zwischen 30 und 35 Jahren. Es ist interessant, daß die halbe Summe aller Todesfälle durch die der Personen bis zu 20 Jahren schon erreicht wird. Die enorme Sterblichkeitsziffer der Kinder kommt in hohem Grade von der Vernachlässigung her, mit welcher die kleinen Geschöpfe behandelt werden.

Aus anderweitigen Daten hat man eine jährliche Vermehrung der Bevölkerung von 0,013 oder $1/_{77}$ berechnet. Es steht zu hoffen, daß die Statistik bald weitere und genauere Resultate ermittele.

Die deutschen Mennoniten in Südrußland.

Jene fanatische Moskowiterpartei, deren Hauptorgan die russische „Moskauer Zeitung“ des Herrn Katkoff ist, läuft ununterbrochen in wilder Wuth Sturm gegen Alles, was im weiten Czarenreiche deutsch ist. Die Ostseeprovinzen sind tagtäglich eine Zielscheibe ihrer Angriffe, aber auch die friedlichen und fleißigen Mennoniten werden nicht verschont. Nichts zeugt deutlicher von der bornirten Befangenheit dieser Partei als ein Ausruf Katkoff's: „Dasjenige Haus ist nicht in Ordnung, wo die fremden Ankömmlinge sich den eigenen Kindern auf den Kopf setzen!“

So drückt der altrussische Nativismus, das moskowitische Knownothingthum, sich aus.

Die deutsche „St. Petersburger Zeitung“ bekämpft tapfer und mit Geschick jene Fanatiker, aber sie hat einen schweren Stand. Sie führt ihre Polemik mit Anstand; sie argumentirt mit Gründen und Thatsachen, während die Moskowiter grimmig ausfallen, und sich um das, was wahr und was thatsächlich ist, wenig bekümmern; aber schon die Abwehr wird unbequem, und die kaiserliche Regierung hat keinen Anstand genommen, der „Petersburger Zeitung“ jüngst eine „zweite Verwarnung“ zukommen zu lassen!

Die Angriffe der „Moskauer Zeitung“ gegen die Mennoniten werden von dem deutschen Blatt in folgender Weise erwiedert: —

Das Land, welches die Mennoniten jetzt zu einem fruchtbaren, reichen Gewinn gebenden Besitze umgestaltet haben, war bei ihrer Ankunft leere Steppe. Nach Herrn Petzholdt, welcher die Colonie an der Molotschna im Jahre 1855 bereiste, zählten dieselben in 50 Niederlassungen 17,000 Seelen beiderlei Geschlechts, welche im Jahre 1854 von ihren nach dem Vierfeldersystem bebauten Aeckern 163,079 Tschetwert Getreide geerntet hatten, 12,908 Pferde, 13,390 Stück Hornvieh von der norddeutschen Niederungsrace (darunter 8218 Milchkühe), 71,026 Merinoschafe (nach F. Matthäi's Werk über „die deutschen Ansiedelungen in Rußland“ waren 1863 bereits 227,152 Stück Schafe vorhanden) und Schweine in einer für jeden Hausstand ausreichenden Zahl besaßen. Die Zucht der Seidenraupe wurde mit einem solchen Erfolge betrieben, daß 1851 schon 151 Haspelmaschinen in Thätigkeit waren.

Wichtiger als alles Andere ist die Baumzucht der Mennoniten, weil durch dieselbe der Beweis geliefert worden, daß die südrussischen Steppen mit Anwendung von Fleiß und Ausdauer sehr gut bewaldet, und somit des Segens theilhaftig werden können, dessen jene weiten Länderstrecken größtentheils noch entbehren müssen. Im Jahre 1854 besaßen die Mennoniten an der Molotschna bereits 441,251 Obstbäume in den Gärten und 194,210 (darunter 36,371 veredelte) in den Baumschulen, 2,905,365 Maulbeerbäume, 2,326,514 Maulbeersträucher, 1,466,371 Waldbäume, 190,964 Standbäume in Schutz- und Wegepflanzungen, Maulbeerplantagen rc. und Weiden in Niederungen und auf Dämmen, im Ganzen also 7½ Millionen Bäume, ohne die Hecken von Akazien, Weißdorn rc. zu rechnen.

Zu derselben Zeit arbeiteten bei ihnen 350 gewerbliche Anstalten, wie Seidehaspelanstalten, Mühlen aller Art, Oelpressen, Ziegelbrennereien, Färbereien u. s. w.

Wer an diesen Leuten hat lernen wollen, hat es in reichem Maße können. So sagt Herr Petzholdt: „Der staatsbürgerliche Nutzen der Mennoniten zeigt sich besonders in dem unverkenn-

baren Einfluß, den dieselben trotz der Kürze der Zeit auf ihre Umgebungen geübt haben. An dieselben wurden im Jahre 1854 verkauft: 43,770 Wald- und Maulbeerbäume, 5890 Obstbäume (der höchst ansehnliche Verbrauch solcher Wald- und Obstbäume aus den großen Baumschulen, welche zwar den Mennoniten gehören, aber nicht auf Colonialgrund liegen, ist hier nicht mit eingerechnet), 549 Pferde, 741 Rinder, 5057 veredelte Schafe, 362 Wagen, 200 Pflüge, 9 Eggen und 3 Getreidereinigungsmaschinen.

In der von Mennoniten verwalteten Berdjanski'schen Kronsmusterplantage befindet sich eine Gärtnerschule, welche jährlich eine Anzahl russischer und tatarischer Burschen zu Gärtnern bildet. Bereits von 1851 bis 1854 waren 32 solcher jungen Leute entlassen worden.

Auf dem einem Mennoniten (dem Schwiegersohne des Joh. Kornies) gehörigen Gute Juschanlee ist eine zur Erlernung der Landwirthschaft, des Garten- und Waldbaues geeignete Lehranstalt eingerichtet, in welcher russische und tatarische Lehrburschen aus Kronsdörfern angenommen, und nach beendigter Lehrzeit entlassen werden. Die Entlassenen werden später als Musterwirthe und Gärtner angesiedelt und angestellt. Nowo-Pawlowka ist das Beispiel einer so entstandenen russischen, ganz nach mennonitischem Muster angelegten Colonie. Die tatarischen Colonien Akkerman und Aknokas haben bei ihrer Anlage entschieden die Mennonitencolonien vor Augen gehabt, und ihr Gedeihen verdanken sie der fortwährenden Beaufsichtigung seitens der Mennoniten." So berichtet Herr Petzholdt. Leider ist diesen blühenden tatarischen Colonien durch die massenhafte Auswanderung der Tataren nach dem Krimkriege alle Lebensfähigkeit entzogen. Das ist aber nicht die Schuld der Mennoniten. Schon Herr von Haxthausen erzählt, daß durch Joh. Kornies 17,000 Nogaier angesiedelt worden, und er selbst ist zugegen gewesen, als eine Deputation der nomadisirenden Nogaitataren Kornies mit den Worten anredete: „Du bist der Vater unseres Volkes, sei nun auch unser Vater, und hilf uns, wie Du anderen geholfen hast."

Gesetzt nun, die Mennoniten erfreuten sich größerer Privilegien, als sie wirklich haben, so scheint es uns doch, als müßte ein besonnener russischer Patriot Leute, die dem Lande so wesentlich nützen, eher ruhig fortwirken lassen, als daß er den Neid und die Mißgunst seiner Landsleute gegen dieselben erweckte. Es wäre denn doch auch eine gar zu merkwürdige Anwendung des Grundsatzes der allgemeinen Nivellirungs- und Aufsaugungstheorie, wenn der im Schweiße seines Angesichts und mit solchem Erfolge doch zuletzt nur für Rußland wirkende mennonitische Colonist urplötzlich mit dem seine Tage auf dem Ofen verdämmernden russischen Bauern ganz gleich gestellt werden sollte.

Das obenerwähnte Mustergut Juschanlee, auf dem 8000 Merinoschafe, 200 Rinder holländischer Race, und ein ausgezeichnetes Gestüt gehalten werden, wurde 1836 von Kaiser Nikolai I. dem Joh. Kornies in Anerkennung seiner vielen Verdienste geschenkt. Joh. Kornies, geboren 1789 in Westpreußen unweit Danzig, gestorben 1848 in Ohrloff, siedelte sich 1806 mit den übrigen Gliedern seiner Familie an der Molotschna an. „Arm begann derselbe seine Laufbahn," sagt Herr Petzholdt, „und er beendigte dieselbe als einer der reichsten Männer Südrußlands, ohne in seinem ganzen Wesen, in seiner Familie, in seinem Hauswesen das Schlichte, Einfache, Anspruchslose des mennonitischen Bauern abzulegen." Herr von Haxthausen sagt von diesem merkwürdigen Manne, daß er eine der einflußreichsten Persönlichkeiten in Südrußland geworden war, und der damalige Generalgouverneur, Fürst Woronzow, selten einen wichtigen Schritt in der Organisation der innern Verwaltung gethan, ohne vorher Kornies um Rath befragt zu haben.

Der türkische Eulenspiegel.

Ein sehr tüchtiger Orientalist, Dr. Hermann Ethé in München, hat in den „Propyläen" mancherlei von Nasreddin erzählt, der sich durch seine Einfälle und Streiche unserm niedersächsischen Eulenspiegel an die Seite stellen kann. „Es ist viel Quintessenz des türkischen Volkshumors in dem Burschen; er steht in seiner Art bei allen Classen in großem Ansehen, und das Buch, welches seine Schwänke enthält, „bildet aller Orten und bei allen Gelegenheiten, sogar in den Zwischenpausen der ernsthaftesten Gerichtsverhandlungen die Haupt- und Lieblingslectüre." Die Zeit, in welcher er gelebt hat oder gelebt haben soll, geht aus einzelnen Daten der von ihm erzählten Schalksstreiche hervor; sie fällt zwischen 1307 und 1404. Er hat angeblich am Hofe Tamerlan's eine Rolle gespielt. Im Volksbewußtsein der Türken gehört er einer längst vergangenen Zeit an. Im Fortgange der Zeit hat man ihm eine Menge derber Witze und Possen zugeschrieben; er ist der Typus des derbkomischen Abenteurers und Vagabunden.

Wir geben einige Züge aus diesem türkischen Eulenspiegel.

Eines Tages packte ein Rabe auf dem Waschplatze die Seife, mit der Nasreddin's Weib eben die Kleider zu reinigen im Begriff war, und flog davon. Als sie nun laut aufkreischend ihrem Manne zurief, er solle ihm nachlaufen, und die Seife ihm wieder abjagen, entgegnete dieser mit großer Gemüthsruhe: „Ach, laß ihn, und mach nicht soviel Wesens davon; er ist von außen weit schmutziger, als wir, er mag die Seife benutzen und sich selbst damit waschen!" —

Auch der bekannte, durch viele Literaturen sich hindurchziehende Schwank von dem Mondstrahl ist von den Türken auf Nasreddin's Rechnung geschrieben, und zwar in folgendem Geschichtchen. Als eines Nachts der Meister einen Dieb auf seinem Hause herumschleichen sah, sagte er zu seiner Frau: „Als ich vorige Nacht gern ins Haus hineinwollte, habe ich das und das Gebet hergesagt und mich dann am Mondstrahl festgehalten und so herabgelassen." Kaum vernahm der Dieb diese Worte, so ahmte er dem angeblichen Beispiel des Meisters nach, und stürzte durch den Kamin herab. Sofort packte ihn der Alte beim Kragen und rief seiner Frau zu: „Zünde schnell ein Licht an!"— „Nun," stöhnte Jener, „Ihr braucht Euch nicht so zu beeilen, Dank Eurem Gebet und Eurem guten Witze werde ich hier wohl eine geraume Weile liegen bleiben können!" —

Timur war auf seinen Eroberungszügen eines Tages auch in die Nähe jenes Districtes gelangt, in welchem Nasreddin als Chodscha (Richter) fungirte, und da die erschreckten Dorfbewohner den „Meister" anflehten, dem gefürchteten Herrscher doch entgegenzugehen, ihm seine Huldigung darzubringen und etwaige Contributionen von ihnen abzuwenden, machte sich der Alte mit einem mächtigen, Ka-uk genannten, tatarischen Turban, den vier Männer ringsherum durch Stützen über seinem Haupte aufrecht halten mußten, auf den Weg zum Tamerlan. Als der ihn von fern in so seltsamem Aufzuge herankommen sah, fragte er verwundert seine Umgebung, was denn das für eine ungewöhnliche Erscheinung sei. Man erwiederte ihm: „Wahrscheinlich der Imam des nächsten Dorfes, aber jedenfalls muß er von Sinnen sein." Tamerlan gerieth in heftigen Zorn und beschloß, ihn wegen dieses unehrerbietigen und unpassenden Witzes sofort tödten zu lassen; als aber Nasreddin bei ihm angelangt war, wußte er durch einen schlagenden Witz, den hier wiederzugeben freilich der Anstand verbietet, nicht nur den Grimm des Herrschers zu beschwichtigen, sondern denselben auch in eine so heitere Stimmung zu versetzen, daß dieser ihn von Stund an in sein Gefolge als Spaßmacher aufnahm. —

So saßen sie nun eines Tages bei einander in scherzhaftem Plaudern, als Timur, plötzlich seinen Kopf betastend, merkte, daß die Zeit zum Rasiren für ihn gekommen sei. Der Bartscherer wurde gerufen, und als er seine Obliegenheit verrichtet, besah sich Timur im Spiegel. Nun war, wie bekannt, der berühmte Mongolenfürst ein keineswegs schöner Mann; schon aus seinem Namen Timurlenk (Timur heißt nämlich Eisen und lenk — lahm) geht hervor, daß er hinkte und einen Fuß aus Eisen hatte; nebenbei war er noch auf seinem einen Auge blind. Als er daher seine häßliche Gestalt im Spiegel erblickte, fing er unwillkürlich zu weinen an, und Nasreddin, nicht faul, weinte

mit. Eine ganze Zeit lang schluchzten Beide so um die Wette, bis endlich einige Tafelfreunde und Gesellschafter des Timur, die meistens, wie auch bei den früheren türkischen Sultanen, aus Stummen und Zwergen zu bestehen pflegten, dazu kamen und durch tröstende Worte und amüsante Geschichten ihn sein Mißgeschick vergessen machten. Timur stellte sein Weinen ein, Nasreddin dagegen fing nur noch um so heftiger zu heulen und zu schluchzen an. Erzürnt rief ihm endlich der Herrscher zu: „Als ich mich vorhin im Spiegel beschaute, da schmerzte es mich tief, daß ich, der Großherr, bei all meinen reichen Schätzen und bei der Menge meiner Odalisken so abschreckend häßlich sei, und darüber brach ich in Weinen aus. Weshalb aber hattest Du zu heulen und heulst auch jetzt noch unaufhörlich weiter?" — „Fürwahr!" erwiederte der Alte mit höchst ernsthafter und bekümmerter Miene, „Du hast nur einen einzigen Augenblick Dein Antlitz im Spiegel gesehen, und diesen Anblick doch so wenig ertragen können, daß Du laut zu schluchzen beginnst; wir Armen aber müssen Deine häßliche Erscheinung Tag und Nacht ohne Unterbrechung sehen, und wenn wir also nicht Veranlassung zum Weinen hätten, wer hätte es dann wohl?" — Diese Antwort wirkte so zwerchfellerschütternd, daß Timur und die Uebrigen fast vor Lachen barsten. —

Einmal hatte Nasreddin von seinem Nachbar einen Kessel entliehen, und da er den Gesellen wegen seiner Schlechtigkeit und Habsucht nicht leiden konnte, wollte er ihm einen Streich spielen. Als Jener daher nach einigen Tagen zu ihm kam und sein Eigenthum zurückverlangte, steckte der alte Schalk heimlich noch einen kleinen Kessel in den großen hinein und übergab ihm beide. Sobald der Nachbar hineingesehen, wandte er sich zum Nasreddin um und sagte: „Dieser kleine Kessel gehört mir nicht, er muß anderswie da hineingerathen sein." — „Ja sieh," versetzte pfiffig der Alte, „als ich den Kessel von Dir empfangen und mitgenommen, da stieß er plötzlich einen lauten Schrei aus, und als ich näher zusah, bemerkte ich, daß Dein Kessel guter Hoffnung gewesen und so eben geboren hatte. Sind sie also nicht beide nothwendig Dein Eigenthum? nimm sie, sie gehören Dir von Rechtswegen zu." Der Besitzer des Kessels gerieth in höchste Freude, rief: „Nun, warum nicht? Gott der Allmächtige vermag ja Alles!" nahm beide mit sich und ging fort. Ein oder zwei Monate nachher ging der selige Nasreddin wieder zu dem Nachbar hin und bat um einen Kessel mittlerer Größe. Sofort brachte der einen mächtig großen daher, und als der Chodscha bemerkte: „Gieb mir einen kleinern," erwiederte der habsüchtige Geselle: „Ich habe keinen kleinern als diesen, und es hindert ja auch nichts; vielleicht mag dieser, wenn er ebenfalls gebiert, einen recht großen zur Welt bringen." Nasreddin nahm ihn, trug ihn nach Hause und legte ihn dort bei Seite. Einen Monat ungefähr hatte der Besitzer desselben Geduld und ließ von einer Rückforderung nichts verlauten; als sich aber die Sache gar zu sehr in die Länge zog, ging er eines Tages zum Chodscha hin und bat sich seinen Kessel wieder aus. Der Meister seufzte einmal laut auf und sprach dann mit kläglicher Miene: „Ach! Du hast meinen Schmerz wieder neu aufgefrischt — es war ein so guter Kessel — nun ist er Todes verblichen; gehab Dich wohl!" — „Aber der Kessel kann ja nicht sterben," rief sein Nachbar ärgerlich aus. „Lieber Freund!" versetzte Nasreddin, „unlängst hatte der Kessel geboren, da sagtest Du: nun, Gott der Allmächtige vermag ja alles, und nahmst ihn mit Dir — und jetzt willst Du hieran nicht glauben?" —

Die dominicanische Republik, welche den größten Theil der Insel Haïti umfaßt, zählt nach der jüngsten Abschätzung ungefähr 150,000 Einwohner; von diesen sind ungefähr 40,000 Weiße oder Leute, die für weiß gelten wollen. Die Mulatten überwiegen hier (in der Republik Haïti dagegen die Neger). Die fünf Provinzen sind: Santo Domingo mit 28,000 Einwohnern: Azua mit 17,000; Seybo mit 27,000 (zu ihr gehört der schöne Hafen von Samaná; La Vega 38,000; Santiago mit dem Handelshafen Puerto Plata, 40,000 Einwohner. Schon seit längerer Zeit haben bekanntlich die Nordamerikaner begehrliche Blicke auf das Gebiet der dominicanischen Republik geworfen, welche seit Vertreibung der Spanier wieder in heillose Zerrüttung gefallen ist. Nun scheinen die Verhandlungen über eine Annexion an die Vereinigten Staaten zum Abschlusse gekommen zu sein. Weder die Spanier noch die Mulatten wußten aus dem schönen, fruchtbaren, an werthvollen Mineralien so reichen Lande etwas zu machen.

* * *

— Auf Antrieb des Baron Ungern-Sternberg wird eine Canalisirung des Bug von Olviopol bis Wosnessensk stattfinden. Dieselbe wird nicht nur der Schifffahrt zu gute kommen, sondern auch zur Berieselung des Landes förderlich sein.

— Die Tagesgeschichte liefert bemerkenswerthe Beiträge zur Geschichte der Gesittung. Wenn ein rothhäutiger Sohn der Prairie in Nordamerika einen beliebigen angelsächsischen Yankee, der auf ihn Menschenjagd macht, die Schädelhaut abzieht, dann ist er ohne Zweifel als ein Wilder zu betrachten; aber seinen angelsächsischen Feind können wir doch auch nicht als einen Zahmen bezeichnen; Barbaren sind beide, nur in verschiedener Weise. — Die biederen südslavischen Dalmatiner, welche sich zur christlichen griechisch-orthodoxen Kirche bekennen, finden es angemessen, österreichische gefangene Offiziere bei lebendigem Leibe Nasen, Ohren ꝛc. abzuschneiden. Ländlich, sittlich. — In Irland hat der Geheimbund der Bandmänner, welcher aus Leuten keltischer Abstammung besteht, eine Proclamation an Kirchthüren anschlagen lassen. In derselben verbietet er allen Katholiken, ihr Getreide bei dem protestantischen Müller W. Matchell in Killyconnel mahlen zu lassen. „Wir machen allen Ketzern jedweder Confession und den verdammten Orangisten bekannt, daß wir sie, falls sie unsere Gesetze überschreiten, bei nächtlicher Weile in ihren Häusern vertilgen wollen. Denkt an Wild, Grose, Lodge und Scullibogue Bare." Daß man es in Irland nicht bei drohenden Redensarten bewenden läßt, weiß Jeder. Blutige Thaten kommen nur allzuhäufig vor. — Auf Neuseeland, wo die Engländer den eingeborenen Maoris das Land geraubt haben, und dem Raube viele Mißhandlungen hinzufügten, dauert bekanntlich der Krieg zwischen beiden Theilen ununterbrochen fort. Grausamkeiten werden hüben wie drüben verübt; in dieser Beziehung hat man sich gegenseitig nichts vorzuwerfen. Die Engländer hatten drei feindliche Maoris gefangen genommen, und an diesen sollte „ein Exempel statuirt" werden. Um den Maoris beizukommen, grub man — in Neuseeland 1869, bei den Antipoden, bei den „Wilden" — ein „Hochverrathsstatut" hervor, welches im Mittelalter König Eduard III. (vierzehntes Jahrhundert) gegeben hat. Alles muß ja recht hübsch legal hergehen! Die drei Wilden wurden von einem Geschworenengericht für des Hochverraths schuldig erklärt, und der Richter verkündete sein Urtheil. Dasselbe lautete: „Ihr sollt auf einer Schleife zum gesetzlichen Richtplatze geschleppt und dort am Halse aufgehängt werden, bis der Tod erfolgt. Sodann soll euch der Kopf vom Rumpfe getrennt und dieser letztere geviertheilt werden." Der Richter fügte hinzu, daß es bei dem bloßen Aufhängen sein Bewenden haben sollte. Hinterher war natürlich vom „allmächtigen Gotte" die Rede. Die Maoris werden das gute Beispiel wohl nachahmen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Ein Ausflug auf Island.

I.

Von Thingvalla bis an den Fuß des Hekla. — Kleine Seen; der Laugarvatn. — Die Bruaraa und ihr Katarakt. — Kein Weg und Steg. — Zwischen Geyser und Strockr. — Wassereruptionen. — Thorfastathir; die Baers. — Lateinischreden der Pfarrer; ein Sequens. — Isländische Trauung. — Gastliche Verpflegung in Thyorsarholt; altisländische Sitten. — Ein Ritt durch Sand- und Aschenwüsten von Stornvellir nach Hankadolur.

Reisende, welche nach den Geysern und dem Hekla wandern wollen, gehen von der Hafenstadt Reykiavik nach Thingvalla; hierher gelangen sie durch den tiefen vulcanischen Spalt der Allmanagjaschlucht („Globus“ XV, S. 97 bis 104). Gewöhnlich halten sie in Thingvalla einige Tage Rast und ziehen dann weiter. Noël Nougaret, den wir auch jetzt auf seinem Ausfluge begleiten wollen, glaubte die Geyser in einem Tagesritt erreichen zu können.

Der Weg führte zunächst über eine weite Ebene, die vielfach von tiefen Spalten durchrissen ist, z. B. von der Rabenschlucht (Hrafnagja), die einen grausigen Anblick darbietet. Weiterhin gelangt man an den Fuß der Kalfstindar, dreier mit gelben Schlacken bedeckter Vulcane, an welchen auch nicht eine Spur von Pflanzenwuchs wahrzunehmen ist. Bis auf die Höhe von Reydarbarmur kommt man nur durch Engpässe, dann aber streift der Blick über eine mit Gras bewachsene Wiesenfläche. Diese ist im Westen und im Südosten begrenzt von der Bruaraa und der Hvitaa, während im Norden eine Gebirgsmauer emporsteigt, welche Schutz gegen die kalten Winde gewährt. Da und dort glitzern, Spiegeln gleich, kleine Seen, z. B. der Apavatn und der Laugarvatn, in welchem die ersten Christen Islands getauft worden sind. An manchen Punkten steigen weiße Dampfsäulen aus heißen Quellen empor.

Weit und breit ist Alles wunderbar ruhig und darin liegt ein nicht geringer Reiz. Während man sich dem Laugarvatn zuwendet, fällt das Auge auf die Laugardelirkette, welche mit ihren Spitzen, Zinnen, Thürmen ꝛc. einer kolossalen Burg aus dem Mittelalter gleicht und deren schwarzes Gestein sich auf dem gelblich gefärbten Himmel eigenthümlich abhebt.

In der Nähe des „Sees der Bäder“ (Laugarvatn) sprudeln heiße Quellen hervor; in der Umgegend befinden sich einige Höfe (Boers oder Baers), welche der Reisende anfangs nicht bemerkt, weil sie mit ihren grasbedeckten Dächern nur wenig über den Boden hervorragen und sich wie gewöhnliche Erdhügel ausnehmen. Von nun an bietet der Weg manche Schwierigkeiten dar, steile Abgründe und schlammige Moräste wechseln mit einander ab, und letztere zwingen nicht selten zu einem weiten Umwege. Das aber ist noch nicht Alles, denn auch Flüsse kreuzen den Pfad; dann werden die Pferde ins Wasser getrieben, während Menschen und Gepäck in einem Boote übergesetzt werden, das eher einem Kübel oder Zuber als einem Schiffe gleicht. Auf solche Weise passirt man die Hvitaa, reitet bergan und gelangt an die Kirche von Mithdalir, in deren Nähe sich ein dichtes Gehölz von Zwergbirken befindet. Dort hört man aus der Ferne ein Rauschen, das allmälig immer

stärker wird, und nach einiger Zeit gelangt man an die Bruaraa.

Der Fluß hat dort eine Breite von mehr als 150 Fuß und nimmt einen sanften Lauf über ein Lavabett. In der Mitte desselben hat sich ein etwa 30 Fuß tiefer Spalt gebildet, in welchen das Wasser hinabstürzt. Der Reisende muß hinüber; er muß es vermöge einer zwei Ellen breiten Planke, welcher Lavablöcke als Brückenjoche dienen. Dieses Brett ist die einzige auf Island vorhandene Brücke. Bewunderungswürdig ist die Ruhe und Sicherheit, mit welcher die Pferde sich auch an den allergefährlichsten Stellen benehmen; man kann sich unbedingt auf sie verlassen. Am Uebergangspunkte hat man einen großartigen Anblick. Zur Linken erhebt sich eine Reihe von kegelförmigen Bergen, die ganz mit Schnee bedeckt sind; vom Fuß abwärts ziehen sich gewaltige Lavamassen weithin bis hinab an die Bruaraa, welche in majestätischer Windung ihren Lauf nach Süden hin nimmt und dann den herrlichen Katarakt bildet.

Als ich, schreibt Nougaret, mit meinem Führer weiter ritt, kamen wir an einen Morast, in dessen Nähe einige Höfe lagen. Um zu diesen Baers zu gelangen, hatten die Bewohner schmale Rasendämme aufgeworfen, welche lebhaft an jene bei den Biberbauen erinnern. Ihre Länge mag etwa 400 Schritt betragen, und wir kamen dann an einen Hügel, auf welchen zwei bis zu Mannshöhe aufgethürmte Rasenmauern zum Hofe führten. Es war inzwischen Mitternacht geworden, und wir hatten wegen des dichten Nebels nur sehr schwaches Tageslicht. Mein Führer stieg ab und klopfte mit dem Peitschenstiel an ein kleines Fenster, das sich in jedem Baer zur Rechten der Eingangsthür befindet. Nun wurde es drinnen laut, die Hunde schlugen an, und nach wenigen Augenblicken trat ein Mann heraus, der als Gehülfe

Ansicht des Laugarvatn.

meines Führers mich über die Ebene bis zu den Geysern bringen sollte. Diese erreichten wir, nachdem wir an den niedrigen Bjarnafällbergen und am Bette des Tungufljot vorübergekommen waren. Dann befanden wir uns in einer dicken und dampfigen Atmosphäre; der Boden erdröhnte unter den Hufen der Pferde, und sehr peinlich war es, eine Luft einzuathmen, die in empfindlicher Weise wie nach faulen Eiern roch. Ich glaubte mich in ein Höllenlaboratorium versetzt. Die Pferde bewahrten ihre Ruhe, traten aber sehr vorsichtig auf; zu beiden Seiten hörte ich Sausen und Brodeln, als ob ich zwischen kochenden Kesseln mich befände; dann und wann schlug mir heißer Dampf ins Gesicht. Endlich sagten meine Führer, wir seien nun an Ort und Stelle.

Der Hülfsführer brachte die Pferde nach einem andern Platze, und ich schlug mein Zelt auf, um mir ein Abendessen zu bereiten, denn den ganzen Tag über hatte ich nur ein Frühstück genossen. Der Führer nahm eine Kanne, schöpfte aus dem zunächst gelegenen Geyser siedend heißes Wasser, und ich konnte mir einen Kaffee ohne Feuer bereiten. Während ich ihn trank, fragte ich mich, wo ich denn eigentlich sei? Das wußte ich in der That nicht. Dann und wann hörte ich Wasser kullern und zischen und sah, trotz des Nebels, mächtige Dampfwolken emporsteigen. Das war auf der einen Seite; auf der andern zischte und siedete es unaufhörlich aus der Erde empor, und mein Führer sagte mir, daß wir uns zwischen dem Großen Geyser und dem Strockr befänden. Das war so weit recht schön und gut; aber bei dem unsichern Dämmerlichte wagte ich keinen Schritt zu machen; ich konnte ja den Tag abwarten und wollte schlafen.

Kaum hatte ich mich niedergelegt, als der ganze Erdboden erdröhnte; es war, als ob unter mir ein dumpfes Kanonenfeuer rasete. Die Erschütterung war so heftig, daß mein Zelt zitterte und hin und her schwankte wie Espenlaub. Es war mir, als ob dieser lose Erdboden versinken und von dem zischenden Wasser verschlungen werden sollte. Natürlich stand ich auf und war auf eine Eruption gefaßt, aber es stiegen nur gewaltige Wasserblasen in die Höhe, die herabfielen und

eine Dampfwolke erzeugten. Dann war plötzlich Alles wieder still. Solcher Geyserausbrüche habe ich binnen einer Stunde nicht weniger als vier erlebt; endlich schlief ich ein.

Der Große Geyser hat aus den kieselhaltigen Stoffen, welche in seinem Wasser enthalten sind, sich einen Erdring gebildet, dessen äußerer Umfang etwa 80 Meter (etwa 350 Fuß) beträgt. Wenn man den sanft geneigten Abhang emporsteigt, befindet man sich oben an einem Becken, dessen größter Durchmesser 15 Meter 30 Centimeter beträgt. Inmitten desselben befindet sich die Ausmündung des Geysers; sie bildet einen runden, senkrechten Schlot von ungefähr 12 Fuß Durchmesser. Etwa 130 Fuß entfernt liegt der Strockr, der noch keine Zeit gehabt hat, sich einen Kegel zu bilden; seine Ausmündung hat nur etwa 7 Fuß Durchmesser; in einer Tiefe von 8 Fuß kocht das Wasser ununterbrochen zwischen den steilen Wänden. Die Eruptionen des Geyser sind durchaus unregelmäßig, und man muß sie abwarten; beim Strockr dagegen kann man eine Eruption fabriciren. Man wirft einige Stücke Rasen hinein, und höchstens nach einer Viertelstunde erfolgt, was man wünscht. Erst hört alles Sieden und Brodeln auf; es scheint, als ob der Wasserkrater seine Kräfte sammeln wolle; dann wird er etwas unruhig, und gleich nachher steigt eine anderthalb Ellen hohe Wassergarbe empor; sie fällt nieder, hebt sich jedoch gleich nachher doppelt so hoch, und das geht so fort, bis die Wassersäule eine Höhe von 60 bis 80 Fuß erreicht hat. Solch eine Eruption dauert 20 bis 30 Minuten, und wenn man sich dann an den Krater begiebt, findet man, daß dort das Wasser verschwunden ist; erst nach Verlauf von etwa einer halben Stunde steigt es wieder bis zu seinem gewöhnlichen Niveau. Ich blieb fünf Tage lang in dieser Geyserebene, um Experimente anzustellen. —

Ueber die Bruaraa.

Es war ein nicht geringes Mißgeschick, daß sein Führer, der sich krank stellte, ihn ohne Weiteres verließ. So war er nun allein mit seinem Gepäck und seinen Pferden und mochte für sich selber sorgen, so gut das eben anging. Während er in gelinder Verzweiflung hin und her überlegte, ob er nach Reykiavik zurückreiten solle, hatte der Geyser eine starke Eruption; eine Wassersäule von mindestens 10 Fuß Durchmesser stieg etwa 120 Fuß empor und glich im Niederfallen einer krystallenen Trauerweide. Die Millionen Wassertheilchen erglänzten in der niedergehenden Sonne wie eben so viele Diamanten, und die aus einander gebrochenen Strahlen bildeten um diese Lichtgarbe viele Ringe mit Regenbogenfarben, die sich im Aether verloren. All das Wasser fällt in das Kraterbecken, und der Beobachter kann ungefährdet demselben bis auf zehn Schritt sich nähern.

Nougaret beschloß, auf gut Glück vorwärts zu reiten. Es war acht Uhr Abends; der Führer hatte ihm eine Richtung angegeben, die ihn zu einem Pastor führen mußte, welcher Latein verstand und ganz in der Nähe von Thorfastahir wohnte. Die Pferde schienen den Weg zu kennen, und der Reisende konnte offenbar nichts Zweckmäßigeres thun, als sich ihnen völlig anzuvertrauen. Sie wichen nicht einmal vom Wege ab, um zu grasen; Halt machten sie nur, wenn sie an eine Wohnstätte kamen, weil sie wissen, daß kein Isländer an einem Baer vorüberzieht, ohne dort anzuhalten und vorzusprechen. Nach etwa anderthalb Stunden hielten sie wie auf ein gegebenes Zeichen still und fingen ruhig zu grasen an. Von einer Wohnung war jedoch nichts zu sehen; daß eine solche vorhanden sei, ließ sich nur aus dem Gebelle der Hunde folgern. Diese waren auf das Rasendach des Baers gesprungen und schlugen laut an. Sofort ließ eine junge Frau sich blicken, und bald stellte sich heraus, daß sie nie zuvor einen Ausländer gesehen hatte. Ihr Mann, ein Fischer, war weithin nach der Küste gezogen, sie war aber nichtsdestoweniger in landesüblicher Weise gastfrei, umarmte den Fremden und nahm dem Reitpferde den Zügel ab. Als er das Wort Melk (Milch) aussprach, holte sie sofort eine mit derselben gefüllte Schale, nippte daran und bot sie dann

freundlich dar, und nachdem Nougaret seinen Durst gelöscht, nahm sie auch einen Schluck. Er hielt es für angemessen, ihr einige dänische Geldstücke anzubieten, sie trat aber einen Schritt zurück und sprach: „Nein, nein, ich danke!" Nur mit Widerstreben nahm sie eine Busennadel als Andenken an.

In der Nähe lagen noch zwei andere Baers, bei welchen die Pferde anhielten; dort war jedoch Alles still; Menschen und Hunde schliefen. Hier war ein betretener Weg, welcher zur Kirche führte, einer kleinen schwarzen Bude ohne Thurm. Neben derselben ragten einige niedrige Giebel empor; sie gehörten dem sehr bescheidenen Pfarrhaus an.

Der Reisende klopfte mit dem Peitschenstiel an das Fenster, die Hunde schlugen an, bald wurde die Thür geöffnet, und ein kleiner, bejahrter Mann, ganz in Schwarz gekleidet, trat heraus. Nougaret sprach ihn mit einem Salve, pater! an und äußerte, daß er, des Isländischen unkundig, mit ihm Lateinisch reden wolle. Der Pastor nahm eine Prise Taback und fragte: „Wer bist Du? Woher kommst Du?" Er erhielt zur Antwort, daß Nougaret ein Doctor sei; daß er vor zwei Wochen ein im Hafen von Reykiavik ankerndes Kriegsschiff verlassen habe, um einige Gegenden Islands kennen zu lernen und nun den Hekla besuchen wolle. Sein Führer habe ihn im Stiche gelassen und jetzt sei er hier. Nun wage er es, den Pastor um einen Führer zu bitten.

Es überraschte ihn, als er zur Antwort erhielt: Non intelligo te! Er hatte wohl zu feines Latein zum Besten gegeben, denn als er seine Worte ganz einfach stellte, sagte der Pastor freundlich: Intelligo, umarmte ihn, und nun folgte eine zärtliche Scene. Die zahlreiche Familie des Pfarrers war auf den Beinen und umarmte den Fremdling. Einige stämmige Burschen trugen das Gepäck in die Kirche, und das Chor wurde als Schlafstelle hergerichtet. Die Kirche

Die Ebene der kleinen Geyser.

diente zugleich als Speisezimmer, und bei einem Glase Wein, das der Fremde auftischte, entspann sich ein munteres Gespräch. Der Pastor war gern erbötig, einen „Sequens", so bezeichnete er einen Führer, herbeizuschaffen, wollte aber um keinen Preis davon hören, daß der Fremde schon am andern Tage weiterziehen wolle. „Ich will Dir," sprach er, „nur sagen, daß meine Kinder weinen würden, wenn Du so bald wieder abzögest. Außerdem wird morgen meine vierzehnte Tochter getraut, und Du kannst unmöglich abreisen, weil ja die Anwesenheit eines Fremden bei einer so feierlichen Angelegenheit von guter Vorbedeutung ist." Dagegen ließ sich allerdings nichts einwenden.

Die Sonne stand schon hoch, als der Reisende seine Augen aufschlug. Die ganze Pastorenfamilie war auf der Wiese beim Heumachen beschäftigt, — also bei einer am Hochzeitsmorgen seltsamen Beschäftigung. Als man sah, daß der Gast zum Vorschein gekommen sei, wurde die Arbeit sofort eingestellt, und man schickte sich zur festlichen Handlung an. Nougaret hatte für alle Fälle mancherlei Siebensachen eingepackt: Puppen für kleine Mädchen, Armbänder von Glasperlen, Springteufel und dergleichen Kinderspielzeug mehr. Alle diese Dinge machten aber auch den Erwachsenen Freude. Für die jungen Mädchen waren Rollen seidener Bänder bestimmt; der Franzose war aber nicht wenig erstaunt, als er bemerkte, daß weder Frau noch Töchter etwas damit anzufangen wußten. Offenbar hatten sie dergleichen zuvor noch nicht gesehen. „Ich nahm nun die Bänder und machte auf das feine Gewebe aufmerksam. Dann wandte ich mich zu der Tochter, welche das schönste Haar hatte, und deutete durch Zeichen an, daß man mir einen Kamm geben solle. Es wurde auch gleich ein solcher gebracht: der Kinnbacken eines Schafes, in welchen man Fischgräten eingelassen hatte. Damit ging ich ans Werk, stellte lange Flechten her und knüpfte Band daran. Nun war das Erstaunen groß, Alle freuten sich, und ich mußte noch fünf andere Jungfrauen in derselben Weise schmücken.

Aber wo war denn die Braut? Mox videbis, Du wirst sie bald sehen, sprach der Pastor.

Inzwischen hatten sich auch Nachbaren eingefunden; Alle stiegen zu Pferde, Kind und Kegel machten sich beritten und sprengten wie toll und blind ins Weite hinein. Der Fremde ritt mit. Nach Verlauf einer Stunde wurde Halt gemacht, und aus einem Birkengebüsch auf einem Hügel trat das Brautpaar hervor.

Es ist auf Island alter Brauch, daß zwei junge Leute, die einander für das Leben angehören wollen, sich vor ihren beiderseitigen Familien für verlobt und verbunden erklären. Sie beziehen dann ihren eigenen Baer und gelten in aller Form für ein Ehepaar. Die Trauung wird nicht eher vorgenommen, als bis in der allernächsten Zeit ein Sprößling zu erwarten ist; manchmal trifft es sich auch, daß sie erst stattfindet, nachdem ein solcher schon das Licht der Welt erblickt hat. Im vorliegenden Falle, das sah ich wohl, war nicht viel Zeit zu verlieren. Die Braut oder Frau wurde mit aller Vorsicht nach dem Pfarrhause geschafft und ging dann in die Kirche, wo die Trauung sofort vorgenommen wurde. —

Am folgenden Tage stellte sich der Sequens vor, ein Mann von etwa 45 Jahren, der sein Gesicht glatt rasirt hatte, mit dem Hut in der Hand erschien und, um sich als eine Art von Gelehrten zu kennzeichnen, die Worte: Longus tempus zum Besten gab. Damit war aber auch sein ganzer römischer Sprachschatz zu Ende. Von einer Unterhaltung mit ihm konnte also keine Rede sein. Uebrigens war er ein guter Mensch und ein gewaltiger Tabacksschnupfer, wie viele seiner Landsleute. Island ist sehr windig, die Leute sind viel zu Pferde, und eine gewöhnliche Tabacksdose kann ihnen, da sie selbst beim Galloppiren eine Prise nehmen, nicht passen. Sie verfertigen deshalb praktische Gefäße, wie unsere Illustration zeigt; das obere Ende wird ans Nasenloch gehalten

Der Gast in einem isländischen Hause.

und der Taback vermittelst eines starken Emporziehens der Luft geschnupft.

Der Reisende kam an einen kleinen Fluß, der ein schwarzes Bett hatte und überschritten werden mußte. Es war unvorsichtig, daß er vorausgeritten war und ohne Weiteres ans andere Ufer zu kommen gedachte. Roß und Reiter geriethen in ein Loch und kamen nur mit Mühe ans Land. Der Sequens war klüger gewesen und hatte es den Pferden überlassen, eine praktikable Fuhrt zu suchen. Von dieser aus führte eine Art von Pfad bis Thyorsarholt, einem hübschen Baer auf einem Hügel, an dessen Fuße sich die Thyorsaa hinschlängelt. Es war zehn Uhr Abends. Die Leute kamen aus dem Hof um den Fremden zu begrüßen, und baten ihn freundlich, bei ihnen zu übernachten. Er folgte dieser Einladung um so lieber, da das Unwetter immer heftiger geworden war und der Sturm ununterbrochen volle achtundvierzig Stunden lang anhielt.

Dieser Baer war eine rechte Heimath altisländischer Sitten und Gebräuche. Als ich, sagt Rougaret, abgestiegen war, umarmten mich alle Anwesenden; diese Art der Begrüßung versteht sich von selber und wird niemals umgangen, sie gehört zur Gastfreundschaft. Die Männer machten sich mit dem Führer und den Pferden zu schaffen, der Fremde wird von den Frauen in Empfang genommen; sie sorgen für ihn wie für ein Kind. Man führte mich in ein Loch, das als Gastzimmer dient und das sich durchgängig zur Rechten der Eingangsthür befindet. Dort rückte der Hausvater mir den Ehrensessel zurecht, einen großen Lehnstuhl, auf dessen Hinterpfeilern zwei geschnitzte Köpfe keine geringeren Personen als Thor und Odin vorstellten. Auf diesem Stuhl darf außer dem Gaste nur der Vater und die Mutter Platz nehmen. In dem Gastzimmer stehen gewöhnlich einige Kisten und Koffer, in welchen die beste Habe der Familie verwahrt wird. Als ich es mir einigermaßen bequem gemacht hatte, kam die Hausfrau mit den Schlüsseln, steckte dieselben in das Schloß und wollte damit symbolisch andeuten, daß ich nun vollkommen Herr in diesem Zimmer sei.

Uebrigens war ich in eine nicht geringe Verlegenheit ge-

rathen. Seit meiner Ankunft im Baer waren die weiblichen Insassen und die Kinder mir nicht von der Seite gewichen. Bei dem Unfalle, welchen ich beim Durchwaten des Flusses erlitten, war ich ganz und gar durchnäßt worden und fühlte das dringende Bedürfniß, mich umzukleiden. Ich gab das den Leuten dadurch zu verstehen, daß ich aus einem Koffer trockene Kleider, Wäsche und Flanell hervorholte und dann auch die Stiefel auszog. Aber Niemand wich von der Stelle; Alle begriffen sehr wohl, um was es sich handle, und legten nun Hand an mich! Sie zogen mir ein Kleidungsstück nach dem andern vom Leibe und setzten mich dadurch anfangs in einige Verlegenheit. Man denke sich, daß junge Mädchen zwischen sechszehn und zwanzig Jahren diese Operation vornahmen, und dabei mit der größten Unbefangenheit zu Werke gingen. Das Ganze schien dermaßen in der Ordnung zu sein, daß ich sie völlig gewähren ließ. Sie rieben mir auch die Haut mit Watmol ab, jenem groben Zeuge, welches die Frauen selber weben. Dann erst konnte ich Kleider anlegen, und es war mir ganz behaglich zu Muthe, als ich nun allerlei kleine Geschenke hervorholte. Diese wurden bescheiden und mit Freuden angenommen, für mich war das aber mit einigen Umständen verbunden. Denn wer eine Gabe erhalten hatte, glaubte seinen Dank durch eine Umarmung und einen Kuß bethätigen zu müssen, und das war auch von Seite aller kleinen Kinder der Fall. Mir blieb nichts übrig, als die Leute, die es ja so gut meinten, gewähren zu lassen. — Nun saß ich im Großvaterstuhle und vertheilte an Klein und Groß noch allerlei Back- und Zuckerwerk, das ich vom Schiffe mitgebracht hatte. Dann brachte man mir nach dem Essen Milch, Kaffee und Zucker; von den beiden letzteren hatte ich selber einen Vorrath, aber ich durfte davon nichts auspacken, weil das Darreichen von Zucker und Kaffee zur Gastfreundschaft gehört. Hier lag der erstere auf einer Tassenschale; ein Stück so groß wie eine Walnuß und in Folge langen Liegens angeschwärzt; wer weiß, wie manches Jahr dasselbe im Koffer aufbewahrt worden war! Es that mir leid, die guten Leute um einen solchen Schatz ärmer zu machen, und ich verstieß sicherlich gegen die Gebote der Gastfreundschaft, als ich unbemerkt etwas von meinem eigenen Zuckervorrathe in einen der Koffer praktisirte.

Isländische Schnupftabacksdose.

Die liebe Jugend ließ mir keinen Augenblick Ruhe. Ich saß in dem Udwegis sulur, dem geheiligten Sessel, wie ein altnordischer Jarl, umgeben von blondköpfigen, blauäugigen Knaben und Mädchen; zwei der kleinsten schaukelte ich auf meinen Knien. Die Mütter waren ganz entzückt von dem, was sie sahen, denn dergleichen war ihnen ja noch nie vorgekommen.

Mein Schlaf ließ in jener Nacht nichts zu wünschen übrig; als ich erwachte, war mein Lager mit feinem vulcanischen Staube bedeckt. Der Sturm wüthete nach wie vor, und so war es am gerathensten, daß ich ruhig im Baer blieb. Dort wird Tag und Nacht, selbst im Sommer, Licht gebrannt, obwohl Tageslicht durch ein oben angebrachtes Luftloch einfällt, das als Fenster dient. Das Kreuz desselben ist mit einer durchsichtigen Haut überspannt, welche ursprünglich dem Fötus eines Schafes als Hülle gedient hat.

Die zwei Tage meines Aufenthalts in Thyorsarholt waren recht angenehm; länger konnte ich nicht bleiben, ich mußte vorwärts, obwohl das Unwetter noch fortdauerte. Der Sturm peitschte gewaltige Wirbel röthlicher Asche in der Luft umher, und diese Wolken waren oftmals so dick, daß sie die Sonne verhüllten. Mein Seqnens war übler Laune, als ich ihn zum Aufbruche mahnte, und die Leute im Baer hatten keine Lust, bei solchem Sturmwetter mich über die Thyorsaa zu setzen; als ich aber in sie drang, zeigten sie sich doch willig. Der Fluß strömte rasch und wild, die Wellen gingen hoch, ihre Kämme wurden zu Schaum zerpeitscht, und vulcanischer Staub wurde bald in langen, dicken Massen, bald in Wirbeln umhergetrieben. Am Ufer lag ein rundes Boot, das sich wie der Rücken einer Schildkröte ausnahm. Man nahm den Pferden das Gepäck ab und schaffte dasselbe ins Fährboot. Die armen Thiere wollten in ein so wildes Wasser nicht hinein, aber sie mußten, und jene, welche umkehren wollten, wurden durch Steinwürfe zurückgejagt. Mich nahm ein stämmiger Mann auf die Schultern und trug mich in das Boot, wo ich im Hintertheil zwischen Sätteln und Gepäck Platz nahm. Ich sah, welchen Kampf die armen Rosse mit dem wilden, brausenden Elemente zu bestehen hatten, das sie bald abwärts, bald in Wirbel hineinriß, aber sie kamen allesammt wohlbehalten ans andere Ufer, wo sie sofort, als ob gar nichts geschehen sei, mit bewundernswürdiger Ruhe zu grasen anfingen. Auch unser Boot, das freilich arg umhergeworfen war, kam ans Ziel. — Es handelte sich nun darum, das Pfarrhaus von Storuvellir zu erreichen, und dorthin sprengten wir in vollem Galopp. Der Pastor bat mich, bei ihm einzukehren, aber mir lag viel daran, heute noch bis zu dem Baer zu gelangen, welches dem Hekla am nächsten liegt; es war meine Absicht, den Vulcan am folgenden Tage zu besteigen. Als ich dem Geistlichen die Zusage gab, auf dem Rückwege bei ihm vorzusprechen, erbot er sich, bis Haukadolur mein Begleiter zu sein und mich dort beim Hofbesitzer einzuführen; dieser solle mich dann bis Selsund, dem letzten Baer am Hekla, geleiten. Dieser Pastor sprach recht gut und fertig Latein; auch hatte ich bemerkt, daß sein Haus sich durch Reinlichkeit auszeichnete und namentlich auch sauber überzogene Betten hatte. Den letztern Umstand wußte ich ganz besonders zu schätzen. Der Pastor unterhielt sich besonders gern über politische Angelegenheiten, hielt auch eine der drei Zeitungen, welche in Reykiavik erscheinen, und sprach sehr verständige Dinge. Nach dem Kaffee zog er seinen langen, blauen Oberrock an, bestieg sein Pferd, das er als seinen Comes bezeichnete, und nun ritt er mit uns bei einem so abscheulichen Unwetter. Er band sich ein Taschentuch ums Gesicht und rieth mir, ein Gleiches zu thun. Der Rath war sehr praktisch, denn bald befanden wir uns in einer Wüste, die aus feinem, beweglichen Sande bestand. Der aus den Schluchten des Burfell herunter stürmende Wind hat in diese Ebene tiefe Furchen und Spalten gerissen, so zu sagen ungeheure Galerien zwischen langen und hohen, parallel laufenden Dünen, welche bei jedem starken Winde sich verändern. Von solchen Dünen herab gelangten wir in Sandschluchten, die gar kein Ende nehmen wollten, und dort auf Island lernte ich die Schilderungen afrikanischer Sandstürme verstehen. Das Reiten war beschwerlich; fast immer mußte ich mich nach vornüber bücken und häufig die Augen schließen, denn

manchmal waren wir von einer dicken Aschenwolke umgeben. Die Pferde aber thaten ihre Schuldigkeit ganz ausgezeichnet.

Endlich kamen wir auf eine gegen den Wind geschützte Fläche mit spärlichem Graswuchs an einem Bache. Dort spülten sich die Pferde sofort die Nasenlöcher rein und dann erst weideten sie. Uns Menschen thränten die Augen; wir hatten längere Zeit nichts als Staub eingeschluckt und waren sehr erfreut, als wir endlich im Baer Hankadolur anlangten.

Weiße und Farbige im Indischen Archipelagus*).

Die stärkste sittliche Forderung ist es, daß die höhere Race sich der niedern gegenüber edelmüthig zeige und dem Ringen nach oben die helfende Hand reiche. Jul. Fröbel.

Daß es so schwer fällt, das Verhältniß der höheren zu den niederen Racen in sachgemäßer Weise aufzufassen, nachdem doch in der Theorie, wenigstens für einigermaßen vorurtheilsfreie Geister, die Grundfrage im Sinne der Annahme einer sehr verschiedenartigen und verschiedengradigen Begabung der Völker als gelöst gelten kann, ist weniger räthselhaft, als es vielleicht scheint. Wo wirkliche oder vermeintliche Interessen geistiger und materieller Art sich der unbefangenen Forschung entgegenstellen, da ist oft erst nach Jahren und Jahrzehnten das vollständige Durchdringen der letztern zu ihrem Ziele möglich. In das klare Bächlein wissenschaftlicher Wahrheit ergießen sich auf seinem Laufe von der Studirstube und dem Laboratorium nach dem Meere des Lebens so viele trübe Gewässer, daß es selten in reiner Form seine Tropfen in das letztere sendet, sondern vielfach mit Vorurtheilen aller Art geschwängert ist, oder gar gänzlich aus seinem Bette verdrängt wird, in das die Wellen der „öffentlichen Meinung“ ihren faulen Schlamm und ihre groben Felsblöcke hineingewälzt haben. Und solche Hemmnisse erstrecken ihre Wirksamkeit bis auf die Quellen zurück. Während die Wissenschaft die Ansichten der Menge leiten sollte, hat sie sich nur zu oft von denselben beeinflussen lassen, und schenkte der Welt statt der „Milch reiner Denkungsart“ das „gährende Drachengift“ parteiisch gefärbter Anschauungen. Freilich kommt am Ende stets das Wahre und Wirkliche obenauf, während das Gemachte und Erdachte sich verflüchtigt, aber es ist doch wünschenswerth, daß dieses so früh wie möglich geschehe, damit das Leben von der Wissenschaft denjenigen Nutzen ziehe, dessen es so dringend bedarf.

Nachdem die Leidenschaften, welche einen der blutigsten Kriege unseres Jahrhunderts entzündet und geschürt hatten, ihren Kampf auch auf das Gebiet der Anthropologie hinübergetragen, hat auf diesem noch so wenig cultivirten und allenthalben mit wildem Gebüsch der Speculation bewachsenen Felde die Racenfrage nicht mehr geruht. Neben den Schlagworten, welche der streitbare Materialismus der funfziger Jahre sich zu Kampfobjecten wählte, figurirte bald die von den „Philanthropen“ gepflegte Ansicht von der Einheit des Menschengeschlechtes, und in dem Getümmel des heißen Wortstreites kam die Sklavenfrage zusammen mit Lebenskraft, Köhlerglauben, Seelensubstanz und dergleichen mehr an die Oberfläche der Zeitinteressen. Der Neger, unser schwarzer Bruder, kann er gleichberechtigt sein mit dem Weißen, oder verbietet ihm das eine entschieden niedrige Organisation? Ist also die Sklaverei ohne Weiteres zu verwerfen, oder kann sie im Princip festgehalten und wissenschaftlich begründet werden? Das waren die Fragen, die damals in unserm reinweißen Mitteleuropa, wo ein Neger schon eine Sehenswürdigkeit genannt werden kann, auf der Bierbank und am Theetisch discutirt wurden, ohne daß doch ein realer Gewinn zu bemerken gewesen wäre. Die unverschämt hartnäckigen Oeltropfen der Phrasen und Schlagwörter schwammen fröhlich oben auf und verkümmerten die Entwickelung einer der Wirklichkeit entsprechenden Erkenntniß, so daß auch heute noch die allgemeine Anschauung von der Sache die alte, in falscher Philanthropie und unbeugsamem Phrasenglauben befangene geblieben ist.

In wissenschaftlichen Kreisen sind zum Glück die Fortschritte größere gewesen, und gerade die drei vorliegenden Berichte über Reisen im südostasiatischen Archipel, welche von Zoologen herrühren, lassen darüber keinen Zweifel. Zum Beweise, daß in diesen Kreisen die richtigen Standpunkte ungescheut vertreten zu werden beginnen, auch selbst da, wo es sich um politische und sociale Verhältnisse handelt,

*) Der Herr Verfasser erwähnt in dieser Arbeit dreier Werke, welche wir anführen wollen.

The Malay Archipelago etc. by Alfred Russel Wallace. London 1869. Von diesem vortrefflichen, inhaltreichen Werke, auf welches wir im vorigen Bande des „Globus“ vielfach hinwiesen und aus welchem wir Auszüge gaben, ist jetzt eine sehr gute deutsche Ausgabe von A. B. Meyer erschienen, Braunschweig 1869, bei George Westermann, zwei Bände. Dieselbe enthält nicht weniger als 51 Originalillustrationen und 9 sehr deutlich und klar ausgeführte Karten. Wir können das Werk denjenigen Lesern, welchen daran liegt, den indischen Archipelagus näher kennen zu lernen, angelegentlich empfehlen. Dasselbe ist entschieden eine Bereicherung der naturwissenschaftschaftlichen und insbesondere auch der ethnographischen Literatur.

Das zweite Werk, aus welchem wir gleichfalls, sofort nach dem Erscheinen der Londoner Ausgabe, Manches mitgetheilt haben, ist das des nordamerikanischen Reisenden A. S. Bickmore, Travels in the East Indian Archipelago, London 1868. Auch von diesem reichhaltigen und sehr ansprechend geschriebenen Werke besitzen wir nun eine mit Sachkenntniß gearbeitete deutsche Ausgabe („Reisen im ostindischen Archipel in den Jahren 1865 und 1866“) von J. E. A. Martin. (Jena, bei Hermann Costenoble.) Beigegeben sind die 36 Illustrationen in Holzschnitt aus der englischen Ausgabe und zwei sauber gearbeitete Karten in Farbendruck. Die eine derselben giebt ein klares Bild der Insel Sumatra, die andere einen Ueberblick des gesammten Archipelagus gen Osten hin bis Mindanao und Neu-Guinea.

Wir können zur Empfehlung der beiden eben genannten Werke auch anführen, daß sie sorgfältig gearbeitete Register haben; dadurch wird ihre Brauchbarkeit erhöht, und wir betonen das um so mehr, da vielfach von Seiten der Verfasser wie der Verleger wissenschaftlicher Werke die unartige Rücksichtslosigkeit gegen Käufer und Leser begangen wird, daß magere Inhaltsanzeigen statt der, doch für den wissenschaftlichen Gebrauch so nothwendigen, Register geboten werden. Man kann das nicht scharf genug rügen, besonders wenn auch Columnentitel fehlen.

Das dritte Werk, auf welches der Herr Verfasser Bezug nimmt, hat den Titel: „Die Philippinen und ihre Bewohner. Sechs Skizzen von Dr. C. Semper, Professor in Würzburg. Würzburg 1869, bei A. Stüber.“ Diese „Skizzen“ sind ein wahrhaft prächtiges Buch, das wir mit hohem Genusse durchstudirt haben. Es gehört zu den besten geographischen und ethnographischen Monographien, die uns jemals vorgekommen sind. Wir werden gelegentlich näher auf diese musterhafte Arbeit eingehen, wollen aber nicht unterlassen, gleich hier zu sagen, daß uns dieselbe mit hoher Achtung vor dem Wissen, der Energie und der vorurtheilsfreien Auffassung des Herrn Semper erfüllt hat. A.

stellen wir im Folgenden die wichtigsten Angaben dieser Reisenden über die gegenseitigen Verhältnisse der Eingeborenen und der Europäer und speciell über die vieldiscutirte monopolistische Colonialpolitik der Niederländer und Spanier zusammen. Wir geben uns dabei der Hoffnung hin, manchen Leser zu überzeugen, daß es verschiedene Arten von Menschenliebe giebt, und daß dieselbe nicht in der Verkennung, sondern gerade entgegengesetzt in der Anerkennung der thatsächlichen Verhältnisse ihre beste Nahrung, ihren gesundesten Boden findet. „Alles verstehen, heißt Alles verzeihen,“ lautet der Ausspruch einer geistvollen Frau (Staël), und wir glauben ihn richtig anzuwenden, wenn wir hier sagen: „Alles verstehen, heißt Alles recht machen!“

Die Inseln des indischen Archipels gehören bekanntlich zu den reichsten Ländern der Erde, indem sie nicht allein durch einen vorzüglichen, fruchtbaren Boden, sondern auch durch Fülle kostbarer und vielbegehrter Producte sich auszeichnen. Die köstlichen, einst mit Gold aufgewogenen Gewürze, als Zimmt, Nelke, Muskatnuß, Kardamom und dergleichen, sind dort vorzüglich heimisch, und ihnen gesellen sich von in den letzten Jahrhunderten eingeführten Culturpflanzen Taback, Kaffee und die heilkräftige Chinarinde hinzu. So manche in der guten alten Zeit hochgehaltene Droguen, die nun in den Büchsen der Apotheken verschimmeln, unzählige Cortex X, Radix Y und Resina oder Gummi Z wurden aus dem märchenhaften Osten gebracht, und selbst schon die nebelhaften Pfahlbauer unserer Vorzeit haben möglicherweise den Nephrit zu ihren Beilen daher bezogen, wie denn auch das Bankazinn frühzeitig ein wichtiger Artikel des Handelsverkehrs, wenigstens unter den Völkern des Ostens, geworden sein mag. So mochten sich denn die Portugiesen, welche durch die Eroberung der „Großstadt der Malayen“, Malakkas (von Affonso d'Albuquerque am 10. October 1511 mit Sturm genommen), bald nach ihrer Entdeckung des ostindischen Seeweges festen Fuß im Archipel faßten, reich für alle Mühen gefahrvoller Entdeckungsreisen belohnt glauben, und erlangten in der That in dem Handel mit den Reichthümern ihrer neuen Besitzungen eine Quelle ungeheurer Gewinne. Und ebenso zogen die Holländer, welche von 1596 an (dem Jahre, in welchem ihre erste Flotte auf der Höhe von Bantam ankam) allmälig ein territoriales und commercielles Uebergewicht über ihre Rivalen erlangten*), großartigen Vortheil aus dem Anbau und der Verwerthung der eigenthümlichen Erzeugnisse dieser Länder. Es ist bekannt, wie sie einzelne besonders kostbare Producte (z. B. Muskatnüsse, Nelken und andere) auf gewisse Territorien beschränkten, wo sie sowohl die Production als die Verschiffung vollständig überwachen konnten, und wie nicht ein kleiner Theil ihres im siebenzehnten Jahrhundert hochgestiegenen Wohlstandes auf diesen monopolisirten Zweigen des Handels beruhte. Der Eintritt der Engländer und Franzosen in den ostasiatischen Handel änderte jedoch nach und nach die Verhältnisse; eine gesunde Concurrenz machte sich geltend, die zwar den Consumenten zu Gute kam, keineswegs aber das Aufblühen der niederländischen Colonien begünstigte, sondern im Gegentheil bewirkte, daß diese gegenüber den theilweise günstiger gelegenen Besitzungen der Engländer mehr und mehr in den Schatten traten. Die kriegerische Zeit von 1790 bis 1815 trug das Ihrige dazu bei, die herrlichen Länder immer tiefer sinken zu lassen. Denn wenn auch die englische Verwaltung bestrebt war, das bisher vernachlässigte Loos der Eingeborenen zu bessern, so war doch für Hebung des Ackerbaues und Handels bei der allgemeinen Unsicherheit nichts Bleibendes zu thun.

Nach 1815 übernahm Holland seine alten Colonien wieder, vermochte jedoch bei den nunmehr völlig veränderten Verhältnissen des Welthandels nicht mehr entfernt den Nutzen aus ihnen zu ziehen, der ihm früher in vollen Strömen zugeflossen war. Die Verwaltung der wichtigsten Insel, Javas, zeigte sogar ein beträchtliches Deficit, und als der Verlust Belgiens dem Mutterlande eine gewaltige Schuldenlast aufbürdete, stellte sich natürlicherweise die Frage, ob der Staat fortfahren solle, diese Besitzungen mit Schaden zu verwalten, oder ob vielleicht eine einträglichere Bewirthschaftung eingeführt werden könne. Ein Plan, der auf letztere abzielte, welchen van der Bosch, der später Gouverneur wurde, vorlegte, wurde genehmigt. Derselbe ist es, nach welchem noch heute, unwesentliche Veränderungen abgerechnet, der Anbau von Handelsproducten auf Java, Celebes und anderen niederländisch-ostindischen Besitzungen, sowie deren Vertrieb nach Europa eingerichtet ist.

Die Principien sind etwa folgende: Die Eingeborenen werden angehalten, einen Theil des Jahres auf den Regierungsländereien zu arbeiten, und stehen zu diesem Behufe jeweils unter der Aufsicht ihres einheimischen Dorfältesten oder Häuptlings, der von der Regierung abhängig ist. Ueber eine Anzahl von Dorfschaften ist ein Controleur (meist ein Europäer) gesetzt, welcher in erster Reihe diese Arbeiten und deren Ertrag zu überwachen, ferner aber als eine Art von Landrath (natürlich mit ins Malayische übersetzten Obliegenheiten) zu fungiren hat. Die durch solche Frohnarbeit auf Regierungsplantagen gewonnenen Producte sind Monopol der Regierung. Die vollständige Ernte wird an diese abgeliefert und zu sehr niedrigem Preise vergütet. Von dieser Vergütung erhalten die eingeborenen Aufseher oder Häuptlinge eine größere Summe, während der Rest unter die Arbeiter, je nach den gebuchten Arbeitszeiten, derselben vertheilt wird. Den Vertrieb der Producte besorgt die Regierung, und da sie begreiflicherweise große Gewinne realisirt, so kann man nicht leugnen, daß das System van der Bosch's wenigstens in dieser Hinsicht sein Ziel vollkommen erreicht hat. Java ist für Holland seit 1830 eine Goldgrube geworden, aus welcher besonders in den beiden letzten Jahrzehnten Hunderte von Millionen gezogen worden sind, ganz abgesehen von den Vortheilen, welche der holländischen Industrie und Rhederei zu Gute kommen, da beide durch Privilegien gegenüber dem fremden Unternehmungsgeist in hervorragender Weise geschützt sind.

Allein van der Bosch's „Cultursystem“ hat eine Seite, durch welche es für viele Menschen als eine fehlerhafte Unternehmung erscheint, die sogar hassenswerth genannt wird. Das ist der Arbeitszwang, welchen es den Eingeborenen auferlegt, und das Monopol, das es der Regierung in so ausgedehntem Maße zuweist. Jenem Zwange ist zwar durch Einschiebung der eingeborenen „Majors“ oder Häuptlinge zwischen die Regierungsbeamten und die Frohnarbeiter in den Augen der Eingeborenen ohne Zweifel ein großer Theil des Anstößigen genommen, welchen er für europäische Denkweise nothwendig hat, denn allenthalben finden wir bei „Naturvölkern“ die Arbeit der Unterthanen als Eigenthum des Herrschers, des Oberhauptes betrachtet, und speciell in Bezug auf die Javanesen sind alle Beurtheiler darin einig, daß für sie Zwangsarbeit nicht im Enferntesten entehrend erscheine*). Allein es ist für die

*) Spanien war durch Verträge von den Molukken verdrängt worden, und beschränkte sich seitdem auf die Philippinen und Marianen.

*) Wir citiren nur K. Scherzer, welcher im statistisch-commerciellen Theile der „Novara“-Expedition (Bd. II. S. 31 der officiellen Ausgabe von 1865) sich folgendermaßen ausspricht: „Würde die holländische Regierung einen entsprechenden Theil der Jahreseinnahmen der Colonie auf Ermäßigung der Steuern, auf die geistige

Kinder des neunzehnten Jahrhunderts schon allein das Wort Zwang, wenn es in Beziehung steht zu politischen Verhältnissen, ein so ominöses, ein solcher Aufreger aller edeln Leidenschaften, aller Freiheits- und Menschenliebe, daß man sich nicht wundern kann, wenn selbst unter Erwägung aller mildernden Umstände dennoch ein sehr entschiedenes Verdammungsurtheil das Resultat mancher Discussion über dieses System ist. So hat man sich denn auch in europäischen Kreisen vielfach mit demselben beschäftigt, und hat ihm im Allgemeinen sammt den mit ihm verbundenen Staatsmonopolen ganz unbefangen den Stab gebrochen. In den Niederlanden selbst hat eine starke Agitation sich gegen dasselbe erhoben, und wie man aus den öffentlichen Blättern erfährt, wird dem nächsten Landtage eine Vorlage über Reform der Colonialverwaltung zugehen.

Gegenüber einem solchen allgemein verbreiteten ungünstigen Urtheil über beregtes System wird es von Interesse sein, die Angaben unparteiischer Reisender über dasselbe, welche seine Wirksamkeit an Ort und Stelle mit Ruhe und ohne Voreingenommenheit prüfen konnten, zu vernehmen. Wallace hat im Ganzen ein volles Jahr auf Celebes gelebt, und schildert in freundlichsten Farben die Zustände der Eingeborenen, welche man anderwärts als mit Sklavenketten beladen und unter grausamen Maßregeln seufzend glaubte. Die Nettigkeit und Reinlichkeit der Dörfer setzte ihn geradezu in Staunen. Die Hauptstraße ist von Rosenhecken eingefaßt und jederseits von einem Rasen begrenzt; sie kann, da die Landstraße die Dörfer umgeht, stets im besten Zustande erhalten werden. Die Häuser sind auf starken, etwa sechs Fuß hohen Balken, welche blau angestrichen sind, errichtet, haben stets eine hübsche Veranda und sind von Orangebäumen und blühendem Gesträuche umgeben. Denkt man sich die üppigen Kaffeepflanzungen hinzu und im Hintergrunde die bewaldeten Berge und vulcanischen Gipfel, da und dort auch einen Baumfarn oder eine luftige Palme, so ist wohl ein lieblicheres Bild kaum zu finden. Die Kaffeepflanzungen, welche von der Regierung begründet worden sind, werden von den Dorfbewohnern unter Aufsicht eines Aeltesten bebaut; gewisse Tage werden zum Jäten oder zur Ernte bestimmt, und an ihnen wird die ganze arbeitende Bevölkerung durch das Gong zusammengerufen. Diese aber cultivirt daneben mit größter Muße ihren Reis, welcher die Hauptnahrung ausmacht und von welchem nicht unbedeutende Quantitäten exportirt werden, so daß hier eine Gelegenheit zu selbständiger Bethätigung der Kraft geboten ist. Ein Dorf von 70 Häusern führte in Einem Jahre für 100 Pfund Sterling Reis aus *).

Wallace hat auch an anderen Orten als auf Celebes den Einfluß des Cultursystems auf die Bevölkerung studirt, und da er die letztere genau kennt, verdient sein endgültiges Urtheil jedenfalls Beachtung. Er sagt in seinem Reisewerke: „Wenn auf irgend einen Vorgang das große Gesetz der ununterbrochenen Entwickelung anwendbar ist, so ist das sicher der Fortschritt der Menschheit. Es giebt gewisse Stufen, durch welche jede (?) menschliche Gesellschaft hindurchgehen muß (?) auf ihrem Wege von der Barbarei zur Civilisation. Nun ist stets eine dieser Stationen der Despotismus gewesen in einer oder der andern Form, und wir haben alle Ursache zu glauben, daß es der Menschheit nicht möglich sein wird, diese Kluft zu überspringen und so mit Einem Male von primitiver Wildheit zu freier Gesittung zu gelangen. Das System der Holländer übernimmt es, dieses fehlende Glied zu ersetzen und das Volk Schritt für Schritt zu höherer Gesittung hinzuleiten, zur Civilisation, die wir (Engländer) mit Einem Male ihnen aufzuzwingen suchen. Unser System hat noch immer Bankerott gemacht. Wir demoralisiren und rotten aus, aber wir civilisiren in Wirklichkeit nicht. Ob freilich das holländische System sich auf die Dauer halten kann, ist unsicher, da es kaum möglich sein dürfte, die Arbeit von zehn Jahrhunderten in ein einziges zusammenzudrängen; aber in allen Fällen hat es die Natur zur Führerin, und verdient deshalb mehr Erfolg, hat auch größere Aussicht auf denselben als das englische."

Wir unterschreiben diese Aeußerungen aus voller Ueberzeugung. Zugegeben allerdings, daß das Cultursystem nicht mit der Absicht eingeführt worden ist, die Entwickelung der Eingeborenen zu fördern, sondern daß es bloß im Interesse der herrschenden Race ins Leben gerufen wurde, so geht doch aus allen Berichten hervor, daß dasselbe auch den ersteren in hohem Grade zu Gute kommt. Mögen der Arbeitszwang und das Monopol den Principien europäischer Volkswirthschaft widersprechen, so muß man eben einfach bedenken, daß wir es hier nicht mit freien, gesitteten Arbeitern, sondern mit einer relativ niedrigstehenden, rohen Masse zu thun haben, und wenn man uns sagt, daß auch hier nur „Freiheit" die einzig richtige Lösung sei, daß auch hier freie Arbeit und freier Handel an Stelle veralteter Einrichtungen treten müssen, so erinnern wir an die Wirkungen, die der Freihandel der Europäer mit den Naturvölkern Amerikas, Australiens und Afrikas in seinem Gefolge hatte: Demoralisation nach allen Richtungen, geistigen und körperlichen Verfall, Seuchen aller Art, und als Endresultat totale Ausrottung.

Eines schickt sich nicht für Alle. Wenn die tausendfältige Erfahrung lehrt, daß der freie Malaye um nichts mehr arbeitet, als was er braucht, um seinen Betel und Arak zu kaufen und seine Spielwuth zu befriedigen, so behaupten wir, daß unter solchen Umständen die Handelsfreiheit verhängnißvoll für ihn werden würde. Wie lange hat Europa gebraucht, bis es die Ideen des freien Verkehrs und der freien Arbeit ins Leben führen konnte? Welche hohe Stufe von Civilisation mußte erreicht und welche verschiedensten Entwickelungen mußten durchgemacht werden, ehe unsere hochbegabten Völker für diese Einrichtungen reif geworden waren! Und dieses schwachgeistige, indolente Malayenvolk, diese Race, welche zwar nicht die niederste unter den niedrigen, aber doch auch keine der höheren ist, welche unter den glücklichsten Umständen nicht fähig war, eine einigermaßen selbständige Cultur zu entwickeln, welche den trefflichsten Boden und das herrlichste Klima unverwerthet läßt, wo sie sich selbst überlassen bleibt, dieses Volk soll ganz plötzlich mit den Gaben überschüttet werden, welche die Früchte von Jahrtausenden angestrengtester, civilisatorischer Arbeit der abendländischen Völker sind, welche aber in den Händen der Naturvölker zu zweischneidigen Schwertern werden?

Die erste Grundbedingung der Freiheit ist Befähigung zur Freiheit. Wo diese fehlt, ist jene eine Tropenpflanze in nordischem Eisboden, ja mehr als das, ein fressendes Gift. Dieselbe fehlt im Allgemeinen den Naturvölkern, das beweist die Erfahrung langer Jahrhunderte. Und nicht sie allein

und politische Hebung der Volksclassen, auf die Förderung des Handels- und Schiffsverkehrs verwenden, so hätte die eingeborene Bevölkerung nur Ursache, mit dem Cultursystem zufrieden zu sein, welches, mit humanen Rücksichten durchgeführt, für ein an Frohndienste gewöhntes Volk, wie die Javanen, durchaus nicht jenen gehässigen Charakter besitzt, den es in den Augen des freien Europäers einnimmt."

*) Die Leser des „Globus" erinnern sich, daß wir gleich nachdem Wallace's Werk in London erschienen war, ausführlich über dasselbe berichteten. Die oben angedeuteten Verhältnisse erörterten wir Band XV, S. 170 bis 175: „Wie gelingen Civilisationsbestrebungen bei einem wilden Volke?" — „Ueber den malayischen Archipelagus" (S. 345 ff.) ꝛc. A.

fehlt, sondern es mangeln auch ihre treuen Begleiter: Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, sowie alle jene Tugenden, auf denen in letzter Instanz das Leben der Familie, der Gemeinde und des Staates allein in gesunder Kraft zu erblühen vermag. Wie der Wilde lebt, das brauchen wir hier nicht zu schildern, denn theils ist es schon oft genug geschehen, theils aber genügt es, auf die Wirkungen hinzuweisen, welche für ihn seine Berührung mit der Civilisation stets gehabt hat; nirgends nahm er sie an, überall wurde sie ihm ein tödtliches Gift.

Angenommen, die Holländer gäben die Erzeugung der Producte des Bodens sowie den Handel mit denselben frei. Was würde die Folge sein? Dieselben würden vor Allem nicht mit der Sorgfalt cultivirt werden, welche jetzt auf sie verwendet wird, denn der Einzelne vermöchte weder die kostspieligen Bewässerungsanlagen und dergleichen, noch die Auslese der vorzüglichsten Sorten von Pflanzen so zu betreiben, wie es bis jetzt der Staat gethan. Aber außerdem würden die Eingeborenen auch hier so wenig arbeiten als sie überall zu thun pflegen, wo sie zur Arbeit nicht gezwungen sind. Das Nothdürftigste für den Bedarf würde der fruchtbaren Natur ohne Mühe abzuringen sein, und darüber hinaus würden die Bestrebungen des braunen Menschen nicht gehen. Das jetzt so ertragreiche Land würde bald verfallen, und Wildniß würde sich da ausbreiten, wo heute Wohlstand und vernünftige Bewirthschaftung wohnen. Jeder Vernünftige wird damit einverstanden sein, daß ein größerer Theil der Erträgnisse, als bis jetzt geschehen, dem Lande selbst zu Gute kommen solle, wogegen man aber auch billig jenen Leuten, die nach Freihandel und freier Arbeit schreien, empfehlen darf, sich die Sachlage prüfend zu beschauen. Einstweilen ist eine Erhörung so weitgehender Wünsche von Seiten der niederländischen Regierung nicht zu befürchten, da die Interessen des Mutterlandes dieselbe nicht erlauben, selbst wenn man sie dem „Princip“ zu Liebe in Betracht ziehen wollte.

Nicht allein Wallace, sondern auch der nordamerikanische Forscher Bickmore (— ein entschiedener Abolitionist —), welcher sein Augenmerk vorzüglich auf die Molukken gerichtet hatte, und fast gleichzeitig mit dem erstern den ostindischen Archipel bereiste, stellt sich ohne Umschweife auf die Seite derer, welche, entgegen den einseitigen Principienreitern, es für besser halten, daß ein Volk, das nicht mündig ist, unter Vormundschaft gestellt werde, als daß ihm die Freiheit gelassen werde, die es nicht zu gebrauchen und nicht gegen den Despotismus der einheimischen Herrscher zu erhalten wüßte. Er vergleicht Javas Lage mit der Cubas, und findet auf der Seite jenes die größten Vorzüge in Bezug auf Cultur und Handel; obgleich die Perle der Antillen etwa ein Siebentel größer ist als Java, so beträgt doch die Ausdehnung der cultivirten Ländereien im letztern zwölfmal mehr und beziffert sich die Ausfuhr um etwa drei Fünftel höher als im erstern. —

Auf den Philippinen haben die Spanier in ziemlich großem Maßstabe die Cultur des Tabacks monopolisirt, indem sie die Eingeborenen zwingen, denselben zu cultiviren. Semper sagt hierüber in seinen Skizzen: „Trotz des scheinbar Gehässigen solcher Zwangsmaßregeln haben doch diese Tabacksprovinzen sich zu großem Reichthum emporgeschwungen. Bis vor nicht gar langer Zeit war es noch den Gouverneuren und den Alkalden der Provinzen gestattet, Handel zu treiben. Wenn auch diese Erlaubniß, verbunden mit der politischen Macht, die in ihre Hände gelegt war, sie häufig zu weitgehendem Mißbrauch der Arbeit der Eingeborenen verleitet haben mag, so kann doch wohl kaum der Nachtheil den nothwendig damit verbundenen Vortheil überwogen haben... Als bei mehr und mehr zunehmender christlicher Bevölkerung das freie und zum Ackerbau vorwiegend günstige Land der Ebenen und Thäler immer seltener wurde und zugleich der Werth des schon in Besitz genommenen Landes immer höher stieg, konnten nun die Eingeborenen nicht mehr das frühere, wie es scheint, allgemein übliche System der „Caìnines“ anwenden, vielmehr mußten sie nun das alljährlich mit Reis bepflanzte Feld besser bearbeiten, als es bei jenem System nöthig gewesen war, oder bei der Ausnutzung ihrer Zuckerplantagen europäische Maschinen einführen, um durch gesteigerten Verdienst den wachsenden Lebensbedürfnissen genügen zu können.“

Es ist unnöthig, mehr zu sagen, als was im Vorstehenden auf Grund vertrauenswerther Berichte geäußert wurde. Nur Eine Bemerkung möge zum Schluß gestattet sein. Unsere Zeit hat ohne Zweifel eine hervorragende Tendenz zum Götzendienste des Wortes. Diese Tendenz erklärt sich höchst einfach aus der so lobenswerthen Verbreitung der Kenntnisse in Kreise, in denen nicht die hinreichende Menge geistiger Besitzthümer vorhanden ist, welche zu kritischer Prüfung der gebotenen Ideen erfordert wird. So kommt es, daß Schlagworte jeder Art eine immer größere Verbreitung finden, und daß für ganze große Schichten des Volkes die Durchschnittsbildung sich an sie anlehnt. Wir würden dieser Thatsache nicht erwähnen, würden sie noch viel weniger beklagen, wenn ihre Macht nicht allmälig eine rückwirkende würde, d. h. wenn sie nicht auf die Ausgangspunkte politischer und wissenschaftlicher Gedanken einen Einfluß übte. Allein dieses ist ein Verhältniß, das unsere volle Aufmerksamkeit herausfordert, denn es trägt die Keime großer Schädlichkeiten in sich. Wir versuchten durch das Beispiel der Zwangsarbeit in den niederländischen und spanischen Colonien Ostasiens zu illustriren, wie impotent die Principien europäischer Verwaltungsweisheit der Eigenartigkeit fremdartiger Verhältnisse gegenüberstehen, und wie schädlich es sein würde, wollte man dieselben hier in Anwendung bringen. Mit dem Einen Worte „Freiheit“ glaubt man Wunder zu verrichten und bedenkt nicht, daß verschiedenen Zuständen unmöglich dieselbe Schablone gerecht werden kann. Wir wiederholen, daß die wahre Menschenliebe die Menschen erst verstehen muß, ehe sie ihnen helfen kann, wenn sie nicht Gefahr laufen will, denselben statt Brotes einen Stein zu bieten.

F. R—l.

Reiseschilderungen aus Dalmatien.

Von **Heinrich Noé.**

II.

Ich will versuchen, das Aussehen des Bodens und der Wohnungen eingehend zu schildern, weil hier in Wirklichkeit aus dem Theile für das Ganze gelernt werden kann. Wer hier einige Stunden weit geht, der hat einen zutreffenden Begriff von Natur und Menschen auf der ganzen morlakischen Küste bis Carlopago, Zengg, Buccari, der Umgegend von Fiume und noch weiter den Karst hinauf. In der lichten Dämmerung, welche der feuchte Sciroccosturm über die Erde verbreitet, liegt die ganze von Steintrümmern übersäete Flur in einer Beleuchtung da, in welcher am meisten die Farben Grün, Grau und Weiß hervortreten. Betrachtet man sich den Boden aber genauer, so bemerkt man den verwitterten Kalk von bräunlichem Ansehen, die größeren weißen Steine, das spärliche Gras unter den zerzausten, von den Stürmen verkümmerten Oliven, und die Fußsteige durch die Pflanzungen, die sich als breite Bänder von tieferm Braun hindurchziehen.

Das Meer züngelt noch hier und da durch die weißen Klippensteine herein und diese flache Bucht im trümmerbedeckten Grasland wird von den kleineren Fischerbarken als Hafen benutzt. Aus dem Grunde des Strandes ragt eine dicke eiserne Säule hervor, vollständig dem Hintertheil einer halb vergrabenen Kanone ähnlich, um welche die Taue der Schiffe geschlungen werden. An einer andern Stelle wird eine solche, aus weißem Kalkstein gefertigt, vom Wasser umplätschert. Die Häuser, von welchen die besten nackt und kahl, aus grauem Mauerwerk aufgeführt, neben ihren Düngerhaufen stehen, sind in der Regel ganz oder theilweise von einer rohen Mauer aus Findlingsteinen umgeben. In ihrer Nähe weidet ein Kalb das dürftige Gras ab, oder durchwühlt ein Schwein den steinigen Boden, oder verfolgt ein dürrer Hund mit wüthendem Gebell den Vorübergehenden.

In Ermangelung einer Scheuer liegt das Heu in zuckerhutförmigen hohen Haufen, aus welchen ein Pfahl hervorragt; in ihrer nächsten Umgebung, und nicht selten, gewahrt man auch andere hohe, braunschwarze Haufen, Aufhäufungen von Weinträbern, welche als Dünger für das Feld angesammelt werden.

Die Weinstöcke, deren nackte Reben dort hinter den Mauern aufragen, liefern ein Getränk, welches wenig schmackhaft, aber im höchsten Grade betäubend ist. Seit 18 Jahren verheert die Traubenkrankheit auch dieses armselige Land. Sie tritt um so gefährlicher auf, je näher die Weinstöcke an der Küste liegen, die weichen Traubengattungen sind ihr mehr ausgesetzt als die harten, die alten Rebenstöcke mehr als die neuen, und die Südlage mehr als jede andere. Leider ist bei der großen Armuth und Unwissenheit des Küstenvolkes der Gebrauch des Schwefels, wodurch beispielsweise im italienischen Tirol alljährlich die Ernten gerettet werden, noch nicht hinlänglich in Aufnahme gekommen, und so erleiden sie selbst an diesem wichtigen Erzeugniß ihres verwüsteten Bodens schwere Einbuße.

Die Nähe einer Stadt, in welcher es viele wohlhabende Leute giebt, verräth sich noch hier und da durch ein weißes rothbedachtes Haus, welches unter den trümmerhaften Ansiedelungen nicht minder eine Oase darstellt, als ein großer, von Steinen fast gesäuberter Garten, inmitten der von den weißen Splittern bedeckten Gründe. Es ist nicht ohne Reiz, durch das Eisengitter in die langen Perspectiven desselben hineinzuschauen, in welchen der sausende Wind die Menthablüthen bewegt, blau wie das empörte Meer und die Scoglien, welche in endloser Ferne ihren Hintergrund zu bilden scheinen. Ueber diese Mauern schwanken auch Cypressen im warmen Sturme, nur auf dem Grunde des Wohlhabenden vor der Axt sicher. Sie beugen sich gegen Norden, wie das Schilfrohr eines Sumpfes. Selbst das Getreidefeld, welches auf der andern Seite der weiß und braun gesprenkelten Straße sich hinzieht, zeugt von dem Wohlstande seines Besitzers, dem es ermöglicht war, so viel helfende Arme herbeizuschaffen, daß man nirgends mehr den Kalkschotter aus dem braunen Grunde hervorragen sieht.

Wie mühevoll diese Arbeit ist, erkennt man, wenn man sich hier und da über die Brüstung einer Steinmauer beugt und die Männer betrachtet, welche mit ihren Hacken breite Furchen in den elenden Grund hauen. In diesen Furchen knien oder hocken sie und werfen die Steine durch die Füße oder über ihren Rücken weg; es ist ein Geschäft, bei welchem der Mensch starr und düster werden muß. Sähe man nicht an einzelnen Feldern den Erfolg dieser trostlosen Arbeit, so möchte man meinen, diejenigen, welche hier Steine fortwerfen, seien mit solchen zu vergleichen, welche das Meer in Eimern ausschöpfen wollen.

An einer Stelle des Feldes befinden sich zwei thurmartige Landhäuser, welche nunmehr als Seidenspinnereien benutzt werden. Sie rühren von einer Ansiedelung von Friulanern her, welche sich im Anfange dieses Jahrhunderts auf diesem Strande niederließ. Auch weiter oben bei Nona stehen noch Häuser dieser Colonen. Sie sind aber sämmtlich zerfallen und verödet, gleich wie ihre Insassen verkommen und verdorben sind in dem ungastlichen Lande.

Die Landhäuser zeichnen sich auch durch die Einfriedigung ihrer Grundstücke aus. Dieselben sind nicht wie diejenigen der armen Bauern durch Mauern abgegrenzt, welche aus über einander geschlagenen Kalksteinen bestehen, sondern durch Mörtel und Anstrich wohl verbunden.

Auf dem Wege ist wenig Leben zu erspähen. Manchmal ein Bauer in zerlumptem braunem Mantel, mit durchlöcherter Mütze, zerrissenen Bundschuhen, der mit trübseliger Miene aus der Stadt zurückkehrt, in welcher er den armen Truthahn nicht hat verkaufen können, den er an den Füßen mit abwärts hängendem Kopf wieder nach Hause trägt. Ein anderer treibt einen kleinen wolligen Esel vor sich her, der Brennholz, dünne zusammengebundene Zweige, auf dem Rücken schleppt. Der Holzmarkt befindet sich am kleinen Hafen von Zara, und das Holz wird ausschließlich von Eseln getragen. Viele von den müden Thieren legen sich mit ihrer Last auf den Bauch oder gar auf die Hüfte, andere suchen die spärlichen Strohhalme, welche für sie in den Schmutz hingestreut sind. Vor ihnen schlagen die Wellen an den Strand, und sehr häufig übersprüht der salzige Schaum die Esel und die Weiber in den weißen langen Wollröcken, welche sie hüten.

Manchmal sieht man auch im Dornengestrüpp und dem kurzen Strauchwerk zwischen den Mauern einen Mann herumgehen und sich mit einer kleinen Handsichel Zweige ab-

schneiden, an welchen er sein Mittagmahl, den Kohl oder die kleinen Fische, kocht. Die Slaven nennen diese kriechenden Sträucher sammt und sonders, mögen sie irgend welcher Gattung angehören, einfach **Zelenika**, das heißt Baumwerk oder Grenzung. Andere, Vorsorglichere, haben ganze Haufen dieses Zeuges im Unflath ihrer Höfe aufgeschichtet, wo dieselben dem Geflügel als Tummelplatz dienen. Die dornigen Zweige werden auch, nachdem man sie entblättert hat, als weiteres Schutzmittel des Hofes auf die Brüstung der elenden Mauern gelegt, welche selten über vier oder fünf Fuß hoch sind.

In solcher Oede ist selbst der flüchtigste Sonnenstrahl willkommen, welcher die dichte Hülle des Sciroccohimmels durchbricht. In einem Augenblick zittert wunderbarer Glanz durch die trübselige Erde. Die grauen Kalkmauern blenden und die fernen Straßen liegen wie breite Zinkstreifen am Gesichtskreis, so daß man das Beiwort die „weiße“ begreifen lernt, mit welchem im slavischen Liede stets die Straße bezeichnet wird.

Und selbst im fernen grauen Norden die steinigen Flächen und öden Kalkhänge, welche sich gegen den Wellebit hinziehen, fangen einen Augenblick zu lodern an, wie schwere, tiefe Gewitterwolken, auf welche ein gelber Strahl der regnerisch untergehenden Sonne fällt. Da sanft es durch die Oelbäume und durch die abgestorbenen Dornen auf den Mauern — ein vielstimmiges Lied, welches tief aus dem Herzen dieser gequälten Welt dringt.

Für denjenigen, welcher auf diesem Lande dahingeht, ist das Meer nimmer die öde Fläche, sondern ein Feld des Glanzes und der Bewegung, nach welchem hin er gern seine Blicke abwendet von den hohen Steinhaufen, welche da im Schweiß des Angesichtes aus den Aeckern zusammengetragen worden sind, und von den Dornen auf den Mauern, mit welchen der arme, in Schmutz und Nacht versunkene Mensch sein jämmerliches Eigenthum zu schützen trachtet. Gern wendet sich in der That der Blick ab von dieser schmerzlichen Verwirklichung des Fluches im Paradiese, hinaus auf die weite Fläche, welche erregt im Blau des hohen Himmels glänzt, wie wenn sie seine Farbe mitten durch die unheimliche Wolkendecke hindurch wiederzuspiegeln vermöchte. Ueber dem tobenden, tiefblauen Meere erscheint die Insel Uglian in purpurner Färbung, welche — alle Kenner südlicher Gewässer werden sich der Erscheinung erinnern — oft in der Netzhaut angeregt wird, wo dunkle Felsen in weiter Ferne aus einem Meere von tiefem Blau aufragen.

Manchmal verändert sich auch der Anblick des Grundes, ohne deshalb erfreulicher zu werden. Statt der Felder und ihrer Mauern sieht man nur mehr weiße Steine — ein mageres Weideland. Zahllose schwarze Flecke heben sich vom Weiß des Kalkes ab: vereinzeltes, entblättertes Gestrüpp. Nur selten zeigt sich zwischen ihnen ein grüner Punkt. Das sind großbeerige Wachholdersträuche, die im Winde zittern.

Der Boden hebt sich immer höher, es beginnt die Wellenbewegung der Hügel, welcher sich bis zum Wellebit hin fortsetzt. Auf einer dieser Anschwellungen des Bodens liegt das Dorf **Bukognazza**, weithin sichtbar. Ein bescheidener Kirchthurm erhebt sich über seinen Steinhütten.

Das Haus des Pfarrers ist die einzige Ansiedelung, welche diesen Namen verdient. An seinen Fenstern nimmt man sogar weiße Vorhänge wahr, eine Ueppigkeit, welche in morlakischen Dörfern schon deshalb die Wohnung des Priesters kennzeichnet, weil alle übrigen Wohnungen überhaupt keine Fenster, oder wenigstens keine Fensterscheiben haben.

Das Dorf ist, wie erwähnt, auf dem Grate eines Hügels aufgebaut, welcher weithin die Gegend beherrscht. Auf diesem Grate nun brechen die Seitenflächen der Kalkschichten, aus welchen der Hügel besteht, aus dem dürftigen Boden hervor, — jene Steinplatten, welche den Straßen und dem Pflaster der Stadt Zara ihr eigenes, gelbliches Ansehen geben. Dieses Hervortreten ihrer Kanten im Dorfe bewirkt, daß man in demselben auf lauter Staffeln und Abstufungen geht, welche in den Steinlagen durch Abwitterung hervorgebracht worden sind. Es ist dies jene den Füßen und den Rippen gefährliche **Karstbildung**, welche die Morlaken „**Skopce**“ nennen.

Von dem Elend der Behausungen auf dieser Skopce macht sich der Abendländer keine Vorstellung. In dieser Beziehung wie in so manch anderer unterscheidet sich das dalmatische Festland keineswegs von den Dörfern der schwarzen Berge oder des benachbarten Paschaliks Bosnien. Die Steinmauern, welche die Gehöfte umgrenzen, sind hier noch niedriger als auf freiem Felde, und die Dornhaufen auf ihnen noch höher. Skelette von Hunden und Schweine treiben sich in der Jauche, welche die ausgewaschenen Mulden der Skopce ausfüllt, umher. Wir treten in die Behausung eines Mannes, welcher Wein verkauft und zugleich als eifriger Jäger bekannt ist. Seine Hütte ist eine der besten im Dorfe, denn man kann durch ihre Thür eintreten, ohne sich übermäßig zu krümmen, und ihr Dach besteht aus Brettern, nicht, wie das der Nachbaren, aus Binsen. Nichtsdestoweniger muß man sich vergegenwärtigen, daß die Behausung von den meisten Sennhütten unseres Hochgebirges noch manche Bequemlichkeit annehmen könnte. Sähe man nur auf den Boden außerhalb der Hütte, so würde man sich auch wohl auf den scharfkantigen Grat irgend eines Alpengipfels versetzt glauben.

Der Wirth, ein bejahrter Mann in rother Mütze, blauem Gewande und den landesüblichen **Opanken** (Bundschuhen), hilft sich nach Morlakenweise in seiner Hauseinrichtung selbst, ist sein eigener Schneider, Schuster, Schreiner und Küfer. Er näht eben an einem blauen Wamse, welches er vor sich auf den Knien liegen hat. — Seine Behausung, deren Boden sich aus dem misterfüllten Hofe ohne Schwellenabtheilung in das Innere der Hütte eben fortsetzt, ist in zwei Gemächer eingetheilt, von welchen das eine seine Weinfässer enthält, das andere aber zu allem Uebrigen dient.

In diesem letztern sieht es denn auch bunt aus. Von den rußigen Balken herab hängen Lederschläuche, die im Herbst zur Aufbewahrung des Mostes dienen. Hier ist ein dürrer Holzstamm mit gablichen Zweigen angebracht, mit Maiskolben beladen, dort liegt eine Opanke, in der Anfertigung begriffen. Jetzt ist es noch ein übelriechendes, schmieriges Ding, aber in Kurzem wird es eine vorzügliche Fußbekleidung sein auf den schneidenden Klippen. Man sieht noch nichts, als ein Stück ganz frischer Rindshaut, von welcher die Haare weggeschabt worden sind, in die Form eines geschnäbelten Nachens zusammengebunden. Den obern Theil stellen ganz rohe Flechsen und Sehnen dar, welche vielleicht noch gestern die Knochen des lebendigen Thieres bewegten. Der ganze Schuh ist noch kleberig, wie ein frisch aus dem Leibe gerissener Darm, nichtsdestoweniger aber vollkommen fertig, und es bedarf nur einiger Zeit und frischer Luft, in welcher er trocknet, um ihn zu einer vorzüglichen Bekleidung des Fußes zu gestalten.

Neben dem Bette — einem Hausrath, welcher in den meisten Morlakenwohnungen durch Stroh und Lumpen ersetzt wird — steht ein großer viereckiger Stein mit einem Brette bedeckt. Dieser Stein ist inwendig ausgehölt und dient als Behälter des Oeles. Nebenan hängt an der Wand einer jener gestrickten, roth und blau gefärbten, mit Quasten versehenen, einer Jagdtasche ähnlichen Säcke, welche die Morlaken stets an einer Schnur um dem Leib tragen. Daneben aber hängt ein regelrechtes Kapselgewehr, geladen, das Werkzeug nicht minder der Vertheidigung als der Jagd.

Sowie das Gespräch auf diesen Gegenstand kommt, wird

der Mann lebendig und erzählt mit Eifer von den Hasen und Füchsen und von den Meervögeln am Strande, welche er erlegt. Während seiner Erzählung heult der Wind im schwarzen Gebälke des Daches, wie in einem Tauernhaus, grunzen draußen die Schweine und versenkt sich der Blick durch die Oeffnung des thürenlosen Einganges hinaus in die blaue Ferne des ebenen, von den weißen Wegen durchzogenen Landes. Während mir der Jäger von seinen nächtlichen Gängen und von den Mühseligkeiten auf den weiten Steinfeldern erzählte, stellte mir der unwillkürliche Eigensinn, mit welchem das Gedächtniß uns oft durch die grellen Gegensätze überrascht, zwei Bilder aus dem Jagdleben der Morlaken vor das innere Auge, welche, wie ich glaube, in Deutschland völlig unbekannt sind, obwohl die beiden Lieder, welche dieselben enthalten, zu den bekanntesten Gesängen des Volkes an der croatischen Küste gehören. Ich will sie wörtlich und schmucklos übersetzen.

„Es leuchtet die Morgenröthe, und ich bin schon vor dem Hofe. Es kommt der Tag, und ich bin schon auf die Jagd gegangen.

Ich bin auf dem Berge, und die Sonne geht schon hinter den Berg.

Aber auf dem Berge unter einer grünen Fichte, dort lag ein Mädchen eingeschlafen.

Unter dem Kopfe hatte sie ein Bündel Klee, auf dem Busen saßen zwei weiße Tauben, und im Schooße lag ein buntes Hirschkalb.

Ich rüstete mich, dort die Nacht zuzubringen, führte das Pferd unter die grüne Fichte und setzte den Falken auf den Zweig der Fichte.

Dem Pferde gab ich das Bündel Klee, dem Falken aber die zwei weißen Tauben, meinen Hunden das bunte Hirschkalb und für mich blieb das schöne Mädchen."

Das andere lautet wörtlich so:

„Schön bist Du gewachsen, o Platane, ganz voll von Perlen und von Edelsteinen!

Dich krönt ein Falke, welcher zu Dir hinfliegt am Morgen und am Abend, hinfliegt und auf das Gebirge schaut, wo zwei Brüder das flüchtige Wild jagen.

Der ältere Bruder jagte, er erjagte ein Reh und einen Hirsch und ein Hirschkalb mit goldenen Hörnern.

Der jüngere Bruder aber jagte, er erjagte die goldhaarige Sosa.

Da sprach zu ihm der Aeltere: O Bruder, theilen wir die Beute.

Der Jüngere aber sagte zum Aeltern: Auf Deinen Theil trifft das Reh und der Hirsch und das Hirschkalb mit den goldenen Hörnern, mich aber trifft die goldhaarige Sosa."

In welch wunderlichem Gegensatze stehen diese Lieder und ihre Ahnung von quellenreichen Waldschluchten und Schattendunkel im wildwimmelnden Forst mit dem Elend in der Jauche der Skopce! Statt der goldhaarigen Sosa steht da draußen ein Morlakenweib in seinem langen Wollhemde und kriecht durch die finstere Thür ihres „Hauses", welches ein halbverfaultes Binsendach bedeckt. Statt der „goldhornigen" Hirschkälber tummeln sich dort draußen ganz andere Thiere.

Voll Neugierde kommt auch einer der Nachbaren auf Besuch und fragt den Fremdling aus. Dieser war seiner Zeit Soldat gewesen und hatte in einer Stadt nahe am Böhmerwald gelegen. Mit Entzücken spricht er von den vielen Erdäpfeln, welche es dort gäbe, und von den wenigen Skopce — lauter ebene, schöne Erde. Er hatte in der Ferne tschechisch reden gelernt. —

Am nämlichen Tage, Abends (21. December 1869), wurde zu Bukognazza ein Räuber erschossen. Wir werden noch oft auf das Capitel Räuber zurückkommen. Mit diesem aber hatte es folgende Bewandtniß. Der Räuber wollte am Abend aus dem Stalle neben der Stube in einem fremden „Hause" Vieh wegnehmen. Es war Niemand zu Hause, als ein Knabe, welcher schrie und Lärm machte. Der Räuber schoß eine Pistole auf ihn ab, deren Kugel fehlging. Der Knabe riß ein Gewehr von der Wand und tödtete den Angreifer. Indessen befindet sich auch die Mutter dieses Knaben wegen Mordes dermalen im Zuchthause zu Capo d'Istria. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich, daß die morlakischen Räuber erschießen nicht für „umbringen" halten.

Asiatische Völkertypen*).

Von **Hermann Vambery**.

I.

Die Gebr oder Feueranbeter.

In der Karawane, mit der ich von Teheran nach Schiras zog, hättest Du, werther Leser, ein kleines Häuflein von Reisenden entdecken können, welche, abgesondert von Schiiten und Armeniern, mit ihren langen Gesichtern, die tiefe Spuren erlittener Verfolgungen an sich tragen, mit einem unaussprechlich feurigen Blick umhersahen. Kleider und Sprache derselben unterscheiden sich nicht im Mindesten von denen der übrigen Einwohner Irans, dennoch beurkundet das schüchterne, verdächtige Betragen dieser Leute, daß sie Fremde auf ihrem heimathlichen Boden sind, Geduldete dort, wo sie einst über Millionen herrschten, verspottet und verachtet von Jenen, zu deren socialer und politischer Existenz ihre vergangene Culturgröße am meisten beitrug.

Es sind Gebr oder „Feueranbeter", wie wir sie zu nennen pflegen. Dem gänzlichen Verfalle nahe, sind sie Ruinen des alten Glaubens Zoroaster's. Mitleid, Neugierde, großes Interesse für diese lebenden Mumien der Vergangenheit hat mich zu ihnen magnetisch hingezogen. Meine Tracht sagte ihnen, daß ich kein Perser, folglich ihnen nicht gefährlich sei. Ich erzählte ihnen von Manugktschi Sahib, ihrem dermaligen Beschützer in Teheran, der aus Indien dorthin kam, um unter den Auspicien des britischen Schutzes für das Loos seiner unglücklichen Glaubensbrüder zu wirken.

Wer für Altasien schwärmt, glaubt beim ersten Zusam-

*) Ich gedenke, mit Erlaubniß des gelehrten Herrn Herausgebers, den Lesern dieser Zeitschrift von Zeit zu Zeit einige Skizzen aus meiner Bekanntschaft mit den Völkern Asiens vorzulegen, die, wenn sie auch nicht viel Neues enthalten, dennoch wohl durch die specielle Beleuchtung des Gegenstandes vielleicht Interesse zu erwecken im Stande sein werden. Vambery.

mentreffen mit Gebrn sogleich von Desatirs und Zendavesta (Religionsbücher) in der alten Zendmundart über die Größe Chosrew Perwis' reden zu hören. Doch wie bitter ist die Täuschung! Der gemeine Gebr Irans ist unwissender, als der auf der niedrigsten Stufe stehende Schiite. Die aussterbenden Zweige eines ehemals kräftigen Stammes tragen nicht nur keine Früchte, sondern sie verlieren sogar die Kennzeichen ihrer ehemaligen Beschaffenheit. So haben auch die heutigen Gebr nur sehr dunkle und verworrene Begriffe von ihrer Religion. Weder meine steten Forschungen auf dem Wege, noch meine häufigen Besuche im Kerwanserai Wekil in Schiras, wo drei Zellen von Jezder Feueranbetern bewohnt waren, konnten mir die nöthigen Aufschlüsse verschaffen. Die wenigen, unbedeutenden Notizen, die ich im Laufe meiner Forschungen gemacht, verbunden mit den Erfahrungen anderer Reisenden, sollen von diesem merkwürdigen Bruchstücke der altiranischen Bevölkerung ein möglichst treues Bild darbieten.

Ihr heutiger Hauptsitz befindet sich um Jezd herum, wo im Ganzen nur beinahe 800 Familien existiren. Viele von ihnen wohnen in der genannten Stadt selbst, viele in den Dörfern, acht an der Zahl, welche in der Oase von Jezd zerstreut umherliegen. In der Hauptstadt besitzen sie zwei Tempel, in denen das ewige Feuer brennt; in den Dörfern je einen. Es sind dunkele, schmutzige Gemächer, wohin sich der Cultus Zaratustra's, für den man den prachtvollen Tempel zu Persepolis erbaute, flüchten mußte. An diese spelunkenartigen Tempel anstoßend, befindet sich ein finsteres Zimmer, in dessen Mitte auf einem regelmäßig viereckigen Altare das heilige Feuer unterhalten wird.

Die Geistlichkeit, welche sich um denselben herumtummelt, besteht aus zwei Classen, Mubed (— oder Mobed —), die höheren, und Destyar (— oder Destur —), dessen wörtliche Bedeutung Gehülfe ist, die unteren. Ersteren steht es zu, über die Wache des heiligen Feuers zu verfügen; sie theilen die geheiligte Pflanze, das Hom (ein knorriges Gewächs der Wüste um Jezd herum), unter den Gläubigen aus, sind ihre Richter und Rathgeber und, wie es bei allen bedrängten Secten der Fall ist, die rechtschaffensten religiösen Beamten in Iran. Die Religion der Gebr ist übrigens ebenso voll von Befehlen und Vorschriften über die kleinlichsten und alltäglichsten Lebensbedürfnisse, huldigt in Vielem den Aeußerlichkeiten eben so sehr, wie die der Mohammedaner und Juden. Die Reinheit des Grundprincips ist auch bei ihnen schon längst dahin; wenigstens sind es die Ceremonien, welche die Hauptaufmerksamkeit der Befolger der Lehre Zoroaster's auf sich ziehen. Die viermaligen Fasten im Monate werden streng eingehalten, Hahnenfleisch ist ihnen strengstens verboten. Der Hahn sowohl als der Hund werden als Verscheucher der bösen Geister betrachtet, daher der sterbende Gebr viel Gewicht darauf legt, beide Thiere an seinem Sterbebette zu haben.

„Ist das die einzige Ursache, daß Ihr das Hahnenfleisch nicht esset?“ fragte ich einst Herrn Behran auf der türkischen Gesandtschaft zu Teheran, wo dieser Mann seiner Redlichkeit halber sehr geschätzt wurde. „Nein,“ erwiederte er mir; „der zweite Beweggrund, warum wir den Hahn für heilig halten, ist die außergewöhnliche Dosis von Feuer, welche Gott in das Naturel dieses Vogels gelegt hat. Hast Du ihn gesehen, wenn er sich zum Kampfe vorbereitet, wie seine Augen Flammen sprühen und sein Kamm, voll des heiligen Elementes, anschwillt? Er hat so viel Feuer, deswegen schlachten wir ihn nicht.“ — Persuadiren oder eines Bessern zu belehren, schien mir immer ein nutzloses Vorhaben bei diesen Urkindern Asiens.

Im Lande der Yankees posaunt man so viel von der Bildung, dem Geiste und der Freiheit — und doch um wie viel überragt nicht der religiöse Humbug der Amerikaner allen Unsinn, den die Lehre Mohammed's, Buddha's und Zoroaster's in sich aufgenommen? Soll man es daher dem heutigen Feueranbeter verargen, wenn er scrupulöse Genauigkeit auf den schmalen, dünnen Gürtel verwendet, den er um seine Lenden schlägt? Dieser muß aus 72 Fäden bestehen, von Schaf- oder Ziegenwolle zubereitet sein und wird dem Jüngling erst im 14. Jahre umgegürtet, ungefähr wie die Juden erst mit dem 13. Jahre die Betriemen (Thefilim) anlegen. Die Gesetze über die Reinlichkeit gehen bei den Gebrn ins Unendliche, obwohl sie, gleich den meisten übrigen Asiaten, von Reinlichkeit das allerwenigste wissen. Das arme Frauengeschlecht wird während der Zeit seiner Menstrua von der Außenwelt ganz abgesperrt und förmlich in eine Zelle eingekerkert. Nicht nur ihre Berührung, schon ihr Blick ist verunreinigend. Niemand verkehrt mit ihr, und selbst die Speisen werden ihr durch die Oeffnung ihrer Zelle zugereicht.

Wer könnte all den Aberglauben, die religiösen Fabeln dieser alten Glaubensgenossenschaft aufzählen? Bekanntlich beginnt ihr Jahr am 21. März, wenn die Sonne in das Sternbild des Widders tritt. Ihre Monate zählen bloß 30 Tage, und der Ueberschuß von je fünf Tagen im Jahre wird mit einem bestimmten Namen bezeichnet. Wochen haben sie nicht, eher Decaden, und fünf Tage werden in jedem Monate als Festtage gefeiert.

Obwohl sie, wie schon erwähnt, von jeher den grausamsten Verfolgungen ausgesetzt, so wollen sie dennoch von Iran (Persien), dessen Einwohnern sie in Sprache und auch Physiognomie sehr nahe stehen, sich nur schwer trennen. Alle Völker Persiens haben eine merkliche Neigung zur vaterländischen Geschichte und Erinnerung an vergangene Größe; warum sollten die Gebrn sie nicht haben? In Indien, so hören sie, genießen ihre Glaubensgenossen volle Freiheit unter dem gerechten Schutze einer europäischen Macht; dennoch nehmen sie nur ungern ihre Zuflucht nach diesem Asyl. In der nächsten Umgebung Jezds hat der religiöse Glaube zwei Wallfahrtsorte geschaffen. Der eine ist Anark, der andere Zerdschu. Große bizarr geformte Felsen sind dort die Gegenstände ihrer Verehrung, und was, meint der geehrte Leser, steckt in diesen Felsen? Sie sollen, wie die Sage erzählt, die beiden Töchter des unglücklichen Jezdedschird's sein, des letzten Königs des alten Persiens, welchem die Araber Krone und Land raubten. Auch sie, die beiden Jungfrauen nämlich, mußten sich vor den Arabern flüchten. Die wilden Eidechsenfresser, so nannte man zur Zeit der Sassaniden die Araber, folgten ihnen hart auf der Ferse; in der äußersten Noth öffneten sich diese Felsen und verliehen Schutz den Königstöchtern.

Jezdedschird lebt auch außerdem noch sehr stark im Angedenken bei den unglücklichen Abkömmlingen seines Volkes. Ihre Zeitrechnung beginnt von seinem Sturze an; sie wollen nicht zugeben, daß er in Merw von Müller's Hand erschlagen worden sei, sondern behaupten, er solle in jenem Theile der Deschdikuvir (Salzwüste), welcher der gefährlichen Sümpfe halber am wenigsten zugänglich ist, harrend dastehen, bis der Zeitpunkt kommt, wo er die arabischen Eindringlinge sammt ihrer Religion aus dem Lande treiben wird.

Ich muß gestehen, die Religion dieser Leute hat mich wenig gerührt; mehr that es ihr wild-patriotisches Gefühl. Ich bin mit Gebrn, die schlichte Kaufleute waren, sowohl in den Ruinen von Persepolis als auch bei Nakschi Rustem zusammengetroffen; und die Ehrfurcht, die tiefe Rührung, mit welcher sie die Jahrtausende alten Marmorsteine berühr-

ten, die Feierlichkeit, mit der sie um die von der Zeit so wunderbar verschonten Altäre herumstanden, ist in der That unbeschreiblich.

Ich rede von Nakschi Rustem, von diesen meisterhaften, in Felsen gehauenen Katakomben der alten Perser, und kann nicht umhin, jene Meinungsverschiedenheit zu berühren, welche in Betreff der ehemaligen und heutigen Begräbnißweise der Todten bei den Feueranbetern unter den Gelehrten herrscht. Wie bekannt, setzen die heutigen Feueranbeter ihre Leichen der Verwesung in der Luft und dem Fraße der wilden Vögel aus, während Viele, aus den Ruinen von Nakschi Rustem Folgerungen ziehend, der Ansicht sind, daß man in alten Zeiten die Todten begraben habe. Ich selber sprach meine Verwunderung hierüber gegen einen verständigen Gebr aus, und er belehrte mich, daß das heutige Ceremoniel nicht im Mindesten von dem alten abweiche. Die jetzigen Befolger der Lehre Zoroaster's legen ihre Todten in Ermangelung eines bessern Ortes auf eine hohe Felsenwand nieder; die Alten haben dies in solchen Grüften gethan, wie wir sie heute bei Nakschi Rustem antreffen. Durch die kleine, kaum zwei Fuß hohe und drei Fuß breite Oeffnung wurde der Todte in die Felsengruft geschoben; Luft und Raubvögel hatten freien Zugang, und nur der Proceß der Verwesung dauerte länger als heute.

Viel Poesie liegt in der Art, wie die Gebrn ihre Gebete verrichten. Pflichtmäßig sollten sie dies fünfmal im Tage thun, demnach so oft, wie die Mohammedaner; doch bemerkte ich, daß meine Reisegefährten täglich nur dreimal Gebete verrichteten. Am Morgen sowohl als am Abend warteten sie stets, bis die Karawane eine kleine Strecke vorausgegangen war; dann stellten sie sich in Reihe und Glied neben einander, hoben ihre Hände hoch über den Kopf empor, und die tiefe Andacht, mit welcher sie ihre Augen an den auf- oder untergehenden Himmelskörper hefteten, ist unbeschreiblich. Einen Andern würde das Strahlenmeer blenden, doch sie hat Gewohnheit hierin unempfindlich gemacht, und unter leisem Herbrummen eines in zendischer Sprache abgefaßten Gebetes können sie mehrere Minuten lang starr in die Sonne, in dieses nach ihrer Ansicht höchste Sinnbild der unsichtbaren Gottheit, hineinblicken.

Aus allen Erdtheilen.

Die Abnahme der amerikanischen Schifffahrt.

Die Association der Schiffseigenthümer zu Neuyork hatte schon vor einiger Zeit ein Comite eingesetzt, um über die Abnahme der amerikanischen Schifffahrt zu berichten. Dieses Comite hat in seinem Berichte interessante Zusammenstellungen gemacht.

„Im Jahre 1854 rivalisirte die Union nicht allein mit England, was die Stärke und den Tonnengehalt ihrer Handelsflotte betraf, sondern war auch auf dem besten Wege, dasselbe zu überflügeln. Im Jahre 1861 schlug man den Tonnengehalt aller Seeschiffe der Welt auf 17,235,945 Tonnen an, der sich also vertheilte:

Vereinigte Staaten	5,539,813
England	5,895,369
Andere Nationen	5,800,767

Es dauerte jedoch nur wenige Jahre und der Tonnengehalt der amerikanischen Handelsflotte hatte sich um fast zwei Millionen Tonnen vermindert, er betrug nur 3,868,615 Tonnen; und von Jahr zu Jahr wurde die Abnahme größer. Der Tonnengehalt der englischen Handelsflotte betrug dagegen 1869: 7,232.000 Tonnen, um $5\frac{1}{2}$ Million mehr als die der Handelsmarine der Union. — Vor 10 Jahren waren die Maschinenfabriken und die Docks aller Hafenstädte beschäftigt, Dampfschiff nach Dampfschiff zu bauen, jetzt ist zu Neuyork kein einziger eiserner Seedampfer im Bau, mit Ausnahme der spanischen Kanonenboote in den Werken von Delamater. Die Allairewerke, wo die Collin's-Dampfer gebaut wurden, sind in Pferdeställe verwandelt, die Fulton-Werke verkaufen ihre Maschinerie, ihre Modelle und ihr Material; die Neptune-Werke sind in eine Sägemühle umgestaltet &c. &c. — Die Baukosten eines hölzernen Schiffes A. Nr. 1 in den Vereinigten Staaten betragen 80 Dollars Papiergeld per Tonne. Dasselbe Schiff kann in den britischen Provinzen für 40 Dollars Gold per Tonne gebaut werden. Die Gesetze verbieten, Schiffe zu kaufen, die im Auslande gebaut sind, und sie zu registriren, und machen zu gleicher Zeit durch unerschwingliche Steuern auf das Baumaterial für Schiffe deren Bau unmöglich. Während die Handelsflotte der Union vor 12 Jahren nicht nur $\frac{3}{4}$ unserer eigenen Ausfuhr und Einfuhr besorgte, sondern auch Massen von Gütern von fremden Häfen zu fremden Häfen führte, verladen jetzt fremde Schiffe 10,813,668 Tonnen unserer Fracht. Im Monat September 1865 wurden 32 große Schiffe von je 1000 Tonnen zu Neuyork gebaut, — im September 1869 nur ein einziges."

Die Regierung der Vereinigten Staaten wird sich ohne Verweilen zum Aufgeben eines Gesetzes verstehen müssen, welches es unmöglich macht, wohlfeile, im Auslande gebaute Schiffe als amerikanische registriren zu lassen, sonst wird binnen kurzer Zeit die amerikanische Handelsflotte und der amerikanische Handel unter amerikanischer Flagge zu einem Minimum zusammenschrumpfen.

Vergebliche Missionsbemühungen in Australien.

„Als 1841 Herr Robert Clark mir vier tasmanische Jünglinge zu Hobart Town in mein Haus brachte, hoben sich meine Gefühle, wenn ich daran dachte, wie civilisirt und glücklich diese Leute einst sein würden. Die lieben Jungen waren so interessant und natürlich, daß sie mein Herz gewannen, — so sauber, nett und intelligent, europäisch gekleidet, hatten offene Mienen, ein schmachtendes Lächeln, hübsche Augen, und ich konnte wahrlich in ihnen keine niedrig stehenden Wilden erkennen. Sie antworteten auf meine Fragen in correctem Englisch, sie lasen das Neue Testament so fließend und ihre Unterhaltung war so angenehm, daß ich ihre Civilisation von den Dächern hätte verkündigen mögen. Als ich aber zwanzig Jahre später eine Gesellschaft sah, die aus schmutzigen, unwissenden, versoffenen alten Männern und Weibern bestand, da nahmen meine Gefühle eine ganz andere Wendung. Mich übermannte eine tiefe Verzagtheit, und alle Hoffnung, diese Eingeborenen zu civilisiren, verschwand." So sagt Bonwick.

Der Geistliche G. Ridley bemerkt: „Der Eingeborene Bungaree hatte im Sydney College Preise bekommen; er sprach geläufig Latein und benahm sich in vornehmer Gesellschaft als Gentleman. Aber er lief dann in den Busch, nahm Dienst bei der schwarzen Polizei und sagte einst in melancholischem Tone zu Lieutenant Fulford: Ich wollte, daß man mich niemals aus dem Busch hervorgeholt und so erzogen hätte, wie man mich erzogen hat, denn ein weißer Mann kann ich doch niemals sein; die Weißen werden mich nie als ihres Gleichen betrachten,

und ein Black fellow kann ich auch nicht mehr sein, denn das Leben der Wilden sagt mir nicht mehr zu."

Graf Strzeletzki schreibt: „Wer die beiden Racen beobachtet hat, darf, ohne Widerspruch zu besorgen, wohl behaupten, daß es leichter sein würde, die Weißen auf das Niveau der Schwarzen herunterzubringen, als die letzteren mit unseren Ideen und Gewohnheiten zu befreunden."

„In Neusüdwales," so äußert sich Bonwick, „sind Missionen seit 1826, und alle sind fehlgeschlagen. Jene am Lake Macquarie dauerte bis 1841; dann ging sie ein. Die anglikanische Mission zu Wellington dauerte von 1832 bis 1843, kostete Tausende und richtete gar nichts aus. Die Lutheraner hatten anfangs große Hoffnungen, und die deutschen Lehrer bethätigten großen Eifer; sie mußten jedoch ihr Werk in Verzweiflung fallen lassen. Eben so kläglich ist die von sehr geschickten italienischen Mönchen geleitete katholische Mission gescheitert. Noch in der allerjüngsten Zeit hat der regierungsseitig bestallte Beschützer der Eingeborenen von Perth in Westaustralien eingestehen müssen, daß alle protestantischen Schulen völlig resultatlos geblieben sind, und auch die Unterrichtsanstalt der barmherzigen Schwestern zählte nur sechs kleine Mädchen." Ein amtlicher Bericht an die Legislatur von Queensland sagt 1861: „es sei über jeden Zweifel hinaus klar, daß alle Versuche, die Eingeborenen Australiens zu Christen zu machen oder sie zu erziehen, durchaus fruchtlos geblieben sind." Der aufrichtige deutsche Missionär J. L. Zillmann in Queensland gesteht zu: „Es ist ein schweres Stück Arbeit gewesen, ihnen etwas über göttliche Dinge beizubringen."

Wir nehmen die obigen Notizen aus Bonwick's Buch über Tasmanien. Die schwarzen Leute haben durch zugebrachte Krankheiten, Branntwein ꝛc. physisch sehr schwer gelitten: aber das ist den Philanthropen noch nicht genug gewesen; mindestens eben so schlimm war es für die Armen, daß man sie mit Einprägen von Dogmen quälte, die sie nicht begreifen können, und daß sie entsetzlich viel beten mußten, Dinge herplappern, die sie nicht verstanden und die sie nicht verstehen können. Sobald Civilisation und Mission ihr Werk beginnen, wird es irr im Hirn des Wilden, und er ist geistig wie leiblich geliefert. Und für ein so „frommes Werk" werden jährlich Millionen von Thalern vergeudet!

Unter dem Stamm an der Botany Bay wurde auch missionirt. Im Jahre 1855 war er bis auf einen Mann ausgestorben! Dieser sprach zum Geistlichen Threlkeld: „Well, Mitter (Mr.) all black fellow gone! All this my country! Pretty place, Botany! Little picanfinny I run about here. Plenty black fellow then. Corrobory, great fight. All canoe about, Only me left now, Mitter. Poor Mini tumble down (ist gestorben). All gone! Bury her like a lady, Mitter. All put in coffin — like English. I feel lump in throat when I talk about her, but I bury her all very genteel, Mitter." Es war des Aermsten Trost, daß er sie alle anständig begraben hatte!

Weiße und Schwarze auf Barbadoes. Diese Antilleninsel ist neulich von einem Engländer, Greville John Chester, besucht worden. Er fällt in seinem soeben erschienenen „Transatlantic Sketches" ein keineswegs günstiges Urtheil über dieses schon 1625 von den Briten besiedelte Eiland. Aus irgend einer heute nicht mehr ergründbaren Ursache, sagt Chester, nennen die Einwohner sich selbst Bims, ihre Insel aber Bimshire. Die Weißen sind eine degenerirte, häßliche Race, fast alle ungemein sommersprossig, ein Uebel, gegen welches sie sich durch das Tragen leinener Masken zu schützen suchen. Der Dialekt dieser Leute ist äußerst unangenehm; sie reden das Englische langgezogen, noch schlimmer als die Yankees in den Vereinigten Staaten. Dem Charakter nach sind sie feig, grausam und keineswegs gastfrei." Für die Erziehung wird wenig gethan, und im Codrington-College, das als eine Musteranstalt gerühmt wurde, fand Chester nur acht Zöglinge. Die Zahl der Weißen beträgt 16,600; diesen gegenüber stehen jedoch 132,000 Schwarze und Farbige, eine ganz bedeutende Zahl, wenn man bedenkt, daß Barbadoes noch nicht acht deutsche Quadratmeilen groß ist. Diese dichte Bevölkerung ist auch die Ursache, daß die Schwarzen hier weniger träge als auf den übrigen westindischen Inseln sind, oder vielmehr sein müssen, da sie als Faullenzer verhungern würden. Das ist aber, nach Chester, noch das Beste, was sich von ihnen überhaupt sagen läßt. „Sie sind im Uebrigen scandalös unmoralisch; die Ehe scheint ganz unter ihnen auszusterben; andere Fehler sind Lügen, Betrügen, Mißachtung des Alters." Das Klima dieser Insel beschreibt Mr. Chester als „außerordentlich angreifend", nicht nur für die Fremden, sondern auch für die Eingeborenen. Das gelbe Fieber erscheint in kurz gemessenen Zwischenräumen, und eine schreckliche Art Elephantiasis ist unter dem Namen „Barbadoes leg" bekannt. In dem Hospitale zu Bridgetown liegen stets 50 bis 100 Aussätzige. Auch auf die europäischen Hausthiere wirkt das Klima ungünstig; die Schafe verlieren ihre Wolle und bekommen dafür grobes Haar. Jeder Ankömmling ist aber in Barbadoes der „prickelnden Hitze" unterworfen, von welcher Chester folgende reizende Beschreibung liefert: „Zunächst hat man ein Gefühl, als ob man mit Frostbeulen überdeckt wäre; dann glaubt man, daß Moskitos und Ameisen ihre Wuth an dem Patienten auslassen. Will sich ein Europäer eine Vorstellung von dem Uebel machen, dann reibe er sich mit Cayennepfeffer ein, lasse sich mit Nesseln peitschen und wälze sich schließlich eine Stunde auf den besten Whitechapel Nadeln — versteht sich die Spitzen nach oben gestellt — umher. Dies Recept ist untrüglich." Chester versichert schließlich, daß er „Bimshire" nicht zum zweiten Male besuchen werde.

* * *

— Ueber den Brand von Jenisseisk in Sibirien hat man jetzt genauere Angaben. In Asche verwandelt sind mehr als 1300 Wohngebäude, alle Magazine der Kaufleute, die Archive der Regierung und die Bank mit dem gesammten Baarvorrathe. Mehr als 100 Menschen sind in den Flammen umgekommen; viele andere sind im Jenissei ertrunken. Sie suchten auf den im Flusse liegenden Barken und Booten Rettung; diese aber waren bald dermaßen mit Leuten überfüllt, daß sie sanken.

— In der holzarmen Republik Uruguay sind zwei Steinkohlenlager entdeckt worden; eins in der Nähe der Ortschaft Malo, ein anderes im Bezirke von Colonia.

— Die Zahl der Einwanderer in Argentinien wächst; sie hat 1869 mehr als 40,000 Köpfe betragen. — Die große Industrieausstellung zu Cordova soll am 15. October 1870 eröffnet werden.

Wir ersuchen die geehrten Leser des „Globus", ihr Abonnement auf den siebenzehnten Band, welcher sich unmittelbar an die letzte Nummer des sechszehnten anschließen wird, zeitig zu erneuern. Letzterer hat nicht genau mit dem Jahresschluß beendet werden können, doch ist Vorsorge getroffen, daß die Verzögerung, welche dadurch das Erscheinen des siebenzehnten Bandes erleidet, im Laufe des Jahres eingebracht wird.

Die Verlagshandlung.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 25.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Ein Ausflug auf Island.

II.

Von Haukadolur bis an den Fuß des Hekla. — Der Baer Selsund. — Besteigung des Vulcans. — Der Krater und dessen Gestalt. — Die verschiedenen Eruptionen des Berges. — Der Skapta Jökul und dessen Verheerungen. — Bewirthung in den Baers. — Eine Begräbnißkarawane. — Der Myvatn. — Der Stockfischfang.

In Haukadolur wurde Nougaret freundlich empfangen; der Hofbesitzer war gern erbötig, ihn zu geleiten, und der freundliche Pastor von Storuvellir ritt heim durch die Aschen- und Sandwüstenei. Nach dem Hekla zu liegt bei dem eben genannten Baer eine weite Wiese, auf welcher Pferde, Rindvieh und in großer Menge Schafe weideten; sie wird von einem Bache bewässert, welcher vom Hekla herabkommt.

Vor uns, so schreibt der Reisende, starrten die schwarzen, jäh abfallenden Seiten vulcanischer Berge empor; zur Linken sieht man nicht weniger als zehn Lavaströme, welche aus dem Krater des Hekla hervorgebrochen sind und sich auf einer Strecke von etwa sechs deutschen Meilen weit in vielfachen Krümmungen fortgeschoben haben bis in diese Ebene hinein. Hart am Fuße dieser Lavamassen liegt der Baer Selsund, wo die Hausfrau sich unfreundlich zeigte. Es war ihr nicht genehm, daß ihr Mann dem Fremden als Führer auf den Hekla dienen solle, denn seit einiger Zeit sprachen die Leute davon, daß demnächst wohl wieder ein Ausbruch stattfinden werde; dafür seien deutliche Anzeichen vorhanden. Aber der Mann ließ sich nicht irre machen und stellte am andern Morgen sogar seine eigenen Pferde, damit jene des Reisenden sich ausruhen konnten. Hinaufreiten kann man bis etwa zur halben Höhe des Hekla. Von Selsund ab zieht man durch enge Schluchten bis an eine Reihe von Aschenhügeln, in denen das Pferd bis an den Bauch versinkt; dann folgt eine Ebene und nachher wieder eine Anzahl von Aschenbergen.

„Das Unwetter hatte immer noch nicht nachgelassen. So lange wir uns in den Schluchten befanden, ging Alles leidlich, aber weiter nach oben hin mußten wir viel ausstehen. Gegen fünf Uhr Abends gelangten wir an den Punkt, bis zu welchem man reiten kann, und dort schlugen wir, etwa 2100 Fuß unter dem Krater, an einer geeigneten Stelle unser Lager auf. Am andern Morgen machte ich mich mit dem Mann aus Selsund und dessen Sohn auf den Weg; meinen Sequens ließ ich bei den Pferden zurück. Ich trug eine Lanze mit eiserner Spitze und eine Decke; mein Gefährte hatte in einer Jagdtasche etwas Schiffsbrot, Speck und eine Flasche Branntwein. Der Wind hatte sich gelegt, aber nun war das Wetter unangenehm nebelig, und wir kamen bald an Schneefelder, über welche mein Begleiter mit seinen aus Seehundsfell verfertigten Stiefeln leicht hinglitt; ich meinerseits, der eine so zweckmäßige Fußbekleidung nicht besaß, mußte am Rande des Schnees über Aschen- und Schlackenhaufen hingehen, und das war sehr anstrengend.

Nach etwa vier Stunden hatten wir den höchsten Punkt des Berges erreicht. Der Nebel war aber nun so dicht geworden, daß wir nur wenig sehen konnten; doch bemerkten wir, daß am entgegengesetzten Abhange vereister Schnee lag,

der eine Art von Amphitheater bildete. Sehr unangenehm war der scharfe Geruch des Schwefelwasserstoffgases; vielleicht waren wir schon am Rande des Kraters. Als der Nebel nicht weichen wollte, beschloß ich auf gut Glück umherzutasten, und betrat sehr vorsichtig den vor uns liegenden Abhang. Aber ich war kaum zwanzig Schritte weit gegangen, als ich mit beiden Füßen ausglitt, und weil ich mit meinen Händen keinen Anhalt fand, weiter hinabrutschte. Instinctmäßig hielt ich meine Lanze nach vorn hin, um mich entgegenzustämmen, aber sie zerbrach, und ich behielt nur das Ende mit der Spitze; auf dieses also mußte ich mich verlassen, es war mein einziger Halt. Aber mein braver Isländer half mir aus der Noth, er reichte mir seinen Bergstock und zog mich, der auf den Knieen rutschte, wieder auf sichern Boden. Dort kaueten wir Schiffsbrot, tranken einen Schluck Branntwein und legten uns unter einem Schlackenblocke nieder, um helleres Wetter zu erwarten. Zwar wurde der Nebel immer dichter, das war indeß ein gutes Zeichen, denn nun mußte bald Regen eintreten. Dieser blieb denn auch nicht aus, der Himmel klärte sich auf, die Sonne kam zum Vorschein, und nun hatte ich ein großartiges Schauspiel vor Augen.

Inmitten eines von Schnee gebildeten Circus, der einen Durchmesser von etwa 6000 Fuß haben mag, erhebt sich der Krater des Hekla. Er gehört zu den regelmäßigsten, welche die Natur jemals gebildet hat. Der Ring wäre vollständig ohne einen Bruch auf der westlichen Seite; von diesem aus gewinnt man einen Blick in den innern Abhang, der röthlich mit gelben Flecken erscheint; die äußeren Wände sind glatt und tief dunkelgrün. An sehr vielen Stellen quillt Dampf heraus. Bisher hatte ich auch nicht das mindeste Geräusch vernommen, und beschloß nun, da es hell geworden war, dreist vorwärts zu gehen. Der Mann von Selsund wollte auch jetzt mich begleiten; ich gestattete das jedoch auf keinen Fall, um bei seiner unfreundlichen Ehehälfte ihm jeden Verdruß zu ersparen.

Thal und Baer von Selsund.

Zunächst ging ich nach dem eben erwähnten Spalt oder Einriß und fand, daß es sich dort um einen verhältnißmäßig jungen Durchbruch handle. Ich konnte in demselben ganz bequem vorwärts kommen und befand mich dann im großen Krater; dieser bildet ein Oval, das in seinem größten Durchmesser etwa 350 Fuß hält; der dasselbe umgebende Ring ist 120 Fuß hoch und macht einen Winkel von 70 bis 75 Grad. Aus allen Theilen dringen Dämpfe heraus. Mehrere Luftlöcher dieses ungeheuern Schlotes waren durch Asche verstopft, über anderen lag eine dicke Eiskruste, und nur zwei fand ich offen. Von diesen lag der größere nach Osten hin; er maß etwa 40 Fuß und befand sich in einiger Thätigkeit, denn es stiegen Dampfwolken aus ihm empor. Um diese zu vermeiden, stellte ich mich über den Wind und kroch dann auf dem platten Bauche bis an den Rand, um zu sehen, was im Innern vorging. Die Dämpfe brachen stoßweise hervor; in einer Tiefe von etwa 300 Fuß waren in Zwischenräumen Lichtreflexe zu bemerken, auf welche dann bläuliche Flammen, wie Irrlichter, folgten; es war keinerlei Geräusch zu vernehmen. Dann begab ich mich nach der kleineren Oeffnung, aus welcher Dampf nur spärlich emportrieb. In einer Tiefe von etwa 10 Fuß scheint sie sich in zwei Abtheilungen zu trennen, von welchen die eine mit der größern in Verbindung zu stehen scheint. Ich warf vermittelst meines Lanzenstumpfes, der mir als Hebel diente, einen Lavablock hinein, um zu beobachten, welche Folgen das haben werde. Er fiel in die Abtheilung, welche mit der größern Oeffnung in Verbindung steht; ich hörte ihn rollen, dann aber war Alles still. Nach 23 Secunden entzündete sich das Gas bis zur nächsten Oeffnung hin und stieg dreimal stoßweise und in beträchtlicher Menge empor. Diese Flammen verschwanden aber rasch, während überall in gewaltigen Massen Dämpfe hervorquollen; die ganze innere Seite des Kraters war von denselben erfüllt, und ich mußte mein Taschentuch un-

aufhörlich vor dem Munde hin und her bewegen, um nicht erstickt zu werden. Urplötzlich erschienen dann die Flammen wieder an der großen Oeffnung, aber jetzt viel stärker als das erste Mal, alle Gase wurden entzündet, und bei Nacht müßte diese Explosion ausgesehen haben wie eine riesige Punschbowle, deren Rum brennt. Aber nun war die Luft reiner.

Ich verweilte volle drei Stunden im Innern des Kraters. Nachdem ich Skizzen entworfen und Notizen gemacht hatte, stieg ich aufwärts, um den Rand zu umgehen. Der Hekla (— 20 deutsche Meilen östlich von Reykiavik, 7 Meilen von der nächsten Küste entfernt —) beherrscht gleichsam den ganzen südlichen Theil von Island. Man hat von ihm herab einen Ueberblick auf die Hvitaa und die Thyorsaa, auf eine Menge von Lavaufern umschlossenen Seen, auf die Ebenen, in welchen Geyser emporsprudeln; nach Süden hin liegt das Meer mit seiner tief eingezackten Küste, und einen prächtigen Anblick gewährt es, wenn die vielen Gletscher sich im Sonnenglanze spiegeln. Der Hekla seinerseits, ein Trachytkegel von etwa 5000 Fuß Höhe, ist im Verhältniß zu den Vulcanen Amerikas und selbst zum Aetna ein niedriger Berg, aber seine Ausbrüche gehören zu den allerheftigsten, welche die Geschichte kennt. Während der historischen Zeiten haben deren 23 stattgefunden, von welchen nicht weniger als 18 ungemein stark gewesen sind."

Eine der heftigsten Eruptionen fand 1766 statt. Eine ungeheure Säule schwarzen Staubes erhob sich ganz langsam zu einer mächtigen Höhe; gleichzeitig ließ unterirdischer Donner sich vernehmen; auch bemerkte man andere Erscheinungen, welche vulcanischen Ausbrüchen vorauszugehen pflegen. Dann wurde auf dem Rande des Kraters ein Flammenkranz sichtbar, und nach einiger Zeit wurden vom Feuer geröthete Felsenblöcke, Massen von Bimsstein und Eisenstein mit einer über alle Beschreibung furchtbaren Gewalt auf-, man möchte fast sagen unglaubliche Entfernungen weit hinweggeschleudert, und zwar dermaßen ohne Unterbrechung und so dicht, daß die Beobachter dieses Phänomen mit einem aus dem Berge hervorbrechenden Bienenschwarme verglichen. Ein Bimssteinblock von 6 Fuß Umfang wurde volle 8, ein Eisenblock 6 Wegstunden weit hinweggeworfen. In einem Umkreise von mehr als 30 Meilen lag die Asche 4 Zoll hoch; die Luft war durch dieselbe dermaßen verdunkelt, daß man ein schwarzes Blatt Papier von einem weißen nicht zu unterscheiden vermochte. Die Dunkelheit wurde so arg, daß die Fischer nicht in See gehen konnten, und die Bewohner der orkadischen Inseln waren von nicht geringem Schrecken ergriffen, als bei ihnen ein, wie sie meinten, schwarzer Schnee niederfiel. Erst am 9. April stieg die Lava über den Krater; sie floß zuerst in südwestlicher Richtung ein paar Wegstunden weit, und während sie mit Allgewalt abwärts strömte, stieg eine mächtige Wassersäule mehrere hundert Fuß in die Höhe. Die Furchtbarkeit dieses Schauspiels wurde noch gesteigert durch das Beben des Erdbodens und durch Detonationen, welche man noch in einer Entfernung von 20 deutschen Meilen hören konnte. Als schon dreißig Jahre vergangen waren, hatte der Kegel sich noch nicht vollständig abgekühlt und noch immer stiegen brühheiße Dämpfe aus dem Krater empor, welchem Niemand sich nähern konnte. Nur erst im Jahre 1810 war der Hekla wieder in Schlummer versunken.

Dieser währte nicht lange, denn 1839 trat abermals Thätigkeit ein. Damals bemerkte man, daß der Schnee auf dem Gipfel sich beträchtlich verminderte und daß die Temperatur der heißen Quellen, welche um den Berg herumliegen, viel höher wurde; auch die Dampfmassen vermehrten sich. Das währte so bis 1845. Der Winter dieses Jahres war auffallend gelinde; es fiel kein Schnee, und Frost blieb beinahe ganz aus. So trat ein vorzeitiges Frühjahr ein, der Sommer brachte Dürre. Dann erfolgte urplötzlich eine Eruption, so gewaltig und entsetzlich, daß sie gewiß kaum ihresgleichen gehabt hat. Die Detonation war so stark, daß man sie in einer Entfernung von 35 Meilen vernahm; eine mit Aschenmassen verbundene Gassäule stieg in ungemessener Höhe empor, verfinsterte die Luft und wurde vom Winde so rasch fortgetrieben, daß noch am Abend die Faröer, die Orkaden und die Shetlandsinseln einen förmlichen Aschenregen erlebten. Während der Nacht dagegen war ein großer Theil der Insel in unheimlicher Weise hell beleuchtet; die Gletscher waren mit rothem Licht übergossen, die ganze Südwestküste war erhellt. Jeder Stoß, welcher die Gaswolken emportrieb, war von dumpfem, brüllendem, rollendem, rasselndem Getöse begleitet; gewaltige Steinblöcke wurden immerfort wie Bomben umhergeschleudert. Dann bildete sich am Rande des Kegels ein Bruch, aus welchem die Lava in solchen Massen hervordrang, daß die eine Seite des Berges förmlich in einen Feuermantel eingehüllt war.

In einem Baer.

Südlich vom Hekla steigen höhere Berge auf, z. B. der Eyafiälla Jökul, etwa 1800 Meter, dessen letzte Eruption ins Jahr 1823 fällt, und der Myrdals Jökul, dessen erster Ausbruch im Jahre 900 beobachtet wurde, während der letzte in das Jahr 1755 fällt. Bei diesen wurde eine ungeheuere Gletschermasse, welche seit langer Zeit sich um den Berg herumgelagert hatte, geschmolzen, und dadurch wurde eine gewaltige Ueberschwemmung, eine wahre Sintfluth, veranlaßt. Volle fünf Tage und Nächte hindurch rollte eine vier Meilen breite Wassermenge mit Allgewalt dem Meere zu; sie führte Gletschermassen und Felsen mit sich, welche sie von den Seiten des Vulcans abgerissen hatte. Die

Der Krater des Hekla.

weite Ebene von Myrdalsandr war mit diesem Diluvium bedeckt und erscheint nun mit erratischen Blöcken wie übersäet. In Folge dieser Katastrophe sind im Meere drei Ketten von parallel laufenden Klippen entstanden; sie haben zusammen eine Breite von mehr als einer deutschen Meile, und bestehen aus vulcanischem Sande, Asche und Bimsstein.

Wir begreifen vollkommen, daß diese vulcanischen Phänomene eine große Rolle in den isländischen Sagas spielen. Zu diesen Erscheinungen kommen aber noch andere grauenvolle Erscheinungen. Eine vom Hekla bis zum Myrdals Jökul nach Westen hin gezogene Linie umschließt eine Landstrecke, welche noch keines Menschen Fuß betreten hat. Dort erhebt sich der mit ewigen Gletschern bedeckte Skapta Jökul, und aus jener Gegend ist eine furchtbare Geißel über das Land gekommen. Im Frühjahr 1783 war die Witterung ungemein mild, auch der Winter war gelinde gewesen. Gegen Ende des Maimonats zeigte sich über dem Gipfel des bisher jungfräulichen Skapta Jökul ein leichter, bläulicher Nebel, und im Anfange des Juni fand ein heftiges Erdbeben statt. Am 8. Juni begannen ungeheure Rauchsäulen, welche sich im nördlichen Theile jener Berggegend gesammelt hatten, nach Süden zu ziehen, gegen den Wind; sie hüllten den ganzen District Sida in Finsterniß. Dann brauste ein Aschenorkan in Wirbeln weit und breit über das Land; am 10. wurden unzählige Flammen sichtbar, welche aus dem Berge hervorbrachen und sich an den mit Gletschereis bedeckten Abhängen hinschlängelten. Urplötzlich verschwand der Skaptafluß, einer der größten auf der Insel, nachdem er eine Zeitlang gewaltige Massen stinkenden, siedenden Wassers und vulcanischen Staub über das flache Land hinweggewälzt hatte. Zwei Tage später drang ein Lavastrom aus Quellen hervor, welche nie zuvor ein Mensch gesehen hatte, und füllte das trockene Bett des Flusses aus. Dieses lag zwischen 600 Fuß hohen steilen Ufern und war 100 Ellen breit; nichtsdestoweniger füllte die Feuerfluth das Alles aus, stieg über die Ufer und ergoß sich dann über das flache Medalland hin in einen großen See, dessen Wasser zu Dampf erhitzt wurde und zischend in die Lüfte emporfuhr. Nach wenigen Tagen war auch dieser See ganz ausgefüllt und der unerschöpfliche Feuerstrom setzte dann seinen Weg fort. Er theilte sich nun in zwei Läufe; der eine überfluthete alte Lavalager, vereinigte sich dann mit dem zweiten und beide fielen als eine mächtige Feuermasse, glühende Katarakte bildend, über einen Wasserfall, den Stapafoß. Noch eine andere Feuerfluth war gleichzeitig in einer ganz verschiedenen Richtung zu Thal geflossen, verheerte die Gegend an beiden Ufern des Heverfisfljot, und stürzte mit noch größerer Schnelligkeit und Heftigkeit als der erstere über die Ebene. Wir können nicht wissen, ob beide Ströme aus einem und demselben Krater kamen, denn die ganze Gegend ist unzugänglich; man nimmt jedoch an, daß der Feuerstrom, welcher den Skaptafluß mit Lava ausfüllte, etwa 12 deutsche Meilen lang und stellenweise mehr als 3 Meilen breit war; der andere, welcher dem Laufe des Heverfisfljot folgte, war mindestens eben so lang, hatte aber keine so beträchtliche Breite. Im Bette des Skapta hat die Lava eine Dicke bis zu 600, auf den Ebenen bis zu 100 Fuß. Bis in den August hinein dauerte das Auswerfen von Asche, Staub und Bimsstein, auch Lava drang noch zeitweilig hervor. Zuletzt erfolgte ein gewaltiges Erdbeben und dieses bildete den Abschluß der Katastrophe. Aber ein volles Jahr lang haben Staubwolken über der Insel gehangen; viele Weidegründe wurden hoch mit Asche bedeckt und dadurch unbrauchbar. Der vulcanische Staub drang nicht bloß zu den Faröern, Orkaden und Shetlandsinseln, sondern auch bis England und Holland. Island selber litt durch mephitische Dünste; die Fische im Meere standen ab, unter dem Vieh brach eine Seuche aus, und ein Gleiches war bei den Menschen der Fall. Diese richtete entsetzliche Verwüstungen an; es erlagen ihr etwa 19,000 Menschen, 28,000 Pferde, 11,000 Stück Rindvieh und 182,000 Schafe.

* * *

Der Rückweg vom Hekla bis nach Selsund hinab bot keinerlei Hindernisse dar. Der Sequens, welcher dort die Pferde hüten mußte, hatte sich in seiner Weise eine rechte Güte gethan und befand sich in einem fast unzurechnungsfähigen Zustande. Nougaret war so unvorsichtig gewesen, diesen Isländer zum Wächter seiner Vorräthe zu machen, und dieses Amt hatte er benutzt, um mehr als eine Flasche Cognac zu leeren. Dadurch war er in eine so zärtliche Laune gerathen, daß er sogar die Pferde mit seinen Küssen nicht verschonte. Die Aufnahme bei der Hausfrau in Selsund war diesmal weniger abstoßend, der Reisende eilte jedoch rasch von dannen, um nach Haukadolur zu gelangen, wo er auch jetzt wieder gastlich empfangen wurde, aber sofort nach Storuvellir weiterritt. Dort hielt der gute Pastor dem Sequens eine eindringliche Ermahnungsrede, und nachdem er ihm Nüchternheit als eine den Mann zierende Tugend gepredigt hatte, schickte er ihn zu Bett, wo er seinen Rausch verschlafen konnte.

Das Abendessen war um ein Uhr in der Frühe beendet, als eben die Sonne wieder aufging. Nougaret saß mit dem Pastor vor der Thür, und beide rauchten ihr Morgenpfeifchen. Auf der Wiese weideten Kühe, im Grase spielten Kinder, die Luft war mild, über der ganzen Landschaft lag eine heilige Ruhe, das Ganze war eine liebliche Idylle. „Wie anmuthig das ist! Ihr müßt Euch doch hier recht glücklich fühlen," sagte der Fremde. Der Prediger nahm die Pfeife aus dem Munde, blickte jenen bedeutungsvoll an und fragte: „Würdest Du Dich mit diesem Glücke für Dein ganzes Leben zufriedengestellt fühlen?" Mit diesen wenigen Worten war die Art des Glückes, welches ein wissenschaftlich gebildeter Mann auf Island finden kann, recht gut gekennzeichnet.

Am andern Morgen geleitete der gute Pastor seinen Gast nach mehreren Baers, an deren jedem Kaffee und Brot gereicht wurde; das letztere hatte allemal einen Zusatz von isländischem Moose. In dieser Gegend war nach Osten hin die Bevölkerung nicht mehr so dünn, das Land ist hier auch weniger unfruchtbar, und da die Föhrden weit in dasselbe hineinreichen, so mangelt es den Leuten auch an Fischen nicht. Bei jedem Baer mußte angehalten werden, das ist einmal so Brauch auf Island, und der Sequens hielt um so strenger auf Befolgung desselben, da er sich nicht gern einen Schluck Branntwein entgehen ließ. Sobald irgendwo die Hunde anschlugen, stieg er vom Pferde, umarmte die aus der Thür heraustretenden Leute, welche er doch nie zuvor gesehen, als ob er ein alter Bekannter sei, und dem Reisenden blieb nichts übrig, als auch Umarmungen mitzumachen. Nach dieser unerläßlichen Begrüßung führte man ihn dann allemal in das sauberste Gemach; dieses hat ein Fenster und unter demselben steht der Tisch, neben welchen sofort der Ehrensessel gerückt wird. Während der Gast Kaffee trank, mußte der Sequens erzählen, wer der Fremde sei, woher er komme, und welche Abenteuer man bisher erlebt habe. Nach dem Kaffee mußte die ganze Familie abermals umarmt werden.

Es wurde indeß dem Reisenden des Kaffeetrinkens doch gar zu viel; er hatte nicht umhin gekonnt, an einem einzigen Tage siebenundzwanzig Tassen zu trinken! Also beschloß er, künftighin zwischen Morgen und Abend nur einmal vom Pferde zu steigen, und in einem Baer wirklich einzukehren,

im Uebrigen aber vor der Thür nur anzuhalten. Ein Fremder war aber in jener Gegend eine so seltene Erscheinung, daß alle Leute von der Wiese oder vom Felde herbeiliefen, um ihn näher zu betrachten. Ueberall trat der Hausvater mit seiner Frau zu ihm hinan und reichte ihm ein Glas Kornbranntwein, an welches er, dem üblichen Brauche zufolge, vorher genippt hatte. An einigen Baers reichte ihm die Frau eine Schale, auf welcher Gerstenzucker und Aepfelschnitten lagen.

Auf dem Wege nach der Kirche von Kaldatarnes bemerkte Nougaret eine Karawane von eigenthümlicher Art. An der Spitze derselben lief ein Pferd, das mit einem großen Kasten beladen war; es trabte munter ins Weite und war den übrigen manchmal um einige hundert Schritte voraus. Ihm folgten etwa dreißig berittene Männer, Frauen und Kinder nebst einer Anzahl von Hunden; jene schrien aus Leibeskräften, diese bellten unablässig: was mochte das Alles zu bedeuten haben? Diese Frage erhielt bald eine Antwort. Der Kasten war nichts Geringeres als ein Sarg, in welchem sich eine Leiche befand; derselbe war aber so mangelhaft befestigt, daß er vom Rücken des Pferdes herabrutschte und nun wieder festgebunden werden mußte. Die Karawane wollte ihn nach dem Friedhofe bei der Kirche von Kaldatarnes bringen und dort an geweiheter Stätte in die Gruft senken. Es ist Brauch, daß man mit einem solchen Sarge unterwegs bei jedem Baer anhält und allemal mit einem Schnäpschen bewirthet wird. Im vorliegenden Falle mußte das Leichengefolge ziemlich viele Anhaltepunkte gehabt haben, denn die ganze Gesellschaft, die Kinder nicht ausgenommen, hatte einen Rausch. Jetzt stieg ein Mann vom Pferde, band den Kasten wieder fest, und dann ging es theils im Trabe, theils im Galop der Kirche zu. Es war Nougaret's Absicht gewesen, dort zu übernachten; diesen Plan ließ er nun fallen, denn eine so lärmende Gesellschaft wäre nicht gerade angenehm gewesen; er wollte also weiter ziehen, bis ins Bakkarholt-Thal, und mußte nun den Sog passiren. Dieser ist einer der beträchtlichsten Flüsse auf der Insel und bildet den Abzug des Thingvalla-Sees. Der Uebergang war beschwerlich, ging aber glücklich von statten. In jenes Thal gelangt man durch einen Morast; weiterhin wird der Boden fest. Der Himmel war bedeckt, um Mitternacht herrschte völlige Dunkelheit, es fing zu regnen an, und die Pferde waren dermaßen erschöpft, daß sie nicht mehr weiter wollten oder konnten. Zum Glücke war in der Nähe ein Baer, welchen der Hund entdeckte. Er lief bald hierhin, bald dorthin, bellte unaufhörlich, um seinesgleichen zu einer Antwort zu vermögen, und eine solche bekam er denn auch. Die Pferde wußten, was das zu bedeuten hatte; sie fingen zu traben an und blieben erst stehen, als sie den Baer von Bakkarholt erreicht hatten. Dort wohnen Fischer; zu Hause waren aber nur eine junge Frau mit einem Kinde und ein Mann.

Man führte mich, sagt Nougaret, in ein Loch, das von den übrigen Gemächern getrennt war und eine ganz auffallende Bauart hatte; das Dach war nicht platt, sondern gewölbt. Als ich die Sache näher untersuchte, gewann ich die Ueberzeugung, daß ich mich im Bauch eines Walfisches befand; das Skelett des Leviathans der Tiefe hatte das Gezimmer für eine Schlafstube hergeben müssen. Am andern Morgen zog ich in der Richtung auf Reykianäs weiter; unterwegs bemerkte ich viele Solfataren, von denen man den Schwefel ganz bequem abschöpfen kann; derselbe ist fast ganz rein und enthält auf 17 Theile Schwefel nur 3 Theile erdiger Substanzen. Weiterhin kommt man an eine Ortschaft, in welcher lediglich Kranke wohnen, die an Aussatz und Elephantiasis leiden. Beide Uebel sind auf Island nicht selten, und das darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß viele Leute während der Wintermonate sich vorzugsweise von verfaulten Fischen nähren. Die Vorliebe für pikante Dinge geht so weit, daß ein Faß mit ranziger Butter höher im Preise steht, als ein solches mit frischer Waare. In der neuern Zeit schwindet diese Liebhaberei für faule Fische mehr und mehr, und der Gesundheitszustand wird deshalb besser. Es ist aber ein wahrer Jammer, jene unglücklichen Menschen zu sehen, die an unheilbaren Krankheiten leiden. —

„In der Nähe der Geyser hatte ich ein Huhn und zwei Regenpfeifer geschossen; ich rupfte sie ab und bereitete sie ganz lecker zu; es handelte sich nur noch darum, sie zu kochen. Brennholz war weit und breit nicht zu finden, auch an einem Kessel fehlte es mir; auf Island weiß man sich jedoch zu helfen. Auf der Insel fehlt es nicht an großen Raben, und einen dieser Vögel schoß ich. Nachdem ich ihn ausgeweidet und sorgfältig ausgespült hatte, legte ich das Huhn und den Regenpfeifer in seinen Bauch, und ließ es an Butter, Salz, Pfeffer, Knoblauch und etwas Cognac nicht fehlen. Dann nähete ich den Raben zu, befestigte einen Bindfaden und einen Stein an ihm und warf ihn dann in einen kleinen Geyser. Nach Verlauf einer guten Stunde hatte ich an den drei Vögeln ein wohlschmeckendes Mittagessen, und der Rabe war eine Delicatesse für unsern Hund.

Als ich in die Nähe des Strandes kam, fand ich den Boden weit und breit mit Asche und Bimsstein bedeckt; da und dort lagen Pferdeköpfe, Walfischknochen und Fischgerippe

Schiffe auf dem Stockfischfange.

umher. Das Meer bei Island ist bekanntlich ungemein fischreich, und im Frühjahre erscheinen dort mehrere Hundert Fahrzeuge aus Holland und Frankreich, um Stockfische zu fangen. Sie kommen in der zweiten Hälfte des März dort an, und die französische Regierung schickt allemal ein Kriegsschiff dorthin, das gewissermaßen als Hauptquartier für die Fischerflotte betrachtet werden kann; auf demselben finden solche Fahrzeuge, welche Beschädigung erlitten haben, Hülfe und Unterstützung, und können sich mit solchen Gegenständen, welche sie während eines Sturmes etwa eingebüßt haben, wieder ausrüsten. Diese Schiffe halten sich zumeist im Angesichte der Küste; sie bleiben drei bis vier englische Meilen vom Lande entfernt, und das Meer hat dann in jenen Gegenden einen sehr belebten Anblick." Am 15. Mai zählte Nougaret von der Fregatte „Pandore" aus etwa 150 Fischerfahrzeuge. Das Meer war ganz ruhig; hinter den von vielen Föhrden eingezackten Küsten ragte majestätisch der Snäfälls Jökul empor, ein nun, wie es scheint, erloschener Vulcan, welcher in den alten Sagas oft vorkommt. Sein Schneegipfel war von der Mitternachtssonne angestreift. Man warf von der „Pandore" aus Angeln ins Meer und hatte nach zwei Stunden nicht weniger als drei Tonnen Stockfische und eine Riesenbutte (einen Hippoglossus) gefangen, welcher, wie wenigstens Nougaret versichert, dem 400 Köpfe starken Schiffsvolke zwei reichliche Mahlzeiten gewährte. Die Fregatte steuerte dann in den tief ins Land eindringenden Dyrafjord; am Strande desselben liegen vulcanische Dünen von mehr als 300 Fuß Höhe, und oben auf denselben liegen Conglomerate von Baranit, welche sich, aus der Ferne gesehen, wie kolossale Schanzkörbe ausnehmen. Nachdem man

Ansicht des Myvatn.

eine Stunde lang unter diesen phantastischen Fortificationen hinweggefahren ist und sich dabei in eine andere Welt versetzt glaubt, gelangt man an die Stelle, wo der Fjord seine größte Breite hat. Dort liegt die „Stadt" Dyrafjord; sie besteht aus einem halben Dutzend grasbedeckter Hütten und einer hölzernen Kirche.

Im Norden der Insel, auf dem Meridian des Vatna Jökul, liegt ein See, der größer ist, als jener von Thingvalla. Das ist der **Mückensee**, **Myvatn**, der einst viel größer gewesen sein muß, als noch der gewaltige Krater, welcher sich nun dort erhebt, gebildet worden war. Im Myvatn sollen nicht weniger als 24 Lavainseln liegen. Der Mückensee ist ein Hauptsammelplatz für die Wasservögel, namentlich für viele Tausende von Enten.

In der zweiten Hälfte des August wird der Fischfang eingestellt; die Fahrzeuge segeln heim, und auch die Fregatte lichtet ihre Anker. Dann hat die schöne Jahreszeit ein Ende, die Tage werden kürzer, und die Nordlichter stellen sich ein *).

*) Wir wollen hier an ein Werk erinnern, das über Island im Allgemeinen, den Thingvalla-See, die Allmanagjaschlucht, den Hekla und die Geyser ganz reizende Schilderungen enthält und in sehr ansprechender Weise auch Fahrten nach Jan Mayen, der Bäreninsel und Spitzbergen darstellt; wir meinen: „Lord Dufferin's Briefe aus hohen Breitengraden; Bericht über eine Reise des Yacht-Schooners Foam nach Island, Jan Mayen und Spitzbergen im Jahre 1856." Das Buch ist in England in mehreren Auflagen erschienen und gilt in seiner Art für ein „Standard Work". Die 1860 in Braunschweig im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn erschienene Uebersetzung liest sich vortrefflich.

Im Indischen Archipelagus.

Ausflug über See von Padang nach Boengoes auf der Westküste von Sumatra.

Ich stieg eines Morgens, ehe die Sonne aufgegangen war, mit vier Freunden vor dem Artilleriemagazine in Padang in ein großes Boot, das wir vom Hafenmeister gemiethet hatten, um einen Ausflug über See nach dem fünf Stunden südlich von Padang gelegenen malayischen Campong Boengoes (sprich Bungus) zu machen. Sechs kräftige Malayen legten unter fröhlichem Gesange taktmäßig ihre langen Ruder ein, und schnell glitt das leichte Boot den Arrowfluß hinab, und um den Affenberg herum, an dem trotz der frühen Morgenstunde kleine chinesische Knaben ihre kaum acht Fuß langen Canoes angelegt hatten, um von den zur Ebbezeit bloßliegenden Felsen Austern mit Hämmern abzuschlagen, in die offene See.

Der vor der Mündung der Arrow liegende Walfisch (ein Felsen) hob jetzt seinen Rücken fußhoch aus dem Meer empor, an ihm brachen sich die regelmäßig heranrollenden Wogen. Der Morgen war wunderschön und die Luft durch die vom Lande her wehende Brise, welche alsbald steif in unser kleines Segel blies und das Boot stark auf die Seite legte, erfrischend und labend, obgleich der wolkenlose Himmel in dem Ostmonsun uns schon früh eine brennende Hitze verhieß.

Niedliche Affen, Caros, schaukelten sich in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne an den von den Bäumen guirlandenartig niederhängenden Lianen, oder sprangen munter von Stein zu Stein, um Muschel- und Schalthiere zu suchen, oder den Fluß herabtreibendes Futter aufzufangen. Dabei wichen sie den auf den Felsen des Affenberges auf der Lauer liegenden Leguanen vorsichtig aus, waren jedoch unbekümmert um unsere Nähe. Auf den Ruf: „Kees! Kees!" wandten sie sich wohl auf einen Augenblick mit drolligen Geberden und Grimassen nach uns hin, doch ohne in das Dickicht zu entfliehen.

Eine ungeheure Menge kleiner Seeschwalben (Salanganen) strichen dicht über den Wellen hin, und verschwanden in den finsteren Höhlen des Affenberges, in dessen Spalten und Grotten sie ihre eßbaren Nester bauen. Tauben zogen in langen Schwärmen in hoher Luft über uns hin nach den nahrungsreichen Wäldern von Sumatra, schöne Reiher stolzirten auf den Sandbänken umher, Seeadler und Möven stürzten mit lautem Geschrei auf die Fische herab, welche sich in großen Schollen über die Oberfläche des Wassers erhoben, während Braunfische in lustigen Sprüngen über den Wogen dahineilten, ein Hai seine dreieckigen Rückenfloßen gleich kleinen Segeln auf dem Wasser zeigte, oder ein niedlicher weiß und braun gezeichneter Nautilus sich vor dem Winde hintreiben ließ.

Wir befanden uns in der heitersten Stimmung, und bald wurde der Vorschlag gemacht, auf eine glückliche Fahrt und gute Jagd ein Glas zu leeren, wie dies bei den Jägern in Indien Brauch ist, wenn sie am frühen Morgen ausziehen, um sich gegen „die bösen Nebel" zu schützen. Unser Rheinwein war vortrefflich.

Schnell flog das Boot bei der frischen Brise durch die Bai von Ayermanis, welche in einem Halbkreise von hohen Bergen eingeschlossen ist, an denen freundliche malayische Wohnungen unter Palmen, Durian-, Kattun- und anderen Fruchtbäumen hervorblicken, und über die Rhede von Padang zwischen den Inseln Poeloe Pisang Bezaar und Poeloe Pisang Ketjiel hindurch in die Brandewynsbai, wo wir bei einer Sandbank anlegten, über welcher ganze Wolken von Möven, Reihern und Strandläufern kreisten. Wir sammelten hier Hüte voll Eier, welche die Möven ohne weitere Zurichtung für ein Nest auf dem höhern Theile der Sandbank zwischen die Korallen gelegt hatten.

Kleine Fischernachen lagen in der Nähe ruhig vor Anker, in denen ein mit einem breitkrämpigen Hute bedeckter Malaye mit unverwandten Blicken auf die an beiden Seiten über Bord ausgehängten Angelschnüre starrte, während er mit seiner Linken auf einem kleinen mit einem Fell überzogenen ausgehöhlten Holze trommelte, um die Fische in seine Nähe zu locken.

Wir segelten dicht der Küste entlang, welche schroff und dicht bewaldet aus dem Meer aufstieg, und liefen an einer unmittelbar am Eingange in die Boengoesbai liegenden nur wenige hundert Schritte großen Insel vorbei, auf der nur ein einziger verkrüppelter Baum stand, worin ein weißes Seeadlerpaar, das von Zeit zu Zeit ein schrilles Geschrei hören ließ, seinen Horst aufgeschlagen hatte, und kamen in die spiegelglatte, sich in einem weiten Bogen tief ins Land hineinziehende Bai, in deren Hintergrunde wir das Ziel unserer Reise, den Kampong (Dorf, Wohnort) Boengoes, hinter dem Saume eines hohen Kokoshains gegen den Fuß des mit dichter Waldung und offenen grünen Grasplätzen bedeckten Gebirges liegen sahen.

Ueber Bord hingebeugt, konnte ich mein Auge nicht abwenden von den wundervoll glänzenden Fischchen, welche in den durchsichtig grünen Wogen spielten, von den blutrothen rosafarbigen, schwarzen, blauen und weißen Korallen, welche wie ein dichter Wald den Meeresgrund zierten, über den wir in einer Tiefe von nur zwei Klaftern langsam dahin glitten; auf dem Boden lagen gelbe und braune Tripangs, Seesterne und Meerigel unbeweglich.

Wir ließen in der Nähe des Kampongs Boengoes das Boot auf den Strand laufen. Dabei machten sich die Ruderer die nach dem Lande zurollenden Wogen zu Nutze; sie gaben Acht, daß dieselben das Boot nicht umdrehten und im Zurücklaufe wieder mit ins Meer hineinführten. Um dies zu verhüten, warteten einige Dorfbewohner am Strande; sobald sie das Boot auf der letzten Woge ankommen sahen, sprangen sie bis an die Brust ins Wasser, ergriffen das Fahrzeug und zogen dasselbe auf das Ufer. Ohne tüchtig durchnäßt zu werden, lief jedoch diese Landung für uns nicht ab.

Wir richteten unsere Schritte sofort nach der Wohnung des Panghoeloekampongs oder Dorfhäuptlings, der, wie immer, am Bazaar wohnte, um uns ein Obdach anweisen zu lassen. Wir fanden dies in einer sogenannten Pandoppo, einem großen Schuppen ohne Thür mit einer vier Fuß hohen Umwandung und ganz aus Bambus hergerichtet. Der Raum über der Umwandung bis zu dem niedrigen Palmdache war offen, um den Luftzug und damit die Kühlung zu befördern. Das ganze Haus bestand eigentlich nur aus einem einzigen großen Zimmer ohne Fußboden; in der Mitte war ein langer Bambustisch und den Wänden entlang waren niedrige Bambusbänke in der Erde befestigt. In dem Hintergrunde befand sich ein enger, abgeschlossener Raum mit einer Bambusthür, welche man zuschieben konnte;

in demselben war eine Schlafstelle oder Balie Balie von gespaltenem Bambus angebracht; sie war so dünn und elastisch, daß man bei der geringsten Bewegung seine Nachbarn im Schlafe störte.

Wir warfen hier unsere durchnäßten Kleider ab und vertauschten sie der Hitze wegen mit einem weiten baumwollenen Beinkleide und einer Kabaie, die einem vorn offenen Kittel ähnlich sieht. Dann nahmen wir ein erquickendes Bad in der Nähe des Dorfes an einem Pantjoerang, aus welchem ein dicker Strahl des klarsten, erfrischenden Gebirgswassers durch eine Röhre der ausgehöhlten Sagopalme aus einer Höhe von neun Fuß herabfiel. Ein ausgesuchtes Frühstück wurde von unseren Dienern auf frischen Pisangblättern aufgetischt. Wir saßen im Schatten der Kokospalmen; man darf das ohne Gefahr, von den herabfallenden überreifen Nüssen empfindlich getroffen zu werden, wenn man die Vorsicht gebraucht, sich nicht dicht an dem Stamme niederzulegen. Wir sahen dem Aufziehen der riesigen Fischnetze zu, von denen jedes durch zehn bis zwölf am Ufer stehende Malayen aufs Land geholt wurde. Das Aufziehen der Netze erforderte ungemeine Kraftanstrengung, und dauerte Stunden lang, da die Netze zwei englische Meilen weit in die Bai hinausgebracht waren, und die Malayen nur mit kleinen, kaum drei Zoll großen Schritten rückwärts Boden gewannen. Sie hatten an einem um den Leib befestigten ledernen Gürtel einen kurzen Strick oder einen ledernen Riemen, den sie mehrmals um das Zugseil der Netze schlugen, und mit den Händen gegen den Leib drückten; sie zogen also nicht mit den Armen, sondern mit dem Rücken, indem sie sich zurückbogen und die Hacken in den Sand stämmten. Auf der Höhe der Düne angekommen, schlugen sie den ledernen Riemen los, und gingen wieder bis ans Meer, um ihn von Neuem wieder umzuschlingen. Lag endlich das Netz in der Nähe des Ufers im flachen Wasser, so sprangen einige Malayen bis an den Hals ins Meer, wo sie schwimmend und Wasser tretend das Garn, welches in einen ungeheuern Sack mit sehr dichten Maschen ausläuft, über der Oberfläche emporhielten, um das Entweichen der Fische zu verhüten.

Der Fang war sehr ergiebig und lieferte bei jedem Zuge viele hundert Pfund Fische, worunter ich mehrere kleine Hammerhaie bemerkte, deren Kopf sich in zwei dicke Seitenfortsätze ausdehnt, an deren stumpfem Ende die Augen stehen, scheibenförmige Rochen mit langen, dünnen Schwänzen, und große Tintenfische. Die letzteren, welche eine Lieblingsspeise der Chinesen sind, schienen für die Fischer einen besondern Werth zu haben, denn sie suchten dieselben aus dem Haufen aus und spülten sie im Meere ab, wobei die Fische durch einen Druck mit der Hand eine schwarze Flüssigkeit von sich gaben, von der sie den Namen haben.

Braune weißköpfige Falken strichen inzwischen in großer Anzahl der Küste entlang, um das Oeffnen der Netze abzuwarten, in die sie ohne alle Furcht vor der versammelten Menge pfeilschnell niederstießen, um sich ihre Beute zu holen, welche sie in die Palmen über uns trugen. In kurzer Zeit schossen wir ein Dutzend solcher Falken herab.

Die Fische wurden sortirt, die Panghoeloekampong oder Dorfhäuptlinge nahmen den ihnen zukommenden Theil, worauf die Eigenthümer und Aufkäufer ihre breitgekrämpten Bambushüte mit einer Last von 40 bis 50 Pfund befrachteten. Sie bedeckten die Fische, um sie gegen die Hitze zu schützen, mit einer dicken Lage breiter Blätter, und machten sich im Laufschritt über das Gebirge hin nach Padang auf den Weg, um dort ihre Waare so frisch wie möglich an den Mann zu bringen.

Eine kleine Sorte von Fischen von der Länge eines kleinen Fingers, von denen man mit Beimischung von chinesischem rothen Reis den in Indien so beliebten Ikan merakh, d. h. rother Fisch, bereitet, wurde im Seesande am Ufer der Bai in ungeheurer Menge zum Trocknen ausgestreut, und verbreitete einen pestilenzialischen Gestank. Eine eigene Erscheinung waren die Dorfziegen, welche zwischen den getrockneten Fischen umherspazierten und dieselben gierig verspeisten.

Wir sahen hier einen greisen Buginesen von der Insel Celebes. Der Mann war durch einen furchtbaren Klawanghieb (Haumesser) in der rechten Seite, der ihn hinderte, gerade zu gehen, verwundet worden und mit Narben bedeckt; er zeigte sich redselig in Folge einiger Gläschen Genever, Sopi, den er sehr zu lieben schien, und unterhielt uns lange mit der Erzählung seiner früheren Heldenthaten. Er rühmte die guten alten Zeiten unter der englischen Herrschaft, wo er den von der Compagnie entlaufenen Soldaten aufgelauert und ihre Köpfe gegen einen hohen Preis an die englische Regierung in Padang abgeliefert habe.

Nachmittags begab ich mich in einen unmittelbar an den Kampong stoßenden Wald von Sagopalmen, um mir die Weise anzusehen, wie die Bewohner von Boengoes die wilden Schweine fangen. Ich fand nach langem Suchen einen mit starken Nibongpfählen abgeschlossenen Platz, der mitten in einem Moraste lag, in den ich bei jedem Schritte tief einsank. Die jungen Schößlinge der Sagopalme wucherten dort so üppig und dicht, daß ich nur mit der größten Anstrengung mich zwischen ihnen hindurcharbeiten konnte. In dem Stalle, der mit einer Thür versehen war, welche halb offen stand, lagen große Stücke der zur Reife gekommenen Sagopalme, und deren Beeren oder Nüsse, welche die Schweine sehr lieben. Diese dringen oft in großer Menge in den Stall ein, und drücken, sich um die Nahrung streitend, mit ihren Leibern die Thür zu, so daß sie nicht entkommen können. Ich fand diese Manier sehr einfach und doch sinnreich ausgedacht.

Gegen vier Uhr schlenderten wir, die Gewehre über der Schulter, ohne Begleitung unserer Diener, welche wir zurückgelassen hatten, um das Abendessen für uns zu bereiten, an dem Ufer der Bai in südlicher Richtung fort und näherten uns dann, durch niedriges Gestrüpp dringend, dem Gebirge, an dessen Fuße ein schmaler Pfad hinlief, dem wir folgten.

Ein Kantjiel oder Zwergreh, das aus dem Gebüsche auf den Weg sprang, von wo es uns verwundert anstarrte, mußte seine Neugier theuer bezahlen, indem ich es mit der Kugel mitten zwischen die Augen traf. — Das nur $1\frac{1}{2}$ Fuß lange und kaum 9 Zoll hohe Kantjiel ist ein reizendes Geschöpf von den zierlichsten Formen. Sein feines Haar ist am Kopfe röthlich fahl, auf dem Rücken rothbraun mit schwarz gemengt, an den Seiten hellbraun, und am Halse und Unterleibe weiß gesprenkelt. Es lebt gewöhnlich an den Gebirgsabhängen im Gebüsch und Allang allang, aber immer nur da, wo es keinen Wassermangel hat. Seine Bewegungen sind ungemein zierlich und leicht, und es kann unglaubliche Sprünge machen. Wenn es lebhaft verfolgt und müde wird, legt es sich im Gebüsch auf die Erde nieder und stellt sich todt, bis die Gefahr vorüber ist. Seine Beinchen sind so dünn, daß man die ausgehöhlten Röhren als Pfeifenspitzen gebraucht. Sein Fleisch ist sehr zart und wohlschmeckend. Das Männchen bekommt kein Gehörn, und es ist lauter Betrug, wenn die Menageriebesitzer, wie dies in Nürnberg der Fall war, das Männchen zeigen, das erst kürzlich abgeworfen haben soll, oder das ausgestopfte Thier mit zierlich nachgemachtem Gehörn sehen lassen, wo es, um das Publicum zu täuschen, an einem hohen Orte zur Schau gestellt ist.

Wiewohl zahlreiche Spuren von Wildschweinen den Weg

bedeckten, und die Erde überall umgewühlt war, auch sich dann und wann ein Geräusch wie von einem im Gebüsch wegeilenden Thiere hören ließ, war doch kein Schwein oder anderes Wild zu sehen. Nur die prächtige Küstentaube, Columba littoralis, welche die Malayen Boerong Rau Rau nennen, mit ihrem silberfarbigen Gefieder, die Pergam mit rothbrauner Brust und grünem Rücken zeigten sich in großen Flügen, während der mächtige Buceros oder Nashornvogel von Truthahngröße mit seinem fußlangen, gelben und mit einem sehr großen an den Enden aufwärts gekrümmten orangenfarbenen und hochrothen Horne versehenen Schnabel seinen rauhen Ruf: Korkak Korkak! aus den höchsten Bäumen hören ließ.

Die Sonne stand schon tief im Westen, ohne daß wir an den Rückweg dachten. Durch die Fruchtlosigkeit unseres Suchens nicht entmuthigt, waren wir inzwischen vom Weg abgerathen und trachteten das sandige Ufer der Bai wieder zu erreichen, in der Hoffnung, dort glücklicher zu sein.

Als wir aus dem Dickicht heraus auf eine Blöße im Walde traten, stand auf 80 Schritt ein Thier von tiefschwarzer Hautfarbe vor uns, das wir für ein kolossales Schwein oder einen jungen Büffel hielten, worauf beinahe à tempo gefeuert wurde. Als jedoch das Thier in wilder Flucht dahin rannte und seine Seite zeigte, entdeckten wir jene graulichweiße scharf abgegrenzte Abzeichnung, die wie eine prächtige Schabracke über dem Rücken des sumatraschen Tapirs liegt und ihm den Namen „Schabracken-Tapir" gegeben hat.

Als die Sonne untergegangen und damit plötzlich die Nacht eingetreten war, welche durch Millionen Sterne erhellt wurde, kamen wir an das Ufer der Bai, an dem wir uns durch den tiefen Sand hinarbeiteten, in der Hoffnung, bald den Kampong Boengoes zu erreichen, von dem wir, in dieser Richtung fortschreitend, nicht mehr weit entfernt sein konnten. Auf einmal fanden wir unsern Weg durch das Meer versperrt, das auf einer tief liegenden Stelle in das Land getreten war. Wir sahen uns nach vergeblichen Versuchen, hier einen Durchgang zu finden, endlich genöthigt, den mit so vieler Mühe zurückgelegten Weg wieder einzuschlagen, um einen andern Ausweg aus dieser Wildniß zu suchen.

Zu unserer Freude stießen wir unerwartet auf einen Eingeborenen, der mit einer Fackel oder Obor sich an das Ufer der Bai begab, um Schildkröten zu fangen, welche des Nachts auf den Strand kriechen, um in dem Seesande ihre Eier abzulegen. Durch die Zusicherung einer reichen Belohnung bewogen wir ihn, uns nach dem Kampong Boengoes zu führen, ja wir würden ihn dazu gezwungen haben, wenn er sich geweigert hätte, unser Wegweiser zu sein.

Wir sahen alsbald ein, daß der von uns längs der Meeresküste verfolgte Weg entweder nicht zu passiren war, oder nicht der nächste nach dem Dorfe sein mußte, denn unser Führer verließ sofort das Gestade und drang in das Gehölz ein, in welchem Eulen, Nachtschwalben, Todtenvögel, Katongs und Cikaden, durch das Fackellicht aufgescheucht, ihre traurigen Rufe und schrilles Geschrei hören ließen, und Tausende von Leuchtkäfern und Feuerfliegen Büsche und Bäume erhellten.

Um ein etwaiges Entweichen unsers Wegweisers zu verhüten, hielten sich zwei von meinen Kameraden dicht an seiner Seite, während ich mit dem Capitän P. ihm auf den Fersen folgte. Eine ziemliche Strecke war der Weg erträglich, da er mitunter über lichtere Stellen im Walde lief und das spärliche Gebüsch unsern Marsch nur wenig aufhielt.

Auf einmal jedoch wurde der Weg sumpfig, und wenn wir auch fühlten, daß wir festen Boden unter uns hatten, und also nicht in einen jener gefährlichen sumatraschen Moräste gerathen waren, so stieg uns das Wasser doch bald bis an die Knie und endlich bis an den Leib. Erdhaufen bei Erdhaufen stachen gleich Grabhügeln aus dem Wasser hervor und machten unsern Marsch sehr beschwerlich, da wir beständig im Zickzack um dieselben herumgehen mußten. Wir begannen unserm Führer hier nicht mehr zu trauen, und ich erklärte ihm daher in seiner Sprache, was sein Loos sein würde, wenn er uns zu mißleiten oder zu entwischen versuchen würde, nachdem er uns erst recht in die Patsche gebracht hätte, und holte zur bessern Verständlichkeit meiner Worte die Hähne an meinem Gewehre über, welche Drohung meine Kameraden mit einem gleichen Knacken beantworteten. Der arme Teufel betheuerte jedoch seinen guten Willen und beschwor bei Allah und seinem Propheten, daß er nichts Böses im Schilde führe und dieser Weg uns nach dem Kampong Boengoes bringen werde. Er versicherte, daß wir uns nicht in einem Moraste befänden, sondern an einer Stelle, wo vor vielen Jahren ein Dorf gestanden hätte, das ins Meer versunken sei. Die unzähligen Erdhaufen, zwischen denen wir umherirrten, wären durch Landkrabben aufgeworfen, denn das Terrain, worüber das Meer jetzt fußhoch getreten sei, liege zur Zeit der Ebbe beinahe trocken. Wenngleich wir seinen heiligen Betheuerungen einigen Glauben schenkten, so blieben wir dennoch auf unserer Hut, weil der Malaye falsch und hinterlistig ist und den Europäer haßt.

Nach einem langen, ermüdenden Marsche durch das tiefe Wasser nahm dasselbe allmälig ab, wir erreichten endlich den trockenen Boden und mit ihm einen Fußweg im Hochwalde, den wir eben eingeschlagen hatten, als wir ein weit hinschallendes Hoho hörten und den Wald von einem hellen Feuerscheine erleuchtet sahen, der von einem Haufen Sumatranen herrührte, welche der Panghoeloekampong von Boengoes, über unser langes Ausbleiben in die größte Unruhe versetzt, mit Fackeln ausgeschickt hatte, um uns aufzusuchen.

Wir zogen nun, herzlich froh, aus unserer gefährlichen Lage erlöst zu sein, wie im Triumph in Boengoes ein, nachdem wir unserm Führer seinen durch unser Abenteuer mißglückten Schildkrötenfang reichlich vergütet hatten, wenngleich der Lohn nur in einigen Wischen Papiergeld bestand, die er, ohne ein Mißtrauen in unsere Ehrlichkeit zu verrathen, dankend zwischen dem Gürtel und bloßen Leibe verbarg.

Es war bereits zehn Uhr, als wir in unser Quartier kamen, wo der Dorfhäuptling uns bewillkommnete und uns Vorwürfe machte, daß wir, der Gegend unkundig, uns noch gegen Abend in den Wald gewagt hätten, in welchem es von Raubthieren wimmelte.

Von der Strapaze ermüdet, suchten wir unsern Schlafplatz auf. In dem offenen Raume der uns zum Obdach angewiesenen Pandoppo hatten sich zu unserer Sicherheit mehrere Eingeborene um ein dicken Rauch verbreitendes Feuer gelagert, um die Myriaden von Muskiten zu vertreiben. Es würde uns trotz des unangenehmen, harten Lagers gewiß bald gelungen sein, den Schlaf zu finden, wenn der entsetzliche Qualm uns nicht gezwungen hätte, wiederholt unsern Schlafraum zu verlassen und aus der Pandoppo zu eilen, um dem Ersticken zu entgehen.

Als gegen zwei Uhr der Mond aufgegangen war, verließen wir, mit unseren Gewehren bewaffnet, die Pandoppo, und postirten uns hinter den Kokospalmen in der Nähe des Meeres, um den wilden Schweinen aufzulauern, die sich in Menge am Ufer zeigten, an dem sie den durch die Brandung ausgeworfenen Schalthieren und von den Dorfbewohnern zum Trocknen ausgestreuten Fischen nachgingen, die dem Fleische der sogenannten Strandschweine einen so übeln Geschmack beigeben.

Wennschon wir unbeweglich auf unseren Posten blieben, so wollte es uns doch nicht glücken, ein Schwein auf Schuß-

weite zu bekommen. Des langen Wartens überdrüssig, ging ich in den Kampong, wo ich unter verschiedenen Hütten, die zwei Ellen hoch über der Erde standen, Schweine entdeckte, welche den durch die Ritzen in der Bambusflur hindurchgefallenen Reis aufsuchten, trotz des in den Hütten brennenden Lichtes, welches andeutete, daß die fleißige Hausfrau schon aufgestanden war, um für die Familie das Essen zu bereiten. Ich stellte mich hier in der Nähe an, den Augenblick erwartend, wo ein Schwein unter den Hütten hervorkommen würde. Endlich passirte mir eins auf wenige Schritte; ich feuerte, und mit einem lauten Schrei brach es zusammen. Meine Kameraden waren nicht so glücklich gewesen; sie hatten in ihrer Ungeduld endlich auf weite Entfernung hin zu schießen angefangen und natürlich nichts getroffen. Einer von ihnen hatte sich beim Laden in dem Papiere vergriffen und mit fünf Kugeln zugleich fünf Papiergulden verschossen, in die er die Kugeln gewickelt hatte.

Mit Tagesanbruch befanden sich drei von meinen Freunden durch die Strapaze des vorigen Tages und die schlaflose Nacht so ermüdet, daß sie die über Land beabsichtigte Rückkehr nach Padang aufgaben. Ich entschied mich mit dem Lieutenant v. K. für die Fußtour über das Gebirge, weil die Fahrt über See langwierig war, und man viel von der Hitze zu leiden hatte.

Nachdem wir uns gehörig gestärkt und unsere Taschen und Flaschen aus dem Vorrath in dem Boote reichlich gefüllt hatten, traten wir in Begleitung unserer Bedienten den Marsch an, auf dem wir anfänglich die müden Beine etwas nachzogen; wir wußten jedoch aus Erfahrung, daß es mit dem Gehen rasch besser werden und die Steifheit mit jedem Schritte sich mehr und mehr verlieren würde.

Wir mußten eine halbe Stunde von Boengoes einen kleinen Fluß durchwaten, in dem uns das Wasser bis an die Brust stieg. Kaum reichte mir dasselbe bis an den Leib, als ich ein heftiges Brennen und Stechen fühlte und damit die unangenehme Entdeckung machte, daß ich mich am Tage vorher arg wund gegangen hatte. Ich verwünschte die Fußtour und hätte viel darum gegeben, wenn ich mich bequem in unser Boot hätte niederlegen können.

Was ich auf diesem Marsche, von dem ich mir so viel Vergnügen versprochen hatte, da der Weg durch romantische, mir noch unbekannte und wildreiche Gegenden führte, ausgestanden habe, läßt sich mit Worten nicht sagen. Ich sah anfangs nichts von den mich umringenden Schönheiten der Natur, und unbekümmert um das Wild, welches sich zahlreich zeigte, und um die Bitten der Dorfbewohner, ihnen doch die schädlichen Wildschweine in den Reisfeldern wegzuschießen — Timbakh karbo pendek — schleppte ich mich verdrießlich, und bei jedem Schritte die Schmerzen verbeißend, durch die lachenden Fluren dem steilen Gebirgszuge zu.

Auf dem Gipfel eines wohl 800 Fuß hohen weit ins Meer vorspringenden Felsens legten wir uns nieder, um uns zu erholen und für den weitern Marsch zu stärken. Das Auge schweifte von da über das spiegelglatte, tiefblaue Meer, das den Felsen tief unter uns peitschte, über zahlreiche, dicht bewaldete Inseln und Inselchen, und längs der malerisch schönen Westküste, an der ich seufzend unser Boot wie ein kleines Stippchen dahingleiten sah. Eine Menge Fischernachen mit ihren weißen Segelchen glichen am fernen Horizonte über den Wellen dahinschwebenden Möven. Vor mir lag die Rhede von Padang zwischen den Inseln Peoloe Pisang Bezaar und Poeloe Pisang Ketjiel mit ihren vor Anker liegenden Kriegsschiffen und Kauffahrern, während rechts von mir der Vulcan Talang, und vor mir der Merapi ungeheure Rauchsäulen emportrieb, welche sich gegen den azurblauen Himmel weiß abzeichneten und in der ruhigen Luft unbeweglich standen. Der Rundblick war so großartig schön, daß ich meine Schmerzen vergaß, und es mir schwer fiel, mich von dieser Stelle loszureißen, da ich bei meinem baldigen Abgange nach der Insel Java nicht hoffen durfte, noch einmal diesen Ort zu besuchen.

Wir drangen immer tiefer und höher in einen Nebenzweig des Gebirges ein, das, die Insel in nördlicher Richtung durchschneidend, die Wasserscheidung auf der Küste bildet. Die Wälder des Hügellandes waren feucht und dicht, die der höheren Regionen felsig, offen und frei von Unterholz, durch welche das Wild sich mit der größten Leichtigkeit einen Weg bahnt. Nur an dem nördlichen steilen Abhange wurde der Wald wieder undurchdringlich, wo ein wohlausgetretener Pfad, der durch den beständigen Lauf des immer denselben Weg nehmenden Rhinoceros in das Gestein eingegraben war, den felsigen Berg hinabführte. Wir stiegen hier in die mit freundlichen Dörfern, Kokoshainen, Obstbäumen und üppigen Saatfeldern geschmückte Ebene hinab, wateten bei Weekom, dem Landgute des Gouverneurs der Westküste von Sumatra, durch die Arrow und langten gegen Abend in Padang an, wo ich beim Auskleiden entdeckte, daß das Blut mir bis in die Strümpfe gelaufen war. Ich ließ sofort eine Doekom — weiblichen Doctor — holen, um mich zu pitjatten, eine Manipulation, von der ich ein andermal sprechen werde, nahm darauf ein Bad, wusch mir die müden Glieder mit Franzbranntwein und war am andern Morgen nach einem erquickenden Schlafe wie neugeboren.

Lambrecht.

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Dritte Abtheilung*).

Da war der älteste unter den Mainoat, zugleich aus dem edelsten Geschlechte, mit Namen Dirkui, vollbärtig, von weißer oder nur sehr mäßig bronzirter Hautfarbe; Derdekore, ein Mann in erster Mannesblüthe, der sich ebenfalls des unter diesen Völkern so seltenen Schmuckes eines respectabeln Bartes erfreute, nur wenig dunkler war, als Dirkui, die unteren Gesichtspartien etwas vorstehend und dicke Lippen hatte, und der sich mit seinem unaufhörlichen Redeflusse sehr bald der Wortführung bemächtigte; Gordoi oder Gordemi, auch Konki

*) Vergleiche S. 330 ff. Die zweite Abtheilung von Dr. Nachtigal's Bericht schloß mit der Ankunft einer Anzahl verhungerter Mainoat im Enneri Zuar ab, welche ihn um eine warme Abendmahlzeit baten. Im Januar ist uns die obige dritte Abtheilung der Reiseschilderungen zugekommen. Red.

oder Khoukhi (der Kleine) genannt, Neffe Arami's von brüderlicher Seite, klein, zart (die beiden Erstgenannten waren von anständiger Mittelgröße), mit kleinem, verschmitztem und verkniffenem Gesichte, etwas dunkler gefärbt, als die Vorgenannten, doch bei weitem nicht schwarz, und endlich Keidomi, mit langem, regelmäßigem Gesichte, ruhig, ernst, schweigsam und von schwarzer Hautfarbe; er überragte die Uebrigen durch seine stolze Gestalt, welche die Mittelgröße überstieg. Alle Uebrigen waren Untergebene, Parteigenossen und Arme, welche in der dunkeln Hoffnung, Etwas zu gewinnen, die Mainoat begleiteten. Wenn Niemand von der Versammlung wohlgenährt und wohlgekleidet genannt zu werden verdiente, so waren diese in einem so jammervollen Zustande gänzlicher Fettlosigkeit und der Kleidung so bar, daß sie sich dem öffentlichen Mitleide besonders kennzeichneten. Sie waren, wie ihre Herren und Gönner, schwarz oder dunkel gehäutet in verschiedenen Nüancen; doch vergeblich schaute ich nach Individuen umher, welche mir die Gesichtszüge der Bewohner von Bornu dargestellt hätten. Nirgends entdeckte ich die hervorstehenden Backenknochen, die weiten, nach vorn gerichteten Löcher der stumpfen, flachrückigen Nase, die aufgeworfenen Lippen, die man sich in der Heimath als allgemein charakteristisch für die Neger zu betrachten gewöhnt hat. Trotzdem die Tibbu rüstige Bergsteiger und vielleicht die gewandtesten Läufer von der Welt sind, blieben ihre Waden auf der mangelhaften Stufe der Entwickelung, welche ebenfalls so vielen Negervölkern eigenthümlich ist, und welche um so schärfer hervortritt, je geringern Fettgehaltes sich das Unterhautzellgewebe erfreut.

Alle hockten in weitem Bogen in der Nähe meines Zeltes gruppirt nieder, die Lanze, die Wurfspieße und den Schangormangor aufrecht in der Hand haltend, den langen, breiten Dolch am Handgelenke befestigt, und begannen gewohnheitsgemäß das Killahani, Ikilla und die übrigen Begrüßungsformeln, in die ich nur mit mäßiger Energie und noch geringerer Kenntniß einstimmen konnte. Von mir begaben sie sich zu meinen Leuten und stellten diesen mit einer Festigkeit, welche keine Ablehnung zuläßt, das Ansinnen, ihnen den lang entbehrten Genuß eines warmen Abendessens zu Theil werden zu lassen. Ich stimmte dieser bescheidenen Bitte mit großer Bereitwilligkeit zu, da ich in dem Augenblicke noch glaubte, daß meine Mohamsa den einzigen Gegenstand ihrer Begehrlichkeit bildete. Mit finsteren Blicken sahen Ali und Saad den kostbaren Stoff in den hungrigen Mündern dieser „Edlen" verschwinden; und in der That konnte ein derartiger Angriff auf unsere Provision im Wiederholungsfalle verderblich werden. Denn wer bewies mir, daß die Sage, welche Bardai mit Datteln und Getreidemehl reichlich ausrüstete, nicht eine trügerische Erfindung war, wie das reichliche Kameelfutter, das wir jenseits des Tummo finden sollten? Und wenn ich überhaupt verhindert würde, nach Bardai zu gehen? Hier auf dieser Seite der Berge gab es sicherlich nichts, so viel hatte ich schon gesehen, und die Gutmüthigkeit keines redlichen Tibbu ging ohne Zweifel so weit, mir für die aufgezehrten Mengen gegen Geld Ersatz von Mehl zu verschaffen. Doch was half es: jedenfalls hoffte ich sie mir verpflichtet zu haben und so von ihrer Seite auf keinen Widerstand gegen mein Project zu stoßen, sofort gegen Süden zum Enneri Marmar, Krema und vielleicht Dummer (Dirkemania heißen die Bewohner der Gegend des Enneri Dummer und sind nur halb als Tibbu Reschade zu betrachten) aufzubrechen.

Am nächsten Morgen vor Tagesanbruch traten sie schon wieder an, um ihre lobenswerthen Bestrebungen, ihre gesammten Ernährungsverhältnisse etwas auf den Damm zu bringen, von Neuem zu beginnen. Mohammed-el-Gatroni, der den Mundvorrath administrirte, aber die bedenkliche Eigenschaft hat, für seine Person wenig zu bedürfen, und gern und viel Anderen mitzutheilen (wie er denn im Allgemeinen ein sehr edler Charakter ist, dessen Herz wirklicher Feindschaft nur den Tibbu gegenüber fähig ist), griff bedenklich tief in unsere Eßverhältnisse ein und atzte die zehn oder zwölf ausgehungerten Organismen zum zweiten Male. Erst als sie den Verdauungsproceß begonnen hatten, gaben sie sich, wahrscheinlich zur Förderung des letztern, der angenehmen Aufregung anderer Reclamationen hin und erkundigten sich in höchst natürlicher und selbstverständlicher Weise nach ihrem „Rechte" oder „dem Rechte des Flusses". Jetzt begann der Wortkampf, dauerte von Sonnenaufgang bis zur Zeit der Asa ($1^1/_2$ Stunden nach Sonnenuntergang) und endigte natürlich mit meiner Niederlage. Die feindliche Partei verließ sofort das friedliche Terrain gemeinsamer culinarischer Bestrebungen, und zog sich in ein Bosket von Skak, Sträuchern, die hier, wie ich glaube erwähnt zu haben, zum ersten Male auftreten, zurück. Diese Retraite ist charakteristisch für die Tibbusitten. Machen sich in einer großen Versammlung verschiedene Meinungen geltend, so bilden sich eben so viele verschiedene Gruppen, die sich von den übrigen außer Hörweite zurückziehen. Die Gruppen selbst werden von den Einzelnen verlassen, die Einen oder den Andern bei Seite führen, um ihn ganz der eigenen Meinung zuzuwenden. Selbst Familienräthe werden in dieser Weise abgehalten, wenn auch nichts Geheimes vorliegt. Das Princip der Isolirung kennzeichnet ja diese Leute im Allgemeinen. Auf der Reise fürchtet sich Jeder, einem Landsmanne zu begegnen, in der Heimath baut er seine kunstlose Hütte so weit als möglich vom Nachbar auf. Der versteckte, lügenhafte Charakter der Tibbu erzeugt diese Sitten. Meine Advocaten waren Galma, der Sohn des frühern Sultans Selemma, Byrsa, Neffe Arami's, und stellenweise Bu Zid, der Merabet. Die gänzliche Unzulänglichkeit des Edlen Kolokomi erhellte hier zum ersten Male auf das Klarste. Man schob ihn, ohne ein Wort zu verlieren, einfach bei Seite, und von Stunde an ward er im Rathe des Volkes oder der Edlen nicht mehr gehört. Anerbietungen von kleinen vorläufigen Geschenken wurden gemacht und zurückgewiesen; andere discutirt, angenommen, ausgeführt und annullirt; gänzliche Vereinigung versucht, doch aufgegeben, da sie sicherlich den Abfall Kolokomi's, Byrsa's und Bu Zid's zur Folge gehabt hätte. Das Schlimmste war schon, daß sie durch irgend eine Indiscretion Kenntniß von den Summen hatten, welche Kolokomi und Bu Zid erhalten sollten. Wenn ein Mann ohne alles Ansehen, wie der Erstere, 80 Thaler erhalten sollte, wie viel konnte ein Mainoat von ganz anderm Werthe und Ansehen verlangen? Dies gab dann Anlaß zur Discutirung meiner Motive für diese Reise. Bisher war kein Christ in ihr Land gedrungen, und sie wollten keinen. Denn wer so viel Geld opfere, müsse nothwendigerweise schlechte, gewinnsüchtige Pläne haben. Bloß ihre Berge und Flüsse zu sehen, sei keiner dieser Europäer, die Alles wüßten und könnten, dumm genug, sich unter ein so verrufenes Volk, als sie selbst seien, zu wagen.

Die Meisten waren der Ansicht, daß ich der Therme, Namens Yerike, welche auf dem östlichen Abhange der Centralkette liegt, wegen gekommen sei, und daß diese wahrscheinlich Gold enthalte. In jedem Falle habe ich die Absicht, jetzt den Weg zu erkunden und später meine Landsleute in ihre friedlichen Gefilde zu führen, um sie selbst aus ihren väterlichen Thälern zu vertreiben.

Vergebens bot Mohammed-el-Gatroni, der von ihnen als Tibbu betrachtet wird, seine ganze Beredtsamkeit auf, um ihnen die Harmlosigkeit meiner Pläne zu erklären, vergebens schwatzte Galma mit großer Fertigkeit den ganzen Tag: von der Frevelhaftigkeit meines Beginnens waren und blieben

Alle überzeugt. Um so größer erschien ihnen aber der Verrath Kolokomi's und Bu Zid's, die für schnödes Geld ihr Vaterland verrathen und verkauft hätten.

Alle Gründe schlug der Sprecher der feindlichen Partei, Derdekore, siegreich nieder. Ich habe in der That nie eine solche Fertigkeit im Räsonniren beobachtet, dessen wirklichen Werth ich freilich nicht immer in der Hitze des Gefechtes constatiren konnte. Wenn er nichts weiter zu sagen wußte, so spielte er die Discussion auf ein fremdes Gebiet, verwirrte so die Köpfe seiner Hörer und entriß ihnen leicht ihre Zustimmung. Während ich behauptete, die Geschenke, welche ich für sie mitgebracht hätte, in die Hände des Sultans deponiren zu müssen, der besser wisse als ich, wem sie zukämen, beanspruchten sie dieselben augenblicklich, da der Sultan in Bardai sei und außerdem Alles für sich behalten würde. Der Mangel an Respect, mit dem sie bei dieser Gelegenheit ihren Sultan behandelten, erfüllte mich nicht gerade mit besonderm Vertrauen auf den Schutz, den ich von diesem Würdenträger erwartete.

Wenn sich auch zwei der fünf anwesenden Mainoat, nämlich Gordoi und Galma, bereit erklärt hatten, mir nach Bardai zum Sultan zu folgen und dort ihr „Recht" in Empfang zu nehmen, so trug doch die Majorität der drei übrigen den Sieg davon, und die Hälfte meiner Habe verschwand.

Der unermüdliche Sprecher Derdekore nahm seinen Antheil am Raube in Cham in Empfang und vertheilte ihn unter seine Anhänger. Ehrgeiz war das Motiv zu dieser edelmüthigen Uneigennützigkeit; man sagte, er sei eifersüchtig auf das Ansehen Arami's und suche eine ebenso hervorragende Stellung zu erlangen.

Während dem hatten die Erpresser durchaus nicht vergessen, ihre Aufmerksamkeit meiner Mohamsa zuzuwenden, und es war ihnen gelungen, während dieser anderthalb Tage eine Lücke in meinen Vorräthen zu machen, wie unsere alleinigen Anstrengungen sie nicht während einer Woche hervorzubringen im Stande waren. Als sie sich zur Abreise rüsteten, versicherten sie mich übrigens ihrer Freundschaft und, wenn ich ihre Wohnsitze besuchen würde, ihres Beistandes und ihrer Hülfe.

Im Vertrauen darauf beschloß ich, schon am nächsten Morgen meinen Weg fortzusetzen, schickte Kameele und Leute nach Teo zurück und nahm nur Mohammed-el-Gatroni, Saad und Byrsa und ein Kameel mit mir. In den Letztern hatte ich angefangen ein großes Vertrauen zu setzen. Seine Bescheidenheit (er hatte außer dem ausbedungenen Lohne niemals um etwas gebeten), seine Unermüdlichkeit und sein gesunder Menschenverstand hatten mich für ihn eingenommen, und ich glaubte, in ihm eine glänzende Ausnahme von seinen Landsleuten gefunden zu haben.

Am 17. Juli, Sonnabends Morgens, betraten wir durch den Kai (Mund) den Theil des Enneri Zuar, der innerhalb des Gebirges verläuft. 100 bis 150 Fuß hohe Sandsteinfelsen engen anfangs den Fluß bis auf circa 50 Schritt ein, zu ihren Füßen einen schmalen Vegetationssaum von Suak und Tintasia habend. Nach einem Marsche von einer Stunde war dieser enge Sandsteinpaß zu Ende, und das Flußthal erbreitet sich zu einem weiten Kessel, der durch die Einmündung verschiedener Nebenflußthäler zu Stande kommt. Von Nordwesten kommt Enneri Tarde, von Südwesten Enneri Garkoi und von Nordosten Enneri Meser. Die Mitte des Kessels wird von einer Berggruppe occupirt, deren hervorragendster Theil der Emi Beser ist, dessen Höhe nahezu 300 Fuß beträgt. Da wir zu seinen Füßen die Tageshitze verbrachten, so nahm ich die Gelegenheit wahr, ihn zu besteigen, um einen Einblick in die Anordnung der Bergketten und Felsgruppen zu gewinnen. Doch theils war der Berg zu diesem Endzwecke nicht hoch genug, theils war die Vertheilung der Berge und Ketten eine so wirre, ungeordnete, daß es mir nicht gelang, ein schematisches Bild davon zu entwerfen. Bergketten und Höhenzüge verliefen in jeder Richtung, isolirte Berge und Felsgruppen erblickte man überall: doch vergebens suchte das Auge die centrale Kette, welche bis Tao so ununterbrochen südlich läuft. Dieselbe löst sich entweder südlich von diesem Punkte in die wilde Gebirgslandschaft auf, welche die Ufer des Enneri Zuar und Marmar charakterisirt, oder wendet sich ganz ostsüdöstlich, so daß sie von unserm Punkte nicht constatirt werden konnte.

Der Fluß verläuft hier unter, oder vielmehr seine Richtung gegen den Ursprung hin ist, 105 bis 110 Grad O.S.O., und bleibt so bis zum Anfange, der noch mehrere Tagereisen entfernt ist. Es ist ein stolzes Flußthal, das einzige, das ich um seiner selbst willen mit Vergnügen besucht habe. An vielen Stellen fast einen Kilometer breit; eingefaßt von Bergen, imposant in ihrer pittoresken Wildheit, in ihrer Massenhaftigkeit und in ihrer ernsten, dunkeln Färbung; mit reicher, mannichfaltiger Vegetation, die durch ihr heiteres Grün einen freundlichen Contrast mit den schwarzen Felsen bildet; und in ihrer seltenen Weise mit Thieren belebt: macht es einen ebenso freundlichen als imponirenden Eindruck und erfrischt das Gemüth nach der ertödtenden Monotonie der nackten, schwarzen Felsen und der ewigen Talha durch seine Mannichfaltigkeit. Wenn die Einbildungskraft noch die rauschenden Gewässer hinzufügt, welche alle paar Jahre einmal den Bäumen und Sträuchern des Thales Verderben drohen, so sucht dieses Bild seines Gleichen an Großartigkeit.

Fast alle Bäume und Sträucher haben ein besonderes Grün: das frische, kräftige der Talha, das helle, saftige des Suak, das gelbliche der Kussomo, das fahle, todte des Arkena und das volle des Tintafia sind eben so viele Schattirungen dieser Farbe. Dazu ist der Boden bedeckt mit Gräsern (Büschelgras, Knotengras u. s. w.), die, wenn auch etwas vertrocknet, doch den Reichthum an Färbungen noch vermehren.

Die ganze Natur ist lebendiger geworden. Während früher nur Aasgeier und Raben als Repräsentanten der Thierwelt auftraten, enthielt jede Talha wenigstens ein Dutzend jener an einem dünnen Faden aufgehängten Vogelnester, die ihr niedlicher Urheber so kunstvoll verfertigt. Zwischen den Bäumen und Sträuchern erblickte man von Zeit zu Zeit Gazellenherden und Antilopen (Ariel), seltener das wilde Rind, wie die Araber die Antilope Bubalis nennen, Beggaa-el-vachsi. Ich gestehe zu unserer Schande, daß es uns nicht gelang, ein einziges Exemplar dieser zahlreich vertretenen Geschöpfe zu erlegen, obgleich meinem norddeutschen Magen Fleischnahrung sehr willkommen gewesen sein würde. Die Tibbu erjagen sie vermittelst der Windhunde, deren sie jedoch im Ganzen nur wenige besitzen, und suchen sie in Fallen zu fangen. Begreiflicherweise richten sie keine großen Verheerungen unter denselben an. — Auf den Felsen und Bäumen klettert dazu mit der bekannten Geschicklichkeit seiner Natur ein großer schwarzer Affe herum. Derselbe ist, wie gesagt, schwarz, mit lichter Färbung unter Brust und Bauch, sehr groß (aufgerichtet hat er die Größe eines Menschen), hat ein Schwanzrudiment und ist wegen seiner Stärke gefürchtet. Er lebt nicht in großen Trupps, sondern ich sah ihrer stets nur einige beisammen, oft dem Anscheine nach die Glieder einer Familie. Die Tibbu machen ihm keinen Krieg, zunächst weil er stark ist und sie der Feuerwaffen entbehren, dann aber auch, weil seine Menschenähnlichkeit sie mit einem Aberglauben erfüllt, der sie abhält, ihn zu tödten oder gefangen im Hause zu halten. Mit Vorliebe klettert das Thier in den Talhabäumen herum, was trotz seiner Geschicklichkeit staunenerregend ist, wenn man die unglaubliche Menge von

Stacheln, welche oft eine Länge von 3 Zoll erreichen und spitz, scharf, unnachgiebig sind, in Betracht zieht.

Die Existenz von Mensch und Thier in diesem Flußthal ist erleichtert durch zahlreiche natürliche Wasserbehälter, deren Inhalt jahrelang vorhält. Doch der Boden ist trocken, sandig, wenig geeignet zur Cultur von Getreide, die allerdings auch niemals versucht worden ist. Die Dumpalme ist, wie in allen anderen Flußthälern (mit Ausnahme des Enneri Abo), so auch hier sehr selten. Doch der Ausfall, der dadurch in ihren Subsistenzmitteln zu Stande kommt, wird gedeckt durch die Beeren des Saak, die frisch gegessen süß und saftig sind, später, an den Sträuchern überreif werdend und eintrocknend, einen scharfen Geschmack annehmen, der an Intensität wohl dem des Pfeffers gleichkommt. Doch sind sie natürlich eben so wenig, vielleicht noch weniger geeignet, das Leben eines Menschen zu fristen.

Doch setzen wir unsern Weg, dem Flußthale stromaufwärts folgend, fort. Nach Mittag brachen wir vom Emi Beser wieder auf und zogen langsam in der anmuthigen Umgebung weiter. Gegen 4 Uhr kam aus Nordost ein erfrischender Regen, der uns in den Schutz eines Arkeno trieb, dessen eng verflochtene Zweige fast keinen Tropfen durchlassen, und uns fast eine Stunde zurückhielt. Gegen 5 Uhr passirten wir die Mündung des Enneri Tigri, Flußthal, das von Norden kommt, dann die des Enneri Zug, von Süden kommend, und diesem schräg gegenüber, auf der nördlichen Seite, des Enneri Sudrum. Darauf verengt sich das Thal von Neuem durch die einzwängenden Sandsteinfelsen, um sich nach einer kleinen Stunde von Neuem zur frühern Ausdehnung zu erbreiten. Um 7 Uhr verließen wir diesen Engpaß, nahmen in einer nahegelegenen Cisterne, in deren Nähe der Sultan früher seinen Wohnsitz hatte, Wasser ein und lagerten bald darauf. Es war nur die Anmuth des Thales und das Gefühl der Freiheit, das mich so recht con amore diesen Weg machen ließ, andernfalls hätten wir den Wohnort der Räuber, die jetzige, eigentliche Residenz des Sultans, in einem guten halben Tage erreichen müssen. Doch welch herrliches Gefühl war es, einmal der Bevormundung des Merabet Bu Zid und des Edlen Kolokomi für einige Tage überhoben zu sein!

Am nächsten Morgen besichtigten wir noch einige große Reservoirs, in denen die Natur das kostbare Element aufbewahrte, ohne das dieses Land unbewohnbar sein würde, und trafen an einem derselben einen Tibbu aus Kauar, der Schaudergeschichten von den Bulgeda erzählte, denen er, von Borgu kommend, nur mit genauer Noth entwischt war. Er behauptete, die genannten Räuber seien auf dem Wege nach Tibesti, um die Enneri Marmar, Zuar und vielleicht Tao auszuplündern, und er reise deshalb Tag und Nacht, so weit es die Kräfte seines Kameeles erlaubten. Obgleich wir allerdings von Tao ab schon mit Prophezeiungen einer Ghasia der Bulgeda hinlänglich versehen waren, so hatte ich ihnen doch keinen großen Werth beigelegt, weil meine ganze Begleitung der Excursion friedlich gesinnt war. Kolokomi und Bu Zid fürchteten sich vor ihren Landsleuten als des Verbrechens angeklagt, einen Christen in das Land eingeführt zu haben, und meine Leute fürchteten, entweder durch Hunger oder durch die verrätherischen Tibbu umzukommen.

Aus allen Erdtheilen.

Ein Bericht aus dem Lande der Lotophagen.

Wir Alle wissen, daß der vielgewandte Odysseus beim Vorgebirge Malea einen schweren Sturm erlebte und daß der Nord ihn völlig aus seiner Bahn verschlug.

„Jetzt neun Tage hindurch, von feindlichen Winden geschleudert,
Wogt' ich im wimmelnden Meere dahin; am zehnten gelangt' ich
Hin, wo Lotophagen die blumige Speise genießen."

Dort stiegen seine Leute aus, um Wasser zu schöpfen; zwei Männer und ein Herold sollten erforschen, „was für Leute daselbst von der Frucht des Gefildes genössen".

„Diese gelangten sofort zu den lotophagischen Männern,
Aber die Lotophagen bereiteten unseren Freunden
Keinerlei Noth und gaben vom Lotos ihnen zu kosten.
Wer nun immer von ihnen des Lotos liebliche Frucht aß
Dachte der Botschaft nimmer hinfort und nimmer der Heimkehr;
Nein, sie verlangten daselbst in der Lotophagen Gesellschaft
Lotos pflückend zu bleiben und ganz zu vergessen der Heimkehr."

Aber Odysseus bringt sie auf das Schiff zurück und bindet sie fest. — Man verlegt bekanntlich dieses Land der Lotophagen an die Nordküste Libyens, an die kleine Syrte in der Regentschaft Tunis, etwa unter dem 34. Grad nördlicher Breite, da wo das Meer südlich von Sfax (Sfaguß) und der Insel Cercina im Norden, nach Süden hin bis Kabes (Quabiß) und dem gegenüberliegenden Eilande Meninx (Dscherba) tief ins Land eindringt. Diese classische Gegend ist jüngst von Baron Heinrich v. Maltzan speciell erforscht und anmuthig beschrieben worden. Wir finden eine Schilderung der Lotophagenregion in dem eben erschienenen Werke: „Reisen in den Regentschaften Tunis und Tripolis" (Leipzig, Dyk, 3 Bände) auf das wir demnächst näher zurückkommen werden. Der Reisende fuhr in einem maltesischen Kutter an der Küste hin und landete an den verschiedenen Punkten, welche Interesse für ihn hatten. So kam er auch an die kleine Syrte, von deren Gestade er folgende Schilderung giebt.

„Die kleine Syrte und ihre Ufer gehören unzweifelhaft einem der glücklichsten Winkel des Erdballs an. Wenigstens hat die Natur hier Alles gethan, um dem Menschen Wohlsein und Genuß zu verleihen. Ein überaus mildes, nur selten durch Regengüsse getrübtes Klima, ein meist ruhiges, für kleine Fahrzeuge höchst angenehm zu befahrendes Meer, ein fast fabelhafter Fischreichthum, ein lieblicher Palmenstrand mit duftenden Oasen, in denen Orangen, Citronen und süße Bananen in Hülle und Fülle gedeihen, dies Alles macht Meer und Strand der kleinen Syrte zu einem Juwel in dem Lockenschmuck der Mutter Erde. Nicht umsonst hat Homer in diese Gegend die Insel der Lotophagen verlegt, in welcher der Einheimische das süßeste Dasein genoß, und der Fremde sich so glücklich fühlte, daß er seiner Heimath vergaß und nur begehrte, hier ewig bleiben zu können.

Kein Sturm trübte die sanften Fluthen, nur ein leichter Nordostwind trieb uns, in der günstigsten Richtung, gerade auf die Palmenoase von Qâbiß (Kabes) zu. Obgleich Qâbiß einen Hafen, das heißt eine Flussesmündung, in welche kleinere Schiffe einlaufen können, besitzt, so erwies sich doch dieser selbst für unsern kleinen Kutter zu seicht. Letzterer mußte vielmehr in einiger Entfernung von der Küste vor Anker gehen, während ich mich nach dem Oasenstrand hinrudern ließ. Es war ein entzückender Anblick, welcher sich mir auf dieser kurzen Ueberfahrt bot. Ich glaubte mich unwillkürlich in die Nähe einer

der tropischen Inseln im indischen Ocean versetzt, so sehr glich der Pflanzenwuchs jener üppigen Vegetation, welche sonst dem sandigen und wasserarmen Nordafrika so ganz fremd ist. Der Wald hochstämmiger schlanker Palmen war hier in seiner näher am Erdboden haftenden Schicht mit einem Heer der üppigsten Sträuche und Bäume ausgefüllt, so daß die mastbaumartigen Stämme nur selten sichtbar wurden und die zierlichen Federkronen aus einem grünen Laubmeer hervor zu wachsen schienen. Orangen-, Mandel- und Lotospflanzungen füllten diese niedere Region, aber alle schienen zu einem Ganzen vereinigt durch die dichtbelaubten Weinranken, welche sich von einem Baume zum andern schlangen und sogar sich hinauf bis zu den achtzig Fuß hohen Palmenkronen wanden, ähnlich den Lianen eines Tropenwaldes. Noch in keinem Lande hatte ich Rebenguirlanden eine solche Ausdehnung, eine solche Höhe erreichen sehen. Es schien gleichsam eine andere Pflanze, irgend ein üppiges tropisches Gewächs und nicht mehr die uns gewohnte Weinrebe. Dazwischen wucherten auch andere Schlingpflanzen, z. B. die schöne Boralea bituminosa, welche mit ihren himmelblauen Blüthenknöpfen die verschiedenen Schattirungen, das Grün des Orangenlaubes, der Lotosstaude, der Mandeln, das Schwarz der Johannisbrotbäume lieblich unterbrach. Im Anblick dieser Naturschönheiten schwelgend, wurde ich ans Ufer getragen.

Außer den Palmen, Orangen-, Citronen-, Johannisbrot-, Maulbeer- und Mandelbäumen wächst hier auch jene historisch-mythologische Pflanze, deren botanischer Name Rhamnus lotus Denjenigen Recht zu geben scheint, welche in ihren Früchten jene von Homer besungenen süßen Beeren erblicken wollen, die Jeden, der sie aß, seine Heimath vergessen machten. Dieser Strauch hat viel Aehnlichkeit mit dem Ziziphus (was die Franzosen Jujubier nennen), sein Laub ist hellgrün und seine Blüthen, die sich im Frühjahr in ungeheurer Zahl über die Laubeskronen ausbreiten, sind winzig klein, zierlich und anmuthig gefärbt. Die Frucht ist rundlich, einer diminutiven Rundpflaume vergleichbar und kleiner als die gewöhnliche Ziziphusfrucht. Ich habe diese berühmten Beeren nicht gekostet, da sie erst im Herbste reifen. Ihr Geschmack soll aber sehr angenehm säuerlich-süß sein. Die Araber dieser Gegenden hegen eine so große Vorliebe für diese Frucht, daß diese die Fabel von den Lotophagen wohl zu rechtfertigen scheint, obgleich jedenfalls viel Uebertreibung an ihr ist. Eine sehr ausführliche Beschreibung dieses Baumes, seiner Blüthen und Früchte hat übrigens schon der französische Botaniker Desfontaines im vorigen Jahrhundert geliefert, welcher zuerst, glaube ich, auf die Identität dieses Gewächses mit dem von Homer, Strabo, Plinius erwähnten libyschen Lotos, den wir nicht mit dem ägyptischen verwechseln dürfen, aufmerksam gemacht hat. Der ägyptische Lotus war bekanntlich eine Wasserpflanze, Nymphaea lotus, unserer gewöhnlichen weißen Nymphaea verwandt, und hat mit dem Lotosbaum nichts gemein, als den zufällig gleichlautenden Beinamen.

Außer dieser Strauchart sind es namentlich viele Färbekräuter, welche die niedere Schicht der Vegetation der Oase bilden, das Henna (Lawsonia inermis), mit welchem sich die Araberinnen Hände und Füße orangegelb färben, der Dschedry (eine Mespilusart), ein hochroth färbendes Kraut, und jenes andere Färbekraut, das die Franzosen Garance nennen, und das die bekannte Beinkleiderfarbe der Truppen abgiebt, denn auch die tunisischen Soldaten tragen rothe Unaussprechliche. Maulbeerbäume kommen auch in Qâbiß vor, obgleich sie jetzt ohne allen Nutzen für die Bevölkerung sind, da die Seidenraupenzucht, welche zu el Bakry's Zeit hier blühte, seit Jahrhunderten bereits aufgehört hat. Die von demselben Geographen geschilderten Bananen- und Zuckerrohrpflanzungen sind leider auch eingegangen. Zur Blüthezeit der maurischen Civilisation waren die Araber nicht nur industrieller, sondern, wenn man sich so ausdrücken kann, auch kosmopolitischer in ihrer Weise, den Boden zu bepflanzen; sie versetzten leicht ein Gewächs des Ostens in den Westen und umgekehrt. Jetzt hat die einseitige Provinzialnationalität auch in dieser Beziehung ihre Rechte geltend gemacht. Wenn man den heutigen Arabern den Rath giebt, irgend ein Gewächs anzupflanzen, das gutes Gedeihen verspricht, aber nicht speciell zu den Culturpflanzen des Landes gehört, so bekommt man ähnliche Antworten, wie wenn man einem deutschen Bauer von Dampfpflug und dergleichen reden wollte. Zu bewundern ist es wahrlich bei der Indolenz der Menschen, daß diese Oase überhaupt sich eines verhältnißmäßigen Blüthestandes erfreut. Diesen verdankt sie lediglich den Bewässerungsanstalten, welche den kleinen Fluß Uëd Qâbiß nutzbar gemacht haben."

Ueber Korallenriffe.

—r.— In der Gestalt der Korallriffe, d. h. der durch Korallenthiere (Polypen) gebildeten Kalkmassen, wie sie in den tropischen Meeren häufig sind, beobachtet man einige eigenthümliche Erscheinungen, welche sehr verschiedene Erklärungen gefunden haben. Außer den gewöhnlichen Riffen, die als einfache Anhäufungen von Korallengehäusen oder -Skeleten bezeichnet werden können und vom Ufer aus sich in das Meer hineinziehen gleich ausgedehnten Feldern, kennt man solche von Ringform und andere, welche in einem gewissen Abstande von der Küste wie ein Gürtel oder ein Damm verlaufen und von dem Gestade durch einen meist ziemlich tiefen Canal getrennt sind. Die ringförmigen nennt man Atolle, die gürtelförmigen tragen den Namen Barrieresriffe.

Die Atolle waren es, welche die ersten Erklärungsversuche von Seite der Wissenschaft hervorriefen, wie denn allerdings die Erscheinung ringförmiger Inseln, die im Stillen Oceane nicht selten sind, die Forschbegier in hohem Grade reizen mußte. Man sagte, diese Inselform entstehe dadurch, daß die Korallenthiere auf einem untermeerischen Kraterrande sich ansiedeln, und hatte damit wohl eine Erklärung der merkwürdigen Thatsache gegeben, aber nur eine hypothetische Erklärung; es blieb zu beweisen, daß in Wirklichkeit jedes Atoll auf einem submarinen Vulcan stehe, und dieser Beweis wurde nicht erbracht.

Darwin, welcher in den dreißiger Jahren die amerikanischen und polynesischen Korallriffregionen untersuchte, gab eine Theorie der Korallenbauten, welche allgemeinere Annahme fand und von späteren Forschern (z. B. Dana, Agassiz u. A.) bestätigt wurde. Das einfache Riff nahm er als Ausgangspunkt und sagte, daß aus ihm das Barriere- und das Atollriff durch Senkung des Bodens, auf welchem dieselben gegründet sind, sich entwickeln. Indem z. B. eine Insel, welche annähernd kreisrund ist und von einem Riff umgeben wird, sich senkt, entsteht ein Zwischenraum zwischen ihrem Ufer und dem Riffe, der stets tiefer wird dadurch, daß die Korallen an der Außenseite des Riffes, der dem Meere zugewandten, sich stärker vermehren, mehr Kalkfels bilden, als an der Innenseite, so daß am Ende ein Barriere- oder Gürtelriff entsteht. Sinkt nun die Insel immer mehr, so wird sie unter den Wasserspiegel verschwinden, aber die Korallen, welche in dem Maße, als der Boden sich senkt, fortwuchsen und ihr Riff stets in gleicher Entfernung vom Wasserspiegel hielten, werden stehen bleiben und ein ringförmiges Riff, ein Atoll, bilden. Darwin bewies gleichzeitig die Unmöglichkeit der genannten Vulcankrater-Hypothese, indem er zeigte, daß die Korallenthiere nur bis zu einer gewissen Tiefe leben können, so daß Riffe von tausend und mehr Fuß Tiefe, wie man sie gemessen hat, nur entstanden sein können durch Senkung des Bodens bei gleichzeitigem Fortwachsen der Korallen an der Oberfläche ihres Baues.

Aber auch diese Theorie findet nun Widerspruch. Semper (Professor in Würzburg), der mehrere Jahre behufs zoologischer Studien sich im Philippinenarchipel aufhielt und auch die Korallenbauten in den Kreis seiner Forschungen zog, behauptet, daß die meisten der von ihm beobachteten Thatsachen sich nicht mit der Darwin'schen Senkungstheorie vereinbaren lassen. Er fand die verschiedensten Formen von Korallriffen auf so engem Raume zusammen, daß die Annahme einer Senkung für die Atolle und Gürtelriffe, während hart daneben gewöhnliche Riffe und sogar Zeichen von Hebung des Bodens sich bemerklich machten, eine zu künstliche sein würde. Man mußte

sagen: Hier und dort und da, überall, wo Atolle sind, hat sich der Boden gesenkt, und da, wo gewöhnliche Riffe sind, ist er stabil geblieben oder hat sich gehoben. Da wir bis jetzt keine Thatsache kennen, welche beweist, daß auf so engem Raume an einzelnen Stellen der Boden sich senkt, an anderen aber fest bleibt und wieder an anderen sich hebt, so hat Semper wohl ganz Recht, wenn er sagt, daß in diesem Falle jede andere Annahme so natürlich sei wie die Darwin'sche.

Semper möchte gegenüber solchen Schwierigkeiten die Form des Atolles ohne Zuhülfenahme einer Bodensenkung einfach aus der Art des Korallenwachsthums erklären. Er beobachtete, daß die Colonien, zu denen die Thiere der Gattung Porites vereinigt sind und welche kuchenförmige Kalkmassen von Faustgröße bis zu acht Fuß Durchmesser darstellen, im Mittelpunkt abgestorben sind, während am Rande die Individuen fortwachsen und so allmälig eine Art von peripherischem Walle bilden. So entsteht hier ein Atoll im Kleinen. Wenn Semper's Angabe, daß Atoll- und Barriereriffe auch auf nicht sich senkendem Terrain vorkommen, sich bewährt, so würde die ebenerwähnte Thatsache von Bedeutung werden können. Jedenfalls ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Darwin'sche Deutung nicht so allgemein unbeschränkte Geltung habe, als man aus Mangel genauerer Kenntniß ihr zugewiesen, und immer ist es dankenswerth, wenn die aus mangelhafter Einsicht entstehende Dogmatik einzelner Theorien erschüttert wird. Die Wahrheit kann dadurch nur gewinnen.

Mage, der Afrikareisende, ertrunken. Dieser ausgezeichnete Mann hat sich durch seine Reisen in Senegambien und am obern Niger wohlverdienten Ruhm erworben, und die Wissenschaft ist ihm zu großem Danke verpflichtet. Die Leser des „Globus" wissen, daß es ihm und seinem Gefährten, Dr. Quentin, gelang, von St. Louis am Senegal bis nach Yamina und Sego am Niger zu gelangen. Er hatte den Auftrag, wo möglich bis Timbuktu vorzudringen und sich unterwegs mit Hadsch Omar in freundliches Einvernehmen zu setzen, also mit jenem merkwürdigen Toucouleur (Mischling von Peul und Neger), welcher sich ein Reich am Senegal zusammenerobern wollte. Aber die Franzosen schlugen ihn aufs Haupt, und der Hadsch stürmte dann an den obern Niger, wo er das westliche Fulbereich Massina eroberte, die Hauptstadt Hamdallahi einnahm und selbst eine Zeitlang in Timbuktu den Herrn spielte. Nachdem er die ganze Region des obern Niger in Verwirrung gebracht hatte, starb er; einer seiner Söhne ist König von Sego und bei diesem mußten Mage und Quentin fast zwei Jahre verweilen. Endlich gelang ihnen die Heimkehr nach St. Louis, und Mage ist es, durch welchen wir einen gründlichen Einblick in die merkwürdigen wilden Wirren jener Gegend gewonnen haben. Der Gegenstand selbst ist von uns in früheren Jahrgängen des „Globus" ausführlich und oftmals erörtert worden. Nun hat der kühne Reisende, welcher im heißen Afrika so vielen Gefahren Trotz bot und sie alle glücklich überstand, seinen Tod in den kalten Wellen gefunden. Er war zum Commandeur der kaiserlichen Dampfcorvette „Gorgone" ernannt und steuerte von Cadiz nach Cherbourg; ein Sturm zwang ihn, den spanischen Hafen Coruña anzulaufen, wo er Kohlen einnahm. Am 17. December fuhr die „Gorgone" weiter, und man hörte nichts mehr von ihr. Nach den furchtbaren Stürmen, welche in der zweiten Hälfte des Decembers die westliche Küste Europas heimsuchten, trieb bei Brest viel Strandgut an die Küste, darunter auch ein mit Wachsleinwand überzogener Hut, auf dessen Bande man „Gorgone" las. Bei weiteren Nachsuchungen fand man auch Bretter, auf welchen dasselbe Wort, gemalt oder eingebrannt, zu finden war. Es blieb kein Zweifel: die Corvette hatte Schiffbruch gelitten, sie war mit Mann und Maus untergegangen; 120 Mann kamen in den Wellen um, nicht eine Seele konnte sich retten. Im Süden der Felsen von Ouessant liegen mehrere, äußerst gefährliche Klippen, die sogenannten Schwarzen Steine. Wahrscheinlich ist die „Gorgone" bei dem beispiellos heftig wüthenden Sturme auf eine dieser Klippen geworfen worden, und dort war keine Rettung möglich.

* * *

— Das Feuer der Sonne wird demnächst die Erde verschlingen. Eine im Staate Michigan erscheinende Zeitung brachte jüngst einen Aufsatz, in welchem „ein Astronom" behauptet, daß eine Säule magnetischen Lichtes mit ganz ungeheurer Schnelligkeit aus der Sonne hervorschieße. Sie sei schon halbwegs der Erde nahe gekommen, und wir würden, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, in einem folgenden Sommer Erscheinungen am Himmel und auf Erden sehen, gegen welche sich unsere bisherigen Winterstürme verhalten würden, wie ein Junimorgen im Paradiese. Wenn diese gewaltige Feuerzunge nun mit der Erde in Berührung kommt, so wird sie dieselbe verschlucken, als wäre sie nur ein kleiner Bissen. — Diese Mittheilung hat so große Sensation erregt, daß Professor J. D. Steele sich gemüßigt sah, einen Beruhigungsartikel im „Elmira Advertiser" zu veröffentlichen. Man weiß, sagt er, schon seit längerer Zeit, daß während einer totalen Finsterniß rothe Flammen am Rande des Mondes spielen. Während der Finsternisse von 1868 und 1869 wurde definitiv ermittelt, daß dieselben mit dem Mond in keinerlei Zusammenhang stehen, sondern daß sie feurige Zungen sind, welche aus der Sonne hervorschießen. Durch Beobachtungen mit dem Spectroskop und vermittelst der wundervollen Photographie der Sonne, welche De la Rue während der Finsterniß von 1860 aufgenommen hat, stellte sich heraus, daß diese feurigen Berge hauptsächlich aus brennendem Wasserstoffgase bestehen. Die Männer der Wissenschaft forschten weiter. Lockyer, welcher vom Parlament Unterstützung erhielt, stellte ein ausgezeichnetes Instrument her, um jene Flammen auch dann zu beobachten, wann keine Finsterniß da ist. Am 20. October 1868 erhielt er ein deutliches Bild von einer solchen Prominenz, welche er nachher um die ganze Sonne herum verfolgen konnte. Die Astronomen sind nun im Stande, diese Flammen in jeder beliebigen Zeit zu beobachten. Aus den bisherigen Beobachtungen ergiebt sich, daß auf der Sonne Stürme mit einer Heftigkeit rasen, von welcher wir uns gar keinen Begriff machen können. Ueber ihre Oberfläche wüthen Orkane mit entsetzlicher Allgewalt hin. Ungeheure Cyclone bilden feurige Wirbel, auf deren Boden unser Erdball liegen könnte, etwa so wie ein Steinblock in einem Vulcane. Mächtige Flammen fahren bis in ungeheure Entfernungen und fliegen mit einer größern Schnelligkeit, als jene der Bewegung der Erde durch den Weltenraum ist, über die Sonne dahin. Ein Feuerkegel ist 80,000 Miles weit emporgeschossen, und dann war er nach Verlauf von etwa 10 Minuten völlig verschwunden. Solchen Convulsionen gegenüber erscheinen die Erdbeben und vulcanischen Ausbrüche unserer Erde völlig unbedeutend. Aber in jenen Erscheinungen auf der Sonne liegt nichts, das uns beunruhigen könnte; höchst wahrscheinlich sind dergleichen schon seit langen, lieben Zeiten vorgekommen."

— Auf Cuba sollen gegenwärtig mehr als 100,000 Chinesen als Arbeiter auf den Plantagen beschäftigt sein. Die Zahl der weiblichen Wesen aus dem Blumenreiche der Mitte beträgt auf jener Antilleninsel nur erst zwischen 50 und 60; deshalb sind von Havana aus Vorkehrungen getroffen worden, um aus China zunächst etliche zwanzig Schiffsladungen Frauen zu holen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVI. № 26.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Spaziergänge in der japanischen Hauptstadt Yeddo*).

IV.

Wir schilderten früher ausführlich das Theaterwesen und die dramatischen Vorstellungen, welche in dem Stadtviertel Aksaka, in der Sibaia, das Volk erheitern. Um das Bild zu vervollständigen, müssen wir noch Einiges über die Gaukler sagen, welche dort eine von den Schauspielern unabhängige Zunft bilden. Wir haben jetzt in Europa dann und wann Gelegenheit, die Gewandtheit und die Kraftstücke japanischer Jongleurs anzustaunen, aber die Gesellschaften, welche zu uns kommen, gehören doch nur denen der dritten, höchstens der zweiten Classe an. Sie verhalten sich zu jenen, welche in der Sibaia ihre Kunst ausüben, etwa wie die Schauspieler kleiner Provinzialbühnen zu denen unserer großen Hoftheater. Alle diese Luftspringer, Taschenspieler, Jongleurs, Prestidigitateurs, oder wie man sie sonst noch bezeichnen will, „arbeiten" mit dem Trapez, mit dem Reifen, dem kleinen Stabe, der langen Stange, mit der Porcellantasse (statt des Bechers), mit kurzen und langen Leitern. Die Gauklerkünste sind original-japanisch, und nicht von außen her entlehnt worden, und die Fertigkeit und Gewandtheit, mit welcher sie dargestellt werden, hat ihres Gleichen nicht.

Die ausgezeichnetsten Künstler treten vorzugsweise nur in der Hauptstadt Yeddo auf. Beim Publicum sind namentlich jene beliebt, welche allerlei Kraftstücke vermittelst einer falschen Nase vollführen, die sich, wie unsere Illustration zeigt, ganz außerordentlich verlängern läßt. Sie machen ähnliche Kunststücke auch mit Bambusstäben, welche sie auf eine sinnreiche Art in der Mitte des Gesichtes zu befestigen verstehen. Ein Mann legt sich auf den Rücken; ein Kind stellt sich mit einem Fuße auf die Spitze der Nase und hält sich im Gleichgewichte, während es auf seiner eigenen Nase einen Schirm balancirt. Gleichzeitig streckt der Mann ein Bein in die Höhe, ein zweites Kind stellt sich mit seiner Nase auf die Fußsohle und hebt sich langsam in die Höhe, bis beide Beine in der Luft schweben. In dieser Stellung verweilt es längere Zeit. Die Gaukelei, bei welcher an die Stelle der falschen Nase eine Bambusstange tritt, ist so fabelhaft, daß der Schweizer Humbert, welcher dieselbe oft mit angesehen hat, nicht begreifen kann, wie sie überhaupt möglich sei, und doch ist sie eine Thatsache.

Die Gauklertruppe hat zu ihrem Schutzpatron den Tengu; ihre Hauptattribute sind die künstliche lange Nase, ein Paar Flügel, ein Säbel und die Heroldstracht.

Nicht weniger interessant sind jene Gaukler, welche wir mit unseren Taschenspielern vergleichen können. Die vorzüglichsten Künstler dieser Art spielen auf dem Markte von Yamasta, den wir früher ausführlich beschrieben, und in der Umgebung des großen Quannontempels im Stadtviertel Aksaka. Dann und wann machen sie auch Kunstreisen nach den größeren Provinzialstädten. Der holländische Gesandte van Polsbroek ließ eine solche Truppe nach seiner Wohnung in Benten kommen, um der von ihm eingeladenen Gesellschaft zumeist neuangelangter Europäer ein überraschendes

*) Vergleiche die drei ersten Aufsätze in Nr. 12, 13 und 14 dieses Bandes.

Schauspiel zu zeigen. Humbert's Arbeitszimmer befand sich hart neben dem großen Saale, welcher in eine Schaubühne umgewandelt worden war. Beide Gemächer hatten Thüren, welche auf die Veranda hinausgingen, und diese bildete den Garderoberaum für die Künstler, die auch nichts dagegen hatten, daß sie bei ihren Vorbereitungen beobachtet wurden.

Die Truppe bestand aus sechs Mann nebst vier Musikanten und einigen Dienern. Als Handwerkszeug hatten sie hohe Dreifüße, mehrere Anrichtetische, zierliche, sehr niedrige, roth lackirte Tischchen, große Porcellanvasen, allerlei Kisten und Kasten von Kupfer und schwarz oder weiß lackirtem Holze, mit Schubfächern und geheimen Auszügen. Sie hatten ferner Wachsstöcke, Leuchter, eine kleine Laterna magica, Porcellantassen, Puppen nach Art unserer Stehaufmännchen, Marionetten, Schärpen, Bänder, Turbane, Schlingen, Papier, Pfeifen, Säbel, Fächer und eine große Anzahl von Kreiseln; einige derselben waren so groß wie ein Suppennapf, andere so klein wie eine Nuß.

Equilibristen mit falscher Nase.

Das Orchester bestand aus einem Samsin, ein paar Holzklappern, einem Tamburin und einer großen Trommel. Auf künstlerische Leistungen erhob es keinen Anspruch; seine Aufgabe war, auf ein gegebenes Zeichen die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu spannen, oder auch dem Publicum anzudeuten, wann der ausgezeichnetste Künstler vortreten werde, um eine Anrede zu halten und kund zu geben, daß eine neue Abtheilung überraschender Kunststücke anfangen solle.

Humbert bezeichnet dieselben als eine Reihenfolge anmuthiger Mystificationen, bei denen man ein lebhaftes Vergnügen empfinde. Wenn man, sagt er, absieht von den Kraftstücken und von der Escamotage, worin sie eine geradezu staunenswerthe Geschicklichkeit zeigen, so ist das Ganze, von einem Ende bis zum andern, eigentlich nur, sowohl in Worten wie in den Handlungen, eine Art von Persiflage oder spöttischer Verneinung dessen, was den Zuschauern als wunderbar und überraschend vorkommt. Diese Künstler leisten in dem, was sie geben und thun, durchaus Vollendetes. Alles

wird auf sinnreiche Art in Scene gesetzt; Alles zeugt von trefflichem Geschmacke; das gilt namentlich von Costümen und Decorationen, von der Gewandung, von der Anordnung des Mobiliars und der Maschinen. Während die Künstler ihre Sachen mit nicht zu verkennendem Ernste betreiben, zeigen sie doch allemal Grazie und mitunter eine ansprechende Komik. Alles geht mit graziöser Leichtigkeit von statten, und auch der Europäer begreift sofort, weshalb Künstlertruppen solcher Art beim Publicum so beliebt sind und sich mancher Auszeichnung erfreuen. — Auffallend und bemerkenswerth ist insbesondere die Art und Weise, in welcher sie eine Art von Kunststücken in die andere überleiten und beide mit einander zu verbinden wissen. Sie haben feine Uebergänge von den einfachsten Stücken zu den allerschwierigsten, und wissen dieselben so einzurichten, daß gleichsam von selbst eines aus dem andern hervorzugehen scheint und der Zuschauer das Alles ganz natürlich findet. Da setzt sich zum Beispiel ein Mann vor einem eisernen Leuchter hin; mit der einen Hand

Japanische Equilibristen.

bewegt er seinen Fächer und mit der andern ergreift er eine brennende Kerze; diese wirft er in die Höhe und fängt sie wieder auf, ohne daß sie erlischt; er läßt sie wie eine Kugel springen nach dem Takt eines Liedes, zu welchem das Orchester Musik macht. Dann stellt er die Kerze wieder auf ihren Platz, und während er sie eben ausgeblasen hat, bewegt er seinen Fächer, und sofort springt aus ihr ein Wasserstrahl empor, welchen er in einem Porcellangefäße auffängt.

Ein anderer sitzt auf den Knien vor einem Tabouret, das mit einem Teppiche bedeckt ist und auf welches das Licht zweier großer Papierlaternen fällt. Er holt zwei niedliche Marionetten hervor, und diese spielen eine Komödie mit Couplets und Tänzen. Aus den zwei Marionetten werden unversehens vier, ohne daß der Jongleur sich von seinem Platze bewegt. Sobald das Stück zu Ende ist, reicht er die Figuren einem andern, der sie in ihren Kasten legt, während er selber eine Verkleidungsscene zum Besten giebt. Er spielt mit den weiten, lang herabhängenden Aermeln, als seien sie

Japanische Gaukler in Yeddo.

Flügel, und springt dann im Nu auf eine der Papierlaternen; auf dieser bleibt er unbeweglich vermittelst der Fußspitzen stehen. Während das geschieht, öffnet sein Gehülfe den Kasten, in welchen er die Marionetten gethan hatte; was langt er aber statt derselben heraus? Ein vollständiges Mittagsessen! Er nimmt die Theekanne, schenkt Thee in eine Tasse, welche auf einem Präsentirteller steht, und bietet dem Publicum zu trinken an. Die Tasse war bis zum Rande voll, als jedoch einer der Zuschauer sie in die Hand nimmt, ist sie ganz leer. Der Künstler thut, als ob er darüber ganz erstaunt sei, berührt seinerseits die Tasse mit den Lippen, wendet sich aber sogleich mit Widerwillen ab, denn es kommt ihm aus derselben ein ganzer Schwarm Fliegen entgegen. Die Eier, welche zum Thee gereicht werden, haben nichts Besonderes an sich, doch balancirt der Jongleur sie auf der Stirn und stellt auch wohl eine große Schale darauf.

Die Pausen zwischen den einzelnen Abtheilungen des Programmes werden mit komischen Intermezzi ausgefüllt.

Jahressabbath der Füchse.

Sie setzen sich nachher neben eine weiße Tapetenwand, rauchen Tabak und malen große chinesische Schriftzeichen auf Papier. Ihr Hauptarbeitszeug ist der Fächer, und mit diesem wissen sie Kunststücke zu machen, die geradezu bewunderswürdig sind und die auch als Phantasmagorien nichts zu wünschen übrig lassen. Der Künstler zeigt dem Publicum einen großen geöffneten Fächer, der auf seiner rechten Hand gerade in die Höhe steht; diesen wirft er hoch in die Luft, um ihn dann mit der Spitze des linken Mittelfingers aufzufangen. Dann setzt er sich nieder, fächert sich, zeigt dem Publicum sein Gesicht in Profil, und nun springt das Bild eines galopirenden Pferdes aus seinem Munde hervor. Er wehet sich nun immer mehr Luft zu und schüttelt dabei aus seinem Aermel eine ganze Schaar kleiner Puppen und Hampelmänner, welche den Zuschauern ihre Reverenz machen und dann verschwinden, — man sieht nicht wie und wohin. Er bückt sich und schließt den Fächer, welchen er in beiden Händen hält. Inzwischen verschwindet sein Kopf,

der nach einer Weile wieder erscheint, aber unter kolossalen Formen; derselbe nimmt dann wieder seine natürliche Gestalt an, aber in drei oder vier Exemplaren. Man stellt einen großen Krug vor ihn hin und aus dem engen Halse desselben steigt der Kopf empor und verschwindet hinter den an der Decke des Zimmers angebrachten Wolken.

Dann folgen die Vorstellungen mit dem Kreisel. Ein Künstler zeigt die beiden größten der Sammlung vor, ergreift sie am Stiel und rollt sie ein wenig zwischen beiden Händen hin und her. Nun ist die drehende Bewegung nicht mehr aufzuhalten. Sein Gehülfe ergreift den einen Kreisel und läßt ihn an, nicht auf, einem langen Pfeifenrohre hintanzen, schleudert ihn hoch in die Luft, er fängt ihn mit dem Pfeifenkopfe auf und läßt ihn an der Erde laufen; er bewegt sich dann auf einem lackirten Tische über einen Viaduct, welcher durch eine gewölbte Brücke unterbrochen ist. Man bringt einen Anrichtetisch, auf welchen eine bis zum äußersten Rande mit Wasser angefüllte Porcellanschale gestellt wird. Der Jongleur legt ein Lotosblatt in dieselbe, nimmt den Kreisel rasch auf und stellt ihn, der immer in drehender Bewegung bleibt, auf das Blatt; er tanzt dort umher, und es gewährt einen überraschenden Anblick, wenn plötzlich aus diesem Kreisel eine Wassergarbe emporsteigt.

Inzwischen sind auch die Kreisel mittlerer Größe und die kleinen zum Vorschein gebracht worden, und ein Anstoß von Seiten der größeren reicht hin, um sie alle in Bewegung zu setzen. Es genügt aber nicht, daß sie auf der platten Erde umherwirbeln. Der Regisseur zeigt ganz gewöhnliche Kästchen und Ballnetze herum, glatten Eisendraht und Säbel, deren Schärfe das Publicum prüfen kann; dann giebt er das Zeichen zum Tanze. Drei Künstler treten auf die Bühne, begrüßen die Zuschauer und fangen gemeinschaftlich zu arbeiten an, während gleichzeitig die Musik sich hören läßt. Der eine hantirt mit vier oder fünf Kreiseln auf einem Reifen; der andere läßt dergleichen in einen Kasten springen, aus welchem sie wieder herauskommen und dann einer hinter dem andern spazieren; der dritte läßt Kreisel auf dem glatten Eisendrahte laufen, und sie gehen hin und her, seinem Wink und Willen folgend. Dasselbe Stück wird auch auf der Schneide des scharfen Säbels producirt. Fliegende Kreisel werden mit dem Ballnetz aufgefangen. Es scheint unglaublich, daß bei allen diesen Stücken kein Kreisel, sei er groß oder klein, jemals aus der drehenden Bewegung kommt, und doch ist dem so. „Bei manchen Productionen geht die Täuschung geradezu ins Großartige, und ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Bei anderen habe ich während der Probe auf der Veranda gesehen, wie die Sache zugeht, z. B. mit dem Säbel und dem glatten Drahte. Die Instrumente, welche man dem Publicum vorzeigt, werden sehr geschickt mit anderen vertauscht, die fein gerieft sind. Die Jongleure zeigten mir auch die geheime Vorkehrung, vermittelst welcher der große Kreisel in der Porcellanvase gestützt wird. So viel aber ist ausgemacht, daß der Mechanismus an den Kreiseln der Japaner wunderbar vollkommen ist; ich kann wirklich keinen andern Ausdruck dafür finden."

Ungemein ergötzlich, so sagt Humbert weiter, ist es auch, wenn der Künstler scheinbar ganz nachlässig einen Bogen Papier in kleine viereckige Stücke zerschneidet, welche er dann in die Luft wirft, mit dem Fächer jagt und allmälig in eine Schaar von Vögeln verwandelt, welche umherflattern. Und wie anmuthig nimmt es sich aus, wenn ein Stück Papier in der Gestalt eines Schmetterlings aus seiner Hand herausfliegt, der ihm um den Kopf schwirrt und wegflattert, wenn es scheint, als ob er ihn eben haschen wolle. Er kann dem Schmetterlinge nicht beikommen; dieser läßt sich sogar auf seinen Fächer nieder, steigt in die Luft empor und ruhet sich dann auf einem Blumenstrauße. Dann fliegt er wieder in die Höhe, aber jetzt nicht allein, sondern mit einem zweiten, und nun gaukeln beide umher, bald auf- bald niedersteigend, mit einander spielend und sich verfolgend. Plötzlich aber fängt der Künstler sie in einen Kasten ein, dessen Deckel er zuklappt. Sobald er ihn wieder öffnet, entrinnen die beiden Gefangenen, und das Spiel in der Luft beginnt von Neuem, nur mit noch größerer Lebhaftigkeit. Zuletzt packt er sie beide mit einer Hand, und diese zeigt er gleichsam triumphirend dem Publicum; wenn er aber dann die Hand öffnet, was kommt aus derselben? Eine leichte Wolke goldgelben Staubes. Dieses Stück ist eins der beliebtesten und erhält allemal großen Beifall. Die Japaner äußern denselben nicht dadurch, daß sie in die Hände klatschen, sondern sie halten den Fächer geschlossen in der rechten Hand, klopfen mit demselben mehr oder weniger heftig auf die flache Seite der Linken und geben durch einige Worte ihre Befriedigung zu erkennen. —

Fuchstanz japanischer Knaben.

Bemerkenswerth ist, daß auch die Geistlichen sich mit Gaukelspielen abgeben und theilweise dieselben gleichsam professionsmäßig betreiben. In manchen Kamitempeln halten die Bonzen Marionettentheater; sie spielen allerdings nur am Fest ihres Schutzpatrons und geben nur solche Stücke zum Besten, deren Vorwurf aus der Geschichte der alten Mikados genommen wird. Das Orchester besteht manchmal aus zwanzig Musikanten. Dazu kommen noch geistliche Tänze, welche vor dem Publicum aufgeführt werden. Beim Feste des Odschi Gongen tanzt und springt Alles, was im Kloster ist, die Musikanten und den alten Mönch, welcher die große

Trommel schlägt, nicht ausgenommen. In demselben Kloster wird auch ein Erntetanz aufgeführt. Die Darsteller tragen ein Bündel Aehren auf dem Rücken, und auf dem Kopfe haben sie einen breiten, aus Reisstroh geflochtenen, viereckigen Hut. Die Ehrenwächter des Theaters tragen Helm, Panzer und fünf Säbel; der Eintritt kostet nichts, aber man kauft beim Thürsteher zur Erinnerung an das Fest eine kleine Lanze von bemaltem Holze oder andere dergleichen Spielzeuge, welche im Kloster verfertigt werden.

In anderen Klöstern bringen die Schaustellungen Geld ein. Die Bonzen von Omeodschi zum Beispiel machen in jedem Jahre eine hübsche Einnahme, indem sie sieben Nächte hinter einander große bemalte Laternen und allerlei andern Theaterschmuck mit glänzender Beleuchtung in ihrem hübschen Garten zur Schau stellen. Der Tempel des Odschi Inariklosters hat großen Ruf wegen der burlesken Komödien, welche dort aufgeführt werden. Ein anderes Kloster giebt die alten Maskeraden zum Besten, welche in alten Zeiten am Hofe des Mikado aufgeführt wurden. Unter diesen ist der Hahnentanz sehr beliebt. Die Bonzen, welche denselben zum Besten geben, nehmen eine Maske mit mächtigem Hahnenkamm und Schnabel vor, sind in ein Federgewand gekleidet, und haben Schellen umgehängt. Die Priester von Funabas stellen ihre Götterbilder am hellen Tage aus, inmitten einer Umzäunung von Bambus, die reich mit Blumen und farbigem Papiere verziert ist. Dorthin zieht Jung und Alt mit Gongs, Tamburinen und anderen Instrumenten, und dort schreiet man und springt um die Götterbilder herum.

* * *

Die Japaner lieben Spaziergänge und Ausflüge auf das Land, namentlich an Fest- und Feiertagen; insbesondere werden die Gärten und Haine von Odschi Inari von Familien aus dem Bürgerstande häufig und gern besucht. Dort befindet sich eine dem Herrn Kitsne geweihete Capelle. Kitsne ist der Fuchs, welcher im Aberglauben des Volkes eine wichtige Rolle spielt und gleichsam als Schutzpatron jener anmuthigen Gartenlandschaft betrachtet wird.

In der kleinen Capelle werden manche Opfergaben niedergelegt. Man gelangt zu ihr vermittelst eines Baumganges, in welchem viele zinnoberroth angestrichene Toris (zwei Pfeiler mit einem Deckbalken) angebracht sind; sie liegen nicht weiter aus einander, als ein Fuchs springen kann, und sind kaum so hoch, wie ein Mann von mittler Größe. Der Weg geht steil an, ist krumm und gewunden, der Boden ist von Wurzeln der geheiligten Tannenbäume durchzogen, so daß man leicht stolpern kann; man muß mit Vorsicht und gebückten Hauptes gehen, bis man an zwei steinerne Figuren kommt. Sie stellen sitzende Füchse dar; die Lunte steigt hoch empor, die Schnauze ist weit vorgestreckt, als wolle sie recht viel Luft einschnappen, und das schiefgestellte Auge dieser heiligen Schutzpatrone hat einen boshaften Ausdruck. Die Gläubigen verneigen sich andächtig, nehmen eine Abwaschung vor, gehen in die Capelle, opfern Geldstücke, knien nieder und beten.

Durch Füchse bezauberte Yamabos.

Nach altem Brauche zieht man in großen Schaaren am siebenzehnten Tage des ersten Monats hinaus nach den Gärten und Hügeln von Odschi Inari. Von dort hat man die Aussicht auf einen Sumpf, in dessen Mitte sich ein großer Baum erhebt. Dem Volksglauben gemäß haben dort am Abend vorher die Füchse ihren Jahressabbath gefeiert, und es fehlt nicht an Leuten, welche das seltsame Schauspiel ganz genau schildern können, denn sie wollen dasselbe mit eigenen Augen beobachtet haben. Sie wissen, daß jedem Fuchse, welcher sich einfindet, ein Irrlicht voraustanzt; die Götter der sumpfigen Reisfelder sind den Füchsen gewogen und stellen ihnen deshalb sehr gern solche Lichter zur Verfügung. Aus der Art und Weise, wie die versammelten Thiere sich benehmen, ob sie mehr oder weniger heiter sind, lustig spielen und munter umherspringen, zieht man allerlei Schlüsse über den Verlauf des neuen Jahres, und stellt Muthmaßungen über den Ausfall der Ernte an. In den Theehäusern sitzt um jede Kohlenpfanne ein Kreis von Leuten, die sich lebhaft unterhalten; sie sprechen aber leise, wenn die Rede auf den geheimnißvollen Einfluß kommt, welche Kitsne über manche Dinge auf Erden ausübt. Man spricht über Zufall, Glück und Mißgeschick, und kommt zu dem Schlusse, daß bei dem, was sich begiebt, eigentlich der Fuchs den Ausschlag gebe.

Ein Mann erzählt, daß ihm ein Kind gestorben sei; der Arzt, der sich auf seine Sache doch sonst sehr gut verstehe, habe nicht einmal ermitteln können, woran das Kind eigentlich erkrankt sei. Als die trostlose Mutter neben die Leiche des Kindes eine Lampe stellte, warf das Licht den Schatten der Frau an die Wand. Da sahen alle Leute, welche sich im Zimmer befanden, daß dieser Schatten den Kopf eines Fuchses hatte!

Ein anderer macht darauf aufmerksam, daß es manchen Reisenden recht widerwärtig ergehe. Sie werden durch den trügerischen Schein der Irrlichter, welche Kitsne nach seinem Belieben lenkt, in Sümpfe verlockt, und können noch von Glück sagen, wenn es ihnen gelingt, sich mit Mühe und Noth wieder auf das Trockne hinauszuarbeiten.

Und wie oft werden nicht die Jäger geneckt und angeführt! Da war ein ganz ausgezeichneter Schütze, dem es wirklich gelang, dem Fuchs einen Pfeil in den Pelz zu jagen. Doch was mußte er erleben? Meister Reinecke sprang lustig in die Höhe, lief munter und wohlgemuth ins Weite, den Pfeil aber hatte er jetzt nicht im Pelze, sondern — in der Schnauze.

Die japanischen Jahrbücher haben schon vor Jahrhunderten gemeldet, daß Kitsne die Gabe besitze, sich zu verwandeln. Der Mikado, welcher im Jahre 1150 regierte, mußte seine theuerste Geliebte vom Hof entfernen, weil sie durch ihre kostspieligen Liebhabereien die Finanzen des Reichs in Unordnung gebracht hatte. Sie verließ den Palast, aber nicht als Dame in Menschengestalt, sondern als weißer Fuchs, der sechs Lunten hatte, und diese bildeten einen Fächer. Man weiß noch viele andere Dinge von jungen Mädchen zu erzählen, welche die Gestalt eines Fuchses annahmen und dann nie wieder gesehen wurden.

Die Yamabos, d. h. die Bonzen im Hügellande, haben nicht gern mit einem Fuchse etwas zu schaffen und halten ihn so fern wie immer möglich. Aber manchmal werden sie doch von ihm überlistet. Es treffe sich zuweilen, so glaubt und erzählt das Volk, daß Meister Reinecke die Vorräthe von Saki (Reisbranntwein) ausfindig zu machen wisse und den Mönchen dann einen Schabernack spiele. Er richtet mit dem Saki irgend etwas an; wer von demselben trinkt, macht allerlei tolle Streiche, und so ist es gekommen, daß sonst ganz würdige und respectable Yamabos sich dem allgemeinen Gelächter preisgaben; ein paar Schluck von dem vorher ganz unschädlichen Saki verwirrten ihnen den Kopf. Sie rissen sich die Kleider vom Leibe und warfen sie weit weg, tobten und schrien wie Besessene, machten allerlei lächerliche Geberden und Bewegungen und tanzten wie unsinnig. Gleichzeitig ließen sich zwei Füchse blicken, welche genau so tanzten und sprangen wie die Mönche; ja, der eine trieb die

Fuchs- und Rattenspiel.

Frechheit so weit, daß er auf der heiligen Tempelmuschel Musik blies, und der andere sprang mit einem Weihwedel auf und ab, um die verhexten Bonzen recht gründlich zu verhöhnen. Auch den Bauersleuten spielt Kitsne manchen bösen Streich. Wenn sie in den Reisfeldern sich müde gearbeitet haben und dann sich auf einen trockenen Platz legen, um auszuruhen und zu schlummern, dann trifft es sich wohl, daß er ihnen die Glieder starr macht, und sie liegen dann manchmal längere Zeit ohne Bewegung da.

Das Volk in Japan hält große Stücke auf seinen Kitsne, der ein sehr beliebter Heros geworden ist, eine geheiligte Person, ein Lustigmacher und ein treuloser, diabolischer Gesell. Am Morgen bringt man ihm Huldigungen dar und Abends macht man sich über ihn lustig; bei Familienfesten darf er nicht fehlen, und die Knaben nehmen gern eine Fuchsmaske vor, um als Kitsne zu erscheinen und den sogenannten Fuchstanz aufzuführen.

Sehr beliebt ist auch das Fuchsspiel, welches durch unsere, einer japanischen Zeichnung nachgebildete Illustration veranschaulicht wird. Dasselbe beginnt mit einer Art von Fingerspiel, das mit dem bekannten italienischen Morraspiel einige Aehnlichkeit hat; man singt dabei und klatscht mit den Händen. Das ist die Einleitung, welcher drei verschiedene Bewegungen folgen. Bei der ersten hält man die Hände halbgeschlossen derart hinter beiden Ohren, daß sie gleichsam Düten bilden; bei der zweiten wird die Faust geballt und der Arm weit vorgestreckt; bei der dritten öffnet man beide Hände und legt sie auf die Knie. Man bezeichnet diese drei Bewegungen als die Rollen des Fuchses, der Flinte und des Yakunin. Der Fuchs verliert gegen die Flinte, weil diese

ihn tödtet, die Flinte verliert gegen den Yakunin, weil dieser (— der als vornehmer Mann zwei Schwerter trägt —) sich vertheidigen kann; der Yakunin verliert gegen den Fuchs, weil Meister Kitsne das klügste und pfiffigste Geschöpf in der ganzen Welt ist. Wer verliert, muß zur Strafe eine Tasse Reiswein (Saki) trinken, und so geschieht es, daß die Spieler bald recht angemuntert erscheinen. Dann folgt noch ein anderes Spiel. Man nimmt einen langen Strick und macht eine laufende Schlinge. Neben dieselbe wird eine kleine Bank gestellt, auf welcher sich die sogenannte Ratte befindet, d. h. eine Mütze, eine Tasse oder sonst ein derartiger Gegenstand, welchen der Fuchs herabholen muß, ohne daß er mit der Schlinge ertappt wird. Wenn die Hüter der Ratte zu früh oder zu spät die Schlinge anziehen, so haben sie verspielt, und wenn sie den Fuchs mit der Schlinge auch nur ein wenig, zum Beispiel an einem Finger berühren, so hat dieser verloren und muß Saki zum Besten geben.

Kein anderes Volk in Asien hat ein so buntes und heiteres Gesellschaftsleben wie das japanische.

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Dritte Abtheilung.

(Schluß.)

Nachdem wir den Tibbu von Kauar, der uns noch eindringlicher gewarnt hatte, verlassen hatten, fanden wir ein herrenloses Kameel, das nach den Aussagen Byrsa's und des Gatroners deutliche Zeichen eines südlichen Ursprunges trug. Das machte meine Begleiter bedenklich, und wir zogen etwas energischer fürbaß. Nach kurzer Zeit hörte die bisherige Breite des Thales auf; dasselbe schien sich in zwei schmale Arme zu theilen, von denen der bedeutendere seine gewohnte Richtung O.S.O. beibehielt unter seinem Namen Zuar, und der andere unter dem Namen Kogu sich in O.N.O. seinem Ursprunge zu erstreckte. Beide waren getrennt durch eine ansehnliche Felsgruppe. Wir folgten für einige Minuten dem letztgenannten Flußthale und wandten uns dann gegen S.O., dem Bette des Zuar zu. Zwischen beiden, an einer Stelle, wo die Felsen vereinzelter waren und hinlänglichen Raum gaben, lagen die spärlichen Hütten, welche ich in der Ferne als ein bedeutendes, geschlossenes Populationscentrum, um nicht zu sagen Stadt, angesprochen hatte. Die Wohnungen waren in der hundehüttenähnlichen Form, die ich glaube beschrieben zu haben: Skelett von aufrechten Talhastäben, viereckig angeordnet, oben verbunden durch Querstäbe und behängt mit Matten, aus Dumblättern geflochten, welche nur eine Oeffnung lassen. Dem Princip der Isolirung entsprechend, entdeckte mein Auge nur drei, doch sicherlich waren zwischen den Felsen noch einige verborgen. Der Senior unserer Erpresser von Zuarkai entkroch einer der Hütten und kam, mich zu begrüßen, sichtlich contrariirt durch meinen Besuch. Nachdem er mir eine lange Rede über sein altes, edles Geschlecht gehalten hatte, schloß er mit der Armuth des Landes im Allgemeinen und der seinigen im Besondern, die ihn zu seiner großen Schande verhindere, mir durch eine „Diffa“ seine Gastfreundschaft zu beweisen. Ueberhaupt habe ich ja hinlänglich von ihrem Lande gesehen, um seine ganze Armuth zu würdigen; er begreife nicht, weshalb ich noch weiter in demselben umherirre. Bald darauf kamen der unermüdliche Sprecher Derdekore und der schweigsame Keidomi, und jener griff die Sache energischer an. Er entwickelte in langer Rede, wie sie tagtäglich einen Ueberfall der Bulgeda erwarteten und nicht im Stande seien, für meine Sicherheit einzustehen; wie es eine Schande für sie sein würde, wenn mir Böses auf ihrem Territorium widerführe, und wie sie nicht einmal für meine Sicherheit vor den eigenen Landsleuten bürgen könnten, so lange ich ohne officielle Erlaubniß vom Sultan und dem Rathe der Mainoat herumziehe. Es könne also von meiner Excursion nach Marmar u. s. w. nicht die Rede sein. Auch als ich mich über eine Excursion den Zuar aufwärts bis zu seinem Ursprung informirte, stieß ich auf Widerstand, der bald darauf sich zur Unmöglichkeit steigerte. Es kam nämlich, während wir verhandelten, ein Reiter (zu Mäheri), gekleidet in die übliche dunkelblaue Sudantobe, die Angesicht und Hände mit der dunkeln Färbung versehen hatte, deren er von Natur entbehrte, und den dito Litham, setzte sich zu uns, ohne mich eines Grußes zu würdigen und ohne, was noch sonderbarer war, um das Geringste zu bitten, und ritt sehr schnell wieder zurück, nachdem er eine Art Drohung, daß man auch im Nothfalle mit Gewalt zu verhindern wissen werde, die Therme Yerike und selbst Enneri Bardai zu besuchen, hatte fallen lassen. Da er scheinbar ohne Zweck gekommen war, so folgte ihm Derdekore und kam mit der Auskunft zurück, daß er zurückgeritten sei, um einige Mannschaft zu sammeln und mich unterwegs und mein Gepäck zu Zuarkai aufzuheben. In wie weit dies wahr sei, konnte ich damals nicht wissen, doch Byrsa und Mohammed-el-Gatroni waren von der Wahrhaftigkeit der Auskunft so überzeugt, daß ich mich ihrem und dem Widerstande der Tibbuhäuptlinge fügen mußte und zurückzukehren beschloß. Das Kochthermometer gab mir eine ungefähre Erhebung dieses Theiles des Flußthales von 1850 Fuß über dem Meeresspiegel, während der von Zuarkai nach demselben Instrumente ungefähr 1740 Fuß betrug.

Als wir uns zum Rückzuge rüsteten, trug das edle Blut des alten Dirkui den Sieg davon; er kam mit einer Ziege als Gastgeschenk, da ihm seine Armuth den Besitz von Getreidemehl zur gewöhnlichen Diffa vorenthalte. Diese besteht in einer Nachahmung des Mehlbreies, den man in Tripoli und Fesan „Basin“ nennt, doch ist er trockener, fester, wie Stein im Magen liegend, da er der Sauce ganz entbehrt.

Nachdem Alle den jungen Byrsa noch ermahnt hatten, im Fall uns der vorgenannte Besucher unterwegs ereilen sollte, ja nicht die Hand gegen seine Landsleute aufzuheben, sondern das Fechten uns zu überlassen, trat ich Nachmittags sehr unbefriedigt den Rückweg an. Doch die Furcht Byrsa's ging so weit, daß er uns, als wir die Einmündungsstelle des Enneri Zug erreichten, überredete, hier einzubiegen und seinen

Vetter Gordoi, der dort wohne und versprochen habe, uns nach Bardai zu begleiten, abzuholen und so zu gleicher Zeit sicher dem vorerwähnten, beabsichtigten Ueberfalle aus dem Wege zu gehen. Enneri Zug, ein Thal von geringerer Breite als der Zuar, erfreut sich der üppigsten Vegetation. Das Bett ist buchstäblich bedeckt mit Bu Rökkebn, Ssobot und Gräsern aller Art, und die Bäume stehen dichter, als in irgend einem Thale Tibestis. Unter den letzteren stieß mir ein neuer auf, Motu genannt (meine geringen botanischen Kenntnisse verhindern mich, ihn zu classificiren), dessen Blätter zu medicinischen Zwecken (Hautkrankheiten 2c.) in äußerlicher Anwendung dienen. Wir lagerten denn auch bald, nachdem wir dem Flußbette in südwestlicher Richtung gefolgt waren, nahe der Hütte Gordoi's, und verzehrten in stiller Gemüthlichkeit den Ziegenbock Dirkui's.

Während Gordoi versprach, uns zu folgen, brachen wir am nächsten Morgen in südwestlicher Richtung auf und besichtigten die im Zug gelegene natürliche Cisterne Kauerda, die wegen ihrer Größe berühmteste in Tibesti. Niemand entsinnt sich, selbst in trockenen Jahren, den Inhalt dieses immensen Wasserbehälters sich wesentlich vermindern gesehen zu haben, und sein Wasser ist so klar, so frisch, da es, ganz unter Sandsteinfelsen verborgen, dem Einfluß der Sonne und jedem trübenden Einflusse entzogen ist, wie das keines andern Brunnens im Lande. Das Flußbett wandte sich später mehr südlich, und wir verließen es, um für kurze Zeit einer nordwestlichen Richtung zu folgen und uns dann westlich zu wenden. Um 10 Uhr lagerten wir zu Zuarkai im Bette des Flüßchens Keburn, eines südlichen Nebenflusses des Zuar, nachdem dieser die Ebene betreten hat, circa 100 Schritte von der Hütte Byrsa's, und verbrachten den ganzen Tag hier, da der Letztere bisher seine Frau kaum gesehen hatte und er, bevor diese dem allgemeinen Strome nach Bardai folgte, noch häusliche Anordnungen mit ihr zu besprechen hatte.

Es ist wunderbar, mit welcher Selbständigkeit die Frauen der Tibbu Reschade dem Hauswesen vorstehen und in der Abwesenheit des Mannes die gemeinsamen Geschäfte besorgen. Der Mann bleibt oft Jahre lang aus, und Haus, Ziegenherde und Kameele bleiben ganz der Frau überlassen, welche, ohne jemals fremden Beistandes zu bedürfen, Alles überwacht und besorgt, kauft und verkauft, den Wohnsitz wechselt und Reisen im Innern des Landes macht wie ein Mann. Ja, man hegt im Allgemeinen die Ansicht, daß die Frau besser zur Besorgung dieser Geschäfte geeignet sei. Die Tibbufrau hat in der That nicht nur den determinirten Gang eines Mannes, seine Fertigkeit im Tabackkauen und im weiten Schleudern des Speichels: Gewohnheit und Erziehung haben ihr den geschäftlichen Sinn, den Verstand und die Resolutheit gegeben, die sonst nur das starke Geschlecht zu kennzeichnen pflegen. Ohne die bescheidene Zurückhaltung, welche uns gerade eine unumgängliche Zierde des Weibes scheint, treten die Tibbufrauen in den Kreis der Männer, hocken sich zu ihnen nieder und verhandeln die vorkommenden Ereignisse. Bei dieser Freiheit könnte der gute Ruf, dessen sich die Frauen in Tibesti bezüglich ihrer ehelichen Treue erfreuen, auffallen, doch liegt vielleicht gerade in der Leichtigkeit des Verkehrs, die ihnen den Reiz des Unnahbaren, des Verborgenen, Ungekannten nimmt, der Grund zu dieser Thatsache.

Am folgenden Tage, dem 20. Juli, marschirten wir auf demselben Wege, der uns hergeführt hatte, gen Tao, verbrachten die „Gheila" am westlichen Ende des Aberdegapasses und erreichten unsere Bestimmung Abends 7 Uhr.

In Tao hatte sich unterdessen unsere Gesellschaft um die beiden Gatroner Marabetin vermehrt, mit welchen ich schon zu Mursuk die Möglichkeit verhandelt hatte, mich nach Borgu zu führen. Doch wenn sie schon damals nichts davon hören wollten, so noch weniger jetzt, wo sie den Widerwillen sahen, mit dem die Einwohner Tibestis mich als Fremden und Christen empfingen. Sie waren im Begriffe, nach Borgu, vielleicht selbst nach Wadai zu gehen, um dem Wunsche dortiger Handelsleute und der Regierung, den Karawanenweg zwischen Wadai und Fesan wieder zu eröffnen, entgegenzukommen. Doch glaubte man im Allgemeinen nicht, daß sie bis dorthin gelangen würden; ja, eine Zeitlang schienen sie selbst entschlossen, den Weg nach Borgu, der durch die Bulgeda so unsicher gemacht wurde, nicht zu wagen. Sie verbrachten länger als eine Woche mit Ueberlegen, um dann endlich doch zu gehen unter dem Schutze Galma's (desselben, der mich nach Zuarkai begleitet hatte), der durch seine südliche Mutter und durch seine zahlreichen Bekanntschaften in Borgu als geeigneter Führer erschien.

Dieser bereitete mir indessen viele böse Stunden. Sobald wir angekommen waren, begann er die unverschämtesten Ansprüche zu erheben, sowohl an mich als an den armen Gatroner, den er im Verdacht hatte, er besitze Geld und Cham. Der Marabet Bu Zid, sein Vetter, vermochte nichts über ihn oder that nichts Energisches, obgleich er doch die Ursache war, daß sich der Schuft uns attachirt hatte. Ja, seine Tante, welche ebenfalls Cham oder Geld vom Gatroner erpressen wollte, konnte es wagen, diesem seine „Aba", wollene Decke, die als Ueberwurf getragen wird, zu entreißen, ohne daß einer der Zuschauer eingeschritten wäre. Ich wäre am liebsten ohne Weiteres nach Bardai gegangen, in der Hoffnung, daß meine Briefe vom Pascha von Fesan und von den Marabetia Gatron's hinreichen würden, mir Schutz vom Sultan zu verschaffen. Doch alle Marabetia widerriethen diesen Schritt aufs Ernstlichste. Die Bewohner Bardais seien viel feindlicher, grausamer und gewaltthätiger, als die eigentlichen Tibbu Reschade; es sei unumgänglich, zuvor ihre Dispositionen zu kennen. Am besten sei es aber, überhaupt nicht dorthin zu gehen, sondern so schnell als möglich Fesan zuzueilen.

In letzterm hatten sie vielleicht Recht; doch auf der einen Seite lockten mich die Uebersteigung der centralen Gebirgskette, das berühmte Thal von Bardai und die Therme Yerike, auf der andern waren unsere Vorräthe so erschöpft, daß uns Mangel auf der Rückreise erwartet hätte. Wie konnte ich damals wissen, daß ich später unter ungleich ungünstigeren Nahrungsverhältnissen die Rückkehr antreten mußte!?

Es wurde also im Rathe beschlossen, den Marabet Bu Zid mit Briefen und Geschenken für den Sultan vorauszuschicken; derselbe versprach, die Dispositionen des Sultans, der anwesenden Edeln und der Einwohner Bardais zu erforschen, Mundvorräthe (Datteln und Getreide) anzukaufen und nach Ablauf von acht Tagen wieder zurück zu sein.

Gegenüber den Unverschämtheiten Galma's vertraute ich ihm noch Alles, was ich an Burnus und dergleichen besaß, und den Rest meines Geldes zur Aufbewahrung an und hatte dann in der That persöhnlich Ruhe vor diesem Menschen, dessen Charakterlosigkeit und Mangel an Verstand ihn heute bescheiden und ehrenhaft auftreten und morgen die größte Habsucht und Schamlosigkeit zur Schau tragen ließen.

Meine Kameele wie das Bu Zid's wurden bis zur Rückkehr des Letztern der Tante Galma's, die übrigens den Aba Mohammed's wieder spontan zurückgegeben hatte, anvertraut. Dieselbe geleitete sie mit den ihrigen zu den früher erwähnten Felsen Mezan, bei denen sich die Enneri Kauno, Nini und andere vereinigen, auf die Hadweide.

Am Freitag den 23. Juli gegen Abend brachen die Marabetia auf. Galma war zurückgeblieben, um scheinbar noch

etwas aus seiner Wohnung zu holen, kam zu unserm Lagerplatze und ergriff, da er bis dahin nichts vom Gatroner hatte erpressen können, die Flinte desselben, um damit von dannen zu eilen. Es gelang mir, ihm dieselbe zu entreißen, und während ich sie in mein Zelt trug und bewachte, entfernte er sich streitend mit dem Mohammed-el-Gatroni. Kolokomi und Byrsa begleiteten sie und kamen allein zurück. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen und Mohammed nicht zurückgekehrt. Als ich dies zuerst bemerkte und in Kolokomi und Byrsa drang, gestanden sie, daß Gatron meinen Diener als frühern Sklaven seiner Familie angesprochen und gewaltsam mit sich fortgeschleppt habe.

Ich gerieth in eine gerechte Wuth, ergriff einen Revolver und folgte dem Räuber auf dem Wege von Zuarkai so schnell ich konnte. Nach mehreren Stunden holte ich die kleine Karawane ein, entriß dem Lügner den braven Mohammed, und kehrten wir spät Abends zum Lagerplatze wieder zurück. Das Beunruhigende in diesem Vorkommnisse war, daß ich leider mehr und mehr die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß ich in jeder schwierigen Lage von meinen gemietheten Beschützern im Stiche gelassen werden würde.

Die Tage schlichen jetzt langsam dahin. Festgebannt an Tao, ohne Kameele, mit rasch ihrem Ende entgegengehenden Eßvorräthen, inmitten starrer, nackter Felsen, von Schmarotzern belagert und von Dieben bedroht, lag ich ziemlich trübe gestimmt da und beschäftigte mich mit Wetterbeobachtungen. Wir waren nämlich fast täglich von Regen bedroht, den der vorherrschende Ostpassat täglich unmittelbar nach Mittag über die Berge trieb. Die Concentrirung der Wolken geschah oft unter plötzlichen Windstößen, die mich stets für meine Thermometer fürchten ließen, deren ich denn auch zwei auf der Reise eingebüßt habe. Doch die Uebersteigung der centralen Kette schien für die Wolkenmassen einige Schwierigkeiten zu haben; in den meisten Fällen erfuhren sie in einer gewissen Höhe eine bedeutende Ablenkung nach Nord oder nach Süd, je nachdem der Ostpassat Ostnordost oder Ostsüdost war. Doch zuweilen kam es auch zu Regen, der jedoch niemals heftig genug war, uns von unserm übelgewählten Lagerplatze zu vertreiben. Ein Regen in Tibesti hat nicht nöthig, mit tropischer Fülle aufzutreten, um die Flüsse zu füllen, denn es geht auch keiner seiner Tropfen verloren; die Felsen sammeln redlich auch die kleinste Menge und führen sie unvermindert dem Flusse zu. Ich war eines Morgens aufs Höchste erstaunt, nach einem nächtlichen Regen, der uns nur wenig derangirt hatte, aus der Ferne das Rauschen der Fluthen, welche Enneri Dausada dahinwälzte, zu vernehmen.

Alle Jahre findet, im Monat August vorzüglich, um diese Zeit massenhafte Regenwolkenbildung statt, und die Coincidenz dieser Erscheinung mit den tropischen Regen der Nachbarländer läßt wohl eine identische Ursache voraussetzen. Der meiste Regen fällt jedoch erst in den Monaten September und October. Ganz trockene Jahre giebt es nicht, wenn sich auch nicht alljährlich die wasserlosen Flußthäler in reißende Ströme umwandeln.

Nachmittags suchte ich meiner Tibbu-Umgebung, die mir anfing Ekel einzuflößen, durch Promenaden im Gebirge zu entgehen, wenn auch weder Anordnung, noch Form, noch Farbe der Felsen geeignet waren, mich zu erheitern. Im Gegentheil, die Nacktheit der Berge, ihre schwarze Farbe, die Schroffheit der Felsen, die Tiefe und Jähheit der Abgründe erfüllten mich stets mit finsteren Gedanken und einem ehrfürchtigen Grausen. Selbst eine Affenfamilie, aus Vater, Mutter und vier Kindern bestehend, der ich fast täglich auf ihrem Wege zum Brunnen begegnete, konnte durch komische, groteske Bewegungen jenen Eindruck nicht verscheuchen: sie waren eben zu schwarz und zu groß, um mir niedlich-komisch zu erscheinen.

Seit der Abreise der Marabetia hatten sich allmälig andere, weniger erwünschte Gäste eingefunden. Zunächst kam ein Bewohner der Umgegend von Yerike, der mit den übrigen Bewohnern des Ortes eine Art Besitzrecht auf die Quelle geltend machte. Während früher Jeder dort ohne Bezahlung seiner Gesundheitspflege obliegen konnte, erhoben diese Leute seit einiger Zeit einen Zoll von jedem Besucher in Gestalt einer Futa, d. h. jenes langen Stückes blauen Kattuns, mit einigen rothen Streifen versehen, in das sich die Frauen Fesans und Tibestis (wenn sie es haben) hüllen. Dieser „Herr der Quelle“ blieb unter dem Vorgeben, mich für 5 Makta Ketan (Cham) nach Yerike führen zu wollen, aß und trank nach Herzenslust, und als er sah, daß die Mohamsa an einem der folgenden Tage endigen müsse, entriß er eines Abends dem Ali die Doppelflinte, mit der dieser betraut war, und entfloh mit der unglaublichen Gewandtheit über das schwierige Terrain, welche die Tibbu auszeichnet. Glücklicherweise verletzte er Niemanden durch die beiden Schüsse, welche er blindlings auf uns Verfolger abzuschießen sich noch die Zeit nahm.

Dann kam ein älterer Bruder Kolokomi's mit einem entfernten Verwandten, Tangesi genannt, um ihr „Recht“ in Empfang zu nehmen. Trotzdem ich nichts mehr hatte, ihnen zu geben, lagerten sie doch neben uns, die weitere Entwickelung meiner Reise abwartend. Der ältere Bruder meines Beschützers, ein Mann bei Jahren, war noch ziemlich bescheiden, doch Tangesi glaubte es seinem edlen Blute schuldig zu sein, große Prätentionen zu erheben.

Am Sonntag, dem 25. Juli, erschien ferner Arami, der Onkel Byrsa's und Gordoi's, der angesehenste Maina des Landes, auf der Bühne; von ihm konnte ich wenigstens hoffen, Ruhe vor den übrigen diebischen Schmarotzern zu erlangen.

Ein Besuch in einem Chinesendorfe bei Ballarat in Australien.

Dr. Tausende von Angehörigen des Blumenreiches der Mitte landen jahraus jahrein in Melbourne. Gleich die Ankunft eines Schiffes mit chinesischen Einwanderern bietet einen seltsamen Anblick dar. Kopf an Kopf, dicht zusammengedrängt, so viel das Fahrzeug zu fassen im Stande ist, stehen sie auf dem Verdeck, mit ihren wagenradähnlichen, in der Mitte in eine Spitze auslaufenden Hüten, und schauen voll Sehnsucht und kindischer Neugier nach den Ufern, welche ihnen die goldenen Träume verwirklichen sollen. Aber sind sie erst gelandet, dann wird ihr Erscheinen dem Europäer höchst komisch.

Den Enten ähnlich, angeführt von einem leitenden Stockträger, einer hinter dem andern, jeder eine ungefähr 6 Fuß lange Stange auf der Achsel tragend, welche vorn und hinten mit schwerem Gepäck beladen ist, durchziehen sie die Straßen. Bekleidet sind sie gewöhnlich mit einem aus blauem Zeuge

verfertigten kurzen Ueberwurf und sehr weiten Beinkleidern, die aus demselben Stoffe angefertigt wurden. Unter diesen Hosen ragen ihre Füße hervor, welche entweder nackt oder mit chinesischen Sandalen oder Schuhen bekleidet sind, die sich stets durch große Plumpheit und Schwere auszeichnen. So trippeln sie mit vorgestreckten Knien rastlos ihrem Bestimmungsorte zu, unbekümmert über die scherzhaften und oft höhnenden Spöttereien der weißen Bevölkerung.

Nach welchen Goldfeldern sie auch gehen, immer wird man sie nur in großen Parthien zusammen finden; denn die neuen Ankömmlinge übertragen auch auf das neue Land ihr eigenthümliches Auffichselbstbeschränkt- und Abgeschlossensein ihrer alten Heimath. Gewöhnlich bilden sie sogenannte Townships (Dorfschaften), in denen sie ihre kleinen, niedrigen Zelte dicht bei einander aufrichten, und deren äußerste Reihe das Ganze fast förmlich von der übrigen Welt abschließt, so daß nur ein oder höchstens zwei Eingänge in das quadratförmige Innere führen. In der Mitte ihrer Niederlassungen wird der Tempel, das „Yosshous“, errichtet; derselbe wird nicht allein zur Verrichtung ihrer religiösen Ceremonien benutzt, sondern dient auch als Kaffeerestauration und Spielhölle. Denn auch ihre Leidenschaft für Hazardspiele folgt ihnen nach Australien, wo der größere Wohlstand, dessen sie sich erfreuen, diesem Laster einen neuen Anreiz gewährt.

In eine dieser Townships, in der Nähe von Ballarat, scherzweis Hongkong genannt, wurde ich durch einen Chinesen, welcher schon länger im Lande war, sich ein hübsches Vermögen erworben, und mit den Sitten der Europäer vertraut gemacht hatte, eingeführt, um das Leben und Treiben seiner Landsleute näher zu betrachten.

Der ganze Ort bestand aus regelmäßigen, schmalen Gassen, nur die in der Mitte befindliche Hauptstraße war etwas breiter und enthielt die vorzüglichsten Läden und das Yosshaus. Mein Gefährte führte mich in eines ihrer bedeutendsten Verkaufslocale, wo ich mich plötzlich von einer großen Zahl Chinesen umringt sah, die alle durcheinander sprachen und einen entsetzlichen Lärm machten. Nahe am Eingange saß in gemüthlicher Positur, mit untergeschlagenen Beinen ein bejahrter Sohn des himmlischen Reiches und rauchte aus einem, einem Spazierstocke ähnlichen Pfefferrohr, an welchem die Wurzel den Kopf bildete, sein Opium. Seine Anwesenheit hatte keinen andern Zweck, als darüber zu wachen, daß nichts gestohlen werde. Nachdem wir an einem Tische Platz genommen, brachte einer der zahlreichen Dienstboten allerhand pastetenartige Bäckereien, wovon einige mit Fleisch, die anderen mit sehr süßen Früchten gefüllt waren; dazu wurde Thee und Rum servirt. Dann folgten eingemachte Früchte, die an lange dünne Stäbchen aufgereiht waren, und zuletzt, was mich in große Verlegenheit versetzte, halbgekochtes, in kleine Stücke zerschnittenes Geflügel und Reis nebst einem kleinen Teller, in dessen Mitte sich ein Häufchen Salz befand, welches ringsum von dem feinsten Oel umgeben war. Die Verlegenheit aber bereiteten mir ein Paar uns gleichzeitig mit dem Fleisch vorgelegte 6 Zoll lange Hölzer von der ungefähren Dicke einer Filetstricknadel, welche die Stelle unserer Gabeln vertreten. Trotzdem ich die Handhabung derselben genau betrachtete, gelang es mir nicht, das erste Stück Fleisch meinem Munde zuzuführen, denn durch das plötzliche Uebereinanderschnappen dieser beiden Eßwerkzeuge fiel es zur Erde. Es verdient indeß bemerkt zu werden, daß die Chinesen nicht nach mir hinsahen oder gar über meine Ungeschicklichkeit lachten, und erst, nachdem mehreren folgenden Versuchen ein gleiches Schicksal zu Theil geworden war, bemühte sich mein Führer, mich mit der Handhabung dieses sonderbaren Bestecks vertraut zu machen; das hatte indeß leider nur schlechten Erfolg, von drei Bissen fielen mindestens zwei regelmäßig auf die Erde.

Nachdem das Mahl beendet und es schon dunkel geworden war, forderte mich mein Freund auf, einer religiösen Handlung beizuwohnen, welche stets des Abends im Freien gehalten wird. Wir fanden eine ziemlich zahlreiche Versammlung, die auf einer nahen Anhöhe im Halbkreise aufgestellt war. In der Mitte bemerkte ich eine große Schüssel, angefüllt mit allerhand in Stücke geschnittenen Eßwaaren, und daneben eine Flasche Rum. Ebenfalls im Halbkreise brannten mehre in die Erde gesteckte Kerzen, in deren Mitte sah ich ein Büschel langen, trockenen, schilfartigen Grases. Ein Ceremonienmeister oder Vorbeter wandte seine Aufmerksamkeit hauptsächlich diesem Büschel zu, nachdem er es unter allerlei komischen Grimassen angezündet hatte. Er lag auf den Knieen, hatte den Oberkörper fast bis zur Erde gebeugt, und übergoß von Zeit zu Zeit das Bündel mit Rum, bis die Flasche gänzlich geleert war. In verschiedenen Zwischenräumen warfen sich sämmtliche umstehenden Chinesen ebenfalls zur Erde und verbeugten sich ununterbrochen mit zusammengelegten Händen gegen die Lichter. Nachdem die Libationen aus der Rumflasche ihr Ende erreicht hatten und der Büschel vollständig niedergebrannt war, begaben sich die Anwesenden eben so still, wie die ganze Ceremonie vor sich gegangen, hinweg, die brennenden Lichter und auch die Schüssel mit Speisen ihrem Schicksal überlassend. Die eigentliche Bedeutung dieses religiösen Actes konnte ich leider nicht ermitteln, jedoch bemerkte ich später, daß diese Ceremonie häufig wiederholt wird.

Die Beschäftigung der Chinesen in Australien besteht hauptsächlich in Goldgraben oder, richtiger gesagt, Goldsuchen; denn überall sieht man sie schaarenweise den von den Diggern (Goldgräbern) aufgegebenen oder schon ausgewaschenen Stoff immer und immer wieder durchwühlen und waschen, ja sie lassen es sich nicht verdrießen, selbst gewöhnlichen Straßenschmutz an Plätzen, an denen nie nach Gold gegraben wurde, auszuwaschen. Auch kaufen sie gern schon „gesunkene“ Löcher, welche die früheren Eigenthümer ihrer geringen, nicht lohnenden Ausbeute halber aufgaben. Oft hat es sich zugetragen, daß sie in solchen Löchern reiche Ausbeute machten durch ihre unermüdliche Ausdauer beim Suchen des edlen Metalls.

Aber obgleich bei Weitem die größere Zahl der Chinesen mit Goldsuchen beschäftigt ist, so haben sich doch auch viele andere den Gewerben und dem Handel in den größeren Städten, namentlich in Melbourne, zugewandt. Little Burkestreet in dieser Stadt wird fast ausschließlich von Chinesen bewohnt, und manche derselben machen sehr großartige Geschäfte. Bemerkenswerth ist es, daß, obgleich Insolvenzerklärungen in der australischen commerciellen Welt zur Tagesordnung gehören, es bis jetzt noch nie vorgekommen ist, daß ein Chinese seine Zahlungen einstellte. Wahrscheinlich machen die barbarischen Schuldgesetze ihrer alten Heimath, wo die ganze Familie für die Schulden jedes einzelnen Mitgliedes haftet, sie so vorsichtig in ihrem Geschäftsverkehr. Aus diesem Grunde lieben die Europäer es, mit den Chinesen in Verbindung zu treten, und diese Söhne des himmlischen Reiches erlangen häufig da Credit, wo derselbe den Europäern versagt wird.

Dem Gemüsebau haben die Chinesen sich ebenfalls mit Erfolg zugewandt, ja, in manchen Theilen des Landes würde kein Gemüse zu erhalten sein, wenn nicht die Chinesen die Küchen damit versorgten. Sie benutzen verhältnißmäßig nur sehr kleine Gärten, aber es ist erstaunlich, welch eine Menge von Gemüsen sie darin erzeugen. Von Morgens früh bis Abends spät sieht man sie, gleich den Ameisen, beschäftigt. Der Boden wird umgewühlt und gedüngt. Während der Nacht wird das ganze Grundstück bewässert, wozu

sie Bambusstäbe benutzen, die, in der Mitte durchgespalten, als Röhren dienen, vermittelst welcher sie das Wasser allen Theilen ihres Gartens zuführen. Die Folge davon ist, daß die Gärten der Chinesen im Sommer, wenn diejenigen der Europäer ein vertrocknetes, melancholisches Ansehen haben, stets frisch und grün bleiben, und häufig einer großen Oase in der Wüste gleichen.

In den Städten trifft man auch sehr gute chinesische Handwerker, besonders Anfertiger von Möbeln. Alles, was man ihnen vorlegt, verfertigen sie auf das Beste und Genaueste, aber wehe! wenn man irgend eine geringfügige Veränderung daran bestellt; man kann dann sicher sein, daß nichts Gescheidtes daraus wird, denn obwohl diese Handwerker vortreffliche Copisten sind, so scheint ihnen doch auch wiederum alles Erfindungstalent zu mangeln.

Im Ganzen genommen stehen sie auf einem ziemlich gleichen moralischen Standpunkte mit den Europäern. Schlägereien und Körperverletzungen, meistens in Folge von Streitigkeiten beim Hazardspiel, und kleine Diebstähle kommen ziemlich häufig unter ihnen vor. Bei letztern scheinen sie es sehr auf die Hühnerwieme ihrer weißen Nachbaren abgesehen zu haben. Die australischen Gerichte erkennen auf dergleichen kleine Diebstähle nur eine geringe Freiheitsberaubung, woraus die Chinesen sich in den reinlichen Gefängnissen und bei der humanen Behandlung, die so verschieden von derjenigen ihres Vaterlandes ist, wenig machen, sondern welche sie einfach wie eine Zeit der Erholung betrachten. Als aber die Regierung, der Reinlichkeit halber, eine Verordnung ergehen ließ, daß allen Gefangenen, welche über drei Tage Strafe abzubüßen hatten, das Haar abgeschnitten werden sollte, wurden sie andern Sinnes; sie lamentirten und flehten, ihnen die Zöpfe zu lassen, sie lieber jeder andern Strafe zu unterwerfen, ja selbst hundert Prügel ertheilen zu lassen, nur möge man sie ihres Zopfes nicht berauben! In China ist bekanntlich der Verlust dieser Zierde eine schwere infamirende Strafe, die unserm frühern Brandmarken völlig gleichkommt. Dieser Verlust wird daher wie ein großes Unglück betrachtet, namentlich weil dadurch die Hoffnung, einst als wohlhabender Mann in das Reich der Mitte zurückzukehren, auf immer abgeschnitten wird. Denn nie würden sie es wagen, ohne dieses Ehrenzeichen zu ihren Freunden und Verwandten zurückzukehren. Die Behörden nahmen auf diese Einreden keine Rücksicht, und die Folge war, daß die Hühnerställe nicht mehr so häufig wie früher beraubt wurden.

Das schöne Geschlecht der himmlischen Nation ist in Australien spärlich vertreten. Die chinesischen Gesetze verboten bekanntlich auf das Strengste die Auswanderung der Frauen. Es folgt daraus, daß die Männer sich stets nach ihrer Heimath zurücksehnen und Australien nur benutzen, um Gold zu machen und dann heimzukehren. Verheirathungen mit Europäerinnen sind selten, kommen jedoch mitunter vor; die Chinesen sollen sehr zärtliche Ehemänner sein, und den Entschluß, ein solches Monstrum von Häßlichkeit zu heirathen, durch Treue und Aufmerksamkeit zu belohnen suchen.

Als Dienstboten sind die Chinesen sehr gesucht, besonders für die Küche in den Gasthöfen, wo sie sich nach einiger Anleitung sehr geschickt in der Zubereitung europäischer Gerichte zeigen, und namentlich sich durch große Reinlichkeit auszeichnen. Für ihre „Bekehrung" zum Christenthum wird sehr viel gethan. Die Engländer, welche hierin allen anderen Nationen vorangegangen sind, haben natürlich diese sich ihnen darbietende günstige Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen. Eine chinesische Mission für Australien ist unter der besondern Protection der Königin errichtet worden. Der Erfolg war aber bis jetzt ein sehr zweifelhafter, denn diejenigen, welche zum Christenthume übertraten, thaten diesen Schritt in den meisten Fällen einzig und allein um des materiellen Vortheils willen und werden, nach Hause zurückgekehrt, sich wahrscheinlich der Religion ihrer Vorväter eben so schnell wieder zuwenden. Dennoch kann nicht bezweifelt werden, daß das Zusammenleben mit den Europäern nicht ohne Folgen bleiben wird.

Der lebhafte Verkehr zwischen Australien und China, das ununterbrochene Hin- und Herreisen dieser „Mongolen", wird dazu wesentlich beitragen, europäische Cultur und Gesittung zu verbreiten, und die Abgeschiedenheit, in der China seit Jahrhunderten verharrte, zu vernichten. Somit sind auch die Goldentdeckungen in Australien zum goldenen Schlüssel geworden, welcher die Thore des Ostens eröffnete, und die Mauern des in Stillstand versunkenen Reichs der Mitte zertrümmerte.

Aus allen Erdtheilen.

Die Wirren in Abyssinien und Werner Munzinger.

Die Expedition der Engländer gegen Habesch hat den steuerzahlenden Leuten etwa 60 Millionen Thaler gekostet und für Abyssinien wesentlich zur Folge gehabt, daß das Land in ärgere Anarchie versunken ist als je zuvor. In Schoa und Amhara gewinnen mohammedanische Galla (die Wollo) immer mehr Boden, und das ist auch ein Resultat der Missionärwirren. In Tigre und den nördlichen Grenzgegenden stehen zwei Häuptlinge einander feindlich gegenüber, und in dem Lager des einen wie des andern treiben sich europäische Abenteurer umher, Reisläufer, Söldlinge, Landsknechte aus verschiedenen Nationen. Englische Blätter bringen ein Schreiben aus Massawah vom 20. December folgenden Inhalts: Herr Munzinger, französischer Consul, erholt sich allmälig von der Schußwunde, welche er vor etwa zwei Monaten im Lande der Bogos erhielt. Der arabische Doctor, welchen man ihm schickte, hat die vier Kugeln herausgezogen und ist zurückgekehrt. Der Mörder ist noch nicht verhaftet worden, man hat aber zwei Abyssinier, welche in die Geschichte verwickelt sein sollen, in Ketten gelegt. Einer derselben, Abu Emnetu, ist ein eingeborener Priester und Jesuit; man nimmt an, daß er dem Mörder 40 Dollars gezahlt habe, damit derselbe die Missethat begehe. Als einer von Kassa's Offizieren ihn gefangen nahm, sagte er: „Rühre mich nicht an, ich bin französischer Unterthan." Die Antwort lautete: „Das wird sich späterhin ausweisen; inzwischen wollen wir Dir Handschellen anlegen und Dich nach Adowa schaffen." — Oberst Kirkham ist eifrig darüber aus, Kassa's Soldaten für einen Feldzug zu drillen; dieselben sind aber nur etwa 300 Mann stark. Wagscham Gobazie hat alle Landschaften im Süden des Takazze im Besitz und will auch Kassa's Gebiet sich aneignen; er ist mächtiger als dieser und man meint, daß er diesen Beherrscher Tigre's bezwingen werde. Der koptische Patriarch, der vor einigen Monaten in Adowa anlangte, hat mit Kassa's Genehmigung ein Schriftstück veröffentlicht, durch welches er den Abyssiniern verbietet, protestantische Bibeln zu lesen.

Ueber den oben erwähnten Mordversuch werden wir wohl gelegentlich Näheres erfahren. Der Schweizer Munzinger ist jedenfalls derjenige Europäer, welcher die Verhältnisse Abyssiniens gründlicher kennt als irgend ein Anderer. Wir haben gelesen und gehört, daß er mit einer Art von kindischer Ostentation Feindseligkeit gegen die Deutschen zur Schau trage; wenn dem so ist, dann soll uns das doch nicht hindern, seine geographischen und ethnographischen Leistungen nach Gebühr zu loben. Das „großmüthige Albion" hat ihn schlecht behandelt und sich höchst undankbar gegen ihn benommen. Es ist ein Engländer, welcher in der „Mail" vom 14. Januar darüber eindringliche Worte redet. In der „Kölnischen Zeitung" war darauf hingewiesen, daß Munzinger sich in bedrängter Lage befinde. Das sei, so äußert sich der Engländer, undankbar und unklug. Munzinger habe als britischer Consul schon vor der großen Expedition nützliche Dienste geleistet. „Er vermittelte allen Verkehr mit den Gefangenen während der ganzen Zeit, in welcher sie sich in Theodor's Gewalt befanden; seine Kenntniß des Landes, in welchem er seit 14 Jahren sich aufhält, seine Vertrautheit mit dem Volke und dessen Dialekt war denen, welche den Feldzugsplan entwarfen, eben so nützlich, wie unserer Armee überhaupt. Er ist ein ausgezeichneter Geograph, er kennt die drei Sprachen, welche in Abyssinien geredet werden, er kennt auch die Sprachen der Schoho und der Dankali (— welche den Küstenstrich innehaben —), er versteht das Arabische aus dem Grunde, ist mit dem Persischen vertraut und spricht außer dem Englischen noch vier andere europäische Sprachen ganz fließend. Außerdem hat er im Verkehr mit den Eingeborenen eine große Geschicklichkeit, und es ist in der That zum Erbarmen, daß man jetzt einen Mann übersieht, der für uns von so großem Werthe war, als wir tüchtige Männer gebrauchten und dieselben auch zu schätzen wußten." Der Engländer bemerkt, daß er den abyssinischen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht habe und Herrn Munzinger persönlich genau kenne.

Anthropophagie auf Neuseeland. Durch die von den Engländern auf Neuseeland verübten Barbareien sind die eingeborenen Maoris mehr und mehr zur Verzweiflung gebracht worden, und sie fallen in ihre alte, urwüchsige Wildheit zurück. Das Christenthum, welches die Missionäre ihnen gepredigt haben, ist ihnen nicht einmal durch die Haut gedrungen, und die bekannte fanatische Secte der Hau-haus zählt viele Anhänger. Die Maoris vermindern sich rasch an Zahl, und ihr allmäliges Hinsterben findet unter grauenvollen Umständen statt. Das Menschenfressen ist unter den einst vielgerühmten „Musterchristen" wieder in vollen Schwang gekommen; die australischen Blätter ermangeln nicht, die einzelnen Fälle, von welchen sie Kunde erhalten, zu verzeichnen. Besonders „pikant" ist das Folgende. Ein den Engländern befreundeter Maorihäuptling, Marsh Brown genannt, durchzog den Bezirk Uriwera und kam auch nach Ruatahana, der Stelle, wo die im Kampfe mit den Maoris gefallenen Engländer White und Capitän Travers begraben worden sind. Dort fand er auf einer Holztafel folgende Inschrift in der Maorisprache: „Freunde, wir sind nach Ruatahana gegangen; wir haben hier die Leiber der eingescharrten Europäer ausgegraben. Ich habe sie verzehrt; die Pakehas (Europäer) sind sehr fett. Tamaï Kauheti." Es ist möglich, daß ein Wilder sich zu einem so abscheulichen Grade des Kannibalismus verstiegen hat, es ist aber auch eben so möglich und nicht unwahrscheinlich, daß die Inschrift das Fabrikat eines Pakeha-Colonisten ist; der Ingrimm beider einander so feindselig gegenüberstehenden Theile hat schon oftmals zu den verwerflichsten Mitteln gegriffen, um den Haß zu schüren.

Die Seuchen im Gangesdelta. Der heilige Strom der Inder bildet in seiner Mündungsgegend ein vielverflochtenes, sumpfiges Deltaland, und diese „Sanderbands" sind eine der ungesundesten Regionen der Erde. Von dort aus hat die Cholera ihren verderblichen Weltgang angetreten, und dort ist auch heute noch die Brutstätte anderer verheerender Krankheiten. Der Correspondent der „Mail" aus Calcutta (vom 14. December) berichtet, daß ein Malariafieber entsetzliche Verwüstungen anrichte. Dasselbe brach 1824 in Dschessora aus und ergriff zunächst die Gegend am Ufer des Hughly, also des Gangesarmes, an welchem Calcutta liegt. Dort hielt es sich bis 1860; dann überschritt es den Fluß, trat in der Stadt Tribeni auf und wüthet nun seit neun Jahren. Es schien, als ob es 1865 am linken Ufer verschwunden sei, es kam aber bald wieder, ergriff auch Bardwan und ist nun bis nach Haula (Howlah), Calcutta gegenüber, „hinabgekrochen". Mehrere Commissionen erklärten, daß die Seuche zu nicht geringem Theil durch Mangel an Entwässerungsanstalten genährt werde, aber die bengalischen (englischen) Behörden verweigerten das dazu erforderliche Geld, obwohl sie in Calcutta selber sich überzeugen konnten, daß diese Stadt in Folge der Entwässerung und des Drainirens durch unter der Erde gelegte Röhren viel weniger ungesund ist als ehemals, wo jenes Malariafieber einmal in einem einzigen Jahre zwischen 40,000 und 50,000 Menschen hinwegraffte. Gegenwärtig wüthet dieses „Hughlyfieber" in Bardwan, das 40,000, und in Serampore, das 20,000 Einwohner zählt. Die Berichte der Gesundheitscommissäre und des Ingenieurs, welcher die Reissümpfe entwässern soll, sind „herzzerreißend", und der Correspondent der „Mail", der sich an Ort und Stelle begeben hat, bemerkt, daß selbst die Constables dermaßen angegriffen seien, daß sie keine Sterbelisten mehr anfertigen können. Das Land zwischen dem Damudaflusse und dem Hughly besteht aus „Jullas" oder Morastland mit Teichen und Flußverzweigungen. Diese wurden früher offen gehalten durch sogenannte Khalls, d. h. Canäle, welche mit Booten befahren werden konnten, vermittelst welcher das Wasser Abzug hatte und gleichzeitig die Reisfelder bewässerte. Diese Canäle wurden zu bestimmten Zeiten gereinigt, das ist aber seit einer längern Reihe von Jahren versäumt worden und nun sind sie verschlammt. Die Grundbesitzer haben manche derselben abgedämmt, um mehr Land zu gewinnen, und nun bilden sich nach jeder Regenzeit weite Moräste, der Boden wird nie trocken, die Wasserbehälter verschmutzen, das Trinkwasser ist ungesund. „Während der letztverflossenen Jahre hat die Sterblichkeit in diesen Gegenden 25 Procent betragen; in manchen Dörfern sind alle Bewohner entflohen oder ausgestorben. Das Dorf Saraïtekkar bei Bardwan kann als Beispiel für das dienen, was jetzt auf weiten Strecken vorgeht. Ein Fünftel der Bevölkerung ist gestorben; in der ganzen Ortschaft sind nicht 20 gesunde Menschen zu finden." Der Tagesbericht der Polizei lautete für den 27. August: „Erkrankt 100, gestorben 40, hinsiechend 60." Und doch ist dieses Hughlyfieber heilbar und auch nicht ansteckend, aber die unglücklichen Menschen liegen auf der feuchten Erde, sind schlecht gekleidet, elend genährt und oft nicht einmal im Stande, das schmutzige Wasser vor ihrer Thür hereinzuholen und Speisen zu kochen. Das Vorurtheil der Kaste verbietet dem einen, den andern zu helfen! Quinin und Milch, so sagen die Aerzte, üben die wohlthätigste Wirkung, aber woher sollten sie beides nehmen? Jetzt endlich hat die Regierung eingeborene Aerzte geschickt und Küchen bauen lassen; der Maharadscha von Bardwan hat 5000 Pf. St. gegeben und zeigt sich auch sonst noch mildthätig und hülfreich; ein englischer Oberarzt führt die Aufsicht und überwacht die Apotheken, aber eigentliche Abhülfe kann nur durch ein System von Drainirungen kommen. In manchen Dörfern sind 60 Procent der Bewohner hinweggestorben; in anderen mehr als 50 Procent.

Die Auswanderung aus Großbritannien und Irland von 1815 bis 1868.

Der jüngste (29.) Bericht der britischen Auswanderercommission giebt darüber eingehende Notizen. Sie sind gerade jetzt von Interesse, weil man in England mit Ernst daran zu gehen scheint, die Auswanderung der vielen Tausende arbeitsloser Leute systematisch außer Landes und über See zu befördern. In den oben erwähnten 54 Jahren beträgt die Durchschnittszahl der Ausgewanderten jährlich 120,345 Köpfe; jene für die zehn Jahre

1858 bis 1868 dagegen 170,150. Im Jahre 1868 wanderten aus 196,325, nur 372 mehr als 1867. Der Abzug ist in den letzten Jahren schwächer geworden, wie die nachstehenden Ziffern beweisen. Es wanderten aus:

Jahr.	Engländer und Schotten.	Irländer.	Ausländer.	Total.
1863	76,273	116,391	7,883	223,758
1864	71,653	115,428	16,942	208,900
1865	74,215	100,676	28,619	209,801
1866	71,173	98,890	26,691	204,882
1867	68,360	88,622	31,193	195,953
1868	73,322	64,965	51,956	196,325

Bei der Rubrik „Total" sind alle jene Auswanderer mit eingerechnet, über welche Specificationen fehlen. Die Ausländer wurden über Liverpool verschifft und waren zumeist Deutsche, Schweden, Norweger und Dänen. Sie landen in Hull und gehen auf der Eisenbahn nach Liverpool. Man ersieht aus den obigen Ziffern, wie beträchtlich die Zahl der Ausländer sich gesteigert, dagegen jene der irländischen Auswanderer sich um fast die Hälfte vermindert hat.

Im Jahre 1868 sind von den 196,325 Auswanderern nicht weniger als 176,594 nach Nordamerika gegangen, und von diesen letzteren mehr als 155,000 nach den Vereinigten Staaten, wohin sich auch manche von denen begaben, deren Ausschiffungsplatz Quebec in Canada war. Von den Irländern wurden 57,662 direct nach den Vereinigten Staaten verschifft, 3692 nach Canada; die übrigen gingen zumeist nach Australien.

Australien und Neuseeland erhielten 1868 nur 12,809 Einwanderer, 1657 weniger als im Jahre vorher, und diese Einwanderung ist die schwächste seit 1847 gewesen. Im Jahre 1852, als das Goldfieber herrschte, hatte sie 87,881 Köpfe betragen.

Der Austernhandel Neuyorks.

In Neuyork existiren nicht weniger als 7000 Locale, in denen Austern in allen möglichen Zubereitungen verkauft werden, und über 20,000 Personen als Verkäufer, Austernöffner und Zubereiter beschäftigt sind. Die Durchschnittszahl der täglich in Neuyork verkauften Portionen Austernsuppe wird auf 525,000, der Portionen gebackener Austern auf 200,000, der Portionen roher Austern auf 175,000, der Portionen gebratener Austern auf 75,000 und der Portionen gekochter Austern auf 25,000, zusammen also auf 1,000,000 geschätzt. Die theuersten Austern sind die „Saddle Rocks" (30 bis 50 Cents per Portion je nach der Zubereitung), die billigsten die „Clams" (15 bis 30 Cents per Portion je nach der Zubereitung). Die Einnahme der 7000 Austernlocale beträgt durchschnittlich für jedes täglich 30 Dollars, zusammen also täglich 210,000 Dollars. Da die Austernsaison acht Monate dauert (die Monate mit r; in den Monaten ohne r sind Hummer und andere Seekrebse am wohlschmeckendsten), so beträgt der Consum in einem Jahre nicht weniger als 50,400,000 Dollars, und zwar ist dies eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Dabei ist aber zu bemerken, daß in dieser Summe nicht die in Hotels, Restaurationen und Familien verbrauchten Austern mit eingerechnet, sondern nur der Handel in den speciell für den Austernverkauf eingerichteten Localen berücksichtigt ist. Mit dem Engroshandel und dem Handel nach den benachbarten Städten, wie Brooklyn, den Städten in Westchester-County und am Jerseyufer dürfte sich der Consum auf hundert Millionen Dollars per Jahr belaufen.

Von Neuyorker Austern giebt es, was die Größe betrifft, sechs verschiedene Sorten, deren Größe und Consum aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

Name der Austern.	Größe.	Consum.
Bushels	die allerkleinsten	die Hälfte des Gesammtconsums.
Cullings	2½ zu 3 Zoll	ein Sechstel des Gesammtconsums.
Box	4½ zu 2 Zoll	ein Viertel des Gesammtconsums.
Double Extras . .	6 zu 5 Zoll	ein Zwölftel des Gesammtconsums.
Three Extras . . .	7 zu 6 Zoll	

Es finden sich auch Austern, die einen Fuß lang sind, jedoch sind bekanntlich die größten Austern nicht gerade die besten. Von Feinschmeckern werden „Box" und „Extras" als die wohlschmeckendsten erklärt, doch ist über „Geschmäcker" bekanntlich nicht zu disputiren. In größeren und fein gehaltenen Austernsalons werden „Bushels" und „Cullings", als zu ordinär, gar nicht verkauft.

Die Austernbänke, von denen diese für den Amerikaner fast unentbehrlichen Mollusken gewonnen werden, haben eine Ausdehnung von 3000 Miles an der Küste des Atlantischen Meeres entlang. In der Nähe von Neuyork giebt es eine Anzahl sehr fruchtbarer Bänke. Die am meisten in Neuyork consumirten Sorten sind: York- und Black-River, Chesapeake-Bay- (auch virginische Austern genannt), Princeß-Bay-, South-Side-Long-Island- und East-River-Austern. Zwanzig Meilen oberhalb der Mündung des Hudson werden noch Austern gewonnen. Von den genannten Sorten werden die York- und Black-River-Austern für die besten gehalten, sehr viele ziehen jedoch die East-River-Austern vor. Folgendes ist eine Liste der verschiedenen Sorten von Austern, die in den Vereinigten Staaten gewonnen werden, nebst ihren Eigenschaften: Point, Long Island (salzig und sehr klein); Rockaway (feiner Geschmack, wenig salzig); Fire Island (klein und sehr salzig); Cow Bay, Hudson River (groß); Saddle Rocks (sehr salzig); Stamford, Connecticut (sehr feiner Geschmack, hübsche Größe); Fairhaven, Connecticut (klein); City Island, Long Island Sund (klein); Princeß Bay, Long Island Sund (sehr salzig); Amboy, Great Beds (sehr salzig); Keyport, Staten Island (hübsche Größe und feiner Geschmack); York River, Virginia, Rocks, Milford, Black River, James River, Chesapeake Bay, Hampton Bay, Horn Harbor, Deen Creek, Linhaven-Bay und Rappahannock, von Virginia. (Die virginischen Austern sind berühmt wegen ihres frischen, deliciösen Geschmacks, ihrer Größe, Saftigkeit und gänzlichen Mangels an unreinen Bestandtheilen. Feinschmecker ziehen sie allen anderen vor. Wenn man sie mit frischem Wasser besprengt, kann man sie für drei Wochen gut erhalten, ja sie werden sogar noch besser in solchem Zustande.) Shrewsbury, Massachusetts Bay, Saddle Rocks, Lynn Haven, Lynn Haven Bay, Broad Rocks, Eastern Branch, Western Branch, Mason Creek, Pagan Creek, Hampton Barre, Massachusetts Bay und Raw Virginias.

Bei der Verschiffung und dem Transport von Austern nach Neuyork ist ein Heer von 10,000 Menschen beschäftigt. Für den Austerntransport giebt es eigens dazu eingerichtete Boote. Die Dampfschifflinien ziehen aus dem Austerntransport gleichfalls eine bedeutende Einnahme.

Zur Statistik von San Francisco. Das Adreßbuch für 1870 giebt amtliche Zahlen, welche den Beweis für das rasche Gedeihen dieser größten Stadt Californiens liefern; vor 22 Jahren stand dort, wo sich nun der wichtigste Platz der gesammten Westküste Amerikas befindet, das kleine Dorf Yerba buena.

„Der Werth des steuerbaren Grundeigenthums von San Francisco wird auf 63,631,721 Dollars, des persönlichen Eigenthums auf 42,782,308 Dollars angegeben. — Ueber die Bevölkerung von San Francisco, nach dem Census vom September 1869, werden folgende Angaben gemacht: Weiße Bevölkerung über 21 Jahre, männlichen Geschlechts, 59,500; weiblichen Geschlechts über 18 Jahre 34,300; männliche Bevölkerung unter 21 Jahren und weibliche unter 18 Jahren 52,000; Chinesen 8600; Farbige 2850; die Zahl derjenigen, welche ihre Namen nicht angegeben, wird auf 4000 angeschlagen; hierzu kommen noch die Soldaten in den verschiedenen Forts, Bootsleute, welche zwar ihren Wohnort hier haben, sich jedoch nur zeitweilig am Orte befinden, und die durchfliegende Bevölkerung von Reisenden, die zusammen auf 9000 Seelen angeschlagen werden kann, was uns für San Francisco eine Gesammtbevölkerung circa 170,250 Seelen giebt. — In Bezug auf die Mongolen kann die Zahl nicht genau angegeben, sondern nur veranschlagt werden, weil eine genaue Zählung derselben fast unmöglich ist.

Der Secretär der Chinese Protective Gesellschaft giebt die Zahl der hier wohnenden Chinesen auf circa 17,000 an; männlichen Geschlechts über 21 Jahren 14,000; weiblichen Geschlechts 2250; der Rest Kinder und Krüppel.

In den neun Monaten, endend 30. September 1869, wurde Bullion im Werthe von 36,829,744 Dollars von hier exportirt, gegen 35,518,833 Dollars in der gleichen Zeit im Jahre 1868; eine Zunahme von 1,210,910 Dollars in diesem Jahre. Der Werthbetrag des Waarenexports war jedoch geringer; derselbe betrug im gleichen Zeitraume des Jahres 1868 16,186,345 Dollars; im Zeitraum des Jahres 1869 15,312,654 Dollars, mithin eine Abnahme von 873,591 Dollars.

Im gleichen Zeitraume trafen in unserm Hafen 29,345 Personen mehr ein, als von hier per Dampfer oder Segelschiff fortgingen; dies hat jedoch natürlich keinen Bezug auf die Küstenfahrer. Im Jahre 1868 trafen hier 22,655 mehr Personen ein, als unsern Staat über See verließen, wodurch sich für das Jahr 1869 eine Zunahme von 6690 Ankömmlingen herausstellt.

In den neun Monaten bis Ende September liefen 2721 Schiffe mit einem Gesammtgehalt von 900,904 Tonnen hier ein; im Jahre 1868, im gleichen Zeitraume, 2457 Schiffe mit 806,221 Tonnengehalt."

Zur Statistik Mexicos.

Vor etwa 18 Jahren gab Lerdo de Tejada (der verstorbene Bruder des heutigen Finanzministers gleichen Namens) eine „Cuadro sinoptico" heraus; die darin enthaltenen Angaben über Volksmenge sind dann in die Handbücher übergegangen. Von jener Zeit an fehlten aber auch nur annäherungsweise zuverlässige Angaben. Seit etwa einem Jahre hat indeß die Regierung allerlei Zählungen und Abschätzungen vorgenommen, deren Genauigkeit wir allerdings weder prüfen noch verbürgen können; sie sind aber das Beste, was überhaupt vorliegt. Die Bevölkerungszahl der Hauptstadt Mexico, welche sich vor der aller anderen Städte vermehrt haben sollte, ist auf nur 140,000 angegeben, während dieselbe schon seit dem Jahre 1851 auf 170,000 geschätzt wurde. Die Gesammtbevölkerung der Gesammtrepublik betrug nach Lerdo in jenem Jahre 7,661,520, ist aber jetzt, gewiß zu hoch, zu 9,089,254 angegeben.

Die Annahme eines Additionsfehlers erscheint um so mehr gerechtfertigt, wenn man das geringe Resultat der Zählung in dem Föderal Districte nach Abzug der der Hauptstadt Mexico zugesprochenen Einwohner in Betracht zieht. Wir lassen eine Uebersicht folgen, wie sich jetzt die Bevölkerung der Republik auf die verschiedenen Staaten und Territorien vertheilt:

Föderal District 286,560 — Aguas calientes 86,576 — Baja (Unter) California 21,000 — Campeche 86,463 — Chiapas 193,987 — Chihuahua 179,971 — Coahuila 67,691 — Colima 48,649 — Durango 173,942 — Guanajuato 874,000 — Guerrero 270,000 — Hidalgo 404,207 — Jalisco 924,580 — Mexico 599,810 — Michoacan 618,072 — Morelos 121,409 — Nuevo-Leon 171,000 — Oaxaca 601,850 — Puebla 997,788 — Queretaro 166,643 — San Luis Potosi 397,735 — Sinaloa 161,157 — Sonora 147,133 — Tabasco 83,703 — Tamaulipas 107,547 — Tlascala 177,944 — Vera Cruz 380,971 — Yucatan 282,636 — Zacatecas 399,977.

Die vereinigten Budgets dieser Staaten würden vermuthlich nicht mehr Dollars als Einwohner aufzuweisen haben, und rechnet man das Budget der Generalregierung dazu, so würden sich die Kosten für die Regierung der gesammten mexicanischen Union auf nicht mehr als 21 Millionen Dollars stellen.

Nach einer Uebersicht in einer mexicanischen täglichen Zeitung befinden sich gegenwärtig in der Republik 3742 öffentliche und Privatschulen mit 276,854 Schülern beiden Geschlechts, was bei einer Bevölkerung von etwas mehr als 9 Millionen eine Proportion von 32.78 ergiebt. In dem Föderal Districte sind 248 Schulen mit 18,195 Schülern, was bei einer Population von 210,767 (eine andere Schätzung als die vorherige) ein Verhältniß von 11.58 aufwiese. In der Stadt Mexico soll das Verhältniß von einem Schulkind auf zehn Personen vorwalten. Im Jahre 1795 hatte das gesammte mexicanische Territorium mit seinen 5,270,209 Einwohnern nur 12 Schulen; eine Thatsache, aus welcher man schließen kann, wie wenig das mexicanische Volk für Unabhängigkeit und eine republikanische Regierungsform vorbereitet war.

Gegenwärtig sind 802 Leguas oder 8350 Meter Telegraphenlinien in Thätigkeit zwischen 20 verschiedenen Städten der Republik. Die Eisenbahnen haben zusammen nur eine Länge von 79 Leguas oder 331 Kilometer. —

Die hohe Besteuerung der Mineralproducte wirkt sehr störend auf das eine große Industrieinteresse des Landes. Es ist nachgewiesen, daß die Miner von 1000 Mark Silber, im Werthe von 9415 Dollars, 562 Dollars als Steuer und 461 Dollars für das Prägen zu bezahlen haben.

Stand der russischen Fabrikthätigkeit. Darüber giebt der unlängst erschienene „Statistische Atlas der Hauptindustriezweige des europäischen Rußlands" des Herrn Temerjasew eine sehr anschauliche Uebersicht. Den Karten sind die Verzeichnisse aller Fabriken und Gewerbeetablissements, die jährlich mindestens für 10,000 Rubel produciren und über die officielle Mittheilungen vorhanden sind, beigegeben. Aus denselben ergiebt sich, daß die Baumwollenindustrie 759 Fabriken mit 122,000 Arbeitern beschäftigt und eine jährliche Production im Werthe von 97½ Mill. R. liefert. Die Leinenindustrie wird durch 111 Fabriken mit 2000 Arbeitern betrieben, und producirt für 10½ Mill. R. Die Hanf- und Seidenindustrie zählt 139 Etablissements mit 5000 Arbeitern und eine Production im Werthe von 4 Mill. R. Der Wollenindustrie sind 635 Fabriken mit 94,000 Arbeitern gewidmet, und ergiebt dieselbe eine jährliche Production im Werthe von 50 Mill. R. Jede dieser vier Hauptgruppen der Manufacturalindustrie ist auf einer besondern Karte und auf dieser der verschiedene Grad der Entwickelung durch stärkere oder schwächere Schattirung dargestellt.

* * *

— Die Walfischjäger an der Nordküste Amerikas haben im Jahre 1869 heimgebracht 45,614 Barrels Thran und 596,793 Pfund Fischbein. Die Walfischflotte bestand aus 47 Schiffen, von denen 40 im arktischen Ocean und 6 im ochotskischen Meere kreuzt[illegible] Es ist nur 1 Schiff verloren gegangen. Durchschnittlich komm[illegible] auf jedes Fahrzeug 991 Barrels Thran und Spermaceti, und [illegible],900 Pfund Fischbein. An Walroßzähnen betrug die Ausbeute 11,365 Pfund, das Pfund zu 20 Cents Werth. Das Wetter war durchgängig sehr kalt, der Fang mühsam und gefährlich.

— Am 31. December 1869 waren in Großbritannien und Irland 14,223 Miles Eisenbahnen im Betriebe; die Anlagekosten haben 491,000,000 Pf. St. betragen. Die Bruttoeinnahme stellte sich auf ungefähr 40,000,000 Pf. St., durchschnittlich 2900 Pf. St. auf die Mile. Der Bruttoertrag stellte sich auf 8½, der Nettoertrag auf ungefähr 4½ Procent.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Extra-Beilage zum Globus.

Band XVI. Nr. 18.

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Erste Abtheilung.

Wir haben neulich („Globus“ XVI, S. 238 f.) den Brief mitgetheilt, in welchem Dr. Nachtigal dem Herrn Baron von Maltzan in Dresden (von Mursuk, 9. October aus) seine Rückkehr nach Fessan meldete. Der Reisende stellte in jenem Schreiben einen ausführlichen Bericht für unsere Zeitschrift in Aussicht; von demselben ist bereits ein Stück bei uns eingetroffen, und wir theilen die interessante Erzählung nachstehend mit. Die Fortsetzung hat Dr. Nachtigal für die nächste Zeit in Aussicht gestellt*). In unseren Händen befindet sich noch ein anderer Brief (vom 16. October) an Baron von Maltzan, welcher einen klaren Einblick in die beklagenswerthen Zustände Tripolitaniens und Fessans gewährt und die heillose Türkenwirthschaft vortrefflich kennzeichnet; wir werden diesen Bericht in einer unserer nächsten Nummern veröffentlichen.

In Bezug auf die Beschreibung der Reise bemerkt Dr. Nachtigal, daß er sie einfach und schmucklos gebe, und daß er sie für das größere Publicum bestimmt habe. Demgemäß erhält der „Globus“ die allgemeine Beschreibung von Land und Leuten, und das gerade ist es, was für unsern Leserkreis paßt.

Dr. Nachtigal hat sein Tagebuch gerettet. In seinem Schreiben vom 16. October sagt er:

„Wenn der Mensch, seinen Wasservorrath auf dem Rücken, um sein Leben zu erhalten, durch die Wüste rennt, kann man nicht verlangen, daß er Bücher und Instrumente rettet. Als mein Diener Giuseppe zu erliegen drohte, mußte ich sogar noch seine Waffen tragen; Schulterblatt und Schlüsselbein thun mir noch heute weh davon. Gleichwohl habe ich ein Kochthermometer und ein anderes Thermometer, Compaßpeilungen, Verbandtasche, Chronometer, Uhr, Fernglas, Barth's Vocabularium und alle Wo[illegible], mit Ausnahme einer Doppelflinte und eines Revolvers, [illegible]ettet. Der übrige Theil der Habe, welche ich aus Tibesti r[illegible]n konnte, befindet sich auf zwei Bergen des Weges versteck[illegible] Ich zog nämlich mit zwei Kameelen, die zu miethen mir gelang, von Tibesti aus; eines derselben wurde „bathal“ in den letzten Bergen von Afafi, und deshalb mußte ich dort seine Ladung im Stiche lassen; das andere gelangte bis zum Tümmo, in dessen Bergen der Rest versteckt wurde. Ich warte nur Frieden und Sicherheit ab, um den Gatroner zur Aufsuchung dieser Tümmohabseligkeiten auszuschicken, während ich hingegen die Afafihabseligkeiten gänzlich aufgebe. Wenn man mit so beschränkten Mitteln reist, wie ich, ist es bitter, schon anfangs solche Erfahrungen zu machen, denn ich hatte für die Tibbu-Excursion unverhältnißmäßig große Opfer gebracht.“

Wir lassen nun Dr. Nachtigal's Bericht folgen:

Trotz des üblen Rufes, dessen die Tibbu (ich schreibe so, denn es ist mir nie gelungen, aus irgend einem Munde „Tebu“ zu verstehen) mit Recht hier genießen, hielt ich mit deutscher Zähigkeit an der Idee fest, ihren Ländern einen Besuch abzustatten und jedenfalls das nächstgelegene Tibesti (von den Eingeborenen „Tu“ oder „besafo Tu“, Tibbu-Land, geheißen), vielleicht auch Borgu zu bereisen. Denn der Gedanke, bis zum Spätherbst, vielleicht auch den ganzen Winter hindurch thatlos in Mursuk liegen zu bleiben und seinen Malariavergiftungen ausgesetzt zu sein, denen ich schon zweimal zum Opfer gefallen war, blieb mir unerträglich. Trotz dieses übeln Rufes der Tibbu behauptete übrigens Jedermann, daß in Gesellschaft eines ihrer angesehenen Edlen Mainas genannt, und eines Merabet von Gatron keinerlei wirkliche Gefahr vorhanden sei. Nur der brave Mohammed-el-Gatroni war der Idee äußerst abhold und berief sich mit Recht auf die Erfahrung der zwölf Jahre, welche er in der Mitte der Tibbu Reschade, die Fesan bewohnen, zugebracht hatte. Doch auch er fürchtete nichts, wenn einer von den zwei Merabetin Gatron's, welche er nannte, mit uns gehen würde. Er legte auf diese Begleitung einen ungleich höhern Werth, als auf die eines Maina, und zwar mit Recht. Da dieser berühmte Begleiter Barth's kein Jüngling mehr ist und ich seinen Widerwillen gegen die Tibbu sah, machte ich ihm den Vorschlag, mir einen tibbusprechenden Diener zu suchen, und selbst zurückzubleiben, zumal ich in solcher Weise die Expedition der mir von Sr. Majestät (dem Könige von Preußen) für den Scheikh Omar von Bornu anvertrauten Geschenke für den Fall meines eigenen Todes besser garantirt sah. Doch der brave Mann wies diesen Vorschlag mit Entrüstung zurück mit den Worten: „Ich habe Deinen Freunden in Tripoli versprochen, Dich wohlbehalten zurückzubringen; mit Gottes Hülfe werde ich es thun, wie es mir vergönnt war, für Abd-el-kerim (Barth) und Mustapha Bei (Gerhard Rohlfs) zu thun; stößt Dir bei den verrätherischen Tibbu ein Unglück zu, so will ich es mit Dir theilen!“ Er war nicht zu bewegen, von diesem Entschlusse abzugehen.

Die Tibbu Reschade (Felsen-Tibbu, von Reschad, Felsen, Stein) finden in ihrem Lande nicht Subsistenzmittel genug, und bewohnen zum Theil Fesan, wo sie in Gatron, Bachi, Medrussa und Tedscherri (alles im Mudirate von Gatron gelegene Ortschaften) zahlreiche Gemeinden bilden.

Der District von Gatron ist in den Händen der weit bekannten Merabetia des genannten Ortes, welche durch ihre Thätigkeit und ihren kaufmännischen Unternehmungsgeist zum großen Theil zu beträchtlichem Wohlstande gelangt sind und im Allgemeinen des Rufes einer großen Redlichkeit genießen, der theilweise gewiß ihrem religiösen Ursprunge zuzuschreiben ist. Die Fesan bewohnenden Tibbu sind denn auch ganz in ihren Händen, und sie sind es, welche den Verkehr mit Ti-

*) Sie ist bereits am 11. December in unsere Hände gelangt und wird unverzüglich zum Abdrucke gelangen. A.

besti vermitteln. Das Land Tu bringt wenig hervor, und seine Bewohner verproviantiren sich mit Datteln aus dem Mudirate von Gatron, kaufen hier ihre Stoffe und setzen dagegen ihren Ueberschuß an Ziegen ab, bringen auch wohl zuweilen von ihren herrlichen Kameelen zu Markte. Einzelne der Merabetia stehen in nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen zu den Tibbu, denen sie ihre Mütter verdanken, und so namentlich die beiden, welche Mohammed-el-Gatroni als besonders geeignet nannte, mir Sicherheit zu garantiren, der Merabet Ali und der Merabet Bu Sid, beide zu Bachi wohnhaft, einem Tibbudorfe, das zwei Stunden südlich von Gatron liegt.

Der Chef der Merabetia, zugleich Mudir über den District von Gatron, ist der Hadsch Dschaber, weit und breit bekannt und geachtet. Derselbe ist ein Greis, wenn auch nicht so alt, als Gerhard Rohlfs ihn darstellt, da derselbe die Verwechslung beging, seinen Bruder, den Hadsch Hamdun, für seinen Sohn zu nehmen. An diesen Chef der Merabetia schrieb meines Projectes wegen der Gouverneur Fesans und der bekannte, dienstfertige, vortreffliche Hadsch Brahim ben Alua, der Scheikh al Bläd (Bürgermeister) von Mursuk. Der Hadsch Dschaber stellte in seiner Antwort meinen Plan als leicht und gefahrlos ausführbar dar und sandte sofort einen Tibbuchef oder Maina, der ihm das erforderliche Ansehen zu besitzen schien, Akremi Kolokomi genannt, mit dem Bemerken, daß er mir bei meiner Passage Gatron's einen der Seinigen (Merabet) beifügen würde. Akremi Kolokomi war ein kräftiger, mittelgroßer, broncefarbiger Mann mit rundem Gesichte, dessen Züge und voller Bart nichts Negerhaftes an sich trugen. Seine schmutzige, etwas abgerissene Kleidung (er trug eine Tobe aus Bornu) ließ keinen großen Chef in ihm vermuthen.

Ich contrahirte mit ihm für den Preis, den M. v. Beurmann früher offerirt hatte, 80 Thaler, wofür er von dem Gouverneur und dem versammelten Rathe die Verpflichtung übernahm, mich sicher nach Tibesti und zurückzubegleiten, und dort überall hinzuführen, wo ich wünsche. Die Hälfte war vorauszubezahlen und die andere sollte in den Händen des Hadsch Dschaberbis nach glücklicher Rückkehr deponirt werden.

Ich mußte noch Geschenke für den Sultan von Tibesti, Namens Tafertemi, und sieben der angesehensten Mainas mitnehmen; dieselben bestanden in rothen Tuchburnussen und schwarzen Toben aus dem Sudan. Letztere, obgleich sie einen bedeutend geringern Preis haben, sind fast so geschätzt, als die rothen Burnusse. Der vornehme Tibbu kleidet sich gern in eine schwarze Tobe, und scheut, wenn er etwas hellfarbig ist, durchaus nicht, mit blauschwarzen Händen und Nacken herumzuwandeln. Die genannten Toben färben nämlich entsetzlich ab, wie auch der schwarze Litham (Turban), mit dem sie Torbusch und Gesicht bis auf die Augen umwickeln. Dazu fügte ich ein Dutzend rother Mützen, welche man in Europa Feß, in Tunis Scheschia, in Tripoli Torbusch, in Fesan Takia nennt, und eine unbestimmte Quantität von verschiedenen Turbanstoffen. Als Geld dient in Tibesti weißer Baumwollenstoff (Cham, Ketän und in Tibesti Kulkutton genannt), von dem ich eine Anzahl Stücke (Makta) mitnahm. In der Hoffnung, meine Expedition bis Borgu ausdehnen zu können, fügte ich noch einige Toben verschiedener Manufactur (Bornu, Sudan, Nyffe) bei, und war so in der That nach dem Urtheil aller Sachverständigen reichlich ausgerüstet. Die rothen Burnusse wechselten in ihrem Preise von 12 bis 20 Thalern, ohne daß der entsetzliche Mottenfraß, der einige gründlich zerstört hatte, eine Ermäßigung des Preises hier zu Lande mit sich brächte. Die Toben, von denen mir die von Nyffe das solideste Fabrikat zu sein scheinen, hatten einen Werth von 3 bis 8 Thalern.

* * *

Am 6. Juni brach ich mit vier Kameelen, Mohammed-el-Gatroni, Giuseppe Valpreda und zwei Negern auf, in Gesellschaft Akremi Kolokomi's und seines Neffen Wolla, den letzten meiner Leute zur Bewachung des Hauses und der Effecten zurücklassend. Unsere Mundvorräthe bestanden in Mehamsa, Reis und etwas Zwieback, und waren auf zwei bis drei Monate berechnet, obgleich ich nicht vorhatte, den Termin von zwei Monaten zu überschreiten. Es war ein verhältnißmäßig kühler Tag, der Himmel in NO. und O. mit dichten Regenwolken bedeckt (immerhin eine Seltenheit in Fesan) und es wehete ein mäßiger Ostwind.

Auch meine berühmte Reisegefährtin, Fräulein Alexandrine Tinne, hatte diesen Tag zur Abreise gewählt. Sie wendete sich nach Westen zu den Tuaregg, von denen sie den bekannten Sultan der Tuaregg-Adschger, Ichenuchen, erwartete, und ich gen Ost nach bisher noch von keinem Europäer betretenen Landstrichen. Meine Reise mußte als gefährlich bezeichnet werden, da die Tibbu als wortbrüchig, verrätherisch und grausam bekannt waren; doch schien die ihrige, garantirt durch einen machtvollen, wortfesten Chef, zu einem Volke, dessen „Aman" bekannt ist und mit Vertrauen erfüllt, keinerlei ernste Gefahren mit sich zu bringen. In diesem Sinne nahmen wir Abschied von einander und recht, recht herzlichen Abschied, denn ich hatte während dieses gemeinschaftlichen Aufenthaltes in Mursuk Geist und Herz dieser Dame gleich hochschätzen gelernt, und ahnte wahrlich nicht, daß ich nach einer leidensvollen Reise, doch glücklichen Rettung, bei meiner Rückkehr durch die Nachricht des blutigen Endes meiner Freundin mit Schmerz und Entsetzen erfüllt werden würde.

Mursuk hat drei Thore, das hauptsächlichste nach Südost gerichtet. Durch dieses zog ich um Mittag des genannten Tages in etwas kümmerlicher Weise hinaus, d. h. unbegleitet und unbefathat (— ohne gesegnet zu werden —), da alle Welt unbenachrichtigt war und zu dieser Stunde der Siesta huldigte, der ein Fesaner kaum jemals zu entsagen die Energie hat. Die nächste Umgebung der Hauptstadt Fesans ist keineswegs reizend; die Gärten und Palmengruppen, meist so reizend und anmuthig, sind weit entfernt, und der Zerfall des ausgetrockneten Sebkhagrundes bildet einen schmutzigen, staubigen Sand, der nichts weniger als angenehm ist. Ich drückte den peinlichen Eindruck, den mir das Fehlen der gewohnheitsgemäßen Segenswünsche der schlafenden Einwohner hinterließ, bald nieder, und zog durch die gewaltige Sandebene, hier und da unterbrochen durch Kiesgrund und durch niedrige Kalkhügelzüge, gegen OSO. dahin. Eine spärliche Dattelpalmenwaldung, hier und da ein Ethelstrauch, Dhomran und Agul bilden die Vegetation dieser Gegend. Gegen Sonnenuntergang lagerten wir an den Brunnen Tabaanie, deren westlicher seit alter Gewohnheit den Tibbu zum Lagerplatze dient, während der östliche von den Tuaregg besetzt wird.

Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr erreichten wir das miserable Ruinendorf Bidän, das etwa 20 bis 30 Hausstände zählen mag, und hier mußten wir den Tag über zubringen, da ich bei einem Geschäftsmann Ben Aluas zwei Kameele in Pension geben wollte, und derselbe abwesend war. Bidän war kürzlich der Schauplatz eines räuberischen Ueberfalls gewesen, den die Araber aus der Gegend von Benghasi gegen die Tibbu machten, und bei dem sie circa 70 Kameele und auch einige Menschen raubten. Derartige Ghasien (Razzias) finden also statt in der unmittelbaren Nähe der

Hauptstadt, so zu sagen unter den Augen der Regierung, ohne daß der Träger derselben die Kraft oder die Energie hätte, diese friedenstörenden Ereignisse zu verhindern oder zu bestrafen. Daraus resultirt ein Mangel an öffentlicher Sicherheit, welcher eine wahre Schande ist für die türkische Regierung. Von Konstantinopel scheint man nur Gouverneure herzuschicken, welche, ohne das geringste Verständniß von Land und Leuten, nur daran denken, so schnell als möglich etwas Geld zusammenzuscharren und wieder aus dieser einförmigen Oase in die ottomanische Hauptstadt zurückzuflüchten. Der letzte ist durch den Tod ereilt worden, ehe er diese Hoffnung erfüllt sehen konnte. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß sein Nachfolger, klüger gewählt, körperlich und geistig kräftiger und energischer, es besser verstehen möge, Fesans regressive Metamorphose aufzuhalten und Einwohnern und Reisenden den Grad von persönlicher Sicherheit zu gewährleisten, welche bei dem guten Sinne der Fesaner so leicht herzustellen sein würde. Glauben Sie, daß die Tuaregg und Araber aus der Regentschaft Tripoli es gewagt haben würden, Fräulein Tinne drei Tagereisen von Mursuk zu ermorden, wenn die Localregierung auch nur die mindeste Kraft, auch nur eine Spur von Energie zeigte?

In der Erwartung des Correspondenten Ben Alua's gelang es meinen schwarzen Dienern, sich durch massenhaften Lagbigenuß in einen unzurechnungsfähigen Zustand zu versetzen, und wenn auch Mohamed-el-Gatroni seine Würde nicht in dem Grade vergaß und verletzte, so engagirte er sich doch kräftig in das Excitationsstadium, und bekundete eine Beredtsamkeit, welche ich nie an ihm zu bewundern Gelegenheit gefunden hatte.

Für mich selbst war diese erheiternde Beschäftigung meiner Dienerschaft, die ich übrigens in träumerischem Rückblick auf meine eigenen Exercitien in diesem Genre während meiner Studentenzeit zu stören mich nicht entschließen konnte, von unheilvollen Folgen. Ich war nämlich im Schatten einer Dattelpalme sanft entschlummert, und erwachte selbst dann nicht, als die fortschreitende Sonne meine nackten Füße in beunruhigender Weise liebkoste, während meine Begleiter begreiflicherweise kein Auge für meine Gefahr hatten. Mein spätes Erwachen constatirte eine Verbrennung zweiten Grades beider Unterschenkel, welche mich für eine Reihe von Tagen auf den Rücken des Kameeles bannte. Und wenn schon das Kameelreiten im Allgemeinen ohne complicirtere Comfortvorrichtungen nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet werden kann, so mußte ich unter den angedeuteten Verhältnissen wirklich ernstlich leiden. Die herabbaumelnden, geschwollenen, entzündeten Füße, welche nicht horizontal gelagert werden konnten, schmerzten furchtbar und ließen mich sehnsüchtig den Moment unserer Ankunft in Gatron herbeisehnen.

Die Strecke von Bidän bis Gatron ist fast ganz Sandwüste; dieselbe ist nur unterbrochen durch die Hattia (längliche, flußähnliche Bodensenkung mit Vegetation) von Mestuta. Die erste Hälfte derselben (bis Mestuta) ist eine hochgehügelte Sandwüste, durch die schroffen Formen der Hügel oft schwer zu passiren. Die höchsten Hügel finden sich ungefähr in der Mitte zwischen Bidän und Mestuta, und werden Dschebel-en-nuss (Berg der Hälfte) genannt. Doch entbehrt dieser Theil der Wüste der Vegetation nicht gänzlich, sondern bietet den ermüdeten Kameelen in der Nähe von Bidän Dh'omran, später reichlich Nussi und sogar Had.

Wir erreichten am Abend des Tages unserer Abreise von Bidän Mestuta nicht mehr, sondern lagerten einige Stunden entfernt von der Hattia im Sande. Auch heute, wie gestern und vorgestern, hing der östliche Himmel voll schwerer Regenwolken, die sogar am folgenden Morgen für eine halbe Stunde die seltene Erscheinung eines spärlichen Regens zur Folge hatten. Nach einigen Stunden betraten wir am 9. Juni die mit Sträuchern und Gräsern bedeckte Hattia von Mestuta, wo wir meines Zustandes wegen an diesem Tage blieben. Diese Bodensenkung hat mehre Brunnen, wie denn in ihr das Wasser sich etwa 1 Meter tief unter der Erdoberfläche findet, zeigt in der Gestalt von Ruinen eines alten Castells Spuren früherer Bewohntheit, und ist jetzt durch sein allerdings etwas brakiges Wasser und sein Kameelfutter eine wichtige Station zwischen Mursuk und Gatron. Außer dem Nussi, dem Ssobat (beides Gräser) und dem Dh'omran findet sich noch eine reichliche Rischuvegetation, Palmengestrüpp und Ethelsträucher.

Am 10. früh hatten wir wieder einige Regentropfen, schritten nach dem Ende der Hattia über weißen oder aschgrauen Kalkboden, meist von dünner Sandschicht bedeckt, dahin, hatten dann Kiesgrund mit kleinen, braunrothen Steinen bestreut und schnitten um Mittag den von S.W. nach N.O. sich erstreckenden Höhenzug des Ghurd-el-kebir (Kalksteingrundlage mit Sandbedeckung) ab. Von den Hügeln des Ghurd ab hört alle Hügelbildung und aller Steinbelag auf: man zieht auf weiter, sanft gewellter Sandebene dahin. — Am 11. dirigirten wir uns, ohne dem gewöhnlichen Wege zu folgen und Bir D'ekir zu berühren, mehr westlich direct auf Gatron los, und erreichten vor der großen Tageshitze einen Palmenhain, dessen Schatten und Reichthum an Kameelfutter uns zur Tagesrast einlud. Wir blieben während der Tageshitze (Gheila) dort, gheilten (die Araber haben ein Zeitwort davon gebildet) und gingen gegen Abend über Kiessand und zwischen zahlreichen Neulingen (Ethelhügel) nach Gatron, auf dessen Südseite wir lagerten.

Am folgenden Morgen, den 12. Juni, erschien der Hadsch Dschaber mit den vornehmsten Merabetia, um den üblichen Kaffee einzunehmen und mich seiner Ergebenheit und Dienstwilligkeit zu versichern, und setzte im Laufe des Tages die Beweise seiner Gastfreundschaft, deren ich schon am Abende zuvor in Gestalt von Hühnern, Brot und Basin theilhaftig geworden war, in erfreulicher Weise fort. Seinem liberalen Beispiele folgte in nicht minder löblicher Weise sein Bruder, der Hadsch Hamdun, der überhaupt in allem das Echo seines autokratischen Bruders darstellt.

An diesem Tage herrschte eine bedenkliche Hitze (wir kamen bis auf 49° C. im Schatten um 2 Uhr Nachmittags), von der Menschen und Thiere beträchtlich litten. Die armen Hunde besonders fanden den Eifer, mit dem sie tiefe Löcher im Sande gruben, schlecht belohnt; sie konnten die kühlende Bodenschicht nicht erreichen. Ich verschloß mein Zelt so gut als möglich, setzte mich in adamitischem Costüme auf eine Strohmatte, und suchte mich durch Besprengen mit Wasser und durch die folgende Evaporation desselben zu erfrischen.

Die Heilung meiner Brandwunden vollzog sich bei der Ruhe und horizontalen Lage sehr schnell, so daß ich schon am folgenden Tage dem Hadsch Dschaber in der Stadt einen Gegenbesuch abstatten konnte. Die Stadt Gatron besteht in dem von Merabetia bewohnten Theile aus Erdhäusern, welchen eingefügte Steine etwas Solidität gaben, ganz wie Mursuk und die übrigen „Städte" Fesans, vielleicht mit dem Unterschiede einer etwas größern Festigkeit zu Gunsten Gatrons. Sie liegt inmitten eines großen Palmenhains, unmittelbar umgeben von Gärten, welche sich an ihre ruinenhaften Mauern lehnen, und in denen außer Dattelpalmen vereinzelte Feigen- und Granatapfelbäume und Weinstöcke cultivirt werden, deren Hauptbestimmung aber ist, Ngafoli, Ksob und Getreide zu liefern.

Wann die Stadt erbaut ist und wann überhaupt die religiösen Vorfahren der jetzigen Bewohner sich in Fesan ansiedelten, darüber wissen die letzteren keine Auskunft zu geben. Wie das Individuum sich hier zu Lande nicht um sein Alter und um die Herkunft und Abstammung seiner Eltern bekümmert, so lebt die genannte Genossenschaft nur der Gegenwart; weder wirkliche Geschichte, noch Tradition existirt für sie. Vor Jahrhunderten kamen die Gründer dieser religiösen Colonie aus Marokko; das ist ungefähr alles, was der Hadsch Dschaber und der Hadsch Mahmud, der gemeinschaftliche Secretär, wissen. Durch die natürlich häufige Vermischung mit Frauen des Landes und der Tibbu hat sich allmälig ihr physischer Charakter wesentlich verändert, und besonders hat sich die Hautfarbe allmälig beträchtlich verdunkelt, zumal in den jüngsten Repräsentanten, welche zum Theil ganz schwarz sind.

Uebrigens zeichnen sie sich dadurch aus, daß sie mit Gewissenhaftigkeit den äußeren religiösen Pflichten nachkommen, daß sie alle lesen und schreiben können und daß sie eifrig irdischen Schätzen nachjagen, wobei sie ihr Name „Merabetia“ wesentlich unterstützt.

Im Süden, Südosten und Osten der Stadt haben sich die Tibbu ankrystallisirt und leben dort in ihren sauberen, aus Palmzweigen gefertigten Wohnungen, die viel reinlicher und gemüthlicher sind, als die finsteren Dreckhäuser der eigentlichen Stadt. Dieselben bestehen innerhalb der Umfriedigung aus vier Räumlichkeiten, mehr oder weniger bedacht, deren eine als Wohn- und Schlafzimmer, eine andere als Küche, eine dritte als Geräth- und Vorrathskammer und die vierte als Hofraum bezeichnet werden kann, und zeigen in einer Ecke das Winterhäuschen, welches, aus Erde und Stein erbaut, mit nur einer möglichst kleinen Oeffnung, die als Thür dient, das Aussehen eines norddeutschen ländlichen Backofens hat. Vor der Wohnung findet sich noch gewöhnlich ein kleiner Vorplatz mit gehärtetem Boden, der, sehr sauber gehalten, die unbeschäftigten Insassen und abendlichen Besuch vereint.

Nach Ueberreichung einiger Geschenke an den Hadsch Dschaber und seinen Bruder (den Secretär Hadsch Mahmud, für den ich nichts gebracht hatte, beruhigte ich durch einen Thaler, da er sich beleidigt zeigte) gingen wir an die Geschäfte und fanden einen der von Mohammed-el-Gatroni genannten Merabetia geneigt, mich zu begleiten. Es war dies der Merabet Bu Sid, dessen Mutter aus guter Tibbufamilie zu Tao stammte, und dessen Onkel, Afremi Temidomi, einer der angesehensten Mainas von Tibesti sein sollte. Wir stipulirten ähnliche Bedingungen, wie für den Tibbuhäuptling, und sollten ihn nach zwei Tagen aus seinem Wohnorte Bachi, zwei Stunden südlich von Gatron und auf unserer Straße gelegen, abholen. Der Merabet Ali, welcher mir einen angenehmen Eindruck machte, wollte sich, da ihn seine kaufmännischen Geschäfte nach Borgu riefen, wohin er mich mitzunehmen sich weigerte, nicht mit mir einlassen.

So konnte ich endlich am 17. Juni Gatron verlassen. Zwischen Gatron und Bachi finden sich Ruinen alter, nicht eben fester Castelle, von denen die bedeutendsten Kasr Kimba, dessen Mauerwerk nach M. von Beurmann Kimbapfeffer enthalten soll, den ich übrigens nicht entdecken konnte, und Kasr Serendibe sind. Das Dorf Bachi ist ein reines Tibbudorf mit einigen wenigen, den Merabetia gehörigen Erdhäusern; die Einwohnerzahl beträgt sicherlich 200 bis 300 Seelen. Ihre Hauptbeschäftigung ist natürlich die Dattelpalmenzucht, doch cultiviren sie in den Gärten Ngafoli, Ksob, Gurken, Melonen, Kürbisse, Melochia, vereinzelte Weinstöcke, Granatäpfel- und Feigenbäume und den Gredbaum (Akazienart, deren Frucht zum Gerben benutzt wird). Sowohl in Gatron als hier findet sich das Wasser in den Gärten 3 bis 4 Meter unter der Bodenoberfläche.

Der 18. Juni war ein Freitag, und kein redlicher Muselmann dieser Landstraße würde es wagen, an solchem Tage eine Reise anzutreten. Wir mußten also warten bis zum Sonnabend, den 19. Juni, wo wir über Medrussa bis zum Bir Suffra Tüddessu marschirten. Medrussa ist ein Tibbudorf, wie Bachi, um ein Geringes kleiner, und zwei Stunden von letzterm entfernt. Die Palmen, wohl cultivirt, erleiden zwischen beiden nur eine kurze Unterbrechung und machen in Medrussa wie in Bachi das ganze Besitzthum der Einwohner aus. Ich selbst wurde von neuer Widerwärtigkeit verfolgt. Eine heftige Ophthalmie ergriff mein rechtes Auge, und zwang mich von Neuem durch die heftige Lichtscheu, mit der sie verbunden war, den Rücken meines Kameels nicht zu verlassen. Wir lagerten, wie gesagt, Abends, am Bir Suffra Tüddessu, der übrigens seit lange verschüttet ist.

* * *

Das Gerücht, ich wolle mich in die Tibbuländer begeben, hatte sich natürlich verbreitet und zahlreiche Tibbu herbeigelockt; denn es galt allgemein als ein gewagtes Unternehmen, zu dem sich selbst die Merabetia nur selten und ungern entschließen. Die wohlmeinenderen, civilisirteren unter den Tibbu riethen entschieden ab, den schlechten Charakter ihrer Landsleute, ihre Habsucht und ihre Verrätherei lebhaft illustrirend. Der Rest kam, um auf Grund meines Besuches in ihrem Vaterlande Geschenke zu erbitten, welche ich natürlich verweigerte, deren Verlangen (denn sie glaubten ein gewisses Anrecht darauf zu haben) mir aber einen Vorschmack von dem gab, was später in unangenehmerm Maßstabe folgen sollte.

Am folgenden Tage, dem 20. Juni, näherten wir uns dem südlichsten bewohnten Orte Fesans, dem Flecken Tedscherri, ohne ihn jedoch zu erreichen. Der Weg führt über gewellte Sandebenen, die übrigens durch Beimischung von Erde der Vegetation nicht entbehren (zahlreiche Rischu-Hügel), bis Kafarana, $2^1/_2$ Stunden vom Brunnen Suffra Tüddessu, wo der brave Mohammed-el-Gatroni Jahre lang hauste, das aber jetzt nur zur Zeit der Dattelernte bewohnt ist. Reiche, etwas vernachlässigte Palmenwaldung führt von hier fast ununterbrochen bis Tedscherri. Wir trafen unterwegs drei Brunnen an, von denen die beiden ersten in Folge der Schlaffheit und Nachlässigkeit der Einwohner verschüttet waren, und deren letzter Wasser in der Tiefe eines Meters und mit einer Temperatur von 23,8° C. lieferte. Nach Norden ist Tedscherri von einer Sebkha umgeben, und erfreut sich einer Vegetation von Diß und Ssobat zum Besten der Kameele.

Am nächsten Morgen, dem 21. Juni, lagerten wir in der unmittelbaren Nähe Tedscherris, wo wir den üblichen Ziegenbock verzehren und uns für die vegetationslose Strecke der folgenden Wüste mit etwas Kameelfutter versehen mußten.

Tedscherri besteht aus einem Riesencastell mit 50 oder 60 zertrümmerten Erdhütten um dasselbe herum, und das Ganze macht einen noch bemitleidenswerthern ruinenhaftern Eindruck, als irgend eine bisher gesehene Construction Fesans. Die unverhältnißmäßige Größe des Castells verdankt ihren Ursprung den früheren Ghasien der Tibbu und Tuaregg, indem dasselbe Raum genug hat, um alle Einwohner in solchem Falle zu logiren. Die arabische Sprache verschwindet hier mehr und mehr, und während außer dieser in Gatron das Tibbu gehört wird und in Bachi und Medrussa vorherrscht, so wird hier hauptsächlich Kanuri gesprochen,

wie denn hier auch die Tibbubevölkerung nicht so zahlreich ist, als an den früher genannten Orten.

Verschiedene Tibbu edeln Ursprungs kamen mich zu begrüßen und Geschenke zu erpressen, unter anderen der Sohn des Tibesti-Sultans Tafertemi, der wegen Mordes landflüchtig geworden war.

Ich entledigte mich seiner durch zwei Thaler und der übrigen drei auf Anweisung Bu Sid's durch je einen Thaler, um mich der anderen Geschenke nicht zu frühzeitig zu entäußern. Es war hier ebenfalls, wo ich auf Anrathen Bu Sid's zur Sicherung des Weges einen jungen Tibbumaina Namens Byrssa engagirte, der als Neffe Arami's, des wichtigsten Chefs in Tibesti, auch dem Gatroni zweckentsprechend schien. Er sollte eine Tobe und einen Torbusch empfangen.

Leider gab es keine Datteln für die Kameele zu kaufen, welches sonst die zweckmäßigste, kräftigste Nahrung für sie gewesen sein würde, sondern wir mußten uns begnügen, ihnen für 3 bis 4 Tage Ssobat zu schneiden.

Kolokomi und Bu Sid hatten in Erfahrung gebracht, daß in Gatron und Tedscherri anwesende Tibbu aus Abo darauf rechneten, uns unterwegs zu überfallen und auszuplündern, und wir änderten in Folge dessen unsere Reiseroute, welche vom Brunnen Meschru südöstlich hatte gehen sollen. Der räuberischen Gelüste der Tibbu von Abo wegen hatten wir schon von Anfang an dem gewöhnlichen Wege entsagt, der von Medrussa in neun Tagen nach Abo führt; jetzt beschlossen wir, auch den vom Meschru-Brunnen nach Tibesti führenden, welcher Abo östlich läßt, nicht zu wählen, sondern der Sicherheit wegen einen Umweg nicht zu scheuen, auf der Bornustraße bis zum Gebirge Tümmo (arabisch El War genannt) zu gehen und uns dann ostsüdöstlich zu wenden. Bis zum Tümmogebirge gab es sicherlich keinerlei Nahrung für die Kameele ($4^1/_2$ Tage), doch von da ab nach der Aussage Kolokomi's reichlich Had und Ssobat.

Leider ergriff hier die Ophthalmie, welche sich auf meinem rechten Auge gebessert hatte, auch das linke, so daß ich auf der nackten Wüste zwischen Tedscherri und dem Tümmo, wo rüstig fortgeschritten werden mußte, bei der herrschenden Temperatur einer nicht sehr heitern Reihe von Tagen entgegen sah.

Am 23. Morgens verließen wir Tedscherri, und schnitten nahe der Stadt, bevor wir in die weite Wüste hinauszogen, unsern Ssobatvorrath.

Nach N. O. sieht man eine breite, flache Erhebung die grüne Linie der Palmenbäume, welche sich als Uadi Ekma von N. O. nach S. W. hinzieht, begrenzen; sie führt den Namen Ras Tedscherri. Die Mittagshitze verbrachten wir in Uadi Ekma, nahe dem Bir Omah, brachen um 3 Uhr auf über gewellte Sandflächen mit sehr sporadischer Vegetation (vertrockneter Had) und stellenweisem Steindurchbruch, und lagerten um 8 Uhr Abends im Sande. Auf einigen Karten findet man hier die Gestalt eines Flusses „El Had“ verzeichnet. Es ist dies eine unbedeutende Bodenabflachung von mehrstündiger Breite, welche keine Aehnlichkeit mit einem Flußbette oder Flußthal hat. Da Mondschein war, brachen wir bald nach Mitternacht auf, zogen über Sand und Stein und Kies, passirten Morgens 6 Uhr eine thalförmige Bodensenkung Namens Dendal Ghaladima (Gott weiß, wie man inmitten der trostlosesten Wüste von „Spaziergang des Ministers“ sprechen kann), verbrachten die Tageshitze im Schatten des Zeltes und erreichten mit Sonnenuntergang den Brunnen Meschru.

Dieser wichtige Brunnen, die einzige Wasserstation zwischen der südlichen Grenze Fesans und dem Tümmo-Gebirge, hat sehr wohlschmeckendes Wasser in einer Tiefe von 7,30 Meter und mit einer Temperatur von 23,3° C., ist von Menschen- und Kameelskeletten, ja zuweilen von mumificirten Leichnamen umgeben, und liegt in einem länglichen Thale, das rings von unbedeutenden Höhen begrenzt wird und zahlreiche Zungen derselben Erhebung zeigt. Zungen heißen nämlich die Hügel, welche durch Auswaschung, Zersetzung und Zerfall von Terrain entstehen, dessen widerstandsfähigere Partien stehen bleiben. Diese Zungen haben fast alle dieselbe Form eines Paralleltrapezes und in derselben Gegend nahezu dieselbe Höhe. Ganze Gebirge können so im Laufe der Jahrtausende entstehen, und zum Beispiel das Tümmo-Gebirge (El War) ist nichts Anderes als eine Riesenzunge, deren ununterbrochene obere Linie die einstige Höhe der ganzen umliegenden Gegend darstellt und noch jetzt dieselbe Erhebung mit den umliegenden Hochebenen zeigt.

Es scheint wirklich, daß hier, auf der letzten Station einer langen, trostlosen, schmerzensreichen Reise, die armen schwarzen Kinder der Negerländer in unverhältnißmäßig großer Anzahl ihren Tod finden. Und es ist dies erklärlich. Monate lang anstrengende Fußwanderung unter der antreibenden schwarzen Peitsche aus Hippopotamushaut, bei unzureichender Nahrung und sparsamem Wassergenuß und während der traurigen, endlosen Reise durch Gegenden, welche seltsam mit der tropischen Heimath contrastiren, der nagende Kummer um das verlorene Vaterland und die fernen Lieben haben langsam die Kräfte des jugendlichen Organismus aufgerieben. Fehlt ihm die Kraft zum Wiederaufstehen und Weiterwandern, so wird er im Stiche gelassen, und langsam erlischt sein Lebenslicht unter den drei destructiven Factoren Hunger, Durst und Erschöpfung. Kein Grab deckt die jugendlichen Gebeine, sondern Sonne und Trockenheit der Atmosphäre mumificiren und skelettiren allmälig das Opfer menschlicher Barbarei, dessen Knochen oft noch von den Baumwollenfetzen bedeckt bleiben, welche seine Kleidung bildeten.

Der Weg vom Meschrubrunnen bis zum Tümmo-Gebirge ist mit menschlichen Gebeinen besäet, und mit Recht sagt Gerhard Rohlfs, daß man bei Mangel an sichtbarem Wege nur ihnen nachzugehen brauche, um die Bornustraße nicht zu verfehlen und um mit Ekel und Schmerz über den thierischen Krieg zwischen Mensch und Menschen erfüllt zu werden.

Ich hockte noch immer halb blind auf dem Rücken meines Kameels und empfand so die Tageshitze weit drückender, als es bei freier Körperbewegung der Fall gewesen sein würde. Glücklicherweise war die Gegend einförmig und erforderte keine große Aufmerksamkeit. Wieder die klare Mondnacht benutzend, durchzogen wir die kiesige Ebene, welche sich südlich vom Meschrubrunnen findet, verbrachten die Tageshitze am Fuße eines Hügels, der den bezeichnenden Namen „Graissaro Mentoa“ (Berg der Gebeine) führt, und erreichten noch vor Sonnenuntergang die Hügel, zwischen denen man in eine weite, tiefer gelegene Ebene, Lagaba boïa (großes Thal), hinabsteigt. Man geht zwischen horizontal geschichtetem Sandstein ziemlich steil hinab, und dieser Theil des Weges gilt als eine Feuerprobe für die nach Bornu bestimmten Kameele und heißt Tniya kebira, der große Weg.

Die Lagaba boïa hat ihre höchste Erhebung in O., dacht sich allmälig gegen W. hin ab und ist circa sechs Kameelstunden (ungefähr vier Kilometer per Stunde) breit. An sie schließt sich unmittelbar die Lagaba kono, kleines Thal, von sehr geringer Breite. Beide verließen wir am nächsten Morgen, den 26. Juni, zur Zeit des Sonnenaufgangs, um auf die Hochebene Aloota Ku (sprich Kju) überzugehen. Dieselbe trägt östlich von der Straße einen niedrigen Hügelcomplex, Dschebel Lebrek, und westlich in etwas größerer Entfernung Hügelgruppen von größerer Ausdehnung und

Erhebung. Die Hochebene selbst ist sanft gewellt, hat auf hartem Kies- oder Steinboden oft eine dünne Sandschicht, und erstreckt sich eine Tagereise breit bis zum Gebirge Tümmo.

Trotz der oft großen Hitze und des wolkenlosen Himmels erfreute sich die Atmosphäre keiner großen Durchsichtigkeit, wie denn auch der Himmel fast nie so klar blau ist, wie der ferne Landsmann sich ihn darstellt. Ich begreife Duveyrier nicht, der von dem „ewig klaren, tiefblauen Wüstenhimmel“ spricht: weder von Tripoli bis Mursuk, noch von Mursuk nach Tibesti habe ich ihn constatiren können, und mein meteorologisches Tagebuch ist sehr regelmäßig geführt. Stets war der Himmel, wenn auch wolkenlos, doch höchstens graublau zu nennen.

Von Winden herrschte während der ganzen Zeit der Ostpassat vor; seine tägliche Entwickelung war sehr regelmäßig und folgte der Sonne. Die geringe Durchsichtigkeit der Atmosphäre war Schuld, daß wir erst am Sonntage, den 27. Juni, früh die Umrisse des Tümmo erblickten. Auch an diesem Tage benutzten wir den Mondschein, brachen um $2^1/_2$ Uhr auf, erreichten um 6 Uhr die kegelförmigen Berge, welche zum Tümmo gehören, doch abgesondert von der paralleltrapezigen Masse des Gebirges dastehen. Uns zwischen ihnen durchwindend, erreichten wir um 10 Uhr die Brunnen des Tümmo, welche in der Mitte der gigantischen Zunge nahe der schroffen, südlichen Wand derselben sich finden.

Auf den geographischen Specialkarten findet man das Gebirge, welches auf der Bornustraße den Namen Tümmo (bei den Tibbu) führt und El War (das schwierige) von den Arabern genannt wird, sich in ununterbrochener Folge nach Osten bis nördlich von Abo erstrecken. Es ist dies ein Irrthum. Das Gebirge Tümmo springt scharf und isolirt aus der Hochebene hervor, in der Form eines langgestreckten Paralleltrapezes, das sich von N.O. nach S.W. erstreckt, und das auf der Nordseite von zahlreichen Berggruppen und Kegeln eingeleitet wird. Nach Süden wird die Zungenform durch nichts gestört; schroff steigt die Wand aus der Ebene auf; der Parallelismus der obern Fläche mit der Basis ist vollkommen; die westliche und östliche Contour regelmäßig abfallend. In der Entfernung von mehreren Stunden bis zu einem halben Tage schließen sich an den Tümmo zwei kleinere Berge derselben Form an, welche „Töchter des Tümmo“ (Tümmo Dhoba) genannt werden.

Was die Structur des Tümmo betrifft, so ist die Grundlage Kalkstein, auf ihm erheben sich Sandsteinfelsen von wilder, oft riesiger Form. Auf der Oberfläche finden sich nicht selten auch Basaltblöcke. Das Ganze wild, zerrissen, mit tief einschneidenden Thälern, schwierig zu passiren, also seinen Namen (El War) mit Recht führend.

Sein Wasser ist köstlich und quillt unter riesigen Sandsteinfelsen hervor. Es finden sich fünf Wasserlöcher, deren einige jedoch, da sich Niemand um ihre Instandhaltung kümmert, verschüttet sind.

Was die Erhebung des Tümmo über dem Niveau des Meeres anbelangt, so findet sich seine Basis circa 2000 Fuß hoch, seine höchsten Bergkegel jedoch nahezu 3000 Fuß. Vergleicht man diese Höhe mit der der umliegenden Hochebenen, z. B. Aloota Ku, so findet man, daß letztere zwischen beiden liegt, circa 2500 Fuß hoch, also ungefähr die Höhe der eigentlichen Tümmomasse, welche von den einzelnstehenden Kegeln überragt wird, erreicht, was ja auch der erwähnten Zungentheorie ganz entspricht.

Der Paß, über welchen man nach Süden gelangt, ist schwierig, und hat dem Gebirge seinen Namen „El War“ verschafft. Er erstreckt sich nach S.W., da man die steile Hinterwand nicht überschreiten kann, und theilt sich in seiner zweiten Hälfte in zwei Wege, von denen der westliche nach Ka'uar (Bornustraße) führt, und der direct südlich führende uns nach Tibesti bringen sollte.

Von hier sollte ich also unbekannte Gegenden betreten, freilich bewohnt von diebischen, verrätherischen, gewaltthätigen Einwohnern, welche ich jedoch im Vertrauen auf meine Begleitung noch nicht sehr fürchtete.

Wir verließen den Tümmobrunnen am Sonntag, den 27. Juni, Nachmittags 5 Uhr, und hatten die Ebene zu Füßen des Gebirges um 8 Uhr Abends erreicht.

* * *

Zwischen dem Tümmo und den ersten bewohnten Flußthälern von Tibesti sollten nach unserm Führer Kolokomi die Berge und Flüsse von Afafi liegen mit reichem Kameelfutter und verschiedenen Brunnen ausgezeichneten Wassers.

Den ersten derselben sollte man in zwei guten Tagemärschen von Tümmo aus erreichen. Ihm strebten wir zu, über steinige Hammada, jungfräuliches, fast nie von Menschen betretenes Terrain. Keine Wegspuren leiten die Schritte des Wanderers, keine auffallend geformten Berg- und Felsgruppen können ihm als Wegweiser dienen („Alem“). Am ersten Tage zogen wir auf hügeligem Terrain, hartem Kies- oder Felsboden, mit Steinen besäet, hier und da durch Sandansammlung mit einiger Vegetation unterbrochen, dahin, und verbrachten die Tageshitze auf solcher mit Had bewachsenen Sandinsel. Der Steinbelag des Bodens ward Nachmittags häufiger, schwarzer Sandstein ruhte hier und da auf dem Felsboden, und weite Strecken waren wie gepflastert oder regelmäßig belegt mit großen Platten grauen, schieferigen Kalksteins. Abends nach Sonnenuntergang herrschte dann wieder weicheres, kalkiges, lebhaft gehügeltes Terrain vor. Wir lagerten erst gegen 9 Uhr Abends, und empfingen hier von Kolokomi die mich etwas mit Argwohn erfüllende Weisung, nicht so verschwenderisch mit dem Wasser umzugehen. Auf nur zwei wasserlose Tage rechnend und im Besitze von sechs Wasserschläuchen glaubten wir keinerlei Ursache zu haben, sparsam mit unserm Vorrathe umzugehen, und fast vier Schläuche waren geleert *).

Am nächsten Morgen, den 29. Juni, brachen wir gegen 5 Uhr auf, durchzogen eine gehügelte Ebene, bedeckt mit schieferigem Kalkstein, die Hügel, wahre Zungen, von einerlei Höhe und einerlei Gestalt. Trotz der großen Einförmigkeit trug das Ganze einen Charakter von ursprünglicher Wildheit, einem regellosen Durcheinander, wie am ersten Schöpfungstage. Vorwaltend ist die noch weniger regelmäßige Pflasterung der Hammada mit großen, grauschwarzen, metallisch klingenden Platten. Zwischen ihnen eine kümmerliche Vegetation, augenblicklich gänzlich verbrannt und vertrocknet. Von Zeit zu Zeit dann wieder ein Thal, halb mit Sand ausgefüllt und mit Sand- und Kalksteinhügeln besetzt, wahre Kalk- und Gypslager bergend; dann wieder kleine gemeine, nackte, kahle Hammada, oder eine Terrainsenkung mit Hadvegetation, durch den Mangel an Feuchtigkeit und die glühende Sonne jetzt versengt und vertrocknet.

Kurz vor Sonnenuntergang tauchten am fernen südlichen und südöstlichen Horizonte einzelne blaue Kegel, dann eine blaue Berglinie auf, welche das nächste Ziel unserer Wanderung darstellten. Sicherlich lag es in größerer Entfernung, als Kolokomi ursprünglich gesagt hatte; und die fieberhafte

*) Diese Schläuche, Grib, Singular Girba, genannt, sind sorgfältig verschlossene, innen gegerbte Ziegenhäute, deren die geschätztesten aus dem Sudan kommen und dann mit 1 bis 2 Thalern bezahlt werden.

Hast, mit welcher er vorwärts drängte, erfüllte mich mit banger Ahnung. Auch bei vollständig hereingebrochener Nacht verweigerte er jede Rast, ohne Rücksicht auf unsere Kameele, welche schwer beladen seit zwei Tagen ohne Nahrung waren. Zunächst war er des Weges nicht sicher, wie man deutlich aus seinem Gebahren ersehen konnte, und dann fürchtete er, die Brunnen Afafis, welche nichts sind als natürliche Cisternen, Reservoirs von Regenwasser in den Sandsteinfelsen, möchten nach der langen Regenlosigkeit leer sein. Letzterer Fall würde unsern sichern Tod bedeuten, denn Niemand reist im Hochsommer wasserlos länger als zwei Tage in diesen Gegenden. Zwischen 9 und 10 Uhr Abends stellte sich unserm weitern Vordringen das Massif eines Gebirges entgegen, das wir unter unglaublichen Anstrengungen und rastlosen Angriffen während der ganzen Nacht vergebens zu übersteigen versuchten. Erschöpft standen wir gegen 3 Uhr Morgens von dem eitlen Beginnen ab und ruhten bis Tagesanbruch, wie wir besser schon lange hätten thun sollen. Noch ein Versuch, einen über das Gebirge führenden Paß zu entdecken, scheiterte, und jetzt endlich verfielen wir auf die einzig vernünftige Auskunft, die Umgehung der Berggruppe. Dieselbe war Morgens gegen 8 Uhr ausgeführt, und in weiter Ferne vor uns lagen in S.S.O. die Berge von Afafi, welche den ersehnten Brunnen bargen. Noch hatten wir einen halben Schlauch Wasser, kümmerlicher Vorrath für zehn Personen während eines vollen Tages. Die letzte Nacht hatte die Kameele furchtbar mitgenommen, wenigstens die meinigen, weniger die Tibbukameele Kolokomi's und Bu Sid's, welche weniger beladen waren und denen Bergsteigen eine alte Gewohnheit ist. Wir ruhten während der Tageshitze von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, während welcher Zeit dieser Wasservorrath gänzlich aufgezehrt wurde, ohne uns zur Erquickung zu genügen, und strebten dann mit der Kraft der Verzweiflung durch Schluchten und über Felsen, über Stein und Sand den fernen Felsen zu, nur zu oft durch die Schwierigkeit des Terrains zum Umkehren genöthigt, sowie die Richtung zu wechseln und Hindernisse zu umgehen.

Klug gemacht durch die nutzlose Kraftvergeudung der letzten Nacht, weigerte ich mich nach eingebrochener vollständiger Dunkelheit weiter zu marschiren und drang darauf, den Aufgang des Mondes abzuwarten. So ruhten wir, ohne Speise und Trank zu uns zu nehmen (wie auch am Tage zuvor), einige Stunden unter der erfrischenden Kühle der Nacht und setzten kurz nach Mitternacht unsern Weg fort. Thiere und Menschen gaben deutliche Spuren übergroßer Ermattung kund, ebensowohl Folge der großen Anstrengung, als der mangelhaften Nahrung und der unzureichenden Wasserzufuhr. Schon blieb von Zeit zu Zeit dieser und jener zurück und konnte nur durch gewaltsame Aufrüttelung zur Fortsetzung des Marsches gezwungen werden, so daß zur Furcht vor den Qualen des Durstes noch die Besorgniß um das Leben meiner Begleiter kam. Noch rückte uns der hoffentlich wasserspendende Berg nicht wesentlich näher. Ich entschloß mich also gegen Sonnenaufgang, in Anbetracht der Schwäche der Leute, das Gepäck im Stiche zu lassen, mit allen zu Kameel zu steigen und so hoffentlich den Brunnen zu erreichen. Gesagt, gethan. Voran Kolokomi auf seinem Mähäri mit Byrßa, dann Bu Sid, ebenfalls auf schlankem Tibbukameel, dann ich selbst, Giuseppe Valpreda, Ali Bu Bekr mit der Hündin, und Mohammed-el-Gatroni mit Saad schlossen den Zug, dessen Glieder keineswegs nahe bei einander blieben. Der Neffe Kolokomi's, Wolla, und der Diener Bu Sid's, Guelma, waren zurückgeblieben und konnten nicht aufgefunden werden.

Von den zwei Hunden, welche mich begleiteten, mußte die arabische Wachtelhündin stets zu Kameel transportirt werden. Schon ehe sie Gatron erreichte, hatten der kiesige Sand und die Temperatur desselben ihre Fußsohlen der harten Haut beraubt und in Wunden umgewandelt. Der andere, ein Windhundbastard, für den ich dasselbe Schicksal fürchtete, weigerte sich hartnäckig, zu Kameel zu steigen, obgleich ihm die Hitze und Ermüdung Tag für Tag ein lebhaftes Wimmern und Klagen auspreßte.

Kolokomi und Bu Sid enteilten Dank ihren Mähäri (Rennkameelen) bald unseren Blicken; eine ununterbrochene Züchtigung unserer Kameele vermittelst dicken Knittels setzte uns mühsam in den Stand, ihren Spuren zu folgen. Um 7 Uhr endlich eröffnete sich vor uns das weite, tiefe Bett eines Flusses, dessen Anblick unsern Muth neu anfachte und uns mit neuer Energie belebte. Denn nicht allein wußten wir, daß der heißersehnte Brunnen am Ursprunge dieses Flusses lag, sondern verriethen uns auch die nicht zu alten Spuren von Kameelen, Eseln und wilden Thieren (Gazellen, Antilopen, besonders Beggar-el-Uaschi), daß sicherlich noch in jüngster Zeit Wasser in der Nähe war. Zum ersten Male sah ich hier übrigens den rigorösen Eindruck des Straußfußes im Sande. Doch jetzt erhob sich der größte Feind des vom Verdunstungstode Bedrohten, die Sonne. Vor ihren Strahlen entschwand die momentane Energie und die freudige Hoffnung, mit denen uns der Anblick des Flusses erfüllt hatten; furchtbarer Durst stellte sich ein, die Mund-, Rachen- und Kehlkopfschleimhaut wurde ihrer letzten Feuchtigkeit beraubt und die Ermattung wurde grenzenlos. Außerdem trugen die Kameele der wahrscheinlichen Nähe des Brunnens gar keine Rechnung, sondern kokettirten in beunruhigender Weise mit den Talhabäumen, welche hier und da durch ihr saftiges Grün das Auge erfrischten und durch ihren dichten Schatten zur Rast einluden. Zweimal deponirte mein armes ermattetes Thier trotz meiner Schläge seine müden Glieder unter einer solchen Akazie, und zweimal gelang es mir, durch Verdoppelung der Züchtigung den armen Renner (lucus a non lucendo) zur Fortsetzung des qualvollen Marsches zu bewegen. Doch als dasselbe um 9 Uhr zum dritten Male niederkniete, entfaltete es den ganzen Eigensinn seiner Species, und war durch keine Prügel zu bewegen, den sauer erworbenen Schatten aufzugeben.

Ich war schon abgeschwächt genug, um im Geheimen mit dem Entschlusse meines Trägers zufrieden zu sein und mich ebenfalls des Schattens zu erfreuen. Als die Kameele der übrigen nach und nach eintrafen, folgten sie ohne Zaudern dem Beispiele ihres Vorgängers, und krochen mit ihrer menschlichen Bürde unter die Akazie. Bald waren wir alle vereint und beschlossen bis gegen Abend im Schatten zu verweilen, um dann zu versuchen, mit dem Reste unserer Kräfte den Brunnen zu erreichen, wenn bis dahin Kolokomi und der Merabet kein Wasser gesendet haben sollten. Letzteres hoffte ich von ganzem Herzen und suchte meinen Gefährten diese Hoffnung so sicher und wahrscheinlich als nur möglich darzustellen.

Leider gelang es mir nicht, auf diese Weise die Lebensgeister Ali's und Saad's aufzumuntern. Der Erstere verfiel schnell in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit, der mir so ernstliche Besorgniß einflößte, als der erwachende Egoismus der Lebensgefahr zuließ; während der Letztere mit decomponirten Gesichtszügen nur von seinem nahen Tode sprach, mir für den Fall meiner Rettung seine Familie anempfahl, nicht ohne Worte des Vorwurfs für mich einfließen zu lassen, ihn in ein so gräßliches Land geführt zu haben, und sich durch heiße, laute Gebete zum Eintritte ins Paradies vorbereitete. Mohammed-el-Gatroni klammerte sich rigorös an seine einfache fatalistische Philosophie, während Giuseppe

Valpreda mit Zusammenraffung seiner letzten Kräfte sich anschickte, zu Fuß den Brunnen zu erreichen.

Ich selbst verfiel in einen Zustand von Halbschlummer, in eine unbestimmte Träumerei, welche, wenn nicht die unangenehme Trockenheit im Munde und Rachen und ein beständiger Harnzwang gewesen wäre, hätte süß genannt werden können. Meine ganze Jugendzeit zog mit allem, was mir in ihr lieb und theuer gewesen war, an meiner Seele vorüber; der zahlreichen Freunde, die mich so ungern zu der gefahrvollen Reise hatten scheiden sehen und denen ich so viel mehr Freundlichkeiten und Freundschaftsbeweise verdankte, als ich ihnen erwiesen hatte, gedachte ich dankbar und schmerzlich, und meine ganze Hoffnungskraft lehnte sich gegen ein so frühes Ende meiner Reisenden-Laufbahn energisch auf. So lag ich in träumendem Halbschlummer, nur zuweilen aufgerüttelt durch zu innige Gebete Saad's, oder die stechenden Sonnenstrahlen gezwungen, meinen Platz zu ändern. Als der Nachmittag herankam und kein Wasser sich zeigte, begann auch meine Hoffnung zu erblassen; wahrscheinlich hatten unsere voraufgeeilten Begleiter kein Wasser gefunden und suchten in weiterer Ferne, dessen wir für die nächste Zeit so dringend bedürftig waren.

Da, war es ein Traum, war es ein Spiel meiner krankhaft erregten Phantasie? Eilte dort nicht mit schnellen Sprüngen ein großer Ziegenbock, einen Menschen auf seinem Rücken tragend, herbei und gerade auf unsere Gummiakazie zu? Freilich war es ein Mensch, doch der Ziegenbock verwandelte sich glücklicherweise in einen Mähäri, der zwei Schläuche Wassers trug, ein Anblick, der unseren abgeschwächten Gemüthern Thränen der Rührung auspreßte. Es war Byrssa auf dem Kameele Bu Sid's, der uns den Göttertrank zutrug. Dieser Göttertrank freilich wäre unter anderen Verhältnissen von Niemandem angerührt worden, so schmutzig und voll fremder Bestandtheile war er; doch uns schien er ein Göttertrank, und unsere Lippen bebten keineswegs vor den verwesten Materien in ihm zurück. In wenigen Minuten waren die Schläuche geleert; Mund- und Rachenschleimhaut hatten ihre normale Feuchtigkeit wieder erlangt; die heisere Cholerastimme (die übrigens nur wir beiden Europäer darboten) hatte dem natürlichen Timbre Platz gemacht; der lästige Drang zum Uriniren verschwand durch Zauberschlag, und Alles war Glück und Ruhe und Hoffnung. Auch die beiden Hunde waren nicht vergessen worden, und Byrssa hatte auf seinem Wege zu uns den fehlenden Giuseppe unter einem Felsen hingesunken gefunden und reichlich mit Wasser versehen. Ich sank darauf in den gesundesten, tiefsten, angenehmsten Schlaf, den ich je im Leben schlief; so tief, daß ich beim Erwachen längere Zeit bedurfte, um mich in Zeit und Ort zurechtzufinden.

Abends spät erwachte ich, und dann kamen Kolokomi und Bu Sid mit knappem Wasservorrath, vom Brunnen berichtend, daß er nicht genug Wasser für uns und unsere Kameele zu liefern im Stande sei. Ersterer sprach von einem andern Brunnen in der Nähe, den er wisse und aufsuchen wolle, während die Kameele das vorhandene Wasser tränken und das im Stiche gelassene Gepäck herbeiholten. Es war Donnerstag Abend, also länger als vier Tage, seit die Kameele zum letzten Male tranken ohne zu fressen, bei harter Arbeit: viel zu viel, selbst für ein so mäßiges Thier. Seine Mäßigkeit im Trinken ist übrigens in der Heimath übertrieben, und im Fressen ist ein Kameel nichts weniger als mäßig. Zwei bis drei Tage ohne Nahrung bringen das Wüstenschiff rasch herunter, und wenn dasselbe länger als vier Tage ohne Wasser bleibt, so wird die Sache bedenklich. Am nächsten Morgen gaben wir dem stärksten meiner Kameele einen halben Schlauch Wasser und sandten dasselbe mit den beiden Kameelen Kolokomi's und Bu Sid's, welche je Tags zuvor am Brunnen getrunken hatten, zur Herbeiholung der Sachen, während Ali und Saad die restirenden drei Wüstenschiffe zum Brunnen führen sollten, um das indeß nachfiltrirte Wasser zu saufen und uns zu verproviantiren.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

KARTE des JUKON oder KWICH-PAK FLUSSES.

Die Mündungen des Flusses sind nach Skizzen von Mr. E. E. Smith, (Western Union Telegraph Expedition.)
Der untere Lauf nach Aufnahmen des Lieutenant Zagoskin, R.I.N und andern Angaben.
Der obere Lauf bis Fort Jukon nach Messungen und Notizen von Mr. F. Whymper.

NORTON SUND

BEHRINGS MEER

GROSSER OCEAN

ALËUTEN INSELN

Globus, XVI. Braunschweig Friedrich Vieweg & Sohn.
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.